DAS TAGE-BUCH

Herausgeber: Stefan Großmann

Geleitet von
Stefan Großmann und Leopold Schwarzschild

Berlin 1926
7. Jahrgang
1. Halbjahr

* STEFAN GROSSMANN * ERSCHEINT JEDEN SONNABEND * TAGEBUCHVERLAG M·B·H * JAHRGANG 7 HEFT 1 * HERAUSGEBER *

DAS TAGEBUCH

geleitet von
Stefan Großmann und Leopold Schwarzschild

BERLIN, 2. Januar 1926

INHALT:

Einzelverkaufspreis 60 Goldpfennige

DAS TAGE-BUCH

GELEITET VON

STEFAN GROSSMANN UND LEOPOLD SCHWARZSCHILD

INHALTS-VERZEICHNIS

Jahrgang / 1. Halbjahr

1926

POLITIK, GESCHICHTE, WIRTSCHAFT:

*) Wo nach der Seitenzahl eine zweite Zahl in Klammern steht, gibt diese zweite Zahl die Seite an, auf der der Beitrag zu finden ist.

KUNST, LITERATUR, PHILOSOPHIE, WISSENSCHAFT:

FILM:

DICHTUNGEN, SATIREN, APHORISMEN:

GLOSSEN:

ZEICHNUNGEN:

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, erste Januarwoche.

Sieben Jahre seit Ende 1918, — eine biblische Zahl: die sieben mageren Jahre! Dürfen wir, in verkehrter Chronologie, von nun an auf die sieben fetten hoffen? Das Buch der Wunder, obwohl Prediger es dazu benutzen, eignet sich kaum für zeitgenössische Gleichnisse. Um so häufiger ist das Buch der Geschichte aufgeschlagen worden; und wenn wir uns der beliebtesten aller Analogien entsinnen, so war es die von Jena und Leipzig, von der Niederlage 1806 und der Befreiung 1813, — auch dies in der Tat ein siebenjähriger Zeitraum. Aber es scheint, daß mit der Ebbe der großen Papiergeldüberschwemmung auch einige andere papierene Angelegenheiten in Mißkredit geraten sind. Sogar in Volksversammlungen ist mindestens das eine schon unmöglich geworden: die schlichte Empfehlung, einfach Gneisenau-Yorck zu kopieren. Mit dem berühmten Krümpersystem, zum Beispiel, ist es offenkundig nichts gewesen. Wir haben es, als „schwarze Reichswehr", ja ziemlich großzügig schon gehabt. Aber es war, wie man sieht, nicht gerade für napoleonische Kämpfe geeignet, hat zu nichts getaugt, als zu einigen Hunderten ganz bescheidener, inländischer Meuchelmorde und konnte infolgedessen selbst durch Geßler-Gneisenaus liebevolle Fürsorge nicht davor bewahrt werden, mit pestilenzialischem Verwesungsgestank in sich zusammenzubrechen. Nachdem so der Gedanke, der für primitivere Gehirne das Kernstück der ganzen Befreiungsgeschichte ausmacht, ziemlich heftig kompromittiert worden ist, versteht man, daß es recht still um diese denkwürdige Epoche geworden ist und daß die lehrreichen Vergleiche und Verheißungen sehr viel spärlicher fließen als ehedem. Auch wir schwärmen nicht unbedingt für Orakelsprüche aus den Gedärmen von Schlossers Weltgeschichte. Aber warum Nutzanwendungen verschmähen, wenn sie nicht herbeigeschleift werden müssen, sondern sich aufdrängen? Nach sieben Jahren war Preußen, das isoliert geschlagene, so weit, nicht mehr isoliert zu sein, sondern Mit-

glied einer Weltkoalition; diese Weltkoalition, nicht Gneisenaus Krümpersystem, half ihm in Freiheit und neuen Aufstieg. Unseren Krümper-Enthusiasten ist das nie gedämmert; ihre Verkündigung war, Deutschland müsse weiter isoliert bleiben, und es möge mit Freikorps noch einmal versuchen, was ihm mit Armeekorps mißlungen war. Aber nach sieben Jahren sind wir wenigstens so weit, diesen Isolierungswahnsinn ziemlich überwunden zu haben; auch Deutschland steht wieder an der Schwelle einer Weltkoalition; und es scheint uns kein wesentlicher Unterschied, daß sich diese Koalition nicht mehr, wie damals, gegen ein gemeinsam gefürchtetes Konkretum richtet, das den Namen Bonaparte trug, sondern gegen ein gemeinsam gefürchtetes Abstraktum, das in Volkesmund derb der Dalles genannt wird. Sieben Jahre sind heute eine kürzere Frist als anno 1813; und während die Methoden, mit denen der Europaschreck Napoleon zu überwinden sein würde, im Prinzip schließlich seit grauer Vorzeit feststanden, gibt es noch keine annähernd ausreichende Kenntnis der Methoden, mit denen der Europaschreck Dalles überwunden werden könnte. Aus diesen Gründen sind wir, nach dem Jena von 1918, noch nicht bei dem Leipzig von 1925 angelangt, — der Feind ist noch nicht geschlagen, ja, die Feindseligkeiten sind noch nicht einmal eröffnet. Aber das Kontinentalbündnis, das der Befreiung vorausgehen muß, zeichnet sich immer deutlicher ab. Und Deutschland hat seine neuen Yorcks in Tauroggen, obwohl ihre Konventionen, heute wie damals, von manchem, der erst kommen wird, wenn alle, alle rufen, vorerst noch Hochverrat genannt werden.

Artikel 109 der Deutschen Reichsverfassung bestimmt: „Titel dürfen nur verliehen werden, wenn sie ein Amt oder einen Beruf bezeichnen; akademische Grade sind hierdurch nicht betroffen.“ Ob es eine kluge Bestimmung ist oder nicht, bleibe unerörtert. Jedenfalls steht sie klar und gültig in einem Dokument, das, soweit uns bekannt, ebenfalls noch immer nicht anulliert ist. Was geschieht also angesichts des zugleich albernen und herausfordernden Wolkenbruchs von Titeln, den die königl. bayerische Freistaats-Regierung zu Weihnachten über ihre Untertanen niederplatschen ließ? Auch dem behendesten juristischen Taschenspieler wird es mißlingen, diese Hunderte von geheimen und nichtgeheimen Kommerzien-, Oekonomie-, Kultur-, Arbeits- und Herz-was-begehrst-du-sonst-noch-Räten in Sinn und Wortlaut der Verfassung hineinzuinterpretieren.

Diese Titel bezeichnen kein Amt, denn ihre Träger werden keine öffentlichen Funktionäre, sie haben weder die Pflichten noch die Rechte von Beamten. Sie bezeichnen auch keinen Beruf, denn wenn das zuträfe, müßte jeder, der im gleichen Beruf steht, die gleiche Bezeichnung erhalten. Und sie haben endlich, das braucht wohl nicht erst bewiesen zu werden, auch nichts mit einem akademischen Grad zu tun. Was also kann erwidert werden, wenn jemand die bayerische Regierung anklagt, offen, wissentlich und mit Vorsatz die Reichsverfassung verletzt zu haben? Nicht einmal vor dem befangensten Staatsgerichtshof zum Schutze der Antirepublik vermöchte dem Ankläger ein Haar gekrümmt zu werden. Und wie wird die Reichsregierung sich verhalten, wenn sie durch eine Interpellation vor die Frage gestellt wird, warum sie (die im Falle Sachsen und Thüringen so ganz anders zu verfahren wußte) gegen die bayerische Verfassungsverletzung nichts getan habe; oder wenn sie durch Initiativantrag aufgefordert wird, wenigstens jetzt noch mit allen Mitteln einzuschreiten? Wir hören die Antwort: Geringfügiger Fall, —Stammeseigenart, — unverbrüchliche Treue. Aber wir halten den Fall mitnichten für geringfügig. Es ist ein Versuch, der später weitergetrieben werden kann, — ein Experiment im Kleinen zur Wiederholung im Großen! In solchen Fällen pflegt man zu sagen: Principiis obsta, widersetze dich schon beim ersten Schritt! Und man pflegt es umsomehr zu sagen, je weniger der andere Teil in einer Zwangslage war, je mehr er selbst also, ohne Not, den Willen zeigt, es einmal darauf ankommen zu lassen. Wird die Interpellation und der Initiativantrag also vorgebracht werden? Es gibt einige Parteien, die allen Anlaß hätten, sich der Sache ernstlich anzunehmen. Vielleicht kommen sie noch auf den fernliegenden Gedanken!

Man stelle sich vor, ein Journalist habe ein Theaterstück geschrieben, bei der Aufführung fällt es als unzulänglich durch und nun beschließt die Redaktion, die Kritik des Stückes von jenem Journalisten schreiben und anonym erscheinen zu lassen, der das miserable Stück geschrieben hat. Der saubere Autor und Kritiker würde aus seiner Standesorganisation mit Schimpf und Schande ausgestoßen werden. Was aber sagen unsere ehrenwerten Richtervereine zu jenem Kollegen, der ein Mitverüber des schändlichen Fehlurteils im Falle Wandt gewesen ist und der, nachdem dieser wahrhaft skandalöse Rechtspruch vor aller Welt durchgefallen ist und sogar der nicht sehr leicht bewegte Oberreichsanwalt Ebermeyer die Wiederaufnahme des Verfahrens beantragt hatte, die Stirn behält, als Referent über eben

jenes Urteil zu fungieren, das er selbst verfaßt oder mitverfaßt hat? Der Autor als Kritiker seines eigenen Opus. In jeder Journalistenvereinigung hätte man den Herrn Kollegen, der so wenig moralischen Takt zeigt, einfach hinausgeworfen. Die Herren Richter, in ihrem stumpfen Sittlichkeitsgefühl, nehmen es hin, dulden es und billigen es wohl gar, daß über das Wiederaufnahmegesuch im Falle Wandt ein sogenannter Richter im vierten Senate des einst angesehenen Reichsgerichts als Berichterstatter wirkte, der selbst im dritten Senat das schmachvolle Urteil erzeugt hatte. . . . . Zu dieser widrigen Komödie gehört es noch, daß das wichtigste Beweisstück für die Unschuld des Heinrich Wandt auf dem Wege vom Reichswehrministerium zum Reichsgericht gestohlen worden ist. Es hätte doch, sollte man glauben, ohne viel Gehirnschmalz herausgefunden werden können, wer diese Urkunde gestohlen hat; und man sollte meinen, daß die edlen Herren im Reichswehrministerium wie ihre würdigen Gesinnungsgenossen im Reichsgericht ein Interesse an der Feststellung des Diebes haben müßten, der entweder in dem Prunkpalast in Leipzig oder in Geßlers Neubau in der Bendler Straße zu suchen war. Welche R e c h t s v e r z w e i f l u n g muß jeden Deutschen erfassen, wenn er mit ansieht, daß das Reichsgericht über den Diebstahl des wichtigsten Unschulddokumentes mit schläfrigem Gleichmut hinweggeht, statt wenigstens, aus Reputationsgründen, die Entscheidung bis zur Wiederherbeischaffung des verschwundenen Dokumentes zu vertagen? Rechtsverzweiflung jedes Deutschen? Aber solange wir einen Reichstag haben, der diese Verbrechen an der Rechtsseele des Volkes mit würdigem Phlegma hinnimmt, solange freilich können unwürdige Richter ihr die Nation beschämendes Gewerbe fortsetzen. Spüren die Herren Hermann Müller, Rudolf Hilferding, Kurt Rosenfeld, die Marx, Kahl und Fehrenbach, die Schücking, Haas und Brodauf nicht, daß ihre trostlose Langmut schuld ist an dem ungestörten Verfall der deutschen Strafjustiz! Wäre sittliches Feuer in allen diesen phlegmatischen und erstorbenen Seelen, der Reichstag müßte in jeder Session sein strenges Strafgericht über die Entartung der Richter, über die Abtötung des Rechtsglaubens in der ganzen Bevölkerung führen. Wäre dieser Reichstag nicht moralisch tot, wären nicht alle Parteien von Grund aus alt und phlegmatisch, längst hätte ein parlamentarischer Ausschuß geschaffen sein müssen, der an der Hand der unerträglichsten Fehl- und Bluturteile, die Frage der A b s e t z b a r k e i t d e r R i c h t e r, die ihr Amt mißbrauchen, endlich aufrollte. Die Herren Ministerkandidaten von rechts und links stellen Programme über Programme auf — inzwischen verfault die deutsche Justiz und keiner der strebenden Herren wagt im Sitzungssaal auch nur zu sagen, geschweige denn zu begründen, daß es und warum es und wie es über unsere Grenzen hinaus stinkt.

* * *

ANGEKLAGTER HOLSTEIN

Die Veröffentlichungen der letzten Wochen, die dargetan haben, daß Geheimrat Baron Holstein seine intime Kenntnis der deutschen Außenpolitik jahrzehntelang zu privaten Börsengeschäften mißbrauchte, werfen neues Licht auf ein trauriges Kapitel des deutschen Kaiserreiches: auf den Arnimprozeß. Wenn man nach der Lektüre der Weisungen, die Baron Holstein seinem Bankier vor und während jeder Staatsaktion gegeben hat, den Schlüssel zu dieser unheimlichen Seele gefunden hat, und wenn man dann die Akten des Gerichtsverfahrens gegen Arnim in die Hand nimmt, so findet man deutlicher als je, daß Graf Harry von Arnim, neben Bismarck der weitaus überragende Kopf des neuen Deutschen Reiches, keinem anderen als dem „Manne mit den Hyänenaugen" zum Opfer gefallen sein kann.

Im zweiten Bande der „Gedanken und Erinnerungen", — in dem Kapitel „Intriguen", — äußert sich Bismarck ausführlich zu dem Prozeß, dem der ehemalige deutsche Botschafter in Paris erlegen ist. Bismarck erklärt ausdrücklich, daß er das Urteil zu hart gefunden habe, — nicht nur die fünf Jahre Zuchthaus, die in zweiter Instanz verhängt wurden, sondern sogar schon die neun Monate Gefängnis der ersten. Aber er fährt mit einer Bemerkung fort, deren wirkliche Bedeutung erst jetzt ganz verstanden werden kann:

> „Dieses Erkenntnis würde ich nur dann für adäquat gehalten haben, wenn der Verdacht erwiesen gewesen wäre, daß der Verurteilte seine Verbindungen mit dem Baron Hirsch dazu benutzt hätte, um die Verzögerung der Ausführung seiner Instruktionen Börsenspekulationen dienstbar zu machen. Ein Beweis dafür ist in dem Gerichtsverfahren weder geführt noch versucht worden. Die Annahme, daß er lediglich aus geschäftlichen Gründen die Ausführung einer präzisen Weisung unterlassen habe, bliebe immerhin zu seinen Gunsten möglich, obschon ich mir den Gedankengang, dem er dabei gefolgt sein müßte, nicht klar machen kann. Der erwähnte Verdacht ist aber meinerseits nicht ausgesprochen worden, obschon er dem Auswärtigen Amte und der Hofgesellschaft durch Pariser Correspondenzen und Reisende mitgeteilt worden war und in diesen Kreisen kolportiert wurde."

Börsenspekulationen des Botschafters Arnim? Und mitgeteilt durch „Pariser Correspondenzen"? Hier erinnert man sich plötzlich, daß zu jener Zeit kein Anderer als Holstein Botschaftssekretär in Paris war; und daß ein großer Teil des Materials, das gegen Arnim ins Treffen geführt wurde, tatsächlich von diesem treuen Diener seines Herrn stammte. Es

wird weiter unten noch zu sehen sein, welche Rolle sogar dies von Bimarck benutzte Wort „Correspondenzen“ im Arnim-Prozeß spielte! Liest man heute diese vagen Andeutungen Bismarcks über Arnim’sche Börsenspekulationen (— die dem Auswärtigem Amt durch „Pariser Correspondenzen“ mitgeteilt worden seien —) so kann man keinen anderen Schluß mehr ziehen, als daß Herr von Holstein, in bekannter „Haltet den Dieb“-Manier, den Amtsmißbrauch, den er selbst ständig betrieben, einfach seinem Chef nachsagte. Er wußte, daß man in Berlin Böses über Arnim hören wollte; er war beauftragt (oder fühlte sich beauftragt), diskreditierendes über ihn zusammenzubringen; es war also ein einfacher psychologischer Vorgang, daß seine Phantasie sich vor allem auch an den Handlungen entzündete, die er selbst fortgesetzt zu begehen pflegte, und daß er, Börsenspekulant der er war, dem Grafen Arnim zunächst einmal nachsagte, er spekuliere.

Der Zusammenhang zwischen den „Verbrechen“ des Grafen Arnim und der unterirdischen Tätigkeit seines Botschaftssekretärs von Holstein, — schon immer eine kaum abzuleugnende, noch niemals aber positiv nachgewiesene Tatsache — wird so mit einem neuen, kräftigen Indizium belegt. Welcherart waren aber diese „Verbrechen“ und aus welchem Rechtsgrund erfolgte die Verurteilung? Bismarcks Zorn gegen Arnim rührte ursächlich wohl daher, daß Arnim in Paris eine andere Politik für richtig hielt als Bismarck, und daß er diese seine abweichende Politik auch in direkten Briefen an den König empfahl. Aber das war schließlich kein Grund für einen Prozeß. Auch andere Vorfälle kleinerer Art spielten keine Rolle: zum Beispiel eine an sich ziemlich belanglose Nachricht im Brüsseler „Echo du Parlament“, die tatsächlich von Arnim herrührte, deren Urheberschaft Arnim dem Auswärtigen Amt aber abstritt. (Es ist wahrscheinlich, daß Holstein selbst seinem Chef diese Notiz anriet, ihn gleichzeitig aber in Berlin zur Anzeige brachte). Die Anklage, die gegen Arnim erhoben wurde, behauptete vielmehr, er habe Akten unterschlagen. Und nur wegen dieses Deliktes ist die Verurteilung schließlich erfolgt. Dabei stützte sich die Anklage auf drei verschiedene Kategorien von entführten Akten, und es ist wohl im Auge zu behalten, daß das Gericht wegen der beiden ersten dieser Kategorien zu einem Freispruch kam. Die sogenannten Konfliktsakten, d. h. der private Briefwechsel Arnims mit Bismarck, wurden als persönliches Eigentum Arnims anerkannt. Von den Akten des römischen Konzils, die er aus Paris mitgenommen hatte, wurde angenommen, daß er sie wieder zurückzuerstatten beabsichtigte. Das eigentliche Gravamen dagegen bildeten Aktenstücke, über deren Verbleib

Graf Arnim überhaupt keine Auskunft geben konnte und deren Mitnahme er auf das Hartnäckigste bestritt. Einige von diesen Akten wurden dennoch unter seinen Papieren gefunden, und seiner Behauptung, daß er selbst nicht wisse, wieso sie dahingekommen seien, wurde kein Glauben geschenkt. Die anderen Akten blieben verschwunden, wenigstens weiß die Oeffentlichkeit bis heute nicht, daß sie ans Tageslicht gekommen wären. Ueber diese verschwundenen Akten sagte der Staatsanwalt Tessendorf in der Gerichtssitzung vom 14. Dezember 1874 wörtlich:

„Die dritte Serie betrifft diejenigen Schriftstücke, über deren Verbleib der Angeklagte keine Auskunft erteilen zu können behauptet. Fünf Erlasse und ein Bericht sind später zurückgereicht worden, und ich will zunächst von diesen reden. Die Erklärungen des Angeklagten lauten divergierend.

Im Anfange sagte er: ‚Ich habe sie nicht'; nachher sagte er: ‚Es wäre möglich, daß sie verlegt sind'; dann sagte er wieder: ‚Ich habe alles untersucht und umgekehrt, es ist aber nichts zu finden', und schließlich zeigte er an (darüber gingen Monate ins Land), er habe nichts weiter gefunden, als was er eingereicht habe. Nun findet der Angeklagte jetzt, nachdem die Anklage erhoben war oder erhoben werden sollte, von diesen Schriftstücken eine Anzahl in einem Schreibtisch, der in seiner Abwesenheit in Paris eingepackt und demnächst hier ausgepackt worden ist. Ich halte diese Angabe nicht für glaubhaft. Der Angeklagte sagt: ‚ich bin sehr schnell von Paris abgereist', daraus folgt aber nicht, daß er nicht Gelegenheit gehabt haben sollte, die Erlasse einzupacken. Im Gegenteil, es ist aus anderen Umständen der Beweis zu entnehmen, daß er in der Tat alle Erlasse, die in Frage stehen, selbst eingepackt hat. Ich schließe das aus Folgendem: Die Erlasse waren aufzubewahren in dem Archiv; in dem Archiv sind diejenigen nicht gewesen, die nicht eingetragen waren; der Angeklagte hatte einen Schreibtisch, worin er diejenigen Schriftstücke aufbewahrte, die er nicht ins Archiv legen wollte, und hierin sollen auch die sechs Schriftstücke gefunden worden sein. Nun meine ich, mag der Angeklagte plötzlich oder nicht plötzlich von Paris abgereist sein, diesen Schreibtisch, der diese Schriftstücke enthält, muß der Angeklagte sehr speziell durchforscht haben. Aus diesem Schreibtisch hat er herausgenommen: die Konfliktserlasse, die kirchenpolitischen Erlasse (denn die lagen ja auch darin); er muß also bei diesem Schreibtisch gewesen sein.

Nun wäre es wunderbar, daß in dem Schreibtische die sechs Erlasse sich „verkrümelt" haben sollten; es kann sein, möglich ist es; aber ich halte es für wahrscheinlich, daß er diese Erlasse ebenso in ein Päckchen zusammengepackt hat, wie die andern, in der Absicht, sie mitzunehmen und zu behalten.

Die fehlenden Erlasse sind von großer Wichtigkeit und von großem Interesse. Vielleicht bezieht sich auf ihren Besitz die Aeußerung des Angeklagten gegen den Dr. Beckmann, daß er

Schriftstücke hinter sich habe, deren Veröffentlichung der Reichskanzler fürchte.

Es werden auch keineswegs immer nur einzelne Piecen vermißt, sondern öfter sind die Erlasse und die korrespondierenden Berichte, die zusammen ein Ganzes bilden, verschwunden. Das läßt sich nicht auf einen Zufall zurückführen. Auch sind etliche Schriftstücke eingetragen und folglich in das Archivspind gekommen, gleichwohl aber sollen sie dann im Schreibtisch des Angeklagten verschwunden sein."

Nun, man darf, heute mehr als je, wohl als sicher annehmen, daß bei diesem merkwürdigen Verschwinden und teilweisen Wiederauftauchen von Akten der Botschaftssekretär von Holstein eine ganz wesentliche Rolle gespielt hat, und daß er sich vor allem auch wegen dieses Geheimnisses so lange machtvoll im Amte halten konnte!

Bereits in der Gerichtssitzung vom 10. Dezember 1874 hatte der Verteidiger des angeklagten Grafen Arnim, Rechtsanwalt Dockhorn, geltend gemacht, daß kein anderer als der Botschaftsrat von Holstein es gewesen war, der in Paris die Nachforschungen nach den fehlenden Schriftstücken veranlaßt habe. Herr von Holstein sei im Besitz des Schlüssels zum Archivspind gewesen, Herr von Holstein habe dem Grafen Arnim gestanden, hinter seinem Rücken an das Auswärtige Amt Berichte über ihn erstattet zu haben, welche die Verstimmung zwischen dem Fürsten Bismarck und dem Angeklagten gesteigert hätten; er habe den Angeklagten um Verzeihung gebeten und versprochen, es nicht wieder zu tun. Graf Arnim selbst hatte erklärt, Herr von Holstein habe ihm dieses Geständnis im Dezember 1873 gemacht. Infolgedessen wurde der Baron Holstein vorgeladen und gab in der Sitzung vom 14. Dezember an:

„Ich habe weder an den Fürsten Bismarck noch an sonst jemand Berichte erstattet. Ich habe, wie jeder Mensch in meiner Stellung, Correspondenzen unterhalten und dies dem Grafen Arnim auch gesagt. Er fragte mich zu Ende des Jahres 1872, ob darin von Politik die Rede sei. Ich sagte: Jawohl! Meine Ansichten sind denjenigen Ew. Exzellenz entgegengesetzt, und teilte ihm auf Befragen weiter mit, daß ich im Ministerium Bekannte hätte und mit ihnen Briefe wechselte. Ich sagte ihm auch noch, daß ich mich versetzen lassen würde, wenn er es wünschte. Graf Arnim kam im Herbst nach Paris, ich war damals schon dort und bin heute noch da. Wir alle bewunderten den Grafen. Ich erinnere mich noch jetzt, daß, als ich, ich glaube, es war im April 1872, in Berlin war und der Fürst-Reichskanzler die bestimmte Absicht aussprach, sich zurückzuziehen, ich mit zu denen gehörte, welche sich sagten, wenn Fürst Bismarck einmal gehen will, so ist Graf Arnim der Beste als Nachfolger. Ich glaube sogar, daß ich damals dem Grafen Arnim in dem Sinne geschrieben habe.

Als ich nach Paris zurückkehrte, bemerkte ich, daß Graf Arnim in seinen politischen Anschauungen durchaus abwich vom Fürsten Bismarck. Nach meinen Gesinnungen — ich bin vor 14 Jahren als Attaché bei Herrn von Bismarck eingetreten und habe stets in näheren Beziehungen zu ihm gestanden — waren meine Sympathien im letzten Falle gänzlich für den Fürsten Bismarck. Ich schrieb an verschiedene Bekannte; meine Ansichten waren wie gesagt, der politischen Richtung des Grafen Arnim entgegen. Damals fragte er mich, ob ich Korrespondenzen führte. Ich bejahte es und erklärte mich bereit, mich versetzen zu lassen. Man hat mir mit Bezug darauf fälschlich ein Kinderwort unterbreitet: ‚daß ich es nicht wieder tun wolle'; statt dessen habe ich dem Grafen Arnim gesagt, ich würde mich versetzen lassen, wenn er es wünschte. Graf Arnim sagte mir darauf: ‚nein, bitte, denn ich kann Ihnen das gar nicht verdenken', usw.

Ich ging aus der Unterredung fort mit dem Eindruck, daß Graf Arnim sich sehr hübsch benommen habe, der später anders wurde, als ich hörte, daß Herr Graf von Arnim hier und da sich dahin ausgesprochen habe, ich wäre eigentlich doch wohl mit an dem Unglück schuld, d. h. an dem Konflikt zwischen ihm und dem Herrn Reichskanzler. Wie weit das recht ist, wird ein jeder beurteilen können, der die Aktenstücke gesehen hat. Graf Arnims Berichterstattung war den Ansichten des Herrn Reichskanzlers zuwider. Er hatte Mitte Dezember von Herrn von Balan die Nachricht bekommen, daß der Herr Reichskanzler bei seinen früheren Ansichten bleibe, und fuhr nichtsdestoweniger mit seiner Berichterstattung fort. Darauf kam dann ein unangenehmer Erlaß.

Graf Arnim war im Sommer 1873 von seinem Posten abwesend. Als ich im Herbst nach Berlin kam, fand ich, daß der Krieg zwischen ihm und dem Herrn Reichskanzler ein ganz offener geworden war; es wurde in allen Kreisen davon gesprochen. Ich begriff, daß meine Stellung zwischen den beiden, den amtlichen Verkehr anlangend, eine unmögliche sei.

Etwa Mitte Oktober wurde mir mitgeteilt, der Botschafter habe zu Herrn Dr. Beckmann gesagt: ‚Ich werde meinen Abschied niemals nehmen; geben wird man ihn mir nicht und zur Disposition stellen wird man mich auch nicht, denn ich habe allerlei Schriftstücke hinter mir, deren Veröffentlichung dem Fürsten Bismarck nicht angenehm sein würde'. Diese Aeußerung hat Herr Dr. Beckmann zu verschiedenen Mitgliedern der Botschaft getan.

Im Dezember 1873 kam eines Nachmittags Herr Dr. Landsberg zu mir, den ich schon lange kannte. Er redigiert eine Korrespondenz, welche 35 bis 40 Zeitungen mit Nachrichten versorgt. Mit seinen Nachrichten ist er außerordentlich vorsichtig, deshalb sah man ihn gern auf der Botschaft und gab ihm Nachrichten, weil man wußte, daß er nie etwas verdarb. Als er damals zu mir kam, frug er mich, was ich von der Politik dächte, wo wir eigentlich hinaus wollten. Es war gerade der

Moment, wo die Hirtenbriefe der französischen Bischöfe und die Verhandlungen, welche die Folge davon waren, eine gewisse Unruhe namentlich in der französischen Presse hervorgerufen hatten. Ich sagte dem Dr. Landsberg: Was meinen Sie? Wieso? Er erwiderte mir: ‚Ich bin eben bei dem Grafen Arnim gewesen, er ist davon überzeugt, daß Graf Bismarck den Krieg wünscht. Er, der Graf, halte einen Krieg für ein großes Unglück und erachte es für nützlich, wenn durch die Presse gewarnt würde. Nun wollte Landsberg hören, was ich dächte, ob man dem Fürsten Bismarck dies zutrauen könnte. Ich antwortete ihm, nach meiner Meinung wünsche der Kanzler den Krieg nicht; Landsberg trat dem bei und unterließ daher so zu schreiben, wie es von dem Botschafter veranlaßt worden war. Ich bemerke, daß ich sowohl die Aeußerung des Dr. Beckmann wie die des Dr. Landsberg geheimgehalten habe.

Nach jener Mitteilung schien mir der Moment sehr ernst zu sein. In der Presse war eine gewisse Unruhe. Man fürchtete in Frankreich eine Aggression von deutscher Seite, und man begriff nicht, was Deutschland wolle. In Deutschland fingen einzelne Stimmen an zu fragen, was denn eigentlich wäre, und nun kam die Aeußerung des Dr. Landsberg, die leicht herbeiführen konnte, daß man in der deutschen Presse behauptet hätte, die Nachricht, daß Fürst Bismarck den Krieg wolle, sei aus bester Quelle geflossen. Deshalb setzte ich mich hin und schrieb einen Brief nach Berlin, in welchem ich jedoch von Dr. Landsberg und seiner Mitteilung gänzlich absah, aber im Text die Bitte aussprach, daß der Brief dem Fürsten Bismarck vorgelegt werden möchte. Ich sagte in dem Briefe, wenn wirklich Fürst Bismarck den Krieg will, wird er auch wissen, warum; ich würde mich aber sehr wundern, wenn er den Krieg wollte. Der Brief ist dem Fürsten vorgelegt worden."

Vorsitzender: Das war im Dezember 1873?

Herr von Holstein: Ja, respektive Januar 1874. Die Verteidigung hat mir vorgeworfen, daß ich alles getan habe, was ich konnte, um dem Grafen Arnim zu schaden —

Verteidiger Dockhorn: Das ist mir unbekannt.

Vorsitzender: Das ist allerdings eine Ungenauigkeit.

Herr von Holstein: Nun, ich glaube, wenn man andeutet, daß jemand den Schlüssel des Archivs habe und daraus allerlei ableitet, da der Betreffende dann berechtigt sei, den Schluß zu ziehen, es werde ihm der Vorwurf gemacht, daß er alle Mittel anwende, um dem Angeklagten zu schaden . . .

Vorsitzender: Das ist allerdings eine Behauptung, die vorgekommen ist.

Herr von Holstein: Ich bin dadurch in die Notwendigkeit versetzt worden, durch Tatsachen zu beweisen, daß ich, weit entfernt, dem Grafen Arnim soviel wie möglich zu schaden, ihm im Gegenteil so wenig wie möglich geschadet habe. Ich kannte Tatsachen, die schwerlich ohne Einfluß auf seine Stellung gewesen sein würden, ich habe sie bis zu dem Moment zurückgehalten, wo ich sie gezwungenermaßen zur Darlegung meiner

eigenen Stellung anführen mußte. Wenn jemand sich über mich beschweren kann, so würde es mehr Fürst Bismarck sein, daß ich Sachen derart gewußt habe und sie ihm nicht mitgeteilt habe.

Vorsitzender: Abgesehen von dem vorhin erwähnten Briefe aus dem Dezember 1873, beziehungsweise Januar 1874, den das Gespräch mit Dr. Landsberg veranlaßt hatte, ist keine Meldung von Ihnen nach Berlin gegangen, die bestimmt gewesen wäre, dem Fürsten Bismarck vorgelegt zu werden?

Herr von Holstein: Ich habe keine Meldungen nach Berlin geschickt, sondern nur Briefe.

Vorsitzender: Ich meine, Sie haben keine Briefe hierher dirigiert, die bestimmt gewesen wären, dem Reichskanzler vorgelegt zu werden?

Herr von Holstein: Aber auch keine, die geheim waren.

Vorsitzender: Haben Sie sonst noch den Auftrag gegeben bei einer Ihrer Korrespondenzen, daß sie dem Fürsten vorgelegt werden solle?

Herr von Holstein: Nein, nur bei dieser einen wissentlich. Diese Briefe enthielten nichts weiter als meine persönlichen Ansichten, politische untermischt mit privaten.

Vorsitzender: Sie konnten aber wohl die Möglichkeit annehmen, daß sie dem Fürsten Bismarck vorgelegt werden würden?

Herr von Holstein: Ich habe diese Möglichkeit auch angenommen bei zweien von den Briefen. Nachdem ich die Unterhaltung mit Graf Arnim gehabt, wo er mich fragte: ‚Sie haben Korrespondenzen gehabt?‘, da überlegte ich mir, daß in der Tat zwei Briefe möglicherweise an den Fürsten gelangt sein könnten. Ich habe seitdem nachgeforscht und konstatiert durch Erklärung der betreffenden Adressaten, allerdings nicht zeugeneidlich, aber durch positive Erklärung von Leuten, auf deren Aussagen ich unbedingtes Vertrauen setze, daß keiner von jenen beiden Briefen dem Fürsten bekannt geworden ist — aber ich nahm damals die Möglichkeit an, daß diese Briefe zu seiner Kenntnis hätten kommen können.

Vorsitzender: Nun, da wir von dem Schlüssel gesprochen haben, so muß ich Sie auch darüber befragen: der Schlüssel ist Ihnen also zugänglich gewesen?

Herr von Holstein: Ich habe ihn vorübergehend in Händen gehabt, aber nicht mit nach Hause genommen, wie der Missionschef oder der Geschäftsträger, welche ihn immer bei sich getragen haben.

Vorsitzender: Nun muß ich noch die Frage daranschließen: Sie haben nichts aus dem Archiv entnommen?

Herr von Holstein: Nein.

Vorsitzender: Sie sind bereit, das zu beschwören?

Herr von Holstein: Ja.“

Ja, Holstein war bereit, das zu beschwören! Und Graf Arnim, der fähigste Kopf der deutschen Diplomatie, wurde zunächst zu neun Monaten Gefängnis und dann zu fünf Jahren Zuchthaus verurteilt, — ein Richterspruch, den Bismarck nur

für den Fall als berechtigt bezeichnete, daß Arnim wirklich Börsenspekulationen betrieben haben sollte. Baron Holstein aber, der Amtsmißbrauch zur Börsenspekulation wirklich verübt hatte, erhielt keine fünfjährige Zuchthausstrafe; er wurde auch für seine anderen, noch schlimmeren Delikte nicht bestraft; er avancierte, hielt die Macht der deutschen Außenpolitik in Händen und schmuggelte auch weiterhin, fast bis zum Weltkrieg, Kassiber aus seinem Büro, in denen sein Bankier Weisungen erhielt, für welche Papiere die politische Lage günstig und für welche sie ungünstig sei.

WALTER MEHRING

DER HELD DES GALANTEN EUROPAS

J'estime à leur prix les rencontres de hasard et ces voyages dans des paysages inconnus, en peau humaine . . .

(Paul Morand: L'Europe galante)

Quand je sais comment on aime dans un pays, je connais ce pays à le décrire, bien que ne l'ayant jamais vu . . .

(Guy de Maupassant.)

„Morand?“ sagte der Catalanier. „Erinnern Sie sich an seine „Catalanische Nacht“? Ich habe mich herrlich amüsiert dabei. Ich kenne die Leute alle persönlich. Schade nur, daß es als Schilderung unseres Landes so völlig verkehrt ist!“

„Ich verstehe nicht“, sagte der Russe, „daß ein so intelligenter Schriftsteller, der gerade durch sein eminentes Beobachtungstalent fremder Länder auffällt, einen solchen Unsinn über Rußland schreiben konnte.“

Und als Deutscher füge ich hinzu: „Stimmung im Moskau von heute, Snobistischer Sprachschatz, Lissabonner Revolutions-Wochenprogramm, Fascistensport, Pariser Existenzkampf der Weißrussen, Balkanbohême, Café-du-Dôme-Kunst, Amerikaner-Nächte im Bois, Sowjetphobien, Fossilienfunde in Aristokratenverkalktheit, Nachtklubs und die sonstigen Gewächse auf dem Papiergeldhumus; mit einem Satz: Ihre Inventur wegen Ausverkauf des galanten Nachkriegseuropa ist kompletter — und witziger — als die von zwanzig Reisebüchern und Politikwälzern. Der einzige Einwand wäre: die „Plaisirs Rhénans“, jenes Liebesidyll mitten in der Unseligkeit der Ruhrbesetzung. Allerdings: die Dekoration, Elend der Arbeitslosen und Barrummel, wo es nach „Koks“, Schupo, Inflation und anderem Lustbarkeitsersatz riecht, das ist peinlich echt. Der deutsche Held dieser Geschichte aber: Glauben Sie wirklich,

daß ein feinnerviger Adliger von solcher Kultur, daß er Lyrik des XVIII. Jahrhunderts rezitiert und gewähltestes Französisch spricht (den gibt es gewiß!), daß der zugleich Haupt einer Stahlhelmformation „Odin“ ist und Fememorde begeht?“

Worauf Morand antwortete: „Die Briefe, die ich anführe, sind fast Original; auch die Personen. Nur habe ich die Handlung mit Vorgängen verquickt; die aus anderweitigen Quellen stammen.“

Seine Figuren sind immer Original. Morand plaudert gern aus der Schule. Und zufällig kenne ich in diesem Fall das Original: er ist Künstler (hat zwar ein „von“ vor seinem Namen) und ist von Feme soweit entfernt, wie der Uebersetzer des „Galanten Europas“. Trotzdem ist Morand daraus kein Vorwurf zu machen, denn er betreibt nicht politische Polemik.

*

Nicht *seine* Schuld wäre es, sondern böser Wille des Lesers, ihn mißzuverstehen. Zum Beispiel, wenn er die russischen Juden durchhechelt. (Und doch: wieviel verhaltenes Leiden, wieviel von jener Energie und Güte liegt in jener Schilderung.) Denn man vergesse nicht: Morand ist Franzose, Franzose auch in der Leichtigkeit, sich zu mokieren, er sieht unerbittlich, nie gehässig. In Deutschland ist man (was teils im Schicksal der letzten zwölf Jahre, teils im Charakter begründet ist) mehr als anderswo dazu geneigt, einen Autor, der „im Walde so vor sich hin geht“, nach seinem Parteiausweis zu fragen und seine Witze für Propagandazwecke zu konfiszieren.

Morand ist nun mal durch Europa gestrolcht und dabei notwendig mit sämtlichen Problemen zusammengestoßen, die die Gemüter gar sehr erhitzen. Wenn er einer Partei angehört, so ist es die des Je-m'en-fontisme; auf Deutsch: Wurschtigkeit mit einem Schuß Ironie.

Drei Wochen in Rußland; drei Wochen in Deutschland; kaum länger in den meisten andern Ländern seiner Liebesabenteuer. Bände könnte ein Professor über darin enthaltene Schnitzer schreiben. Die sprachliche Projection: das, was in der Luft liegt, das, was zwischen den Zeilen steht, stimmt bis auf die feinsten Gradunterschiede, weil sie künstlerisch ist. Um ein Land genau darzustellen, darf man es garnicht oder nur flüchtig kennen oder muß dort geboren sein. Was macht es schon, wenn jemand die Karl-Johann-gade in den Broadway münden läßt oder sich in ein Mädchen vom blondesten, blauäugigsten Germanentypus verliebt, das sich nachher als Angehörige des erlauchten Priesterstammes Kauhane entpuppt!

„Eine der besten Prozeduren, um unsere Literatur von dem ganzen Bric-à-Brac der Romantiker zu reinigen, ist: die

Bilder, die man von fremden Ländern entwirft, bewußt zu fälschen. Unter den neueren Schriftstellern gehen die Bestrebungen der Besten dahin: sehen Sie das Deutschland Mac Orlan's, das Deutschland, den Stillen Ozean Girandoux', das Rußland Delteil's. Andere verwerten das Ausland des Innenlebens, in der zweiten Potenz, wie Larbaud, der sich zuvor der Eigennamen, Ortsnamen, Idiome, des gesamten Lokalkolorites entledigte, das dichtenden Stubenhockern so heilig ist."

Sagte Morand zu Lefèvre, dem Eckermann der modernen französischen Literatur.

*

Morand wohnt (in Paris ist das von Bedeutung!) in der modernisierten Vorstadt des ehemaligen „Faubourg", jenes Marcel-Proust-Viertels. In seiner Nachbarschaft, jenseits der Seine, steigen die siebenstöckigen, weißen Immeubles die Höhen von Passy an, heute Hauptquartier der russischen Emigranten. Das Fenster seines Arbeitszimmers umrahmt den Untersatz des Eiffelturmes, der so wie ein gigantischer Gaskocher aussieht.

Morand wohnt an der Grenze des traditionellen Paris und des importierten Amerikas. Er ist dichtender Diplomat und ein sehr undiplomatischer Dichter, denn er ist furchtbar indiskret. Proust hat den Klatsch der Gesellschaft verehrungsvoll aufgezeichnet, Morand erzählt hemmungslos ihre Blamagen.

Er bemerkt einmal im „Europe galante": „Wie bei vielen jungen Deutschen und Russen richtet sich seine Verehrung auf Maupassant."

Ich gestehe, daß auch ich solche Regungen nicht abschwören kann, und daß ich in diesem Sinne behaupte, Morand setze die Linie jenes Schriftstellers fort. Nur noch verführerischer und zugleich kälter in der Routine. Verführerischer: weil er noch knapper und prägnanter schildert, kälter: weil er alles Kämpferische ablehnt.

Morand ist äußerlich ein verträumter Boxer. Sanft, um seinem weiblichen Gegenüber alle Finten, alle Eigenheiten: die persönlichen wie die nationalen abzusehen. Er hält die obligate Rundenzahl in den Betten der diversen Länder durch und dann geht er nach Hause und verrät die gegnerische Technik, das Benehmen des Publikums und die Höhe der Eintrittspreise.

Nichts in Europa ist ihm entgangen; er hat es bis in seine galantesten Intimitäten gesehen, gesehen als Franzose. D. h. so wie ein Franzose in Wirklichkeit ist, und nicht, wie man sich den Franzosen im Ausland vorstellt.

PAUL MORAND

GALANTES EUROPA

Chronik des 20. Jahrhunderts

Einzig autorisierte Übersetzung von Walter Mehring

„Wir sind sehr geneigt, zu glauben, die Wollustempfindungen, die mehrere Personen in letzter Zeit durchgemacht zu haben scheinen, einem Erstickungsanfall zuzuschreiben sind . . ."

(Fourchoy: Ueber das Stickstoffoxyd)

Des Spiegels drei Antlitze

I

Wir zogen uns in einen kleinen Salon zurück, abseits von Ball und Souper. Ich ordnete die Spiele fächerförmig an. Pearl, herrlich und still wie eine Kirche, setzte sich mir gegenüber und wählte dreizehn Karten, dann sieben. Ich wußte nichts von ihr, aber sie war so ergiebig, daß ich ihr nach Fug und Maß ein Schicksal erfand. Auch, da sie mich gar nicht viel reden ließ, erleichterte sie mir die Aufgabe. Schließlich rühmte sie meine Erleuchtung und meine Gaben als Kartenleger.

— Treff-Sieben und dahinter Pik-Bube und Treff-Bube. Sie sind mehr wert, als Ihre Umgebung.

— Ich bin aus guter Familie, sagte Pearl. Meine Eltern, puritanische Fabrikanten aus Lancashire, erzogen mich ohne Spiegel, redeten mir ein, daß ich häßlich wäre. Als ich sechzehn Jahre alt war, gab ich mich einem Chauffeur hin: ich dachte, ihm ein bescheidenes Angebinde zu machen. Ich mußte ihn heiraten. Aber er trank und kam nur in mein Bett, um dort zu speien. Ich ließ mich scheiden und ging zur Bühne.

— Sie haben dann manchen schweren Augenblick gekannt?

— 1921; vor vier Jahren. Ich wohnte rue des Martyres in einem kleinen Hotel, das von allen Statistinnen und Illusionisten aus den Music-halls der Umgegend frequentiert wird. Ueber mir fielen andauernd die Trapezkünstler beim Training zu Boden. (Was für Stürze, um Leichtigkeit zu bekommen!) Die sprechenden Hunde bellten ihre Lektion her. Auf den W. C.'s gab's immer einige von diesen weißen Täubchen, die aus den Aermeln rauskrabbeln. Manchmal tauchte am Fenster ein gelber Kopf auf: Das war das kleinste Mädchen einer Truppe von japanischen Akrobaten, die im Hofe arbeiteten: es bildete den Gipfel der Familienpyramide; wenn sein plattes Gesichtchen bei mir in der zweiten Etage anlangte, lächelte es mir zu.

— Bald bessert sich Ihre Situation ....

— Im Oktober. Dank meinem Entré im „dritten“ in der Kasinorevue. Erinnern Sie sich? .... An diese Aufsehen erregende Roben aus himbeerfarbenem Tüll, die Büste ganz nackt, perlweiß, die beiden Brüste geschminkt und einen Zylinderhut über die Ohren gestülpt, mit leuchtenden, blonden Haarpuffs. Ich will damit nicht sagen, daß ich jetzt bedauere, brünett zu sein. Ganz Paris sprach davon.

— In dieser Epoche tritt ein Mann in Ihr Leben.

— Woher wissen Sie das? Er ist es noch ....

— Ich wollte es Ihnen grade sagen.

— Ich liebe ihn, nicht wahr?

— Sind Sie dessen ganz sicher?

— Ja; er hat immer korrekt mit mir gehandelt, korrekter, als ich es von einem Ausländer, einem Franzosen, erwartet hätte.

— Hängt er an Ihnen?

— Auf seine Art. Aber diese Art ist nicht die meine. Vor allem er denkt zu viel.

— Am Ende gewöhnt man sich an intelligente Leute.

— Sie, vielleicht! Außerdem ist er schlimmer als das: Er ist ein Genie. Eine Uebernatur. Niemand kann seiner sophistischen Unterhaltung folgen. Wie die Genies kommt er immer zu spät, schlecht angezogen, schlecht rasiert, und sobald er sich ins Bett legt, wird er ans Telefon gerufen! Nichts ist ihm unmöglich. Aladin ist er. Seine Hände öffnen sich gleich Wundertüten. Er überhäuft alle Welt mit Geschenken. Dann ist's, als ob er sich nichts aus mir mache. Auf unbekannten Wegen sendet er mir Blumen, die bei mir niederfallen; wie Bomben. Er ist ein „Künstler“.

— Herzacht! Er ist still und sanft.

— Er kann sehr heftig und grausam sein. Er sagt mir, daß ich ebenso unmodern wie mein Vorname sei. Und dann werde ich eifersüchtig. Jedesmal, wenn ich eine Frau nenne, glaubt er mich damit zu beruhigen, daß er sagt: „Schon vorbei! Ich kenne die ganze Bahn!“ (Er gebraucht solche Sportausdrücke, und trotzdem ist er kein brillanter Reiter.) Er setzt mir auseinander, daß er für seine Gesundheit und sein moralisches Gleichgewicht mehrere Frauen benötigt. Er liebt niemand und gefällt allen.

— In Ihrer Nähe — Herzkönig — empfindet er das, was jeder Mann, selbst ein Kartenleger empfinden muß.

— Seine physischen Ansprüche sind unwahrscheinlich. Tun das alle Franzosen so? Wenn er genügend Zeit hat passiert es ihm, daß er mich mehrere Male am selben Tage nimmt, zu Stunden, an Orten, in Stellungen, die unmöglich

sind; und mit einem Geheul. Ich weiß wirklich nicht, wo er sich das alles herholt, was er sich ausheckt. Bei Tisch, da setzt es in einemlos Andeutungen an die Geschlechtsdinge, vor den Dienstboten. Er nennt mich seinen Bettvorleger. Dann packt ihn der Ekel und er schreit: „Ich hab's satt! Zwanzig Jahre lang lebe ich im Schatten dieses Baumes, zwanzig Jahre lang lese ich die Stunde auf dieser Sonnenuhr." Er ist vulgär. Ich glaube, er ist von sehr gewöhnlicher Abkunft.

— Diese Wiederholung von Pik's kündigt Schwierigkeiten unter Euch an.

— Natürlich! Im Moment, wo jeder mich los und ledig glaubt, entsage ich jeder Freiheit. Ich hätte es nie gedacht, daß ein Mann es fertig bringt, Eure Erziehung zu bestreiten, mit Euch die Kathedralen zu besichtigen, Euch einen Rolls zu offerieren und trotzdem das Leben unerträglich zu machen. Wie alle Engländerinnen gelte ich für berechnend; und dabei ist er es, der auf meine Kosten, auf Kosten meiner Gesundheit, meiner Resigniertheit lebt. Sein Zynismus widersetzt sich allen guten, edlen Empfindungen.

— Ist er nicht eifersüchtig? Diese beiden Treffs . . . .

— Er erklärt, eifersüchtig sein heißt: Furcht haben. Er glaubt, daß man zu ihm nur aus Interesse halten kann. Wenn ich zu ihm sage: „Ich liebe Dich" — antwortet er mir: „ — also, was willst Du?" Wenn ich an einem öffentlichen Ort irgend jemandem, Mann oder Frau, auffalle, läßt er ihnen von Chasseur einen Zettel überbringen in diesem Stil: „Pearl gefällt Ihnen? sie ist die Ihre!" Und auf seiner Visitenkarte redigiert er einen Bon „Bon für eine Sitzung von . . . . (das wechselt) . . . . mit Pearl." Er kneift meine Nase tyrannisch in eine Zuckerzange, führt mich in ein Cabinet Particulier und pünktlich zur Stunde wohnt er der Ausführung der Bestellung bei. Weinend liefere ich mich aus; er lacht. Sie werden zugeben, daß man das nicht immer lieben kann.

— Ich wäre sehr begierig, seinen Namen zu erfahren.

— Manchmal, sagte Pearl, vertraut man einem einen versiegelten Brief an; der Träger weiß nur den Namen des Empfängers und nichts vom Inhalt. Ich aber habe Ihnen alles gesagt, was im Innern geschrieben steht. Forschen Sie nicht nach der Hülle.

— Kenne ich ihn?

Pearl lächelte.

— Befragen Sie die Karten!

II

„Die Freitage der Bildhauerin Mlle. Athalia Rubinowitsch. Bildhauerin unendlich, mysteriös. Künstlerin, die sich dem

großen Haufen heimlicht; sich weigert dem Tam-Tam der Kritik; flieht das Brimborium der Salons. Difficile Bastlernatur, die wir in ihrem Versteck in Passy anpirschen müssen. Mademoiselle Rubinowitsch, wie alle großen Klassiker, schafft ihre Oeuvres im Verborgenen. Eignen wir uns das Wissen um sie."

„Sie meißelt irgendwie mannhaft, möcht man sprechen. Nichts Geengtes in diesen Massen, in diesen konstruktiven Flächen, Geister beschwörend zum Erschrecken. Um sie pelasgische Aera wird zu Rokoko. Ihre Freitage, Tage der Freya, ihre Femininität, weiht Athalia Rubinowitsch ihren Freunden. Aeußerst delikater Empfang, und wie eigenwillig dieser décor, wo man Sakkeh schlürft — die Zauberische im Kimono — auf Rotlacktafel; siebenarmiger Leuchter Strahlung. Und Hocker. — Zigaretten? Man plauscht. — Lieblingskünstler? — Giotto; Ingres; Picabia. — Zielstreben? — Zum Sphärischen, über das Spiralige. — Ausstellungen? — Im Frühjahr. — Und zwar wo? — Rosenberg. — Bravo! wir gehen alle hin! ausrufen des Hauses Intime: Lady Deutsch, Duc d'Armor, Princesse de Mésagne — Estradère, Mrs. Witty de Ploermel, Comtesse Pieretto, Monsieur Henry Jean-de-la-Fontaine. Mlle. Marquita Camille-Desmoulins, Baron Brosse etc. . . . etc. . . ."

Gezeichnet: Pencil.

Dieses interessante „interview-expreß" einer mondänen Tageszeitung hätte mich nicht genug gereizt, mich deswegen zu Mlle. Rubinowitsch zu begeben, wenn ich ihr nicht durch Zufall begegnet wäre. Ich entdeckte in ihr eine Persönlichkeit, die viel echter war als ihre Skulptur, wertvoller als ihr Atelier.

Athalia war das obskure Erzeugnis armseliger Eltern. Ihr Vater lebte unverstanden und starb in geistiger Umnachtung. Ihre Mutter, die mit ihr zusammen wohnt, ist eine geschminkte Hexe; sie hat einen Mund wie einen infecten Morast, Haare wie einen zerfransten Rohrstuhl, ein Komplizen-Auge, trotz ihrer fromm gefalteten Hände. Man sieht solche alten Weiber in Berlin, im Wartesaal vierter Klasse am Schlesischen Bahnhof. Sie steht immer hinter der Tür. Sie öffnet Ihnen mit einem mißtrauischen Ausdruck, beäugt Sie von oben bis unten, von rechts bis links und, wie man im Orient sagt, mit jenem doppelten jüdischen Blick: sie schlägt ein Kreuz mit den Augen. Vor zwei Jahren sind sie zu Fuß von Stanislau fort. Sind von Osten her in Frankreich eingedrungen und haben sich nur so ganz peu à peu Paris genähert. Am Tage promenierten sie die Avenue des Gobelins in Seidenroben entlang, und nachts kehrten sie in ihre Seifenschachtelbaracke der Großen Zone zum Schlafen heim. Athalia paßte sich sehr gewandt den „quartiers" an. In

Montrouge verkaufte sie leere Flaschen; in Denfert-Rochereau sich selbst; in Passy verkauft sie ihre Bildhauereien, die sie via Montparnasse erlernt hat. Im Hintergrund stehen abmarschbereit auf den Heerstraßen Europas: Brüder, Schwestern, Onkels, eine ganze Banditenfamilie, versteckt in Grill-room-Höhlen, mit Pravaz'schen Spritzen, diesen modernen Bombarden, bewaffnet.

Aber Athalia ist für ihre Familie ebenso wenig verantwortlich wie für ihre Tollheiten.

Das erste Mal, als ich sie aufsuchte, fand ich sie in Tränen aufgelöst. Besänftigt von diesen Tränen, und so von dem ganzen Selbstmordkram in den Bädern, Giftblüten, schlaflosen Nächten und extravaganten Reisen befreit, blieb ein Weib übrig, das würdig ist, angehört und vielleicht bedauert zu werden.

— Alles ist zu Ende, sagte sie. Es ist gut, daß Sie kommen. Ich bin trunken von den vielen Kelchen, die ich bis zur Neige leerte. Ich bin zum zehnten Male mit meinem Freunde endgültig auseinander. Wieviel große Lieben beginnen so! Nach jeder Erfahrung fällt ein neues Argument, uns zu mäßigen, und wir umstricken uns umso nackter. Und doch sind wir erfüllt von unserer Liebe für einander. Tagtäglich empfange ich von ihm ein Wort voller Leidenschaft und trage es in meinem Tiefstinnern. Ich bleibe die Stärkere. Er kann nicht weiter. Gehört ja auch zu den allzu Schwächlichen. Ganz rasch erschlafft er in der Liebe. Gleichsam ein Sorgenkind. — „Wenn es dunkelt, fürchte ich mich mehr in Deinen Laken als in Wäldern", sagt er zu mir. Und wie träge und faul er ist, er verbringt hier ganze Tage, ganz zu schweigen von meiner Gastfreundschaft nachts über. Er findet die Zeit nicht lang, obwohl ich langweilig bin. (Doch! Doch!) Also i c h könnte nicht in Gesellschaft von überlegenen Menschen existieren. Ich bin Orientalin; ich brauche Parasiten, arme Verwandte, noch lumpiger als ich, in deren Augen ich die ganze Bedeutung annehme, auf die ich ein Recht habe. Ich stelle große Ansprüche. Er kennt nur einen Anspruch: mich.

— Also stellt er doch große Ansprüche.

— . . . . . . eher intelligent. Cultiviert! — Ach, peinlich cultiviert! Merkmal der Jesuitenerziehung. Er liebt seine Angewohnheiten. (So was ist heutzutage teuer.) Glaubt alles, was ich ihm sage. Ich zweifle nicht, daß er mir treu ist.

— Ehrlich, ich verstehe nicht ganz, warum lieben Sie ihn?

— Weil er genau mein Gegenteil ist, alles das, was ich sein möchte. Wir sind so verschieden von einander wie eine Grimasse von einem Lächeln. In allem, was sich erwerben

läßt, bin ich ihm überlegen, aber sonst? Er ist gütig, er ist feinfühlig, er ist sentimental wie ein Pariser. Er ist still, beherrscht, stolz auf seine „Reflexe“ — das ist sein Ausdruck —, sorglos um sein Erbe, unterstützt von seiner Kaste. Ich glaube, er ist von hoher Abstammung. Nicht übermäßig reich; schön, elegant. Glänzender Reiter. Seine Nationalität ist standesgemäß. Von meinen Skulpturen begreift er nichts. Es gibt nicht einen einzigen Irren in seiner Familie. Er bewegt sich umher, ohne um sich die Antipathien wuchern zu sehen. Alles in ihm ist begrenzt, außer seinem Gewissen. Er ist weder gottlos, noch aufbrausend, noch tyrannisch. Sein Herz schwankt nicht wie das unsere zwischen verlastertem Königswanst und lästerndem Propheten. Ich fühle schon, daß ich ihm wieder verzeihe . . . . . .

— Sprechen Sie mir noch von ihm.

— Sie spaltete die Augenschlitze halb auf wie Schießscharten:

— Was geht Sie das an, da Sie ihn nicht kennen, und da ich vielleicht im Begriff bin, mich Ihnen zu geben. . . .

III

Frauen sind, die nichts von ihrem Selbst preisgeben. Ihre Haltung ist zeremoniell, ist gezwungen, sie halten die Füße einwärts, ihre Daumen eingezogen, in die Handmulde, sie haben eine tragische Nase, einen Mund so breit wie ein Band der Ehrenlegion.

Luzie ist mollig, ist üppig, ist fügsam, so saftig anzuschauen, so lässig, daß man sie in jedem Augenblick zu besitzen glaubt. Euch zu antworten, öffnet sie die Schenkel. Und doch ist's unmöglich, aus ihr etwas rauszukriegen. Sie ist verschlossener als ein junges Mädchen, als ein Priester. Amtsgeheimnis. Hat ihre Träume unter Verschluß. Niemand hat jemals gegen sie Beweise zusammengebracht, oder auch nur den Ansatz dazu. Sie lügt, wenns sein muß. Wenn sie nicht sprechen will, steigt aus ihr ein Lachen auf, das kreischt wie eine Radwinde. Weder die Post, noch der Telegraph, weder eine entlassene Wirtschafterin, noch eine liebe Freundin haben sie jemals betrogen. Weder den Tränen weicht sie, noch dem Mondschein, noch der Not. Sie lebt einsam und arm in der Banlieue, in einem Hause, das nach Zwiebelragout riecht. — Gute-Stube in Nußbaumholz, Stil Louis XV., mit Wänden wie von Nähkästchen, pantoffelförmig, mit Muschelverkleidung. Sie hat was an der Lunge, daran wird sie sterben. Das ist so recht eine kleine französische Arbeiterin, einfach, bescheiden und streng. Wenn sie was knabbert, zerbröckelt sie ihr Biscuit über der Tasse; beim Trinken hebt sie

den kleinen Finger an. Sie verläßt Euch mit einem: „Viel Spaß!“ und beim Romanlesen denkt sie: „Das ist aber fein gesagt.“ Ich, der ich doch sonst — mit nichts als meinen großen Ohren — Geständnisse anziehe, ich, der ich, mit zunehmenden Jahren so eine Art Muse für Beichten geworden bin, nicht einen Ton erfahre ich von Luzie. Gerade immer diese offenen Gesichter sind es, diese schmiegsamen Körper, die sich nie ganz geben. Die Frauen: Das ist der Triumph des Lässigen. Indessen, eines Tages halte ich sie so innig an mich, daß sie, um sich von mir zu lösen, all die Süßigkeit gesteht, die sie beim Treue-sein empfindet.

— Wem? Warum haben Sie mir niemals von ihm gesprochen?

— Weil ich von ihm nichts weiß. Ich bin ihm zufällig auf der Straße begegnet. Er ist der Meister. Immer erwarte ich ihn. Er hat Hemden ganz aus Seide. (Nicht nur der Einsatz vorn.) Beim Lieben behält er nicht den Hut auf. Er hat waschechte Handschuhe. Er raucht nicht im Bett. Er ist bleichsüchtig wie die reichen Leute. Jedesmal, wenn er kommt, will er frische Handtücher. Er sagt mir, daß ich nicht arm bin; ich möcht es gar zu gerne glauben, aber ich war's zu lange, und so bedrückend, daß ich es immer bleiben werde; wenn ich krank werde, ob ich will oder nicht, muß ich ins Hospital. Manchmal vergehen Monate ohne ihn. Sein Wille geschehe; sein schrecklicher Wille.

— Warum haben Sie nachgegeben?

— Warum! Er begehrte mich mit solcher Kraft, daß dies all meinen Widerstand erschöpfte. Man weiß nicht, was man ihm sagen soll, er hat auf alles Antwort.

— Und . . . . ?

— Und nichts! Ich singe zuweilen: Verliebt zu sein, heißt glücklich sein. Wir haben uns geschworen, ausschließlich einander zu gehören. Ich weiß nur eins gewiß, und das ist, daß in seinem Leben nichts ist, nichts sein wird als ich. Ja, ich bin glücklich. Mein Instinkt betrügt mich nie. Mein armer . . . . .

IV

Epilog

Er war mein Freund. Ich hatte ihn seit Jahren nicht wiedergesehen.

Ich fand ihn an diesem Dezembermorgen irgendwo an der Strecke der 40-Sous-Chaussée liegen. Ein Mauersegler, der niedrig flog, hatte ihn wie ein Stein gerade zwischen die beiden Augen getroffen. Bei hundertdreißig die Stunde hatte er das Bewußtsein verloren und das Steuer losgelassen. Jetzt starb er dahin. Sein verquellendes Blut versickerte in der schwarzen

Erde der Herbstfurchen. Vor dem Verscheiden bat er mich mit brechender Stimme, die Nachricht drei Namen zu übermitteln, die er mir nannte: Es waren die von Pearl, Athalia und Luzie.

So erfuhr ich mit einem Schlag, daß diese Geständnisse aus dreier Frauen Mund nur einen einzigen Mann verbargen, und dieser Mann war e r. Diesen drei Melodien, gesungen ins Leere, antwortete ein gleicher Sänger; Klagen, so verschieden, daß man sie sich eher an die verschiedensten, einander unähnlichsten Geliebten, als an einen gerichtet denken konnte.

Heute noch, in der Erinnerung an diese Erzählungen, geschiehts mir, daß ich meine, drei Freunde besessen zu haben, und daß sie alle von einer Schwalbe getötet worden sind.

(Fortsetzung folgt)

Dr. ERICH RÖMER

DER KUNSTMARKT

Was fortgeht

Kein Wirtschaftsbereich ist so undurchsichtig wie das Kunstgeschäft. Grund genug für zweifelhafte Existenzen, im grundlos Trüben zu fischen. Die Händlergilde, in ihren Läden immerhin faßbar, wird von einem amphibischen Menschenschlage umkreist, der sich je nach Wunsch und Bedürfnis als Sammler, Kenner, Wissenschaftler, Rentner drapiert. Diese Marchands-amateurs waren und sind oft die hellsten Köpfe im Bezirke, wie alle Doppeldeutigen. Sie gehören wie notwendig zur Kunst, deren Wertbegriffe mehr als doppeldeutig sind: ästhetischer Wert, historischer Wert, händlerischer Wert — bitte nur zu wählen. Bitte aber auch zu unterscheiden: Begriffe verschieben gehört nicht zum Geschäft.

Bei der Liquidation der deutschen Wohlhäbigkeit hat unser Kunsthandel auflösend gewirkt, mit Geschick und Erfolg besonders für die Treiberdienste jenes amphibischen Schlages. Was in fünfzig Jahren nach Deutschland hereingekommen und noch würdig war, aus privatem in öffentlichen Besitz überzugehen, ist so gut wie alles abgewandert. Und in das wenige irgendwie fest noch Vorhandene schlägt man jetzt Bresche: schon haben die Erben Marcus Kappels, deren herrlich sonniger Aelbert Cuyp eben in die Galerie van Diemen kam, den Geboten auf den einen kleinen Rembrandt nicht widerstehen können. Was von Amerika begehrt wird, fällt.

Seit Jahren lag auch der amerikanische Markt steif. Das hatte schon begonnen, ehe bei uns die Geldentwertung mit ihrem Scheingeschäft abgestoppt wurde. Selbst mit Bodes Attesten war der Oldenburgische Exlandesvater drüben die Bilder nicht losgeworden, die er im November 1918 mit Möbelwagen aus dem Museum seiner geliebten Landeshauptstadt hatte abfahren lassen — und so konnte das Amsterdamer Reichsmuseum sich davon einen nicht zu teuren italienischen Saal zusammenkaufen. Aber jetzt wird es anders. Die New Yorker Anderson-Galleries lassen sich die Gutenberg-Bibel aus Kloster Melk kommen und die alten Meister des Seifenkönigs Lord Leverhulme aus London. Und ohne die Amerikaner wäre Castiglionis Auktion noch viel schwächer geworden.

Selbst unsere Kupferstichkabinette machen sie uns jetzt drüben nach und für drei, vier solcher Neugründungen haben Mr. Meyer vom Hause

Colnaghi und Mr. Kennedy neulich bei Boerner in Leipzig kräftig einkaufen können. So kam es, daß für Blätter ersten Ranges die Preise stiegen und die für mittlere Qualitäten wenigstens manchmal nachkamen. Wenn der Vollständigkeitsdrang solcher Kabinette erst geweckt und der Besitz des „Sündenfalls" Kupferstich Bartsch Katalog Nr. 1 im ersten Zustand, vor der Strichlage nach links unten am rechten Schamtuchzipfel des Adam, zur tiefgefühlten und höchstbezahlten Notwendigkeit geworden ist, kann unser Graphikbesitz und Graphikhandel sich freuen.

Wir hatten einmal $1^1/_2$ Jahrhunderte lang eine gedruckte Kunst, die in Europa führte. Ihr ästhetischer, historischer, händlerischer Wert ist gleichermaßen ersten Ranges. Die oberrheinischen Meister der Spielkarten und E. S. werden nirgendwo besser vertreten sein als im Dresdener Kupferstichkabinett, die frühen deutschen Holzschnittbücher nie schöner als in der Münchener Staatsbibliothek, Schongauer, Dürer und Altdorfer nirgends reicher als in den Kabinetten von Berlin und Wien. Was derart noch auf den Markt kommt und nicht grade von dem höllisch ins Zeug gehenden Nürnberg beansprucht wird, das mögen sich die Herren von drüben vorläufig zu teilen suchen.

Wir hatten in jenen selben Jahrhunderten eine Holzschnitzkunst, die sonst nicht ihresgleichen besaß. Sie ist seit geraumer Zeit bei uns mit Glück gesammelt, das Beste konnten die Museen aufnehmen, sehr vieles schwimmt noch. Dem Auslande erscheint das meiste davon zu deutsch, zu biderb, zu versponnen, zu spintisierend, zu grotesk, zu wüst. Wir können darin die besten deutschen Bildner finden und sogar kaufen.

Wir hatten einmal ein Kunstgewerbe, dessen Arbeit das deutsche Haus so behaglich wohnlich gemacht hat, wie es feinerem Können und reicheren Mitteln der Franzosen und Engländer selten gelungen ist. Kunstgewerbemuseen blieben bisher europäische Monstrosität, und nur für dekorative Schlager, für gewerbliche Dinge höchsten Wertes zeigten die Amerikaner sonderliches Interesse. Wirkereien und Porzellan, Silber, Glas, Möbel und all das — wir können uns damit einrichten, können es sammeln, ohne ausländische Preistreiber fürchten zu müssen.

Es braucht trotzdem bei uns nicht wie in einer Rumpelkammer auszusehen. Beim Durchschnittssammler hat der Geschmack eine zeitliche Grenze bei der Mahagonivitrine von 1840. Als wenn heute gute Werkstätten nicht manchmal genau so tüchtig arbeiten wie Meister Soundso, der eine Nummer im Auktionskatalog ist.

Und all das, dazu die bese Buchkunst, können wir haben, ohne in die Untiefen des Kunstmarktes zu geraten. Die Hechte und Amphibien des großen Geschäftes umkreisen diese Dinge weniger heftig. Einige Kennerschaft auf besonders lockendem Gebiete ist nicht allzu schwer erwerbbar und liefert Freuden. Ware ist genug da und kaum irgendwo teuer. Ja, wenn nur beim guten Willen auch das Geld läge.

Was uns bleibt

Das bei uns so üppig gediehene Kunsthändlertum wird nur weiterleben können, wenn es die auf dem inneren Markt spürbaren Ansätze wieder auflebenden und neuen Sammelns so pfleglich behandelt, wie es ihrer Schwäche geziemt. Dazu gehört knappste Berechnung des eigenen Nutzens, gewissenhafteste Bestimmung des Stückes, selbstloseste Beratung in all den vielen Fällen, wo der Händler noch seinem Kunden an Warenkenntnis überlegen ist. Denn es muß doch alles erst wieder nachwachsen.

Wirtschaftlich hat das deutsche Kunstleben am nötigsten eine gewisse wohlanständige Durchschnittlichkeit. Große Kanonen von 100 000 Mk. aufwärts läßt sich bei uns noch lange niemand so leicht aufhängen. Aber die kräftigen Leute, die ihre 50 000 hinlegen, gedeihen schon noch. Und das Kokoschkageschäft ging offenbar so gut, daß Paul Cassirer das Risiko hinausgeschobener Auktionen eines nur an wenigen Stellen erheblichen Mittelgutes auf sich nahm. In der Viktoriastraße gibts eine „Besichtigung" gesteckt voll lieber Eitelkeit (die zu allem Sammeln gehört), und was die Firmierung „Sammlung Heinrich Freiherr von Tucher" — aus der mit die wichtigsten Italiener fehlen — nicht macht, das macht die Firma. In London wäre derlei Alltagsware, aber bei uns kommt es immer ein bißchen aus Klein-Kleckersdorf.

In jedem besseren deutschen Bürgerhaus hingen früher ein paar ordentliche Niederländer und brave Familienporträts in einer Einrichtung, die oft nicht nur nach bourgeoisem Philistertum roch. Wo ist das alles geblieben und wie billig wäre es heute wiederzuschaffen. Neulich gab es bei Lepke einen vorzüglich schmückenden Pfeilergobelin aus dem führenden Brüsseler Hause der Leyniers, gegen 1700, für 720 Mark. Und bei Hecht ersteigerte für dasselbe Geld Baron Schlippenbach einen schönen altholländischen Nutzholzschrank. Aus der Sammlung Schwarz bei Graupe, von Herrn D. L. bei Amsler & Ruthardt konnte man ungeahnt billig kaufen. Mutti bekäme ihr Mädel für 1000 Mark ähnlich, sogar ansehnlich gemalt. Aber gerade diese „Preislage" fällt heute am schwersten. Sie befriedigt die großen Eitelkeiten nicht und ist dem Durchschnitt immer noch zu hoch, von der Intellectuaille ganz zu schweigen.

ANNETTE KOLB

KLEINE FANFARE

(Schluß)

Eine Nacht im „Fürstenhof"

Bis gegen vier Uhr war es zu ertragen. Auch meinte ich erst, nur der Hunger hielt den Schlaf von mir ab. Aber ein zitternd hervorgekramtes Stück Schokolade widerstand mir gründlich. Das Herz hingegen hing locker wie eine Fahne, die vom Giebel knarrt. Keine Oekonomie, dachte ich, keine Oekonomie! und was schenkte mir Israel für ein so maßloses Tempo? Geruhsam schlief Valerius Pfeil den Schlaf seiner Väter. Ihn hatte das Gespräch nicht aufgeregt. Für ihn war's eine Plauderei gewesen. Melodisch hatte er gelacht. Wenn's an der Zeit war, las er die Stunde von der Platinuhr, die er als Armband trug. Eine wilde Jagd dagegen war mein Tag gewesen. Gegen Abend hatte sich unvermutet die Gelegenheit geboten, Trios mit wirklichen Musikern zu spielen. Eine zu seltene Freude, um sie zu versäumen. Aber die Folge war ein Hetzen und Zuspätkommen ins Theater, ohne Möglichkeit zu essen, noch sich umzukleiden. Zu guter Letzt meine Dispu-

tation mit Valerius, die mit Hilfe der Pastetchen zu schaffen gewesen wäre. Jedoch der fröhliche Peitschenknall des Champagners, so ins Leere......

Nein! auf diese Weise würde mein Pensum nie erledigt werden.

Ein Frost erhob sich, als sei dies eine Gletscherhöhle statt eines überheizten Hotelzimmers, dies Bett eine Kajüte im Sturm. Es begann ein Ringen um jeden einzelnen Atemzug, ein Vereisen der Füße, ein Rieseln um die Lippen wie von trockner Kohlensäure; wehmütig umflorte sich die Lampe, und die weiße Türe, die zum Gange führte, warf sich gleich einem Stein bedrohlich auf. Oder war es mein Herz, dessen Last ein Interdikt auf alle Dinge hienieden verhängte?... Zugleich nahm dies Pensum meines Lebens Riesendimensionen an. Kurzatmig, zugegeben, war mein Lied. Keine Adler ließ ich auffliegen, Leuchtkäfer aber, von denen mancher noch dem Schatten entrissen würde; halbe Seiten, oft Sätze nur, gerade in dem totgeschwiegensten meiner Bücher.*) Doch ist es ein trauriges Gesetz für unsereinen, daß nichts Gesagtes, nur das noch ungesagt Gebliebene, vor dem eigenen Gewissen gilt, und kein Wort ist so treffend, wie das so unromantische vom „geistigen Arbeiter." Ach, welch gutes Gewissen atmeten die Verse des früh verstorbenen Dichters Louis Chadourne:

Je te chercherai partout dans le monde,
Qui, parcelle par parcelle, t'a repris:
Jusqu'au jour où nous nous rejoindrons dans la nuit souterraine,
Comme deux sources d'ombre confusément mêlées
A la sève confuse des morts,
A l'effort léger des plantes et des parfums,
Au fleuve sourd, qui roule inlassablement,
Sous l'arche de la terre obscure.

Dabei war mir der Tod — denn jeder sieht ihn, wie er muß — vielmehr die große Sichtung, nicht die große Vermischung nur. Mein Glaube hatte eine starke Neigung, Berge zu versetzen. Wo aber blieben meine Werke? —

Veramon, Belladonna, Validol, alle angewandten Mittel, das Herz zu festigen, versagten. Nach kurzer Gnadenfrist tobte es nur umso wilder. Traurig war es anzusehen, wie meine Finger sich nach innen bogen und ihre oberen Glieder nicht mehr gehorchten, ob ich sie auch zurückstrich wie eitel Tuch. Wie viele solche Krisen hatte ich schon überstanden! — Aber, laßt eine ganze Aerzteschaft vom Ufer aus dem, in den Wellen Untergehenden, beruhigende Bulletins zurufen, er wird

---

*) Zarastro, S. Fischer Verlag

sich verloren geben, falls er zu ertrinken glaubt. Sein Gefühl der Vernichtung ist zu groß. Wie aber? Kaum ein Tag, ohne daß jener Goethe'sche Ausruf: Wie gut ist es, daß der Mensch sterbe! ein Echo in mir fand. Warum jedesmal dies Entsetzen? Ach es war eine Panik moralischer Natur. Es war die Angst um des unverrichteten, weil unfertigen Tagewerkes willen. Der Knecht mit dem einen Talent, er war es, der nicht Gnade fand. Nicht das Grab, die Grube für ihn. Verspielt, vertan! Mir bedeutete das Sterben die entrissene Gelegenheit, das Ende der gewährten Frist. Sonst nichts. Noch zwei Minuten. Länger war den Stößen meines Herzens nicht mehr Stand zu halten. Hörte niemand das Stöhnen, das sie mir entrangen? Voll Verzweiflung blickte ich zur Tür hin. Plötzlich schoß ein Gedanke in mir auf. Das nennt man „den Kopf verlieren", dachte ich. Hatte mir doch ein umsichtiger Arzt — solche Notfälle erwägend, — die Ampulle anvertraut und Injektionen machen gelehrt. Noch einmal Veramon und Validol und alle Kräfte angespornt, schnell die Spanne Zeit zu nützen; nach dem Kölnischen Wasser, der Watte zu greifen, die Spritze zu fassen, zu handhaben... Es gelang. Gnädig drang das Gift als Elixier in meine Adern ein. Nach einer Weile begannen meine Augen voll und schwer auf dem Lampenlicht zu lasten. Eine gespendete Rast, wie der Schatten eines Baumes, lag über mich gebreitet. Auch der Stein war fortgewälzt, und die Türe war wieder eine Türe für Lebendige. . . .

Als ich Tags darauf die Augen aufschlug, dämmerte der Abend. Meine Fenster sahen auf den Leipziger Platz; draußen war es noch hell genug seine Schönheit zu genießen. Er ist wie eine Stille, eine Atempause mitten im Gedröhn. Hier nämlich ist die richtige Stelle ihn zu betrachten: mit dem kurz geschorenen, bläulich grünen Rasenfleck zu Füßen, und die Häuser gegenüber, in so würdiger Distanz, als träten sie zurück, um dem Raum zu gewähren. Hier vor allem gelangt die Pracht des Wertheimhauses zur höchsten Geltung. Hier hebt sein Anmarsch an, und der weit hinausgestreckte Säulenvorbau, schon angetan mit der Patina der Jahre, entsendet hier mit festlicher Gebärde die schnurgerade Zeil. Schon ist er nicht mehr wegzudenken, so ganz und gar prägt und adelt er die Stelle.

Wo aber liegt, um der klassischen Formel zu gedenken, in welche die Architektur gebracht wurde, wo liegt der Vorteil der „gefrorenen Musik" vor jener anderen, die entzaubert an unsere Sinne tönt? Denn jene kennt kein Verhalten, keine Uebersättigung. Es gibt keine Gewöhnung des Auges. Tagaus, tagein, jahraus, jahrein, gewahrt es die wohlgelungene Front, es sieht sie immer. Unberührt in ihrer Geltung verweilt

die glücklich eingelassene Fensterreihe, der Rhythmus einer Pforte, eines Giebels, eines Turmes, ob Sommerlaub oder nacktes Gezweig ihn umrahmt, oder in der dunklen Winterluft der seines Spiegels beraubte Teich.

Sie hingegen, die magische, die zündende Musik, das innere Licht der Dinge, Musik! sie flieht den Fluß hinab, entfernt sich wieder und verklingt. O Undankbarkeit des Ohres, dem die Gabe eigen ist, selbst Werke von unvergänglichem Gefüge zu erschöpfen, ewig begehrliches Ohr, dem ein Eindruck mit derselben überwältigenden Macht nicht wiederkehrt. La musique doit toujours nous surprendre! —

Aus meinem dämmerigen Zimmer erscholl da ein Telephonruf; ich trat vom Fenster zurück, und hing das Höhrrohr aus.

„Leben Sie noch?“ drang eine Stimme zu mir.

„Aber ja“, sagte ich.

War es nicht ein fast verderbliches Lächeln vielleicht, mit dem ich zur Türe hinblickte, dem aufgewälzten weißen Grabstein der vergangenen Nacht? Am Tische lehnend, die Hand leicht aufgestützt, nahm ich eine Einladung für den folgenden Tag entgegen und sagte ihr zu.

Das Ei des Columbus

Das Frühstück war für zwei Uhr anberaumt. Man saß im Kreise, wartete und war einander fremd. Es fehlte noch ein Gast. So unvorhergesehen blitzte der Zwischenfall auf, den ich erzählen will, daß seine Präludien sich schon in Dunkel hüllen. Schon ist mir entfallen, auf welchen Anlaß hin der Herr mit der wuchtigen Nase — ein schneidig gebliebener General — auf kommende Kriege und ihren Giftgasverlauf mit solchem Gusto hinwies.

Nun weiß ich ja, daß ihrer noch viele sind, die an den Krieg als Methode glauben, trotz der Erfahrung des letzten, und trotz des Hinblickes auf den nächsten. Allein ich weiß es vom Hörensagen, wie ich von Buschmännern weiß. Ich komme mit solchen Leuten nie zusammen. So geschieden sind doch schon die Lager. So war ich auf die Wirkung solcher Redensarten nicht vorbereitet. Denn seine eigenen Zornreserven kennt keiner. Der Zorn ist nicht wie die Güte. Nur die Gelegenheit vermag ihn auszulösen. Und so kam es, daß die Generalin, über den Ton, den ich mir herausnahm, überrascht zu ihrem Mann aufblickte. Da erschien der verspätete Gast, die Flügeltüren öffneten sich, und unsere unharmonische Gesellschaft verfügte sich in den Speisesaal.

Die Tischordnung war folgende: rechts vom Hausherrn die Generalin, links von ihm eine andere Dame, usw., ihm gegenüber der General, mit mir als seiner Nachbarin.

Wie aber kam ich dazu, einem Manne von solcher Denkungsart gegenüber die Tischdame zu spielen, gemütlich-charakterlos, als ob nichts wäre, mit ihm zu plaudern. Nein! Mit nichten! Es war folgerichtig, sich zu widersetzen!

Nicht nur den Leipziger Platz hatte ich — als ein Resultat der schlimmen Nacht — mit expressionistischer Schärfe so zu sagen, ins Auge gefaßt; ich war noch recht schwach auf den Beinen, und auch die gegenwärtige Situation stellte sich mir ohne alle Zutaten, in ihren wesentlichen Zügen dar.

Aalglatt, mit einem geschmeidigen Satz, glitt ich zum Ehrenplatze hin, und als sei es das natürlichste der Welt, solche Proteste einzulegen, gab ich die Erklärung ab, es sei zwecklos und hätte keinen Sinn, mich neben einen Militaristen zu plazieren.

„Ich bin lieber neben Ihnen", sagte ich zum Hausherrn.

Dieser, ganz Selbstbeherrschung, machte mich darauf aufmerksam, daß dann der General neben seiner Frau zu sitzen käme.

„Das tut er sicher gern", sagte ich zuversichtlich.

Sanft wie eine Katze, alle Krallen eingezogen, aber von plötzlicher Leidenschaft besessen, und wild entschlossen, mich durchzusetzen, maß ich rasch die Entfernung bis zur nächsten Türe (denn strategisch hochbegabt bin ich nun einmal). Dann aber, wie um unliebsamen Störungen vorzubeugen, und als sei mein Vorgehen das geläufigste und taktvollste der Welt, nahm ich mit verbindlichem Lächeln neben dem Hausherrn Platz.

Es war alles wie im schönsten Krieg. Durch Ueberrumpelung war eine Position gewonnen, und eine Fahne gehißt worden. Es blieb nichts übrig, als sich zu fügen; höflich, wenn auch perdautz saß man, wie ich wünschte, und das erlesene Essen nahm seinen Verlauf. Irgend ein Etwas in meinem Unterbewußtsein aber, eine geheime Erschöpfung wohl auch, bewirkte, daß ich mit gelösten Gelenken von allem zweimal nahm, und befriedigt um mich sah, wie einer, der sich ungewöhnlich vorteilhaft beleuchtet weiß.

War es die Tafelrunde?

War es der von mir deportierte General, der an Seite seiner Gemahlin saß, just dort, wo ich ihn hingesetzt hatte? Ei, ei, saß er nicht eigentlich am Katzen-Tisch? — Er war als Zivilist ein ganz koulanter Herr. Der Tisch war rund. Auch das Gespräch ging in die Runde. Er bezeigte mir die größte Höflichkeit. Ich auch.

Es schlug vier, als ich ins Freie trat. Ich ging den Tiergarten entlang, umsurrt, versonnen von all dem Grau, dem schönen, städtischen Dezembergrau. Grau das Geäste, der Asphalt, die Straßen ein grauer See in ihrer Glätte, Luft und Licht ein einziges Grau, und nochmals grau verspielt das Rätsel, das Märchen von Berlin, sein Flußarm, der nicht fließt, seine Schale der Vergessenheit: die Lützowufer.

Auf einer Brücke stand ich still und sah hinab. Vielleicht war es all das Grau, das mich in sein Unisono mit einbezog, oder lullte mich der Wasserspiegel ein? ich war glücklich, ich war vergnügt.

Nicht übel mochte indes mein General auf seinem Heimweg toben.

War es das?

Ja, ja! — Der Augenblick, da ich ihn aus meiner Nähe verwies, er war's, der mein Bewußtsein gesteigert, der Erlebtes auf eine Weile ausgeschaltet hielt. Denn Possen, Lustbarkeiten, auch edle, auch ein rot ausgeschlagener Theatersaal, der sich wie ein Freudenstrahl darbietet, werden ihn, der den Krieg innerlich wirklich erfuhr, erst recht gemahnen. Auf immer bleibt sein Herz Stößen des Erinnerns ausgesetzt.

Wie oft habe ich mir in schlaflosen Nächten Riesenschiffe ausgemalt, nach verlornen Inseln unterwegs, die Gemeinschaft derer ausführend, die noch sinnesroh genug sind, auch künftigen Kriegen das Wort zu reden. Und statt der Tiere sah ich sie ihrer Höllenarche alle möglichen Waffengattungen aufladen, um einander nach Herzenslust zu begasen und zu beschießen, wenn nur die übrige, die gesittete Welt in Ruh vor ihnen bliebe.

Wie aber?

Hatten wir es nicht in der Hand, eine solche Insel heute schon mitten in unserm Kontinent zu schaffen? — Zwischen uns und ihnen, deren Argumente Schlagriemen sind, deren Glaube, deren Theorien sich von dem wilder Völkerschaften noch nicht unterscheidet, sollten wir doch wenigstens scharfe Grenzen ziehen, uns wenigstens von ihnen sondern. Wenigstens das. Des häufigeren sind sie ja nur subaltern und doch so mächtig nicht mehr, daß wir nicht daran denken könnten, ihnen den Garaus zu machen.

Mein Benehmen fand indes bei anderen nicht die restlose Zustimmung, die ich mir selber angedieh. Es kam am übernächsten Abend in einem Hause zur Sprache, das dem des Gastgebers von vorgestern nahe stand. Sechs der Anwesenden waren für mich, sieben gegen mich; eigentlich hätte ich die Majorität gehabt, aber Stimmenthaltungen brachten mich zu Fall. Es war wie bei einer Präsidentenwahl. „Wo kämen

wir hin?“ sagte mein Gegenüber so laut, daß es nicht zu überhören war. „Die Geselligkeit fände ja ihr Ende mit solchen Methoden!“

Als man später mit seinem Kaffeetäßchen mehr oder minder insipide herumstand, war meine Person nicht gerade gemieden, aber noch weniger umringt. Da hatte ich Amerika zu entdecken geglaubt, und es war wieder nichts. Was mir fehlte, war eben der Rückhalt. Es fehlten Ferdinand und Isabella die Katholische. Ewig schade, daß es mir an Macht gebricht.

„Sehen Sie“, durfte da ein Stimmenthalter mich belehren, „ich bin vollkommen Ihrer Meinung, aber ich habe mich längst zur äußersten Toleranz hindurchgerungen. („Hindurchgerungen“ nannte er's.) Ich höre mir mit der größten Ruhe auch die gegenteiligsten Ansichten an. Kann kommen wer will.“

„Sie sind Adaptierungskünstler.“

„Wie meinen?“

„Sie wissen sich zu adaptieren“, sagte ich.

„Gottlob, Gottlob.“ —

Er lobte Gott für seine Abgeklärtheit, die weiß Gott nur Verschmiertheit war. Ach! so groß ist die Verwirrung der Begriffe.

Und doch! Der Augenblick ist günstig. Schließlich bereiten sich Konjunkturen nur dadurch vor, daß man sie wahrnimmt. Und wer weiß, wozu es führen würde, wenn die Kriegsverneiner aller Länder sich allerorts entschlössen, die Kriegsbejaher aller Länder als Paria zu behandeln.

Da heute dieser Kontinent in Sieger- und Besiegterland zerfällt, wäre es eine Kompensation, just im Besiegterland mit einer so selbstherrlichen, so umstürzlerischen und vielleicht so zündenden Bewegung anzuheben. Wer vermöchte ihr zu gebieten? Es wurden keine Paragraphen vorgesehen wider sie, und alles wohl erwogen und bedacht, dürfte es den Berlinern zu gönnen sein, die Keckste aller Fahnen aufzurichten.

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, erste Januarwoche.

Dem Parlament wird demnächst ein Gesetzenwurf vorgelegt, durch den die höher bezahlten Angestellten in die Arbeitslosenfürsorge einbezogen werden. Die Vorlage trägt einem ernsten Notstand Rechnung. Inmitten der allgemeinen Wirtschaftskrise, die die Zahl der Erwerbslosen schon über die Grenze der ersten Million getrieben hat, bildet das Los der unbeschäftigten Angestellten ein besonders trauriges Kapitel. Die Not, die besonders die älteren Arbeitnehmer dieser Art erfaßt hat, ist vielfach erschütternd, und der Wirtschaftspolitik erwächst die verantwortungsvolle Aufgabe, den unvermeidlichen Prozeß nach Möglichkeit zu mildern. Denn leider ist nicht darauf zu bauen, daß eine Besserung der Geschäftslage von selbst den entlassenen Angestellten ebenso schnell wieder Brot verschaffen werde, wie man das für die erwerbslosen Arbeiter hoffen darf. Stellt man in Rechnung, daß der Verteilungsapparat erst noch der Amputation harrt, die auf dem Gebiete der Gütererzeugung schon jetzt in aller Schärfe vorgenommen wird, daß also gerade die Erwerbszweige, die am meisten Angestellte beschäftigen, wahrscheinlich weitere Entlassungen nicht werden vermeiden können, bedenkt man ferner, daß durch die Mechanisierung der Bürobetriebe, besonders im Bankgewerbe, mit der Zeit noch mehr Kräfte frei werden, und überblickt man schließlich die Schar der Vielzuvielen, die von der Verwaltungsorganisation des Reichs, der Länder und Gemeinden bis heute durchgeschleppt werden, so kann man nicht umhin zu konstatieren, daß es eine zehnjährige Fehlleitung von Arbeitskräften ist, die sich jetzt zu korrigieren beginnt. Erbarmungslos droht die kapitalistische Maschine einen hohen Prozentsatz derjenigen zu zermalmen, die, getäuscht durch das trügerische Bild einer inflationistischen Hochkonjunktur, bislang geglaubt hatten, der allgemeinen Proletarisierung entgehen und sich in halbbürgerliche Stellungen flüchten zu können.

Den Weinbauern ist kürzlich nachgewiesen worden, daß sie bei einem Werte ihrer Gesamtproduktion von jährlich 80 Millionen Mark bereits Kredite von 30 Millionen empfangen

und weitere Darlehn von 50 Millionen zugesagt erhalten haben, mit anderen Worten, daß ihnen mit einzigartiger Freigiebigkeit eine gesamte Jahreserzeugung bevorschußt worden ist. Außerdem wurden den Winzern Frachtermäßigungen und eine Milderung der Zuckersteuer zugestanden, und um die anspruchsvollen Kinder noch weiter zu verwöhnen, hat sich das Reich verpflichtet, ihnen aus der Weinsteuer — die die Konsumenten zahlen! — ein Drittel, gleich jährlich etwa 25 Millionen, als langfristigen Hypothekarkredit zuzuführen. Dieselben Weinbauern, die diese exzeptionellen Vergünstigungen durchgesetzt haben, waren imstande, die guten Beziehungen ,die Deutschland bisher mit Spanien verbanden, dadurch zu gefährden, daß sie eine abrupte Kündigung des deutsch-spanischen Handelsabkommens erzwangen, weil es angeblich ihre Interessen gefährdete. Daß der deutschen Gesamtwirtschaft durch den vertragslosen Zustand bedeutende Exportmöglichkeiten verloren gingen, das kümmerte sie nicht. Der deutsche Wein in Ehren! Doch die Rücksichtslosigkeit, mit der dieses herzlich unbedeutende Sondergrüppchen der deutschen Produktion sein eigenes Wohl über das des ganzen Volkes stellt, ist staunenswert. Neuerdings wird von den Winzern sogar nach berühmtem Muster die Errichtung einer Weinbaukreditanstalt gefordert. Sie gingen ja beim Landbund in die Schule und dort haben sie gelernt, wie mans manchen muß.

Die ausländischen Kredite, die Länder und Kommunen aufzunehmen wünschen, sind mit gutem Grunde einer strengen Kontrolle durch die sogenannte Beratungsstelle beim Reichsfinanzministerium unterworfen worden, weil man der Meinung war, daß Deutschland es sich nicht gestatten könne, für überflüssige Zwecke eine kostspielige Auslandsverschuldung einzugehen. Für kirchliche Auslandsanleihen vermißt man eine ähnliche Ueberwachung. Ihr Umfang ist keineswegs gering. Aus Holland wird berichtet, daß dort 25 Millionen Gulden für eine Reihe meist kleinerer Kirchengemeinden zur Zeichnung aufgelegt worden sind, und die römisch-katholische Kirche Bayerns hat kürzlich eine Anleihe von 10 Millionen Dollar in New York abgeschlossen. Daß die Verwendung dieser Kredite keineswegs produktiv im üblichen Sinne ist, das dürfte feststehen. Den weltlichen Kommunen ist nicht einmal erlaubt, an den ausländischen Kapitalmarkt zu appellieren, wenn sie mit dem Gelde dem dringenden Bedürfnis nach Errichtung von Krankenhäusern abhelfen wollen, von der Herstellung von

Sportplätzen ganz zu schweigen. Wie verträgt sich das miteinander? Entweder ist die Beschränkung der kommunalen Geldaufnahmen im Auslande überflüssig. Das möchten wir nicht glauben. Oder aber es darf auch den Kirchen nicht gestattet sein, die deutsche Verschuldung in fremder Währung für ihre Zwecke beliebig zu steigern. Es handelt sich hier nicht um eine religiöse Frage. Ebenso wie die kommunale Kreditpolitik darf auch die kirchliche im Augenblick ausschließlich unter wirtschaftlichen Gesichtspunkten betrachtet werden, und da ist nicht einzusehen, warum, was dem einen nicht recht, dem anderen doch billig sein sollte.

Daß Dauer und Schärfe der Wirtschaftskrise unterschätzt worden sind und daß manche Unternehmungen die Goldkapitalien, die sie bei der Umstellung festsetzten, auf die Dauer nicht werden aufrechterhalten können, darüber kann kein Zweifel mehr bestehen. Wenn aber in einem amtlichen Kommentar zur Statistik der Goldumstellungen die Lage so dargestellt wird, als sei eine allgemeine Sanierung der Industrie durch Kapitalherabsetzung unvermeidlich, so trifft das nicht zu. Gewiß ist es wahr, daß zu hohe Kapitalien nicht von Vorteil sind. Aber das „richtige" Kapital läßt sich nicht nach der Rente ermessen, die es während einer allgemeinen Geschäftsstockung und überdies in einer Periode abwirft, in der der Zinsfuß doppelt so hoch ist wie in normaler Zeit. Würden die Unternehmungen etwa mit Rücksicht auf den derzeitigen Kursstand der Aktien voreilig zu einer neuen Zusammenlegung des Kapitals schreiten, so würde das weder ihnen noch ihren Aktionären viel nützen. Den Unternehmungen deshalb nicht, weil ihre Kreditwürdigkeit dadurch keineswegs gestärkt würde; Aktienemissionen, die einen Parikurs erfordern, kommen ohnehin nicht in Betracht. Den Aktionären erst recht nichts, weil sie in jedem Falle die Geprellten wären. Ist der gegenwärtige Ertrag gering, so wird er durch Kapitalbeschneidung zwar relativ, aber nicht absolut vergrößert. Dafür aber würden im Falle des Wiederaufstiegs der Wirtschaft die Aktionäre aufs herabgesetzte Kapital wahrscheinlich doch nicht die höhere prozentuale Rente empfangen, die erforderlich wäre, um den erlittenen Verlust wieder auszugleichen. Noch ist nicht aller Tage Abend. Die Rentabilität lebensfähiger Unternehmungen kann sich einmal unversehens bessern, wenn nicht mehr, wie jetzt, ein Uebermaß von Steuern den Reinertrag wegfrißt. Warum also überflüssigerweise Beunruhigung stiften und verallgemeinernd Maßnahmen empfehlen, die niemandem nützen,

GLOSSEN

FECHENBACH-MUSEUM

Man hat ein paar Jahre um Felix Fechenbach gekämpft. An Hand von gekürzten Zeitungsberichten, von Darstellungen der Verteidiger, die durch ihre Schweigepflicht gebunden, Wichtiges nicht sagen konnten, so führten wir die Kampagne, mangelhaft informiert, fast mehr dem Gefühl folgend, daß das Recht gebrochen als um Einzelheiten wissend. Erst heute, nachdem das Buch „Recht und Politik im Fall Fechenbach" von P. Dreyfus und Paul Mayer (Ernst Rowohlt Verlag) erschienen ist, liegt alles in voller Klarheit vor uns. Da erfährt man mit mustergültiger Akribie, gestützt durch überreiches, von zwei konstruktiven Köpfen glänzend gegliedertes politisches und juristisches Material, was damals, im Oktober 1922, in München im Namen der Justiz angerichtet wurde.

Vor einem Jahr gerade wurde Fechenbach auf freien Fuß gesetzt. Die aktuelle Erregung des einen Falles verdampfte, der Zustand, aus dem er wuchs, blieb. Die „Gnade" konnte ein Akt der Scham sein, ein Säuberungsversuch der befleckten Justiz; leider waren nicht moralische, sondern rein politische Zweckmäßigkeitserwägungen dabei maßgebend. Deshalb wirkt das Buch auch nicht überholt, es bringt, von einer überquellenden sachlichen Fülle abgesehen, eine unerhört vollkommene Porträtgalerie aller Beteiligten, es ist so etwas wie ein Baedecker durch die Dschungeln der neubayrischen Physiognomie, die uns ja so fremd geworden ist. Da sind sie alle, die Richter, die Sachverständigen, die Zeugen, sie alle, die wir kennen, die verknüpft sind mit zwei Gerichtsfällen, die die Justiz in ihrer tiefsten Erniedrigung zeigen als beamtete Vollstreckerin künstlich gemachten Gassenradaus Namen erhalten plötzlich Gesichter, Konturen Farbe, flüchtige Skizzen lebendige Rundung. Einige Personen und Episoden sind es, die sich dem Gedächtnis unauslöschlich einprägen. Wir versuchen es, sie nachzuzeichnen.

Zunächst ein ganz kleiner, aber ungemein aufschlußreicher Zwischenfall. Februar 1919. Eisner auf der Straße niedergeschossen. Fechenbach, der Sekretär, war neben ihm, hat mit dem Mörder gerungen. Bringt als erster die Kunde in den Landtag. Herr von Frauendorffer, der Verkehrsminister, schreit ihn an: „Nehmen Sie erst mal gefälligst den Hut ab!" Das nennt man Haltung, nicht wahr? (Und drei Jahre später war Frauendorffer selber ein von der royalistischen Meute zu Tode gehetzter Mann.)

Aber zwei Figuren sind es vor allem, die den Fall Fechenbach beherrschen. Zwei viel genannte Männer. Doch wer kennt sie, weiß von ihnen?

Der eine ist Herr Coßmann, der Dolchstoßmann und Schuldlüge-Spezialist. Herr Paul Nikolaus Coßmann gehört zu jenen fatalen Mitbürgern jüdischer Konfession, deren kokett getragenes teutonisches Bärenfell den Kaftan der Väter vergessen machen soll. Herrn Coßmanns Sehnsucht wurde erfüllt, er darf in der alldeutschen Tafelrunde aus dem Methorn nippen, wenngleich man es auch ihm manchmal zu verstehen gibt, daß er schließlich an der deutschen Eiche doch nur ein Pfropfreis vom Libanon ist. Coßmanns Stärke ist seine Gedächtnisschwäche. Deshalb pflegt er bei wichtigen Unterhaltungen Protokolle aufzunehmen. Ein solches Protokoll wurde 1916 seinem Freund Veit

Valentin zum Verderben. Der junge Freiburger Professor, damals im Auswärtigen Amt tätig, schüttete ihm sein Herz über Bethmann und Tirpitz aus. Herr Coßmann aber protokollierte . . . und infamierte den vertrauensvollen Freund öffentlich. Der wurde schimpflich von der Hochschule gejagt. So rettete Coßmann das Vaterland. Auch an der Wiege der beiden Fechenbach-Prozesse, wenn man so sagen darf, steht ein von Herrn Coßmann gründlich mißverstandenes Telephongespräch. Dann verschwand er für ein Weilchen, aber man spürte seine regiegeübte Hand hinter den Kulissen. Wahrscheinlich hat er die für das Landesverratsverfahren notwendigen Dokumente von Fechenbachs geschiedener Frau einer rachedürstenden Hysterica, erhalten. Ein taktvolles Gericht ersparte es dem verdienten Patrioten, sich öffentlich zur Urheberschaft zu bekennen. Seitdem widmete er sich ausschließlich seiner alten Schwäche für Dolchstöße. „Dein Register hat ein Loch“, sagt Spiegelberg, „Du hast das Gift weggelassen . . .“

Das ist Herr Coßmann. Der andere ist der Richter Haß. Trotz Thimmes und Freymuths Bekundung: wir glaubten niemals so recht an ihn. Wir waren verleitet durch seinen Namen ihn für eine allegorische Figur zu nehmen, für ein Fabelwesen wie den Erlkönig oder den Vogel Rohk. Nein, er lebt wirklich. Dank unsern Autoren, die fühlbare Proben seines Seins geben.

Herr Haß hatte ein bestimmendes Erlebnis: er saß im Kriege in Berlin bei der Spionage-Abwehr. Da bereitete er sich für sein kommendes hohes Amt als Präsident eines Münchener Volksgerichtes vor. Als Jurist gibt er wahrscheinlich nicht viel her, aber seine Berliner Tätigkeit machte ihn zu einer schneidig funktionierenden Fußangel, zu einem totsicher zuschnappenden Fangeisen. Aber solcher Richter gibt es leider nicht wenige, sie fühlen sich mehr als Vollstrecker, denn als Rechtsprecher. Herr Haß erhält persönliches Kolorit erst durch einen tiefverwurzelten Hang zu stammeseigentümlicher Bierphilosophie. Wer wußte eigentlich davon? Wir hielten ihn für einen fahlen, hageren Torquemada. Ja, wenn man es so mystisch ausdrücken darf, Herr Haß hat immer einen unsichtbaren Biertisch vor sich. Auch im Gerichtssaal. Und die strenge Justitia thront vor ihm auf einem Matthäser-Faß, dem Gerechten einen schäumenden Maßkrug kredenzend, den Schuldigen mit einem scharfgeschliffenen Radi niederschmetternd. Wahrscheinlich gab es niemals einen redeseligeren Richter. Seine Stimme dröhnt alles nieder, was sich ihm entgegenstellt, und die Logik, eine spinöse Dame von altjüngferlicher Zimperlichkeit, kuscht sich vor diesem warmen Bräukellerorden entsetzt in die Ecke. Seine Beredsamkeit macht den wetterfesten Spionage-Abwehrer fast zum Dichter. Der Angeklagte Gargas hat einen informierenden Bericht über die antisemitischen Hetzereien im Alpenverein ins Ausland gesandt. Und aus der Haß - Posaune dringen mächtige Töne: „Das Einzige, was uns der Friede von Versailles noch gelassen hat, sind Licht und Luft und unsere deutschen Berge, die uns niemand rauben kann. Und da kommt so ein Pole daher . . .“ Ja, da kommt so ein Pole daher . . .

Was man aber als Journalist überhaupt ins Ausland geben darf, das definiert, nein rhapsodiert, der Jurist Haß also: „Zwei gesunde Augen im Kopf und das deutsche Herz am rechten Fleck, und man weiß, was man dem Auslande mitteilen kann.“

Soviel Lyrik hätte niemand von Herrn Haß erwartet. Denn immerhin verhängte dieser schlichte Sänger um Bagatellen 10 und 12 Jahre Zuchthaus. Doch wer kann nun mal als Bajuvare den freundlichen Regungen eines biergesättigten Heimatgefühles widerstehen? Mild faßt der königlich bayerische Wind in die Seiten, zur Aeolsharfe wird das Galgenholz.

C. v. O.

PARISER LITERATURPREISE

Die jährliche Periode der Literaturpreise ist vorüber; sie sind Schrittmacher auf dem Weihnachtsmarkt. Man versteht sie in Deutschland nicht recht; in Frankreich gehören sie zum literarischen Leben, wie der Verkehrspolizist zum Boulevard: sie verhindern die Stockung, l'embonteillage . . . . Vor dreißig Jahren waren sie eine natürliche Funktion der Académie française. Als diese nach und nach zu einem Altersheim für die Mitarbeiter der Revue des deux Mondes wurde, kümmerte das Publikum sich nicht mehr um ihre Literaturpreise. In Frankreich steht man nämlich immer noch auf dem rationellen Standpunkt, daß die Literatur nicht zu langweilig sein darf.

Die Brüder Goncourt haben zur rechten Zeit ihre Akademie gegründet, und sie haben Verständnis für ihr Zeitalter bewiesen, als sie das Verleihen eines jährlichen Romanpreises zu deren Hauptfunktion machten. Nun wurden die Alterserscheinungen der Académie française in hellem Tageslicht demonstriert. Wer seit 1903 den Goncourtpreis erhält, ist ein paar Monate lang Favorit beim Publikum und bei der Kritik. Weshalb? Die Goncourt-Akademiker sind heute keine idealen Preisrichter mehr: sie zeigen schon bedenkliche Ansätze zur geistigen Arterienverkalkung auf. Und jede Wahl beruht auf Kompromissen, die nur nebenbei mit Literatur zu tun haben. Aber diese achtbaren Männer haben immer die großen Dummheiten wie die großen Gescheitheiten vermieden; sie spielen im literarischen Leben dieselbe Rolle wie der Senat im politischen Leben; sie retardieren, aber nie zuviel.

So haben sie z. B. vor ein paar Jahren Marcel Proust herausgebracht, weil Léon Daudet es so wollte. Damals bewies Daudet, daß er im Grund seines Herzens was taugt. Sie haben auch Duhamel gekrönt und mitten im Krieg „Le Feu" von Barbusse. Das war mehr als eine literarische Aktion, das war eine mannhafte Tat. Man darf sie also noch ruhig ein oder zwei Jahrzehnte gewähren lassen. Bis dahin haben wohl die Superrealisten ihre Akademie zustande gebracht.

Femina-Vie heureuse heißt ein anderer Literaturpreis; er ist ebenso alt wie der Goncourtpreis und rückt im Ansehen hinter ihm her. Diese großen Damen der Gesellschaft und der Feder haben sich auch noch immer leidlich herausgezogen. Dieses Jahr gaben sie Joseph Delteil den Preis für eine Jeanne d'Arc, für die einzige Jeanne d'Arc, die in bezug auf Lebendigkeit neben der von Bernard Shaw bestehen kann. Kann man von einem Damenkollegium, das im Hotel der Herzogin von Rohan thront, mehr verlangen? Ich glaube kaum.

Um die zwei Preise hat sich auch dieses Jahr der Klatsch gehäuft. (Es gibt bekanntlich nichts Zäheres als Literaturklatsch, es sei denn der Theaterklatsch.) In der Goncourt-Akademie soll gegen die Autoren das Verlagshauses Rieder u. Co. die Exklusive ausgesprochen worden sein, weil er zu sehr auf „Europäertum“ eingestellt sei. Regen wir uns darüber nicht auf. Rieder hat aus dieser Exklusive bereits eine vorzügliche Reklame herausgeschunden, und so kommt jeder auf seine Kosten. Es ist heute nicht leicht, Verleger zu sein; man darf ihnen schon eine kleine Sünde gegen den Geist nachsehen.

Frantz Clément (Paris)

DIE FÜR STEIGER — SCHWIEGEN

Darf ich meinem Aufsatz in der letzten Nummer des „Tage-Buches“ einige Worte über das beschämende Schweigen jüdischer Zeitungen zum Falle Steiger hinzufügen? Selbst wenn diese jüdischen Zeitungen gegen Ende des Prozesses doch noch irgend eine Notiz gebracht haben sollten — was ich im Augenblick nicht nachprüfen kann — so wirkt dieses wochenlange Schweigen gerade eines Teils der deutschen jüdischen Presse dieses Nichteintretenwollen für einen Unschuldigen, für den sich ein großer Teil der nichtjüdischen Presse in Europa und Amerika einsetzte, unsagbar beschämend. Es scheint fast, als ob diesen deutschen jüdischen Kreisen Zionismus und Zionisten heute gerade so suspekt sind, wie etwa noch vor 12 Jahren weiten Kreisen des deutschen Bürgertums Sozialismus und Sozialdemokraten erschienen. Galten jene schon lediglich deshalb als „vaterlandslose Gesellen“, weil sie die Lösung gewisser Menschheitsaufgaben durch internationale Zusammenarbeit erstrebten, so erscheinen heute aus ganz ähnlichen Gründen die Zionisten diesen jüdischen Kreisen verdächtig. Auch die Zionisten vertreten nämlich die Auffassung, daß der Steiger-Prozeß ebensowenig nur eine Angelegenheit der polnischen Juden war und sein durfte, wie etwa der fast gleichzeitig in Bukarest verhandelte Moraresco - Prozeß nur die rumänischen Juden, der Beilis - Prozeß nur die russischen Juden, der Dreyfuß-Prozeß nur die französischen Juden anging. Alle diese Prozesse sind für den Zionisten nur Symptome der Ungelöstheit der Judenfrage, zugleich aber dringende Mahnungen, diese Lösung, die wiederum nur durch Zusammenarbeit aller Länder der Erde, vornehmlich aber der Juden aller Länder erfolgen kann, nach Möglichkeit zu beschleunigen.

Freilich. erkennen denn diese jüdischen Kreise in Deutschland das Bestehen einer „Judenfrage“ überhaupt an? Eine Judenfrage ist polizeilich nicht gemeldet, was zu der Behauptung berechtigt, daß sie nicht besteht — so oder ähnlich möchten manche dieser deutschen Juden sich am liebsten mit diesen ihnen ach so unbequemen Dingen abfinden. Man sieht, zwischen der Methode des Lemberger Polizei-Kommissars Kajdan, für den Olczanski als Täter nicht in Frage kam, weil er damals nicht polizeilich gemeldet war, und der Methode dieser Herren, ist der Unterschied nicht allzu groß. Man spricht zwar auch in diesen jüdischen Kreisen viel und gern von Paneuropa, vom Locarnogeist, von der Notwendigkeit einer völligen Neuorientierung im Geiste eines wirklichen Völkerbundes. Aber wenn es gilt, diese Gedanken konsequent auch auf die Judenfrage anzuwenden, dann schreckt man ängstlich davor zurück.

Mit Recht hebt die „Vossische Zeitung“ hervor, dieser Attentats-Prozeß sei „zu einem Dokument der Solidarität der Kulturwelt im Kampf gegen das Unrecht“ geworden. Vielleicht ist doch die Hoffnung nicht gar zu verwegen, daß in absehbarer Zeit selbst der jetzt noch abseits stehende Teil des deutschen Judentums sich von dieser „Solidarität der Kulturwelt im Kampf gegen das Unrecht“ auch dann nicht mehr ausschließen wird, wenn es sich um einen ausländischen Juden oder gar — um einen ausländischen Zionisten handelt.

Hermann Badt, M. d. L.

BERICHTIGUNG,

Durch ein Versehen ist in der vorigen Nummer in dem Artikel des Abgeordneten Dr. Badt „Steigers Freispruch“ ein Absatz weggeblieben; außerdem hat sich ein sinnentstellender Druckfehler eingeschlichen.

Auf Seite 1918 muß es im 2. Absatz in Zeile 4 anstelle des Wortes: „nichts“ heißen: „sich niemals“.

Auf Seite 1919 fehlt im 3. Absatz, Zeile 13, vor dem mit den Worten: „Wäre das nicht geschehen . . . .“ beginnenden Satz, folgender Satz:

„Leider veröffentlichten, während diese Nachprüfung noch im Gange war, einige Zeitungen in Warschau und Berlin bereits Einzelheiten über den in den Lemberger Gerichtsakten entdeckten Bericht und nannten auch den Namen Olczanski als den allein in Frage kommenden Täter“.

ANEKDOTE

Peter Altenberg war noch ein nur wenigen Leuten bekannter literarischer Revolutionär, als der Stern Hofmannsthals bereits aufgegangen war. Es fehlte damals in Wien nicht an erbitterten Angriffen gegen Hofmannsthal. Hauptsächlich hat man ihm seine jugendliche Abgeklärtheit und Reife verübelt. Eines Tages kam es am Stammtisch Altenbergs zu einer großen Goethe-Debatte. Altenberg saß schweigend da. Plötzlich riß er das Wort an sich und sagte: „Keine Goethe-Diskussion darf mit Beleidigungen auf Hofmannsthal enden.“

INHALT DES LETZTEN HEFTES
(Heft 52)

Redaktion des „Tage-Buch“: Berlin SW 19, Beuthstraße 19. Telefon: Merkur 8790, 8791, 8792. Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin W 35, Genthiner Straße 22. — Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin SW 19, Beuthstraße 19 — Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Wien 156 791. Bankkonto: Commerz- u. Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstr. 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Prikopy 6 — Druck von Wilhelm Greve, Berlin SW 68, Ritterstraße 50. — Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Beuthstr. 19.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion, auch wenn Rückporto beiliegt, keine Verantwortung.

Bezugspreis durch die Post in Deutschland pro Monat 2,— Reichsmark, pro Quartal 6,— Reichsmark; unter Streifband im Inlande und nach Oesterreich monatlich Reichsmark 2,25 vierteljährlich Reichsmark 6.50. Für das übrige Ausland nur Streifbandlieferung monatlich Reichsmark 2,50, vierteljährlich Reichsmark 7,—. Zahlungen in ausländischer Währung werden zum amtlichen Tageskurs der Berliner Börse am Eingangstage gutgeschrieben.

Inseratenpreise: Grundpreis für die ganze Seite 125 Goldmark. Bei größeren Abschlüssen progressive Wiederholungsrabatte auf den Grundpreis.

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, zweite Januarwoche

Der Fall Luppe gibt Anlaß, Betrachtungen darüber anzustellen, wie weit in diesem Lande an Behörden und Beamten in gesetzlichen Grenzen Kritik geübt werden kann. Einige Zeitungen haben das Verfahren „merkwürdig" und „seltsam" genannt; dagegen, glauben wir, ist wohl nichts einzuwenden. Aber schon gegenüber Wendungen wie: „Soll das jetzt System werden, daß man Männer des öffentlichen Lebens mit Meineidsklagen verfolgt?" oder: „Glaubt die bayrische Staatsanwaltschaft ernsthaft ....?" müssen Bedenken geäußert werden. Denn solche Fragen suggerieren mindestens — wenn auch noch unbejaht — die Möglichkeit, daß eine deutsche Staatsanwaltschaft, deren strenge Objektivität doch in den Dienstvorschriften verankert ist, tatsächlich ein unobjektives System verfolgt, oder daß sie etwas tut, woran sie selbst nicht ernsthaft glaubt. Und schon die Andeutung, eine solche Möglichkeit bestehe überhaupt, muß vielleicht bereits als eine Ehrenkränkung betrachtet werden, eine Beleidigung, die dem betreffenden Oberstaatsanwalt oder seiner vorgesetzten Behörde ausreichende Handhaben geben könnte, eine andere Staatsanwaltschaft wider den Kritiker in Bewegung zu setzen. Ganz abwegig und juristisch unhaltbar aber würde uns jede noch weitergehende Qualifikation erscheinen. Gesprächsweise wurde uns zum Beispiel gesagt, dieses Vorgehen gegen Luppe sei ein „niederträchtiger Schurkenstreich"; und es wurde uns nahegelegt, in aller Oeffentlichkeit einmal auszusprechen, die Staatsanwaltschaft zeige sich in diesem Falle als willige Hure eines Terrors, der wegen seiner Verlogenheit noch ekelerregender sei als etwa das ungarische Mord- und Falschmünzerregime. Vor solchen Aeußerungen müssen wir aufs nachdrücklichste warnen und sie unsererseits als durchaus gesetzwidrig ablehnen. Zunächst würde nach geltendem Recht eine Verbalinjurie, richte sie sich nun gegen eine Person, eine Behörde oder eine Handlung, selbst dann strafbar sein, wenn die behauptete Tatsache an sich erweisbar wäre. Was aber die Tatsache selbst anbelangt, so würde sie ja wohl in der Anklage bestehen, daß eine deutsche (bezw. bayrische) Staatsanwaltschaft wider bessere Ueberzeugung nur deshalb eine amtliche Handlung gegen einen unschuldigen deutschen Staatsbürger vorgenommen habe, weil sie ihm aus Gründen, die mit Recht und Gesetz gar nichts zu tun haben, zu

schaden wünsche. Eine solche Behauptung, die dem Vorwurf eines schweren Verbrechens nicht nur gegen das Naturrecht und die Moral, sondern auch gegen die Dienstvorschriften gleichkommt, läßt sich offenbar weder objektiv noch subjektiv beweisen. Objektiv würde nachzuweisen sein, daß Luppe unschuldig ist; dieser Beweis ist bekanntlich selbst dann noch nicht unbedingt erbracht, wenn Luppe schließlich freigesprochen werden sollte —, es kommt ganz darauf an, wie der Freispruch motiviert werden wird. Und subjektiv —: ja, wie soll denn nachgewiesen werden, daß der Staatsanwalt wirklich wider besseres Wissen handelte, oder daß ihn Motive leiteten, die außerhalb der Rechtssphäre lagen? Das sind doch Vorgänge in der Seele dieses Herrn, über die, außer im Falle einer Selbstbezichtigung oder an Hand etwaiger kompromittierender Privatbriefe (die aber schwerlich zu finden sein werden), unmöglich ein Wahrheitsbeweis zu führen ist! Man kann sich also der Schlußfolgerung nicht entziehen, daß die Behauptung, das Verfahren gegen Luppe sei ein niederträchtiger Schurkenstreich und die Staatsanwaltschaft zeige sich darin nur als willige Hure eines ekelerregenden, verlogenen Terrors, unbedingt gesetzwidrig und strafbar sein würde, sowohl aus formalen Gründen wie aus mangelnder Beweisbarkeit ihres materiellen Inhalts. Wie immer man über das Verfahren gegen Luppe denke, es darf nicht gesagt werden, es sei ein niederträchtiger Schurkenstreich und die Staatsanwaltschaft zeige sich als Hure eines Terrors. Auch der § 193, der von der „Wahrung berechtigter Interessen handelt", ändert an dieser Sachlage nichts. Denn selbst wenn ein ausgesprochener Justiz-Skandal vorliegt, können nur dem Betroffenen selbst berechtigte Interessen zugebilligt werden. Für die Oeffentlichkeit und den einzelnen Bürger bildet ein Justiz-Skandal nach mehrfacher Entscheidung keinen Gegenstand berechtigten Interesses.

Das Blatt des Generals der Niederlagen, der „Völkische Courier" ist selig entschlafen, fast unbemerkt, — wer spricht noch von Ludendorff? Noch einmal ballte das Organ, das einst die Signale für Hunderttausende gegeben, in seinen letzten Nummern all den hohlen Drusch zusammen, der seines Meisters Lebensernte repräsentiert. Noch einmal keifte eine fette Etappenstimme gegen Locarno, gegen die Pazifisten, gegen die Versöhnungsduselei. Noch einmal tat Walhall in Glanzlack sich auf, noch einmal wurde eines anderen preußischen Generalstabschefs melancholisches Wort vom Frieden, der nur ein schöner Traum sei, kannibalisch variiert. Aber ein dicker Schreier weiß, wie von vielen, auch von einem großen Schweiger nur das Primitivste. Der hat auch Dinge gesagt, die ausreichend wären, ihn vor

Ludendorffs wässerigen Augen zu einem wahren Erzberger zu machen. Am 24. April 1877 zum Beispiel im Reichstag, laut stenographischem Protokoll:

> „Glücklich die Zeiten, wo die Staaten nicht mehr in der Lage sein werden, den größten Teil aller ihrer Einnahmen zu verwenden bloß auf die Sicherheit ihrer Existenz, — wo die Regierungen nicht nur, sondern auch die Völker und Parteien sich überzeugt haben werden, daß selbst ein glücklicher Feldzug mehr kostet, als er einbringt, denn materielle Güter mit Menschenleben zu erkaufen, kann kein Gewinn sein."

Soll nicht gelegentlich auch etwas derartiges zitiert werden? Oder soll es nicht gelten, weil es aus dem Munde eines Heerführers kam, der so altmodisch war, seine Kriege zu gewinnen? Nebenbei: Moltke sprach diese Sätze in seiner Eigenschaft als Reichstagsabgeordneter. Als solcher ergriff er, von 1868 bis 1890 im Plenum und in Kommissionen, 42 mal das Wort; er fühlte sich durchaus nicht zu groß dazu. Wann werden wir den Vorzug haben, auch den Herrn Reichstagsabgeordneten Ludendorff nicht nur als Abstimmungsautomaten zu sehen?

Die ungarische Falschgeldaffäre zeigt wieder einmal deutlich, daß im Völkerrecht wie im Zivilrecht das kapitalste aller Verbrechen nicht das Verbrechen gegen das Leben, sondern das Verbrechen gegen das Eigentum ist. Ungarn, diese Insel der verlorenen Schiffe, zu der alle Wracks politisch-faszistischer Meuchelmörder magnetisch gezogen werden, dieses Tempelasyl, in dem der gütige Gott Horthy seine schirmende Hand über alle politischen Meuchler hält, konnte bisher immer höflich die Achsel zucken: Auslieferung? Verzeihung — politischer Mord. Nicht möglich. Die eigenen bodenständig ungarischen erwachenden Mörder konnten mit Ehren bedeckt, ein würdiges, bürgerlich-mörderisches Leben führen. Und jetzt? Was ist geschehen? Fremde Polizeikommissare kommen ins Land. Die höchstgestellten Erwachenden werden verhaftet, der Polizeihauptmann (der die Erzbergermörder nicht ausliefern wollte) steckbrieflich verfolgt, das Reichsverwesertum selbst wackelt bedrohlich. Keine Bombe ist geworfen, kein Mensch erschossen worden. Nichts, als eine einfache Fälschung, ein Diebstahl. Und während sonst ganze Volksstämme politisch gemordet werden dürfen, ohne daß ein Hahn darnach kräht, ist jetzt bei einem kleinen politischen Diebstahl der Teufel los. Auch im Völkerrecht ist das Morden ungefährlicher als das Stehlen. Auch hier spricht man die Matrosenmörder frei und steckt die Diebe ins Zuchthaus. Das haben die guten Ungarn nicht bedacht. Und ein guter politischer Mörder soll sich aber nicht mit kleinen ehrenrührigen Sachen abgeben.

Ein hervorstechendes Merkmal der Psychologie der Nationen ist ihre grandiose Unbelehrbarkeit. Aus dem Studium der Geschichte ist offenbar nicht zu schließen, von welchen Fehlern man erwarten kann, daß sie endlich vermieden werden, sondern es ist nur daraus zu schließen, welche Fehler vermutlich aufs neue gemacht werden. Wenn Prügel ein pädagogisches Mittel sind, dann müßten die Nationen nach den Blutstriemen des Weltkrieges weise geworden sein. Aber im Vertrag von Versailles haben sie Fehler, die zu diesem Weltkrieg führten, nur wiederholt. Gab es früher zwei oder drei Irredenten, so gibt es jetzt zwanzig. Oesterreich-Ungarn wurde in Scherben geschlagen, weil ein Nationalitätenstaat nicht möglich war, der die freischaffenden Kräfte im Nationalitätenhader verzehrte. Sie haben daraus vier neue Nationalitätenstaaten mit dem gleichen, alten Nationalitätenhader gemacht. Die Tschechoslowakei ist ein wahres Miniatur-Oesterreich-Ungarn. Das „Herrenvolk" der Tschechen, das ein Jahrhundert lang am alten Staat gebohrt, genagt, gesprengt hat, begeht die Borniertheiten des alten österreichisch-deutschen Herrenvolkes verzehnfacht. Die Polen, das unterdrückte edle Heldenvolk, das seinen Schmerz elegisch durch die Welt singen ließ, das Opfer dynastischer Raffgier, rafft, kaum wieder zusammengeleimt, gieriger als je irgendein raubendes und erheiratendes Königsgeschlecht. Kaum sieben Jahre sind verflossen, seit ein bramabasierender, schwertschüttelnder, kraftmeierischer Monarch das Deutsche Reich einsam, verhaßt, und schließlich unterlegen gemacht hat — und schon erzieht wieder ein Mussolini eine Nation zu militärischer Selbstvergötterung und zum schäumenden Mund. Und keine zwei Jahre sind verflossen, seit die Torheiten, Sünden und Verbrechen der deutschen Inflation Recht, Besitz und geschäftliche Moral zerbrochen haben, und schon sieht man im Lande der klardenkenden Franzosen dieselben, genau dieselben Inflationsidiotien wuchern wie einst bei uns. Nicht ein Quäntchen haben sie aus deutscher Dummheit und aus deutschem Verbrechen gelernt. Hilflos klammern sie sich an das Wort „Franc", verwechseln Wort mit Wert, ihre Finanzgenies sind nicht einmal imstande, die Inflation so zu durchschauen, wie jetzt, nachdem sie vorbei ist, unser kleinster Gemüsehändler durchschaut. Und selbst wenn sie zur Lösung der Not einen deutschen Sachverständigen beriefen, — hundert gegen eins! — sie würden ihm entweder nicht glauben oder er wäre nach zwei Tagen, im französischen Milieu, wieder ebenso dumm geworden wie sie.

Es müßte ein Buch geschrieben werden: „Der Einfluß der Rassenanbetung auf die Vertrottelung der Rasse". Wollte man als Krankheitssymptom alles, was die Reinrassler in Büchern und Zeitschriften zusammenrasseln, zusammenschwätzen, zusammenlügen, sammeln, man könnte eine ganze alexandrinische Bibliothek menschlicher Beschränktheit damit füllen. Da ist z. B. ein Artikel des hochwohlgeborenen Freiherrn Börries von Münchhausen in der „Deutschen Allgemeinen Zeitung" vom 3. Januar: „Die Blutbewegung im Adel". Wer ihn liest, muß glauben, daß der Dichter der ledernen Hose dazu übergeht, nun auch eine balladeske Wissenschaft zu gründen. Es ist eine Besprechung eines bei Perthes erschienenen „großen Werkes, das als eine Art Grenzstein zwischen zwei Zeitaltern steht". EDDA heißt es, was nichts anderes ist, als die Abkürzung für „Eisernes Buch Deutschen Adels Deutscher Art". Der Mediziner kann schon aus diesem Titel das erste Vertrottelungssymptom, nämlich das der altertümelnden Großmäuligkeit aller Rassenanbeter diagnostizieren. Hier wird nun klipp und klar nachgewiesen, daß die alte Wahrheit: „Adlig ist, wer adligen Namen trägt", falsch ist, und daß „der springlebendige und geistig bewegliche Adlige" nun selber dazu übergeht, eine neue Wahrheit aufzustellen. Nämlich: Ebenbürtig ist, wer rein gebliebenen nordischen Blutes ist. Der mischrassige Adlige z. B. ist einer reinrassig nordischen Bauerntochter nicht ebenbürtig. Endlich haben also die Rassenanbeter den ersten Schritt getan: Rasse — natürlich nordische! ist gleich Adel. Zwei Vorurteile sind zu einem verschmolzen, —: Organisation, Rationalisierung der Monomanien. Seltsam auch, wie man bei allen Monomanen eine eigenartige Krankheit des Stils feststellen kann. Theosophen, Vegetarianer, Reinrassler haben alle denselben schwammigen, eunuchenhaften, d. h. von jeder klaren Beweisführung und männlich ehrlichen Logik kastrierten Stil. Er ist mit den verhärteten Geschwülsten der Schlagworte, Schlagsätze, Schagideen durchsetzt. „Alle Bastarde sind minderwertig." „Jede Bastardierung bedeutet Unglück und Jammer für Geschlechter". „Die neue Richtung im Adel ist also rein wissenschaftlich, ist biologisch". „Alle Holländer, Norweger, Flämen, Angelsachsen sind adlig. Von andern Völkern nur der Uradel, weil nur dieser germanischen Blutes ist." Die „Briefadligen" sind ganz suspekte Leute. So wird eine Behauptung nach der andern vor die Rassenidioten hingerammt. Im selben Atemzuge aber wird berichtet, daß Siemens und Helmholtz durch Beimengung romanischen Blutes eigentlich Bastarde waren, und daß darauf vielleicht ihre nah verwandte Begabung zurück-

zuführen ist. Diese Begabung war also Minderwertigkeit! Es ist nur zu wünschen, daß die EDDA-Männer ehrlich und fleißig der Familienforschung obliegen. Wenn sich dann zeigen wird, daß es keine einzige Familie gibt, in der durch alle Zweige und Jahrhunderte die rassereine Germanin vom rassereinen Germanen besprungen wurde, werden sie es doch am Ende vorziehen, als Bastarde weiter zu leben, anstatt sich — wie es Münchhausen von dem Wurfe der Dackelmöpse verlangt — „mit Fug und Recht" ersäufen zu lassen.

VALERIU MARCU

PRINZ CAROL VON RUMÄNIEN

Am 2. Januar hatten die Abendblätter in allen Großstädten Europas eine gemeinsame Schlagzeile; sie kündete das Liebesglück des wallachischen Hohenzollern und seinen Verzicht auf die rumänische Krone. Liebesaffären auf und neben den Thronen gehören halt immer noch zu den interessanten Themen moderner Publizistik; noch immer berauschen sich Jungfrauen verschiedenster Republiken mit Vorliebe an dem Gedanken, daß Prinzen leben, die für das Recht angenehmer Nächte auf die Rechte der Legitimität verzichten.

So erfährt die Welt immerhin etwas über Rumänien. Aber es ist vorerst nur ein Operettenlibretto, das wenig mit der Wirklichkeit zu tun hat. Die in den Gefängnissen des Königreichs gemarterten Delinquenten zum Beispiel, zehntausend an der Zahl, eignen sich anscheinend weniger für die Publizistik. Von ihnen sind keine Liebesabenteuer zu berichten; und es gibt ja auch nichts Eintönigeres, Regelmäßigeres als das Dasein von Menschen, die jahrelang, in denselben Kasematten, dieselben Qualen leiden und dieselben Marterwerkzeuge spüren.

Von diesen Insassen der Gefängniszellen hat der gewesene rumänische Kronprinz selten etwas gehört. Sie ihrerseits hingegen wissen manches über ihn und seinen Anhang; und das meiste davon ist gar nicht romantisch.

Die Verwaltungsaufgaben des neuen rumänischen Staates werden zumeist von jungen Offizieren gelöst. Der Krieg hat im wallachischen Königreich eine Militäroligarchie gezeugt, die dem Lande die Beamten gibt. Die jungen Burschen wurden im Weltkrieg mit sechzehn Jahren Offizier, denn die Bauernarmee brauchte Führer, die wenigstens des Lesens und Schreibens kundig waren. Nach dem Friedensschluß blieb ein

großer Prozentsatz der neuen Offiziere im aktiven Dienst; und die Regierung, die die eroberten Gebiete unter dem dauernden Druck der Militärbesatzung hielt, vertraute den jungen Herren die Verwaltung des Landes an. Nun hatten sie Gelegenheit, nicht nur Rekruten, sondern eine ganze Bevölkerung zu disziplinieren. Sie taten es mit bewährten Mitteln und in treuer gegenseitiger Kameradschaft.

Einer der Herren Burschen z. B. hat noch vor kurzem an der russischen Grenze über hundert Flüchtlinge erschießen lassen. Das Kameradengericht stellte nur fest, daß der Angeklagte seiner patriotischen Mission „zu eifrig“ ergeben gewesen sei und ermahnte den Leutnant, in Zukunft nur unter gewissen Bedingungen Erschießungen vorzunehmen.

Nun, und der Chef und Herold dieser Werkzeuge des europäischen Friedens in Rumänien war bislang eben der abgedankte Prinz Carol!

In der Tradition des Hauses Hohenzollern liegt es seit je, daß sich der Kronprinz stets in gewisser Oppositionsstellung gegen den Regenten zeigt. Carol entsprach dieser Tradition dadurch, daß er sich sogar den spärlichen Versuchen der Regierung, den Terror zu legalisieren, ihn in Bahnen ordentlicher Justiz zu lenken, — daß er sich sogar diesen schwachen Versuchen widersetzte und geradezu einen Freibrief für die jungen Offiziere zu erlangen trachtete. Die Taten der prinzlichen Garden sollten als jugendliche Husarenritte gelten und es sollte ihnen nichts nachgesagt werden, als daß es frohmütige Aeußerungen charmanter Lebenslust seien.

Selbstverständlich ist die Verwaltungsarbeit der jungen Herren auch mit charmanten Angelegenheiten durchsetzt. Die Grenzen reiner Sachlichkeit werden des öfteren von amourösen Unternehmungen verwischt. So stürzte vor einiger Zeit ein junger Leutnant in einer Stadt Siebenbürgens seine jüdische Braut, die ihm zu langweilig geworden war, vom Balkon auf die Straße. Ein anderer wieder befahl einer in Herrmannstadt diensttuenden Patrouille, ihm eine Dame, die das Glück hatte, dem Krieger zu gefallen, bei Nacht und Nebel zwangsweise ins Haus zu bringen. Das ist die chronique scandaleuse und jeder gebildete Rumäne lächelt verständnisvoll über so viel Temperament und überschäumendes Leben.

Nun will diese Jeunesse, deren starke Liebesglut ja einmal verglühen wird, für die alten Tage auch noch etwas Materielleres als nur süße Erinnerungen haben. Das ist nun ein Kapitel, das den Prinzen Carol, der im besonderen ja Kommandant des rumänischen Flugwesens war, ganz speziell angeht.

Die Offiziere der Lüfte konnten sich nicht direkt an der Bevölkerung schadlos halten und rächten sich dafür mit Vorliebe an der Staatskasse. Der Flugpark der Armee sollte erneuert werden und einige Kommissionen wurden zwecks Ankauf ins Ausland gesandt. Eine dieser Kommissionen kam überhaupt nicht zurück. Sie ist, nachdem sie ihr Akkreditiv bei einer ausländischen Bank erhoben hatte, niemals wieder gesehen worden. Eine andere, die nach Holland gegangen war, kam zwar nach Bukarest zurück und brachte auch einige Apparate; aber das waren Apparate, deren Wert mehr im historischen lag, sie waren nur für den Anschauungsunterricht über die Entwicklung des Flugwesens zu gebrauchen. Aeltestere Typen als diese wären auf dem Kontinent wohl nicht aufzutreiben gewesen; von den 20 Apparaten funktionierten nur zwei; diese zwei nur einmal; und dieses eine Mal hinterließ zwei Tote.

Die Regierung mußte gegen solch übertriebene Verdienste der Flugkommissionen wohl oder übel schließlich vorgehen; und tatsächlich ließ sie einige der Fachleute, die anscheinend mehr der Finanz als dem Flugwesen angehörten, verhaften. Wegen dieser Anmassung der Regierung war der Kronprinz aber aufs höchste entrüstet und konnte seinen oppositionellen, beinahe revolutionären Sinn nicht mehr verbergen. Es gab stürmische Auftritte mit dem Ministerpräsidenten, und Carol ging so weit, die störenden legalen Mächte an ihre eigenen illegalen Geschäfte zu erinnern. Er machte nicht einmal vor Vater und Mutter halt. Er verstieg sich bis zu einem ausführlichen Exkurs in die Geschichte der Hohenzollern in Rumänien, die ja nicht nur den Paradeschritt preußischer Garderegimenter, sondern auch hohenzollernsche Freude an Barem mitgebracht hatten. König Carol z. B. war der größte Gutsbesitzer des Landes und Hauptaktionär der größten Erdölgesellschaften; trotzdem ging es den Bauern auf seinen Gütern, selbst an den Verhältnissen dieses Bojarenlandes gemessen, himmelschreiend schlecht. Ferdinand, der Nachfolger, der schon als Kronprinz stets zwischen zwei Damen und zwei Flaschen hin und her pendelte, erbte mit den Throninsignien auch alle anderen Eigenschaften seines erlauchten Vaters. Kurz nach dem Weltkrieg hatte er, als Anomalie in der Landesgeschichte, einen einzigen Minister, der von dem krankhaften Wahn besessen war, sich mit seinem Ministergehalt zu begnügen. Er hieß Dr. Lupu und war Führer der Bauernpartei. Ferdinand verlangte von ihm, kurz vor einer Parade, einen knappen, unmittelbaren Vortrag über die Lage des Landes. Der Minister soll in drei Sätzen geantwortet haben: „Ich stehle! Du stiehlst! Er stiehlt!“ Er war Ferdinand von

diesem Zeitpunkte an suspekt und konnte sich nicht mehr lange im Amte halten. Aber wenn er nichts ausgerichtet hatte, so hatte er doch wenigstens Stichworte für Carol hinterlassen, der dies und noch mehr und immer noch mehr wußte und weder durch einen strengen Verweis seines hohen Vaters einzuschüchtern war, noch durch Jonel Bratianus, des Ministerpräsidenten Drohung mit offenem Skandal gegen die Dynastie. Immer drohendere Reden führte der Thronfolger im Kreise seiner Freunde und, um seinem bedrängten Herzen Luft zu machen, verprügelte er statt des Vaters immer häufiger niedrigere Grade, so unter anderem einen Kammerdiener, der noch heute lebensgefährlich krank ist. Aber die Luft um ihn wurde heißer und heißer, man war entschlossen, keine Rücksicht mehr auf seine Freunde zu nehmen; und als schließlich die Lage so unhaltbar wurde, daß er zwischen sämtlichen Stühlen saß, fuhr er zu Schiff nach England und kam nicht mehr zurück. —

Das ist die wahre Geschichte Carols von Rumänien. Wo bleibt aber die Liebe neben dem Trompetenblasen? Es ist nicht Sitte, daß ein Prinz wegen einer im Zeremoniell nicht vorgesehenen Liebesnacht sofort auf Thron und Würde verzichtet. Prinz Carol hat das, in seiner frühen Jugend, einmal tun wollen. Mit 25 Jahren, als in Rumänien hunderttausend Bauern starben, verließ der Thronfolger im Auto das Land und ließ sich, — zwar im geheimen, doch nach allen Riten der orthodoxen Kirche, — mit der Tochter eines unebenbürtigen Majors trauen. Ferdinand, der in seiner Jugend dasselbe hatte tun wollen, löste die gesetzmäßig geschlossene Ehe und verzieh dem Sohn. Es wurde dann eine halb blinde griechische Prinzessin geheiratet, und der Thronfolger tat seine eigentliche Pflicht — er ließ die Prinzessin einen weiteren Thronfolger gebären. Die sonstigen, außerehelichen Exkurse im prinzlichen Hause aber sind uninteressant. Möge jeder auf seine Façon selig werden. Carols Sexualmoral, wenn etwas derartiges überhaupt existiert, interessiert keinen Menschen. Die pikante Maske, mit der man, an die rumänische Psychologie appellierend, den Thronverzicht verstecken will, kann niemanden täuschen, der sich ein bißchen in Rumänien und in der Fürstengeschichte umgesehen hat. Wenn nur eine pikante Geschichte vorläge, wahrhaftig: die rumänische Hohenzollerndynastie, der König und die Königin, hätten ohne Aufsehen und sehr liebenswürdig, Gnade vor Recht walten lassen. Nicht die Geschichte einer Liebe ist hier im Spiele, sondern eine politische Affäre rumänischen Stils, eine Geschichte von Korruption und Verwaltungsbanditismus.

Die Schutzpolizei-Debatte im Preußischen Landtag hat nun auch die Oeffentlichkeit darauf aufmerksam gemacht, daß in der preußischen Schutzpolizei ein geheimer, in der Stille aber um so heftigerer Kampf um die Macht geführt wird.

Es handelt sich dabei um die Austragung politischer Gegensätze, wie sie etwa das Anfangsstadium des Aufbaus der Reichswehr beherrschten: um den Widerstreit zwischen reaktionären und republikanischen Tendenzen; wobei anzumerken und im Auge zu behalten ist, daß der aggressive Teil im Lager der Rechten steht.

Das Kampfziel ist das gleiche wie im Bereich der Armee. Auf der einen Seite wird angestrebt, in der Schutzpolizei ähnliche Verhältnisse zu schaffen, wie sie heute für den politischen Charakter der Reichswehr kennzeichnend sind. Auf der anderen bemüht man sich um die Abwehr solcher Bestrebungen und versucht, den Beamtenkörper zu einer republikanisch zuverlässigen, staatstreuen Truppe zu erziehen.

Träger und Organe des Kampfes sind auf Seite der Reaktion die Majorität des Polizei-Offizierkorps, im Bunde mit Gruppen der Verwaltungsbürokratie; auf Seite der Republik die Masse der unteren Beamtenschaft und ihrer Berufsorganisationen.

Die Reaktion in der Schupo arbeitet, soweit erkennbar, mit Hilfe eines doppelten Systems.

Die Basis des ersten bildet der Interessenverband des Offizierskorps, die „Vereinigung Preußischer Polizei-Offiziere". In dieser Organisation ist die große Mehrzahl der Schupo-Offiziere zusammengeschlossen. Das Amt des Vorsitzenden bekleidet jetzt Oberstwachtmeister Dillenburger — früher Polizeireferent im Innenministerium —, als Schriftführer fungiert Major Wehlmann. Maßgebend für den reaktionären Geist, der den Verband beherrscht, sind weniger diese beiden Offiziere, als der ehemalige Polizeimajor Borck. Borck ist ein rabiater Deutschvölkischer, bekannt durch manchen unliebsamen, von ihm provozierten Zwischenfall im Preußischen Landtag, dem er als Abgeordneter angehört. Er ist spiritus rector des Kurses in der „Vereinigung". Dort bewegt er hinter den Kulissen geschickt die Fäden. Vor allem auf seinen Einfluß ist es zurückzuführen, daß die antirepublikanische Agitation in weiten Kreisen des Offizierkorps Boden gewonnen und Früchte getragen hat. In der „Vereinigung" ist eine Stätte geschaffen worden, die unter der Form gesellschaftlicher Verbindung den Zusammenhalt reaktionärer Elemente ermöglicht, der ungestörten Besprechung taktischer Maßnahmen und dem Austausch

von Erfahrungen im Kampf gegen die republikanische Unterbeamtenschaft dient. Und hier werden auch die Parolen ausgegeben, mit denen man diese Offensive nach außen hin maskiert: „Aufrechterhaltung der Manneszucht“, „die Lehren des mitteldeutschen Aufstands“ —: das sind die Schlagworte, erprobt im Verkehr mit dem Ministerium und in der Verteidigung gegenüber der Oeffentlichkeit.

Weniger durchsichtig als die Praktiken dieses Verbandes sind die Mittel, mit denen auch innerhalb des Verwaltungsapparats, soweit er Polizeiangelegenheiten berührt, gearbeitet wird, also die Mittel der zweiten der beiden Methoden. Von Kennern der Verhältnisse wird versichert, daß innerhalb des preußischen Innenministeriums selbst eine Art „Geheimorganisation“ tätig ist, die ähnliche Ziele wie die Offiziersvereinigung verfolgt. Es heißt, daß die Leitung dieser politischen Maschinerie in Händen des Ministerialrats van den Bergh, Versorgungsreferenten im Ministerium des Innern, liegt. van den Bergh ist ein früherer Infanterieoberst, der mit dem Personalreferenten Oberstwachtmeister Bismarck eng zusammenwirkt. Seit fünf Jahren beeinflußt van den Bergh die Besetzung der Polizeireferate bei den Polizeiverwaltern, den Regierungspräsidenten und Polizeipräsidenten in den Provinzen. Das sind die wichtigsten Positionen innerhalb der Polizei-Administration. Wenn die Polizeiverwalter über Beförderungen, Qualifikationen von Offizieren, Versetzungen, Stellenvergebungen entscheiden, sind sie in der Regel völlig auf die Vorschläge angewiesen, die ihnen von den Polizeireferenten unterbreitet werden. Es wird nun angenommen, daß Herr van den Bergh nicht allein die Polizeireferate an seine Gesinnungsgenossen verteilt hat, sondern auch im übrigen eine Praxis übt, die an die Aera Holstein erinnert. Es wird behauptet, daß Herr van den Bergh neben den dienstlichen auch private Verbindungen mit seinen Referenten im Lande unterhält, sich mit ihnen in direkten Verkehr setzt und zum Beispiel neben jedem amtlichen Erlaß und jeder ministeriellen Verfügung geheime Schreiben versendet, die in seinem Sinne abgefaßte „Erläuterungen“ und Gebrauchsanweisungen enthalten. Ob diese Vermutungen in allen Einzelheiten der Wahrheit entsprechen oder nicht: manche Vorkommnisse der letzten fünf Jahre finden eine zwanglose Erklärung, führt man sie auf die Existenz eines solchen Netzes von zuverlässigen „Vertrauensleuten“ in den provinziellen Polizeireferaten zurück.

Die Wirkungen des reaktionären Apparates, wie immer er im einzelnen auch beschaffen sei, offenbaren sich jedenfalls bereits sehr deutlich im Dienstbetrieb der Schutzpolizei. Es gibt heute eine Reihe von Gefahrenzonen, in denen sich anti-

republikanische Tendenzen kräftig durchzusetzen beginnen oder sogar schon durchgesetzt haben. Es sind dies in der Hauptsache Pommern, Ostpreußen und Westdeutschland. Dafür einige Belege.

In Köslin und Lauenburg dezimierte man die republikanischen Beamtenausschüsse durch Versetzungen.

In Stolp regiert Hauptmann Munkel, ein Offizier, der wegen schwerer antirepublikanischer Vergehen früher strafversetzt werden mußte.

Ueber die Lage in Ostpreußen hatte seinerzeit der „Montag Morgen" bezeichnende Informationen wiedergegeben. Es wurde berichtet, daß in Goldap Schutzpolizisten zu Arbeiten für den nationalen Reiterverein herangezogen wurden, daß in Rastenburg ein sozialistischer Schutzpolizist wegen Leitung einer S. P. D.-Versammlung einen scharfen Verweis erhielt; daß man in Königsberg bei der Tannenbergfeier von den Beamten den militärischen Gruß für Ludendorff verlangte.

In Königsberg wurde übrigens auch der Vertrieb eines Kronprinzen-Buches dienstlich unterstützt. Und in Osterode gab es einen Major Haase, der vor der Berufung eines republikanischen Polizeioffiziers seine Untergebenen um sich versammelte und ihnen anriet, den Ankömmling zu „schneiden" weil er politisch zur Linken gehöre.

In Westdeutschland amtierte zu Osnabrück ein Hauptmann Sieber, der es verstand, binnen vier Jahren sämtliche republikanischen Beamten aus der Polizei zu entfernen; er bediente sich dabei der Hilfe eines Wachtmeisters, den er beauftragte, „die Sozialisten aus der Schupo herauszugraulen".

Bei der 3. Bereitschaft Bochum-Herne befand sich ein jetzt nach Gelsenkirchen versetzter Oberleutnant Pentz, der sich inniger Beziehungen zu den „Vaterländischen Verbänden" rühmt, von Schutzpolizisten im Dienst das Ehrhardtlied singen läßt und republikanische Beamte schikaniert.

In Elberfeld durfte ein Oberstwachtmeister Linke ungestraft den Reichspräsidenten Ebert vor der Mannschaft herabsetzen.

Aus Bitterfeld, Halle und Breslau werden ähnliche Fälle gemeldet. Die Vorgänge, die in Berlin zur Verabschiedung des Kommandeurs Kaupisch und des Obersten von Brunn führten, sind in frischer Erinnerung.

Zahlreiche Beschwerden dringen aus den Polizeischulen an die Oeffentlichkeit, so aus Brandenburg a. H., Treptow-Rega und Münster in Westfalen. Beschwerden von besonderem Gewicht: denn in den Polizeischulen werden die jungen Anwärter herangebildet, die den Nachwuchs für die

Schutzpolizei stellen. Graf Poninski, Leiter der Schule Brandenburg, steht im Mittelpunkt der Anklagen.

Diese Vorgänge, herausgegriffen aus einer Fülle von belastendem Material, dürfen nicht als Ausnahmefälle gewertet werden. Sie sind symptomatisch für die Mißstände in Polizeiformationen ganzer Provinzen.

Die Methoden, die seitens der reaktionären Vorgesetzten gegen republikanische Beamte angewendet werden, sind einfach. Wie mans anfängt, lehrt ein Gespräch, das kürzlich in Berlin belauscht wurde.

Zwei Polizei-Offiziere unterhalten sich:

„Wie bringst du es fertig, jetzt, unter Severing, die Roten aus deinem Revier herauszuwerfen?", fragte der eine.

Darauf der Andere: „Nichts leichter. Ich nehme mir den Mann aufs Korn. Einmal in der Woche hat er frei. Da geht er zu seinem Schatz. Sobald er das Revier verläßt, halte ich ihn an und fingiere irgend einen Auftrag für ihn. Dann ist er in der gereizten Stimmung, die ich brauche. Er widerspricht, wird obstinat, ich sorge für Zeugen — er hat seinen Verweis weg. Bald bekommt er den zweiten, und schließlich ist er reif für Dienstentlassung. So verschwindet einer nach dem anderen."

Begünstigt wird diese Praxis durch militärische Diensthandhabung. Man verärgert die Unterbeamten durch Appelle, bei denen sie die daheim von der Frau gereinigte Unterwäsche vorzeigen müssen, man zwingt sie, auf den Ruf „Achtung" in ihren Wohnungen vor Vorgesetzten still zu stehen, man läßt exerzieren —: da bietet sich oft genug Gelegenheit zu Strafen und Disziplinarverfahren, die „Säuberungs"-Aktionen unterstützen.

Beklagt sich die Beamtenschaft, so verweist man sie auf das „Beschwerderecht". Diese Institution steht aber, was ihre Wirksamkeit anlangt, heute ebenso auf dem Papier, wie in den Zeiten altpreußischer Kommißwirtschaft. Denn man weiß es einzurichten, daß die Untersuchungen gerade von denjenigen Offizieren geleitet werden, gegen die sich die Beschwerde richtet. Was dabei schließlich herauskommt, läßt sich unschwer erraten.

Die preußische Schutzpolizei steht, im Gegensatz zur Reichswehr, in dem Ruf, der Republik zuverlässigste Stütze zu sein. Wenn der Wühlarbeit der Reaktionäre nicht Einhalt getan wird, läuft aber auch die Schupo Gefahr, diesen Ruf und zugleich die tatsächlichen Grundlagen ihres Renommees zu verlieren.

Welche Mittel können einer solchen Entwicklung Einhalt gebieten?

Verlangt werden muß zunächst eine strenge Kontrolle des Polizei-Verwaltungsapparats, Umbesetzung der Personalreferate und Berufung möglichst zahlreicher republikanischer Beamten an die Leitung der Präsidien, Kommandos, Gruppen, Inspektionen und Polizeischulen. Erforderlich ist dazu in erster Linie eine reichsgesetzliche Maßnahme, die eine Aenderung der Vorschriften über das „Besoldungs-Dienstalter“ bewirkt. Heute begünstigen diese Bestimmungen (— ein Werk Geßlers, denn es sind die Vorschriften für die Reichswehr, die analog auch für die Schupo gelten —) heute begünstigen diese Bestimmungen diejenigen Polizei-Offiziere, die in der alten Armee aktiv waren. Ihnen werden die Heeres-Dienstjahre angerechnet; den republikanischen Offizieren aus dem Unterbeamtenstand jedoch nur in ganz geringem Maße. So überflügeln die — meist reaktionären — Armee-Offiziere bei Beförderungen die Republikaner um viele Dienstgrade. Das kann dadurch vermieden werden, daß man auch den aus dem Unteroffizierstand Hervorgegangenen die aktive Dienstzeit analog den Armeeoffiziers-Dienstjahren bemißt und ihnen damit die Möglichkeit zu rascherem Aufstieg gibt. Endlich wären zweckmäßige Umgestaltung des Beschwerderechts und Abbau militaristischer Dienstvorschriften zu verlangen.

So könnte man die Gefahren bannen, deren Schatten sich auf Preußens Schutzpolizei zu senken beginnen. Anfänge sind gemacht — man denke an das Einschreiten gegen Kaupisch und von Brunn. Bleibt es nicht nur bei Anfängen, dann — aber auch nur dann! — wird man hoffen dürfen, daß sich der Kampf um die Schutzpolizei mit der Zeit zugunsten der Republik entscheidet.

WILHELM PAULSEN
Stadtschulrat

LUNATSCHARSKIS WERK

Das Bild über Rußland beginnt sich zu klären. Mit der Kriegspsychose schwinden die Angst- und Furchtzustände, in die das westliche Europa durch wilde Gerüchte und Märchen hineingetrieben wurde. Das lügnerische Gewebe, das bewußt und unbewußt über Rußland gesponnen wurde, war so undurchdringlich, alle Geister verwirrend, wie das des Weltkriegs, das über die Menschheit geworfen wurde. Nur mit Mühe befreit sich Westeuropa von den Wahn- und Greuelvorstellungen. Hätten nicht russische Staatsmänner in Person, Vertreter der russischen Wirtschaft, Wissenschaft und Kunst über die im Osten sich aufbauende Wirklichkeit referiert, wären geladene und ungeladene Gäste (die russische Regie war klug und ge-

schickt) nicht als Bekenner, zum Teil als Enthusiasten zurückgekehrt, wir säßen noch heute in der dunkelsten Unkenntnis, über die wahren Vorgänge innerhalb des Sowjetlandes. Trotz aller Einwendungen, die noch heute von Kennern Rußlands erhoben werden, bleibt die Tatsache bestehen, daß Rußland über sich und seine Vergangenheit gesiegt hat, daß sein Aufstieg unaufhaltsam ist. Hätten die deutschen Kommunisten den geistigen Charakter der Revolution tiefer erfaßt und ihre ungeheure, kulturelle Bedeutung agitatorisch zur Wirkung gebracht, die Wahrheit über Rußland wäre zum Nutzen der geschlossenen Gesamtbewegung sozialer Entwicklungen rascher und reiner über uns gekommen.

Als der russische Volkskommissar Lunatscharski persönlich in Berlin über das Bildungs-, Schul- und Erziehungswesen Rußlands Bericht erstattete, war man zunächst enttäuscht. Man wollte an innere Probleme heran, wollte Prophetie, Kündung, Einsicht, wollte leidenschaftlich mitgerissen sein. Lunatscharski referierte. Korrekt und nüchtern ließ er Tatsachen sprechen, hielt sich fast absichtlich fern von jeder geistigen Durchdringung des Stoffs. Nur dann und wann ließ eine, fast achtlos hingeworfene Bemerkung oder ein mit Nachdruck gesprochener Satz Glut und leidenschaftliche Teilnahme fühlen; nur dann und wann verriet ein kluges, autoritatives Wort die sich gestaltende große Idee, die Zahlen und Tatsachen vor uns hintürmte. Im übrigen trat der geistige Führer hinter den Organisator und Chef der Verwaltung verhalten zurück. Der beabsichtigte Eindruck aber war nachhaltig: R u ß l a n d h a t d i e W e g e z u e i n e r g r o ß a r t i g e n E n t w i c k l u n g s e i n e s S c h u l - u n d B i l d u n g s w e s e n s f r e i g e l e g t. Es kann den Aufbau nicht an einem Tage vollziehen, durch Schuld und Versäumnis des zaristischen Regiments fehlen alle Grundmauern. Es fehlen Einrichtungen, Verwaltung und Organisationen, die das Land umspannen; es fehlen Lehrer und Schulgebäude, es fehlt alles, was Westeuropa dem Osten voraus hat. Was aber alle Lücken füllt, was über alle Unvollkommenheit hinwegsehen läßt, das ist die Größe der Aufgabe, die das geistige Rußland sich stellt und sein bewußter Wille, im klar erkannten Entwicklungsgang den Aufbau des Schulwesens zu vollbringen. Beides wird Rußland über den zögernden und unwilligen Westen weit hinaustreiben. Diesem fehlt die mitreißende, überwältigende Idee, seiner Oeffentlichkeit und Gesetzgebung der Wille zur Bildungsrevolution, d. h. zur Neugestaltung, zum Um- und Ausbau. Rußland ist innerlich bereit, ihm fehlen lediglich die ä u ß e r e n Mittel, die ihm aber in Zukunft von der sich aufrichtenden, fast unerschöpflichen Wirtschaft sicher zur

Verfügung gestellt werden. Wie zukunftsfrostig, ja hoffnungslos erscheint uns solchen Tatsachen gegenüber die deutsche Gegenwart, in der jeder Gedanke eines großzügigen Erziehungsplans in kleinlichsten Interessen-, Macht- und „Welt"-Anschauungskämpfen der Parteien vertreten wird.

Auch im einzelnen, rein praktisch gesehen hat Rußland einen großen Vorsprung gewonnen, den wir nur schwer wieder einholen können. Es hat die Einheitsschule, die bei uns seit Comenius' Zeiten geforderte und umkämpfte allgemeine Volksschule. Mit seiner siebenjährigen Grundstufe als Unterbau aller weiteren Schulveranstaltungen, hat das kommunistische Rußland seiner Schule die demokratische Verfassung gegeben. Während es so die Klassen- und Standesschule mit einem Schlage zertrümmerte, liegen wir mit allen reaktionären versteckten und offenen Feinden im heißen Kampfe um die gefährdete vierjährige Grundschule, stehen bei uns die Mittel- und höheren Schulen noch fremd, isoliert und hochmütig neben der unterdrückten Volksschule. In verhältnismäßig reicher Gliederung erheben sich in Rußland auf der siebenjährigen Volksschule die Werkschulen und technischen Fachschulen ersten und zweiten Grades, die die Bildung abschließen oder zur Akademie hinüberleiten. Niemand ist vom höheren und höchsten Bildungsgang ausgeschlossen, ausgenommen der an Zahl geringe „staatsfeindliche Bourgeois". Aber auch diesem gegenüber wird mit zunehmender Beruhigung und mit dem Anwachsen der Zahl der Schulen die Toleranz wachsen. Einen abgekürzten, unmittelbaren Weg zum akademischen Studium gehen Bauern und Arbeiter in den sogenannten Arbeiterfakultäten. In ihnen suchen jüngere und ältere Leute neben ihrer pflichtmäßigen achtstündigen Arbeit die Universitätsreife zu erlangen. Wir wissen es, daß selbst die größte Arbeitsbelastung des Tages und der Nacht den Bildungstrieb des Arbeiters nicht zu unterdrücken vermag. Etwa ein Drittel der Arbeiterstudenten sind infolge gewährter Stipendien von der Tagarbeit befreit. Mit berechtigtem Stolz stellt der Kommunist fest, daß in Rußland die Intelligenz der Masse die Hochschule erobert habe. Dennoch stellen diese Hilfsveranstaltungen keinen organischen Bestandteil des Schulwesens dar, sie sind eine Uebergangserscheinung und letzthin dazu bestimmt, das Vacuum auszufüllen, das durch den Abbau der alten Bildungsveranstaltungen in der Nachfolge des studierenden Nachwuchses entstand. Sie sind notwendig, solange nicht die kommunistische Schule im regelmäßigen Turnus ihre Schüler in die Universität entläßt und solange nicht der Staat über genug Mittel verfügt, seine Begabungen von dem nackten Kampf um die Existenz zu befreien. Gegner klammern sich an

solche Tatsachen einer noch unvollendeten Ordnung, sie nehmen sie nicht hin als die natürliche, unabwendbare Folge von Krieg, Hunger und Seuche und der durch sie aufgelösten Wirtschaft. Gerade hier aber bedeuten Geist, Wille, Absicht, Ziel alles. Wie gern ertrüge das deutsche Volk Arbeit und Entbehrung, wenn es wüßte, daß es Opfer und Kraft unmittelbar an die Größe seiner Zukunft setzte, anstatt sie in herabziehenden, unfruchtbaren Parlaments- und Interessenkämpfen zu verschwenden.

Die russische Schule ist weltlich. Jugend und Volk sind vom Glaubens- und Gewissendruck befreit. Die Schule ist dem Herrschaftsbereich des Priesters entzogen. Die Kirche hat fortan den geistigen und sittlichen Wettkampf mit gegnerischen Anschauungen aus eigener Kraft zu bestehen. Die Staatsautorität ist ihr versagt. Sie wird gezwungen sein, sich auf innere und tiefere Werte zu besinnen, sich umzustellen und aufzurichten von Stumpfheit, Unduldsamkeit, Veräußerlichung, Anmaßung hin zur Größe und Höhe der die Menschheit erfüllenden und bewegenden Symbole und Ideen, wenn sie nicht untergehen will. Man übertrage dies kulturelle Ereignis auf Deutschland, und man ermißt die ganze Tiefe des Entwicklungsprozesses in Rußland. Wir kämpfen gegen ein Reichsschulgesetz, lassen unser Schulwesen zerstören, stellen das kirchliche Hoheitsrecht über die Schule wieder her, entrechten die Lehrerschaft, konfessionalisieren ihre Bildung. Das schlichte und selbstverständliche Wort „weltlich“ wirkt in der deutschen Oeffentlichkeit als „ketzerisch“, „heidnisch“. Sich bildende weltliche Schulen sind bürgerlich geächtet. Wir sind nicht frei, die Verfassung wartet auf ihre Erfüllung.

Zu der Lebensbefreiung und Lebenserhöhung tritt die engere Lebens*verbundenheit* der russischen Schule. In ihrem ganzen organisatorischen Aufbau wird sie bewußt zur Umwelt in Beziehung gesetzt. Werkstatt, Fabrik und Landwirtschaft geben die Stoffe und Aufgaben ihrer Arbeit in Theorie und Praxis. Wie weit die wissenschaftliche und künstlerische Durchdringung des Stoffes in einem wohlabgewogenen Verhältnis dazu steht, läßt sich einstweilen schwer übersehen. Werkstätten werden in die Oberstufe der Schule (Werkschule) eingebaut, Gruppen oder Schulen im Sommer aufs Land verpflanzt, die Industrie unmittelbar mit den Fachschulen dinglich und geistig in Zusammenhang gebracht durch Besuche, Mitarbeit oder Herüberholen und Einbeziehen ihrer Probleme in den Unterricht. Natürlich auch hier alles mehr oder minder unvollkommen je weiter von der Großstadt entfernt. Auch hier kann im gegenwärtigen Augenblick der Grad der Verwirklichung keinen Maßstab für die Beurteilung der schulpolitischen Situation

Rußlands geben. Bei uns ist die Arbeitsschule ebenfalls wegen Mangels an Mitteln in Anfängen stecken geblieben. Mehr noch. Das Schulwesen ist in seiner Lebensisolierung geblieben; man hat es dem intellektualistischen Zwang nicht entrissen; man bildet die Reifeprüfungen nicht um; man gliedert die Oberstufen nicht, wandelt Begabtenklassen nicht um in Begabungsklassen. Der Kampf um die Arbeitsfreiheit mißlingt der Schule wie der Freiheitskampf. Jeder volle, durchgreifende Versuch wird gelähmt, durch Vorenthaltung notwendiger Mittel bereits im Entstehen zur Halbheit oder zum Scheitern verurteilt. Es fehlt uns die Gesinnung, aus der heraus wie in Rußland ein großes Schulwerk geboren und gestaltet wird. Die Schule ist das Objekt parteilicher Machenschaften, nicht Subjekt individueller und sozialer Lebensäußerungen. — Die Lehrerbildung soll in Rußland in den Bildungsgang der übrigen Berufe eingeordnet werden, bei uns wird sie entgegen dem Wortlaut der Verfassung auf geringwertigen Nebenakademien dem Leben und der Wissenschaft wieder entrissen. Gewiß, die materielle Entlohnung der Lehrer ist in Rußland wie unter dem Zarismus skandalös. Aber sie ist nicht Ausdruck einer Geringschätzung und Nichtachtung des Lehrstandes seitens der Regierung, sondern der Ausdruck ökonomischer Ohnmacht und Hilfslosigkeit des Landes. — Körperliche Züchtigung ist in der russischen Schule verpönt, Verstöße werden aufs schwerste geahndet. Der deutsche Knabe genießt nicht die gleiche menschliche Wertung und Hochschätzung, besitzt nicht das Gefühl der körperlichen Unantastbarkeit seiner Persönlichkeit. Er muß noch heute seinen Nacken krümmen und empfängt Streiche, die weder er noch der bejammernswerte Lehrer verdienen, sondern Volk und Gesetzgeber, die den natürlichen Ausbau der Schule versäumen. Eine freie Schule hat eine aufrechte Jugend, deren überschäumende Kräfte nicht durch Rohrschläge gezügelt werden — die Scham stiege ihr und der Oeffentlichkeit ins Gesicht —, sondern hinübergeleitet und eingesetzt werden in vernünftige, natürliche Arbeit, in die Ordnung und Pflichten einer der Jugend entsprechenden Lebensform. Jugend will Eigengestaltung. Erst muß sie *ihre* Welt erobert haben, um dann einzudringen in die Welt der Erwachsenen. Verharren wir weiter in Rückstand, Schwäche und Unvermögen, dann wird das russische Schulwesen, getragen von einer starken Idee und geleitet von edlerer Gesinnung das unsrige an Güte und Geist überholen. Besitz macht arm, Zukunft und Entwicklung bringen Reichtum. —

(Ein zweiter Artikel folgt.)

Die Schranken richterlicher Unabhängigkeit.

Artikel 102 der Reichsverfassung: die Richter sind unabhängig und nur dem Gesetz unterworfen. Die stete Hervorhebung des ersten Halbsatzes hat weite Kreise des Richtertums den zweiten Halbsatz vergessen lassen. Die Unabhängigkeit der Richter wurde zum Schutze der Rechtsprechung gegen gesetzwidrige Machtsprüche Herrschender geschaffen. Die garantierte Selbständigkeit besteht nur gegenüber der Staatsleitung, nicht gegenüber dem Staatsgrundgesetz, der Verfassung. Von ihr ist der Richter in seinem Spruch abhängig. Kein Wort der Verfassung gestattet ihm, das Recht im Namen des Volkes anders als im Geist der vom Volk sich selbst gegebenen Verfassung zu sprechen. Kein Volk hat jemals gedudet, daß der Richterstand zum Staat im Staate wird, daß Richter die Volksvertretung beaufsichtigen, und politisches, wirtschaftliches und künstlerisches Leben entgegen dem Sinne der Verfassung im eigenen Geiste zu lenken trachten. Die deutsche Republik ließ solche Entwicklung stillschweigend zu. Das Jahr 1925 hat sie nahezu vollendet. Schon leben wir im Richterstaat.

Das Kampffeld ist weit: nicht auf „politische" Prozesse beschränkt, die Radbruch vom Körper der deutschen Rechtsprechung abhauen will, damit dieser nicht insgesamt in die Hölle geworfen werde. Das Mißtrauen des Volkes richtet sich ebenso stark gegen die „unpolitischen" Prozesse; sie sind in Wirklichkeit nicht weniger politisch. Jeder Haftbefehl, der die Freiheit der Person aufhebt, jedes Straf- und Zivilurteil, z. B. über Wucherzinsen, jeder Beschluß und jede Verfügung der freiwilligen Gerichtsbarkeit, z. B. Absetzung eines Vormundes, läßt die Einstellung des Verantwortlichen zum Staat und zum Objekt seines Wirkens erkennen. Jeder Akt der Justiz hat politische Tendenz, wenn auch der Richter sich dessen bei seiner Arbeit nicht immer bewußt ist. Seine Einstellung zum Geiste der Verfassung entscheidet bei jeder Amtshandlung. Wir treiben keine Buchstabenjurisprudenz. Deshalb kann sich kein Richter darauf berufen, daß er gleiches Recht wie vor 1918 anzuwenden hat. Wenn auch der Wortlaut der Gesetze oft der gleiche blieb, ihr Sinn hat sich stets geändert. Allein er gibt Richtung für die Gesetzesanwendung. Nicht nach den Motiven der Gesetzgeber von 1900, nicht nach der von den Richtern des Königs geübten Auslegung der Rechtssätze darf gefragt werden. Heute ist das Gesetz allein aus dem Sinn der Reichsverfassung zu interpretieren. Nur die so gefundene Entscheidung kann rechtens sein.

Nicht jede andere Entscheidung erfüllt den strafrechtlichen Tatbestand der Rechtsbeugung. Der deutschen Republik fehlte der Mut. Sowjet-Rußland bestraft die Diskreditierung der Staatsgewalt durch Beamte mit Freiheitsentziehung von mindestens einem Jahre bei strenger Isolierung. Friedrich der Große schuf ein neues Strafgesetz „Wider das einreißende pflichtwidrige Betragen, nicht allein der Advocaten, sondern auch der Räthe in den sämtlichen Justiz-Collegien", die des Königs Namen „cruel" mißbrauchten; alle und jede derselben, welche sich pflichtwidrigen Betragens schuldig machen, sollten außer der Kassation noch mit mehrmonatigem Festungsarrest belegt werden. Damit hoffte der König, wie Stölzel berichtet, „mehr Impression" zu machen und zu verhüten, „daß diese Nichtswürdigen im Lande herumlaufen".

Der Republik ist allein die stumpfe Waffe des Disziplinarverfahrens geblieben. Auch sie wird nicht angewandt. Gegen Beamte wie Bewersdorf, Schulze, Kußmann, deren offene Auflehnung gegen die Republik das Ansehen der Rechtspflege aufs schwerste erschütterte, ist bisher nichts geschehen. Das Disziplinarverfahren selbst entbehrt der wichtigsten Rechtsgarantie: der Oeffentlichkeit und der uneingeschränkten Mündlichkeit. Wie preußische Disziplinarrichter über die Diskreditierung der Staatsgewalt durch richterliche Beamte denken, ist noch nicht ans Tageslicht gekommen. Wir wünschen es zu sehen. Ein einziger Spruch des Disziplinarsenates im Sinne der Reichsverfassung vermag die Mehrzahl der Richter in ihrer amtlichen Tätigkeit entscheidend zu beeinflussen.

Fort mit dem Staatsgerichtshof!

Der Berliner Rechtsanwalt Dr. A. Brandt hat dem Reichsjustizministerium die Denkschrift der Verteidigung über den Tscheka-Prozeß überreicht. Eine Nichtbeantwortung ist ausgeschlossen, weil die Denkschrift im Parlament demnächst Gegenstand von Anfragen sein wird, weil elf namhafte deutsche Anwälte für die Wahrheit ihres Inhalts eintreten, weil der Verfasser weder Mitglied der KPD. ist, noch ihr nahe steht. Die Verteidigung hat in ihren Plädoyers erklärt, daß der Staatsgerichtshof den Angeklagten die Möglichkeit des Entlastungsbeweises genommen, die ihnen zustehenden gesetzlichen Rechte mißachtet und die elementarsten Vorschriften der Strafprozeßordnung verletzt habe. Sie hat dem Gericht hierdurch den Vorwurf des Verbrechens der Rechtsbeugung gemacht, und sie versucht in der Denkschrift, die Berechtigung des Vorwurfes zu beweisen. Nach ihr hat für den Staatsgerichtshof im Tscheka-Prozeß die Magna Charta des Beschuldigten, die Strafprozeßordnung überhaupt nicht existiert. Das Gericht hat sich in zahlreichen Fällen über ihre Bestimmungen zu ungunsten der Angeklagten ohne jede Begründung hinweggesetzt. Es hat die unmittelbar geladenen Entlastungszeugen nicht vernommen, es hat „ungeeignete“ Fragen abgelehnt, es hat wichtige begründete Beweisanträge zurückgewiesen, es hat den Verteidigern dauernd das Wort entzogen und sie schlimmer als Schuljungen behandelt.

Nach der Denkschrift hat der Staatsgerichtshof jeden Schein vermieden, ein gerechtes Gericht zu sein. Wenn all das wahr wäre, was in ihr behauptet wird, haben die Richter — der Präsident Niedner ist noch immer Mitglied des republikanischen Richterbundes — vorsätzlich zum Nachteil der Angeklagten das Recht gebeugt (§ 36 St.G.B. mit einem Strafmaß bis zu fünf Jahren Zuchthaus); gegen sie müßte ein Verfahren eingeleitet werden. Wenn es dagegen nicht wahr ist, werden die Verfasser der Denkschrift ihren Vorwurf mit schwerer Strafe wegen Beleidigung sühnen müssen. Tertium non datur? Vielleicht besteht die dritte mögliche Folge der Denkschrift darin, daß der Staatsgerichtshof entsprechend der Entschließung des Rechtsausschusses endlich verschwindet.

Dem Satz: „Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen“, steht mit gleicher Wahrheit der andere gegenüber: „Im Kampf sollst du dein Recht finden.“

Rudolf von Ihering

Walter Hasenclever hat die letzten zwei Jahre zu einer Nachdichtung der schwierigsten und verworrensten Stücke aus Swedenborgs Opus benutzt. Wir begrüßen es, daß damit zum ersten Mal seit langer Zeit wieder eine Arbeit Hasenclevers an das deutsche Publikum gelangt, das daraus ersehen kann, daß der Dichter noch immer lebt, daß er nicht, wie es zuweilen schien, dem literarischen Mord erlegen ist. Uebrigens möchten wir daran die Mitteilung knüpfen, daß Hasenclever soeben in Paris ein Drama vollendet hat. Man kann wohl mit einiger Spannung erwarten, wie sich das deutsche Theater zu diesem Werk eines jungen Dichters — jawohl, eines jungen Dichters! — stellen wird.

„Was in diesem Werke vom Himmel, von der Geisterwelt und der Hölle gesagt ist, wird für alle dunkel sein, die keine Lust haben, geistige Wahrheiten zu erkennen, hell dagegen für jeden, der das Wahre um des Wahren willen liebt." Das ist echteste Sprache der Religionsstifter, es ist der Jargon, die Ueberzeugungstechnik, die sie zehntausend Jahre lang immer wieder hier auf Erden gebrauchen. Mag sein, daß es ein Ueberquellen seelischen Erfülltseins ist, am großen, wahrhaften Glauben des Künders gemessen bescheiden und selbstverständlich, aber für alle jene, die Lust haben, geistige Wahrheiten auf anderen Wegen zu erkennen, nicht bloß für Atheisten und Materialisten, sondern auch für Anhänger anderer Religionen und Philosophien, klingt aus diesen Sätzen ein kaum erträglicher Unterton von Arroganz. Es gibt kaum ein anderes „heiliges Buch" das so rücksichtslos vom Leser verlangt, sich geistig vergewaltigen zu lassen, wie diesen Swedenborg. Um so begreiflicher ist es, daß die zum Glauben Vergewaltigten ihm ganz und gar verfallen sind.

Man muß, um Swedenborgs religiösen Weltbau zu verstehen, die Grundpfeiler seiner geistigen Persönlichkeit, sein geistiges Vorleben aufdecken. Wenn es sich um den Ursprung einer Religion handelt, ist immer die wichtigste Frage: Aus welchen Leiden, aus welchen Gegensätzen ist sie entstanden? Swedenborgs Religion ist aus den Leiden des wissenschaftlichen Menschen entsprungen. Der Chemiker, der Mineraloge, der Techniker als Religionsstifter! Es könnte sich auch, und tausendmal berechtigter, in unserer eigenen Zeit begeben. Der Umgang mit der Materie, das naturwissenschaftliche Experiment, so lustvoll es anfänglich auch sein mag, wandelt sich, — immer wiederholt — für den fausthaften Menschen — unrettbar in Qual. Das erzwungene Abbrechen von Folgerungen vor Wänden des ewig Unerkennbaren läßt das bittere Gefühl des Kleinen, Kleinlichen erstehen, das Experiment wird zu einem Gequäle der Materie, zu leerer Kombination und Variation. Es entsteht etwas wie ein Ekel vor der Materie, eine kaum ertrag-

bare Uebersättigung, identisch fast mit dem Gefühl der Schalheit und des Ekels, das einen Buddha aus Reichtum und Frauenliebe in Armut, in Enthaltsamkeit und in die geistigen Kostbarkeiten gänzlicher Entsagung trieb. Wie Swedenborg flüchten auch heute noch große Naturwissenschaftler (Crooks!) in die Geisterwelt!

Dieser naturwissenschaftliche Ursprung gibt der Lehre Swedenborgs das charakteristische Gepräge. Sie ist eine Legierung uralter, ethischer Sätze, vor allem der Lehre von den beiden Weltbewegern Gut und Böse, mit einer bei anderen Religionen nie gekannten exakten Anschaulichkeit. Swedenborg spricht nicht wie andere Religionen allgemein vom Himmel — Hölle, er gibt eine genaue Geographie dieser Geisterräume, er teilt sie in Himmelsrichtungen, in links und rechts, er schildert, — wenn man es so sagen darf — ihre Landstriche. Er analysiert fast chemisch den Geist aus dem Menschen heraus. Der ewig fortlebende naturwissenschaftliche Gedanke, daß Größtes und Kleinstes nach demselben Schema gebaut ist, kurz die Atomtheorie, liegt seiner Vorstellung von Mensch, Geist, Engel, Himmel zugrunde. Der Mensch ist ein kleiner Himmel und der unendliche Himmel hat die Gestalt eines Menschen. Dieses Herausheben der Kongruenten, ein Vorgang, den jeder Gelehrte bei Aufstellung von „Naturgesetzen“ befolgt, führt ihn so weit, daß er in seiner Lehre von den „Entsprechungen“ jeden Körperteil, jede Regung des Menschen mit einem Teile des Himmels in Zusammenhang bringt, und umgekehrt wieder von einem Fuße des Himmels oder einer Hinterbacke der Hölle spricht. Das himmlische Reich entspricht dem Herzen, das geistige der Lunge.

Dieser Naturwissenschaftler, der daran verzweifelt, der Natur ihre letzten Geheimnisse entreißen zu können, schafft sich eben kurzerhand eine andere Welt, die er mit Geheimnissen aus seiner eigenen Werkstatt durchsetzt und behängt. Man kann aber nicht sagen, daß er im Schema besonders originell vorgegangen ist. Die Grundeinstellung ist uralt: Gut und Böse, wozu der ehemalige Naturforscher höchst charakteristischer Weise noch die Doppelbegriffe: Wahr und Falsch gesellt. Um diese ewig vagen Begriffe und ihre vagen Kombinationen schwingt die Swendenborgsche Welt. Wie alle Religionsstifter, Theosophen und kleinen Schulmeister baut er auf diesen konturlosen Worten den Trost der Menschheit auf. Auch die Einteilung der Seelenwohnorte in Hölle, Geisterwelt und Himmel ist uralt, denn die Geisterwelt ist im Grunde nichts anderes als das Purgatorium, der große Ort der Reinigung und Vorbereitung. Erst wo er beginnt, die drei Reiche in ihren Einzelheiten und Zusammenhängen zu beschreiben, verläßt er die alten Religionsclichés. Hier ist seine Lust an der exakten De-

skription entfacht, fast könnte man versucht sein, seine Bücher als Reisebeschreibungen durch die Geisterreiche anzusehen, um so mehr, als er durchaus alles gesehen, gehört, gefühlt haben will und immer wieder mit den Worten beginnt: „es war mir vergönnt" oder „ich war in der Lage, dies und jenes im Himmel zu sehen oder den oder jenen Engel zu sprechen". Oft erweckt er geradezu den Eindruck, als ob die höchste Macht ihm größere Einblicke gewährt hätte, als den Engeln und Geistern selbst. So könnte er — und von seinen Anhängern wird er es — als ein Auserwählter, als ein zum Schauen Bestellter angesehen werden. Aber wenn man mit ruhigen und unbeschwerten Sinnen all diesen Wust kleinlichster Details, mühselig konstruierter Beziehungen, ganz unverkennbarer Willkürlichkeiten, Alchimistereien und Bürgerlichkeiten betrachtet, dann kann man in Swedenborg nichts anderes sehen als einen Jules Verne der Geisterreiche.

Mag er sie auch tausendmal als wertlos und unwesentlich brandmarken, dieser ehemalige Chemiker kommt von der Materie nicht los. Seine Geister und Engel sind Menschen — er mag es tausendmal leugnen — leibliche Menschen. Sie haben die äußere Form, sie haben die gleichgestalteten Sinneswerkzeuge, sie tragen greifbare Kleider, sie wohnen in Häusern auf himmlischen Straßen und Plätzen, sie schließen Ehen und haben Abscheu vor Ehebruch, sie beschäftigen sich mit Wissenschaften, sie haben eine tönende Sprache (die Engelsprache tönt in den Vokalen A und O; die Geistersprache in E und J! Solche Angaben empören!), sie schreiben, sie drucken Bücher. Wer von den Engeln hinter einem anderen steht, wird vor der Ausstrahlung der Gnade Gottes nicht getroffen. (Geradlinige Fortpflanzung des Lichts!) Im Himmel sind die Häuser aus einer Art Stein gebaut, weil Stein die Liebe bedeutet, in der Geisterwelt aus Holz, weil Holz dem Guten entspricht. In der Hölle gar werden die Bösen nach dem alten Rezepte nur durch die Materie gestraft, was nicht möglich wäre, wenn sie nicht selbst materiell gedacht wären. Die ganze widerwärtige mittelalterliche Abschreckungsphantasie für das sogenannte Laster wird hier in den Dienst gestellt. „Wer in geiler Brunst Mädchen geschändet und durch fortwährende Entjungferungen seine Wollust gesteigert hat, dem ist so, als säße er auf einem wütenden Pferde und würde in die Luft geschleudert; dann scheint er sich unter dem Leib des Tieres zu befinden und durch den hinteren Teil in dessen Bauch zu kriechen, wo er plötzlich in den Leib einer schmutzigen Hure geraten ist, die sich in einen riesigen Drachen verwandelt." „Aus der Hölle quillt ein Dampf, wie Schweine ihn ausdünsten, denen in einem Kober das Fell abgezogen wird — hier ist die Stätte der Geizigen."

Es wäre falsch anzunehmen, daß dies alles nur in der Einbildung der Bösen geschieht. Nein, Gute, die sich der Hölle nahen, spüren gleichfalls all diese charakteristischen Gerüche.

Freilich gibt es in der Beschreibung von Geisterreich und Himmel wunderbare Stellen, das Aufgehen in Liebe, die Klarheit des Fühlens, Erkennens und Verstehens, kurz das, was wir heute „Intuition“ und hier im besonderen „intuitive Liebe“ nennen würden, wird leuchtend geschildert. Aber diese schöne Zeichnung und halbe Wahrheit wird durch eine empörend billige Vergewaltigung unseres Verstandes viel zu teuer erkauft. Es wird freilich von den Anhängern Swedenborgs in die exakte, körperliche, allzu menschliche Geisterwelt alles mögliche hineingeheimnist werden und nach altem apokolyptischen Rezepte wird sich der Lückenbüßer Symbol zur rechten Zeit einstellen. Aber nach der ganzen Schreibweise, nach der genauen Schilderung, die Swedenborg von seinen mediumhaften Zuständen gibt, ist mit Sicherheit anzunehmen, daß er alles so gemeint hat, wie es geschildert ist.

Und damit ergibt sich die Frage, die sich schon Kant vorgelegt hat, ob Swedenborg ein wahrer Geisterseher oder ein großer (vielleicht von den besten Absichten geleiteter) Betrüger war, ein viel größerer Betrüger noch, als die drei berühmten Betrüger des Mittelalters. Und da scheint es, daß wohl der Anstoß von gewissen suggestiven, hypnotischen Zuständen ausgegangen sein mag, daß aber dann der ehemalige Naturwissenschaftler in alter Freude an Hypothese und System wissentlich einen ganzen Kosmos mit einer Art technischer Phantasie aufgebaut hat.

Von Walter Hasenclever liegt jetzt (im Verlage der Schmiede) ein schöner, auf altertümlichem Papier gedruckter Band „Emanuel Swedenborg: Himmel, Hölle, Geisterwelt“ vor, eine „Nachdichtung“ ins Deutsche aus dem dicken, fast undurchdringlichen lateinischen Bänden Swedenborgs. Das Wort Nachdichtung besteht zu Recht, denn sprachlich und gedanklich ist die verschwimmende Swedenborgsche Welt zu ästhetischer Einheit geformt. Für Hasenclever war Swedenborg Zuflucht aus qualvoller, verworrener Zeit (wie für Strindberg). Das mag man verstehen, denn hier liegt eine andere, isolierte, schützende in sich beruhigte Welt. Nur — muß man nicht bei dieser Flucht zuviel vom tätigen, selbstherrischen, bewegungsfrohen Geiste zurücklassen? und ist die Flucht — um mit einem modernen medizinischen Begriffe zu sprechen — im Grunde vielleicht nichts anderes, als eine Flucht — in die Krankheit?

PAUL MORAND

GALANTES EUROPA

Chronik des 20. Jahrhunderts

Einzig autorisierte Übersetzung von Walter Mehring

1. Fortsetzung

Das Rogatkin - Museum

Wie Hotel Savoy in Moskau ist das Hotel de l'Europe in Leningrad so ungefähr das einzige Haus, das für die Fremden reserviert ist. Ehedem nannte man in Rußland alle Fremden Deutsche; heut würde es genügen, Europäer zu sagen. Wir selbst, aus aller Herren Länder, finden bei uns eine Familienähnlichkeit: die kapitalistische Familie. Man ist ja nicht gerade sehr stolz auf sie, aber doch ganz froh, daß man ihr angehört; man erkannte uns an einer gewissen Art des Lebensgenusses, am lauten Sprechen, am Lachen; vielleicht hatten wir weniger Zukunftsträchtiges in den Augen, aber mehr Unternehmungsgeist in den Fingern. Wenn der Kampf nachlassen wird und die beiden Régimes nebeneinander existieren werden, kann man sich vorstellen — so unvereinbar sind sie! — daß eines Tages die Fremden in den russischen Städten ihr eigenes Viertel, ihre Konzessionen, ihre Lieferanten, jeweils rings um ihre Legationen haben werden.

Im Hotel de l'Europe tragen die Kellner noch ihre weiße Uniform von früher; sie ist allerdings etwas weniger weiß, und sie haben nicht mehr ihre schöne, cerise-farbene Seidenschärpe — Gondolieri des Schnees. In der Bar ist es leer, und wenn mal zufällig ein feines Diner serviert wird, dann geschieht das auf den Zimmern, im sichern Versteck vor den Augen einer hohen Polizei und eines Fiskus; verrät sich nur durch den Sektkühler im Korridor. Also so auf die Art war unsere Herberge da unsere Zuflucht. Wir wollten uns nicht zu weit von dem letzten Weinkeller entfernen, der die fabelhaftesten Weinvorräte von der Welt gehabt hat: Café Royal in London und Café Lafayette in New York kamen da erst in zweiter Linie.

Boulard — seine ökonomische Enquête in Rußland ließ ihm an diesem Morgen Zeit — trat in mein Zimmer, um mir zu verkünden, daß er am Abend vorher einen alten Médoc aufgegabelt hätte, der einem beim Déjeuner ganz gut tun würde. Würde bloß 100 Franks die Flasche kosten. Die Gelegenheit müßte man wahrnehmen.

Wir gingen aus, um uns ein bißchen Appetit zu machen.

Es taute bei einem baltischen Winde; das Wasser rieselte an den Mauern entlang, tropfte von Dächern. Der Boden wurde zu Matsch, und die gesamte Auflösung erhöhte noch die

grenzenlose Verlassenheit der Stadt, der vielleicht schönsten Europas.

Außerhalb des ehemaligen Newskij - Prospekts, der wenigstens zu einigen Stunden etwas Belebtheit bewahrte, folgten die kanalgesäumten Avenuen Leningrads auf Plätze, und Plätze auf Straßen, ohne Läden, oder höchstens mit Läden, die nur Vertrieb von Propagandabüchern und Broschüren hatten. Und überall diese Flucht von Zusammenklängen, diese Parallelen, die der Schnee nachzeichnete, diese Linienführung des kaiserlichen Palastes in mandelgrün, — „mit anmutigster Wollust geziert" sagt Stendhal —, diese goldgelben Tempel, Polare Parthenons, aus Stuck errichtet, in Thorwaldsens eisigem Stil, diese hohen Architekturen, Bauart Elisabetha Petrowna, zeremoniell italienisches Grottenwerk, diese Kanzleigebäude, so rot wie Ochsenblut, die einander salutierten, diese erdbeerfarbenen Katharinen-Akademien, die versteinerten Grazien schwedischer Berninis in rosiger Tönung, Ministerien, für immer von der zaristischen Bürokratie und auch von der neuen kommunistischen — noch souveräneren Verwaltung verlassen, die sich nun in Moskau befindet. Gähnendaufgerissene Triumphbögen, wie Brücken, die von Ueberlast zusammenbrachen.

Kurzbeinige Köter besprenkelten die korinthischen Säulen; überall an den Akanthusblättern, von den Geschossen der Maschinengewehre zerhackt, markierten sich weiße Sterne; Passanten, marmoriert von Frost, lautlose Schatten auf Gummiunterlage, ziseliert von treibendem Schneegestöber, waren aus gleichem Material wie die Mauern gefertigt. Mannshoch platzte der Kalk ab, und die Häuser, die gleich Schleusentoren trieften, blieben ohne Bewurf, „Sans remonte", wie man im Russischen sagt. Die Schornsteine warfen nur verkohltes Papier aus, von verbrannter Korrespondenz, die Haustore hatten Grünspanbelag und ließen sich nur mit Gewalt öffnen, sobald es Nacht wurde, waren sie zum Tode verurteilt, — denn Unterhaltungen fanden nur bei geschlossenen Türen statt. Unter einem niedrig hängenden Himmel bäumten sich Reiterstandbilder, grün gesprenkelt wie Stilton-Käse, fern an den Horizonten, die sie vergeblich im Sprunge zu nehmen suchten.

Wir gingen bis zur holländischen Altstadt am andern Ufer der Newa — die selbst mit ihrem Eisgang ruinenhaft anmutete — dort, wo Leningrad einer von der Flut verlassenen Hanseatenstadt gleicht. Dies „Fenster nach Europa": Niemand putzte mehr seine Scheiben. Man spürte, wie sie langsam auf ihren hunderttausend Pfählen faulten. So wie die hunderttausend Arbeiter verfaulten, die Peter der Große dorthin geopfert hatte. — Diese gezüchtigte Stadt, die sich in den Grabesstaub des Deltas zersetzt.

— Das ist nicht Venedig, sagte Boulard, das ist Ravenna.

— Sagen Sie wie Wells: Paestum.

Wir trösteten uns: Wo ist die Stätte, da Babylon stand, größer einst als Paris?

— Es gibt nicht nur Médoc, sagte Boulard. Ich habe auch ein erstaunliches Museum entdeckt; bei der Insel Wassili-Ostrow, auf den Quais. In Rußland ist eine solche Masse von neuen Museen, daß es zum Verzweifeln ist, wenn man sie alle kennen lernen will. Stellen Sie sich vor: ein Erdgeschoß, vollgestopft mit orientalischen Diwans, goldgestickten Kissen, Serailtapeten und Moscheen-Lampen. Die ganze Scheußlichkeit aus der Fromentin- und Weretschagin-Epoche. Zum Davonlaufen. Aber der Museumsdiener läßt keine Ruhe; und, mit einemmal, in den Sälen ganz hinten: eine ausgezeichnete Sammlung von wertvollsten antiken Metallarbeiten, griechischen und graeco-skythischen Schmucksachen, Gräberornamenten, durchsichtigen Glasuhren, Waffen; von welchen Eroberungen her, wer weiß?

Und dann, was dabei so aufregend ist: wenn man bedenkt, daß zwischen dieser skythischen, sehr raffinierten Kunst und der primitiven russischen 8 Jahrhunderte vergehen, von denen man nichts mehr weiß; nicht ein Text, nicht ein Monument ist übrig geblieben. Ausgenommen diese Götzenstatuetten und diese sonderbaren Steinpuddings. . . . Aber was bedeuten für Rußland 8 Jahrhunderte?

Wir kamen bei der Rückkehr auf den Paganismus in manchen Gebieten der R. S. F. S. R. zu sprechen, als Folge von der Abnahme des religiösen Empfindens.

— Wird der Gold-Zweig wieder Schößlinge treiben? Boulard zog zwei Papiere aus der Tasche und lächelte.

— Hier haben Sie die Antwort darauf.

„Ich lese in der Prawda vom 10. Juni 1924 den Bericht eines Arbeiters, Korrespondenten einer Provinzzeitung: „Die sowjetistische Steppe“. Er erzählt darin, auf welche Weise das Kind eines Bauern, eines gewissen Anchin, von einer Hexe behandelt wurde. Es war krank geworden und die Eltern wandten sich an ein Weib, das dortzulande in dem Rufe stand, sich mit Magie abzugeben. Diese erklärte, nachdem sie den Kleinen untersucht hatte, es gäbe kein anderes Mittel, ihn zu heilen, als ihn auf einen glühendheißen Backofen zu setzen. Nach Haus zurückgekehrt, heizte die Mutter den Ofen, legte ihr Kind auf eine Schaufel und schob es so wie ein Brot hinein. . . . Auf die gellenden Schreie des Opfers lief die Schwester herbei, aber als sie die Ofentür öffnete, war es bereits zu spät, Waska, das Kind, hatte aufgehört zu leben. Nun lief auch die Mutter herbei und konstatierte, daß Waska wörtlich gebraten sei.“

— Das ist nicht alles, setzte Boulard hinzu. Hier ist ein Ausschnitt aus der Iswestja vom 17. August 1924:

„Eine Expedition, die sogenannte Siedelungsexpedition, die von der Sowjet-Regierung organisiert wird, hat im Osten von Leningrad auf der Wologda-Strecke, ungefähr hundertfünfzig Werft von der ehemaligen russischen Kathedrale, Anhänger eines heidnischen Kults entdeckt. In der Wälderregion des Tikwinsk-Distrikts bringen die Bewohner ihren Götzen das Blut von erwürgten Tieren als Opfer dar. Die Gesänge, die diese Opfer begleiten, sind von den Ethnographen der Geographischen Gesellschaft Leningrad gesammelt worden." — Sollte man sie James Frazer schicken!

— Diese Abschweifung bringt mich wieder direkt auf das Rogatkin-Museum, sagte Boulard.

Ich fragte, aus Interesse für diese außerordentliche Sammlung, einen meiner Freunde, der im Narkompros, d. h. im Kommissariat des Oeffentlichen Unterrichts, arbeitet, wem diese Wunderschätze gehört hätten, und wie es käme, daß der Besitzer sie nicht hätte nach den Vereinigten Staaten rüberschaffen können.

— A p o l l i n a i r R o g a t k i n, wurde mir geantwortet, ist in Sibirien, in der Gegend von Omsk, er ist zu Zwangskolonisation verurteilt.

Als ich weiterforschte, erfuhr ich folgendes:

Apollinair Rogatkin war ein altes Original von einigen sechzig Jahren, kultiviert, reich, sehr geizig; seit 1917 lebte er in seinem Holzhaus im Wassilij-Ostrow-Viertel in Klausur — eins von den seltenen Häusern, die noch intakt sind. Er war so ganz vage wegen seiner Ausgrabungen auf der Krim und dem Chersones bekannt, aber kein Mensch wußte, daß er solche Schätze besaß. Er hatte niemals Scherereien mit seinem Wohnungsausschuß gehabt, und, da er gern eine Khaki-Mütze trug und nie irgendwelche Zeichen von äußerem Luxus oder Wohlleben an sich hatte, blieb er unbelästigt. Er galt für geistig sehr geschwächt. Lebte einsam, inmitten seiner Sammlungen, mit einer alten Gouvernante, einer Bäuerin von Wologda, von der man erzählte, daß sie seine Maitresse wäre. Diese Frau war Finnin, häßlich, rundlich, hatte vorspringende Backenknochen, häßliche, engstehende Augen, sah aus wie ein alter Krämer aus Shanghai, sie stammte von der russisch-finnischen Grenze her, wo fünf Jahrhunderte Christentum die Bevölkerung nur so sachte gestreift haben. Ging nur nachts aus, um ihre Einkäufe zu machen, und kehrte mit vollgepfropftem Korb zurück, immer an den Mauern lang, und erschreckte die Kinder, die zu dieser späten Stunde aus ihren politischen Klubs kamen. So hausten die beiden, von rheumatischen Schmerzen gezwackt, in dieser

Höhle, denn die Newa fließt unter diesen Häuserfundamenten, die unverändert wie Korallenriffe bleiben.

Da war eine Aufwärterin, die die beiden bei der G. P. U. — dem Sicherheitsausschuß — anzeigte, für eine Flasche Bier. Sie arbeitete einmal die Woche tagsüber bei Rogatkin, um die Wäsche zu waschen. Eines Abends, als sie sich verspätet hatte, roch sie was wie verbranntes Fleisch: die Neugier überkam sie, in den entlegensten Teil der Wohnung zu dringen und durch das Schlüsselloch des Rogatkin'schen Kabinets zu blicken, dessen Zutritt ihr immer untersagt worden.

Nach ihrer Aussage war das Zimmer von Kerzen erhellt. Der Herr und seine Gouvernante befanden sich darin, ganz nackt. Der Alte hatte sich einen Dornenkranz auf die Perücke gesetzt. Und dann sah sie vor dem lodernden Ofen, an einem Draht aufgehängt, zwölf schwarze, tote, mit Petroleum getränkte Katzen, die gerade unten zu brennen anfingen. Jede Katze trug um den Hals einen Zettel, auf dem in großen Buchstaben der Name eines der Volkskommissare zu lesen war. Da gab's eine Katze Tschitscherin und eine Katze Lenin. Herr Rogatkin schürte das Feuer mit einem alten Säbel. Seine Genossin führte davor einen wilden Tanz auf und murmelte Beschwörungsformeln gegen die sowjetistischen Machthaber.

Die Aufwärterin gestand, daß sie von sich aus nicht gewagt hätte, ihre Herrschaft zu denunzieren, so sehr fürchtete sie sich vor Hexen, aber da Lenin gerade in jener Woche starb, hatte sie ihr Mann dazu gedrängt, ihre Erklärung abzugeben.

Herr Rogatkin und seine Gouvernante wurden arretiert. Das Haus ging in Staatsbesitz über und wurde Museum des Stadtviertels. Was die Aufwärterin angeht, so erhielt sie einen Verweis, weil sie solchen Ammenmärchen Glauben geschenkt hatte. Die Unterrichtsbehörde wies sie an, an Kursen teilzunehmen, wo man ihr beibrachte, daß der Teufel nicht mehr existiere und daß das Uebernatürliche nichts anderes sei, als noch nicht erforschte natürliche Dinge.

(Fortsetzung folgt)

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, zweite Januarwoche

Die Reichsbank, die am 1. Januar ihren 50. Geburtstag feierte, hat aus In- und Ausland respektvollste Glückwünsche empfangen, und wenn es sich dabei auch in erster Linie um Akte der Höflichkeit gehandelt hat, so trat doch auch bei dieser Gelegenheit hervor, welche bedeutende Position sich die deutsche Notenbank binnen 24 Monaten nach dem Zusammenbruch wieder errungen hat. Sie dankt das gewiß zum Teil der Geschicklichkeit ihres Leiters. Daneben haben die Verhältnisse selbst die Bank zu der Höhe ihrer Macht emporgetragen. Wo alles nach Betriebskapital lechzte, da war es für ein Institut, das an der Quelle des Geldes saß, nicht schwer sich durchzusetzen. Ein gütiger Stern tat das seine und leitete das Institut sicher über eine Reihe von Klippen hinweg, über die es hätte straucheln können. Die Stellung der Reichsbank ist heute stärker als je zuvor, nach allen Richtungen, gegenüber der internationalen Finanz, dem deutschen Gewerbe und vor allem der heimischen Bankwelt. Das alles kann jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, daß die Reichsbank nicht in jeder Beziehung den Anforderungen genügt, die man nach modernen Begriffen an eine Zentralbank zu stellen hat. Wir denken nicht an den Verwaltungsapparat, der schwerfällig, aber korrekt arbeitet, sondern an das geistige Rüstzeug, mit dem die Reichsbankleitung ihre schwerwiegenden Entschlüsse faßt. Die neue Denkschrift über die Bankpolitik der letzten 25 Jahre, die das Institut soeben vorgelegt hat, haftet am unverarbeiteten Material, und von theoretischer Durchdringung ist wenig zu spüren. Ein chemischer Großbetrieb darf es sich heute nicht mehr leisten, die Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung zu ignorieren, aber niemand wundert sich, wenn einer Notenbank die Probleme der wirtschaftlichen Forschung böhmische Dörfer geblieben sind. Nun trifft es zwar zu, daß die nationalökonomische Wissenschaft keine exakten Lehren an die Hand zu geben vermag, wie die Mathematik oder die Naturwissenschaft, obwohl auch beispielsweise der Chemie noch nicht alle Elemente bekannt sind. Aber in welchem Maße könnte die Geldtheorie befruchtet werden, wenn die Zentralbanken es sich angelegen sein ließen, sie ihrerseits zu fördern. Dem Reichsbankdirektorium gehört außer allenfalls Dr. Schacht — der den Kopf viel mit anderen Dingen voll hat — kaum ein Mitglied an, das sich über die entscheidenden Fragen des Augenblicks annähernd im klaren wäre. Und der Geheimrat,

den die Reichsbank ausersehen hatte, in einer Festpublikation zum deutschen Bankiertag die Feder zu ergreifen, hat eine Arbeit geliefert, so voll von handgreiflichen Fehlschlüssen und Oberflächlichkeiten, daß man noch nachträglich an seiner Stelle errötet, wenn man sich daran erinnert. Man könnte beschwichtigend darauf hinweisen, daß es bei der Mehrzahl der ausländischen Notenbanken nicht viel besser steht, daß auch sie zumeist Tatbestände, die der Gegenwart eigentümlich sind, mit unzulänglichen Begriffen der Vergangenheit zu decken suchen. Niemand wird ferner von der Reichsbank verlangen, daß sie unerprobte Doktrinen anwendet oder propagiert, aber was man unhöflich, aber aufrichtig der Bank zu ihrem Jubiläum wünschen muß, ist etwas mehr Lust zum Kopfzerbrechen. Routine allein tuts nicht, das weiß jeder, der erlebt hat, mit welcher Hilflosigkeit die alte Reichsbank dastand, als der Geldwert seine Reise ins Reich der unbegrenzten Möglichkeiten unternahm.

Es gab eine Zeit, da sah der Reichslandbund jeden als Verräter an, der zu bezweifeln wagte, daß die Errichtung der R e n t e n b a n k k r e d i t a n s t a l t der Landwirtschaft Erlösung aus ihrer Kreditnot bringen würde. Der Einwand, daß die bestehenden Hypothekenbanken die Aufgabe, die Landwirtschaft mit Auslandskredit zu versorgen, viel einfacher vollbringen könnten, als dies durch ein neues Zentralinstitut möglich wäre, wurde mit dem Hinweis abgetan, daß er lediglich dem Eigennutz des jüdischen Bankkapitals entspringe. Jetzt haben wir die Rentenbankkreditanstalt, haben sie sogar nach Einschaltung öffentlicher Kontrolle in einer Form, die ihre Emissionen dem Ausland überaus schmackhaft macht, wie der Erfolg des ersten Abschnittes der Agraranleihe gezeigt hat. Das Resultat? Vor einem Vierteljahr wurde die Anleihe von 100 Millionen Mark aufgenommen und bis heute ist kaum mehr als die Hälfte davon untergebracht. Tausend technische Schwierigkeiten hindern einstweilen die Ausgabe des Restes. Aber die Landwirtschaft muß jährlich 25 Millionen Mark draufzahlen, um den Kapitalfonds des Instituts zu vermehren. Ein feines Geschäft!

Behutsam erst hat die deutsche Montanindustrie die Stimmung abgetastet und den Boden bereitet für eine große Aktion, die im geeigneten Augenblick in die Wege geleitet werden soll. Wo alles nach S u b v e n t i o n e n ruft, darf der deutsche K o h l e n b e r g b a u nicht abseits stehen. Die Micumentschädigungen sind längst vergessen, und folglich kann verlangt werden, daß die Regierung den bedrängten

Zechen erneut unter die Arme greift. Zwar wäre die Kohlenkrisis, die eine internationale ist und auf technologische Fortschritte und Bedarfsverschiebungen zurückgeht, allein kein brauchbares Argument für das Verlangen nach staatlicher Unterstützung, jedoch der Umstand, daß England seine Kohlenindustrie, die gleichermaßen von dieser Not betroffen ist, mit ansehnlichen Beträgen unterstützt, wird der deutschen den willkommenen Anlaß geben, von ihrer Regierung das gleiche zu verlangen. England hat tatsächlich der Industrie geschenkweise Lohnzuschüsse gegeben, um die Aufrechterhaltung eines früheren Tarifabkommens zu ermöglichen. Einen Betrag von mehr als zwanzig Millionen Pfund, also beinahe eine halbe Milliarde Mark wurde seit Juli vorigen bis Mai nächsten Jahres bereitgestellt, und was danach folgen wird, ist noch ungewiß. Unbestreitbar hat diese Hilfe den deutschen Kohlenbergbau geschädigt, weil durch sie die englische Konkurrenz instand gesetzt wurde, die deutschen Preise zu unterbieten. Kann es aber wirklich als Aufgabe des Staates betrachtet werden, daß er seinerseits mit England um die Wette subventioniert? Soll durch derartige kurzsichtige Maßnahmen auf dem Rücken der Steuerzahler eine offenbar unvermeidliche Sonderkrise verzögert werden, und wann, so muß man weiter fragen, würde der Zeitpunkt gekommen sein, um dem törichten Spiel ein Ende zu bereiten? Wollte man es den Kohleninteressenten überlassen sich zu verständigen, so würde das kaum zu einem für die Allgemeinheit annehmbaren Ergebnis führen. Denn dann kämen vermutlich Abmachungen heraus, die dem englischen wie dem deutschen Bergbau die Hilfe des Staates solange als möglich erhalten sollen. Also muß die Initiative von den Regierungen ausgehen, die nach dem deutsch-englischen Handelsvertrag ausdrücklich befugt sind, freundschaftliche Aussprachen über solche Themen zu veranstalten. Die Angelegenheit wird übrigens vom deutschen Kohlenbergbau mit großer Delikatesse behandelt. In England untersucht nämlich die Royal Commission, mit welchen Mitteln dem Kohlenbergbau durchgreifend geholfen werden könne und das Wort Sozialisierung soll bei ihren Verhandlungen keine geringe Rolle spielen. Die Sorge der deutschen Bergherren ist klar: Weisen sie zur vorübergehenden Linderung der Not aufs englische Vorbild und verlangen sie demgemäß heute Subventionen, so müßten sie es sich späterhin gefallen lassen, daß man ihnen nahegelegt, mit gleicher Bereitwilligkeit auch dann das britische Beispiel anzuerkennen, wenn England einmal in irgend welcher Form eine Vergesellschaftung vornehmen sollte. Und dazu möchten es die deutschen Grubenbesitzer nicht gerne kommen lassen.

GLOSSEN

DAS ZENTRALVERLEUMDUNGSBÜRO

Noch nie war, speziell in Deutschland, der Bedarf an guten, wirksamen Verleumdungen so groß wie gerade jetzt. Die Verleumdung ist eine der ehrwürdigsten und ältesten menschlichen Kampfmethoden, wahrscheinlich nicht viel jünger als der alte ehrliche Mord. Sie ist überhaupt ein Mord mit anderen Mitteln, einfach in der Anwendung und vielfach bei weitem unkomplizierter — und natürlich auch ungefährlicher und bequemer als z. B. ein gut durchdachter Giftmord. Ich habe noch nie das Wesen der Verleumdung besser umschrieben gefunden als in folgender arabischen Anekdote:

Ein frommer Heuchler ritt einst auf der Landstraße. Sein Pferd trat einen Hund, und der Hund biß das Pferd. Der Heuchler sagte kalt: „Ich trage keine Waffen bei mir; ich töte nicht; aber ich werde dich in üblen Ruf bringen." Und als er Leute auf der Wiese mähen sah, rief er: „Ein toller Hund, ein toller Hund." In wenigen Augenblicken war der Hund gesteinigt.

Diese herrliche Methode, jemanden aus dem Wege zu räumen, ist deshalb so bequem, weil sie, gut ausgeführt, ein Hieb ist ohne Gegenhieb, besonders bei Starken, die meistens vertrauensselig sind, sehr wirksam, kurz weil sie alle Vorteile eines gutangelegten Meuchelmordes aufweist. So ist sie denn für die politische Kriegsführung geradezu prädestiniert. Eine „Geschichte der politischen Verleumdung" wäre, wenn es eine solche schon gäbe, ein prächtiger Katechismus der Politik, ein Buch, das alle Politiker unter das Kopfkissen legen würden. Es gibt in der Weltgeschichte schlechthin vollendete Kunstwerke der Verleumdung, berauschend und genial in der Anlage, stilecht bis ins Kleinste in der Ausführung. Mit diesen wunderbaren Beispielen verglichen sind allerdings die Verleumdungen unserer Zeit stümperhaft, kleinlich, unrein, ja kitschig im Stil. Dafür haben wir aber eine solche Fülle, daß uns in quantitativer Hinsicht keine andere Epoche erreicht. Die Verleumdung ist geradezu das Handwerkszeug unserer Politik geworden, vom Wahlaufruf (dessen Analyse lügenhafte Versprechen und grobe Verleumdungen ergibt) bis zum Wegräumen von Regierungen, Ministern, Reichspräsidenten, Bankpräsidenten, Bürgermeistern, Landräten, Lehrern, Geistlichen und Schupowachtmeistern. Ganze Parteien sind auf dem Fundamente einer lebenswichtigen Verleumdung aufgebaut, ganze Gerichtshöfe leben nur von Verleumdungen. Da muß es doch wahrlich wundernehmen, daß bei den großen organisatorischen Talenten, die es doch in Hülle und Fülle gibt, der Vertrieb eines so viel gebrauchten Artikels noch immer nicht organisiert, kartelliert, seine Erzeugung noch immer nicht rationalisiert, ja fordisiert ist. Verleumdung ist ein deutscher (französicher, englischer) Bedarfsartikel! Warum gibt es noch kein Zentralverleumdungsbüro? Ein großzügig angelegtes Institut das gegen Entgelt jeden Deutschen, welcher Partei auch immer, mit einer guten, zweckentsprechenden Verleumdung versorgt? Ich stelle mir ein mächtiges Gebäude am Kaiserdamm vor, daran mit goldenen Buchstaben: „Preußische Verleumdungszentrale." Mächtige Kartotheken, in denen jeder im öffentlichen Leben stehende Deutsche

geführt wird. Seine Aufenthaltsorte, seine Käufe, sein Familienleben, seine Dienstboten, seine Reisen, seine Bekannten, seine Vorgesetzten und Untergebenen, seine Feinde und seine Freunde. Und zwischendurch kniffliche Daten. An welchem Tage er im Jahre 1925 mit seiner Schwiegermutter telephoniert, an welchem Tage er bei Aschinger gegessen hat. Das ist wichtig für künftige Meineide. In der Verleumdungszentrale müßte natürlich eine Fordsche Arbeitsteilung herrschen. Der Direktor oder Chefverleumder nimmt den Auftrag entgegen. Bei Aufträgen von Rechts geht die Sache in die gelbe Abteilung, wo Rechtsverleumdungsspezialisten sitzen, bei Aufträgen von Links in die rote Abteilung, in der Linksverleumdungsspezialisten sitzen. So könnte es natürlich sehr gut geschehen, daß dieses überparteiliche Institut ein und dieselbe Person von rechts und von links verleumdet, je nach Auftrag. In dem einen Falle könnte man ihm eine kleine Bestechung, einen Meineid, einen Mißbrauch der Amtsgewalt durch unbezahltes Telephonieren, im anderen Falle die Abstammung von semitischem Blute „nachweisen". Es müßte eine große Liste zuverlässiger falscher Zeugen geführt werden. Man müßte eine genaue Personalkenntnis der deutschen Richter haben, um den günstigsten Ort eines Prozesses zu wählen. Hervorragende Journalisten müßten zur Abfassung wirkungsvoller Pressenotizen zur Verfügung stehen. Ja selbst Mediziner dürften nicht fehlen, um über Dauer und Art einer kunstgerechten körperlichen Zermürbung mit wissenschaftlichen und praktischen Ratschlägen bei der Hand zu sein. Daß es natürlich auch eine Fülle lieber, guter Syndici geben muß, ist selbstverständlich. Das alles ist so klar und einleuchtend, daß über kurz oder lang eine Verleumdungszentrale kommen muß. Inzwischen sollten wenigstens Verleumdungsstudiengesellschaften oder Verleumdungsseminare an den politischen Abteilungen der Hochschulen gegründet werden.

Arnold Hahn

IFFLANDS RING ODER SAUERS STOCK

Die Schauspielerseele nährt sich von Druckerschwärze, das gibt ihr, Ausnahmen zugelassen, die Grundfarbe. Was aber soll ein vazierender Schauspieler tun, um zu seinem lebensnotwendigen Quantum von schwarzer Schmiere zu kommen? Der Theaterhausbesitzer und Rentier Carl Meinhard wird trübsinnig, wenn nicht alle vierzehn Tage sein Name ins Blättchen kommt. Glücklicherweise feierte er kürzlich seinen fünfzigsten Geburtstag, man erinnerte sich freundlichst an den Werdegang des Prager Handlungsgehilfen Ornstein, der sich nur durch einen einzigen, selbstgewählten Buchstaben von Reinhardt unterscheidet! Aber inzwischen sind einige Wochen des Nicht-Genannt-Seins vergangen. Da erinnerte sich der Mann mit dem M an den Stock, den einst Oskar Sauer getragen, einen Stock mit goldener Krücke. Er stand in Meinhards Schrank. Der Sauer-Verehrer hätte nun hergehen können und den Stock jemandem schenken können, den er oder der ihn gern hat. Der Mann mit dem M liebt Bohnen, was wäre einfacher gewesen als ihm den Stock zu Weihnachten untern Baum zu legen? Aber bei einem so einfachen Akt hätte verdammt wenig Druckerschwärze herausgeschaut. So entschloß sich der Mann, den nur ein einziger Buchstabe vom Weltruhm trennt, ein Schreiben zu verfassen. Das Schreiben mußte gedruckt, dann

konnte in Gottes Namen der Stock auch verschenkt werden. So wurde, die Inszenierung närrischer Eitelkeiten war ja stets sein Fach, Sauers Stock der Konkurrent zu Ifflands Ring. Man weiß, der Ifflandsche Ring wird von Genie zu Genie weitergegeben. Von Iffland ist er zu Haase, von Haase zu Girardi, von Girardi zu Bassermann gewandert. Der erste deutsche Schauspieler ist mit Ifflands Ring geschmückt. Schnell mußte, wie Meinhard nach Reinhardt, ein Gegenstück fabriziert werden. Also schickte Karlchen mit dem Briefe, den alle Zeitungen schwarz auf grau abdruckten, Sauers Stock an Michael Bohnen, der ja wirklich ein Kerl von eigenen Gnaden ist und seinen Ruhm nicht einem fremden Buchstaben verdankt. Niemand fragte: „Woher kommst du, Karlchen, zu Sauers Stock?" Ich meine, welches innere Recht hatte der ausgezeichnete Darsteller jüdischer Episoden, sich als Erben Oskar Sauers aufzutun und weiterzuverleihen, was ihm innerlich nicht eine Stunde gehört hat? Aber nun, der Zeitungsleser denkt nicht viel, er liest die Reihe Iffland — Haase — Girardi — Bassermann, er schluckt auch die geschickt konstruierte Reihe Oskar Sauer — Meinhardt — Michael Bohnen. Das Prager Weltkind in der Mitten . . . Nur ein Einziger dürfte bei dieser Angelegenheit sich im Grabe umgedreht haben. Einer, der auf die Druckerschwärze pfiff; Einer, der auf seinen eigenen vier Buchstaben saß; Einer, der schuf, um zu schaffen, nicht um in die Theaternachrichten zu kommen. Der Eine, der schon zu müde und zu weise und zu erdentrückt war, um seinen Stock mit der goldenen Krücke drohend zu schwingen . . .

FILM

Buster Keaton als Matrose

Wiewohl ich immer in einem Buster Keaton-Film plane, mich ganz diesem Film ohne kritische Beigedanken hinzugeben, da schon oft im Tagebuch über den stillsten und passivsten aller Spaßmacher gesprochen ward, kann ich dann jedesmal nicht schnell genug nach Hause kommen, um seine schlackenlose Lustigkeit, seine lebenserleichternde Drolligkeit den Lesern zu preisen. Von der bilderbehuschten Leinwand schien durch die Augenlöcher ein erquicklicher Gesundheitsstrom einzustrahlen.

Niemals aber forderte ich so enthusiastisch wie diesmal zur Besichtigung eines Films auf. Denn dies ist wahrhaftig der heiterste und zugleich aufregendste Film, den man seit Erfindung des Kinematographen erlebte. Er ist auch zweifellos der einfallreichste. Und trotzdem etwa alle dreißig Sekunden eine neue Idee aufgezogen und abgespielt wird, trotzdem über eine Stunde pausenlos unser Zwerchfell massiert wird, trotzdem gegen Schluß hin, immer wenn man denkt, es geht zu Ende, immer neue Steigerungen sich überbieten, — trotz alledem keine Albernheit, keinerlei Sentimentalität, keinerlei Geschmacklosigkeit.

Das Tollste ist, daß in diesem ganzen Film, außer in den Einleitungs- und Schlußszenen, überhaupt nur zwei Personen auftreten. Aber gerade die mienenstarre Passivität, die laschbewegliche Schwerfälligkeit Keatons erregen jene Heiterkeit, die ganz allein auf der Seite des Beschauers ist. Denn Keaton und seine Partnerin bleiben durch den ganzen Film toternst und kämpfen bitterlich schwer mit der unablässig auf sie niederprasselnden Tücke der Objekte.

Schnell und selbstverständlich ist die unmögliche Idee eingefädelt, daß sich eines Morgens Buster Keaton und seine Angebetete ganz einsam auf einem Riesendampfer finden, der verlassen auf dem Meere treibt. Wie die spukhafte Trostlosigkeit des Schiffs mit der passiven Resistenz all seiner Gegenstände und Einrichtungen für die beiden zu einem Fegefeuer der Qualen wird; wie hieraus eine friedliche Robinsonade erwächst, bis Kannibalen das Idyll stören; wie nun die furchtbarsten Episoden der Abenteuerfilme, die sonst unser Haar vor Schauder in die Höhe treiben, wie die schaurige Taucherfahrt Keatons mit prachtvollen Unterseeaufnahmen wie die erbarmungslosen Kämpfe mit den Schwarzen jedesmal im kritischsten Augenblick durch einen heiteren Trick aufgelöst werden; — das ist im Film, um den Titel eines früheren Keaton-Films zu variieren, noch nicht dagewesen.

Aber dieser Film ist mehr als ein ergötzliches Sammelsurium von Situationsscherzen: er offenbart spielerisch die Schwäche des Zivilisationsmenschen und zugleich den Triumph seiner fast mechanisch arbeitenden Intelligenz. Wozu noch das Verdienst kommt, daß hier die ausgelaugten Schaurigkeiten des Abenteuerfilms nicht durch moralisches Pathos, sondern durch Komik erledigt werden.

Mächtigen Beifall entfachte im Ufa-Palast Buster Keaton als Matrose. Aber da hier so oft die Beiprogramme der Ufa-Theater geschmäht wurden, soll nicht verschwiegen werden, daß sich ebensolcher, im Kino ganz ungewöhnlicher Beifall schon vorher erhoben hatte, als der Kapellmeister Rappée Liszts zweite Rapsodie, die er erst unten mit dem siebzig Mann starken Orchester gespielt hatte, auf der Bühne mit einer Jazzband in konzentrierter Form variierte. Und siehe, diese parodistische Variation mit den zehn entfesselten Jazzspielern wirkte tausendfach schlagender, als die mühselige Exekution des Originals mit dem Riesenorchester. Noch wirksamer erwies sich ein von dieser Jazzband dahingeraster Melodienkarneval, von Rappée erfunden und so ins Publikum gehetzt, daß die Entfesselung der Jazzband sich in einer noch nicht dagewesenen Weise auf die dreitausend Zuhörer verpflanzte. Hiernach müßte jeder wissen, was und wie die Musik im Film zu spielen hat.

Kurt Pinthus

KORSCH UND DER THÜRINGISCHE STAAT

In Heft 37 des „Tage-Buches“ vom 12. September d. J. haben wir zu dem Zivilprozeß des Herrn Professor Korsch gegen den Freistaat Thüringen und die Universität Jena Stellung genommen und haben in unserer Kritik an dem diesen Prozeß erledigenden Vergleich die Meinung zum Ausdruck gebracht, daß Herr Korsch sich den Verzicht auf die Ausübung seines Lehramtes durch die Zubilligung des Gehaltes seiner Beamtenklasse habe abkaufen lassen. Nachdem wir über den Sachverhalt nähere Aufklärung erhalten haben, die übrigens die „Frankfurter Zeitung“ in einer von uns übersehenen Notiz bereits am 21. August 1925 gegeben hat, stehen wir nicht an zu erklären, daß wir von unrichtigen Voraussetzungen ausgegangen sind.

Herr Professor Korsch war an der Universität Jena als Professor tätig bis er Justizminister des Freistaates Thüringen wurde. Einige Monate nachdem er aus diesem Amt ausgeschieden war, stellten sich die thüringische Rechtsregierung und die Universität Jena auf den Standpunkt, daß er durch die Ernennung zum Minister das Amt als Professor verloren habe. Der Versuch Korschs, die Vorlesungen wieder aufzunehmen, wurde mit Gewalt unterdrückt. Die mit der Professur verbundenen Gehaltsbezüge erhielt er dagegen weiter ausbezahlt, da nach thüringischem Recht ein aus dem Beamtenstand hervorgegangener Minister als Wartegeld das letzte Beamtengehalt bezieht.

Herrn Professor Korsch war es darum zu tun, gerichtlich feststellen zu lassen, daß sein Professorenamt durch seine Ernennung zum Minister nicht erloschen sei. Ein Klagerecht auf Feststellung dieser Tatsache stand ihm nach deutschem Recht nicht zu. Er konnte deshalb die Anerkennung seines Anspruches nur auf dem Umwege über einen Prozeß auf Zahlung der sämtlichen mit dem Professorenamte verbundenen Bezüge herbeiführen von denen das Gehalt nicht streitig war, wohl aber die Nebenbezüge. Nachdem die Klage vom Landgericht Weimar abgewiesen worden war, kam vor dem Oberlandesgericht Jena ein Vergleich zustande. Staat und Universität erkannten darin an, daß Herr Korsch Mitglied des Lehrkörpers der Universität geblieben ist. Damit hatte dieser sein Ziel erreicht. Er verzichtete allerdings darauf, das Professorenamt ohne Genehmigung der beiden Beklagten auszuüben, aber lediglich deshalb, weil sein Rechtsstandpunkt anerkannt war und er zurzeit gar nicht die Absicht hat, seine Vorlesungen wieder aufzunehmen, nicht aber zwecks Erlangung geldlicher Vorteile. Denn die einzige Forderung, die der Vergleich ihm bestätigte, war der niemals bestrittene Anspruch auf Fortzahlung des Gehalts. Auf die eingeklagten Nebenbezüge, deren Wert das Gericht auf über 35 000 M. geschätzt hat, verzichtete er. Die Bekagten hatten zu verstehen gegeben, daß sie zu Zahlungen über das Gehalt hinaus bereit seien; Herr Korsch hatte aber erklärt, daß er Angebote finanzieller Natur zurückweise, da ihm die Geltendmachung vermögensrechtlicher Ansprüche nicht Ziel, sondern Mittel zum Ziele sei.

Nach alledem bedauern wir die Veröffentlichung einer Notiz, durch die sich Herr Professor Korsch mit Recht beleidigt fühlt.

TISCH MIT BÜCHERN

P l a t o : G e s a m t a u s g a b e, Verlag Felix Meiner, Leipzig. Das ist die schönste deutsche Ausgabe der Platonischen Dialoge und Briefe. Die Uebertragung der Texte ist musterhaft. Die klar leuchtende und wärmende Flamme dieses herrlichen Geistes kommt uns ganz nahe — kein Gelehrtendeutsch hat in sie geblasen, kein Aesthetizismus. Ein Plato zum Lesen. Der wissenschaftliche Apparat einer solchen Ausgabe (die Otto Apelt in Verbindung mit Kurt Hildebrandt, Constantin Ritter und Gustav Schneider herausgab) spielt alle Künste mit Einleitungen, Literaturnachweisen, Anmerkungen und Registern. Doch — und das verdient in dem Deutschland hochmütig abgesperrter Wissenchaft für die Wissenschaft angemerkt zu werden — der Apparat bleibt Apparat, drängt sich nicht vor, versucht nicht den eigentlichen Text zu erschlagen, er dient ihm. Darum: hier ist der deutsche Plato.

f—d

BERLINER KRITIKER

Theodor Fontane erzählt:

Der alte Döring, wenn er bei Lutter und Wegner saß, hatte seine Lieblingsthemata, darunter auch den Berliner Kritiker: Der Berliner Kritiker, meine Herren, ist ein ganz eigenes Gewächs und als Berliner anders wie andere. Andre Kritiker nehmen es, wie's fällt, und bringen die Lust mit, das Gute gut zu finden. Ein Berliner Kritiker aber mit nichten; der steht höher. Er ist ein Detektiv, kriegt's bezahlt und kümmert sich den Teufel darum, ob wir alle Zwölfe werfen. Er kuckt nur hin, um raus zu kriegen, ob wir mit falschen Würfeln oder ungestempelten Karten spielen. Ein Berliner Kritiker ist eigentlich ein Sportmann und geht auf Jagd. Ich sehe die Kerle mitunter im Parkett sitzen und habe das ganz deutliche Gefühl: jetzt legt er an. Eine merkwürdige Schadenfreude, wie sie sonst in der ganzen Welt nicht mehr vorkommt, kriecht ihm in solchen Augenblicken über das Gesicht hin, und weh unser einem, wenn jetzt das Kleinste nicht stimmt. Knack! und man hat seinen Schuß weg, man weiß nicht wie. Das nennen diese Leute Kritik und ist bloß wie beim Kegelspiel, wo der Kegeljunge schreit: Hat ihn belauert!

Aus „Plaudereien über das Theater"
(F. Fontane & Co., Berlin)

HIER LEBST DU!

Nach einer Silvester-Statistik, die in einem Berliner und berlinisch gesinnten Blatt, im „Tag" erschienen ist, ereigneten sich in der Silvesternacht 1925/26 folgende scherzhafte Ereignisse:

355 Personen mußten aus dem Straßengetümmel auf die Rettungstellen gebracht werden.

700 Personen mußten wegen ihres Benehmens polizeilich festgestellt werden.

450 Arretierte mußten wegen Schlägereien, Zechstreitigkeiten, Widerstand gegen die Staatsgewalt festgenommen und zur weiteren Aburteilung abgegeben werden.

Nach dem „Montag-Morgen", der die Berliner Silvesterfeier weniger fröhlich und anmutig findet, gab es in der Neujahrsnacht 6 Tote und 350 Verwundete.

Das ist der Schlachtbericht eines fröhlichen deutschen Festes.

INHALT DES LETZTEN HEFTES
(Heft 1)

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin SW 19, Beuthstraße 19. Telefon: Merkur 8790, 8791, 8792. Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin W 35, Genthiner Straße 22. — Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin SW 19, Beuthstraße 19. — Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Wien 156 791. Bankkonto: Commerz- u. Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstr. 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Prikopy 6 — Druck von Wilhelm Greve, Berlin SW 68, Ritterstraße 50. — Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Beuthstr. 19.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion, auch wenn Rückporto beiliegt, keine Verantwortung.

Bezugspreis durch die Post in Deutschland pro Monat 2,— Reichsmark, pro Quartal 6,— Reichsmark; unter Streifband im Inlande und nach Oesterreich monatlich Reichsmark 2,25 vierteljährlich Reichsmark 6.50. Für das übrige Ausland nur Streifbandlieferung monatlich Reichsmark 2,50, vierteljährlich Reichsmark 7,—. Zahlungen in ausländischer Währung werden zum amtlichen Tageskurs der Berliner Börse am Eingangstage gutgeschrieben.

Inseratenpreise: Grundpreis für die ganze Seite 125 Goldmark. Bei größeren Abschlüssen progressive Wiederholungsrabatte auf den Grundpreis.

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, dritte Januarwoche

Die zweite und endgültige Weigerung der Sozialdemokraten, an einer „großen Koalition" teilzunehmen, ist nochmals — und rechtens! — mit scharfer Kritik beantwortet worden. Man hat noch einmal wiederholt, was die Besten der Partei, — Loebe, Braun und Severing — schon in den wochenlangen Verhandlungen immer wieder darlegten: daß man die Regierung nach rechts treibe, daß man in der Außenpolitik ja doch mitmachen müsse, daß man den Advokaten des Ausnahmezustands in die Hände arbeite, daß man mit den Kommunisten ohnehin nicht konkurrieren könne und was dergleichen Argumente mehr sind. Aber man hätte noch weiter gehen und die Sozialdemokraten fragen können, worauf ihre künftige Oppositionspolitik denn nun eigentlich hinauslaufen werde. Sie werden Opposition machen, — gut und schön! Aber was ist das praktische Ziel jeder Opposition? Die Regierung zu stürzen und durch eine eigene zu ersetzen. Angenommen aber dieser Sturz des kommenden Kabinetts Luther würde wirklich erreicht — und er kann in der Tat unter Umständen erreicht werden — was hätten die Sozialdemokraten dann schon bewerkstelligt? Nichts anderes als eine Wiederholung der jetzigen Krise, mit genau der gleichen Konstellation! Auch dann werden sie weder allein noch zusammen mit den Kommunisten die Erbschaft antreten können — auch dann wieder wird nichts anderes in Frage stehen als die Koalition mit Koch, Marx und Stresemann (auch mit Stresemann! denn ohne ihn keine Majorität!). Die einzigen Auswege wären die Auflösung, die man aber, wenn man daran glaubte, auch jetzt hätte haben können; oder eben der Artikel 48, den man gewiß nicht wird haben wollen. Was folgt daraus? Die Opposition der Sozialdemokraten wird gar kein Ziel haben! Sie wird so betrieben werden müssen, daß jede wirkliche Wucht und alle ernstlichen Konsequenzen absichtlich vermieden werden. Das aber ist eine Opposition ohne Gefahr für irgendwen, eine Opposition ohne Nutzen, eine Scheinopposition —: ein Selbstmatt, wie man es im Schachspiel nennt.

Wir alle sind ja viel zu lässig, zu bequem und zu vergeßlich gegens Niederträchtige, bloß weil es das Mächtige ist. Seit dem Kriege laborieren die Journalisten Deutschlands immer wieder an dem Uebel des Wolff'schen Telegraphen-

büros. Die große amtliche Nachrichtenquelle müßte klar und durchsichtig sein, nur die reinsten Hände, von keiner Parteifarbe beschmutzt, dürften an dies Wasser heran, das einzige, was die Republik von der amtlich benutzten Nachrichtenquelle verlangen muß, wäre, daß sie dem Staate, wie er ist, also der Republik diene. Man braucht nur den Namen des Mussolinisten Mantler zu nennen, um zu wissen, wie wenig diese einfachste Voraussetzung im Wolffbüro erfüllt wird. Aber einige Ereignisse der letzten Zeit erinnern daran, daß das Wolffsche Büro ja niemals rein deutschen Zwecken gedient hat. Es ist kein Zufall, daß sein Firmenschild heißt: Continental - Telegraph - Compagnie, A. G. Der Zusammenhang mit Reuters Büro war zuweilen hinderlich, wegzuwischen war er nicht, bis zum Kriegsausbruch war das Wolffbüro die Berliner Dependence des Barons Reuter, wir mußten die Welt sehen, wie Reuter in London wollte, unser Auslandsnachrichtenstrom wurde an der Themse filtriert und reguliert. Das hat einen deutschen Zeitungsschreiber, den Redakteur der „Vossischen Zeitung", August Rotheit, so mächtig verdrossen, daß er sichs zur Lebensaufgabe gemacht hat, für eine deutsche Nachrichtenversorgung Deutschlands einzutreten, der Tod schlug ihm die Feder aus der Hand, seine Broschüre aber über Ursprung, Verschwägerung und dunkle Verwurzelung des Wolff-Büros, das bis zum Kriegsausbruch im Dienste des englischen Großkapitals gestanden, verdient es, wieder hervorgeholt zu werden. Wem gehört denn das Wolff-Büro jetzt? Etwa dem Staate? Nein. Etwa den vereinigten Zeitungsverlegern, wie es Rotheit nach amerikanischem Muster vorschlug? Nein. Das Wolff-Büro ist eine Aktiengesellschaft, die Mehrheit der Aktien ist im Besitze des Bankhauses Bleichröder, also zur Zeit im Besitze des Herrn von Schwabach. Wären wir nicht alle miteinander so bequem, lässig und vergeßlich, wir dürften es, Zeitungsleser und Zeitungsherausgeber und, besonders, Zeitungsschreiber nicht stumpfsinnig hinnehmen, daß ein Bankier aus dunklen Gründen an der offiziellen Nachrichtenquelle des Deutschen Reiches sitzt. Wir können alle miteinander nicht entscheiden, welchen Wert das Wolffbüro für das Bankhaus Bleichröder besitzt. Nach der Eifersucht, mit der Herr von Schwabach diesen Besitz hütet, offenbar einen sehr großen. Gerade jetzt wird bekannt, daß das Bankhaus Bleichröder, will sagen, Herr von Schwabach, auch die Lebenserinnerungen des Herrn von Holstein in Verwahrung hat und zwar in sehr sorgfältiger Verwahrung. Kein Irdischer darf einen Blick in sie hineintun, geschweige denn, daß diese historisch sehr wichtigen Aufzeichnungen endlich verlegt würden. Vielleicht hängt der

Grund dieser sorgsamen Geheimhaltung mit der Geheimgeschichte des Wolff'schen Telegraphen-Büros ein wenig zusammen? Aber das sind Gerüchte von gestern. Lebte energischer Sinn für Sauberkeit bei den heutigen Deutschen, sie müßten wenigstens prüfen, warum sich Herr von Schwabach an der Quelle des amtlichen Nachrichtenbüros dauernd niedergelassen hat. Herr Dr. Mantler, der Leiter des Wolffbüros, ist ja nicht auf eigene Faust monarchistisch, mussolinistisch, horthyanisch, das hieße ihn überschätzen, er ist so antirepublikanisch wie es ihm die Aktienmehrheit vorschreibt. Er würde, wenn das Reich, um jede Trübung und Verschmutzung des Nachrichtendienstes zu verhindern, Herrn von Schwabach endlich zu Leibe rückte, biederer Tiroler, der er ist, auch den Lodenhut für die Republik in die Luft werfen und mit einem Juchzer auf Severing die faule Luft im Wolffbüro erschüttern.

Der Fall Everling gilt als erledigt: der deutschnationale Abgeordnete, der es für möglich hielt, einerseits, als Anwalt des Herzogs von Altenburg, Parteivertreter, andererseits, als Mitglied des Reichstagsausschusses, objektiver Volksvertreter zu sein, — der Herr Abgeordnete war ja so entgegenkommend, nachträglich wenigstens auf die Herzogs-Advokatur zu verzichten. Kein Makel bleibt also auf Herrn Everling haften, gesegnet mit einer Ehrenerklärung seiner Fraktionskollegen bleibt er weiter der respektable Herr, der er war. Dem ermordeten Erzberger ging es weniger gut! Ihm warf ein Helfferich als Kapitalverbrechen vor, daß er in einem privaten Rechtsstreit wider das Reich, trotz seiner Funktion als Abgeordneter und trotzdem er in einem parlamentarischen Ausschuß bereits Stellung zu der Frage genommen habe, das Amt eines Schiedsrichters ausgeübt habe, — eines unparteiischen Schiedsrichters, wohlgemerkt, nicht etwa eines parteimäßig gebundenen Anwalts. Und das Gericht erkannte diesen Vorwurf als berechtigt an! In der Urteilsbegründung des Helfferich-Erzberger-Prozesses war zu lesen:

> „Die unbedingte Lauterkeit der Verwaltung ist der Eckstein jedes Staatswesens. Der Beamte, der Volksvertreter muß jedem Verdacht unlauterer Vermischung seiner amtlichen Tätigkeit aus dem Wege gehen. Es ist unzulässig, daß ein Abgeordneter, der seine Stellung zu wichtigen Fragen im Parlament oder Parlamentsausschuß festgelegt hat, später in eben solchen Fragen als Schiedsrichter tätig wird. Der Abgeordnete kommt dadurch in einen ernsten Zwiespalt, falls er die Unhaltbarkeit seiner bisherigen Meinung im Schiedsgerichtsverfahren erkennt. Er muß dann entweder bei der öffentlich ausgesprochenen Ansicht bleiben, d. h. das Recht beugen, oder davon abweichen und sich damit in unerwünschter Weise berichtigen. . . . Der Nebenkläger

hatte im Reichstagsausschuß in einer Streitigkeit einer Baufirma mit dem Kanalamt Stellung genommen gegen das Kanalamt. In einer ganz gleichartigen Streitsache der Firma Berger mit dem Kanalamt nahm dann der Nebenkläger das Schiedsrichteramt an. Ein derartiges Verhalten ist mindestens unanständig. Es fällt aber auch unter die Gruppe Geschäftspolitik, denn der Nebenkläger, der von Berger eben wegen seiner politischen Tätigkeit zugezogen wurde, hat das Schiedsrichteramt, woraus ihm kein Vorwurf zu machen ist, angenommen, um Geld zu verdienen."

Erzbergers Fall war also nicht etwa nur deshalb leichter, weil er, wie schon gesagt, nicht Anwalt, sondern Schiedsrichter war, — also nur zwei Aemter mit einander vereinigte, die beide völlige Objektivität erfordern (während ein Anwalt zum Gegenteil von Objektivität verpflichtet ist). Nein, Erzberger hatte seine objektive Meinung über den Fall überdies auch bereits zu einem Zeitpunkt öffentlich festgelegt, in dem er privat mit der Sache noch gar nicht befaßt war, so daß es ihm — woraus in dem Urteil merkwürdigerweise ein Vorwurf konstruiert wird, — garnicht mehr möglich war, seine Stellungnahme als Abgeordneter nachträglich etwa noch nach den Erfordernissen des privaten Falles einzurichten. Everling dagegen war, wie er selbst betont, schon Anwalt des Herzogs, als er Abgeordneter wurde, und gewiß schon längst, als die Abfindungsfrage vor den Ausschuß kam. Bei ihm bestand also wirklich die objektive Gefahr, daß er seine Haltung als Abgeordneter von seiner Funktion als Anwalt beeinflussen lassen werde. Ist nicht dies, in jeder Hinsicht, „unanständiger"? Ist nicht hier zehnfach stärker der Verdacht berechtigt, daß ein Volksvertreter, um mit den Worten des Gerichts zu reden, „seine amtliche Tätigkeit unlauter vermischt" habe? Ist der „ernste Zwiespalt", von dem das Gericht redet, etwa ein subjektiver Tatbestand, der durch die einfache Erklärung „Ich fühle keinen Zwiespalt!" aus der Welt geschafft werden kann? Im Falle Erzberger hat man das nicht acceptiert, — im Falle Everling soll es auf einmal gelten? Nun, für die Deutschnationalen gilt es eben! Herr Everling, der seine Abgeordnetenmeinung erst vorzutragen begann, nachdem er schon bezahlter Parteivertreter war, — Herr Everling ist ein untadliger Kämpe. Erzberger aber, der erst zum Unparteiischen ernannt wurde, nachdem seine Abgeordnetenmeinung längst im stenographischen Protokoll festgelegt war, — Erzberger war ein Schwein, das gekillt werden mußte.

Vollkommenste Identität mit dem Falle Erzberger besteht übrigens im Falle Kahl. Herr Professor Kahl, Vorsitzender des Reichstagsausschusses, war und ist zugleich Schiedsrichter

in mehreren Fürstenprozessen. Er hat zur Entscheidung gestellt ob dies unangängig sei; und man hat beschlossen, es sei kein Einwand zu erheben. Ein durchaus richtiger Beschluß! Aber wenn Kahl korrekt verfuhr, — und er tat es! — warum war Erzberger, der nichts anderes tat, „Geschäftspolitiker"? Und wie können dieselben Herren, die damals „Korruption" brüllten, jetzt auf einmal sagen: „Alles in Ordnung!"?

Der achtzigjährige Wilhelm von Bode hat dem preußischen Bildungsminister einen Nasenstüber versetzt. Er hat Herrn Dr. Becker, der das Bild des greisen Museumdirektors in einem Saale einer Galerie aufhängen wollte, in einem ziemlich bösen Briefe abgesagt, erstens, weil er überhaupt nicht aufgehängt werden wolle, zweitens aber, weil der Neubau des Museums nicht so durchgeführt werde, wie er und Messel es vor zwanzig Jahren geplant haben. Die Hugenbergschen Gassenjungen erinnern daran, daß auch Schillings sich von Becker öffentlich abgewendet habe und diese anonymen Schmierer erzählen unter dem frechen Titel: „Der Mann, der die Ohrfeigen bekam", daß auch Herr Eckener Becker öffentlich attackiert habe . . . Das Tage-Buch steht nicht im Verdachte der Becker-Ueberschätzung. Aber in allen drei Affären, die hier erwähnt wurden, hat Becker sachlich unbedingt recht. Er hat recht gegenüber dem schrulligen Bode, der mit der Hartnäckigkeit des Greises an Messels romanischen und gotischen Museumshallen festhält, die kein heutiger Galeriefachmann mehr entschuldigen, geschweige denn befürworten kann. Von Ludwig Hoffmann bis zu Bestelmeyer ist man sich über die Antiquiirtheit der Bode'schen Forderung ganz im klaren. Giftig ist Bode immer gewesen und skrupellos in seinen Kampfmitteln auch, bloß die Unwissenheit der Scherlschmierer braucht das wie so vieles andere nicht zu wissen. Becker hat auch im Falle Schillings sachlich recht, wie alle Opernkenner wissen und zugeben, bloß die Rüdheit des Hinauswurfs, also die formale Lösung der Firma Seelig & Kestenberg war falsch, was Becker auch längst weiß. Und daß er im dritten Falle, dem Monomanen Eckener gegenüber vollkommen recht hat, wenn er in Zeiten bitterster Not nicht reiche Schüler von armen, die nichts spenden können, trennen und also beneiden oder beschämen lassen will, darüber ist unter Pädagogen und Psychologen kein Wort zu verlieren. Fridericus hat einmal gestöhnt: „Mit solchem Gesindel muß ich mich herumschlagen." Die Schmeißfliegen, die Becker umschwirren, können den Unbefangenen fast dazu bringen, den glatten Mann zu überschätzen.

I.

In einem Gespräch mit dem alten Kaiser sprach Bismarck den Verdacht aus, daß Graf Harry Arnim, als bei der Französischen Republik beglaubigter Botschafter, „seine geschäftliche Tätigkeit seinen persönlichen Interessen unterordne". Einen Verdacht, der, wie Bismarck später erwähnt hat, im Auswärtigen Amt und in der Hofgesellschaft durch „pariser Korrespondenzen" entstanden war. Der Botschafter, schrieb man nach Berlin, verwendet das Geld, das er zur Vertretung unserer Politik in der französischen Presse benutzen soll, um sich in berliner Blättern, namentlich in der hinsiechenden Spenerschen Zeitung, Raum zu Angriffen auf die Politik und die Person des Kanzlers zu erkaufen. Das könnte er wenigstens mit eigenem Gelde thun. Er verdient hier ja genug. Die Spatzen pfeifen von den Dächern, daß er die Ausführung amtlicher Aufträge verzögert hat, weil sich ihm die Möglichkeit bot, in der Zwischenzeit mit dem Baron Hirsch einträgliche Börsenspekulationen zu machen. Deshalb war er auch von der Aussicht, nach Konstantinopel versetzt zu werden, befriedigt, so lange er annahm, Hirsch werde den Schauplatz seiner Hauptthätigkeit wieder in die Türkei verlegen, und sträubte sich, seit diese Hoffnung vereitelt ist, gegen die Abberufung. Ob der Verdacht begründet war, läßt sich heute kaum noch feststellen. Geweckt und genährt hat ihn Herr von Holstein, der als Botschaftrath in Paris unter Harry arbeitete. Als dieser Beamte im ersten Prozeß Arnim vor dem berliner Stadtgericht als Zeuge vernommen wurde, sagte er aus, er habe „eine politische Korrespondenz mit Berlin unterhalten" und 1873 ausdrücklich gebeten, einen seiner Briefe dem Kanzler vorzulegen. Das sei aber nicht etwa in der Absicht geschehen, dem Botschafter zu schaden. „Ich kannte Thatsachen, die schwerlich ohne Einfluß auf seine Stellung gewesen wären; ich habe sie bis zu dem Moment zurückgehalten, wo ich gezwungen war, sie zur Darlegung meiner eigenen Stellung anzuführen." Herr von Holstein war nicht als Aufpasser bestellt und folgte nur natürlicher Neigung, wenn er Vigilantendienst leistete. Er war 1860 als Attaché nach Petersburg gekommen und trotz seiner grünen Jugend schnell so beliebt geworden, daß Keudell schon im März 1862 schrieb, Schloezer und Holstein seien fast täglich Bismarcks Mittagstischgäste. Diesen häuslichen Verkehr nahm er wieder auf, als er 1864 mit Wesdehlen, Limburg-Stirum und Heinrich Keyserling im berliner Ministerium der Auswärtigen Angelegenheiten beschäftigt wurde; und kam als Legationsekretär, in Versailles dem Chef dann persönlich noch näher. Neben Lothar Bucher, Hatzfeldt, Keudell, Abeken konnte er da als Politiker zwar nicht glänzen, wußte oft aber eine nette, scharf pointirte Bemerkung, eine Glosse über das Gottähnlichkeitgefühl Moltkes und Blumenthals anzubringen und zeigte die Miene des reuigen Sünders, wenn Bismarck ihm über den Mund fuhr und ihn, vor versammeltem Kriegsvolk, streng ermahnte, nicht allzu vorlaut zu sein.

Auch Frau Johanna von Bismarck hatte ihn gern an ihrem Tisch gesehen. Kein Wunder, daß er in Korrespondenz mit dem Hause Bismarck blieb und von Paris aus seinem bekümmerten Herzen in Privatbriefen Luft machte. Arnim hat behauptet: „Holstein hat mir mehr als einmal gesagt, ich sei der einzig mögliche Nachfolger Bismarcks, und trotzdem hinter meinem Rücken ungünstige Berichte über mich an das Auswärtige Amt geschickt." Und aus Bis-

marcks Mund konnte man nach 1890 hören: „Den Arnim-Skandal hatte ich Holstein zu danken; wenn Der nicht von Anfang an den Brunnen vergiftet hätte, aus dem ich schöpfte, wäre ich ohne offenen Konflikt mit dem talentvollen Komoedianten fertig geworden.“ Der Beifall einer sittsamen Zuschauerschaar war mit Holsteins pariser Rolle nicht zu erreichen. Doch: à la guerre comme à la guerre! Wer konnte denn genau wissen, wie das geräuschlose Duell enden würde? Der kluge Mann baut vor. Siegt der Botschafter, dem die höchste Dame im Reich sekundirt, dann wird er gewiß den Mann nicht vergessen, der ihm als Erster einst zurief: „All hail, Harry, that shalt be king hereafter!“ Streckt der Kanzler auch diesen Gegner ins Gras, dann kann der Botschaftrath darauf pochen, daß er als treuer Diener zu rechter Stunde vor dem Bösen gewarnt hat. So muß mans machen. Und so, argloser Leser, wirds hienieden alle Tage gemacht. In jeder Kanzlei ist der Typus Holstein zu finden.

Der Typus; nicht das besondere Individuum. Dem kann selbst der Totfeind den Seltenheitwerth nicht bestreiten. Der Schüler Bismarcks und Arnims, der von beiden Magistern mit dem selben zähen Eifer gelernt hatte, kam von Paris ins berliner Auswärtige Amt; wurde ein Günstling des Vaters und bald auch ein Intimus des Sohnes. („Mehr als befreundet, weniger als Freund.“ Herbert hat mit seinem Vertrauen nie kargen gelernt und sein Herz in manche Pfütze geworfen.) Fast jeder Andere wäre nun dem Lockruf des Ehrgeizes oder der Eitelkeit gefolgt. Hinauf! Unterstaatssekretär, Staatssekretär: allen Wünschen schien der Weg offen. Vielleicht hat auch Herr von Holstein einst von solchem Aufstieg geträumt. Doch nicht lange. Als Herbert, nach Hatzfeldts nicht ganz freiwilligem Rücktritt, im Auswärtigen Amt seines Vaters Erster Gehilfe wurde, wollte er Holstein als Unterstaatssekretär haben. Der Fürst widersprach. Er kannte die Vorzüge und die Mängel des Mannes, von dem in Petersburg Graf Nesselrode gesagt hatte: „Dieser junge Herr weiß Allerlei, ist aber nicht im Stande, eine Sache allein zu führen.“ So war er geblieben. Ein sehr brauchbares Werkzeug; doch ein Werkzeug nur. Ungeeignet fürs Parlament und zu persönlichem Verkehr mit den fremden Diplomaten. Ein Mann, der hinter die Coulissen gehört, nicht an die Rampe. Seit diesem Tag, der ihm den Rang wies, hat Holstein nie mehr um ein höheres Amt geworben. Er wußte, daß Bismarck es ihm nicht geben würde, und war klug genug, einzusehen, daß der Chef ihn richtig schätze. Klug genug auch zu der Erkenntniß, daß Botschafter und Staatssekretäre all in ihrem Glanz ohnmächtige Würdenträger sind, so lange der Kanzler Bismarck heißt, und daß für den Politiker, dem das Metier das Leben ausfüllt, nur die Macht nicht deren Schein des Strebens werth ist. Macht erlangen: Das war immer sein Ziel. Macht über Bismarck? Der hatte ihn gern, benutzte ihn ungefähr aber wie Fiesko den Mohren und fand ihn gerade da (und nur da) unersetzlich, wo nicht ganz saubere Arbeit zu leisten war. Macht über den Sohn? Der horchte gläubig auf ihn. Damit mußte man sich einrichten, so gut es ging. Vor allen Dingen dafür sorgen, daß kein neuer Mann sich ins Vertrauen schmuggle; keiner, mit dem man sich nicht verständigen konnte. Holstein war wachsam und suchte Jeden, der in die Nähe des Großen kam, früh für sich zu gewinnen. Schlug sogar dem bayerischen Arzt, der des Kanzlers zweiten Sohn behandeln sollte, sofort ein Bündniß vor. Nistete sich im Haus des Mächtigen ein, ließ sich, als Hagestolz, von der Fürstin bemuttern und schrieb später sogar der

Schwiegertochter politische Briefe. Wer im Großen nichts verrichten kann, muß es im Kleinen anfangen. Aus Petersburg hatte der junge Diplomat einen tiefen Groll gegen das Zarenreich heimgebracht. (Böse Zungen behaupteten freilich, er sei nur wüthend, weil die Russen ihm einen Orden gegeben hatten, den er zu gering für seine Verdienste und seine Stellung fand.) Die Russophilie der beiden Bismarck war die crux seines amtlichen Lebens. Früh und spät hieß es: „Mit Rußland müssen wir uns vertragen, sonst verbündet es sich den Franzosen und wir sitzen allein in der Kälte oder müssen den Engländern nachlaufen." Nichts dagegen zu machen. Wenn man Bill nach Berlin schmeicheln könnte! Der ist selbständig und scheut sich nicht, dem Bruder, dem Vater selbst offen zu widersprechen. Und hat man erst die Frau, hat man bald auch wohl den Mann. Das ist ein Pröbchen holsteinischer Taktik. Immer mindestens ein Dutzend Eisen im Feuer; und Niemand durfte doch ahnen, daß der Herr Geheimrath auch nur ein Zündholz bei sich trage. Unermüdlich. Jedem Wink erreichbar. Vor keinem Auftrag von prüden Bedenken gehemmt. Der Treuste der Treuen. Des Kanzlerhauses Fridolin. „Und meinte, seiner Pflicht zu fehlen, durft' er sich nicht im Dienste quälen."

Das wurde anerkannt. Fleiß und Klugheit. Von Herbert enthusiastischer als vom Vater. Der lobte, daß Holstein sich von persönlicher Eitelkeit frei halte, tadelte aber seine Unverträglichkeit, den Mangel an Wohlwollen in seinem Wesen. In Petersburg ha te er Kurt von Schloezer verklatscht, den Bismarck dann aber schnell schätzen lernte. Von Paris aus gings über Arnim her. Und nun gabs täglich den widrigen Hundejungenärger; kleine und große Konflikte mit Abeken Bucher, Keudell, Busch. Schließlich wollte Keiner mehr mit dem Unbequemen arbeiten. Schloezer bekam, wenn er ihn nur sah, eine weiße Zunge, Bucher klagte über Gallenaffektion, wollte aus dem Dienst und sagte der Fürstin, die ihn ihr Büchlein nannte, rund heraus, er komme abends nicht mehr zu Tisch, wenn er stets fürchten müsse, Holstein zu finden. Der erdreistete sich, Buchers Noten- und Briefentwürfe zu korrigiren, und hatte ihm für eine Weile sogar Herbert verfeindet. Ein schwieriger Passagier. Wenn man ihn aber zwingt, aus dem Wagen zu steigen, riskirt man, daß er, vielleicht im Ausland, zu plaudern anfängt. Ist auch schwer zu entbehren. Wo hat man denn gleich wieder Einen, der mit der schmutzigen Wäsche so Bescheid weiß? Ein Gentz ist er nicht; und dem Chef fiel nie ein, ihn auf eine Stufe mit Bucher zu stellen. Als Herbert ihn allzu laut rühmte, hörte er das Citat: „Dein Vater braucht einen Alba; daß er Diesen braucht, Das ist es nicht, warum ich ihn beneide". Im Interesse des Dienstes mußte Jeder rücken, damit Alle Platz hatten. Der empfindliche Geheimrath, der jedes Zufallswörtchen übel aufnahm, würde sich ja nicht mehr ändern. War also mit seinen Schönheitfehlern zu verbrauchen. Für den Fall hatte man in ihm einen zuverlässigen Knecht. Als Zeuge vor dem berliner Stadtgericht hatte er, unter seinem Eid, gesagt: „Für mich machte es einen sehr wesentlichen Unerschied, ob der Reichskanzler aus freiem Willen oder durch ein Naturereigniß gezwungen vom Schauplatz abtrat oder ob er durch eine politische Aktion beseitigt wurde. Nach meinen Gesinnungen (ich bin vor vierzehn Jahren als Attaché bei Herrn von Bismarck eingetreten und habe stets in näheren Beziehungen zu ihm gestanden) waren meine Sympathien im zweiten Fall gänzlich für den Fürsten Bismarck."

Daran zweifelte auch im März 1890 noch Niemand. Hat der Schüler damals den Meister verrathen? Das kann nicht bewiesen, darf also auch nicht behauptet werden. Schloezer schwor darauf. Bucher hob die Achseln und meinte, er habe ja immer gesagt, daß der Mann höchstens zum Gesandtschaftgalopin tauge. Sicher ist nur, daß dem Kaiser heftige Worte, die Herbert vor den Vertrauten gesprochen hatte, damals merkwürdig rasch hinterbracht worden waren und daß Caprivi der selben Frau von Lebbin befreundet war, auf deren politische Weisheit Herr von Holstein wie auf delphischen Spruch lauschte. Mit Herberts Rücktritt wurde nicht gerechnet. Der, dachte man, bleibt wenigstens noch ein Weilchen; und Der läßt nicht von seinem Holstein. Als der Staatssekretär dann der Versuchung widerstand, glaubte man, die Leitung des Auswärtigen Amtes, die unter der Kanzlerschaft eines der internationalen Politik völlig fremden Generals erhöhte Bedeutung gewann, werde dem Unterstaatssekretär Grafen Berchem anvertraut werden, der die Verhältnisse kannte und als bayerischer Katholik werthvolle Beziehungen zum Centrum hatte. Kein Mann nach dem Herzen Holsteins. Bayern ward denn auch von Baden verdrängt. Freiherr Marschall von Bieberstein, der in Mannheim Staatsanwalt gewesen war, wurde Herberts Nachfolger. Die in Berlin beglaubigten Diplomaten spotteten über den neuen ministre étranger aux affaires, und ein schlimmer Schreiber (der schon damals die „Zukunft" herausgab) verglich das Haus Wilhelmstraße 76 den Marschall-Inseln, auf denen nur Kopra wächst. Um dem gesunkenen Prestige wieder aufzuhelfen, wollte man einen Gesandten zum Unterstaatssekretär machen. Herr von Alvensleben fand das brüsseler Klima behaglicher als das berliner. Herrn von Rotenhan, der das Deutsche Reich in den La Plata-Staaten vertrat, konnte die Wahl nicht schwer werden: im Bezirk des Gelben Fiebers und des argentinischen Krachs war nicht gut hausen. Er kam; und in der Wilhelmstraße regirten nun drei Herren, die in Hannover, Mannheim und Buenos-Aires die Wetterbildung internationaler Politik beobachtet hatten.. Doch Holstein war ja geblieben. Der kannte jedes Rädchen in der Maschine. Dreißig Jahre unter Bismarck gearbeitet. Den listenreichen Harry überlistet. Wer Den hat, braucht nicht zu zagen. Braucht sich bei den Scheidenden nicht einmal nach dem Stande der Geschäfte zu erkundigen. That es auch wirklich nicht. Die Geheimräte Kayser und Kiderlen-Waechter waren als Träger der Tradition nützlich. Als die Perle des Amtes aber und als Retter aus jeder Noth wurde Herr von Holstein gepriesen.

Endlich . . . Oft genug hatte er vorher gestöhnt: „Nur einmal die Macht zum Wirken haben, einmal nur mit Menschenarm das Rad des Weltverhängnisses drehen oder hemmen!" Jahre lang; Jahrzehnte. Nun wars erreicht. Leporello durfte den Herrn spielen. Zwar: Bismarck war durch eine „politische Aktion" beseitigt; aber wer konnte denn beweisen, daß Holsteins Sympathien nicht, wie 1874, „gänzlich" für den Fürsten waren? Daß sein Streben nicht nur der Aufgabe galt, das Werk des Großen zu wahren? Einerlei. Holstein triumphans. Keiner ringsum, der Bescheid wußte, die Personalien kannte, eine Depesche zu schreiben vermochte. Im kühnsten Traum war ihm so stolze Hoffnung nicht genaht. Endlich die Möglichkeit, de donner sa mesure und Buchers Urtheil zu widerlegen. Er blieb im Dunkel. War nicht auf Hofbällen, nicht an Galatafeln noch je im Reichstag zu sehen. Draußen sollte Niemand wissen, welche Hand das Gesträhn deutscher Politik knüpfe und löse; mochte Jeder ihn für einen

Dutzendgeheimrath halten. Gern gönnte er den Anderen den Schein der Herrschaft: Caprivi, Hohenlohe, Bülow, Marschall, Richthofen. Die durften den Applaus einheimsen und ihr Lob in der Zeitung lesen; wenn sie nur seine Kreise nicht störten. Er wollte nicht sichtbar sein, nicht genannt werden. War unglücklich, vom Aerger krank, wenn sein Name einmal in die Presse kam. Ihm genügte die Wirkensmöglichkeit und das Bewußtsein der Macht. Die hatte er. Von dem Tag an, da er Caprivi überredete, den Assekuranzvertrag mit Rußland nicht zu erneuen, bis ins Jahr 1906. Drei Lustren lang hat er der internationalen Politik des Deutschen Reiches die Richtung gewiesen. Das ist (mit hitzigem Eifer besonders von den Herren, die für die Firma zeichneten) bestritten worden; ist aber wahr. Diplomaten, die lange in Berlin waren, trugen ihre Wünsche und Fragen der zuständigen Durchlaucht oder Excellenz vor, wußten aber, daß die Antwort von Holstein diktirt war.

Nie hatte ein Beamter in einem modernen Staat solche Stellung gehabt. Bis ins Ancien Régime muß man zurückgehen, um Aehnliches zu schauen. François le Clerc du Tremblay, den die Geschichte als Pater Josef kennt, hat im Dunkel fünfzehn Jahre lang Frankreichs internationale Politik geleitet. Doch der Kapuziner, dem Richelieu blind vertraute, trat immerhin manchmal hervor; ging nach Regensburg auf den Reichstag, verhandelte selbst mit Bernhard von Weimar und hätte gern den Kardinalshut aufs Haupt gesetzt. Daß er bis zu seinem Tode die Graue Eminenz blieb, war nicht sein Verdienst, sondern Urbans des Achten, der dem skrupellosen Politiker den Purpur weigerte. Holstein hat nie in hellem Licht, nie vor einer Hörermenge eine Verhandlung geführt. Er war noch weniger eitel als der Provinzial der Touraine und fühlte sich eigentlich nur in seinem Winkel wohl. Da spann er still sein Netz; und pries den guten Tag, wenn eine arme Fliege sich drin gefangen hatte. Solche Tage waren nicht selten; denn das Netz war von Jahr zu Jahr größer geworden. Polyphemos (so nannten ihn Manche, weil er mit einem Auge kaum noch sah und, wie der Sohn Poseidons, Menschen verschlang), der unheimliche Kyklop, hieß es, weiß Alles; nie bleibt ihm verborgen, wer die Räume eines Reichsamtes betritt und was dort dann geredet wird. Er hat, wie weiland der spanische Karl, die Hand über dem ganzen Erdboden und ist Euch Alles in Allem. Ueberwacht die Diplomaten, hat in jeder Hauptstadt seine Agenten und Spione und liefert Geheimberichte, aus denen der Kaiser erfährt, wie seine Botschafter, Gesandten, Räthe und Sekretäre arbeiten und sich die Zeit vertreiben. Vorsicht! Einer, dem Der nicht traut, ist verloren. Den Kaiser sieht er nie (Das würde ja auffallen), kann sich dennoch mit besserem Recht aber als jeder Minister rühmen, das Ohr des Monarchen zu haben. Er hat Schloezer aus Rom, Radowitz aus Konstantinopel, den Zarengünstling Werder aus Petersburg, den Prinzen Reuß aus Wien weggebracht und Alle durch Leute ersetzt, auf die er sich verlassen konnte . . . So mächtig war, als so mächtig galt dieser Mann, dessen Name öffentlich nie genannt werden durfte.

Einmal nur wurde er, genau zwanzig Jahre nach dem Prozeß Arnim, genannt: als der „Kladderadatsch" den lustigen Krieg gegen den Grafen Troubadour (Philipp Eulenburg) Herrn von Spätzle (Kiderlen) und den Austernfreund (Holstein) begann. Die Drei, die oft in Borchardts berühmter Weinstube beisammen saßen, wurden verdächtigt, tüchtige Diplomaten weggebissen, unfähigen Freunden Stellungen verschafft, die Kluft zwischen

Berlin und Friedrichsruh künstlich vertieft und dem Kaiser Zeitungartikel, die sie selbst lancirt hatten, als Produkt bismärckischen Grolles vorgelegt zu haben. Stoff genug zu einem Strafprozeß. Den wollten aber weder die Angegriffenen noch die ihnen vorgesetzten Excellenzen. Say from whence you owe this strange intelligence? Das nur war hier die Frage. Doch die Redakteure des Witzblattes waren nicht redseliger als Macbeths Hexen. Herr von Kiderlen-Waechter forderte einen vor die Pistole. Graf Eulenburg dichtete und komponirte in Wien ruhig weiter. Holstein suchte den Gegner in höherer Region. Zuerst ließ er den Grafen Herbert Bismarck koramiren. Der erklärte, nicht allzu artig, er wisse von der Geschichte nichts. Dann sollte Graf Guido Henckel, der später Fürst Donnersmarck hieß, die Ordalienprobe bestehen. Den kannte der Geheimrath noch aus der pariser Paria-Zeit sehr genau. Alte Freunde. Nun aber entzweit; und merkwürdig: seit dem Zerwürfniß war über Henckels Haus die Hofacht verhängt. Sicher hatte der schlaue Guido dem Witzblatte die Munition geliefert. Doch vom Pariser Platz kam die selbe Antwort wie aus Schönhausen; denn auch Henckel kannte den Schützen nicht, hatte dessen Feuerrohr nicht geladen. Hier aber gabs eine Ueberraschung. Henckels Sekundant war Graf Waldersee. Klang es nicht unglaublich? Waldersee, der im Bund einst der Dritte gewesen war und mit dem Holstein so manchen feinen Plan ausgeheckt hatte? Der als Generalstabschef immer wußte, was in der Wilhelmstraße vorging, und die sekretesten Berichte kannte? Der providentielle Mann, der die Russen eines Tages mores Germanorum lehren sollte? „Nebel dampft auf dunstgen Höhn, schön ist häßlich, häßlich schön!“ Zu dem Greisenduell kam es nicht. Als dann aber Waldersees Agent Normann-Schumann und Waldersees Vertrauensmann Tausch von der Wilhelmstraße aus verfolgt und von ihren Weideplätzen vertrieben wurden, wußte der in Altona kommandirende General genau, wem er die Angstmonde zu danken habe.

Zur Freundschaft hatte Holstein eben so wenig Talent wie Harry Arnim. Wenn die Sache, der persönliche Vortheil es wollte, opferte der Geheimrath ohne Zaudern den liebsten Kumpan. Henckel, Waldersee, Herbert, Kiderlen, Eulenburg: Keinem hat er stets die Treue gehalten. Und fast immer wandelte die Intimität sich in Haß. Caprivi klagte bitterlich über die Pein, die Holstein ihm bereitet habe. Die Leute sogar, denen er ans Licht geholfen hatte und die ihm dafür dankbar waren, kamen auf die Länge nicht mit ihm aus. Im Lauf der Jahre war seine Herrschsucht ins Unerträgliche gestiegen. Hatte er nicht das Ohr des Kaisers? Waren die Entlassungsgesuche, die er prompt einreichte, wenn er seinen Willen nicht sofort durchsetzen konnte, nicht stets mit schmeichelnder Beschwichtigung abgelehnt worden? Kannte er die Mysterien der Höfe, Kanzleien und Redaktionen nicht wie den Inhalt seiner Hosentasche? Und auf seine alten Tage sollte er sich nun nach diesen Herren richten, die sich an seinem Leitseil auf die Höhe getastet hatten? Ihm wurde vor der Gottähnlichkeit nicht bang. Marokko sollte sein Meisterstück werden. Rußland gelähmt, Frankreich vereinsamt: jetzt oder nie war die Vogesengefahr aus der Welt zu schaffen. Wenn wir den Franzosen die Zähne zeigen, kriechen sie ins Mausloch. Nur nicht nachgeben: dann bekommen wir jede Konzession und jeden Bündnißvertrag, die wir wollen. Diesmal war der Kluge wider Vermuthen aber klug genug, nicht klug zu sein. Er kannte seinen Kaiser nicht, den er doch schon als jungen Prinzen durchaus studirt zu haben

wähnte. Der Plan, Frankreich vor die Frage zu stellen, ob es Deutschlands Freund sein oder die Kosten eines britisch-deutschen Krieges bezahlen wolle, kam aus einem politischen Kopf, war nach dem ersten lauten Wort aber unausführbar. Und nun wurde die Graue Excellenz (der Titel des Wirklichen Geheimen Rathes war ihm längst verliehen) nervös; schimpfte auf Gott und die Welt, stand Keinem mehr Rede, weigerte sich, die Akten aus der Hand zu geben, und merkte gar nicht, daß just er ausersehen sei, als Sühnbock alle Missethat in die Wüste zu tragen. Zuerst hieß es: „Niemand wagt sich mehr in Holsteins Zimmer." Dann: „Mit Holstein geht es nicht weiter." Endlich: „Holstein hat uns die ganze Suppe eingebrockt." Radowitz, den er für tot hielt, kam aus der Eskorialprovinz nach Algesiras. Das war das Ende. Nach solcher Schlappe, als sein eigener Schatten, durchs Amt huschen? Jeder Hilfsarbeiter hätte dem Tyrannen von gestern ins Antlitz gelächelt. Nein. Höchste Zeit, den Abschied zu fordern; diesmal im Ernst. Schon wisperts aus den Ecken: „Er hat Richthofen in den Tod und Bülow aufs Krankenbett geärgert! Auch der Kaiser will von ihm nichts mehr wissen!" Allerhöchste Zeit. Sonst verlernten die Kreaturen völlig das Zittern. Immer hatte er gehofft, in den Sielen sterben zu können. Vorbei. Er durfte noch die Brillanten zum Rothen Adler-Orden mitnehmen. Schlechter Trost. Und Radowitz trug, endlich, nun doch den schwarzen Preußenaar auf der Brust.

... Bene qui latuit bene vixit. War dieses Leben, das sich dem Blick so scheu immer barg, glücklich zu preisen? Herr von Holstein ist ans Ziel seines Wunsches gelangt: er hat geherrscht, in seinem Winkel alle Wonnen der Macht ausgeschlürft und sich manchmal als den Mann des Schicksals gefühlt. Ringsum aber wohl auch den lauernden Haß; und nah dem Herzen brannte es oft wie eine hautlose Stelle. Den Willen zur Macht bediente kein Schöpfergeist; nur der listige Geschäftssinn eines erfahrenen Geheimrathes. Unter Blinden war dieser Einäugige König. Wenn er aber zurückschaute: wo lagen seine Reiche? Deutschlands internationale Politik war nie schlechter, ihr Ertrag nie dürftiger als in den drei Lustren holsteinischer Herrschaft. Die Männer seiner Wahl blieben unfruchtbar; und die Berichte der Agenten, auf die er so stolz war, meldeten meist nur Gesindestubenklatsch. Das Wichtigste erfuhr er nie. Er ahnte nicht, daß Rudini sich mit Giers verständigt habe, daß den Briten der Sieg im Transvaal sicher sei, daß Japan um jeden Preis den Krieg gegen Rußland wagen wolle. Ahnte nicht, daß er selbst in thörichtem Wüthen den neuen Bund der Westmächte schließen half. Als Bismarck ging, war Frankreich, als Holstein ging, Deutschland vereinsamt. Kein Reich also erobert, keine nützlich fortwirkende politische Tradition geschaffen; und kein warmes Heim in Menschenherzen gefunden. Groß und Klein athmete auf, als Herr von Holstein entlassen war; und er wäre rasch vergessen worden, wenn die Hinterbliebenen nicht seine Rache gefürchtet hätten, irgend eine „Enthüllung", ein Bombardement mit Papierkugeln. Ohne Frucht, ohne Liebe schied er und ließ keine Sehnsucht zurück. „Er möchte wohl," sagte Bismarck (der ihn gewiß niemals, wie Geschichtenträger verbreitet haben, den „Kerl mit den Hyänenaugen" genannt hat), „kann aber nicht. Er hatte Ehrgeiz großen Stils, doch zu wenig Augenmaß; und war eigentlich mehr Arnims Schüler als meiner. Nur im Souterrain zu brauchen. Daß er nach meiner Entlassung im Amt blieb, verstand sich ihm von selbst, und daß er sich unter den kleinen Leuten dann sehr groß

vorkam, war begreiflich; dumm nur der Uebereifer, der ihn trieb, mir und meinem Sohn seine ungeschickten Spione auf den Hals zu hetzen. Ein Bischen Vornehmheit konnte er in meinem Haus doch in dreißig Jahren lernen. Aber er hielt Jeden für einen Kujon und dachte: Wenn ich ihm kein Bein stelle, stellt er mir eins. Jetzt soll er den Grauen Staar haben. Ja . . . Auf der inneren Iris hatte er immer schon Flecke."

II.

Zwanzig Jahre gingen, seit ich diese Portraitskizze zeichnete. Oft hatte ich zuvor hart den Mann getadelt, den, weil die mächtigsten Häupter der Presse sich ihm in Ehrerbietung neigten, kaum je aus anderem Köcher ein Pfeil traf oder streifte. Nach dem üblichen Winkelgeschimpf, („Material von der Hintertreppe"; „falsch, durch die Brille bismärckischen Hasses gesehen") meldeten sich die Hofräte und Sekretäre, Unterbeamtenschaft des Auswärtigen Amtes, bei mir zu dem Zeugnis, ihnen sei Holstein, dessen Politikerleistung ihrem Urteil nicht unterstehe, immer der gütigste, von Ueberhebungdrang fernste Vorgesetzte gewesen. Sechs Wochen später schrieb er selbst; sein stilistisch sehr gut, im Ton durchaus würdiger Brief wurde, auf sein Ersuchen, am 18. August 1906, mit meiner Antwort in der „Zukunft" veröffentlicht. Er bestritt Allerlei; und wehrte sich besonders heftig gegen den Verdacht, „die in unserer auswärtigen Politik allemal entscheidende Instanz" gewesen zu sein. „Es ist, zum Beispiel, genugsam bekannt, daß ich keinerlei Anteil hatte an der Vorbereitung jener Gruppe von politischen Handlungen, welche von der Presse vielfach als Ursachen des englisch-französischen Zusammenschlusses vom April 1904 angesehen worden sind: Ich meine das Krügertelegramm, das Bagdadbahnprojekt und die antienglischen Reden im Deutschen Reichstag. In jedem einzelnen dieser Fälle befand ich mich vor einer vollendeten, oder doch eingeleiteten Tatsache, vor einer bereits vollzogenen Weichenstellung." Ich konnte die Anklage weder zurückziehen noch enger schränken, widersprach dem Versuch, die Entstehung der Entente Cordiale aus drei Punkten zu erklären, und ließ die Antwort in den Satz münden: „Sie sind jetzt ja frei, keinem von Zufallsgunst Erhöhten mehr untertan und können Freund und Feind lehren, wie ein aufrechter, des politischen Geschäftes kundiger, von keinem Dickicht zu schreckender Mann seinem Vaterlande dient."

Dann kam er. Ein paar Jahre lang in jeder Woche mindestens einmal. Wie ich den Menschen, mit seinem preußisch-männischen Charme, menschlich schätzen lernte, ist im Ersten Band der „Köpfe" dargestellt. Sah ich ihn damals aus zu freundlichem Auge? Niemals den Politiker, über dessen amtliche Leistung mein Urteil ungewandelt blieb. Den Menschen? Möglich. Jeder Nahverkehr (selbst den Indergott Goethes lehrt es der zärtliche Dienst der Bajadere erkennen), stimmt zur Gewährung „mildernder Umstände." Auch in Richard Gloster und Scheilock, in Willy und Phili fanden die Nächsten wohl irgendwo gute Eigenschaft; die, dennoch, des Wesens Gesamtsumme nicht beträchtlich ändert. Wer über öffentlich Wirkende, Minister, Bankleiter, Literaten, Theatervolk, öffentlich urteilt, muß sich in so viele Mauern einringen wie Abd ul Hamid sein Yildiz. Mondänem Gesellschaftspiel mit Amtsinhabern bog ich gern aus; Holstein nahte mir als Entamteter. Als nicht ohne meine Mitschuld der Macht Beraubter. Im ersten Gespräch sagte er: „Sie haben mich aus dem Amt gebracht. Hier bin ich; sehen Sie mich genau an und beantworten Sie dann sich die Frage, ob ich dem Bild gleiche, das Ihnen in Bismarcks Haus gezeigt worden ist. Ohne Sie hätten meine Feinde mich nicht untergekriegt. Aber daß Sie dem größten Mann des Jahrhunderts glaubten, kann Ihnen ja kein Vernünftiger nachtragen." Damit war unter das Vergangene ein Strich gezogen. Und ließ ich von Mitleid mich allzu mild für den Siebenziger stimmen, so konnte daraus doch kein Unheil sprießen.

Von Mitleid. Der Alte war krank, halb blind und lebte in dürftiger Enge. Drei Zimmerchen in einem altberliner Haus des Südwestens, dicht am Kreuzberg, zwischen Grünkramkellern. Nur eine weißhaarig schmächtige Schaffnerin zu seiner Bedienung. Alles Mobiliar Urväter-Hausrat. Das Bett eines Försters oder Landlehrers; daneben, auf dem Nachttischchen, ein Leuchter mit Kerze. Weder Elektrolicht noch Gas. Petroleumlampen, Kachelöfen. Kein Telephon. Nicht der leiseste Hauch aus der Luxuswelt Neuberlins wehte in diese reinlichen Zellen. (Ballin, der aus Potsdam zu mir kam, erzählte: „Sie würden nicht erraten, wer mir die ersten Seiten Ihres Holstein-Nekrologes vorlas. Der Kaiser. Trotzdem er in dem Artikel schlecht wegkommt, findet er die Milieuschilderung fabelhaft gelungen." Wahrheit oder Stimmungversuch?) So hauste, nach fünfundvierzigjährigem Reichsdienst, Seine Exzellenz der Wirkliche Geheime Rat Baron Friedrich August von Holstein. Die letzten Ferienreisen führten ihn in ein stilles Waldhaus am Harz, das nur einem Logirgast Raum bot. Einmal, am Spätabend, als er im Interesse eines Freundes Antwort auf eine Frage erbitten wollte, sah ich ihn einer Droschke entsteigen; einmal: Sonst kam er, nicht nur in rüstiger Wanderlust dem alten Fontane ähnlich, stets zu Fuß oder auf der Straßenbahn vom Viktoriapark in den Grunewald. Und dieser Greis, ein Plaudertalent von ungemein würzigem Humor und in Norddeutschland seltener Geistesgrazie, liebte Preußen und das Reich wie eine Mutter und wie eine Braut. Schien in jeder Stunde bereit, Alles fürs Vaterland hinzugeben, das ihm mit knausernder Hand doch und mit mürrischer Miene lohnte. Müßte sich mitleidiger Ueberschätzung schämen, wer dieses Hinsiechen, dieses schwere Sterben erblickt hat? Eine problematische Natur habe ich damals Holstein genannt und an Sätze erinnert, die Goethe zu Eckermann sprach: „Es gab eine Zeit, wo das Studium der Naturgeschichte noch so weit zurück war, daß man die Meinung allgemein verbreitet fand, der Kuckuck sei im Sommer ein Kuckuck, im Winter ein Raubvogel. Dieser merkwürdige Vogel ist eine höchst problematische Natur, ein offenbares Geheimnis, aber trotzdem schwer zu lösen, weil es so offenbar ist. Bei wie vielen Dingen finden wir uns in dem selben Fall! Die Natur treibt ihr freies Spiel und kümmert sich wenig um die von beschränkten Menschen gemachten Fächer."

Flatterte Holstein, der, wie der Kuckuck, seine Eier in fremde Nester legte, in winterlicher Finsterniss zu Raubjagd auf? Mich erschütterte das Werden seines Verfalles. Weil er nie die Last, nie die Lust voller Verantwortlichkeit kannte, ließ er sich manchmal in Tollkühnheit verleiten, die ein sichtbar Wirkender, zu Rechenschaft Verpflichteter vorsichtig miede. Unter Mißtrauensanhauch fröstelte dann der Mißtrauischste. Schicksal, für seinen Wuchs zu großes, das ihn in die Wahl zwischen seinem Meister und seinem König zwang, hat ihn zermalmt. Da es ihn endlich auf ein Gipfelchen zu heben schien, nagelte es ihn als den Legendenjudas des deutschen Heilands an den Schandpfahl. Nie aber, nicht vom grimmigsten Feind, weder von Herbert Bismarck noch von Kurt Schloezer, hörte ich ihn der Geldgier, unsauberer Schachermachei verdächtigen. Nun sind, siebenzehn Jahre nach seinem Tod, Briefe veröffentlicht worden, die erweisen, daß er ins Amt rinnende Meldungen in spekulativem Börsengeschäft auszumünzen versuchte. (Ich habe die Handschrift dieser Briefe nicht gesehen; darf aber nicht zweifeln, daß die Echtheit verbürgt ist.) Solchen Vergehens war in Paris der Botschafter Graf Harry Arnim, in der Wilhelmstraße Graf Paul Hatzfeldt, der von Holstein fast fromm bewunderte „Sardanapaul", geziehen worden; und noch der Greis pfauchte, wenn auch nur den Schatten seines Freundes der Vorwurf streifte. „Wie konnt' er über Anderer Sünden nicht Worte genug der Zunge finden! Und segnet sich und tat so groß: Und ist nun selbst der Sünde bloß!"

Da Käthchens Graf vom Strahl den urkleistischen Rhythmus seines von Shakespeare und den Schwärmern des achtzehnten Jahrhunderts ge-

färbten Fühlens heute schwäbeln darf, mag Holsteins Schuld sich in Gretchens Seufzer schleiern. War auch Alles, was ihn in das Jobbergeschäft mit der Firma Meyer Cohn trieb, gut und lieb? Vielleicht hatte der Schlechtbesoldete für ein verstecktes Kind zu sorgen, den Luxusdrang eines geliebten Mädchens zu stillen. Von der galanten Seite zeigen ihn schon Hatzfeldts Briefe; und noch dem Greisenden war anzumerken, wie viel und gern er mit Damen verkehrt hatte. Waren Schulden aus der Sauserzeit zu tilgen oder Spione zu löhnen, die dem nach vollkommener Information Lechzenden Nachrichtenstoff zuschleppten? Alle zu Aufklärung, zu Vertheidigung Berufenen sind tot; längst fast Alle, die ihn in der Zeit der Spekulation nah sahen. Ein des Lustmordes Verdächtiger wird nicht ohne Vertheidigung gerichtet. Schlimm für das Angedenken des Mannes, daß die Briefe so spät ans Licht kamen. Unbegreiflich, daß der von Argwohnspein Durchwühlte nicht die spurlose Vernichtung sicherte. Einerlei. Holstein ist entadelt; der seltsam schillernde Reiz seines Wesens zerbeizt. Widrig schon die Vorstellung, daß dieser Altpreuße, der sein Unverständnis modernen Wirtschaftsbetriebes wie einen Schwertorden trug (und von mir drum herbe Kritik hören mußte), alltäglich sich um Besitzesmehrung regte und ein Profitchen zu schnappen trachtete.

Nur: Uebertreibet die Rednerei nicht in Tugendtobsucht. Spät erst ist die Staatsmannsmoral im Geldpunkt empfindsam geworden. Der Große Kurfürst nahm von Frankreich, der Große Fritz von England Barsubvention, noch Metternich, als Oestereichs Staatskanzler, Jahresgehalt vom Zar aller Reußen. Staatssekretär Von Boetticher waltete in höchster Instanz über Bankiers, die auf seinen Hilferuf seinen Schwiegervater sanirt und vor dem Strafgericht bewahrt hatten. Kanzler Fürst Hohenlohe führte wichtige Reichsverhandlung mit dem Kaiser Nicolai Alexandrowitsch, der ihm das weitaus größte Stück seines Vermögens, das russische Rittergut Werki, nehmen oder erhalten konnte. Hochkonservative haben den Kanzler Bismarck unsauberer Geschäftsgemeinschaft mit Gerson Bleichröder angeklagt. Schneebleich fragte eines Tages dieser Bankier, ob der Auftrag, alle Russenpapiere des Kanzlers zu verkaufen, etwa gar Krieg ankünde. „Nein", antwortete Bismarck (ders mir erzählt hat): „Sie brauchen nichts zu fürchten. Mir ist nur in schlafloser Nacht eingefallen, daß es sich für einen auswärtigen Minister nicht schickt, mit Theilen seines Besitzes an dem Gedeihen eines fremden Staates interessirt zu sein. Denn dieses Interesse kann, ohne ihm bewußt zu werden, irgendwann auf seine Politik abfärben." So lange Der am Steuer stand, konnte selbst ein Höllenholstein nicht die Fahrrinne verschmutzen. Nachher? Die occulte Macht überwuchs Vorgesetzte; daß Alle aber, Caprivi, Marschall, Hohenlohe, Bülow, gar iste Serenissimus, wie Puppen stets nach Holsteins Querpfeife tanzten, wähnt höchstens ein Kindsgemüth. Nicht weniger kindhaft ist der Glaube, der Heimlich-Unheimliche habe seinen wechselnden Kursmanövern die Reichspolitik angepaßt, deren Motore und Bremsen längst doch greifbar geworden sind. Noch jetzt glaube ich nicht, daß Meyer Cohns Kunde je mit Bewußtsein dem Reich geschadet habe. Bis in die Wurzel bebte er, wenn ihn die Furcht vor Gefährdung Deutschlands beschlich. Menschen seines Schlages ist Patriotismus eben so fest eingedrillt wie Leibessäuberung und manierliches Speisen. Nirgends sah ich bisher Schädigung erwiesen; nicht einen Fall. Ein Spekulant beträchtlicheren Stils hätte in jedem Jahr aus einem „großen Coup", wenns nicht langte, aus zweien, Geld gescheffelt. Der Stümper zettelte um Läpperei. Meldung, die Donnerstag bekannt werden und dann, nach seiner Meinung, auf die Börsenstimmung wirken mußte, wollte er Mittwoch zu Kursgewinn nutzen. Thuts ein Geheimrath, Redacteur, irgendwer, dem sein Amt die Meldung früher als Anderen eintrug: eklige Profitjägerei. Vor lautem Gezeter müßte aber, durch genauen Vergleich der alten Kurszettel mit den Briefangaben, nachgeprüft werden, wann, wie oft, in welchem Umfang die Hebung oder Senkung der

Aktienpreise wirklich gelang. Und ob Bankier und Kunde („per Saldo": wie mancher Geschäftsmann noch sagt) Nennenswertes gesäckelt haben. Wäre das Ding leicht zu drehen, dann könnte jeder skrupellos über einem Nachrichtenblatte Thronende Millionen erjobbern.

Ist solche Prüfung nöthig, vom Ertrag solcher Akribie Nutzen zu hoffen? Schaudernd sehen wir den im tiefsten Sinn frommen, den heiligen Menschen Dostojewskij von Gier nach Geldgewinn am Spieltisch schwitzen. Staunend blickt das Auge unserer Ehrfurcht auf den Faustdichter, der in einer Schicksalsstunde Deutschlands den Empfang eines österreichischen Kommandeurkreuzes in einem Brief an den Freiherrn vom Stein „ein höchst bedeutendes Ereignis" nennt. Wie schleimiges Gewürm bekriecht uns Ekel, wenn wir in Briefen des Antisemiten Wagner das unwahrscheinlich devote Schmeichlergewinsel vor Meyerbeer finden, dessen Reichthum neues Almosen gewähren soll. Hier sind Ackerschollen, deren Durchpflügung, Durcheggung unser Wissen von „dem Menschen und seinem Widerspruch" mehren mag. Aus den Furchen holsteinischen Wesens ist solcher Ertrag nicht zu heimsen. So groß an Schöpferkraft oder humanitas so stark war der Mann nicht. Stockjobber aus Habsucht oder Nervenpassion, Raubvogel oder Karamasowische Natur: heute ists gleichgiltig. Pflicht befahl, ihn anzugreifen als er schaden konnte. Vor zwanzig Jahren ging er aus dem Amt, vor siebenzehn aus dem Leben. Aus der kahlen Enge seiner Großbeerenstraße. Alaas, poor Yorick!

Nichts blieb von ihm als wirres Märengesträhn. Er soll ein Bündnis mit England gehindert, barsch abgelehnt haben. Nie war eins ernsthaft angeboten worden. Der Kolonialsekretär Joseph Chamberlain hatte durch eine in Leicester gehaltene Rede zu ertasten versucht, ob gegen den franco-russischen Bund, der in der Burenkriegsatmosphäre den Briten lästig war, Deutschland als Kontinentalschwert zu brauchen wäre. Mit oder ohne Holstein: Kanzler und Kaiser hätten sich nicht in den Köder verbissen, Und weder von dem Prime Minister Salisbury, der Wilhelm nicht riechen mochte, noch von der durch den deutschen Flottenbau verärgerten Oeffentlichen Meinung Englands war ein Dauerbündnis mit gleichgewichtigter Leistung zu erlangen. (Ists nicht durch Frankreichs fruchtloses Streben nach solcher Verbündung seit 1918 klar erwiesen?) Der Grundriß holsteinischer Politik wird ganz falsch gesehen. Er war, wie sein Hatzfeldt, antirussisch, probritisch, drum bis in seinen letzten Tag wild gegen den Schiffebauer Tirpitz; gegen Frankreich erst, seit es dem Gossudar Hymnen sang und seit der Außenminister Delcassé, den von seinem Vorgänger Hanotaux mit Holstein erörterten Asiatenvertrag wortlos vergilben ließ. Vollends läppisch ist der zähe Tratsch, er habe mich in den Kampf gegen die Homosexualkamarilla getrieben. Der hatte (schon 1893) begonnen, als Holstein noch dem bunt begabten Gaukler Phili Eulenburg innig befreundet war. Der Wirkliche Geheime Rath konnte mir nichts Geheimes offenbaren, hatte nicht den winzigsten Beweis und sah mein Material erst, als Zeugenpflicht mich zwang, es dem Untersuchungrichter vorzulegen. Warum wurde er, den die Presse der Philiner schon damals der Anstiftung zieh, nicht zu Zeugniß vors Gericht gerufen? Weil die Interessenten wußten, daß seine Aussage (und meine, die auch nicht gefordert wurde) nur neue Lüge ihres Klüngels erschürfen würde. Nicht auf festerem Grund ruht die Angabe in Wihelms albernem Buch, Holstein habe mir im Kampfe gegen den Kaiser beigestanden. Wäre er dazu je willig gewesen: ich stand gern stets allein.

Genug . . . Auf die Frage, warum heute, da uns ganz andere Gefahr, auch personale, auf den Leib rückt, der Quark so lange getreten werde, hörte ich die Antwort: „Gute Gelegenheit, den Anklägern der Republik die Korruption der Kaiserzeit unter die Nase zu reiben." Dazu ist stärkerer Stoff in Fudern heranzukarren. Niemals würde durch die Entlarvung eines schmierigen Geheimrathes ein Regirungsystem entwerthet. Die

eigentliche Holstein-Gefahr hat Bismarck erwittert, da er in seiner letzten Amtsstunde zu Guido Henckel sprach: „Man muß versuchen, Holstein von hier wegzulotsen. Er kennt das Geschäft, wird den neuen Leuten, denen der Kaiser verboten hat, mich nach irgend etwas zu fragen, ungemein imponiren, Alles an sich zerren und doch nur Verwirrung anrichten. Ein als Handlanger Brauchbarer, der dirigiren will, pflastert der parlamentarisch behängten Kabinettsregirung die Straße."

STEFAN GROSSMANN

PAUL CASSIRER

Dieses Geschlecht immer bewegter und bewegender Berliner taugt nicht zu einem geruhigen, zuschauenden Greisentum. Die Familie Cassirer, Berlinischste Berliner hat die Selbstmordchronik der Stadt wiederholt vergrößert, das sind rasend arbeitende Motoren, die sich nicht allmählich zum alten Eisen abnutzen, sondern die eines Tages jäh stillstehen und nur noch, wenn man so sagen darf, mit ihrer letzten kühnen Kraft sich selbst wegschleudern. Der Freitod Paul Cassirers ist für seine Art charakteristisch: Er fährt mit seinem Arzt und seiner Frau zum Notar, macht dort ein höchst gerechtes, alle Teile zufriedenstellendes Testament, das Dokument wird unterschrieben. Nun, da alles geordnet, geht Cassirer ins Nebenzimmer, zieht einen mitgebrachten Revolver aus der Tasche und schießt sich in die Brust. Daß er selbst noch die Kraft findet, den Herbeieilenden die Meldung zu machen: „Ich habe mich erschossen" gehört ins Bild dieses bis zur letzten Sekunde bewußten, bis zum letzten Augenblick aktiven Mannes.

Paul Cassirer, der nur vierundfünfzig Jahre alt wurde, war repräsentativ berlinisch, vor allem in dieser Vereinigung von Vernunft und Impuls, Ueberlegung und Jähheit, Reflexion und überstürzendem Entschluß. In den zwölf Jahren, die ich in Berlin lebe, bin ich ihm immer wieder nahegekommen und immer wieder ist er mir fortgeschwommen, das gehörte zu seinem beneidens- und beklagenswert unruhigen Wesen. Aber im Grunde dieser Berliner, die immer das Gras wachsen hören wollen, doch nicht um es zu fressen, im Grunde dieser höchst neu-gierigen Naturen lebte ein gutes altes, höchst konservatives Herz. Paul Cassirer ist seiner Frau Tilla, mit der er fast zwanzig Jahre fest verbunden war — diese zwanzig Jahre waren durchaus nicht nur Spielereien einer Kaiserin und eines Finanzministers — gerade so anhänglich und grundtreu gewesen, wie der impressionistischen Malerei, der er sich als Kunsthändler vor dreißig Jahren verschrieben hatte. Gott, es gab in seinen hellen Sälen dann und wann auch eine Aus-

stellung sogenannter Expressionisten, er stellte aber für seine Eskapaden sozusagen nur seine Lokalitäten zur Verfügung, sein Herz gehörte Tilla, Liebermann, Begas, Renoir, Cezanne. In Berlin gibt es immer Trompeter für die Fünfundzwanzigjährigen und die nahmen es Paul Cassirer sehr übel, daß er sich weder Nolde, noch Pechstein, noch Jäckel (den Begabtesten) einreden lassen wollte. Aber er war eigensinnig wie alle charaktervollen Leute und wollte justament nicht.

Wäre er nicht der quicklebendige Berliner gewesen, wenn er nicht den Mut zur Unlogik gehabt hätte? Es gab einen jungen Wiener Maler den Cassirer sozusagen als Aehre auf dem Halm gekauft hatte. Das war Oskar Kokoschka. Er sah vor vielen Jahren seine Frühbilder und bot Kokoschka einen Vertrag an, der den Maler für viele Jahre aller Lebenssorgen enthob und dafür dem erfahrenen Kunsthändler die ganze Produktion Kokoschkas sicherte. Beide sind bei diesem kühnen Vertrag sehr gut gefahren. Ich will mir nicht anmaßen, über Kokoschkas Bedeutung zu urteilen, es gehörte jedenfalls Courage dazu, als Kunsthändler einen Vertrag auf so weite Sicht, noch dazu mit einem so launenhaften und experimentlustigen Kopf, wie es Kokoschka ist oder war, abzuschließen. Aber diese auf Ueberlegung beruhende Keckheit, diese erst nachdenkliche, dann hoch setzende Spielerlust gehörte zu Paul Cassirer. Er glaubte an Kokoschka als den Einzigen, da wollte er auch gleich hoch auf ihn wetten, und überdies hatte er als Kunsthändler noch die Lust, beobachten zu können, wie weit es seiner weitverzweigten, sichtbaren und unsichtbaren Macht gelänge, einen Maler auf dem internationalen Kunstmarkt hoch durchzusetzen. Ohne Verliebtheit in den Künstler, ohne die Intuition des Kenners, aber auch ohne die List und Verbissenheit des überzeugten Kaufmanns wäre ihm dieser größte Händlererfolg nie in den Schoß gefallen.

Er war intellektueller Berliner, ihn lockten die Primeurs. Er hat Wedekind verlegt, als Wedekind in Berlin noch nicht Jung-Mädchen-Mode geworden war, er hat Heinrich Mann herausgegeben, als er noch nicht prinzipieller Politiker, sondern bloß (bloß!) ein hinreißender Erzähler war; aber wenn der große Rummel des Publikumserfolges da war, da interessierte ihn der arrivierte Autor schon nicht mehr sehr und er wurde ihn an andere Verleger los. Er wäre kein Berliner gewesen, wenn ihm nicht gelegentlich auffliegende kleine Scherzbomben Spaß gemacht hätten. Wie er und Alfred Kerr seinerzeit (in der bei Cassirer erscheinenden Zeitschrift „Pan“) den sittenstrengen Polizeipräsidenten Gottlieb von Jagow, der sich Tilla Durieux im Halbdunkel einer Theaterprobe angenähert hatte,

zum Gaudium erbarmungsloser Leser hineinsausen ließ, daran erinnert man sich noch, der Scherz war nicht nach jedermanns Geschmack, aber Berlin lachte.

Im Kriege sah ich Paul Cassirer 1914 in feldgrauer Tracht. Er exerzierte draußen in einem kleinen Ort, eine Stunde weit von Berlin, lebte in der Kaserne, unterhielt sich quietschvergnügt mit den einfachen Leuten seines Zimmers und war Feuer und Flamme für die blutige Balgerei. Er ordnete schnell an, daß in seinem Verlag Kriegsbilderbogen, mit Zeichnungen der ersten Maler, mit Texten von Dehmel und Hauptmann in hunderttausend Exemplaren erschienen. Mir, der ich damals nichts als ein skeptischer und melancholischer Zivilist war, fuhr er ordentlich über die Schnauze. Sein Kriegsenthusiasmus hat ihn nicht gehindert, ein Jahr später wilder Pazifist zu werden. Es gelang ihm mit großer Mühe, herzkrank, wie er auf seinem herrlichen Exerzierplatz geworden war, in irgendeiner Mission nach der Schweiz geschickt zu werden. Er ordnete nur noch schnell an, daß in seinem Verlage Friedensbilderbogen mit Zeichnungen und Texten der besten Autoren erscheinen. Ich gab damals das, glaube ich, erste Friedensflugblatt im Cassirer'schen Verlage heraus. In Zürich entwickelte Cassirer bald seine ganze Berliner Rührigkeit. Er kaufte einen ganzen Verlag und um ihn herum erwuchsen rasch die Friedensdichtungen von Schickelé und Frank und Laszlo. Dann konnte er nach Berlin zurück, jetzt wurde er sogar aktiv politisch, pfiff auf die ganzen Kunsthändeleien und verlegte Kurt Eisner, Karl Kautsky, Rudolf Hilferding. Ob es ihm gelungen ist, Hilferding auch zu lesen, kann ich nicht sagen. Aber eines Tages wieder besann er sich auf sich und verramschte das ganze sozialistiche Lager.

Er war ein Mann der Impulse, er hatte einen herrlichen Mut, sich zur rechten Zeit zu widersprechen, er gab sich nie länger mit den Dingen und Menschen ab, als sie ihn innerlich wirklich beschäftigten. Pietät gegen das Erlebnis von gestern kannte er selten oder nur dann, wenn es voraussichtlich auch das Erlebnis von morgen war. Aber man kann sagen, daß dieser Mann, der viel erlebt, viel gesät, viel verdient, viel verbraucht und viel verworfen hat, einigen Dingen und einigen Menschen treu geblieben ist. Als auch diese relativ dauerhaften Beziehungen sich ihm entwanden, da machte er Bilanz er ordnete sein Geschäft musterhaft, es ruht in guten Händen, er setzte beim Notar den letzten Willen auf, unterschrieb und ging ins Nebenzimmer. Es ging immer logisch zu bei diesem bis zum Ende unlogischen, impulsiven Menschen.

II.

Gegenüber solchen Tatsachen eines glänzenden Fortschritts wirkt es geradezu tragisch, daß Rußland gleich den bürgerlichen Ländern in dem Hauptstück aller Erziehung versagt. Es verleugnet dennoch seine Jugend. Es hat nicht die Kraft gefunden, der Jugend die Jugend zu lassen. Das großzügige Erziehungsprogramm ist nicht zu Ende gedacht und durchgeführt. Es fehlte das Selbstvertrauen — mußte vielleicht fehlen —, der große Glaube an die Kraft der sittlichen Neuordnung, der den Staat befähigte, abzuwarten, daß die Jugend freiwillig und selbstbewußt der neuen Zukunft entgegenwachse. Die russische Schule ist im Sinne des Wortes nicht klassenkämpferisch, eine Opposition, der gegenüber sie sich zu behaupten hätte, ist nicht da; sie ist vielmehr eine bolschewistisch - kommunistische Gesinnungsschule. Die Verehrung der Sowjet - Republik und die Verherrlichung der Arbeiter- und Bauernrevolution ist Inhalt und Sinn ihres Kults. Das Bewußtsein der Gefahr einer möglichen Gegenrevolution soll alle ihre Gedanken erfüllen. „Jede Aeußerung des Schullebens und der Schularbeit trägt den Stempel der Klassenerziehung. Bewußt bildet der proletarische Staat Klassenkämpfer heran.“ (Bericht der Lehrerdelegation.) Solch zweckbetonter Bildungsbegriff kann nur dem Gefühl einer unmittelbaren Existenzbedrohung, einer Lebensunsicherheit entspringen, er ist für Uebergangszeiten und Epochen niederer Entwicklung politisch und psychologisch verständlich. Bourgeoisländer, die um den Besitz ihrer Macht zittern, erziehen Nationalisten, Kirchenhierarchien Litaneibeter und Jesuiten. Ihre Erziehungsveranstaltungen sind Kampforganisationen, nicht Pflanz- und Pflegestätten überlegener Kultur. Jungmenschliches Ethos und jugendlicher Rhythmus gehen aber in Geist, Pathos und Verfassung der kämpfenden, fertigen Gesellschaft nicht auf. Wer jugendliches Eigenleben frühzeitig unterbricht, vernichtet ein Stück Zukunft, untergräbt die Entwicklung, die zu erhalten und zu fördern er willens war. In ihrer groben und bewußten Tendenz, diese also nicht als Weltanschauung, als Lebensform und Lebensgehalt gefaßt, wird die kommunistische Schule Rußland nie zur Größe einer Idee emporführen. Sie wird, gleich wie in bürgerlichen Ländern, außerhalb der Linie jeglicher Kulturentwicklung liegen. Mit dem Revolutionsenthusiasmus, der Romantik und der Illusion muß darum zugleich der politische Beruf der Erziehung schwinden — soll er nicht tödlich wirken.

Wie die politische Diktatur mit der Entwicklung und Entartung Sowjet-Rußlands überflüssig und unnütz wird, so müssen mit Reife und Mündigkeit der russischen Kultur auch alle übrigen geistigen Zwangsjacken fallen. Lenin und die ihm folgenden bedeutenden Führer Rußlands sind keine Menschen der Gewalt, sie billigten Methoden, um sie zu überwinden. Sie sahen und sehen in der politischen Diktatur der „kommunistischen Avantgarde" eine Zwischenstufe, die in allmählicher Entwicklung hinüberführt zur „Selbstherrschaft einer geistig herangereiften Masse". Mit großer Sicherheit beruft sich Lunatscharski auf Lenin, der Kommunismus könne nicht das Werk einer engeren politischen Partei sein, er sei die Tat eines freien, mündigen Volkes. Nach dem blinden Selbstbehauptungskampfe Rußlands beginnt die Befreiung des adligen Ritters Don Quichote von sich selbst (in einem Bühnenspiel lebt der Mensch und die Persönlichkeit Lunatscharskis). Kunst und Wissenschaft sind sich zurückgegeben, unter dem Vorbehalt, feindselige konterrevolutionäre Tendenzen zu unterdrücken. Hochschulen, Akademien, wissenschaftliche Institute und „Klubs" füllen das geistige Leben und übernehmen die Führung. Sie würden zu verächtlichen Demonstrationen herabsinken, wenn sie weiter die tötenden Fesseln der Diktatur trügen. Die „kleine" agitatorische Kunst war, nach Lunatscharski, die Zeit der ersten revolutionären Propaganda. Jetzt sehne sich das Volk nach der großen Kunst tieferen und bedeutenderen Inhalts. Das große gemeinsame Erlebnis der Revolution mußte sie notwendigerweise tief beeinflussen und die künstlerische Produktion entfachen, die Kontinuierlichkeit aber alles künstlerischen Geschehens könnte und dürfte nicht unterbrochen werden. Man sieht, die in Westeuropa so gefürchtete, bolschewistische Diktatur ist kaum mehr als eine noch drohende Gebärde, hinter der sich der tolerante, gemütsbedürftige, besinnliche Mensch als differenziertes Einzelwesen verbirgt, dessen seelische Bedürnisse Befriedigung heischen und sie auch finden.

Und dieses Rußland sollte in seinem Erziehungsprogramm der Zukunft nichts Größeres kennen, als das Ziel eines beruhigten und zufriedenen „Sowjetbürgers"? Wissenschaft und Kunst sind im letzten Grunde absolute Werte, nur vom Weg des Temperaments und einer gegebenen Ordnung der Gesellschaft, von einer Welt-„Anschauung" aus denkbar, bestimmbar, darstellbar. Gibt Rußland zu ihnen die Wege frei, wie darf dann die Schule eine Stätte geistigen Zwangs und geistiger Unterdrückung bleiben? Warum soll sie sich nicht frei mit einbeziehen in das neue Geschehen? Was wir leider vergeblich fordern, kann und muß sich im neuen Rußland erfüllen: Die Schule sei keine zwangsläufige Lehr- und Unterrichtsanstalt,

sondern Stätte jugendlicher Kultur, die in Eigenarbeit und Eigenwirtschaft dem unabwendbaren jugendlichen Bedürfnis nach Lebensformung natürlich Rechnung trägt.

Das westliche Europa hat nicht Anlaß, hochmütig auf die „parteipolitische" kommunistische Jugend herabzusehen. Die höheren Schulen Deutschlands sind wahrhaftig keine Stätten der Verehrung republikanischer Einrichtungen, keine Kultstätten freien, demokratischen Geistes. Unter den Volksschulen wird es kaum eine geben, die, frei von der Enge politischer und parteipolitischer Tradition, der sozialistischen Weltanschauung Würdigung und Gerechtigkeit widerfahren ließe. Unsere Lehranstalten sind ausschließlich von der bürgerlichen Ideologie beherrscht. Im Fall eines Konflikts unterliegt im prozessualen wie öffentlichen Massenurteil der freie, über Konvention und Schein hinausdrängende, besondere Mensch.

Rußland ist auf dem W e g e. Arbeiten und kämpfen wir, daß seine werdende Kultur uns erreichbar bleibt. In der persönlichen Verfeinerung durchschnittlicher Bildung sind wir ihm einstweilen überlegen. Gefallen wir uns aber lange im Zustand müßiger Selbstsicherheit, in Ueberhebung, Ueberschätzung und Eitelkeit — die östliche Kultur könnte uns überraschen und blenden, wenn sie zu ihrer Reinheit und Wahrhaftigkeit erwacht.

*

N a c h w o r t. Der Aufsatz war bereits geschrieben, als mir Lunatscharskis Ausführungen in der „Vossischen Zeitung" vom 12. Dezember 1925 zu Gesicht kamen. Er stellt nachträglich mit Evidenz und großem Freimut seine Anschauungen über die Entwicklung und Freiheit der Wissenschaft dar. Ich unterschreibe seine grundsätzliche Stellungnahme durchaus, aber eben darum komme ich zur Ueberhöhung und Erweiterung unserer bisherigen Erziehungsauffassung. Lunatscharski schreibt: „Es besteht hier ein eigenartiges „Relativitätsprinzip". Jede Klasse hat ihre eigene Welt, in der alle Proportionen, alle objektiven Größen ganz anders aussehen, als in der Vorstellung der andern Klasse. Eine hinwelkende, sterbende Klasse klammert sich an eine jede Ideologie, die ihre Existenz zu rechtfertigen scheint, sie verzerrt jede Perspektive zu ihren Gunsten und lebt, ohne es gewahr zu werden, in einer Welt des Trugs." Dies gilt zweifellos auch für jede alternde und hinwelkende Generation i n n e r h a l b einer Klasse. Noch nie deckte sich die Welt der Jungen mit der der Alten. Auch die Jugend hat ein „anderes Gehirn" und „andere Augen". Die Relativität jedes Weltbildes, auch meines eigenen, ihr gegenüber zu leugnen, hieße gerade ihr die „machtvolle Waffe eines wirklich modernen Denkens rauben" und damit die Zukunft der

eben zur Herrschaft berufenen Klasse opfern. Lunatscharskis Optimismus, den jeder glühende Sozialist teilt, daß die Erfüllung des Klasseninteresses der unterdrückten Massen die Verwirklichung der wahrhaftigen Menschheitsidee bedeutet, müßte in uns auch alle Kräfte eines unversiegbaren Erziehungsoptimismus wecken. Die Jugend soll nicht leer und geschwätzig unsere Mundart weiterreden, sondern ihre Sprache formen, um dann mit der schöpferischen Macht des eigenen Werts in Sprache und Welt der Alten bildend und zeugend fortzuwirken. Die unentrinnbare „Abhängigkeit aller Seiten sozialen Lebens von der gesellschaftlichen Form der Arbeit“, von der Struktur der Gesellschaft, muß eine freie Jugend über uns hinaus vorwärts drängen. Für sie gibt es kein Zurück, vor allem nicht in einer wahrhaft sozialistischen, kommunistischen Gesellschaft.

ANSELMA HEINE

DEHMEL UND SEINE ZWEI FRAUEN

Anselma Heine, ein Name, in den ich mich verliebt habe, ehe ich eine Zeile von ihr gelesen, ist als Dichterin geworden wie ihr Name klang: Anselma, das schien mir, ist eine Art Singvogel, großäugig, merkwürdig, und dazu Heine, das bedeutete mir: witzig, und zwar mit Weisheit witzig. Wäre in Deutschland nicht jeder Autor so hunde-einsam, bliebe hier nicht jedes Talent ganz sich selbst überlassen, es wüßten wohl mehr intelligente Leute von dem graziösen, phantastierenden Kopf der Anselma Heine. Nun hat sie, diese milde Dichterin, etwas resigniert, ein Erinnerungsbuch geschrieben „Mein Rundgang“, das in der „Deutschen Verlags-Anstalt“, Stuttgart, erschienen ist; ein sehr liebenswürdiges, sehr stilles, andeutendes Büchlein, das nur einen nicht korrigierbaren Fehler hat, es ist etwas zu keusch, es gibt mehr Umwelt als Innenwelt, mehr andere Leute als Anselma selbst. Aber alles ist, wie in den früheren Büchern, sehr frisch und unbefangen gesehen, und mit jenem heiteren Mut geschrieben, der Anselma Heine immer ausgezeichnet hat. Das folgende Kapitel, aus den Berliner Erlebnissen, wird den Lesern des „T.-B.“ Appetit auf das ganze Buch machen. Gr.

Es war die Zeit, da Richard Dehmel, dem sie (Hedwig Lachmann) wie auch seiner damaligen Gattin in innigster Liebe verbunden war, seine „Zwei Menschen“ erlebte. Eine Ahnung von der Glut und von der halsbrecherischen Verwegenheit seiner Liebe bekam ich an einem Abend, da ich Richard Dehmel im Kunstsalon von Keller und Reiner seine neuesten Verse vorlesen hörte. Er bot einen sonderbaren Anblick, wenn er so dastand. Sehr groß, mit dunklem, verwühlten Gesicht, die Hände ekstatisch zusammengepreßt, der Leib wie gehöhlt.

Es war, als entstünde jetzt, in diesem Augenblick, was er wie in Qualen aus sich heraus stieß.

Er las von seiner „braunen Geliebten“ und schilderte mit unbedenklichster Genauigkeit jeden einzelnen ihrer intimsten körperlichen Reize. Dicht vor dem Rednerpult aber saßen Hand in Hand Gattin und Geliebte. Frau Paula, seine Frau, ohne Sorgfalt gekleidet, das blasse, von Asthma verzerrte Gesicht glücklich leuchtend; Frau Ida, die Geliebte, sieghaft mit ihrem schwarzen ägyptischen Blick in einem grauen Gewande von kostbarem Stoff, eine alte breite Goldkette um den stolzen Nacken. Bei den schönsten Stellen drückten die beiden Frauen sich die Hände. Ganz impulsiv! Für das Publikum aber waren solche Augenblicke die große Sensation, um deretwillen man die Vorlesungen besuchte.

Als ich Dehmel zum erstenmal in einer Gesellschaft kennen lernte, hatte ihm die Zensur gerade in seinem Buche „Weib und Welt“ ganze Seiten geschwärzt. Das Buch wurde danach wie toll gekauft. Man entfernte das Schwarze mit Benzin. Und las nun mit Genuß die blasphemische Liebesbitte der Magdalena an Christus.

An diesem Gesellschaftsabend wurde Dehmel von der Frau seines Verlegers gebeten, einige seiner sozialen Gedichte vorzulesen, die damals — man stand schon mitten in der Arbeiterbewegung — seine beliebtesten waren. Das Buch wurde herbeigeholt. Dehmel zögerte nervös, erhob sich endlich, begann: „Mahle, Mühle, mahle“ — er stockte. Wütend klappte er das Büchlein zu. „Der weiße Fleck muß fort. Ich kann nicht lesen, wenn der weiße Fleck da ist.“

Man sah sich erschrocken an. Aber der weiße Fleck war einfach ein junges Mädchen im weißen Kleide, das Dehmel gegenüber saß und ihn störte.

Frau Paula ging zu ihrem Mann, nahm seine Hand und streichelte sie. Da fing er an zu lachen.

Dehmels wohnten damals mit ihren Kindern in Pankow bei Berlin. Frau Ida — zuerst noch verheiratet — war gleichfalls dorthin gezogen. „Richards Muse“ nannte Frau Dehmel liebevoll die gefährliche Hausfreundin, als sie uns miteinander bekannt machte.

Paula Dehmel war eine Heldin. Ein so wundervoll seelisches Zusammenleben mit ihrem Mann war ihr gelungen, daß sie nicht anders konnte als ihm alles verschaffen, was er für sein Gück hielt. Und was ihn zu dichterischer Produktion entfachte. In diesem Falle also die Liebe von „Frau Isis“, wie sie sie nannten.

Ich sah die drei in ihrem seltsam erhobenen Zustande in Familie Dehmels Wohnung. „Frau Isis“ saß am Klavier. Dehmel lehnte daneben, Frau Dehmel nähte. „Nie hat er so schöne Gedichte gemacht wie jetzt,“ sagte Paula Dehmel

strahlend zu mir. Sie gab mir die Blätter: Glühende Liebeslieder an Frau Isis. Später zeigte sie mir die neugedruckten Kinderlieder, die sie gemeinsam mit ihrem Mann gedichtet hatte und die er nun herausgab. Naturgemäß hat diese hochgespannte Freundschaft zwischen seiner Frau und seiner Geliebten nicht gedauert. Kränkungen und Reibungen verirdischten das Verhältnis.

PAUL MORAND

GALANTES EUROPA

Chronik des 20. Jahrhunderts

Einzig autorisierte Übersetzung von Walter Mehring

2. Fortsetzung

Rheinische Lustbarkeit

Ihnen gewidmet, die Sie — an einem jener zahllosen Tage, da Sie etwas zu schenken lieben — einige dieser Briefe in meine Hände legten, mit den Worten: „eine Geschichte daraus zu machen." Die Landschaften, die Personen und die Erdichtung, die die andern Briefe bilden, fügen nur wenig zu diesem Abenteuer hinzu und gestatten mir kaum, sie Ihnen anzubieten.

Als Francine sich mit ihrem Gatten in Essen traf, dauerte die französische Ruhrbesetzung bereits mehrere Monate. Francine trifft von Paris ein mit ausgelüftetem Kopf, gebleichtem Zahnfleisch, unnötigen Toiletten, einer Masse Grammophonplatten und neuesten Schlagern, um die alten Erinnerungen zu verscheuchen. Sie gerät mitten in die Front — fünf Jahre nachher! —, in eine Atmosphäre von organisiertem Unglück, die sie mit einem Schlag aus der Fassung bringt und verstimmt. Sie teilt Hervés militärisch-administrative Lebensweise, seine Ingenieurarbeiten und seine Mahlzeiten an der table d'hôte im Kaiserhof, dem erstrangigen Gasthof im Ruhrzentrum, germanischer Palast, der von der Interalliierten Bergwerks- und Fabrikskontrollkommission beschlagnahmt worden ist. In einem Speisesaal in überladenem Louis XVI-Stil findet gemeinsame Fütterung statt mit Stationsvorstehern von Castelnaudary, die die Serviette umgeknotet haben, mit pensionierten Zollbeamten, die wieder eingestellt worden sind, belgischen Sachverständigen, elsässischen Werkführern, Offizieren mit ihren Mätressen. Zerstreuungen: ulkiges Défilé von Kokshändlern und Spezialkorrespondenten der Provinzpresse; abends: ausgefegte Dielen, Tippfräuleinball.

Francine's Zimmer geht auf gepflasterte Straßen, deren behördlicher Zustand etwas vernachlässigt ist; sie sind übersät mit zerlumpten Arbeitslosen und eingekeilt von den Wachmannschaften der Marine-Infanterie und Senegalpatrouillen. Die armen Leute ziehen zur Zeche, Kohlen stehlen und flüchten sich zwischen die rosig - schwarzen Schlacken, sobald die Kuppel eines Maschinengewehrautos an der Ecke der Allee auftaucht. Wenn Francine ausgeht, um sich ein bißchen Bewegung zu machen, verfolgt sie überall das gleiche Schauspiel: die Ruhr, die sich über mehr als fünfzig Kilometer hinstreckt, von Essen bis Dortmund, über Bochum. Keinen Augenblick kann sie dieser Industrieparade entrinnen. Immer dieselben Horizonte, bald im strahlenden Licht, bald gegen die Sonne, im Negativ, allenthalben zerhackt von Kirchtürmen ohne Rauch und Schornsteinen ohne Gott. Der Himmel, überzogen von fastnachtsgrauen Wolken, die in verschiedensten Geschwindigkeiten wandern, sich gleichsam wie Kulissen übereinander schieben, der Himmel vermag endlich, in diesen letzten Novembertagen, sich zu befreien und, mit Hilfe eines holländischen Windes, gegen Abend sich siegreich zu zeigen. In dieser plötzlichen Verwüstung kommt die Natur nur noch auf dem Boden der Arbeitergärten zum Vorschein: Kohl, Sonnenschein, bläuliche Rüben, in einen feuchten Sonnenglanz getaucht.

Sterbende Fabriken. Eine einzige starre Apparatur aus Rost und Trümmern. Die Gruben, mit ihren Förderseilen, die ein Verbot stillegte, die erloschenen Hochöfen, diese Verladeplätze, wo die abgekuppelten Güterwagen herumstehen, diese Eisenrohre, diese Kilometerschienen, dieser Eisenkram, der von den Alliierten in Haufen abgeteilt und mit Kreide numeriert wurde, diese ganze Dekoration von Beschlagnahmen muß selbst einen angeborenen Optimismus schwärzen.

„Hier ist nichts schön", denkt Francine.

Ja, ihre französische Seele in der Fremde!

*

Essen, den 25. September 1923. — Mein Gott nein, ich bin nicht die Pariserin, die kein anderes Schauspiel als Paris berühren kann. Ich kann auch ohne die Galeries Lafayettes existieren. Ich bin nicht mehr eine kleine Jöhre. Ich habe in letzter Zeit zuviel Aerger mit Paris gehabt, und soviel Scherereien, daß es mir ganz gut möglich ist, fern zu sein. Und dann, was haben wir Einheimischen ohne Goldwährung überhaupt noch in Paris, diesem Amerikanerjahrmarkt, zu suchen? In Frankreich habe ich die Empfindung, in einem eroberten Lande zu leben; in Deutschland bin ich wenigstens in einem freien Land.

Hier ist es ja nicht gerade „zum Kugeln“. Landluft: das ist das einzige, was ich vermisse.

Bei meiner Ankunft hat mir Hervé den pflichtgetreuen, hastigen Empfang bereitet, den er mir für jede Begegnung reserviert. Mein Mann ist der beste von allen meinen Freunden — und der pressierteste. Er versteht mich, er paßt sich nur allzugut meinen Launen an, läßt sich alles gefallen, sucht unendliche Vorwände, nur um keinen Grund zu haben, mir was vorzuwerfen, und so geht er Tag für Tag seiner Arbeit oder seinem Vergnügen nach, ohne das ich mich daran beteiligt fühlte. Mit der Freiheit ist das doch nicht so angenehm, wie ich früher glaubte; die verwelkt einem unter den Fingern. Hervé ist ein äußerst intelligenter Kerl, ein angenehmer Gesellschafter — selbst ohne daß er sich dazu besondere Mühe gibt — aber er hat jene anfällige Konstitution, jene lasche, hämische Skepsis von Europäern, die lange in den Tropen gelebt haben. Sein ganzes Leben wird er das bleiben, was er ist: ein hitziger, durchtriebener Occidentale, der Schöpfer der Kohlenbergwerke von Tonking und ein Einwohner von Hanoï, Opfer seiner Macht, seiner Pflichttreue, seines bizarren Charakters und einiger übler Angewohnheiten. Er hatte dieses Leben bei der Micum (Gott! Dieser Name klingt wie eine Medizin!) und diesen Aufsichtsposten über die deutschen Kohlengruben akzeptiert, weil man ihm einen Ehrenposten am Jahresende versprochen hat, aber er bringt weder Neigung noch Ueberzeugung für diese Mission auf. Hervé ist trotz seinen gebleichten Schläfen eine Künstlernatur, die schaffen, die bewundern will; das ist keine Sequester-Beamter.

*

4. Oktober. — Heute Abend bringt mir Hervé eine gute Nachricht mit. Wir verlassen Essen und werden einige Wochen auf dem Lande, bei Düsseldorf, auf dem Landsitz eines deutschen Fabrikbesitzers wohnen. Poincaré hat Hervé gebeten, einen ökonomischen Akkord mit gewissen rheinischen Elementen vorzubereiten, die seit einigen Wochen in den Gedanken einer Autonomie — wie man das nennt — vernarrt sind. Hervé glaubt, daß er gleichzeitig damit eine politische Entente verknüpfen könne. Er vergöttert die Diplomatie; das erinnert ihn, sagt er, an seine Verhandlungen mit den Chinesen in Yunnan.

*

10. Oktober. — Ich habe nicht mal Zeit gehabt, mir zu sagen, daß ich nicht bedauere, aus Essen fortzukommen. Wir wurden an einem Vormittag mit Militärlastautos transportiert, und da wären wir nun, mitten auf dem Lande, zwanzig Kilo-

meter von Düsseldorf. Ich bewohne eine große Backsteinvilla, die glänzend gehalten ist, mit elektrischen Motoren, Wasserleitung, Blumen überall und einer Masse Vorschriften in Emaille, schwarz und weiß, über das, was man nicht tun soll. „Verboten." Eine Hygiene ist da, zum Umkommen! Badezimmer mit Apparaten zum Wiegen und Filtrieren, Kabinetts, mit Zitronenscheiben wie zum Grogmachen. Von meinem Fenster aus sehe ich den brandroten Herbstwald und die dunkelgrüne Schraffierung der Tannenbäume; die Kastanienbäume haben sich dank den schönen Tagen noch gehalten; die andern Bäume entblößen sich, und der wilde Wein errötet darüber. Im ganzen Tal ist nur eine Fabrikesse, — und das ist ein Fortschritt gegen Essen —, und die sieht wie eine Pappel aus. Ueber das winzigste Rinnsal führen in kurzen Abständen Metallbrücken, die viel zu prunkvoll dafür sind. Die Häuser sind weiß und rot und haben Dächer, die wie ein Hut bis auf die Ohren gestülpt sind.

Ich habe die Bekanntschaft von Walter von Ruhm gemacht, Sohn des Barons Ludwig, auf dessen Haus unser Einquartierungsschein ausgestellt ist. Der Vater ist Hüttenbesitzer. Ihr Hauptunternehmen befindet sich in Dortmund; sie haben noch andere in den Düsseldorfer Vorstädten. Seit unserer Okkupation ist der „Herr Baron" zum Zeichen des Protestes nach Capri abgedampft. Der Sohn, der zum Hausherrn avanciert ist, kommt oft in sein Haus, von dem wir nur einen Flügel mit Beschlag belegt haben. Er ist ein Bursche von einigen dreißig Jahren; sieht noch jünger aus; athletisch gebaut, hat nicht unregelmäßige, aber faunische Gesichtszüge, und ein strahlend-feuriges Aussehen. Er ist von der Sonne der ostpreußischen Küste, von der er gerade kommt, gebräunt. Er hat eine englische Steifheit und einen deutschen Stolz an sich, die gut zu ihm passen.

Ruhm kann gegen andere sehr hart und trocken sein; ich habe es gesehen; zu mir ist er liebenswürdig.

*

12. Oktober. — Ich habe mir mein Zimmer, wo ich meinen einsamen Träumen nachhänge, und diese Tage hier, wo mich die Welt degoutiert, ganz nach meiner Bequemlichkeit eingerichtet, weil wir hier nach Hervés Angaben den Winteranfang verbringen werden. Die Deutschen werden schließlich nachgeben. Es war furchtbar schwer, das Zimmer zu arrangieren, wegen der graugelben Tapeten und der beiden scheußlichen Eckmöbel. Ich hatte gar keine Lust, mir in Düsseldorf Möbel zu kaufen. Ich habe einen Diwan mit ganz originellen Farben. Polster und Roßhaarmatratze, mit einem

Stoff bezogen, für den ich mich beinahe ruiniert habe: fünfzig Francs; aus Köln; ganz ordinäre Baumwolle. Ich habe meine Kissen aus Paris mitgebracht. Kissen! Ich kuschle mich bei ihnen in alle verflossenen Liebschaften ein —, und, vielleicht, trauere ich ihnen nach?

Man findet im Nachbardorfe Glassachen für nichts.

*

15. Oktober. — Du weißt, wie wenig empfindlich ich für Jahreszeiten bin: selbst beim Herbstregen fühle ich mich zufrieden; der Frühling, früher in Vivey sah mich, als einzige unter Euch, meine Freundinnen, immer im Gleichgewicht. Diesmal jedoch ist so rasch Winter geworden. Morgens, da dampft der Dünger; und die Pferdekruppen auch.

Ruhm kam gestern um die Dejeunerstunde. Hervé war noch nicht von Düsseldorf zurück. Da unsere Behörden auf den Landstraßen alle schönen Autos requirieren, fährt Ruhm — wie alle andern reichen Leute hier — nur in alten Vorkriegskarren aus. Er ist von seinem Taxameter geklettert und auf mich zugekommen. Gesagt hat er nichts, nur endlich mal sein starres Rückgrat gebeugt und mir die Füße geküßt. Ein unberechenbarer Mensch. Dann hat er angefangen, von Hervé und mir zu reden — in fließendem Französisch. — Er ist ein wahrer Hellseher. Zweimal hat er mit mir gesprochen, und weiß schon alles von mir. Paris kennt er nicht. Er ist bäuerisch und mystisch. In Fragen der Rheinpolitik läßt er einen nicht herankommen. Seiner Gesellschaftsklasse nach muß er Nationalist sein. Er hat ein frisches Gemüt und eine unerhörte Anmaßung. Das ist eine „tolle Type". Wenn man diesen idiotischen Ausdruck auf seinen ursprünglichen Sinn zurückführt, paßt er genau auf ihn. Ich, für mein Teil, nenne ihn den Verführerischen.

Ich rühre mich von hier, Fürstenbrück, nicht fort. Die Adresse ist wie immer: Secteur 145.

*

18. Oktober. — Der Verführerische ist mehrere Tage unsichtbar geblieben. Es hat geklappt; wir flirten.

*

19. Oktober. — Anita, Du bist Zeugin dafür, daß ich die meisten Männer noch dahin gekriegt habe, wo ich wollte. Um mich an Walter von Ruhm heranzumachen, ohne ihm was von mir herzugeben, habe ich ebensoviel Finten gebraucht wie ein Forellenangler Fliegen. Er ist ein bißchen verrückt, und in der Beziehung ist er gefährlich. Gestern haben wir zwei köstliche Stunden verbracht. Er erniedrigt mich unaufhörlich, als ob er

wüßte, daß ich das gern habe. Nichts verblüfft ihn, weder meine Modelle von Vionnet, noch meine unwiderstehliche Art, zu sagen — „Ist das herzig!“ — „Das ist zu putzig!“ — Er hat einen Sechs-Zylinder-Packard, Vollblutgäule, rheinische Keramiken aus dem zehnten Jahrhundert, Dollars, einen fabelhaften, unaufdringlichen Luxus. Nichts, was aus Paris kommt, reizt ihn. Ich habe mir die Deutschen ganz anders vorgestellt. Warum glauben wir bloß, daß Frankreich im Ausland beliebt sei? Warum glauben wir, in der Minderzahl, daß man es haßt? Für die Leute hier scheint es überhaupt nicht mitzuzählen.

Sobald Ruhm eintritt, spüre ich mit einem Blick, daß er alles gesehen hat, mein Kleid, meinen Hut, meine Handschuhe. Ich fühle mich unausgesetzt schuldig vor ihm. Ich verstecke meine allzulangen Nägel; mein Lippen-rouge ist falsch aufgelegt. Er sagt zu mir: „Ich liebe Ihre Haare nicht.“ Das ersetzt mir Paris und die Schmeicheleien; aber das wird nicht lange dauern. Er hat einen sehr schönen Mund, mit einem Schmiß, Augen, die sich niemals senken; sein Gesicht ist streng; seine Haut gefällt mir; aber er soll es nie, nie wissen, nur Du, Anita, am andern Ende des Atlantischen. Marie hat Recht; die Frauen sollten nie ihre Liebesbriefe an den adressieren, der das Ziel ihrer Liebe ist, sondern an Freundinnen, vielleicht an zufällige Vertraute: so werden diese Briefe mehr Chance haben, verstanden, oder selbst gelesen zu werden. Empfange also, liebste Freundin, diese allzu jähen — aber authentischen Geständnisse.

*

29. Oktober. — Gestern hat Walter mit uns diniert. Wir promenierten alle beide im Garten. Das ist ein pathetischer Ort, mit Tannen, die selbst vorm Dunkelwerden schon nachtschwarz sind. Bei der Rückkehr ließ mich Walter vorgehen und befahl mir lachend, mir den Weg zu suchen. Ich war so nervös, daß ich anfing, zu weinen. Und da hat er mich fast in seinen Armen getragen und hat mich wegen meiner Albernheit beschimpft; bis zur Freitreppe, wo sich Hervé befand. — Als Hervé uns so ankommen sah, wußte er nicht, was er für eine Haltung annehmen sollte, und wie immer wartete er indifferent und höflich mein Benehmen ab, um seins danach einzurichten. Ich sagte nichts. Und da machte er diese rätselhafte Totenmaske, die er vom tiefsten Orient her hat.

Er und Walter verstehen sich miteinander. Hervé ist ein stiller, geduldiger Bretone. Walter ist jung und kräftig — fünfzehn Jahre jünger als Hervé — aber von maßloser Heftigkeit; sein Mißtrauen ausgenommen, kennt er keine Zurückhaltung. Er wiehert laut. Er fragt meinen Mann über Indo-China, über

die Bergwerke, über die Khmer-kunst aus. — „Wenn wir wenigstens, sagt er, um uns über diese europäische Nacht hinwegzutrösten, diese asiatischen Kolonien hätten!“ — Nur bei den rheinischen Fragen zeigt er sich reserviert. Die Aachener Ereignisse lassen ihn schweigsam. Wenn man ihn hört, ist er nichts als Bergwerksdirektor.

*

30. Oktober. — Seit mich Walter in seinen Armen getragen hat, nennt er mich immer lachend seine Bürde. Er ist ein ganz neuer Typ für mich: eine junge Bestie. Anita, was würdest Du sagen, wenn ich ihn liebte?

2. November. — Regen, eiskalt. Die „Schupos“ haben Barrikaden aus Bierfässern auf der Landstraße errichtet. Die Senegalesen haben sie gezwungen, sie wieder fortzuschaffen. Anhänger der rheinischen Repubik, mit Armbinden um, sind heute morgen in aller Frühe in Brauereilastwagen zum Kampf vorbeigezogen.

*

Wir haben uns noch nicht „gehabt“, Walter und ich.

*

Wir haben uns nur auf einer Chaiselongue (60 cm breit) rumgesielt, ganz angekleidet. Das ist entnervend. Ich hatte es satt.

Ich habe zu ihm gesagt:

— Ich möchte Dich glücklich machen. . . . Und er antwortete:

— Für einen Tag.

Das dürfte allerdings wahr sein.

Ich fuhr fort:

— Und Sie, Sie denken nicht daran, mich glücklich zu machen?

— Das ist unmöglich, sagte er, Sie kann man nicht glücklich machen.

Und das ist a u c h wahr.

(Fortsetzung folgt)

Die geschnitzten Heiligen haben in der Welt mehr ausgerichtet, als die lebendigen.

*

Wenn die Menschen plötzlich tugendhaft würden, so müßten viele Tausende verhungern.

L i c h t e n b e r g.

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, dritte Januarwoche

Während es auch den solidesten Betrieben immer noch schwer ist, sich für langfristige Finanzierungen das nötige Kapital zu beschaffen, hat der Ueberfluß an kurzfristigem Geld solche Dimensionen angenommen, daß eine Reihe von Berliner Geldinstituten dazu übergegangen ist, in großem Stil ausländische Wechsel in fremden Ländern aufzukaufen, nur um ihre Mittel nicht ganz zinslos liegen lassen zu müssen! Die Ursachen dieser Entwicklung sind klar: Die Wirtschaftskrise nimmt den Kapitalbesitzern einstweilen die Lust, ihr Geld langfristig zu investieren; folglich suchen sie es auf kurze Zeit, wenn auch zu niedrigerem Zins, anzulegen. Die anhaltende Ueberbesteuerung, ferner, die auf der einen Seite die Kapitalnot der belasteten Individuen steigert, führt auf der anderen zu einer Zusammenballung von Geldmassen in der Hand der öffentlichen Stellen, die es wiederum nicht auf längere Dauer verleihen können, sondern darauf angewiesen sind, es so greifbar wie möglich zu halten. Obendrein wirkt auch noch die Reichsbank durch ihre Politik in der gleichen Richtung Anstatt parallel der Verminderung des volkswirtschaftlichen Umschlagsvolumens die Geld-Zirkulation einzuschränken, vermehrt sie sie im Gegenteil immer weiter, indem sie nicht nur unbeschränkt die Devisen ankauft, die ihr aus dem Erlös der großen Auslandsanleihen zufließen, sondern daneben auch noch Geschäftswechsel in unverändertem Ausmaß diskontiert. Anfang Dezember ist die Bank dazu übergegangen, das System der starren Kreditkontingentierung durch eine qualitative Wechsel-Auslese zu ersetzen. Sie hat sich aber mit dem bloßen Systemwechsel nicht begnügt, sondern es außerdem gern geschehen lassen, daß ihr im Laufe der seither verstrichenen vier Wochen ein erhebliches Plus an Zahlungsmitteln abgefordert wurde. Aber kaum ist mittels dieser liberalen Politik eine Ueberversorgung des Geldmarktes herbeigeführt, da verweist sie auch bereits auf diese Flüssigkeit des sogenannten freien Marktes, nimmt das, was augenscheinlich erst die Folge ihrer allzu freigiebigen Umlaufsmittelversorgung darstellt, zum Anlaß, auf dem bisherigen Wege weiter fortzufahren und ermäßigt obendrein den Reichsbankdiskont. Sie reizt damit zu vermehrter Inanspruchnahme von Kredit an, treibt auf diese Weise die Flüssigkeit des Geldmarktes noch ein Stück weiter, und wird womöglich in Kürze erneut imstande sein, in der Marktlage

das gewünschte Argument für weitere Erleichterungen zu finden. Alle Not hätte bald ein Ende, der Zins könnte allmählich bis hart an den Nullpunkt sinken, wenn nur auch die sonstigen Faktoren dieser Rechnung unverändert bleiben. Hier aber liegt der Haken. Denn die Wirkung aufs Preisniveau bleibt natürlich nicht aus. Die Reichsbank möchte der Wirtschaft eine Wohltat erweisen, und schafft ihr Krediterleichterungen. In Wirklichkeit verlängert sie damit nur die Krankheit, macht die Heilung immer schwerer.

Doch setzen wir einmal in die Leitung der Reichsbank das Vertrauen, daß sie bald erkennt, in welch verhängnisvollen circulus vitiosus sie sich hineinzubegeben im Begriffe steht —: bestenfalls wird sie, auch unter dieser Voraussetzung, erst dann auf ihrem Wege umkehren, wenn die ersten Preissteigerungen eingetreten sein werden. Aber mit nachträglicher Verhinderung von Preissteigerungen ist es nicht einmal getan. Es genügt heute nicht mehr, daß die Reichsbankpolitik sich darauf einstellt, Preissteigerungen zu verhindern. Nur in normalen Zeiten kann die Preisstabilität für die Bemessung der Umlaufsmittelmenge eine Richtschnur abgeben. Erweist sich jedoch das geltende Preisniveau als zu hoch, um Produktion und Konsumtion im Gleichgewicht zu erhalten, zeigt eine anhaltende Absatzstockung darauf hin, daß die Austauschverhältnisse gestört sind, kann also nur durch eine Herabsetzung der Warenpreise die Brücke zur Nachfrage wieder geschlagen werden, so reicht es eben nicht aus, daß die Notenbankpolitik eine Preiserhöhung vermeidet. Sie handelt dann schon gegen das Interesse der Wirtschaft, wenn sie es zuläßt, daß die notwendige Senkung immer wieder hinausgeschoben wird. Freilich kann der wahre Nutzen, den die Haltung der Zentralbank für die Gesamtheit hat, nicht an dem Behagen oder Unwillen abgelesen werden, dem sie bei den einzelnen Unternehmern begegnet. Augenblicks- und Dauerinteressen stehen sich hier diametral gegenüber. Wo aber wäre der Unternehmer, der in den Fragen der großen Wirtschaftspolitik seinen dauernden Vorteil dem momentanen voranstellte?

Wie bei der Benennung der neugeborenen Kinder vielfach bestimmte Vornamen sich gleich einer Epidemie übers Land verbreiten, ähnlich ist auch die deutsche Regierung bemüht,

alle Gesetzentwürfe, die ihr unter die Finger kommen, mit der Spitzmarke „Zur Förderung des Preisabbaues“ zu taufen. Während man früher eine Novelle zur Konkursordnung unzweifelhaft eine Novelle zur Konkursordnung genannt hätte, überschreibt man sie heute mit dem Worte Preisabbaugesetz. Eine Verordnung, die die Feststellung des Brotgewichtes betrifft, erhält denselben Titel; und wirklich, wenn man es sich richtig überlegt, so gibt es wenige Reglements, die nicht irgendeine offene oder versteckte Beziehung zum Preisabbau aufweisen. Einen ernsteren Abschnitt allerdings finden wir in dem fünfartikeligen Preisabbaugesetz, das die Reichsregierung dem Volke soeben beschert hat (keine Sorge: es ist nur ein Entwurf: Annahme zweifelhaft!). Er beschäftigt sich mit der Preisregelung im Handwerk. Künftig sollen die Landesbehörden den Innungen untersagen können, für ihre Mitglieder Mindest- oder Richtpreise festzusetzen, zu empfehlen oder auch nur bekannt zu geben. Dieser Paragraph ist, wie man sieht, höchst aggressiv und ganz und gar nicht auf die Mittelstandsmusik abgestimmt, die man sonst im Regierungskreise zu veranstalten pflegt. Mit der Mittelstandspolitik ist es eine eigene Sache. Wie man aber auch zu ihr steht —: hier soll dem Mittelstand offenbar Unrecht geschehen. Denn die Koalitionsfreiheit, die als oberstes Recht der Arbeitnehmer gilt, und die selbstverständlich auch die Arbeitgeber für sich beanspruchen, mit Hilfe deren die Kartelle die Preise verteuern, und zwar gerade auch für die Werkzeuge und das Material, mit denen der Handwerker arbeitet, — diese selbe Koalitionsfreiheit soll einem einzigen Stande im Lande verwehrt werden —: den Handwerkern. Was man allen anderen Wirtschaftskreisen erlaubt, die kartellmäßige Preisfestsetzung, das will man ihnen verbieten. Nun ist es nicht zu bestreiten, daß auch zahlreiche Handwerksleistungen überteuert sind. Aber will man nur allein gegen die Kleinen vorgehen, die Großen aber, die beispielsweise in den schwerindustriellen Verbänden zusammengeschlossen sind, ungeschoren lassen? Freilich soll man dem Gesetzentwurf schonend begegnen, denn der Altreichskanzler Dr. Luther hat ihn, wie man hört, höchst persönlich veranlaßt, nachdem ihm kürzlich eine Schlosserrechnung die Abbaubedürftigkeit gerade der Handelspreise ad oculos demonstriert hat. Hätte er etwas reichlichere Berührung mit der wirtschaftlichen Außenwelt, so würden gewiß noch andere Gebiete in sein Blickfeld treten, die des Sondergesetzes mindestens ebensosehr bedürfen wie das Handwerk.

GLOSSEN

EDITHS GEDANKEN

Wenn man jung ist, lebt man nur in der Gegenwart, und die wenige Zeit, die einem die Gegenwart läßt, in der Zukunft. Aber es ist einer der erschütternsten Augenblicke, in dem man entdeckt, daß man von nun an mit einer Vergangenheit zu rechnen hat.

*

Was brauchen wir viel, wenn wir jung sind? Und wie wenig, wenn wir alt wurden. Aber in den Jahren der Mitte, da braucht man am meisten.

*

Es ist schon sehr viel, wenn man sich nicht mehr durch Menschen verwirren läßt; obgleich es für den jungen Menschen notwendig ist, sich durch andere verwirren zu lassen, denn nur nach Verwirrung ist Klärung möglich.

*

Die richtige Verarbeitung eines Einflusses ist das wichtigste für den selbständigen Menschen. Wenn man ihn wirklich geistig verarbeitet, muß schlechter Einfluß guter werden.

*

Verstehen können wir nur aus uns selbst. Also muß etwas von dem, das wir verstehen, in uns selbst sein.

*

Daß Güte so oft mit Schwäche verwechselt wird — und kann doch nur aus tiefster Stärke kommen.

*

Es gibt viele Arten von Arbeit: Arbeit um des Geldes willen, Arbeit aus Ehrgeiz oder Eitelkeit, Arbeit um der Arbeit willen und Arbeit für eine Idee.

Das Recht auf Arbeit aber ist das einzige wirkliche Recht des Menschen — hieraus ergibt sich alles Recht und Unrecht der Welt.

*

Landschaft: Ruhe — Sammlung — Aufatmen.

Großstadt: Unruhe — Splitterung — Einatmen.

*

Kein Tag kann so unendlich sein wie eine Nacht.

*

Eine durchwachte Nacht bringt einen manchmal weiter, als 365 Tage. Man braucht deshalb nicht gleich „auf seinem Bette weinend" zu sitzen, aber man sollte es doch ab und zu versuchen, eine Nacht wach mit sich allein zu verbringen.

*

Was nutzt es, wenn man „mit festen Beinen" auf der Erde steht, und sie gibt unter einem nach? Da hilft nur ein Purzelbaum.

*

Es ist im Grunde unwesentlich, wohin uns „die Hand des Schicksals" gestellt hat — es kommt vielmehr darauf an, wie wir uns von da aus weiterbewegen.

*

Es gibt nur eine Treue: die gegen sich selbst — auch wenn man deswegen eine Untreue begehen muß!

*

Niemals werden wir verstehen können, das das Gefühl, das in uns noch stark und lebendig ist, in dem geliebten Wesen verblassen und absterben kann. Daraus entspringt entweder namenloser Haß, Trotz und Ungerechtigkeit oder Demütigung, Erkenntnis und tiefste Treue.

*

Die Feststellung ist bedauerlich aber nicht zu umgehen, daß der Liebende von 28 Jahren es sich

schwerer macht, als der 22jährige. Dieser kann genügsam sein, weil er alles im Ueberfluß hat — nämlich die Erfüllung in sich selbst. Jener aber muß anspruchsvoll sein, weil sein Gefühl nicht mehr die Stärke besitzt, auf die Dauer sich selbst zu genügen. Dieser will lieben um seiner Liebe — jener um ihrer Liebe willen.

*

Mit dem Kopf zuerst hineinspringen in die lockende Flut — auftauchen, umsprüht von den blitzenden Tropfen — das ist immer die beste Taktik, mag es der Strom eines Abenteuers, der See eines Erlebnisses oder das Meer eines Gefühls sein. Aber man muß schwimmen können, um das nahe oder ferne Ufer zu erreichen! Und ein Herz haben, das den Sprung aushält!

Edith Hamann

THEATERSKANDÄLCHEN IN PARIS

Frau Cora Laparcerie ist weder eine schöne noch ein große Schauspielerin; sie ist das, was man eine verdienstvolle Schauspielerin nennt. Sie ist auch Theaterdirektorin, wie Jane Renouardt, Madame Rasimi und Mistinguett. In der Renaissance, einem ehrwürdigen alten Kasten am Boulevard St. Martin hat sie manchem Schmarren auf die Beine geholfen. Ihr Gatte ist Jacques Richepin, der Sohn von Jean Richepin, der in seiner Jugend die Vagabunden besang und als graubärtiger Akademiker den petits vies blanches in der Université des Annales Vorlesungen über Mythologie und ähnliche harmlose Gegenstände hält. Auch Jacques Richepin ist Dichter; aber er hat mit der Literaturgeschichte noch nichts zu tun gehabt. Jacques und Cora haben einen Sohn; er soll Maler sein und heißt François; er ist noch sehr jung, was für eine berühmte Schauspielerin immerhin angenehm ist, besonders wenn, wie bei Frau Cora Laparcerie, die Leibesfülle dem Talent Konkurrenz macht.

Nun spielt Frau Cora in einem Stück ihres Gatten — es ist zur Abwechselung in Prosa geschrieben — die Rolle einer russischen Aristokratin. (Nebenbei bemerkt: wann verschont man uns endlich mit der feisten Leiblichkeit der russischen Nomaden - Aristokratinnen?) Sie spielt nicht übel, aber das Beste an ihrem Spiel ist unzweifelhaft der Akzent, den sie sich zugelegt hat. Stück und Spiel haben dem Theaterkritiker des „Temps" Pierre Brisson nicht gefallen. Er hat das denn auch in seinem Blatt gesagt. In der zahmen und etwas langweiligen Weise, die die große Bourgeoiszeitung ihren sämtlichen Mitarbeitern auferlegt.

Der junge François Richepin aber läßt sowas nicht zu; bei einer Première im Odeon ohrfeigt er Pierre Brisson und es gab nach langen, langen Jahren in den Pariser Theaterannalen wieder einmal ein Duell. Regt Euch nicht auf; es ist keinem der Beiden ein Leid geschehen. Aber wo ist der Provinzler, der an den Weihnachtstagen nach Paris kam, und es sich verkneifen konnte, die Mutter dieses ritterlichen Sohnes in dem Renaissancetheater selbsteigen in Augenschein zu nehmen? Die Theaterkritiker fühlen sich natürlich in ihrer Zunftehre beleidigt. Einige sollen geschworen haben, nie mehr ein Wort über die üppige Cora zu verlieren, um sich nicht dem Kugelregen auszusetzen und ihren Kollegen Brisson zu rächen. Ich glaube jedoch zu wissen, daß sie dieses Wort nicht halten werden, denn auch die Theaterrepublik ist in Paris nach Robert de Jouvenels Wort eine „république des camarades".

In der Comédie française hat der Prüfungsausschuß sich geweigert,

den „Danton“ von Romain Rolland überhaupt zu beurteilen und erst als der Direktor Emile Fabre seine Amtsmiene aufsetzte, nahmen sie Einsicht und verwarfen das Stück. Weshalb? Weil Romain Rolland im Krieg den Frieden predigte und es daher nicht würdig sei, im französischen Staatstheater gehört zu werden. Das gab eine kleine Aufregung über den nationalen Thespiskarren. Die war begreiflich, aber überflüssig; denn, so nützlich auch das Molière-Haus in seiner konservativen Rolle ist, es ist nicht viel mehr als ein sympathisches Fossil. Was hat Romain Rolland in ihm zu tun? Ebensowenig wie etwa Vorlaine etwas in der Académie française verloren hatte. Und darf man von den Gesellschaften der „Comédie française“ verlangen, daß sie Sinn haben für das europäische Gewissen, wenn ihnen immer wieder eingepaukt wird, sie seien das Salz der Erde.

So haben sie auch ein Stück von Jules Romains abgelehnt „Le Dictateur,“ das auf die Bühne das Problem des Machtmenschen stellen will. Sie sind dabei durchaus in ihrer Rolle. Sie fürchten, das alte Haus könne widerhallen von dem Geschrei des Forums. Und sie fürchten nicht weniger, es könne einmal ein Sturm von Leidenschaft durch den geweihten Raum brausen. Leidenschaft in der Comédie! Um Gottes Willen!

Frantz Clément (Paris)

FILM

Die Seeteufel.

Zum letzten Mal soll hiermit im Tagebuch die Rede sein von jener Art großer Kostümfilme, deren Gegenstücke in der Malerei man historische Schinken nennt. Der Film „Die Seeteufel“ gehört sicherlich nicht zu den schlechteren dieses Genres, aber er weist auch nichts auf, was ihn über das Durchschnittsniveau der älteren Monumentalfilme hinaushebt, oder worin er neue Möglichkeiten für die Zukunft des Films andeutet oder gar erreicht. Ebensowenig wie diese in allen ihren Möglichkeiten ausgelaugte Art historischer Filme noch Neues sagen kann, ebensowenig läßt sich Neues über sie sagen.

Dieser amerikanische Reißer gehört zu den Filmen, die im Elisabethanischen England spielen, also in Kostümen sowie wilden, aber dennoch traditionellen Sitten mancherlei prunkhafte Bewegung ermöglichen. Eine Steigerung wird dadurch erzielt, daß hier der pompösen Rüpelhaftigkeit Europas die gebändigte Schneidigkeit des Maurentums gegenübergestellt wird. Eine Art englischer Michael Kohlhaas, von Braut und Bruder verraten, gerät erst auf die spanische Galeere, dann unter maurische Piraten, unter denen er zur Geißel der Meere gedeiht.

Wie sich das für einen aus verletzter Rechtlichkeit zum Seeräuber gewordenen Edelmann geziemt, bleibt er in jeder Situation tapfer, ritterlich und edelmütig. Die Händel und Intrigen dieser englischen Familien und des Edelmanns Liebesgeschichte bedeuten uns weniger als Hecuba, die doch seit Werfels schönem Gedicht für uns wieder zum Symbol des Mutterschmerzes geworden ist. Zweierlei aber in diesem Film erfreut filmdurstige Herzen. Erstens das tolle Kriegsgetümmel der sich enternden Segelschiffe. Zweitens, in nervenpeitschendem Realismus, grausige Genrescenen auf der Galeere: wie da Hunderte von nackten Kerlen, am Schiffsboden angeschmiedet, hocken und, schweißüberströmt, in heroischem Rhythmus paarweise die schweren Ruder stoßen, während der fette Aufseher die wehrlosen Rücken peitscht, — bei diesem Anblick wird jene zum Klischee erstarrte Phrase wieder lebendig, die lautet: ein Bild, das man so bald nicht vergißt.

Kurt Pinthus

TISCH MIT BÜCHERN

Die Wiederentdeckung Théophile Gautiers ist eine herrliche Idee des Avalun-Verlages. Es ist eine der würdigsten Aufgaben des zielbewußten Verlegers, die Werte einer lebendigen Vergangenheit fruchtbar zu machen — „Rettungen" nannte Lessing dieses Unternehmen. Und nirgends vielleicht ist dies Wort so wahr wie hier: wer würde zu der unerhörten zeichnerischen Klarheit des „Avatar", wer zu den phantastischen Erzählungen des „Jettatura" oder zu der lebendigen Realistik der „Vertauschten Paare" wieder greifen, hätte der Verlag nicht den Gautier im Format des Rowohltschen Balzac und in einer entzückenden goldigglänzenden Einfassung, mit Zeichnungen von Schultheiß, uns wiedergeschenkt. Die Uebersetzung scheint nur nicht einheitlich. Aber ich gestehe, daß ich mit unbeschreiblichem Entzücken in diesen Bändchen blättere. Heute, wo die „neue Sachlichkeit" plakathaft verkündet wird, scheint uns diese unheimlich sichere Kunst der sachlichen Beschreibung im höchsten Maße modern. Wie plastisch die Zeichnung einer tollen Raserei in der Postkutsche (in den „Vertauschten Paaren"), wie herrlich — eine Zäsur in der Dynamik der Novelle — die Schilderung des zu Tode stürzenden Pferdes. Wieviel echter, sachlicher als Claude Farrères romantisch-sensationelle Aufmachung ist Gautiers „Opium". Diese Sachlichkeit ist von Anschaulichkeit gefüllt; alles lebt in diesen Geschichten, die Dinge und die Menschen.

*

Eine neue Tolstojausgabe gibt der Verlag Ladyschnikow heraus, in vornehmer Ausstattung und einer guten Uebersetzung, an der erste Kräfte wie Arthur Luther, August Scholz u. a. mitarbeiteten. — Langsam vollendet der Albert-Langen-Verlag seinen Hamsun in schöner Ausstattung. Es wird endlich Zeit, daß die Gesammelten Werke Knut Hamsuns in der Bibliothek jedes Menschen zu finden sind. Man opfere ein paar hundert Bände Ballast und schaffe Raum für diesen Genius!

*

Ein Akt faschistischer Grausamkeit hat den Spanier Miguel de Unamuno in den Mittelpunkt der europäischen Literatur gerückt. Es ist dankenswert, daß der Verlag Meyer und Jessen in München diesem von einem Hitlerkollegen vergewaltigten Denker dazu verhelfen will, seinem politischen Ruhm den poetischen zuzuordnen. Nicht nur das plötzliche Heraufschießen seines Namens, auch die geistige Herkunft des Unamuno beschwört das Bild Pirandellos herauf. Unamuno ist ein Psychologist, ein Dichter also, der so verkrallt ist in die Verschachtelungen, Verwirrungen, Verzerrungen des Psychischen, daß er vor lauter Liebe zur „Kompliziertheit" das natürliche Bild der Wahrheit vergißt. Dabei sind die Novellen „Der Spiegel des Todes" überraschend gebaut, von einem verkappten Dramatiker geschrieben, der einmal selbst so tief in die Psychologie hineinkriecht, daß er die Aussprache der Psychen, die Rede zweier Menschen als Substrat wiedergibt und — auf jede rea-

listische Schilderung verzichtend — nur den Dialog gibt. Eine Spannung des Epischen also, wie Wedekind sie im „Rabbi Esra", wie Heinrich Mann sie liebt: das Gegenständliche wird ausgelöscht — das Psychische strömt frei in Rede aus. Aber das so mühselig Aufgestöberte, der endlich gehobene Schatz seelischer Erfahrung und ihrer Deutung ist zu gering an Substanz. Seltsam, wie hier bei Unamuno auf der Höhe der psychologischen Analyse die hohlsten Phrasen aufsteigen, ein „Ich liebe Dich" oder „Ich sterbe" mit folgendem „Mein Weib kann niemals sterben!" . . . ein Verplätschern in den Niederungen der Seelendeutung. War dies nicht ähnlich bei unserem Pirandello? Diese Novelle „Ein ganzer Mann" ist pirandellesk, und die tiefsinnige Philosophie, daß „die Liebe nur eine Erfindung sei, die Langeweile zu töten", ist nichts als pirandelleske Philo-sophisterei. Mit derselben Psychotechnik wie etwa der „Heinrich IV" ist der Roman „Abel Sanchez" gebaut: hier der helle Mensch, der Abel, dort die Kainsnatur — und die Konflikte dargestellt mit psychanalytischer Absicht. Trotzdem natürlich viel Beachtliches in beiden Büchern, Seltsames, Ueberraschendes. Die Wahrheit zu sagen: Unamuno ist Philosoph, kein Dichter. Bemerkenswert der Prolog zu den „Exemplarischen Novellen", der als Beitrag zur Theorie des Aesthetischen umwälzende Ideen liefert. Und von merklicher Bedeutsamkeit „Das tragische Lebensgefühl", ein gedankenreiches und originales Buch eines Denkers, der den Vorzug hat, auf ungewöhnlichem Niveau zu stehen und doch — schreiben zu können.

*

Lafcadio Hearn, der berümte Beschnüffler des fernen Ostens, berührt flüchtig einige prominente Stätten der Erdoberfläche und streut das Betastete wieder aus. Das gibt ein Buch und heißt (warum?) „Bidasari" (Grethlein-Verlag) und erweckt wirklich die Vorstellung, als sei einer über den Globus gehüpft und habe sich willkürlich da und dort niedergelassen. Ein mit der Flugtechnik der Zukunft rasender Reporter pantscht bald in New Orleans, bald am Gelben Strom. Aber was immer ihn umspült, jeder Strudel der Impressionen wird aufgefangen, festgehalten, mit blendender Sprachkraft fixiert.

Otto Zarek

—

DER BUCHHÄNDLER ALS REGISSEUR

Im Buchhändler-Börsenblatt, in dem man sich im Laufe der letzten Jahre ja immer mehr an allerhand Seltsamkeiten gewöhnen mußte, veröffentlicht ein Herr Dr. Werner Arendt einen Artikel „Der Buchhändler als Regisseur." Seine Vorschläge zu einer „zeitentsprechenden Schaufensterreklame" gewähren, wie die folgenden Beispiele belegen mögen, einen tiefen Einblick in die Werkstatt eines ingeniösen Geistes.

*

Geschichte Friedrichs des Großen

Der Hintergrund des Schaufensters wäre in preußisch-blau oder orange zu halten und müßte als Ornamente das Monogramm F. R. mit der Krone bzw. den fliegenden preußischen Adler tragen. Am Boden des Schaufensters ein Dreimaster, wie ihn der König zu tragen pflegte sowie ein lorbeergeschmückter Degen und eine Flöte, die gekreuzt übereinander liegen. Verschiedene Exemplare des Werkes selbst, teils aufgeschlagen, teils ge-

schlossen, vervollständigen die Ausstellung.

*

Bismarcks Entlassung

In der Ecke ein Garde du Corps-Helm, wie ihn Wilhelm II. zu tragen pflegte, mit abgeschlagenem Adler und einem zerbrochenen Marschallstab.

*

Untergang des Abendlandes

Hintergrund schwarz, Fensterraum verdunkelt, von der einen Seite Astrallicht. Man sieht als Hauptausstattungsobjekt eine große, durch dünne Drähte gehaltene Erdkugel (Globus ohne Fuß) schweben. In den Erdteil Europa ist eine Axt eingeschlagen. Europa liegt im Dunklen, das Licht fällt auf Asien.

*

Ebermayer, Arzt und Rechtsprechung

Hintergrund weiß. Neben dem geöffneten ärztlichen Besteckschränkchen liegt auf einen Stuhl hingeworfen ein Arztmantel, als habe der Träger sich seiner soeben entledigt. Einige Instrumente liegen auf der Erde. Auf dem weißen Mantel liegt ein roter Haftbefehl. Die verschiedenen Exemplare des Buches selbst, die zur Dekoration gehören, teils geöffnet, teils geschlossen.

Carl Hau, Das Todesurteil

Eine geöffnete Reisetasche, in der man einen falschen Bart, einen Revolver und ein gelbes Fahrscheinheft bemerkt. Daneben ein Schild mit der Aufschrift: „I. Klasse London—Karlsruhe" mit Beifügung des Datums jener verhängnisvollen Fahrt. Der Hintergrund wird hier am besten grau gehalten. Zahlreiche Exemplare des Buches, offen wie geschlossen, können ausgelegt werden.

*

Wie soll das Schaufenster erst bei dem Buche „Ich suche die Wahrheit" aussehen?

H. A. T.

INHALT DES LETZTEN HEFTES

(Heft 2)

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin SW 19, Beuthstraße 19. Telefon: Merkur 8790, 8791, 8792. Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin W 35, Genthiner Straße 22 — Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin SW 19, Beuthstraße 19 — Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Wien 156 791. Bankkonto: Commerz- u. Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstr. 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Prikopy 6 — Druck von Wilhelm Greve, Berlin SW 68, Ritterstraße 50. — Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H. Beuthstr. 19.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion, auch wenn Rückporto beiliegt, keine Verantwortung.

Bezugspreis durch die Post in Deutschland pro Monat 2,— Reichsmark, pro Quartal 6,— Reichsmark; unter Streifband im Inlande und nach Oesterreich monatlich Reichsmark 2,25 vierteljährlich Reichsmark 6.50. Für das übrige Ausland nur Streifbandlieferung monatlich Reichsmark 2,50, vierteljährlich Reichsmark 7,—. Zahlungen in ausländischer Währung werden zum amtlichen Tageskurs der Berliner Börse am Eingangstage gutgeschrieben.

Inseratenpreise: Grundpreis für die ganze Seite 125 Goldmark. Bei größeren Abschlüssen progressive Wiederholungsrabatte auf den Grundpreis.

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, vierte Januarwoche

Das zweite Kabinett des Doktor Hans Luther ist nun also glücklich zustandegekommen. Und daß es nicht Herr Luther selbst, sondern der Domkapitular Leicht aus Bamberg in Bayern war, der die politische Färbung dieser Regierung endgültig mischte, widerlegt nicht etwa, sondern bestätigt nur die grundsätzliche Erkenntnis, die schon am 28. November hier ausgesprochen worden ist:

> „Deutschland, mit seinem jetzigen Reichstag, wird vom Zentrum und der Volkspartei regiert, kann überhaupt nur von Zentrum und Volkpartei regiert werden, denen es ihrerseits praktisch freigestellt ist, ein bißchen mehr auf links oder ein bißchen mehr auf rechts Rücksicht zu nehmen, gleichgültig ob unter der Flagge der Kabinetts-Verbreiterung oder ob unter der Flagge eines Freundschaftsabkommens, oder ob unter der Flagge wechselnder Majoritäten."

Herr Leicht nämlich hätte sich wider den unliebsamen Ministerkandidaten Koch so hitzig ereifern können wie nur denkbar: wenn sich bei den Volksparteilern und dem Zentrum auch nur ein Finger gerührt hätte, wäre er selbstverständlich nicht durchgedrungen. Beide Parteien gaben sich zwar sozusagen nur neutral. Und Herr Dr. Luther, von dem man eine so kräftige männliche Aktivität gewohnt ist, zeigt sich während dieser ganzen Krise geflissentlich in der passiven Rolle eines umworbenen Urwelt-Weibchens, das die Männchen miteinander kämpfen läßt und mit den Siegern schließlich abzieht. Aber es wäre eine etwas naive Annahme, diese Neutralität und Passivität für echt zu halten. Man kennt die Passivität des vergewaltigten Mädchens, von der Balzac in seinem Nadel-Gleichnis erzählt. Auch Herr Dr. Luther hielt seinem Leicht die Nadel hin, als er sofort eine neue Liste ausarbeitete, von der der Name Koch verschwunden war. Und ferner war es nicht eigentlich Passivität, daß er dem Reichspräsidenten eine Ansprache ausarbeitete oder ausarbeiten ließ, die eigentlich das kräftigste aller denkbaren Druckmittel zugunsten dieser neuen Liste in Tätigkeit setzte. Herr von Hindenburg erklärte da:

> „Sollte auch dieser Versuch scheitern, so wäre damit das deutsche Vaterland vor eine Lage von größtem Ernst gestellt, da jedem Gedanken einer anderen Regierungsbildung schwerste Bedenken entgegenstehen."

Und ferner, noch um mehrere Nuancen deutlicher:

„Was nach einem völligen Scheitern der Versuche dieser letzten Woche, eine parlamentarische Regierung der Mitte zustande zu bringen, folgen würde, ist nicht zu übersehen.“

Für jeden, der politische Ohren hat, heißt das mit ziemlicher Eindeutigkeit: „Acceptiert die Liste, oder der Artikel 48 wird kommen!“ Was sollten da die armen Demokraten noch tun? Sollten Sie sich, nachdem schon die Sozialdemokraten Nein gesagt, auch ihrerseits verweigern und neuen willkommenen Beweisstoff für die Koalitionsunfähigkeit der Linken schaffen? Sollten sie selbst die Diktatur heraufbeschwören? Sie taten, was sie tun mußten, nachdem das Spiel mit verteilten Rollen bis zu diesem Punkte getrieben war: sie retteten wenigstens dieGesetzmäßigkeit in der Hoffnung, daß die Aufrechterhaltung formaler Demokratie späterhin auch vielleicht wieder einmal gestatten werde, zu materiellerer Demokratie zurückzuschwenken. Daß dies jetzige Kabinett keine Demokratie machen wird, ist ihnen wohl nicht zweifelhaft!

Es kann ihnen schon deshalb nicht zweifelhaft sein, weil weder die Aemter noch die Persönlichkeiten ihrer Entsandten eine wirkliche Aktivität erwarten lassen. Von Geßler, von dem seine eigenen Parteifreunde ja schon nicht mehr gern Unter den Linden gegrüßt werden, braucht hier nicht erst geredet zu werden. Dr. Reinhold gilt als tüchtiger Mann. Aber die Möglichkeiten im Reichsfinanzministerium sind zurzeit selbst für einen Herkules gering. Auf der einen Seite ist die Oeffentlichkeit allmählich zu vollem Verständnis und damit zu heftiger Erbitterung über die Methoden des Ueberverbrauchs und der Ueberbesteuerung gelangt, die von Luther und Schlieben introduziert und kodifiziert wurden; Herr Reinhold übernimmt sein Amt also gerade in dem Augenblick, in dem es in den Genuß eines Höchstmaßes von Unpopularität zu geraten beginnt. Auf der anderen Seite weiß jeder Sachverständige, daß durchgreifende Aenderungen gerade bei den Ländern, den Alimentierten des Reiches, beginnen müßten; dort, nicht beim Reiche selbst, wird am unsachgemäßesten gewirtschaftet; dort also steht die Verbotstafel „Dont interfere!“, die Herr Leicht soeben nochmals neu lackiert hat. Auch im Finanzministerium werden also keine Lorbeeren blühen. Und das Reichs-Innenministerium? Dr. Kuelz, Bürgermeister von Dresden, Major der Reserve, ehemals Reichskommissar in Südwestafrika, ist sicher kein radikales Temperament; von seiner Abgeordnetenexistenz, die schon vom Jahre 1920 datiert, hört man eigentlich erst jetzt zum ersten Male; und daß er so viel genehmer ist als sein Fraktions-

vorstand, läßt auch nicht auf große Energieausbrüche schließen. Aber selbst wenn er Energie entfalten wollte, — was ist denn eigentlich das Reichsinnenministerium? Es wird, leider Gottes, ein bißchen überschätzt. Es ist ein Feldherr ohne Heer — der Amtsjargon spricht von der „Dame ohne Unterleib" — will sagen: von einer Behörde ohne Vollzugsapparat. Der Vollzugsapparat ist in Händen der Landesregierungen; was Kuelz etwa wird reformieren wollen, wird von Held und Brandenstein durchgeführt werden müssen, — und da ist es wohl gestattet, mit den Achseln zu zucken.

In den Geschichtsbüchern wird als Geburtstag der französischen Republik der 4. September 1871 verzeichnet. Tatsächlich aber waren weder das abrupte Ereignis einer unvorbereiteten Revolte noch das Absetzungsdekret einer provisorischen Regierung stark genug, aus Monarchisten Republikaner zu machen. Das mußte also noch nachgeholt werden. Und wirklich, wenn man genauer zusieht, zeigt sich, daß die faktische Republikanisierung Frankreichs, die das Eintagsereignis des September erst stabilisierte, viel später und viel schrittweiser sich vollzog. Und zwar zwischen 1894 und 1906, — den Jahren der Verurteilung und der Rehabilitierung des Kapitäns Alfred Dreyfus. Der Kampf um Dreyfus, der Kampf wider die nationalistisch-reaktionäre Verschwörung, die ihn auf die Teufelsinsel geschickt hatte, — dieser leidenschaftliche Kampf allein brachte die verschiedenfarbenen Gegner des alten Regimes endlich einmal zu geschlossener Einheit von Gefühl, Ziel und Handlung, er allein war die große Propaganda, der es gelang, sogar den Spießbürger schließlich nach links zu ziehen. In Deutschland war der September ein November, im übrigen entwickelten sich die Dinge ziemlich ähnlich, sogar der Boulangismus blieb nicht aus. Nur war uns als besonderer Glücksfall beschieden, auf unsere Affäre Dreyfus nicht 23 Jahre warten zu müssen. Die Fürstenabfindung hatte alle Anwartschaft darauf, die gleiche Rolle zu spielen wie jene Justiz-Affäre —: alle Schattierungen der Linken zu gemeinsamer Aktion zu einigen und in die Wogen dieser entschlossenen Abwehrbewegung selbst die kitschigste Kleinbürgerromantik fortzureißen. Aber es gibt eine kleine Vorbedingung dafür, daß solche Ergebnisse wirklich eintreten: die Sache muß nämlich erfolgreich enden! Wird man geschlagen, so hat man nicht nur die spezielle Niederlage erlitten, sondern man ist bei der entscheidendsten Kraftprobe gescheitert und zieht ab, mit dem Stigma der Lächerlichkeit behaftet. Das wird kaum je wieder gutzumachen sein; und die sorgenvolle Frage ist daher berechtigt, ob wirklich alle Anstalten so getroffen sind, daß ein maximales Ergebnis er-

hofft werden kann. Die Frage betrifft nicht das Volksbegehren — denn die 4 Millionen Stimmen, die man dafür braucht, wird man sicher leicht zusammenbekommen. Aber im nachfolgenden Volksentscheid müssen vor allem, gleichgültig ob mit Ja oder Nein, 20 Millionen Wähler zur Urne gebracht werden. Und von diesen 20 Millionen muß die Mehrheit für Ja sein. Ist alles getan, um das Ergebnis zu erreichen? Zweifel, peinliche Zweifel steigen auf. Die Sozialdemokratische Partei hat sich wochenlang damit beschäftigt, nachzuweisen, daß ein Volksentscheid undurchführbar sei. Sie war, in dieser Frage, ebenso unzuverlässig vom Standpunkt des Radikalismus, wie sie in der Regierungsfrage vom Standpunkt des Opportunismus unzuverlässig war. Wird sie jetzt, nachdem sie geradezu gewaltsam nachgeschleift wurde, mit vollem Herzen bei der Sache sein? Wird sie, deren propagandistisches Untalent notorisch ist, ihre Agitation auch nur mit der Hälfte des Erfolges betreiben, den gerade gegenwärtig Herrn Hugenbergs Anti-Dawes-Agitation, ohne jede sichtbare Gegenwirkung, erreicht? Bange Fragen, die leider verspätet kommen, und die nicht notwendig gewesen wären, wenn die Sozialdemokraten nicht jahre- und monatelang eine Haltung gezeigt hätten, die sich von der des Herrn Everling kaum unterschied.

Am 16. Januar begab sich der Botschafter Sthamer ins Foreign Office und protestierte gegen den Beschluß der Botschafterkonferenz, daß die rheinische Besatzungsarmee künftighin 75000 Mann stark sein soll. Es handelt sich da um eine Frage, die nicht etwa mit dem Räumungsproblem verknüpft ist, sondern nur die Stärke der Truppen betrifft, gleichgültig, in welchen Zonen sie schließlich garnisonieren werden. Infolgedessen gab es viele ernsthafte Leute, die der Ansicht waren, diese Angelegenheit sei eigentlich so nebensächlich, daß man sie besser nicht als diplomatisches Kampfobjekt auswähle. Einige gingen sogar so weit, mit überraschender Unsentimentalität zu erklären, im Grunde müßten uns vier-, fünf- oder siebenhunderttausend Mann Besatzung noch lieber sein als fünfundsiebzigtausend. Diese Rechner wiesen darauf hin, daß sich die Besatzungsfrage seit der Dawesregulierung insofern geändert hat, als die Kosten dafür nicht mehr eine selbständige Last für den Reichssäckel bilden, sondern vom Reparationsagenten aus dem Reparationstopf zu entrichten sind. Alle Kosten der Besatzung, so sagten sie, gingen also von den Summen ab, die bei geringerer Besatzung eben anderweitig zu transferieren wären; der Vorzug dieser besonderen Art von Transferierung aber sei, daß die Beträge wenigstens innerhalb

Deutschlands verbraucht würden. In der Tat sind zum Beispiel von der Milliarde des ersten Reparationsjahres laut Agentenausweis nicht weniger als 187,5 Millionen für die Besatzungsarmeen ausgegeben worden. Was heißt das? Es heißt, daß fast für diese ganze Summe Nahrungsmittel in Deutschland gekauft, Wohnungsmieten bezahlt und alle möglichen Gebrauchsgegenstände durch die Soldaten und Offiziere erstanden wurden. Wenngleich die nationalökonomischen Zusammenhänge etwas schwierig sind, ist es doch sicher, daß eine solche Verwendung rein wirtschaftlich sehr viel günstiger für Deutschland ist, als wenn etwa Devisen abgeführt werden müßten —: man hat für den gesamten Besatzungsaufwand wenigstens eine entsprechende Belebung des deutschen Konsums, was von Barzahlungen nicht in diesem Grade gesagt werden kann. Die Rechner erklärten also schon zur Locarno-Zeit, — denn auch in Locarno wurde die Besatzungsstärke ja schon als wichtiges deutsches Interesse behandelt —, sie erklärten schon damals und erklären noch jetzt: „Laßt uns doch froh sein, wenn wir in den fremden Armeen einen riesigen Konsumenten haben, der die Reparationen wenigstens zum Teil wieder im Lande selbst ausgibt. Laßt uns, wenn es möglich ist, lieber eine Million solcher Konsumenten beherbergen als fündundsiebzigtausend oder noch weniger. Besatzungsregime ist Besatzungsregime, ob es von 10 000 oder von 1 000 000 Bajonetten gestützt wird. Die Quartierfrage ist auch nicht so wichtig, wie es scheint; für die Truppen gibt's immerhin die Kasernen (die nach ihrem Abzug der Schupo überlassen werden müssen), und die Offiziere sind nur Mieter, für die gezahlt wird. Warum also selbst darauf bestehen, daß die Reparationen in viel schädlicherer Weise als in dieser relativ bequemen gezahlt werden?" Der Schritt des Auswärtigen Amtes zeigt, daß man diese rechnerischen Argumente doch für weniger ausschlaggebend hielt als die gefühlsmäßigen, über die man sich aus den Zeitungen orientieren kann.

In Moabit war ein Haus durch eine Explosion in die Luft geflogen. Der Reichspräsident sandte an den Oberbürgermeister ein Telegramm, in dem es heißt:

Mit dem Gefühl herzlicher Teilnahme für die Opfer erhalte ich eben die Nachricht von dem schweren Explosionsunglück.

Die Beamten beim Reichspräsidenten erfüllen ihre Pflicht. Herr von Hindenburg empfängt von ihnen nicht nur die Nachricht von einem Unglück, er erhält sie gleich „mit dem Gefühl herzlicher Teilnahme". Die Beamten liefern also nicht nur die Tatsachen, sondern auch die begleitende Gefühlsmusik. Mehr kann man nicht verlangen.

SIGMUND KUNFI (Wien)

DER FILM DER GEFÄLSCHTEN FRANKEN

Pitaval oder Weltgeschichte? — mit dieser Alternative quält sich jetzt die ungarische Gesellschaft ab, die mit fast „homagialer" Ehrfurcht auf die vergitterten Zellenfenster heraufstarrt, hinter denen — das Unglaubliche wurde berichtet — ein Prinz von Geblüt in der ersten Nacht nicht recht schlafen konnte. Ein allmächtiger Polizeiminister, dessen Macht und Einfluß in seinem Staate kein geringerer, als Fouchés weiland in Napoleons Zeiten oder Derschinskijs unter Lenin war, dem aber die Schuhbänder vor seiner Einlieferung in die Zelle ebenso abgenommen wurden, wie irgendeinem Taschendieb, damit er sich nicht erhänge — (woran man die Weisheit der Gefängnisverwaltungen wieder von neuem studieren kann —), bietet einen Anblick, der die Phantasie anregen könnte. Von allem anderen abgesehen und weiß Gott, wie viel dieses „Andere" ist, können schon diese zwei Figuren ein ordentliches Textbuch für geschickte Regisseure bestreiten.

Windischgrätz? Der Großvater warf die österreichische und ungarische Revolution mit den Kroaten des Jellasich nieder und spricht man den Namen aus, dann ist's, als ob man die Hufschläge von im Carrée anrückenden Dragonern hörte. Der Vater war der Feldmarschall der k. und k. Armee, die aus dem Nebel bei Chlum und aus der Schlacht von Königgrätz geboren wurde, dann der Präsident des österreichischen Herrenhauses. Der Sohn, als Franknotenfälscher überführt und Gefangener des Grafen Bethlen und des Kommissärs der Banque de France, Emmery, von dem, wie das bei solchen Anlässen unvermeidlich, erzählt wird, daß er eigentlich ein ungarischer Jude sei, der zuerst in amerikanischem und dann in französichem Dienst stand. Auch Prinz Ludwig Windischgrätz war ein richtiggehender Marschall: der Feldmarschall des Nachtlebens, der Kommandant der Kokotten in Wien und Budapest und Feldherr der Kartenspieler, die ohne „. . von" keine falschen Wechsel ausstellen. Der Oberst des Generalstabes Aristid Jankovich, der im Haag sitzt und der Feldbischof Zadravecz, der die Mitglieder der Feme in Eid nahm, und der vielleicht ebenfalls das staatsanwaltliche Nachtquartier beziehen wird, sind schon Nebenfiguren, von den anderen, die schon sitzen und den anderen, die sitzen sollten, es aber nicht tun werden, ganz zu schweigen.

Von Johann Hunyadi, nicht von dem jedem Europäer bekannten, der die europäische Verdauung so wohltätig beein-

flußte, sondern vom anderen, von dem die meisten Lobpreiser des Hunyadi Janos' nichts wissen, wird berichtet, daß als er den verzweifelten Versuch unternahm, mit einem Häuflein den Ansturm der Türken bei Belgrad abzuwehren und damit Europa vor der Ueberschwemmung durch die Osmanen zu retten, ihm ein Geistlicher mit überwältigender Rednergabe beistand und die übermenschliche Kraft schuf, mit der die Truppen Sulejmans bezwungen wurden. Dieser Mann war der Mönch Johann Kapistran und besagter Zadravecz, dessen Kopf in der historisch ehrwürdigen Mathias-Kirche in Ofen, in der die ungarischen Könige gesalbt und gekrönt werden, auf einem Gemälde dem Johann Kapistran aufgesetzt wurde, (so befahl es der Reichsverweser Horthy), wird in dem heutigen Ungarn der „moderne Kapistran" genannt. Er feuerte die Heerscharen Horthys nicht in dem Kampf gegen die Türken an, sondern führte mit gefälschten Banknoten den Krieg gegen die modernen Türken, Freimaurer, Demokraten und Sozialisten und ihm erscheint irgendein braver Herr Gaston Doumergue als der unmittelbare Nachkomme des ungläubigen Sulejman.

*

Ich, der ich diese Zeilen schreibe, bin ein Ungar und es gehört zu meinen Aufgaben, zu wissen, wieviel die politische Uhr in Ungarn jeweilig schlägt. Dante war ein Stümper und ein Mann ohne Phantasie, denn als ich im Inferno nachschlug, ob diese Beschäftigung mit unter denen aufgezählt wurde, die die Ungläubigen, Tugendlosen und Sünder trifft, entdeckte ich eine große Lücke: der große Florentiner hatte unsereins vergessen und so haben wir nicht einmal die Aussicht durch diese Arbeit wenigstens einen Teil unserer Sünden hier auf Erden abzutragen. Aber schon mir schwindelt es, wenn ich mir selbst ein klares und zusammenhängendes Bild darüber zeichnen will, was jetzt in Ungarn geschieht. Wie soll sich aber jemand in diesem Dschungel auskennen, dem all dies, was in den Zeitungen in unzusammenhängenden, einander widersprechenden Telegrammen erzählt wird, noch nicht einmal spanische Dörfer sind. Dennoch ist es notwendig, eine Anstrengung zu machen, um Ordnung in das Chaos zu bringen und den Sinn des ungarischen Geschehens, das jetzt mit der falschen Banknotenpresse in den Gesichtskreis der Börsen, also auch der Welt tritt, zu enträtseln.

Von allen Völkern, die den Weltkrieg mitgekämpft haben, ist es nur das magyarische, das es noch immer nicht weiß, daß es den Krieg verloren hat und daß diese geschichtliche Tat-

sache von gewissen Konsequenzen nicht zu trennen ist. Es stand zwar auch in den ungarischen Zeitungen; es wurde in der Form des Friedensvertrages von Trianon in das ungarische Corpus Juris eingetragen; es gibt eine große ungarische Literatur über diese unwahrscheinlichste aller unwahrscheinlichen Tatsachen; es wird darüber viel gesprochen und bei den Leichenschmausen ob des großen Toten, sehr viel in patriotischem Kummer getrunken. Aber das ist alles nur Schall und Rauch: man sagt es, man liest es gedruckt, aber das wirkliche Ich lehnt alle diese Botschaften der Herrlichkeit ab, es will nichts davon zur Kenntis nehmen und darum weiß es auch nichts davon. Es ist eine Wahrnehmungsstörung der historischen Schichten einer Nation, aber sie ist da und determiniert mit der unheimlichen Kraft des Un- oder Unterbewußten alle Handlungen und Unterlassungen des Staates und seiner herrschenden Schichten, die heute übrigens dieselben sind, wie vor hundert Jahren.

Den Fehlgriff oder Irrtum der Weltgeschichte, den der Ausgang des Krieges darstellt, zu korrigieren, ist die Sendung der magyarischen Nation. Zu diesem Behufe ist alles erlaubt, sogar das, was verboten ist. Es gibt nur Nützlichkeitsrücksichten, deren Verwalter die Regierung ist, aber was sie tut und nicht lassen kann, nimmt kein Mensch dieser Nation ernst. Zahlenmäßig ist allerdings diese Nation nicht sehr mächtig: sie wird nur etwa aus zehntausend Familien gebildet, denen allerdings 51 Prozent des ungarischen Bodens angehörten. Die dummen Slovaken und Walachen, wie man sie nennt, raubten zweidrittel des magyarischen Bodens: aber dort sitzen kleine Bauern oder dehnen sich Forste aus. Der gute, fette Weizen- und Gold tragende Boden verblieb mit geringen Ausnahmen bei der N a t i o n, wie sie schlechtweg genannt wird, aber ihr Stolz ist gebeugt und sie ist zu geizig, die Zehntausende, die die Raitzen, Walachen und Wasserslovaken aus ihren Aemtern verjagten, weil sie die Reitgerte und die Hundepeitsche des magyarischen Herrenvolkes zu ausgiebig schwangen, zu erhalten. Eine der größten und unglaubwürdigsten Entdeckungen, die die magyarische Herrennation nach dem Kriege machte, war, daß einige unter ihnen angeblich beobachtet haben sollen, daß der slovakische Bauer nicht nur einen Rücken, sondern auch ein Gesicht haben soll. . . . Früher sahen sie nur immer den Rücken, wie dies auch auf dem Gemälde Munkacsys, die die „Landnahme" durch Arpad darstellt, abgebildet ist.

Wer diese Atmosphäre nicht versteht, der kann nichts von dem neuesten Skandal begreifen, der nur darum so groß ist, weil er e n t d e c k t wurde. Die anderen, die vertuscht wurden

oder deren Kunde überhaupt nicht die Grenzen der wirklichen Nation überschritt, sind nicht weniger arg. Die Feinde der Nation müssen mit allen Mitteln ausgerottet werden und jedes Mittel ist gut und erlaubt, das Erfolg verspricht. Diese Methode wurde im Inneren angewendet und außer einigen Schreihälsen kümmerte sich niemand darum, daß die innere nationale Integrität mit Galgen und blauen Bohnen, mit Kastriermesser und Bomben in ihrer ganzen Ausdehnung aufgerichtet und sichergestellt wurde. Der k. und k. Kämmerer Beniczky, der ein Abtrünniger ist, dem seine Anhänglichkeit zu dem Haus Habsburg und zur Gerechtigkeit über diese Rücksichten ging, wurde wie ein Renegat, in ein richtiges Gefängnis gesteckt und Michael Karolyi, ein anderer Fahnenflüchtiger sogar seiner Güter beraubt und in Acht und Bann erklärt. Diese Nation wurde von der rumänischen Besatzungsarmee, von den Kommissionen der Entente, von dem Generalkommissär des Völkerbundes, von allen möglichen und erdenkbaren Komplikationsämtern, die Dickens in Martin Chuzlewitt mit unsterblichen Worten beschreibt, kontrolliert; sie ging trotzdem ihre Wege, ihre Findigkeit, ihre Frauen, ihre Weine, ihr gesellschaftlicher Charme, ihr Geld besiegt spielend alle Widerstände. Sie tun alles, was ihnen notwendig scheint und was ihnen notwendig scheint, ist erlaubt, dazu macht der Staat die Mauer, was seine vornehmste Funktion in einer Welt ist, wo man dem Scheine nach auf die anderen Rücksichten nehmen muß.

Jetzt schien es ihnen notwendig, Franken zu fälschen. Die Uebung verschaffen sie sich in den vergangenen Jahren, in denen sie tschechische Sokols, rumänische Leus, jugoslavische Dinars fälschten. Aber diese Völker sind Außenseiter, sind politische Kriegsgewinner: der solide Feind, der alte Besitz ist Frankreich, ohne das alle diese neuen Staaten nichts bedeuten. Das Horoskop war günstig: Polen gelähmt, die Tschechoslowakei durch die letzten Wahlen in einen Zustand versetzt, in dem es zu großen Aktionen unfähig ist, Rumänien von Sowjetrußland niedergehalten und von der inneren Fäulnis zerfressen, Jugoslawien von Mussolini in Schach gehalten. Da konnte man einen Streich gegen Frankreich versuchen: der Franken kollert dem Abgrund zu, die Notenpresse speit allwöchentlich neue Milliarden aus, der französische Kleinbürger, bestürzt ob der unsicheren Zukunft, legt seine letzten Ersparnisse in Blauhemden an: das war der Augenblick für einen Coup. Ich will nicht behaupten, daß die Aussicht auf schöne Kokotten und auf Gelage mit Champagner, Austern und Hummer, (holländische Hors d'oeuvres und die Kabarets in den skandinavischen Ländern, wohin die Herren

nach dem Abstecher im Haag reisen wollten, sind weltberühmt), bei den Leuten vom Feldwebel herab keine Rolle spielten; auch das möchte ich nicht in Abrede stellen, daß so mancher, dies dürfte vor allem für den Prinzen zutreffen, auch auf eine schöne Börsenoperation dachte. Man kann trotz der Pleite und der flauen Zeiten mit einer Presse, die falsche Franken druckt, viel echte Pfunds und Dollars „verdienen", wenn man weiß, daß der Devisenmarkt mit Franken überschwemmt wird und rechtzeitig in die Kontremine geht. Aber das Wesentliche war dies gewiß nicht: der Plan bestand darin, Frankreich und seine kleinen Verbündeten zu schwächen und Ungarn die Geldmittel zu verschaffen, mit denen es seine militärische und politische Ausrüstung vervollständigen konnte.

Zu dieser Ausrüstung gehört nun auch, wie nun einmal die Nation beschaffen ist, ein König aus dem Hause Habsburg. Denn die einst rebellische Nation der Rakoczi und Kossuth ist zur Einsicht bekehrt worden, daß sie ihre alte Macht und Größe nur wiedererlangen könne, wenn sie in das Lager Radeczkys abschwenkt und sich schwarz-gelb übertüncht. Da sie Realpolitik treibt, machte dies ihr weiter keine Schwierigkeiten: nun erlebt die Welt das merkwürdige Schauspiel, daß eine Nation, deren größte Tradition der Kampf gegen Wien war, der Hort der Habsburgischen Macht geworden ist. Mit falschen Franken sollte die ungarische Krone, nicht die Währungskrone, die Stefanskrone errungen werden. Der Zwist im Hause Habsburg zwischen dem ungekehrten Orleans, dem Albrecht Inégalité und dem Bourbonen, der den großen Nachteil hat, ein Kind zu sein, tat nichts zur Sache. Bis er großjährig würde, könnte die günstige Konstellation vorbei sein und darum hatte man Eile. Denn der Nation sind natürlich auch die Kaiser und Könige nur Bauern in ihrem Schachspiel.

Aber an einer Orangeschale rutschten sie aus. Die biedere holländische Maklerfrau Sanders sah, wie der Oberst des Generalstabes Jankovich zwei Noten in seinen Touristenstrumpf steckte und d a s wurde ihm und ihnen zum Verhängnis. Hätte der Oberst diese unbedachte Bewegung nicht ausgeführt, dann hätte er seinen Diplomatenpaß vorgewiesen, die holländische Polizei hätte bei der Budapester angefragt und die beste Leumundsnote und die Bestätigung erhalten, daß Oberst Jankovich eine diplomatische Persönlichkeit ist, der Exterritorialität gebührt, es wäre weder zu einer Leibesvisitation, noch zu einer Durchsuchung seines amtlich versiegelten Kuriergepäckes gekommen und die Wiederaufrichtung der ungarischen Nation hätte nicht eine so unangenehme Störung erfahren.

Aber man gebe sich keiner Täuschung hin: die Arbeit ist nur gestört und wird in geeignetem Augenblick, vielleicht mit anderen Mitteln, aber mit derselben Zielsicherheit wieder aufgenommen werden; dafür bürgt schon die Person des Grafen Bethlen und die mächtigen internationalen Kräfte, die an dem Bestand eines konterrevolutionären Staates im Donaubecken ein großes Interesse haben und die sich durch solche Entgleisungen nicht stören lassen. Mister Chamberlain und der Duce brauchen keine Sorgen zu haben: der Galgen-Horthy und vor allem die sozial-internationale Funktion, die irgendein Horthy in Budapest zu versehen hat, wird keine wesentliche Unterbrechung erfahren. Heute sitzt der arme Prinz, der vortreffliche Nadossy, vielleicht auch der ungarische Kapistran in einem Gefängnis, für dessen standesgemäße Einrichtung die Interieur-Künstler des ungarischen Kunstgewerbes die nötige Sorgfalt verwendet werden. Aber im Jahre 1921, nach dem Putsch des Karl Habsburg ließ Graf Bethlen auch den Grafen Andrassy, den Grafen Sigray, den Minister Gratz einsperren, was weder ihn noch diese Herren daran hinderte, nach dem Aufhören des auswärtigen Druckes gemeinsame Politik zu machen. Dem Prinzen Windischgrätz wird es nicht anders ergehen, als dem Grafen Andrassy, dafür sorgt schon der wunderbare Mechanismus des ungarischen Lebens. Damals stand an Ungarns Grenze die mobilisierte Armee der Tschechoslowakei und Jugoslawiens, heute sind es nur drei Kriminalbeamte der „Sureté générale“ aus Paris. Und man vergesse nicht: außer dem Aristid, der im Haag im Gewahrsam der nüchternen holländischen Polizei sitzt, hat in dieser Affäre noch e i n Aristide mitzusprechen. Dessen Sitz ist am Quai d'Orsay und der weiß genau Bescheid darüber, daß der Duft einer ungarischen Gräfin, dem Erdgeruch eines magyarischen Bauern vorzuziehen ist.

*

Dennoch glaube ich, daß das konterrevolutionäre System Ungarns einen schweren Schlag erlitt. Es ist nicht der Schlaganfall, sondern nur ein Schlag. Die Vertuschung ist im vollen Gange. Der arme Windischgrätz wird aus der Weltgeschichte endgültig in den Pitaval interniert. Aber nun wissen die Wenigen, die in Europa noch politisch denken, wie ein Land aussieht, in dem der christlich-nationale Kurs herrscht und der Völkerbund die oberste Staatskontrolle ausübt. Was will man noch? Um falsche Tausendfranknoten ist diese Einsicht noch zu wohlfeil erstanden.

Vor kurzem ist berichtet worden, Herr von Kühlmann, der im letzten Kriegsjahr Staatssekretär des Auswärtigen gewesen, habe sich neuerdings um ein Amt im Auswärtigen Dienst beworben; er sei aber abgewiesen worden, weil Hindenburg sich geweigert habe, über eine solche Anregung auch nur zu diskutieren.

Die Nachricht — eine durchaus richtige Nachricht! — ist bestritten worden. Und besonders heftig hat man die Kommentare dementiert, diese Haltung des Reichspräsidenten sei wohl auf die Konflikte zurückzuführen, die er als Generalstabschef mit Kühlmann gehabt. Es wurden sowohl die Konflikte geleugnet, wie die Möglichkeit, daß Erinnerungen daran noch heute für den Herrn Reichspräsidenten maßgebend sein könnten.

Nun, die Seele Herrn von Hindenburgs kennen wir nicht. Aber den Konflikt, der damals bestand, den sollte man nicht leugnen. Und er entbehrt heute, da Hindenburg vom Militär zum Politiker geworden ist, nicht einmal einer gewissen Aktualität. Denn es war damals gerade ein Kampf der Militärs gegen die Politiker, oder auch, umgekehrt, des Politikers gegen die Militärs.

Dieser erbitterte Kampf wurde akut während der Brest-Litowsker Verhandlungen. Am 7. Januar 1918 richtete der Feldmarschall ein umfangreiches Schreiben an den Kaiser, das eine einzige Beschwerde über das „mehr diplomatische als kraftvolle“ Auftreten der deutschen Unterhändler enthielt und sich dagegen verwahrte, daß der Staatssekretär häufig „einseitig die Entscheidung Euer Majestät erbat“, ohne vorher die Oberste Heeresleitung zu fragen. Für den Fall, daß man Kühlmann weiter solche Eigenmächtigkeiten gestatte, wurde die Entlassung des Marschalls und Ludendorffs erbeten. Das war, zum erstenmal in so kategorischer Form, die Forderung nach Unterordnung der politischen Instanzen unter den Willen der Obersten Heeresleitung. Der Kaiser sandte Hindenburgs Eingabe an Hertling, und der schickte sie durch Kurier sofort zu Kühlmann nach Brest-Litowsk. In einem sehr ausführlichen Exposé — mitten während der Friedensverhandlungen — antwortete Kühlmann am 11. Januar. Er stellte prinzipiell die Frage zur Entscheidung, wer eigentlich in Deutschland Politik zu machen habe, und antwortete: nur der Kanzler, nicht die Heeresleitung. Die Heeresleitung könne vielleicht Anregungen zur Berücksichtigung

geben; „das Maß der Berücksichtigung aber kann lediglich der formal und materiell verantwortliche Kanzler im Einvernehmen mit der Krone entscheiden". Graf Hertling schloß sich dieser Selbstverständlichkeit an, und am 24. Januar erlitt die Heeresleitung die einzige innerpolitische Niederlage, von der die Akten wissen: der Kaiser überreicht Hindenburg in einem Handschreiben, mit dem Ausdruck vollkommener Zustimmung, eine von Hertling ausgearbeitete Deklaration, deren erster Punkt die alleinige politische Verantwortlichkeit des Reichskanzlers feststellt, und deren zweiter Punkt die Heeresleitung in politischen Fragen ausdrücklich auf eine beratende Stellung verweist. Auf die Abschiedsdrohung der Generale wird nicht mehr Bezug genommen, es wird nur die Erwartung ausgesprochen, daß die beiden Herren sich jetzt „unbeeinflußt den Aufgaben der eigentlichen Kriegsführung" widmen könnten.

Das war sozusagen die „Entpolitisierung des Heeres", und man wird verstehen, daß die Generale dem eigentlichen Urheber dieses Vorgangs, dem Staatssekretär von Kühlmann, nicht sehr wohl gesonnen wurden. Ihr Gegenschlag aber konnte erst geführt werden, als sie, nach den Erfolgen der Frühjahrsoffensive, auch den politischen Einfluß wieder an sich gerissen hatten.

Am 8. Juni übersandte Ludendorff dem Kanzler, mit Zustimmung, eine Denkschrift des Obersten von Haeften, in der, parallel zur militärischen Offensive, eine Friedensoffensive gefordert wurde. Der Tenor der Haeften'schen Denkschrift war klar, —: ein Sieg könne mit militärischen Mitteln allein nicht mehr errungen werden. Dies galt in der Denkschrift nur für Deutschland, nicht auch für seine Gegner. Als aber Kühlmann am 24. Juni seine Offensive damit einleitete, daß er den gleichen Gedanken nicht etwa nur in bezug auf Deutschland allein, sondern in bezug auf sämtliche Kriegsführenden öffentlich aussprach, telegraphierte Hindenburg an Hertling, die Rede habe einen „niederschmetternden Eindruck auf die Armee" gemacht. In der Pressekonferenz vom 25. Juni ließ die Heeresleitung erklären, sie sei „peinlichst überrascht". Am selben Tag verbot Ludendorff dem Obersten von Haeften jede Zusammenarbeit mit Kühlmann. Am 1. Juli erklärte er dem Reichskanzler, Kühlmann müsse gehen. Am 8. Juli wird die Entlassung ausgesprochen. Und am 9. Juli schreibt Hertling an Payer, es sei gerade der Widerstand Hindenburgs gewesen, der es unmöglich gemacht habe, Kühlmann zu halten; er habe den sonst ruhigen Herrn „noch niemals so völlig abweisend" gefunden.

Das ist das dokumentarische Material. Ob es von Konflikten oder von Harmonie berichtet, mögen jetzt die Dementierer entscheiden.

VERHAFTUNG

Aufzeichnungen aus dem Jahre 1919.

Rechtsanwalt Alsberg richtete an Pölzing folgende Frage: „Ist diese Ausrede, es habe eine Meuterei stattgefunden, die zur Erschießung auf der Flucht genötigt habe, damals gang und gäbe gewesen?"

Angeklagter Pölzing: „Das war die Regel, um Erschießungen hinterher zu rechtfertigen."

R.-A. Alsberg: „Hat man die Erfahrung gemacht, daß die Sache sofort ad acta gelegt wurde, wenn man mit dem Märchen von der „Meuterei" kam?"

Angekl. Pölzing: „Jawohl."

„Vorwärts" vom 14. Januar; aus dem Bericht über den Perlacher Mordprozeß.

5. Juni. Ich werde in der Frühe, gegen 4 Uhr geweckt. — Sie sind da. Ich springe aus dem Bette, bin so unvorsichtig, durchs Fenster zu lugen. Vorm Haus, auf der Straße, Soldatentrupps. Ins kleine Versteck, das für solchen Fall bereit war. Ich warte, klopfenden Herzens, und schon im Gefühl: Heute erwischen sie Dich! Ich höre vom Flur her Lärm stampfender Soldatenschritte. Gleich darauf treten etliche Personen ins Schlafzimmer. Ich höre wie einer ruft: Das Bett ist warm. Sie durchsuchen alles. Vergebens. Jetzt beginnt einer die Zimmerwände abzuklopfen. Das Klopfen kommt immer näher, noch eine Sekunde, noch eine Sekunde, noch eine Sekunde, da, — jetzt müssen sie die kleine Tür finden, die mit Bildern verhängt ist. Atem kreist um sich selbst, — unmöglich . . . doch es ist so, das Klopfen entfernt sich. — Sie haben die Tür nicht gefunden. Tiefes Atmen, aber der Gedanke zerrt: Sie finden Dich heute doch.

Ich denke an den Mann, den man acht Tage vorher für mich erschossen hat. In eine Wohnung der Kaiserstraße waren zwei Kriminalkommissare gedrungen, in der Hoffnung, mich dort zu finden. Während sie durchsuchten, stürmte ein Trupp von zehn Weißgardisten ins Haus, gierig, die Kopfprämie von Zehntausend Mark zu gewinnen. Sein Anführer reißt ungeduldig an der Wohnungsklingel. Der eine Kriminalkommissar öffnet vorsichtig die Tür, vielleicht im Glauben, es wollte ein Trupp von Roten den verborgenen T. befreien. In dieser Sekunde ruft der Anführer: „Das ist Toller." Schon knallen die Revolver. Der Kriminalkommissar liegt tot am Boden.

An die Tür klopfts. Die Stimme von R., meinem tapferen Gastfreund: „Bleiben Sie noch drin; sie durchstöbern weiter das Haus".

„Ja."

Gewißheit, sie finden Dich. Gleich ists aus. Wenn sie Dich nur nicht so quälen wie Landauer, wie Eglhofer, wie die andern.

Ich höre, wie die Männer wieder ins Zimmer kommen. Einer geht auf die kleine Tür zu, klopft, beginnt die Bilder abzunehmen. Ich stoße die Tür auf, sehe Kriminalkommissare, Soldaten, sage ohne Erregung: „Sie suchen T., ich bins!" Die Kriminalkommissare schauen mich scharf an, das entfärbte Haar entstellt mich. Soldaten fallen auf die Knie, richten die Gewehre auf mich, entsichern, Finger am Abzug. Ich wende mich an einen Kriminalkommissar: „Herr Kommissar, Sie hören von mir in Gegenwart aller Zeugen, daß ich nicht daran denke zu fliehen. Dieser Mann hat den Finger am Abzug des entsicherten Gewehrs. Er ist sichtlich erregt. Ich weiß, wie leicht in einem solchen Moment das Gewehr „losgeht". Wenn ich jetzt erschossen werde, ist es keine Erschießung auf der Flucht, ich mache Sie darauf aufmerksam!"

Die Kommissare springen auf mich zu, legen mir, der im Hemd dasteht, an beiden Händen Handschellen (Achter) an und erlauben mir erst auf meine ironische Bemerkung, ob sie mich so auf die Straße bringen wollen, mich anzuziehen.

Man führt mich durch die dämmerige Straße. An den Eisen der Handgelenke halten mich die Kommissare, vorn, hinten, zur Seite Soldaten, ungewöhnlich freundlich, mit schußfertigem Gewehr. So kommen wir in das Polizei-Präsidium.

Vor meiner Zelle beginnt die Prozession der Polizei-Funktionäre. Jeden Augenblick wird das Guckloch geöffnet. Ein Auge glotzt, das Weiße der Pupille leuchtet widerlich.

Um acht Uhr kommt der berüchtigte Polizeisekretär Lange mit einem Aufseher und einem Handwerker in die Zelle. „Machen Sie die Ketten fest, gut vernieten wie bei Leviné!" befiehlt er dem Arbeiter.

Ich antwortete ihm mit einem Satz, der mir später immer Freude machte.

Der Handwerker nietet die schwere Kette ans linke Handgelenk, an den linken Knöchel.

Gestern wurde Leviné zum Tode verurteilt.

Man führt mich zum Photographen. Trotz der Kette schlägt mir der Beamte den Achter ums rechte Handgelenk. Ich muß mich auf den eigens dafür hergerichteten Stuhl setzen — der Stuhl dreht sich in einer Achse, — auf den Sitz genagelt drei kantige Hölzer, an denen Nummern aufgehängt werden. Alle Männer benehmen sich pathetisch, betonen die Würde ihres Berufs. Die Situation kommt mir komisch vor. Ich sage

zu dem Photographen: „Machen Sie die Bilder recht gut. Ich brauche ein paar für mich". Schroffe Antwort aus dem 10 Zentimeter hohen Kragen. „Bis die fertig sind, fressen die Würmer an Ihnen", und der Photograph stupst mir eine schäbige Reisemütze auf den Kopf. Ich begreife nicht warum. Später, als mir Bilder in den Zeitungen in die Hände fielen, begriff ich es: man brauchte Verbrecher-Bilder, die abstoßen sollten.

Man führt mich in ein Zimmer zum Fingerabdrucknehmen. Ich protestiere: „Ich bin kein Krimineller!"

Man fährt mich an: „Du Lump, Du Schurke, hier wird nicht protestiert!" Man reißt mich an der Hand, klatscht sie in die Farbe, macht Abdrücke.

Ich werde zur Vernehmung geführt. Rechts und links zwei Soldaten mit aufgepflanztem Gewehr. Ich sehe einen kleinen hageren Mann mit unaufrichtigem schielendem Blick, Gesicht zerknittert, von Falten überzogen, Lippen scharf, dünn, Augen klein, von unzähligen Krähenfüßen umrissen, — den Staatsanwalt Lieberich. „Setzen Sie sich."

Die beiden Soldaten müssen mit aufgepflanztem Gewehr neben mir Platz nehmen.

„Lassen Sie die Kette nicht abnehmen?"

Kurze scharfe Antwort: „Nein".

Er will mich einschüchtern, denke ich, es wird ihm nicht gelingen. Die Vernehmung beginnt.

FRANTZ CLÉMENT (Paris)

FRANKREICHS AUSVERKAUF

Als in der rentenmarklosen, der schrecklichen Zeit die Rede ging von Deutschlands großem Ausverkauf, lächelten in Mainz und Wiesbaden die Franzosen. Ja, ja, Sieger sein war eine feine Sache. Nun haben sie die Bescherung. In Frankreich droht die Ueberfremdung, und wenn es so was wie eine moralische Ueberfremdung gibt, so hat sie in Paris bereits stattgefunden. Es geht dem Franken nicht gut, wenn es den Franzosen auch im großen ganzen noch nicht schlecht geht.

Und sie schreien, ehe sie geschlagen werden. Es ist natürlich nützlich für sie, daß sie schreien, um nicht in eine Sicherheit eingelullt zu werden, die nicht besteht. Aber sie regen sich über recht nebensächliche Dinge auf. Zunächst: in der Haut eines jeden, auch der wohlgesittetsten und weitherzigen Franzosen steckt ein Xenophob. Er ist Fremdenverächter weniger aus nationaler Eitelkeit als aus Bequemlich-

keit. Die vielen ungebetenen Gäste stören seine Behaglichkeit. Wenn in einem Restaurant oder Schauspielhaus ein Engländer dem Bürger auf die Zehen tritt oder gar ein Brasilianer seiner „Bourgeoise" gegenüber es an Respekt fehlen läßt, macht die gallische Reizbarkeit sich Luft.

Es ist auch etwas ungerecht von den Franzosen und besonders von den Parisern, wenn sie sich bezüglich der Ueberfremdung in einen ökonomischen Eifer hineinreden. Sie haben diese Gäste nötig, damit ihre rue de la Paix und ihre place Vendôme floriert. Was würden alle die Jeannine und Irène, die Alice und Marthe anfangen, wenn die blonden und braunen überseeischen Damen nicht bei ihnen aus- und eingehen würden, um Hüte und Kleider anzuprobieren. Es gibt eine „exportation sur place", ohne die das immense Schneideratelier Paris nicht auf seine Kosten käme.

Aber es gefällt einem doch nicht, daß die Fremden die Landschaft beherrschen, auch wenn man nur ein Halb- oder Viertelpariser ist. Diese Stadt hat ja seit einem Jahrhundert mit Leichtigkeit und Selbstverständlichkeit alles Ausländische assimiliert. Unter der Restauration und dem Empire waren die cabinets particuliers und Spielsäle des Palais-Royal das Stelldichein einer nicht immer untadeligen Aristokratie aller Länder, und unter der dritten Republik gaben im Font-Paris oft genug zugewanderte Finanzbarone den Ton an. Aber die alte Kulturstätte schliff das ab, was nicht in ihren Rahmen paßte: der Valutalawine von mäßigen und bemittelten Leuten aller Haut- und Seelenfarben ist Paris nicht mehr gewachsen. Sie bringen ihre Sitten und Unsitten nicht nur mit, sondern drängen sie auf, und was ihnen hier gefällt, ist nicht der Duft der Wohlerzogenheit, das Formgefühl und der Geist, es ist vor allem die Organisation kostspieligen und banalen Vergnügens.

Daß alljährlich das Kind von Betlehem mit Austern, Trüffelpastete und extra dry gefeiert wird, ist Tradition. Aber am Reveillon herrschte teilweise der Greuel der Verwüstung. Es wurde ebenso teuer als kulturwidrig gegessen und getrunken. Und man tröstete sich nur damit, daß die Provinzler ziemlich zahlreich nach der Hauptstadt gekommen waren. Man sah allenthalben die feinen und etwas altmodischen Gesichter der bodenständigen Franzosen, die Herren in Fräcken von provinziellem Schnitt, die Damen in schüchternem Dekolleté und maßvollem Ahnenschmuck, ohne südamerikanische Ueberladung. Brave und heitere Leute, die dem Paris der Vordollarzeit heimlich eine Träne nachweinen, sich aber mit erprobter Lebenskunst in die schlimmen Zeiten fügen.

Man male sich aus, was innerhalb unserer auf der Freiheit des Individuums ruhenden Gesellschaftsordnung einige Millionen wurzelloser, durch keinerlei Familien- oder Klassenzusammenhänge beschwerter Menschen, eines Kadetten-Proletariats sozusagen, bedeuten würden! Man wird die Farben zu diesem Gemälde nicht grell genug wählen können.

Die Gewährleistung hygienischer, diskreter, kostenloser Entbindung, die Abladung der Kinderversorgung auf Väterchen Staat, würde aber in Deutschland nur in geringem Maß die Belastung der unfreiwillig Geschwängerten beheben. Solche Einrichtung würde weit mehr den Bedürfnissen derjenigen Frauen entgegenkommen, die schon heute ehelose Kinder zur Welt bringen, aber obskure unhygienische Entbindungsfabriken aufsuchen, ihre Brut den mehr oder weniger vertrauenswürdigen Pflegemüttern anvertrauen müssen. Die moralischen und materiellen Schädigungen aber, mit denen die Tatsache der illegitimen Schwangerschaft droht, würden unvermindert bestehen bleiben. Dem Ladenmädchen, dem Tippfräulein, der Schauspielerin, der Lehrerin, der Haustochter nützt die Aussicht auf Entbindungsanstalt und Findelhaus sehr wenig, wenn sie inzwischen der Schande, der Dienstentlassung, der Aechtung anheimfällt. Solange die abgründliche Sexualheuchelei unserer bürgerlichen Anschauungen — die tief ins Proletariat hinabreichen — fortbesteht, derzufolge Geschlechtsverkehr allein den materiell zur Haushaltsgründung befähigten Menschen vorbehalten bleibt, solange werden Anreiz, Verlockung, subjektive Nötigung zur Abtreibung fortbestehen. Diejenigen, die glauben, durch Errichtung eines Netzes von staatlichen Findelhäusern die Abtreibungsseuche zum Erlöschen zu bringen, dürften schwere Enttäuschungen erleben.

*

Aber angenommen, ihre Hoffnungen erfüllen sich, was wäre die Folge? Wenn die Findelhäuser nur halbwegs funktionieren, so müßte sich ein Geburtenüberschuß von einer netten runden Million pro Jahr ergeben. Man kann nicht umhin, den bedenkenlosen Optimismus zu bestaunen, aus dem heraus die Leipziger Aerzte dem deutschen Volke eine so formidable Vermehrung empfehlen.

In zwanzig Jahren — also demnächst — würde Deutschland alsdann eine Bevölkerung von 83 Millionen anstatt von heute 63 aufweisen. Ein starkes Wort! Jedem, der sich irgendwie ernsthaft mit den wirtschaftlichen Grundlagen Deutschlands und seiner heutigen Stellung in der Welt befaßt hat, muß bei diesem Gedanken ein gelinder Schauer über den Rücken laufen.

*

Nun sind allerdings Aerzte von Standeswegen nicht verpflichtet, volkswirtschaftlich zu denken. Immerhin dürfte auch zu ihnen die Nachricht gedrungen sein, daß schon derzeit das deutsche Volk von seiner Scholle nicht voll ernährt werden kann. Es ist gezwungen, durch Industrieexporte die notwendigen Nahrungsmittel- und Rohstoffimporte zu decken. Daß dies derzeit nicht völlig möglich ist, darüber belehren den Zeitungsleser die monatlichen Ziffern der Handelsbilanz. Es besteht zwar begründete Hoffnung, daß durch Hebung der Agrarproduktion und andere Maßnahmen wenigstens dieses Defizit wird ausgeglichen werden können. Ob aber dieses

in gewissem Sinne recht labile und auf komplizierten Voraussetzungen ruhende Wirtschafssystem eine weitere Vergrößerung der Volkszahl verträgt, erscheint sehr zweifelhaft. Die Weltwirtschaft hat in und nach dem Großen Krieg grundlegende Wandlungen erfahren. Es ist sehr wohl eine Weltlage denkbar, in der die großen Wirtschaftsgebiete der Erde im wesentlichen auf Eigenproduktion gestellt sind und nur ein Spitzenausgleich der Produkte stattfindet. Jedenfalls leben wir schon heute in einer Aera nicht konjunktureller, sondern prinzipieller Exporterschwerung.

Wohin also mit so bedeutendem Volkszuwachs? An Auswanderung großen Stils ist nicht zu denken; nirgends auf der Erde gibt es Gebiete, die gewillt wären, Millionenüberschüsse deutscher Menschen aufzunehmen. Wir müssen also unsere Volkszahl mit unserem Arbeits-Spielraum in Einklang bringen. Entweder durch Ausweitung des letzteren; wenn aber das nicht möglich ist, so durch Einschränkung der ersteren. Einschränkung durch Enthaltung, durch Präservative, und wenn es nicht anders geht — in Gottes Namen durch Abtreibung.

Wenn ein kleiner Beamter mit zweihundert Mark Monatsgehalt und einer Zweizimmerwohnung darauf beharrt, jedes Jahr ein Kind in die Welt zu setzen, so wird ihm jedermann kühl bedeuten, er möge sich gefälligst menagieren. In der Lage dieses kleinen Beamten ist heute Deutschland. Und angesichts dieser Lage empfehlen die Leipziger Aerzte dem deutschen Volk, es möge seinen Geburtenüberschuß nicht nur erhalten, sondern noch gewaltig steigern!

Natürlich geht es dabei nicht ohne klingende vaterländische Phrasen ab. „Ein Volk, das nicht mehr den Willen zum Kinde hat, ist dem Untergang geweiht." „Vielleicht ersteht dermaleinst aus solch gerettetem Menschenkinde der Erlöser für Deutschland aus seiner Erniedrigung." Und so. Aber wir sind ja leider im heutigen Deutschland schon daran gewöhnt, daß Patriotismus als Feigenblatt für Ideenlosigkeit herhalten muß!

*

Der Glaube an den Segen des Geburtenüberschusses ist ein Aberglaube, ein Fetisch. Er wurzelt durchaus in militärischen, in machtpolitischen Gedankengängen. Der König braucht Soldaten, das ist etwa die Psychologie. Zwischen zwei feindlichen Ländern werde dasjenige auf die Dauer die Oberhand erlangen, das im Wettrüsten und im Wettzeugen obsiegt. Gott ist mit den stärkeren Bataillonen — aus dieser Strategie von vorgestern stammt die Anbetung des Geburtenüberschusses.

Aber von uns und von heute an beginnt neue Zeit. Gott ist von nun an mit den flinkeren Gehirnen, den findigeren Chemikern, den besseren Schlagworten. Immer weniger wird in der Weltgeltung die Quantität, immer mehr die Qualität entscheiden.

Unsere Frauen und Mädchen sind hinter ihren niederen Stirnen weit klüger als unsere Aerzte, Statistiker, Gesetzmacher. Die Unsicherheit des Lebens, die Ungewißheit der Zukunft lastet auf ihnen weit drückender als auf den Männern, die sich am Tatoptimismus der Tagesarbeit aufrichten. Wir sind zu viel Menschen, fühlen sie. Und beschließen in ihrem Innern, die Produktion einzuschränken — wie ein Syndikat tut, wenn Ueberproduktion auf den Markt drückt.

Und sie haben recht, die braven Mädchen und Frauen. Sie lassen sich von erhebenden Phrasen nicht benebeln. Sie wissen: Kinder sind Not-

wendigkeit — viele Kinder sind Luxus. Sorgt für ein anderes Leben, sagen sie zu den Männern, macht es zukunftsreicher, hoffnungsvoller, gegenwartsfreudiger: wenn Not am Mann sein wird, Not an Menschen sein wird — dann werden wir schon das unsrige tun.

In einer kommunistischen Welt gliedert sich die Findelhausidee, die Staatskinderschaft logisch ein. In ihr ist auch, wenn der Zustand des Landes es erfordert, Verbot der Abtreibung, Verbot der Konzeptions-Hinderung, ja selbst Zwang zur Empfängnis denkbar; denn diese Welt beruht ihrem Grundgedanken nach auf Zwang. In unserer Welt aber, die auf dem Gedanken der Freiheit ruht, ist für staatliche Bevormundung des Geschlechtsverkehrs kein Raum. Ein Land wie Rußland vermag extensive Menschenwirtschaft zu treiben — unser Ziel muß sein, sie intensiv zu gestalten. Darum weg mit dem Abtreibungsverbot, das nur unendliche Schädigungen unserer Frauenschaft auf dem Gewissen hat.

*

Wenn ein Arzt einer Frau hilft, sich ungerufener Befruchtung zu entledigen, dann ist er kein „Mörder“, wie einer der Kongreßteilnehmer emphatisch ausrief, sondern er leistet Dienst am leidenden Menschen und damit Dienst am Volke. Wie ein Mann müßten sich die Aerzte erheben und dafür eintreten, daß von Zehntausenden ihrer Berufsgenossen, von Hunderttausenden unserer Mädchen und Frauen Stigma und Gefahr des Verbrechertums genommen wird. Sie sollten sich nicht dafür hergeben, mit ihrer Autorität mottige Moralbegriffe und rostige Gesetzesrudimente zu stützen, die aus Zeiten stammen, in denen Kirche und Landesvater das menschliche Leben reglementierten und bevormundeten. Ihre Sorge sollte es sein, die Empfängnisverhütung sicherer, die Fruchtentfernung unschädlicher zu gestalten. Um dadurch ihrerseits mitzuwirken an der Erreichung eines hohen Menschheitszieles: daß die Zeugung der Menschen befreit wird von Zufall, Angst, Sorge, Haß — daß sie in Zukunft nur abhängen wird, wovon allein sie abhängen dürfte: von einem Akt willentlicher Freiheit!

Aus dem Lager der Aerzte erschallen Alarmrufe. Der Geburtenüberschuß Deutschlands ist in jähem Absinken begriffen. Vor dem Kriege achthunderttausend, 1921 noch siebenhunderttausend, 1923 nur vierhundertdreißigtausend. Ursache: ein ungeheuerliches Anschwellen der Abtreibungen. Nach verschiendenen Indizien wird ihre Zahl auf vierhunderttausend bis eine Million geschätzt. Allerdings eine erschütternde Zahl.

Offensichtlich sind die gegenwärtigen Strafbestimmungen völlig unzureichend. Sie betragen bloß drei bis zehn Jahre Zuchthaus. Man sollte es vielleicht einmal mit der Todesstrafe versuchen. . . .

Es ist schwer nicht bitter zu werden. Wenn obige Schätzungen nur einigermaßen richtig sind, so müßten nach Recht und Gesetz jährlich mindestens eine halbe Million Menschen ins Kittchen. Demgegenüber sieht das allgemeine Rechtsempfinden in dieser Handlung — das nach dem Gesetz einem besseren Totschlag gleichgeachtet wird — durchaus kein Verbrechen. Wir alle, die Gesetzmacher, Richter, Schöffen nicht ausgenommen, kennen in unserer Freundschaft, Verwandtschaft, Familie genug Frauen und Mädchen, die „es“ getan haben, Aerzte, die Beihilfe leisteten. Aber es fällt uns nicht ein, uns in praxi moralisch zu entrüsten, mögen wir auch wie immer theoretisch zu der Frage stehen. Von diesen hunderttausenden „Verbrechern“ werden dann und wann ein paar Pechvögel gefaßt und in majorem

gloriam justitiae abgeschlachtet. Das ist lächerlich, unwürdig, verderblich. Vortrefflich sagt Radbruch in Hinsicht auf diesen Zustand: „Ein Gesetz, das in der überwiegenden Mehrzahl seiner Anwendungsfälle straflos seiner spotten läßt, schädigt das Ansehen der Rechtsordnung überhaupt und richtet durch sein mißachtetes Dasein im Rechtsbewußtsein der Menschen weit mehr Verwüstung an als seine völlige Beseitigung es könnte."

Gegenüber solcher Massenbewegung sind Strafbestimmungen Dämme aus Binsen. Sie haben nur eine katastrophale Schädigung unserer Frauenschaft zur Folge. Die Mädchen und Frauen, die beim Arzt keine Hilfe finden dürfen, werden in die Hände der unberufenen Helfer getrieben oder greifen zur Selbsthilfe. Wer nicht weiß, was das bedeutet, der lese das Konfessionsbuch „Martha Berger". Das ganze Pandämonium der Abtreibungs-Unterwelt tut sich da vor uns auf.

*

Der Aerztekongreß neulich in Leipzig hat sich mit dieser Frage eingehend befaßt. Ein Münchener Arzt, Dr. Nassauer, hat die Errichtung staatlicher Entbindungs- und Findelhäuser als positives Hilfsmittel gegen die Abtreibungsseuche empfohlen, der Kongreß hat eine gleichsinnige Entschließung gefaßt.

Im kühnen Flug der Phantasie sieht Dr. Nassauer bereits unabsehbare sonst abgetriebener Keime gerettet, dem Leben gewonnen. Er weist auf den Erfolg der sowjetischen Findelhäuser hin, in denen bereits fünf Millionen Kinder dem Staat erhalten werden. Als Endziel der Findelhaus-Bewegung sieht er: Verschwinden der Abtreibung, dadurch Erhaltung und Erhöhung des Geburtenüberschusses.

Es ist immerhin befremdlich, wenn sich Vertreter der bürgerlichen Gesellschaftsordnung auf eine fundamentale Sowjet-Einrichtung berufen. Aber es zeugt von völliger Unkenntnis sowjetischen Fühlens und Denkens, wenn sie glauben, mit der gleichen Einrichtung in Deutschland gleichen Erfolg erzielen zu können.

Die Staatskindschaft ist einer der Grundpfeiler kommunistischer Weltanschauung. Innerhalb ihrer geschieht alles für den Staat, durch den Staat. Er ist die Allmacht. Er weist seinen Mitgliedern Arbeit zu, schneidet ihnen das Brot vor. Boden, Werkzeuge, Ertrag — alles ist sein Eigentum. Er leitet, verwaltet, verteilt. In so geordneter Gesellschaft ist das Kind logischerweise nicht mehr Individual-Problem; seine Aufzucht, seine Erziehung seine Versorgung ist die Sorge Aller. Daher ist auch das staatliche Kinderhaus unweigerliches Inventarstück aller kommunistischen Utopien bis auf Plato zurück.

Aber das sowjetische Findelhaus entspricht nicht nur der Doktrin — es ist auch Werkzeug vorausschauender sowjetischer Politik. In der gegenwärtigen Generation leben doch noch unausrottbare Keime individualistischen Fühlens. Wie anders wird die Generation werden, die als Staatskinder in den Phalansterien aufwächst! Die anonyme Masse elternloser Kinder, der Verführung der individuellen Familie entzogen, mit Staatsmilch gesäugt, mit Staatsbrot genährt — in zwanzig Jahren werden die Sowjetmachthaber eine Armee von fünf Millionen Menschen in der Hand halten, denen kommunistisches Fühlen ganz anders in Fleisch und Blut übergegangen sein wird, als der heutigen noch immer in Familien lebenden Masse. Eine Janitscharenhorde, zu friedlichem wie kriegerischem Dienst in gleichem Maße befähigt und gewillt, unzerbrechbare Waffe in den Händen der Regierenden.

Glückwunschschreiben an einen geschiedenen Mann, der seine Frau zum zweiten Male heiratete

Lieber Franz! Warum, frage ich Sie, warum in aller Stille? Es gibt Dinge, die man sich sehr genau überlegen muß, ehe man sie tut; hat man sich aber dann entschieden, so soll man sie mit Pauken und Trompeten, mit großem Orchester, mit Adlon-Diner, Seidenschleppe und dreihundert Festgästen begehen. Sie haben in der Weisheit Ihrer Einsamkeit sich entschlossen, die Frau, die Sie schon einmal als Ihr großes Erlebnis erkannten, wieder in alle Rechte der schicksalgebenden Gattin einzusetzen. Ich habe, als man mir diese Hochzeitsnachricht brachte, einen kleinen Luftsprung gemacht.

Eine sehr schöne Schauspielerin hat mir einmal etwas Unvergeßliches gesagt: „Wir alle leben unsere Liebe nicht zu Ende." Oder sagte sie: Wir leben unsere Lieben nicht zu Ende? Aber sie gehört zu den in Liebesdingen pathetischen Frauen (sie ist keine Soubrette, sie ist eine Tragödin), sie wird sicher nicht vom Plural ihrer Passionen gesprochen haben. Das ist ein Ausspruch, der mehr Erlebnis und Seele enthält als Wassermanns in Europa und Amerika gesammelte Novellen. Fast jede Liebe, besonders in Deutschland, wird nicht zu Ende gelebt. (Ich spreche nicht von Durchschnittsehen, wo es nichts anzufangen und nichts zu beenden, aber immer nur etwas zu überleben gibt.) Alles endet hier mit „Bruch". Vorgestern hat man noch Brust an Brust geschlafen, gestern kam die „Entdeckung", morgen geht man auf der Straße aneinander vorbei, sieht sich und sieht sich doch nicht mehr. Dieses plötzliche Ausgelöschtwerden eines geliebten Menschen habe ich immer für einen Sittenrest aus Menschenfresserzeiten gehalten. Wie? Ist es denn nicht mehr dasselbe Auge, das auf mir verweilt? Ist diese geliebte Hand plötzlich plump geworden? Hat sich der leichte Schritt der gestern Geliebten geändert? Ist denn Liebe ein Lieferungsvertrag, den man sofort auflösen kann, wenn der andere Teil gewagt hat, eine Konkurrenzfirma zu bedienen oder zu beachten? Oh, ich begreife zuweilen die Flucht vor einer Frau. Das kann aus Gründen der Selbsterhaltung notwendig sein. Aber sofern ich meiner selbst wieder einigermaßen sicher geworden bin, muß ich doch genug Treue zu mir selbst haben, um ein geliebtes Gesicht nicht auszulöschen, einer wohltuenden Stimme nicht taub zu werden. Nur ganz schwache Menschen haben den „ewigen Bruch" nötig. Die Gesellschaft freilich, die zu fünfundneunzig Hundertstel aus Nichts-als-nur-Bürgern, das heißt aus lauen Herzen und mutlosen Charakteren besteht,

die Gesellschaft verlangt, daß ein Mann, dem sich die Frau entfremdet hat, diese Sünderin ein für allemal aus seinem Erlebniskreis auslösche. Da sind Sie, lieber Franz, gekommen und haben, ohne viel Geräusch, einen kleinen weißen Fehdehandschuh vor die entsetzlich gute Gesellschaft geworfen. Sie haben, ohne sich vom Gesellschaftsschwatz beirren zu lassen, gefühlt, daß in Ihrem Herzen noch etwas lebendig ist und daß es kein anderes Mittel gibt, eine Leidenschaft zu besänftigen, als ihr nachzugeben. Sie wollten Ihre Passion zu Ende leben und werden dabei die beglückendste Erfahrung machen, daß eine echte, nicht für die Galerie gelebte, nicht aus Eitelkeit genährte Leidenschaft Verwandlung auf Verwandlung, von Ring zu Ring, durchmacht und gar nicht enden kann.

Es ist Ihnen, lieber Franz, nicht einen Augenblick eingefallen, zu verzeihen. Sie wissen, wenn wir einer Frau verlustig werden, so ist immer ein Grundfehler beim Manne geschehen. Eine Neigung der Geliebten verdorrt, weil im Manne eine andere übermächtig geworden ist, zum Beispiel der Berufswahnsinn oder die wilde Geldsucht. Wie wenig deutsche Männer wissen, daß die Liebe fast jeder Frau errungen werden kann — durch Zeit. Ueberschütte Deine Freundin mit Zeit, schenke ihr am Morgen, am Tage, in der Nacht Zeit, Zeit, Zeit! Zeit ist mehr als Schönheit, Zeit ist mehr als Geld, Zeit ist beinahe alles. Jeder sogenannte Fehltritt einer Frau ist die Folge einer Blut-, will sagen Zeit-Armut des Mannes. Sie sind vielleicht ein Zeit-Geizhals gegenüber Ihrer ersten Frau gewesen, seien Sie Ihrer zweiten Frau ein Zeit-Verschwender!

Ja, sagen die Gesellschaftskorrekten, aber da war doch dieser Eindringling. Wie kommt man über den hinweg? Man kommt, lieber Franz, Sie haben ganz recht, man kommt über ihn hinweg, gerade weil er nachträglich unbegreiflich scheint. Ich wollte, wir wären in diesem Punkte etwas amerikanischer. Bei uns genießt der Berufserotiker aus kapitalistischer Umgebung noch immer gesellschaftliche Duldung. Es gibt Gecken des erotischen Schlachtfeldes, die sich mit den Trophäen gebrochener Ehen schmücken wie Indianer mit Truthahnfedern und Elefantenzähnen. So ein fetter, schwammiger Hühnerhofheld, der gelegentlich im Gespräch sagt: „Winter 1921 . . . Ach ja, da war die Rantzau bei mir", müßte, zwei Sekunden nach so selbstgefälliger Renommage, über die hochherrschaftliche Treppe hinuntersausen, der Zylinder hinter ihm. Aber da die Schauspieler von großen Szenen leben, ist der Hinauswurf auch dieser Erlebniskomödianten wahrscheinlich doch die falsche Taktik, und es gibt in diesem Falle nur eine, die Ihre. Diese widerwärtigste Art von Sexualgecken muß man als Luft behandeln. „Gar net ignorieren", sagt Karl Kraus.

Den meisten Menschen ist ihr „Typ“ gar nicht vergönnt. Die meisten kommen gar nicht zu dem Partner, der ihr Schicksal wird. Hat man das Glück und Unglück, die Seligkeit und Unseligkeit, eine Frau zu finden, der man, ob man will oder nicht, ausgeliefert ist, dann gibt es nur einen tragischen oder törichten Rechenfehler: seinem Schicksal entlaufen zu wollen. Sie haben, sonst der bürgerlichste Mensch, Geschäftsmann, Familienmensch, Antibohemien, den Mut gehabt, alles wegzudrängen, was sich zwischen Sie und Ihre erste und einzige Frau schieben wollte. Sie haben Ihrer zweiten und letzten Frau ungefähr das Erlebnis geschenkt, das der etwas närrischen Frau Nora Helmer dunkel als „das Wunderbare“ vorgeschwebt hat, Sie haben den Mut Ihrer Passion gehabt, und das wird sich lohnen. Es kommt ja in allen Handlungen nur ein bißchen auf Erkenntnis und entscheidend auf die Courage an.

Wie ich Sie beneide! Wie ich Sie beglückwünsche! Wie ich den ersten gemeinsamen Abend, ganz allein, in Ihrem Hause vor mir sehe. Was für ein unbeschreibliches Glück muß es gewesen sein, Franziskas blasse Wangen zu streicheln und die Tränen zu spüren und zu trinken, die ihr beim Eintritt in die alte, verlassene Wohnung aus den Augen stürzten.

Ihr Carlotto.

ERICH KÄSTNER

DIE TRETMÜHLE

(Nach der Mel.: „Frisch auf mein Volk! Die Flammenzeichen rauchen!“)

Rumpf vorwärts beugt! Es will dich einer treten!
Und wenn du dich nicht bückst, trifft er den Bauch.
Du sollst nicht fragen: was die andern täten!
Im übrigen: die andern tun es auch. —

So bück dich, Mensch! Er tritt ja nicht zum Spaße!
Er wird dafür bezahlt. Es ist ihm Ernst.
Tief! Tiefer! Auf die Knie mit deiner Nase!
Das Vaterland erwartet, daß du's lernst.

Zunächst bist du noch etwas steif im Rücken.
Sei guten Muts! Es ist nicht deine Schuld.
Gib acht wie prächtig sich die andern bücken!
Das ist nur eine Frage der Geduld. —

Und muß so sein. Und ist der Sinn der Erde.
Der eine tritt — wie die Erfahrung lehrt —
Damit ein anderer getreten werde.
Das ist Gesetz. Und gilt auch umgekehrt. .

Du sollst für Laut- und Leisetreter beten:
„Gib Himmel, jedem Stiefel seinen Knecht!
Beliefre uns mit Not! Denn Not lehrt treten —.“
Wer nicht getreten wird, kommt nie zurecht.

Geh vor den Spiegel! Freu dich an den Farben,
Die man dir kunstvoll in die Rippen schlug!
Die Besten waren's, die an Tritten starben. —
Rumpf vorwärts beugt! Genug ist nicht genug! —

PAUL MORAND **GALANTES EUROPA**

Chronik des 20. Jahrhunderts

Einzig autorisierte Übersetzung von Walter Mehring

3. Fortsetzung

Rheinische Lustbarkeit

II.

6. November. — Walter ist seit Mittwoch nicht nach Fürstenbrück zurückgekehrt. Ich habe eine Einladung nach Düsseldorf angenommen, um ihn wiederzusehen, den Verführerischen. Trotz der Schießereien gab's an dem Tage Rosé-Quartett und Beethoven. Du mußt wissen, wie er Musik liebt. Er war im Konzert. Er stellt mich seiner Schwester vor und lädt mich ein, den Abend bei ihr zu verbringen. Ich gehe hin, allein. (Bei all diesen gesellschaftlichen Veranstaltungen ist Hervé nie zu sehen.) Wunderbar die Musik. Ich hatte mein Schwalbenkleid an. Die anderen Frauen sind immer in Dunkelblau und wirklich ohne Chic. Er, Walter, sehr gut, nervig, autoritär.

Zu meiner Verblüffung nimmt er nicht am Diner bei seiner Schwester teil. Das sind sehr reiche Leute. Sie hat einen Holländer aus Nymwegen geheiratet, und das gibt ihr eine gewisse Sonderstellung in der rheinischen „Oberschicht"; der Hausherr spricht ein bewundernswertes Französisch. Sie „sehen" die Aristokratie, die Geschäftswelt, auch die jüdische, die Künstler, die avancierten Parteien, einige Mitglieder der Konsulate, darunter den Engländer V., der sich als Staatsmann aufspielt. Natürlich keine Franzosen. Man hat bei mir diesen Abend eine Ausnahme gemacht, weil Walter es wünscht.

Walters Schwester heißt Lilith. Bei ihnen ist alles sehr modern, sehr glatte Linien; genre Bärenhaut, im Haus angefertigte Teppiche, zum Barfuß-Gehen, Kristallkugeln, Eßtisch ohne Tischtuch und gesellschaftlich unmögliche Bilder. Picasso, Braque, ich habe niemals in Paris von diesen Malern reden hören. Beim Diner saß ich neben dem chilenischen Konsulatsvertreter, einem großen Chilenen, ganz hübsch; rosa Nelke im Knopfloch, Smoking, verflucht langweiliges Benehmen eines Weltmannes. Ist viel gereist. Wie bei allen Leuten, die mehrmals die Reise um die Welt gemacht haben, ist aus ihm kein Wort rauszukriegen. Ich habe mich in Unkosten gestürzt. Und mir gesagt: „Daß Walter nicht da ist, um mich flirten zu sehen!"

Nach dem Diner erscheint der Verführerische, mit einem Ausdruck, als ob er's nicht absichtlich getan hätte; man beginnt zu tanzen. Der Chilene gleitet übers Parkett hin wie übers Wasser. Walter fordert mich nicht ein einziges Mal auf; übrigens tanzt er Walzer, und den tanze ich nicht; das paßt nicht zu meinem Alter. Tango übrigens auch nicht. (Ich werde diese Woche dreiundzwanzig.) Walter drehte sich, ohne anzuhalten. Ich litt so fürchterlich, daß ich beinahe ein wollüstiges Vergnügen dabei empfinde. Ich wurde so traurig, daß er es bemerkte und mit mir tanzte, ganz kalt, und sich neben mich setzte. Er fragte mich:

— Wieviel Zeit brauchen Sie eigentlich, um sich die Augen zu machen?

Wozu ihm die Wahrheit verheimlichen.

— Anderthalb Stunden.

Plötzlich erlosch das elektrische Licht. Wir waren allein, im Dunkeln, und sprachen.

Er sagte zu mir:

— Sie flößen mir Furcht ein.

Ich antwortete:

— Und Sie mir!

Ich wollte wissen, warum er nicht nach Fürstenbrück zurückgekommen wäre. Er gab mir als Erklärung für sein Verhalten: sich um jeden Preis von mir entfernen. Ich sagte ihm ganz ruhig ins Gesicht:

— Sie haben sich wie ein Flegel benommen.

Das hat ihn sehr getroffen.

— Es mußte sein, fing er wieder an. Ich will Ihnen nicht verfallen.

— Warum?

— Weil Sie nicht aufrichtig sind!

Er hielt eine Rose in den Händen Als er mich lachen sah, warf er sie mir ins Gesicht; da habe ich sie aufgehoben und auf den Boden geworfen. Er ist fortgegangen.

Am selben Abend. — Ich wußte, daß der Verführerische seit zwei Wochen fast alle Nächte in Düsseldorf mit Frauen zubringt.

Um zehn Uhr ist Lichterlöschen, und die Deutschen müssen nach Hause, wegen der Patrouillen. Die Fremden nicht. Ich habe den chilenischen Konsul gebeten, mit mir bummeln zu gehen.

— Gibt es verbotene Lokale?

Ja, aber das wechselt fast jeden Abend.

Heute ist es in einer Bäckerei. Man muß durch die Backstube rein. In der zweiten Etage öffnet man. In der Salonbar stagniert der Rauch wie in Tunnels. Ich bemerke Offiziere

von den Kolonialtruppen. Auch einen Schiffs-Kapitän von der Rheinflottille, der anscheinend nicht sehr entzückt ist, mich hier zu sehen. Ich kenne seine Frau. Nichts zu essen, aber Alkohol. Manchmal geht das Brot aus, der Alkohol nie. Gräßlich, diese Leute zu sehen, die sich bloß amüsieren kommen, weil sie traurig sind. Und diese Weiber! Diese Brünhilden essen die Chips mit dem Löffel. (Dies eine Mal gerade, wo sich die Deutschen ihrer Finger bedienen könnten!) Eine Tänzerin, die von der Nachbartafel aufgefordert wurde, Platz zu nehmen, rafft ihr Kleid hoch, um es nicht schmutzig zu machen, und zeigt uns einen mächtigen Hintern, der durch ein ganz kleines, wie ein Strick gedrehtes Seidenhemd halbiert ist.

Ein Russenpaar exekutiert einen pseudo-spanischen Tanz: der Mann hat eine Nelke zwischen den Lippen und einen kastilianischen Umhang um; die Frau macht stürmische Verrenkungen mit einer Küchenschürze und einem französischen Kepi auf dem Kopf.

Walter tritt ein. Er bemerkt mich. Fährt zusammen. Kommt auf mich zu. Man lädt ihn, er setzt sich an unsern Tisch. Auf meine Schwalbenrobe mit rotschillerndem, unterlegtem Taft und Perlenmotiv achtet er genau so wenig wie vorher bei seiner Schwester. Und dabei ist diese Toilette für mich entworfen.

— Sie lieben diese Lokale hier? sagte ich.

— Nein! Aber ich brauche diese Atmosphäre von Ausschweifung.

Nie würde ein Franzose solche Dinge sagen, glaubst Du nicht?

Walter tut so, als ob er nicht bemerkte, daß ich seinetwegen gekommen bin.

— Haben Sie auch solch Verlangen nach diesem Klima? sagt er.

— Walter, Sie sehen heut abend nicht gerade nach einem Wüstling aus, sondern nach einem Krieger.

Ich dachte, daß ihm das unangenehm sein wird, was ich ihm da sage. Ich bemerke, daß er auf seinem Manschettenknopf ein Hakenkreuz hat.

— Sind Sie allein in Düsseldorf?

— Ja.

Ich habe strenge Anweisung, nichts verlauten zu lassen, daß Hervé in der Stadt ist. Er hat geheime Unterredungen mit den Separatisten. Die Reihe ist an mir, abzulenken.

— Sie sagen mir nichts über meine Robe?

— Sie haben das Kleid Rotkäppchens und das Gesicht des Wolfes.

*

Das Kabarett leert sich. Ich habe so Lust, loszuheulen! — „Wohin jetzt gehen?“ — Walter weiß es. Wir schleppen den wortkargen Konsul mit, der uns als diplomatischer Schutz dienen soll, wenn man uns arretiert. Man muß raus aus der Bäckerei. Ein grauer Mehlstaub rieselt auf die Garderobe, und wir erkennen unsere Mäntel nicht wieder. Nackte, magere „Pierrots“ kneten das Brot zwischen den befrackten Oberkellnern, die in Schrankkoffer ihr eintägiges Nachtlokal einpacken.

*

Neuschnee. Er fällt in Spiralen. Wir durchqueren die Handelsviertel, die noch nicht schlafen, aber in Nacht begraben sind. Walter hält meinen Fuchsschwanz in der Hand und zerrt mich vorwärts wie ein Kind. Ich würde ihn umarmen, selbst vor diesen barbarisch angestrichenen Schilderhäuschen. Wir eilen uns.

Welche Idee: wir sind am Bahnhof. Wir durchqueren den Wartesaal. Der Ausschank ist von Oellampen erleuchtet. Auf dem Boden belgische oder französische Urlauber, die auf ihren Tornistern schlafen, in Erwartung. Man trinkt echten Soldaten-„pinard“, zwei Francs der Liter, ohne Aufschlag, denn der Bahnhof ist militärisches Territorium. Etwas sonderbare junge Leute geben sich fortwährend Beweise ihrer Zuneigung, ein Blinder steht vor dem leeren Schokoladenautomaten und stößt magische Schreie aus, und hinten an einem Tisch sortieren Juden Papierscheine und wechseln Geld bis zum Morgen: die schwarze Börse in Hochbetrieb. Ein Russe spielt Ziehharmonika und versucht dabei, mit seinen behinderten Armen zu wippen. Mit den Schellen an seinen Füßen ahmt er die Ankunft des Postillons nach. Dieser Bahnhof ist der letzte Nachtklub.

Wir beginnen wieder zu tanzen. Der Verführerische hält mich. Ich bin wie aufgelöst in seinen Armen.

— Walter, lieben Sie mich?

Er antwortet:

— Nicht so sehr wie mein Vaterland!

Gerade wollte ich sagen: — „ . . . kuriose Antwort“ als die Harmonika abbricht; ein gellender Pfiff zerschneidet On the silver shores; ein heißer Wind ergießt sich über uns; die Scheiben klirren; die Türen springen uns ins Gesicht; Walter, in weißen Dampf gehüllt, sieht aus wie ein Wagner-Heros; dann verschwindet alles in dieser Explosion: das ist der Hannover-Expreß, der in die Halle einläuft, quer durch den Ball.

*

10. November. — Allem andern ziehe ich die Einsamkeit, die Kinder, die Einfalt, die Bücher vor, alles, was so ganz einfach existiert. Zwei Tage in Düsseldorf haben mir genügt, mitten zwischen diesen Deutschen, die, seit man sie gehindert hat, zu schaden oder Geschäfte zu machen, wie Insekten sind, die man auf den Rücken gedreht hat. Und diese amerikanischen Offiziersweiber! Und die englische „Intelligenz". Wann wird bloß endlich die Herrschaft dieser Uniformgebisse ein Ende haben? Man will ins Bad, auf die Toilette: wer ist drin? Ein Engländer. Un dann noch behaupten, sie wären noch die erträglichsten Ausländer.

Mäuse im Hause. Ich habe eine Katze. Wegen Coco habe ich sie ganz klein nehmen müssen: also fürchtet sie sich vor Mäusen. Ich hab sie in ein rosa Körbchen gelegt. Sie scheint sehr frech zu sein.

Meine liebe Anita, es ist schon so lange her, daß ich Dir nicht von meinem Hund, von Coco gesprochen habe. Er ist der wirkliche Verführerische. Er will Sensationen. Eine davon, die er liebt, ist, mich zu holen, wenn man ihm seine Suppe bringt, und dann muß ich ihm zeigen, daß ich sie prächtig finde und versuchen, sie ihm wegzunehmen. Und dann macht sich dieser lasterhafte Kerl den Spaß, zu knurren.

Er hat gesehen, daß ich Dir schreibe. Und da ist er gekommen und hat seinen Kopf auf meine Knie gelegt.

*

11. November. — Paris! Wie ich diesen Morgen Sehnsucht danach habe. Der Verführerische, dieses dreckige Gewächs, vermießt mir den ganzen Landaufenthalt. Was mich am meisten ärgert, daß er ein so schönes Organ und so schöne Augen hat. Sonst glaube ich nicht, daß das eine solche Seligkeit sein würde. Trotzdem, er weiß mich zu nehmen .... Wenn ich wenigstens einen andern hätte, dann würde ich ihm ausspringen..... Kaum berührt er mich, macht er mir Flecke in meine Haut; wie Obstflecke.

*

13. November. — Welche Wonne hatte ich mir versprochen. Es trifft sich ganz gut für mich. Wenn wir zusammen geschlafen hätten, hätte ich gesehen, daß es nicht so wonnevoll ist, und alles hätte sich schmerzlos erledigt. So hingegen fahre ich fort, noch immer an diese Wonne zu glauben.

Ich nehme deutschen Unterricht. Ich lese Heinrich Heine.

(Fortsetzung folgt)

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, vierte Januarwoche

Ein unleugbar geschicktes, aber grundsimples Geschäft ist durch Schachts Inszenierung zu einer imposanten Rettungsaktion für die bedrängte Landwirtschaft zurecht frisiert worden. Zweierlei soll geschehen: Die Golddiskontbank, ein Ableger der Reichsbank, wird die Erteilung von Exportkrediten, die bisher ihre einzige Aufgabe war, künftig zu einem großen Teil der Reichsbank überlassen, und statt dessen ihr Kapital von demnächst 200 Millionen Mark zur Gewährung von ländlichen Hypotheken benützen — eine Maßnahme, die sich nur in der Form, nicht in der Sache von der Ausgabe neuer Noten auf Basis langfristiger Realkredite unterscheidet. Eine saubere Notenbankpolitik müßte freilich solche nicht ungefährliche Verquickung streng vermeiden, aber wenn sich die Ausgabe weiterer Geldscheine für diese Zwecke tatsächlich in dem geplanten engen Rahmen hält, wird sich nur grundsätzlich, nicht praktisch viel dagegen einwenden lassen, zumal da zusätzliche Devisendeckung besteht und jüngst erst ein ähnlich hoher Betrag von Rentenbankscheinen, wie er hier neu geschaffen werden soll, gemäß den Dawes-Gesetzen aus dem Verkehr gezogen werden mußte. Außer dieser rein inflatorischen, aber ziemlich harmlosen Angelegenheit ist noch etwas anderes projektiert. Die Beschaffung weiteren Agrarkredits soll durch den Verkauf von Hypothekenpfandbriefen ermöglicht werden. Diese Pfandbriefe unterscheiden sich von denen, die man heute schon kaufen kann, durch kürzere Laufzeit (3—5 Jahre), niedrige Verzinsung (7 Prozent), ferner aber dadurch, daß die Golddiskontbank ihren Vertrieb in die Hand nimmt und die neuen Papiere allen möglichen Stellen, vor allem öffentlichen, aufdrehen kann, wozu eine gewöhnliche Bank nicht in der Lage wäre. Das also ist alles. Der verblüffend alltägliche Plan wird aber durch diverses Brimborium künstlich soweit kompliziert, daß alle Welt einschließlich der anerkannten Finanzsachverständigen bewundernd zu den Geistern aufsieht, denen es auf diese wahrhaft genialische Weise gelungen ist, aus dem Nichts Kapital hervorzuzaubern und damit endlich die Quadratur des wirtschaftlichen Zirkels zu lösen, nach deren Entdeckung so lange vergeblich gestrebt worden ist. Die Reichsbank kauft nämlich, statt den Hypothekenkredit direkt in eigenen Noten auszuzahlen, ihrer Abteilung Golddiskontbank Exportwechsel ab und verleibt sie ihrem eigenen Bestande ein; als Gegenwert gibt sie Devisen, nimmt sie wieder zurück, erstattet dafür deutsches Geld und setzt so das Tochterinstitut endlich instand (nicht etwa selbst Hypo-

thekendarlehen zu erteilen; nein, warum so einfach?), von der Rentenbank Hypothekarschuldscheine anzukaufen, die diese auszustellen hat auf Grund von Unterlagen, die ihr beispielsweise auf dem kurzen Umwege über Sparkassen, Girozentralen und Zentralgiroverband beigebracht worden sind, selbstredend erst, nachdem das eigene Treuhändernetz der Rentenbank alle Unterlagen nachgeprüft hat. Für die zweite Form der Kreditbeschaffung, für den Verkauf der neuen Papiere an kapitalkräftige Kreise, wird genau derselbe Apparat mobil gemacht mit dem Unterschied nur, daß der Hypothekenschuldschein seinen Stafettenlauf noch einige Etappen fortsetzen muß, ehe er an den Bestimmungsort, zu dem Mann, der ihn kaufen soll, gelangt ist. Das ist die Art, in der man in Deutschland eine Aktion aufziehen muß, um sie dem Lande schmackhaft zu machen. Und wenn Herr Dr. Schacht — dem diese Verbrämung einer Idee zu verdanken ist, die bis zu embryonalem Stadium Oskar Wassermann, Direktor der Deutschen Bank, entwickelt hat — die Gelegenheit beim Schopfe ergreift, um sich nur so nebenher erstens allerhöchst reichslandbundpräsidialen Wohlwollens zu versichern, zweitens die unbequeme Nebenbuhlerin Rentenbankkreditanstalt fühlbar an die Wand zu quetschen, drittens die hohen Reichsbankgewinne des vergangenen Jahres ohne weitere Verlegenheit dem zudringlichen Auge der Allgemeinheit zu entziehen und viertens für die beinahe zinslos in seiner Reichsbank herumliegenden Devisen einen erklecklichen Mehrwert zu buchen, dann komme noch einer und sage, Deutschland wisse nicht, den richtigen Mann an die richtige Stelle zu setzen. Womit nicht geleugnet werden soll, daß dem Projekt auch allgemeinwirtschaftlich einige Bedeutung beizumessen ist.

Mit treffsicherer Urteilslosigkeit hat die Börse diesen Anlaß in Verbindung mit der Diskontermäßigung zur Entfachung eines förmlichen Haussesturmes benutzt. Allerdings war außerdem für das Studium der Ruhrtrustfragen eine kleine Vorgesellschaft mit ganzen 50 000 Mark Kapital gegründet worden, und ferner hatte eine deutsch-amerikanische Trustgesellschaft ein paar Millionen für den Ankauf deutscher Werte zur Verfügung gestellt. Auch die Rede sei nicht vergessen, in der Herr Louis Hagen, Handelskammerpräsident zu Köln, seine unmaßgebliche Meinung dahin präzisiert hat, das schlimmste sei nunmehr überstanden und der Aufschwung stehe schon vor der Tür. Diese fünf Ereignisse haben genügt, um in Börsenkreisen die Ueberzeugung zu erwecken, jetzt sei nach langem Warten der ersehnte Moment zum Einsteigen gekommen. So festgefressen

hatte sich diese Anschauung, daß eine Berliner Börsenzeitung, als nach einigen Tagen die Tendenz umschlug, ganz bedrückt die Frage aufwarf, wieso eigentlich, da doch alles (selbst Herr Hagen) dafür sei, die Haussekarre nicht weiter wolle. Man brauchte sich um dies Intermezzo am Aktienmarkt nicht weiter zu kümmern, wenn nicht in breiten Kreisen nach wie vor die Meinung vorherrschte, als wäre die Börse noch immer ein irgendwie brauchbares Barometer für die demnächstige Entwicklung des Geschäftsganges. In Wirklichkeit genügt gegenwärtig schon ein Umsatz von wenigen Aktienstücken, um den Kurs eines Papiers vollkommen zu verändern. Ballt sich gar eine durch Ueberfluß an kurzfristigem Leihgeld angestachelte Spekulation an einem einzigen Tage zu Hausseengagements von vielen Millionen allein am Terminmarkt zusammen, so wird das Kursniveau unweigerlich stark in die Höhe gerissen. Wer aber weiß, wie kurzatmig das ausgehungerte Börsenpublikum in heutiger Zeit ist, wie es auf baldige Mitnahme jedes Gewinnes bedacht ist, der kann die Gefahren nicht übersehen, die eine solche spekulative Welle in sich birgt, solange das breite Publikum von den Aktien erstens nichts wissen will und zweitens mangels Einkünften nichts wissen wollen kann. Daß aber das Ausland, solange es noch immer reichliche Zinsversprechen und dingliche Sicherung für langfristige festverzinsliche Darlehen erzielen kann, in ernstlich belangreichem Umfange Aktien ungewissen Ertrags den Vorzug geben sollte, erscheint vorläufig wenig einleuchtend. Was aber sind sonst für Anzeichen vorhanden, die eine optimistische Auffassung der Situation rechtfertigen könnten? Ermutigt die unentwegt wachsende Zahl der Zusammenbrüche, die Vermehrung der Arbeitslosigkeit, die ungeminderte Absatzstockung zum Jubilieren? Allenfalls winkt eine neue Verschleppung der Krise infolge überreichlicher Geldschöpfung durch die Reichsbank. Aber von einer definitiven Behebung der Stockung kann — normalen Verlauf der Weltkonjunktur vorausgesetzt — kaum die Rede sein, und gar von den Einzelerscheinungen, die die Börse zu ihrer Hoffnungsfreudigkeit bestimmt haben, ist keine einzige imstande, die Grundursache der Depression, das Mißverhältnis zwischen Produktion und Konsumkraft irgendwie zu beseitigen. Bevor nicht eine allgemeine Preissenkung den Ausgleich vermittelt, ist auf eine durchgreifende Besserung, wir wiederholen es von Mal zu Mal, schwerlich zu hoffen, auch wenn die Börse noch so viel gut Wetter barometert.

Wenn ein privates Unternehmen durch Fahrlässigkeit in seinem Kredit geschädigt wird, so kann es gerichtlich Genugtuung verlangen. Daß öffentliche Körperschaften durch

törichten Klatsch um den Ruf finanzieller Vertrauenswürdigkeit gebracht werden, das kümmert anscheinend niemanden. Drei große deutsche Städte sind nacheinander im Laufe der letzten Monate von übereifrigen Kommunalfinanzpolitikern und anderen Persönlichkeiten in den Geruch der Zahlungsunfähigkeit gebracht worden. Im Ausland, wo von der rechtlichen Konstruktion der deutschen Gemeinwesen kaum jemand eine Ahnung hat, wirken derartige Ausstreuungen verhängnisvoll. Dort werden die Gerüchte ernst genommen und obendrein verallgemeinert, so daß schon heute Anfragen eintreffen, ob es wahr sei, daß „deutsche" Stadtanleihen als notleidend betrachtet werden müßten. Nun kann man gewiß der Meinung sein, daß die Aufnahme ausländischer Kommunalanleihen gebremst werden sollte. Doch stehen dazu andere Mittel zur Verfügung, und es ist in jedem Falle ein Unfug, wenn durch leichtfertige Ausstreuungen der ausländische Kredit der deutschen Städte untergraben wird.

Die Uebersetzung des Handels ist eine vielbeklagte Erscheinung, aber das Rätselhafte ist, daß die hohe Zahl der Betriebe keineswegs einen Druck auf die Gewinnspanne des Verteilungsapparates ausübt. Die landläufige Begründung, daß von den vielen Geschäftsleuten, die nach- und nebeneinander am Absatz der Waren beteiligt sind, jede für sich einen Nutzen erzielen wolle und daß sich daraus die Ueberteuerung der Ware erkläre, ist offenbar unlogisch, denn in allen andern Fällen hat Uebersetzung eines Erwerbszweiges keineswegs hohe, sondern ganz im Gegenteil — infolge vermehrter Konkurrenz — niedrige Preise zur Folge. Also ist offenbar die Konkurrenz innerhalb des Verteilungsapparates noch nicht scharf genug, um Leistung und Entgelt in Uebereinstimmung zu halten. Die Handelsspanne läßt sich daher nur reduzieren, indem der übersetzte Handel — so paradox das klingt — noch weiter übersetzt wird. Es müssen moderne Massenabsatzorganisationen geschaffen und der Kampf um den Kunden nicht allein von seiten der Fabrikanten, sondern endlich auch vom Handel her entbrennen. Will man beispielsweise die Fleischpreise senken, so nützen keine Höchstpreisverordnungen. Wirksam wäre allein ein anderes Mittel. Durch Errichtung von Schlächtereien und Verkaufsstellen an Sammelplätzen des Konsums, auf industriellen Werken oder inmitten von Arbeitervierteln, muß den Ladenfleischern, wenn sie zu teuer arbeiten, das Leben so lange sauer gemacht werden, bis sie sich den neuen Verhältnissen angepaßt haben. Nur durch Konkurrenz zwingt man die Preise auf einen natürlichen Stand, nicht durch Polizeigewalt.

GLOSSEN

ABER OSCAR!

De immortalibus nil nisi justum! Als Oscar Wilde vor 25 Jahren (am 30. November) in seinem kahlgetünchten Pariser Hotelzimmer starb, übernahm Deutschland, immer froh, wenn böswillige sittliche Hetzjagden sich außerhalb seines Bereichs ereignen, die Pflicht ihn zu entdecken. Damals war es eine. Denn Wilde wirkte neu, paradox, zynisch, amoralisch.

Heute ist es anders.

Der Mann, der sich solange in den Parkettböden der Londoner Gesellschaft gespiegelt hatte, bis er auf ihnen ausglitschte und gottsjämmerlich „de profundis“ über seinen Sündenfall zu greinen begann, war ein verkappter Puritaner; mit der Allüre eines Lord Byronschen Verächters ausgerüstet, der aus Hochmut Taktlosigkeit auf Taktlosigkeit häuft — ein verhätscheltes Salonkind; statt im Zuchthaus groß zu werden, d. h. das Schicksal des Moral-Antipoden zu begreifen, erscheint ihm Christus mit Lord-Oberrichter-Perücke. Er hatte es ja nicht so rebellisch gemeint, seine Freizügigkeit bewahrte den inneren Gesetzesrespekt. Er hatte sich niemals entgegengesetzt gefühlt, bloß ein wenig emanzipiert!

Das aber war eben lebenstragisch genommen seine Schuld: nicht die Sünde wider die Moral, sondern ihre Halbgemeintheit, ihre Unnotwendigkeit, der verspielte Egozentrismus.

Seine Kühnheiten („Der Priester und der Meßnerknabe“, „Das Bildnis des Dorian Gray“) waren ein Verrat der Päderastie an der Schöngeisterei.

Das hinderte nicht, bewirkte vielmehr, daß eine ganze Generation von Parvenubübchen, die ihr Leben nur violett in violett, eine Chrysantheme im Geistloch und sensitiv durchräuchert führen konnten, von ihm angesteckt wurde. Sie innendekorierten ihr Dasein mit Perversionen, lebten Sexualliteratur, warfen sich in Geckenlüste, kurz sie spielten „Lord Henry“.

Durch sie kam damals das Wort „paradox“ in Mode, bezeichnend nicht die Einmaleins-Wahrheiten, die dem Dezimalgehirn des Bürgers gekünstelt und verworren erscheinen, sondern im Gegenteil Dezimalwahrheiten, die die Sprache foppen.

Heute klingt aus jenen Paradoxen grammophonhaft bloß die Melodie der Umkehr.

Sie sehen wie verwelkte Knopfloch-Orchideen aus und ihre Unerschrockenheit, die ihre beste Würze war — nicht weil das Publikum vom Mut bezaubert ist, sondern weil es die Gentlemangrimasse liebt — wirkt wie ein Trampoulinsprung in eine Pfütze. Parfum fin de siècle. Jeder von Wildes Aussprüchen, jedes seiner Werke trägt diesen Geruch, gleichsam als seinen Whistler-Schmetterling.

Der Whister-Schmetterling — war er dem armen Wilde nicht überhaupt zu Kopf gestiegen?

Es gibt ein entzückendes Rauf- und Juxbuch Whistlers, worin er mit der Londoner Akademie abrechnet, die ihm einen Bilderentwurf abgelehnt hatte. Dieses „The gentle art, of making ennemies“ — „Die artige Kunst, sich Feinde zu machen“ — überschriebene Flakon-Pamphlet, enthaltend nichts als Korrespondenzen, Communiqués und Randnotizen, schließt einige Briefe an den um ein Jahrzehnt jüngeren Oscar Wilde ein, der damals an-

fing, auf Whistlersche Art die Aufmerksamkeit herauszufordern. Ihre Anrede lautet: „Aber Oscar!“ Und dann erhält Oscar höchst väterlich und herablassend die Punkte aufgezählt, in denen er seinen Meister kopiere.

Oscar erwiderte nicht, er war bereits daran, sich selbst zu kopieren, schritt seinen Weg weiter bis Reading.

Auch hier noch kein Eigener; die „suspiria ex profundis“, die sein Landsmann De Quincey ein halbes Jahrhundert vorher geschrieben hatte, Schreie aus der Hölle des Opiums, waren stärker und ehrlicher.

Erst was nachher kam, rehabilitierte ihn und machte sein Leben zu einem Schicksal: die hoffnungslosen Jahre in Neapel und Paris, der Tod im Hotelzimmer.

Sein willenloses, schlaffes Dahinsterben erst hatte jenes Genie-Aroma, das er früher so gern ausgestrahlt hätte — es war die erste Barzahlung seiner Lebenszeche.

Zur wahren Tragik gehört auch der Sektionsbefund.

Anton Kuh

SEXUALDIEBE! SEXUALDIEBE!

Man kann gerade nicht behaupten, daß seit Ablauf der 10 000 Jahre, seitdem es das gibt, was wir menschliche Kultur nennen, das Vertrauen der Menschen zu einander besonders gestiegen ist. Wahrscheinlich hat sich ein alter Sumerier beim Durchschreiten einer nächtlichen Wildnis am Ufer des Tigris nicht um eine Nüance mehr gefürchtet, daß ihm von einem lieben, geldbedürftigen Mitmenschen der Schädel eingeschlagen wird, als ein moderner Berliner beim Durchqueren des nächtlichen Tiergartens. Und gewiß hat der alte sumerische Herr beim Verlassen seiner Wohnung nicht fünf Patentschlösser und eine ganz ingeniöse Patentalarmglocke eingeschaltet, wie es jetzt jeder Herr Posner oder Patschke in Pankow tut. Und wenn der gute Sumerier einem Busenfreunde mit ein paar sumerischen Groschen unter die Arme griff, hat er sich gewiß kein Keilschriftwechselchen ausstellen lassen. Heute wollen es auch die Freunde schwarz auf weiß haben. Kurz, soweit es Geld und Kragen betrifft, sind wir einander verflucht verdächtig. Dieses Mißtrauen ist jedoch nur ein beschränktes, eines, das sich von Fall zu Fall einstellt, ein Mißtrauen, das an gewisse Voraussetzungen gebunden ist, im Verkehr der Menschen kaum gezeigt wird, oft einschläft. — Aber es gibt ein anderes Mißtrauen, universal, grandios, alles beherrschend, überlegend, unterminierend, überraschend, durchdringend, das gewaltigste Menschenmißtrauen: das Sexualmißtrauen. Das ist die dominierende Verdächtigung von Mensch zu Mensch. Kein Mensch traut dem andern über den einsamen Weg, das leere Zimmer, das breite Kanapee, die heugefüllte Scheuer, das dunkle Haustor, das beindeckende Tischtuch, die unkontrollierbare Augenrichtung. Es gibt Hunderttausende, die wir eines Mordes, eines Diebstahls nicht für fähig halten — gibt es einen — Gesunden —, dem wir eine Sexualverschwörung, einen Sexualraub, einen Sexualdiebstahl, Sexualbetrug, eine Sexualtäuschung nicht zutrauten? Der Herr Kommerzienrat läßt einen, oft fremden Besucher stundenlang allein in seinem mit Kostbarkeiten gefüllten Zimmer warten — wird er ihn mit seiner Frau oder seiner Tochter nur eine Viertelstunde unbesorgt allein lassen? Umso weniger, je mehr der Besucher ein „Vertrauter des Hauses“ ist. Und von der Kammerzofe an werden 100 von

100 bedeutungsvoll lächeln, wenn sie erfahren, daß Fräulein Kommerzienrat einmal oder zweimal mit Herrn K. eine Stunde allein im Zimmer war. Sprich irgendein Mädchen auf der Straße an, und frage sie nach dem nächsten Weg — wenn sie nicht geradezu empört ist, wird sie doch nur schnell und furchtsam antworten. Für sie besteht gar kein Zweifel, daß deine Frage — ein anderes Ziel hat. Streife in der Untergrundbahn flüchtig den Aermel einer Dame — sie wird sich mit nicht mißzuverstehender, stummer Verdächtigung zurückziehen. Versuche es, in deinem Hotelzimmer eine Dame zu einem Gespräch — meinetwegen über die Exhumierung ihres Onkels — zu empfangen — in wenigen Augenblicken wird der Hoteldirektor an deine Tür klopfen, und dir unter dem Ausdruck höchster Indignation klarmachen, daß in seinem vornehmen, anständigen Hotel Damen im Zimmer nicht empfangen werden dürfen. Halte beim Abschied nur einen Augenblick länger als nötig die Hand einer Dame in der deinen — sie und die anderen werden sich in Sexualkombinationen ergehen. Sage einer Dame wahrheitsgemäß, daß sie schöne Augen hat, sie wird daraus sofort sexuelle Schlüsse ziehen. Erdichte Ulkeshalber einer Dame deiner Bekanntschaft ein uneheliches Kind — es wird keiner ihrer Bekannten der Vaterschaft unverdächtig bleiben, und wenn du genügend energisch behauptest, daß es ihr siebzigjähriger Großvater war, werden auch das am Ende alle glauben.

Die Emanzipation der Frau hat dieses Sexualmißtrauen nicht vermindert, sondern vermehrt. Es ist geradezu paradox, daß eine dem Manne in Beruf und Gesellschaft gleichgestellte, bürgerlich-mündige Frau ihren Kollegen in einem Hotelzimmer nicht sprechen darf. Gibt es wirklich soviel Grund zu diesem Mißtrauen? Ehrliche Antwort: Ja. Es wird eben millionenmal mehr beigeschlafen als gestohlen. Trotzalledem wird sich der freie Mensch diese Belästigungen verbitten, dieses Ausspionieren eines „Gesetzesverletzers“. Wenn er nicht am Ende zu der Erkenntnis kommt, daß dieses ganze Mißtrauen, diese Suche nach beleidigter Sittlichkeit nichts anderes ist als — eine phänomenale, universale Eifersucht aller auf alle und daß gerade dieses Belauert- und Beneidetwerden den keineswegs seltenen Genüssen der Sexualität ein unentbehrliches, aufpeitschendes Ingredienz beimengt.

Arnold Hahn

DIE „FÜSSE“ VON DEGAS

Eine Degas-Anekdote, die der berühmte Kunstfreund, -schriftsteller und -händler Ambroise Vollard erzählt:

Degas malte in seiner Jugend eine Fußstudie, nichts als die Füße eines Mädchens, die unter der Bettdecke erscheinen. Diese Studie schenkte er dem liebenswürdigen Modell.

Dreißig Jahre später fiel ihm das Bild ein, und er hätte es gern wiedergehabt. Er meinte, es wäre eine seiner besten Arbeiten. Fräulein Lucie, das Modell, würde sie ihm gewiß wiedergeben, wenn er ihr etwas anderes dafür schenkte. Aber erst mußte er diese Lucie wiederfinden. Er fand sie wieder. Sie hatte Glück gehabt, hatte einen Maler geheiratet, lebte jetzt als Witwe behaglich von ihrer kleinen Rente und malte selbst in ihren Mußestunden. Er besuchte sie und kam alsbald auf sein Anliegen zu sprechen.

„Sag mal, erinnerst du dich noch an meine ‚Füße‘?“

„Gewiß. Du hast immer drollige Ideen gehabt!“

„Also", fuhr Degas fort, „gib sie mir wieder. Darfst dir dafür in meinem Atelier was anderes aussuchen."

„Recht gern", meinte Lucie, „aber denk dir, da brachte man mir eines Tages vom Markt ein Bündel Radieschen — herrlich für ein Stillleben . . . Ich hatte keine Leinwand zur Hand, da nahm ich deine Füße."

„Du hast auf meine Füße gemalt?" rief Degas verzweifelt. Dann mit Fassung: „Na gut, so schenk mir doch deine Radieschen, ich hab mir immer gewünscht, etwas von dir zu besitzen."

„Recht gern, lieber Freund, aber..." hier wurde Lucies Stimme stolz, „ich verkaufe auch meine Malerein."

Degas erzählte dies Abenteuer einigen Freunden, die wiederholten es den Bilderhändlern. Und da diese Füße von Degas heute dreißigtausend Frank wert sein könnten, gingen die Händler auf die Jagd nach Radieschenstilleben, in der Hoffnung, beim Abkratzen auf Degas Füße zu stoßen.

FILM

Die Gesunkenen

Die Mode in der Filmindustrie wechselt schneller als die Mode in der Bekleidungsindustrie. Ein Stichwort wird ausgegeben — und schon schießen die Filme eines bestimmten Genres wie die sprichwörtlichen Pilze oder Kaninchen aus dem Atelier. Nur ist das Stichwort meist falsch. Gerade als man sagte: der historische Film ist tot, triumphierte er. Und als das ganze Inflationsdeutschland sein Geld in den historischen Film steckte, war er pleite.

Vor kurzem hieß es: niemand in der Welt will Proletarier im Film sehen; erwünscht ist nur erfreuliches Milieu. Und gerade da erzielten realistische Amerikaner aus der Tiefe und der Zille-Film Bombenerfolge. Nun ist Hausse in Proletariern. Die Ufa bringt hinter einander den zweiten (matteren) Zille-Film und den Paul Simmel-Film „Die Gesunkenen" (Fabrikat Aafa) heraus.

Das Dunkelste an diesem dunklen Film ist, warum er Simmel-Film heißt. Weder Manuskript, noch Regie, noch Bauten stammen von diesem tüchtigen Zeichner, der aus dem Elend das Spaßige klaubt, wie der Hund die Knochen aus dem Kehrichthaufen. Unbestreitbar allerdings hat er das Plakat entworfen.

In diesem Simmel-Film ist jedoch nirgends das Spaßige aus dem Elend geklaubt; sondern das Elend, moralisches wie soziales, breitet sich endlos, monoton, wie eine Ueberschwemmung aus. Der Film ist nicht kurzweilig, eher das Gegenteil. Er verflattert, ohne Komposition, ohne Spannung . . . und gibt, was man als das Mindeste erwartet hätte, trotz geglückter Einzelheiten, nicht die Atmosphäre des Elends, weder des glänzenden, noch des armseligen, verwahrlosten Elends, sondern nur kleine, genrehaft-traditionell gestellte Ausschnitte und Episoden.

Der Realismus in den „Gesunkenen" ist weder der deutsche Realismus aus Otto Brahms Theater, noch der kraß-glatte der Amerikaner, noch der typisierend-stilisierende der „neuen Sachlichkeit". Es ist ein übertrieben frisierter Realismus, und deshalb nicht überzeugend und nicht erschütternd. Müssen z. B. in deutschen Filmen Schieber verschiedener Grade immer dadurch charakterisiert werden, was für Zigarren und wie sie Zigarren anrauchen? Muß einem armen Kinde durchaus der Hemdzipfel aus der Hose gucken? Muß die Fuselflasche immer mit beson-

ders weitausladenden Gesten traktiert werden?

Verkommene und Verkommende aller Schichten bevölkern den Film. Aus ihnen ragt einsam die Klassikerin des Filmspiels auf: Asta Nielsen. Manchmal wirkt sie ein wenig zurechtgemacht. Dann aber offenbart sie im Antlitz, in den Händen, im Gang, mit undefinierbar einfachen Mitteln, als geduldige, verstockte, sich lösende Schmerzensfrau so Erschütterndes, Rührendes, Tragisches — wie solches keine andere Fimspielerin der Welt zu geben vermag.

Kurt Pinthus

KAPP UND KÖHRER

„Das sollte mir noch fehlen, lieber möchte ich mir ja von einem Pferde eine Arie vorwiehern lassen als eine Deutsche in meiner Oper zur Primadonna haben!" — sprach der große Preußenkönig Friedrich der Zwote, als sein Intendant, Graf Zierotin, ihm das Engagement der (von Goethe besungenen) Elisabeth Schmeling-Mara empfahl.

Wer hat, als königlicher Generalmusikdirektor, beim vierten Friedrich Wilhelm sich dafür eingesetzt, daß „alljährlich drei neue, möglichst d e u t s c h e Werke lebender Komponisten in der Oper zur Aufführung gebracht werden sollten?" Der verwälschte Jude Jakob Liebmann Beer.

So kurzweilige Neuigkeiten, das heißt Altigkeiten, erfährt man aus dem Artikel „Die Berliner Oper im Wandel der Zeiten", mit dem Julius Kapp, der bekannte Musikschriftsteller, den von ihm (als Leiter der „Pressestelle") herausgegebenen „Almanach" der Berliner Staatsoper einleitet. Zwei Jahrhunderte königliche Oper — ist das Thema des ersten, Sechs Jahre Staatsoper — das Thema des zweiten Teils: doppelt aktuell, doppelt instruktiv, weil die Resümierung des in diesen sechs Jahren, 1919—1925, Geleisteten inzwischen, während der Drucklegung, zum Rückblick auf die Aera Schillings geworden ist. Die Köpfe des Hauses — Hörth, Aravantinos, Pirchan, Terpis: kein Kapellmeister unter ihnen — entwickeln in knappem Rahmen ihre künstlerischen Ideen. Auch die aufgeführten Komponisten sind vertreten: Strauß und Reznicek plaudern Autobiographisches, Janacek, der spät entdeckte, erzählt dörfliche Kindheitserlebnisse, Schreker wird witzig, Braunfels formt ein paar gescheite Gedanken, Pfitzner insultiert die Heutigen, ihr toter Abgott, Busoni, grüßt die Jugend und beschenkt sie mit Weisheit seines Alters. Einhundertundfünfzig Bildbeilagen unterbrechen den Text, mehren den Inhalt. Ein hübsches Buch.

Kapps Kollege in der Bismarckstraße, Erich Köhrer (dem das Theater für die Erneuerung der Zeitschrift „Das Theater" verpflichtet ist) läßt zur selben Stunde das „Jahrbuch der Städtischen Oper Berlin" erscheinen. Ein schmales Bändchen, an das Interesse der Stammbesucher appellierend: Photographien des gesamten Personals, vom Chef bis zum Korrepetitor; Geschäftliches; Schnurriges vom heiteren Bühnenvölkchen; ein Preisausschreiben. Zwischendurch kurze Beiträge von Bie, Singer, Zucker. Lesenswert ein Aufsatz des Inten-

danten Tietjen: „Städtische Oper". Die wirtschaftliche und kunstpolitische Situation wird klug umrissen; und das Programm: „Wenn die Hauptstadt der Deutschen Republik einem Theater das Gewicht ihres Namens gibt, so belädt sie dadurch dies Theater, aber auch sich selbst, mit einer außerordentlichen Verantwortung. Berlin . . . der repräsentative Mittelpunkt des Deutschen Reichs, das Zentrum seiner geistigen, wirtschaftlichen und künstlerischen Kräfte. Alle diese Kräfte müssen sich in der Leistung widerspiegeln, die die Oper dieser Stadt Berlin vollbringt. Das ist nach meiner Auffassung der Sinn und die Bedeutung des Begriffs „Städtische Oper". Aus dieser Auffassung heraus wollen wir unsere Arbeit gestalten." Klar, zielbewußt, zukunftsfreudig.

Kapps Almanach ist ein ausgewachsenes Buch geworden, strotzend von Vergangenheit und Rückschau; Köhrers Jahrbuch ein gestrecktes Programmheft. Nichts von Historie, nichts von vollbrachten Taten. Diese sind unsere Mitarbeiter. Dies wollen wir. Zukunft ist alles . . . Unser Erinnern verweilt in der Staatsoper; der Stadtoper gilt unser Hoffen.

Klaus Pringsheim

HEINE UND DER KLEINE MEYER

In Meyers Handlexikon, dem sogenannten „Kleinen Meyer", steht auf Seite 321 der „siebenten gänzlich veränderten und neubearbeiteten Auflage" von 1920 über Heine folgendes zu lesen:

„Heine, Heinrich, Dichter 1797 bis 56, seit 31 Paris; „Buch der Lieder" literar - historische und politische Schriften ohne sittlichen Ernst . . ."

Schäm' dich, Kleiner Meyer . . . . .

TISCH MIT BÜCHERN

E g o n E r w i n K i s c h: „H e t z - j a g d d u r c h d i e Z e i t" (Erich Reiß-Verlag). — Fabelhaft welch ein Auge gesehen hat — ein Auge von tausend Fassetten, das den Dingen auf den Grund leuchtet. Er hört alles, tastet alles, schaut alles, sagt alles. Sein „Haifischfang" etwa ist die bleibende Prägung der Tatsache Haifischfang. Da ist nichts hinzuzufügen, nichts zuviel. Kisch malt den Einzelfall — er abstrahiert nicht, sondern kniet demütig vor der ungeheuren Tatsache des Einmaligen wie ein Zeichenschüler. Aber das Einmalige wird durchgespürt, er knetet es wieder und läßt es Sprache werden und findet die großen Zusammenhänge. Fabelhaft reportiert er in „Monna Vanna auf der Hochzeitsreise" auf zwei Seiten die Geschichte eines Offiziers; wenn diese meisterliche Prosa Reportage ist, dann wäre jedes Abschreiben der Wirklichkeit Reportage und Kleist ein Reporter. Ich zähle diese Geschichte zu den besten Prosastücken und möchte dieses Buch jedem Literaten in die Hand geben: zum Lernen!

Denn dies ist die wahre Sachlichkeit: das Auge aufmachen — nicht aber dieses: in der Phantasie Explosionen loszulassen. Die Sachlichkeit der Robinsoniaden ist die Sachlichkeit des Kitsches, auch wenn sich ihrer ein Stilist wie H o w d e n S m i t h annimmt. Aber sein „P o r t o B e l l o G o l d", dem Kiepenheuer seinen Verlag öffnet, ist die Wildweststofflichkeit der Karl May-Kopisten. „Dieses Gold, das wir mit solchem Risiko errungen haben, auf einer Sandbarre abladen, damit der erste beste Kerl . . .?" Man sieht die übertünchte Hintertreppe. Ein „O'Donnell" rea-

giert darauf „finster“, und „zustimmendes Gemurmel antwortet“.

Otto Zarek

DEUTSCHES BADEN

Inserat aus Koebners „Magazin“:

Soeben erschienen:

D e u t s c h e s B a d e n

Ein Führer zu Freude, Schönheit und Gesundheit

mit 56 herrlichen Natur-Akt-Aufnahmen

von Magnus Weidemann.

Dieses Buch unternimmt es mit kühnem Mut, das Nacktbaden als Wesensausdruck deutscher Gesinnung darzustellen . . .

THEATERANEKDOTEN

Der Bühnenmeister

Gustel Waldau gastiert als Sternheims „Snob“ in Nürnberg. Er schickt selbst Dekorationsplan und Möbelzettel herüber, die dem Bühnenmeister übergeben werden. Ein Akt schreibt ein Gemälde im Stile Corots vor. Waldau kommt zur Probe, alles ist nach seinem Wunsche vorbereitet. „Und hier ist der Karo,“ sagt der biedere Dekorateur, hängt einen ölgemalten Bernhardinerkopf an die Wand und blinzt stolz von der Leiter herab.

Die Grenze des Mißerfolges

An einem Künstlerstammtisch in der Rankestraße erscheint spät nachts der Regisseur Fritz W.

„Du hast mich heute gesucht?“ fragt der Dramaturg des Deutschen Theaters Harry Kahn, „was wolltest Du?“

„Ach nichts wichtiges,“ erwidert der Regisseur, „ich war heute für Freikarten zur „Lysistrata“ vorgemerkt, aber nach diesen Rezensionen wollt ich Dich bitten, mich wegzustreichen.“

INHALT DES LETZTEN HEFTES

(Heft 3)

Diesem Heft des „T.-B.“ liegt das Inhaltsverzeichnis der zweiten Jahreshälfte 1925 bei.

R e d a k t i o n des „T a g e - B u c h“: Berlin SW 19, Beuthstraße 19. Telefon: Merkur 8790, 8791 8792. Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin W 35, Genthiner Straße 22 — Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin SW 19, Beuthstraße 19. — Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79813. Wien 156791. Bankkonto: Commerz- u. Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstr. 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Prikopy 6 — Druck von Wilhelm Greve, Berlin SW 68, Ritterstraße 50. — A n z e i g e n a n n a h m e: Karo-Reklame G. m. b. H., Beuthstr. 19.

B e z u g s p r e i s durch die Post in Deutschland pro Monat 2,— Reichsmark, pro Quartal 6,— Reichsmark; unter Streifband im Inlande und nach Oesterreich monatlich Reichsmark 2,25, vierteljährlich Reichsmark 6,50. Für das übrige Ausland nur Streifbandlieferung monatlich Reichsmark 2,50, vierteljährlich Reichsmark 7,—. Zahlungen in ausländischer Währung werden zum amtlichen Tageskurs der Berliner Börse am Eingangstage gutgeschrieben.

I n s e r a t e n p r e i s e: Grundpreis für die ganze Seite 125 Goldmark. Bei größeren Abschlüssen progressive Wiederholungsrabatte auf den Grundpreis.

F ü r u n v e r l a n g t e i n g e s a n d t e M a n u s k r i p t e übernimmt die Redaktion, auch wenn Rückporto beiliegt, keine Verantwortung.

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, letzte Januarwoche

Herr Geßler soll sich über die Haltung der Linkspresse beschwert haben; er findet, er werde in den Zeitungen, denen er nahe zu stehen glaubt, schlecht behandelt. Dabei haben denn doch gerade die republikanischen Blätter eine Engelssanftmut und eine Schafsgeduld bewiesen. Sie haben Herrn Geßler sogar den Gefallen getan, genau so vergeßlich zu sein wie er selber. Entschuldigt haben sie ihn und sich immer mit der Furcht, daß die Reichswehr ohne Geßler noch gefährlicher sein würde, als sie mit ihm. Aus zwei Gründen ist diese Entschuldigung aber ungültig. Einmal geht es Herrn Geßler doch so, daß er alle Mißstände in seinem Ressort weniger ernst nimmt als sich selbst; die republikanische Oeffentlichkeit hingegen hat gelernt, es umgekehrt zu machen. Ob Geßler oder ein anderer, kann schon darum gar nicht so wichtig sein, weil niemand glaubt, daß ein Zivilist im Reichsheer wirklich etwas zu sagen hat — und nun gar dieser! Auch wenn Herrn von Seeckt der Oberbefehl formell entzogen worden ist, so hätte er auf das Generaloberst-Pflaster leicht verzichten können, solange er die Geßler-Deckung hat. Denn es kommt auf Herrn Geßler überhaupt nicht an. Aber zweitens muß man doch sagen: selbst wenn es anders wäre, was würde sein Abgang schaden? Im Zweifel würde ein offen rechts stehender General oder Admiral nicht nötig haben, zum Beweise seiner Vorurteilslosigkeit und zur Rettung seines Renommés so viel Zugeständnisse zu machen, so ganz die Augen zuzudrücken, so oft dumm zu tun, wie Geßler das muß. Antirepublikanischer Gehorsam ist für die Republik immer noch weniger gefährlich als republikanischer Ungehorsam! Ist diese These zu gewagt? Ueberall hängt das Fahndungsplakat über die Fememörder, ein Dokument nationaler Schande. Wagt noch jemand zu bestreiten, daß diese Schande im Schatten der Reichswehr gewachsen ist und nur da gedeihen konnte? Muß sich nicht jedermann der Beteuerungen des Reichswehrministers erinnern, daß die Reichswehr dieses Treiben nicht unterstütze? Man kann nur wünschen, daß der Ausschuß des Reichstages zur Untersuchung der Fememorde vor der Vergeßlichkeit weder Geßlers noch der Presse halt

macht, sondern von dem sachverständigen Zeugnis des Wehrministers über die Beziehungen der Wehrmacht zu Verbrechern, über die Rolle der Reichswehr in der Republik ausgiebig Gebrauch macht.

Seit Hitler gab es in Deutschland keine radikalere Propaganda als die des Herrn H u g e n b e r g gegen das Dawes-Abkommen. Es fehlt ihr, als letzte Konsequenz, nur das eine: daß am Schluß dieser Lokalanzeiger-Artikel über die „Auszehrung Deutschlands" in fetten Lettern dazu aufgefordert wird, die Daweskommissare mit Feuer und Schwert zu vertreiben. Dies ist die Lehre, die gläubige Leser des Lokalanzeigers logischerweise zu ziehen hätten. Doch gewiß denkt Hugenberg, wenn er seine Dawes-Artikel in Millionen Exemplaren vor die Türen der Wohnungen legen und den Straßenpassanten in die Hand drücken läßt, nicht an die Vorbereitung eines Aufstands gegen den Reparationsagenten. Er hat sich in der Aera Schlieben-Neuhaus bequemere Gelegenheiten zu dem Versuch entgehen lassen, den Fehler der fünfzigprozentigen deutschnationalen Abstimmung über den Londoner Pakt zu revidieren. Der Kreuzzug gegen den Dawesplan wurde hinausgeschoben, bis die Deutschnationalen nicht mehr in der Regierung waren. Jetzt erst sind der Verlogenheit keine Schranken mehr gesetzt; und die Arbeiter und die Beamten, die Arbeitslosen und die Abgebauten, die Mittelständler und die Hausfrauen können, jeder für sich, erzählt bekommen, das für alles Übel und alles Leid die Verständigungspolitik im allgemeinen und die Daweskommissare im besonderen verantwortlich sind. Die Arbeiter hören sogar etwas ganz Überraschendes: nämlich daß „die Ausgaben des Reichs für seine Sozialfürsorge unzureichend" seien, und daß „der Daweskommissar die soziale Fürsorge bedroht, diese letzte Zuflucht des deutschen Arbeiters." Wohlverstanden: der Daweskommissar ist es, der sie bedroht. Nicht etwa die Deutschnationalen. Und nicht etwa der Reichsverband der Deutschen Industrie, in dem Herr Hugenberg maßgebendsten Einfluß ausübt. Der hat zwar in seiner berühmten Denkschrift vom Dezember ausführlich dargelegt, daß die Ausgaben des Reichs für die Sozialfürsorge unerträglich hoch seien und unter allen Umständen herabgesetzt werden müßten. Er erklärte wörtlich:

> „Die gegenwärtige Belastung mit Sozialabgaben ist für unsere geschwächte, schwer ringende Wirtschaft nicht tragbar. Es bedarf keiner besonderen Begründung, daß ein Betrag von 2,7 Milliarden jährlicher Soziallasten in krassem Gegensatz zu dem Wert unserer Produktion steht."

Aber dennoch: nach Herrn Hugenberg ist es der Daweskommissar, der den Arbeitern mit der Sozialfürsorge „den letzten Bissen vom Munde nehmen" möchte.

In den Kommentaren über Dittmanns Enthüllungen im Untersuchungsausschuß ist eine wichtige Episode ziemlich unberücksichtigt geblieben. Trotzdem, wie Dittmann sehr einleuchtend und aktenmäßig begründet darlegte, die wesentlichsten Vorfälle bei der Marine auf die mangelhafte Verpflegung zurückzuführen sind, wurde diese Tatsache noch im Münchener Dolchstoß-Prozeß von einem Hauptzeugen bestritten. Das ist Herr Kriegsgerichtsrat Dobring, heute Richter in Berlin, der in München auf die Frage des Rechtsanwalts Hirschberg, ob die angeklagten Matrosen nicht auch die schlechte Ernährung als Motiv angegeben hätten, antwortete: „Die letztere Begründung wurde mir von den Leuten nicht gemacht. In den Debatten wurde die Ernährungslage allerdings oft erwähnt, aber die Ernährung für die U. S. P.-Anhänger war doch die gleiche wie die der übrigen." Zur Bekräftigung dieser erstaunlichen Bekundung hob Herr Dobring die Schwurfinger. Wir fragen: wird der flagrante Widerspruch zwischen den unanfechtbaren Urkunden und der Aussage des Herrn Dobring Anlaß zur Eröffnung eines Meineidsverfahrens werden? Ganz zu schweigen, daß der Kieler Spitzelpatron keine Zierde für den deutschen Richterstand bedeutet, wir haben ja noch immer Hochkonjunktur der Meineids-Prozesse. Wenn die Justiz gegen den Ehrenmann Luppe ein lächerliches Mantel- und Messerstück durchzuführen wagt, wenn überhaupt schon die große Blüte der Meineidsverfahren um nichts ist, warum soll hier nicht einer des Segens teilhaftig werden, der in ganz anderem Maße schuldig ist als Eggert und viele, viele kleine Sünder?

In voriger Woche wurde im Reichstag gegen die Stimmen von Sozialdemokraten, Demokraten und Zentrum eine Entschließung angenommen für die Aufhebung der Republikschutzgesetze. War es nötig, daß sich die Republikaner erst diese Niederlage holen mußten? Seit langem war kein Zweifel, daß diese Gesetze, in der Erregung nach Rathenaus Ermordung entstanden, eine schartige Waffe für die Republik, nur gefährlich wurden, wenn sie gegen diese selbst gerichtet waren. Auf ihnen beruht auch die kompromittierende Tätigkeit des Herrn Niedner. Alles das war nicht erst seit gestern klar. Nach dem Gärtner-Prozeß legte ein so besänftigter Sozialist wie Herr Wolfgang Heine protestierend sein Amt als Beisitzer im Staatsgerichtshof nieder. Damals wäre der richtige Moment für den Schluß-

strich unter ein unerquickliches Kapitel gewesen. Heute bleibt die Rechte Siegerin in einer Sache, die die Linke mit schlechtem Gewissen verteidigt.

Das alte, aufpeitschende „Schiff in Not" wandelt sich, seitdem es „S.O.S." heißt, immer mehr aus einem Hilferuf in Todesnot in ein einfaches Signal. Da macht irgendwo im Finnischen Meerbusen die Ostsee ihr Spezialkunststück, wird zum gefrorenen Meer, schließt plötzlich die Eisfaust um ein Dutzend Schiffe, macht sie hilflos wie Fische am Trockenen. Wer weiß, ob es früher möglich gewesen wäre, aus der Eiswüste überhaupt eine Hilfsbotschaft ans Land zu senden, über die schuppige Oberfläche plötzlich erstarrter Wellen zu Hilfe zu eilen? Heute legen die Eingeschlossenen den Mund ans Ohr der Hilfsbereiten, Rede, Gegenrede, Bericht, Hilfsplan. Das Meer ist keine trostlos-einsame Wasserwüste mehr, kein Ort ewig unbekannter Tragödien. Tröstende, ratende, rettende Stimmen — wie einst die Stimme des Herrn oder die Stimme der Götter — tönen darüber hin, es ist vermenschlicht, es ist registriert, katastriert wie irgendeine milde Landschaft in Thüringen oder Schlesien. Flugzeuge ziehen darüber hin, wenn es wie eine verschüttete Landstraße durch Eis unbefahrbar geworden ist, und werfen Proviant ab. Und die Eisbrecher schneiden sich ihren Weg zu den eingeschlossenen Schiffen, als wären sie Dampfwalzen, die die verschüttete Landstraße wieder passierbar machen. So bricht die moderne Kultur, soweit sie sich als Technik manifestiert, den feindlichen Elementen sozusagen die Giftzähne aus. Sie erweist damit deutlich ihren zu tiefst immanenten Sinn: Mittel zu sein zur Lebenserhaltung und zur Lebensverlängerung. Denn auch die Lebenserleichterung, als was sich der technische Fortschritt am augenfälligsten manifestiert, ist im Grunde genommen Lebensverlängerung. Die durchschnittliche Lebensdauer des Menschen hat ganz gewaltig zugenommen. Das, was wir Kultur nennen, ist eben ein großes Lebensversicherungsunternehmen, alle Mühen und Gelder, die für den kulturellen Fortschritt aufgewendet werden, sind Prämien, die auf die Versicherungspolice der Menschheit gezahlt sind. Aber noch mehr! Die Kultur ist auch eine Versicherung gegen Feuer-, Wasser-, Einsturzschaden. Nicht bloß die Menschen, auch die Schiffe werden gerettet. Damit wird auch die Wirkungsdauer geleisteter menschlicher Arbeit verlängert. Kultur bedeutet Verlängerung, Intensivierung, Rationalisierung des Lebens des Menschen, seiner Arbeit, seines Geschaffenen.

Hoftrauer um die Königin-Witwe Alexandra hat vor acht Wochen den Plan vereitelt, die Ratifikation der Locarno-Pakte in London festlich zu illuminiren. Einen durchaus unenglischen (fast wilhelmisch thörichten) Plan, der gewiß nicht einer Zelle im Hirn des leis und pomplos arbeitenden Mr. Stanley Baldwin entsprungen war. Prunkmahl in der Guild Hall, Ceremonialempfang beim König, an dessen Galatafel die Minister der Signatarmächte, wie sonst nur Monarchen, von Goldgeschirr speisen sollten. . . And all for nothing? For Hecuba? Solcher „Betrieb", weil aus freiem Willen (so nennt mans noch immer) Belgier, Deutsche, Franzosen sich zu Wahrung ihres Besitzstandes, Czechen, Deutsche, Polen sich zu Anerkennung jedes Schiedsspruches im Streit um die Grenzen ihrer Macht und Rechte verpflichten? Eduards Witwe, deren unverkümmerter Instinkt fast immer das vom Bedürfniß der Stunde Geforderte erwittert hatte, leistete ihrer zweiten Heimath einen letzten Dienst. Trauer verbot allen Festlärm. Galakutschen und Goldgeschirr blieben im Dunkel. Nur ein Zipfel des schwarzen Flors sank und ließ die Freude des Britenreiches aufblinken: dem Right Honourable Austen Chamberlain, dem Herrn der Foreign Office und Vorsitzer im Rath von Locarno, verlieh King George den „Order of the Garter", das Blaue Hosenband, das dem Träger das Recht auf den Titel „Sir" gibt. Des Geeinten Königreiches höchsten Orden, dessen Ritterschaft niemals (außer den Prinzen) mehr als sechsundzwanzig englische Gentlemen umfassen darf und dessen Devise lautet: „Honni soit qui mal y pense". Den empfing nun, vor dem Premier Baldwin, der dem berühmten Orientdiplomaten Earl Curzon den Outsider vorzuziehen wagte, der Enkel des Schraubenfabrikanten aus Birmingham.

Wofür?

Als Ausdruck des Dankes für einen der werthvollsten und zugleich billigsten Triumphe, den britische Staatsmannheit je errang. Honni soit qui mal y pense.

*

Weil der Kriegsertrag der Französischen Republik mehr eingebracht hatte, als sie gegen den an Volkszahl und Industriekraft stärkeren Ostnachbar allein verteidigen zu können glaubt, forderte und erlangte sie auf der pariser Friedenskonferenz den anglo-amerikanischen Bürgschaftvertrag. Dem aber, wie dem ganzen Bündel der pariser Verträge sammt dem Covenant, dem Statut des Völkerbundes, weigert der gegen Wilsons „caesarische Allure" wüthende

Senat der Vereinigten Staaten die Ratifikation. Soll England allein die Last der Bürgschaft auf sich nehmen? Den großen Dominions (die das British Empire nicht mehr von Londons Willkür beherrschen lassen) wäre Dauergarantie, gar des Besitzstandes auf Europas Festland, nicht abzulisten. England zaudert, sagt Nein, läßt sich fast in ein Ja überreden, zaudert wieder, sucht Ausflucht; erst in Cannes ist Mr. Lloyd George zu der lockeren Verpflichtung bereit, die dem klugen Artistenkopf des Herrn Briand genügt. Doch Präsident Millerand, der nach der Besetzung Frankfurts von dem goliathisch tobenden David Lloyd George „wie ein Schuljunge gescholten" wurde und seitdem nicht zärtlich auf den Magister aus Wales blickt, und der Senatsreferent Poincaré fanden das englische Zugeständniß zu unbestimmt, die Bindung zu lose, die von Aristeides Briand und Philippos Berthelot, den „Inséparables", angebotene Gegenleistung viel zu beträchtlich. Ohne Bedrängung abzuwarten, doch mit Ekelsspur auf der Lippe, trat Herr Briand aus dem Amt. Herr Berthelot wurde, nach weitem Umweg, an der Chinabank zur Strecke gebracht. Und das Kabinet Poincaré heischte viel straffer geknüpfte, viel breiter durch eine Militärkonvention unterkellerte Verpflichtung, als die Prime-Ministers Lloyd George, Bonar Law, Baldwin, Mac Donald auf ihr Land laden wollten.

Britanien, dem der Krieg aus drei Kontinenten allen erhoffbaren Gewinn eintrug, dem aber deutsch-französische Eintracht, Industriegemeinschaft und deren Folge, der billig arbeitende Metalltrust, sehr unbequem würde, predigt den Franzosen die „sittliche Pflicht zu großmüthiger Mäßigung". Die murren: „Leichte Verdauung der deutschen Kolonien, Marine, Aktien, Obligationen, Guthaben stimmt zu Tugendsermonen. Wir hatten die schmerzhaftesten Verluste. Nun läßt uns der Kanzler Cuno sagen, Deutschland könne die ausbedungenen Geldsummen, Kohlen, Holzstangen nicht liefern. Sollen wir für die Auskunft artig danken und den Lauf der Druckmaschinen schleunigen, bis das Papiergeldgebirg über die Schneeköpfe unserer Alpen hinaus schwillt?" Um ohne den englischen Vormund verhandeln, um ihn, wenns nöthig schien, einschüchtern zu können, entschließt Herr Poincaré sich zu Besetzung des Ruhrbeckens. Die hätte, trotz manchem plumpen Mißgriff, den erhoffbaren Gewinn, unmittelbare Verständigung mit Berlin ohne erniedernde Abhängigkeit von London, gebracht, wenn nach dem Erlahmen des deutschen Widerstandes der in Frankreich regirende Rechtsanwalt sich in den Gestus würdiger Versöhnlichkeit bequemt hätte. Doch das tief eingewurzelte Mißtrauen des Lothringers, der zwei deutsche Einbrüche in seine Heimath erlebt hat (und dem die

Grazien so fern blieben wie dem Staatsjuristen in Goethes Ferrara), hinderte ihn, dem Deutschen Reich, das ihm unter verändertem Firmaschild ungewandelt schien, die Hand hinzustrecken. Als er dem Grundgedanken des Dawes-Planes, der Entpolitisirung, Kommerzialisirung der Reparirpflicht, zugestimmt hatte, befahl Frankreichs Wählermehrheit einen Versuch mit sanfterer Tonart und zerbröckelte die Grundmauer, die das Kabinet Poincaré trug.

Dieses Kabinet mit grünen Guirlanden zu behängen, mit dem Duft humaner Macdonaldismen zu besprengen und durch den Wohlgeruch die sozialistische Division Léon Blum aus muffiger Verärgerung ans Licht zu locken, war ein Hauptzweck des Entschlusses gewesen, das Labour Government aufzurichten und, ohne Mehrheit im Parlament, zu halten. Das war nicht mehr nöthig, seit in der Maiwahl von 1924 das Kartel der französischen Radikalen und Sozialisten gesiegt und den kantig-stacheligen Poincaré der rundlich-freundliche Herriot, den Juristen der Philologe, abgelöst hatte. Mr. Ramsay Mac Donald hat seine Arbeit gethan, kann gehen; und eine Tory-Mehrheit von kaum je erblickter Breite zimmert das Gebälk, auf dem ein neues Kabinet Baldwin, diesmal felsfest zwischen den Eckpfeilern Winston Churchill (Treasury) und Austen Chamberlain (Foreign Affairs), ruhen kann.

Nüchterne Geschäftsköpfe erwägen die Möglichkeiten der politischen Konjunktur. Die Rauheit der Militärherrschaft an der Ruhr konnte das langfristig sicherste Hinderniß franko-deutscher Eintracht werden. Deshalb hatte England die Besetzung weder durch starres Veto unmöglich gemacht noch durch kontrolirende Mitwirkung gemildert; hatte der Premier Bonar Law in Paris gesagt: „Wir sind nicht dafür, wünschen Ihnen aber Erfolg.“ Busineß is busineß. . . . Nun hat Deutschland, in „passivem Widerstand“, ungefähr fünfzehn Goldmilliarden nutzlos verthan, Frankreich für den Aufbau verwüsteten Landes hundert Papierfrancmilliarden aufgebracht; Beide sind lahm, von Geldnoth und Ruhebedürfnis in Verzichtbereitschaft gezwungen. Wie lange? Mit seinen Tauchboot- und Fliegergeschwadern, seinen im Mittelmeer und in Vorderasien angesammelten Wehrkräften ist Frankreich schon fast allzu stark und kann bis an die Kanalküste, nicht nur im Islam, lästig werden. Deutschland hat seine Menschenzahl, unbändige Vitalität, rastlosen Fleiß; kann sich aber Schiffe und Kohlenstationen nicht heimlich, wie Landkriegsmittel, schaffen: also nicht Britaniens Leben bedrohen. Die englische Regirung, die den Deutschen nicht schnell in breiteren Athemraum hilft, würde selbst mitschuldig an dem Aufblühen neuer gefährlicher Hegemonie auf dem Festland. Ein übermächtiges Frankreich

könnte die Arbeitgemeinschaft mit Deutschland erzwingen. Schon ein franko-deutscher Sicherungvertrag wäre Bedrohung Englands. Ein franko-britischer: Stärkung Frankreichs und Schwächung Deutschlands. So spiegelt Lage und Konjunktur sich im Auge der Citypolitik (die auf allen Straßen Frankreich, trotzdem es, als einziger Siegerstaat, sein Heeresbudget beträchtlich geschmälert hat, als „militaristisch“ verschreien läßt). Was bleibt zu erstreben? Ein Bürgschaftpakt, der Sieger und Besiegte in den selben Pflichtenring zwängt und die Schalen der balance of power auf gleicher Höhe hält.

Zuerst muß das Genfer Protokol, das jede andere Bürgschaft entbehrlich macht, zerrissen werden. Das England Mac Donalds hat es erwirkt und bejubelt; das England Baldwins weist es, ein paar Monate später, schroff ab. „Unsere Politik war immer unlogisch; ließ immer von dem Blick auf den Reichsvortheil, von der Nothwendigkeit jedes Tages ihren Weg bestimmen.“ In Genf, aus dem Munde des lieben Kollegen Chamberlain, hört es Herr Briand, der im Völkerbund wieder Frankreichs Sachwalter ist. Ein neuer Briand. Einst wollte er, gröber als je Herr Poincaré (den er, den sein behendes management zum Präsidenten der Republik gemacht hat), Deutschland, den säumigen Schuldner, „am Kragen packen“ und befahl die Besetzung dreier Ruhrhafenstädte. Der Cannae-Sturz aus den Träumen von Cannes entband den Willen zu seelischer Wandlung. Der Alternde reckt sich in die Wilson-Rolle, die dankbarer wird, weil die pfiffige Schlauheit des bretonischen Bauers das Presbyterisch - Professorale ersetzt. Aufrichtig sprach er: „Meines Lebens schönster Tag war der, an dem ich als Erster in Frankreichs Namen das Genfer Protokol unterzeichnen dürfte.“ Das war einmal. Uff. . .

Nur: die Zerfetzung des Protokols, dessen muthigster Satz den Krieg ein internationales Verbrechen schalt, befriedigt die Häupter des Empire noch nicht. Australier, Kanadier, Südafrikaner, Inder bäumen sich gegen die Vorstellung, jemals wieder ihr Blut und ihr Gold für Europäerhändel zu opfern. Für Englands Leben und Sicherheit: all right; doch mit dem unsauber dunklen Kram aus Ost soll man sie verschonen. Sonst, murrt Australien, „gehen wir unseren eigenen Weg“. Flink wird Mr. Chamberlain ihr Wortführer. Klemmt das vom Vater ererbte Monocle neben die Spürnase und spricht im Saal der calvinischen Reformation (ungefähr): „Da wir auf Logik und Konsequenz keinen Werth legen, brauche ich nicht zu erklären, warum wir heute anders denken, wollen, handeln als 1919. Wir durften die Ideologie, die uns den Krieg gewinnen half, nicht hastig zerkrümeln. Jetzt kann sie, aus der kaum noch Zins tröpfelt, amortisirt werden. Britische Bürgen-

pflicht darf sich nicht über den Bereich britischer Interessen hinaus strecken. Vom Rhein, von Belgiens und Frankreichs Kanalküste aus kann unseren Inseln Gefahr drohen. In diesem Festlandsstück wollen wir die politischen Grenzen garantiren. Für den Osten, vom Polenkorridor bis nach Bessarabien, uns zu verpflichten, wäre Narrenfrevel."

Herr Poincaré hätte erwidert: „Was der Herr Vertreter Großbritaniens soeben verkündet hat, ist der Bruch des Covenant, die Auflösung des Völkerbundes. Dessen Kerngedanke will Solidarität, nicht Herrschaft von Sonderinteressen; will Haftung jedes Gliedes für alle und aller für jedes. Bürgschaft in den Grenzen des Eigennutzens hatten wir in den alten Neutralisirungverträgen und Bündnissen; dazu war kein Völkerbund nöthig. England will sich von Verpflichtung entbürden, die es sechs Jahre zuvor besiegelt und ratifizirt hat. Lesen Sie die Artikel 10, 11, 16 unseres Statutes. Pflicht der Mitglieder ist, das Staatsgebiet und die politische Unabhängigkeit aller im Völkerbund vereinten Mächte gegen jeden äußern Angriff unversehrt zu wahren. Ausdrücklich wird hiermit festgestellt, daß jeder Krieg und jede Bedrohung mit Krieg, mag davon unmittelbar ein Bundesmitglied betroffen werden oder nicht, eine Angelegenheit des ganzen Bundes ist und daß er die zu wirksamem Schutz des Völkerfriedens geeigneten Schritte zu beschließen hat. Schreitet ein Mitglied, ohne die in den Artikeln 12, 13, 15 übernommenen Pflichten erfüllt zu haben, zum Krieg, so ist diese Kriegshandlung als gegen alle Bundesglieder gerichtet zu betrachten und mit allen tauglichen Mitteln, Finanzsperre, Wirtschaftboykott, Waffengewalt, zu bekämpfen. Ob die Deutschen ins polnische Oberschlesien, die Polen in Ostpreußen, die Magyaren in Siebenbürgen einbrächen, ob ein von Wahnsinn umnebeltes Frankreich das deutsche Rheinland an sich zu reißen versuchte: dem Angegriffenen, schon dem Bedrohten wären alle Bundesglieder, also auch Großbritanien, zu Beistand verpflichtet. Fällt dieser Pfeiler des Covenant, dann verliert der Völkerbund, den wir aus dem Geist des Präsidenten Wilson empfingen, das tragfähige Fundament."

Die Erlebnißlinie des Herrn Briand lief nicht so schnurgerade, daß er Andere gern an Abweichung von früherem Thun und Reden erinnert. Und welcher Gewinn sprösse aus dialektischem Sieg über den liebenswürdig frankophilen Herrn Chamberlain, der als Einziger 1923 für Frankreichs Formalrecht zur Ruhrbesetzung eintrat und später die Worte des Amerikaners Dawes und des Briten Mac Kenna zu unterstreichen wagte, erst durch diese Besetzung sei Deutschland zu Annahme des Dawes-Young-Planes willig geworden? Ver-

nunft empfiehlt, mit der Thatsache sich abzufinden, daß die im British Empire geeinten Staaten den vom Covenant vorgezeichneten Pflichtenkreis verengen wollen (und danach andächtig dem Lobgesang des Lord Grey auf Englands Politik zu lauschen, der niemals Selbstsucht der Kompaß gewesen sei). Was aber wird nun aus der „sécurité“, die nicht nur den im Schloß der Dubarry thronenden Industrieherzog Loucheur noch wichtiger dünkt als die Abzahlung der Milliardenvorschüsse auf Deutschlands Reparirpflicht? Das Protokol zerrissen, der Covenant durchlöchert. Der Bornand zerpeitscht den feuchten Dunst der Großwäsche in den Alpenschluchten der Savoyarden und eisig weht es vom Rhônegletscher.

Damit nicht ein Vacuum entstehe und Scheu vor Vereinsamung die Franzosen in direkte Verhandlung mit Deutschland treibe, ist in der Wilhelmstraße von dem Lord-Neighbour das Angebot des Bürgschaftvertrages suggerirt worden. Das Reich verzichtet auf Aenderung seiner Westgrenze, also auf das in Frankreich und Belgien eingefügte Land, und gelobt, jeden Streit mit den zum Völkerbund, dem es beitritt, gehörigen Ostnachbarn durch Richterspruch, nie durch die Waffe, entscheiden zu lassen. Zaudern am Quai d'Orsay die Machthaber? Amerika und England mahnen sie an die Pflicht zur Schuldabzahlung. Cypern, die dem Golf von Alexandrette vorgelagerte Eroteninsel, wird (im Mai 1925) Kolonie und Flottenbasis Britaniens. An Marokkos Küste ruft Abd el Krim die Rifkrieger, in Syrien Sultan Atrasch seine tollkühne Drusenmannschaft zum Kampf. Und die Valuta der papiernen Franken wird noch einmal kräftig vergast. (Gesta Dei per Francos! „Wohlauf, zu Roß, zu Felde, nach Franken geht der Zug!“) Alles klappt pünktlich. Nun, Frankreich, wähle in Freiheit den Weg. Honni soit qui mal y pense.

Die in Locarno beschlossenen, in London unterzeichneten Bürgschaftverträge bringen dem Britenreich viel mehr europäische Macht und viel kleineres Pflichtengepäck, als ihm das Statut des Völkerbundes zuwies, dessen Gliedern, großen und kleinen Staaten, gleiches Recht zugesichert sein sollte. England bürgt für Belgiens Territorialbesitz, für Frankreichs Ost- und für Deutschlands Westgrenze. Entscheidet in souverainer Freiheit, ob ein Angriff provozirt, ob es also zu Hilfeleistung verpflichtet ist, und wird dadurch zum „Arbiter“, wie nach Bismarcks Doppelassekuranz das Deutsche Reich zwischen Rußland und Oesterreich-Ungarn war. Dem Grundgedanken dieses „Rückversicherungvertrages“ ist der Westpakt nachgebildet. Er gibt den Briten die Vormundsrechte zurück, die sie über unseren Kontinent seit Bonapartes Sturz hatten, bis diese Rechte durch die Kriegsflotte, den hastig ge-

steigerten Ueberseehandel und die islamische Politik des deutschen Kaiserreiches bedroht würden. Da ohne Verlust eines Blutstropfens so hoher Gewinn, den Italiens (erfreuliche) Mitbürgschaft nur um eines Saumes Breite verringert, gebucht werden konnte, war die Feststimmung erklärlich. Britania triumphans nennt den Sohn ihres Joë fortan Sir Austen.

*

Nur stiere Verblendung kann die Erkenntniß hemmen, daß auch Deutschland aus Locarno Gewinn heimbrachte. Wichtiger als die vielberedeten „Rückwirkungen" (die, weil auch Frankreichs Vortheil sie fordert, nicht ausbleiben können), viel wichtiger noch ist die Reinigung der Atmosphäre. Nach dem Zank um die Reparation endet nun der leidigere um Deutschlands Entwaffnung. Die Ruhr ist, die Erste Rheinzone wird frei. Kürzung der Okkupation, Rückkauf der Saargruben, Wiederkehr des Saargebietes in den Reichsverband, vernünftige Ordnung des den in Fremdland eingekapselten Minoritäten zu sichernden Nationalrechtes scheint möglich. Zum ersten Mal seit der unseligen Geburt Lotharingiens ist zwischen den Ländern der Gallier und der Germanen kein Gebiet mehr streitig. Zum ersten Mal seit sechzig Jahren war ein französischer Minister zu amtlichem Besuch in Berlin. Frankreichs offizieller Verkehr mit Deutschland unterscheidet sich nicht mehr von dem mit anderen Großmächten. Auch zu persönlichem Meinungaustausch ist den Staatsgeschäftsführern der Weg offen. Waren wir, drei, vier nicht von Lüge Getäubte, die seit dem von der Heeresleitung erzwungenen Waffenstillstand diese Politik würdiger Verständigung empfahlen, Dummköpfe oder Verräther? Wäre sie früh beschlossen worden: Deutschland hätte sich den Verlust eines Milliardengebirges, die Verarmung seiner breiten Mittelschicht, eine See von Plagen erspart. Doch wer aus der Summe des Möglichen früher als Andere das Nothwendige errechnet, wird unsühnbaren Verbrechens schuldig; jedes verjährt, nur nie das, „Recht zu behalten". Einerlei. Selbst fünf Minuten vor Mitternacht kann die Erkenntnis des Nothwendigen noch nützlich werden.

Gefahr aber würde der Wahn, Locarno sei Ziel, nicht nur Etape. Der Pakt sichert nicht die Lösung des Europäerproblemes; er ist der Ausdruck des ungemein klugen Versuches, diese Lösung zu hindern.

England besitzt auf unserem Kontinent fünf Quadratkilometer (das den Spaniern genommene Gibraltar) und ist das Haupt des Empire, dem Indien, Australien, Neuseeland, Kanada, der größte Theil Afrikas zugehören, das über die wichtigsten Meerthore und Inseln gebietet und dem König-

reich Egypten, dem Sudan, Transjordanien, Mesopotamien, dem Hedjaz und Irak das nächste Schicksal gestaltet. Dürfte Herr Henry Ford der deutschen Automobil-Industrie das Lebensgesetz vorschreiben, weil er ein winziges Häufchen ihrer Aktien erworben hat? Und dürfte ers: müßte er dann nicht dieses Gesetz dem Bedürfnis seines Weltreiches anpassen, dessen Hauptstadt Detroit in Michigan ist?

So muß auch England unseren Kontinent und dessen Glieder als Zahlmittel in seinem Universalgeschäft, als Spielmarken und Trumpfkarten in seinem Globalspiel verwenden.

Die Türken, deren Volksmasse nicht schlechter als andere ist, unter deren Effendis, Beys, Paschas aber die schönsten, reichsten Länder verwesten, dürfen in Europa bleiben: weil ihre Vertreibung die Mohammedaner in Afrika, Vorderasien, Indien (wo sie die festesten Stützen des Britenimperiums sind) verstimmen würde. Grundsätzliche Ordnung des Europäerverkehrs mit Rußland wird verzaudert: weil sie, Stück vor Stück, als Preis für die Dämpfung des an den Rändern des Britenorients von den Bolschewiken angezündeten Feuers gewährt werden soll. Die Balkan-Einung, die mit dem Begräbnis des Zankes über die Makedo-Slawen, mit serbo-bulgarischer Union beginnen könnte, wird gehemmt: weil die Stärkung des Slawenstromes von der Adria bis in die Marmara, vom Schwarzen Meer bis in den Persergolf den Engländern unbequem fühlbar würde. Zwischen dem Pas de Calais und dem Teutoburger Wald liegt das reichste Industriegebiet unseres Erdteiles. Hier ist Kohle, Erz, Eisen, wird Koks und Stahl produzirt, sind Zechen, Hütten, Walz- und Schmelzwerke, Maschinen-, Farben- und andere Chemikalien-Fabriken, industrielle Anlagen aller Art, denen das feinste Gleisgesträhn und das dichteste Kanalnetz zu Gebot ist. Seit Jahrhunderten wird um die Herrschaft über dieses Land gestritten. Heute noch ist es durch drei Grenzen, Belgiens, Frankreichs, Deutschlands, tief zerfurcht: weil England zuerst die militärische Bedrohung, dann die billiger wirtschaftende Industriekonkurrenz scheute. Um die flandrische Küste, Europas Ausfallthor gegen das United Kingdom of Great Britain and Ireland, unter seiner Schlüsselgewalt zu halten, hat England in drei Jahrhunderten Kriege geführt, gegen den vierzehnten Louis und gegen Bonaparte, zwei Häupter deutscher Rheinbünde; hat es zuerst Hollands Einung mit, dann Trennung von Belgien und dessen Neutralisirung erzwungen, niemals franko-belgische Intimität in Politik oder Wirtschaft erlaubt, 1870 gegen Louis Napoleon, dessen steten Drang nach Vormundschaft über Belgien die Weisheit Bismarcks in letzter Stunde entlarvt hatte, wenigstens die Batterien seiner Oeffent-

lichen Meinung gerichtet und im August 1914 dem wider Rußland und Frankreich vorrückenden Deutschland den Krieg erklärt.

Und warum konnte all solches Wirken und Hindern, Gestalten und Zerstören, das in Amerika der Besitzer des fast zehn Millionen Quadratkilometer umfassenden Kanadierreiches niemals wagen dürfte, dem Besetzer der Parzelle Gibraltar in Europa gelingen? Weil ihm hier nicht, wie dort, der mächtige Wille eines seit der Stunde tiefster Erschöpfung der Einzelstaaten geeinten Erdteiles wehrte. Auf vier Kontinenten ist eine halbe Menschenmilliarde, auf dem europäischen Festland ein Schwärmchen von zweitausend Köpfen den Angelsachsen unterthan. Dennoch ist immer wieder das Schicksal dieses durch Geschichte, Civilisation und Kultur beträchtlichen Erdstückes von dem Bedürfnis der ihm vorgelagerten Briteninseln bestimmt worden. Und deshalb ist, seit James Stanhope, am Morgen des achtzehnten Jahrhunderts, Englands ersten George zu Bruch des Königswortes verleitete, das dem Deutschen Reich eine gegen Frankreich gesicherte Grenze zugesagt hatte, just dieses Kontinentes Herzstück niemals in Dauerruhe, in Gleichmaß des Pulses gelangt.

*

Kein Unbefangener kann wünschen, daß dem Rath der Menschheit Britanien, das ihr so viel gab, je fehle. In Pracht soll es blühen; die reichste Ernte tragen, die von seines Wollens gewaltiger Sonne zu reifen vermag. Sicherheit, unantastbarer Landbesitz, Gewißheit weitbegrenzten Absatzes von Stoffen und Waaren sei ihm verbürgt und keine Europäermacht störe sein Streben nach der Herrschaft über Meerthore und Oelquellen, nach dem trockenen Weg in sein Inderreich und dem gehorsamen Khalifa (der Hussein und Ali nicht geworden ist, ihr wahabitischer Besieger Ebn Saud nun vielleicht wird). Aber das von der zähen Kraft stolzer Briten, die, je nach dem Gebot des Tages, Händler oder Helden waren, aufgebaute Empire ist selbst ein, so zu sagen, ideeller Kontinent und muß, um sich in seismischen Wirbeln noch zu behaupten auf den Bürgenhort seiner eigenen Wucht Leben und Freiheit stützen. Joseph Chamberlain hat es erkannt; sein „Imperialismus“ entsproß der Einsicht in die Notwendigkeit, Britaniens Imperium wirtschaftlich zu festigen und in „disinterestedness“ von Europas Innenarchitektur und Möblirung zu halten. Fühlt sein Sohn, Sir Austen, nicht, was Mr. Baldwin, der Praeferentialzöllner ahnt und was den Bolschewiken die Richtung des Handelns weisen müßte, wenn ihre Außenpolitik mehr wäre als flache contreimitation der englischen, die schon zu verkalken begann?

Locarno war Etape. Das Ziel, Europas Einung, liegt hinter der Bannschwelle insularer Vormundschaft. Und ist die Fassade des Völkerbundes nicht mehr von dem Schlinggewächs europäischen Haushaders und Treppenzankes entstellt, dann wird dem in Genf entstehenden Centrum weltorganisatorischer Arbeit nicht Amerika, nicht Rußland lange noch fern bleiben.

PROFESSOR ALBERT EINSTEIN

ROMAIN ROLLAND ZUM SECHZIGSTEN GEBURTSTAG

Verehrter Meister!

Ein einziges Mal habe ich Sie mit leiblichen Augen gesehen, als Sie noch unter dem frischen Eindruck des Ausbrechens der europäischen Katastrophe standen, ein Einsamer, Sehender, mit den Menschen unsäglich Leidender, bedrückt durch das Bewußtsein, nicht Licht schaffen und erlösen zu können. Nie haben Sie vollen Trost darin finden können, durch Ihre hohe Kunst und Ihr Wort auf die fein Organisierten zu wirken; Sie wollen der menschlichen Kreatur helfen, die in selbstgeschaffenem Elend schmachtet.

Die rohen Massen tun ihr Werk aus dumpfen Leidenschaften heraus, denen sie und die sie verkörpernden Staaten völlig untertan sind. Sie rasen gegeneinander in ihrem Wahn und treiben einander ins Unglück; aber sie vollbringen im großen ganzen ihre Greuel ohne inneren Zwiespalt. Die Wenigen jedoch, die an dem rohen Fühlen der Massen nicht teilnehmen, sondern unbeeinflußt von Leidenschaften am Ideal der Menschenliebe hängen, tragen weit schwereres Los. Sie werden aus ihrer Gesellschaft ausgestoßen und wie Aussätzige behandelt, wenn sie nicht Taten begehen, gegen die ihr Gewissen sich aufbäumt, und feige verschweigen, was sie sehen und fühlen. Sie, verehrter Meister, haben nicht geschwiegen, sondern gelitten, gekämpft und getröstet wie eine große Seele.

In dieser für uns Europäer so beschämenden Zeit hat es sich gezeigt, daß Athletik des Geistes nicht schützt gegen Kleinheit der Seele und barbarisches Empfinden. Ich glaube, daß edle, menschliche Gesinnung in den Universitäten und Akademien nicht besser gedeiht als in den Arbeitsstätten des ungekannten stummen Mannes aus dem Volke.

Heute grüßt Sie die Gemeinde derer, die in Ihnen ein leuchtendes Vorbild sehen. Es ist die Gemeinschaft der einsamen Menschen, die immun sind gegen die Epidemien des Hasses, die in der Abschaffung des Krieges ein erstes Ziel der moralischen Gesundung der Menschheit erstreben, das ihnen unvergleichlich wichtiger erscheint, als das Sonderinteresse der eigenen Nation oder des eigenen Staates.

Die Kriminalität der Inflationszeit.

Die Statistik des Jahres 1923 beweist den starken Einfluß der Wirtschaftslage auf die Kriminalität. Die Anzahl der wegen Verbrechen und Vergehen gegen Reichsgesetze Verurteilten ist von 562 000 im Jahre 1913 auf 826 000 im Jahre 1923 gestiegen. Das Steigen der Gesamtziffer ist auf die außerordentliche Zunahme der Eigentumsdelikte zurückzuführen. 1913 wurden 115 000 Personen wegen Diebstahls verurteilt, 1923 waren es 365 000. Im Zusammenhange mit den vielen Diebstählen hat sich die Zahl der Hehlereifälle sogar versiebenfacht, sie ist auf 71 000 angewachsen. Verhältnismäßig unberührt sind die Vergehen der Unterschlagung und des Betruges geblieben. Eine auffällige Abnahme ist bei einzelnen Gewaltvergehen festzustellen. 113 000 Körperverletzungen im Jahre 1913 stehen 1923 nur 35 000 gegenüber. Die Zahl der Beleidigungen hat sich um 9000, die der Hausfriedensbrüche um 12 000 und die der Sachbeschädigungen sogar um 13 000 verringert. Die Abnahme dieser Delikte hat besonders bei den Männern stattgefunden. Sie muß vor allem mit dem Rückgang der Trunkenheitsexzesse erklärt werden.

Geschlecht und Verbrechen.

Die Beteiligung der Frau an der Kriminalität ist von jeher in Deutschland nicht gering gewesen. Ihr Prozentsatz hat sich in den Nachkriegsjahren gegenüber der Vorkriegszeit kaum verändert. Auf je hundert wegen Verbrechen und Vergehen überhaupt verurteilte Personen kommen im Durchschnitt auch jetzt 16 bis 18 Frauen; in den skandinavischen Ländern, z. B. Schweden oder Norwegen, sind es nur 6 bis 7. Innerhalb der einzelnen Delikte ist jedoch gegenüber der Vorkriegszeit eine bemerkenswerte Verschiebung festzustellen. Die Frauen verüben jetzt bedeutend weniger Eigentumsvergehen. Während früher unter 100 Dieben 30, und unter 100 Hehlern 40 Frauen waren, sind jetzt nur etwa 15 Diebe und 20 Hehler weiblich. Auch derProzentsatz der weiblichen Betrügereien hat sich von 20 auf 14 verringert. Der Abnahme weiblicher Eigentumsvergehen entspricht eine starke Zunahme der Vergehen gegen Ehre, Leib und Leben. 15 Proz. (früher 10 Proz.) der leichten Körperverletzungen werden jetzt von Frauen begangen, 32 Proz. der Beleidigungen (früher zirka 18 Proz.), 34 Proz. (früher 25 Proz.) der falschen Anschuldigungen. Selbst die Totschlagsverurteilungen der Frauen sind auf 17 Proz. gestiegen. Von 100 fahrlässigen Falscheiden entfielen früher 26 auf Frauen, jetzt sind es etwa 38. Die weibliche Kriminalität ist demnach in den letzten Jahren noch gefühlsbetonter geworden, als sie es schon war.

Gerichtskosten und Reichsbankdiskont.

In Sachsen wurde kürzlich ein junger Kaufmann wegen Unterschlagung zu einer Gefängnisstrafe von sechs Monaten und zu den Kosten des Verfahrens verurteilt Sie betrugen 300 Mark. Da der Verurteilte während der Strafverbüßung nicht in der Lage war, sofort die Summe zu bezahlen, bat seine Ehefrau die Strafvollstreckungsbehörde um Niederschlagung der Kosten, Stundung oder teilweise Stundung. Niederschlagung und völlige Stundung wurden abgelehnt, dagegen wurden dem Verurteilten Teilzahlungen für den Fall bewilligt, daß er folgenden ihm von der Gerichtskasse ins Gefängnis übersandten formularmäßigen Verpflichtungsschein

unterschriebe: „Ich verpflichte mich, die von mir in meiner Strafsache geschuldeten Gerichtskosten in monatlichen Teilzahlungen von 50 Mark, beginnend am 1. Februar 1926 zu bezahlen und von sofort an mit dem jeweiligen Wechseldiskontsatz der Reichsbank (zurzeit 9 v. H. jährlich) zu verzinsen. Die Teilzahlungen sind in erster Linie auf die Verzugszinsen zu verrechnen. Bleibe ich mit einer Teilzahlung länger als drei Tage im Rückstande, so soll der jeweilige Rest sofort fällig sein." In Zivilprozeß unter Privatleuten würde kein Richter dem Schuldner einen derartigen Vergleichsvorschlag zu machen wagen. Die fiskalische Art der Kostenbeitreibung gegenüber einem verheirateten Strafgefangenen erfordert schärfste Revision durch den zuständigen sächsischen Ministerialreferenten, den Kriminalisten Dr. Erich Wulffen.

Vierzehn Monate Untersuchungshaft.

Noch immer schwebt die Strafsache gegen den Dr. Freiherrn von Lützow wegen Ueberschreitung des Züchtigungsrechts und der Vornahme unzüchtiger Handlungen an den ihm zur Erziehung anvertrauten Schülern. Vierzehn Monate hat die Untersuchungsbehörde für die Voruntersuchung benötigt. Monate brauchen die Schöffenrichter zur Durcharbeitung des Riesenmaterials an Zeugenaussagen, Sachverständigengutachten und einschlägiger Literatur für die Hauptverhandlung. Ihr Termin ist noch immer ungewiß. Trotzdem bleibt der Angeklagte weiterhin in Untersuchungshaft. Weshalb? Weil nach Ansicht der Staatsanwaltschaft Verdunklungsgefahr vorliegt. Wie in einem solchen Falle kolludiert werden soll, wird verschwiegen. Sämtliche Schüler, die als Zeugen in Betracht kommen, sind bereits vernommen; sie werden schwerlich in der Hauptverhandlung ihre Aussage abändern, und selbst dann hat der Richter die Möglichkeit, einander widersprechende Aussagen nach freiem Ermessen zu werten. Die Art der Anwendung der Untersuchungshaft ist seit den Zeiten des Inquisitionsprozesses die gleiche geblieben. Wenn der Haftbefehl einmal erlassen ist, wird er ungern wieder aufgehoben, auch wenn die Hauptverhandlung noch so lange aussteht. Die Bestimmungen der Strafprozeßordnung über die Anwendung der Untersuchungshaft gewähren in keiner Weise der persönlichen Freiheit des Staatsbürgers ausreichenden Schutz. Tausende krasser Fälle neben dem Fall Höfle beweisen es. Dem richterlichen Ermessen ist allzu weiter Spielraum vom Gesetzgeber gelassen. Schon im Dezember 1918 hat der Justizminister darauf hingewiesen, „daß die Untersuchungshaft einen schweren Eingriff in die Freiheit einer Person darstellt, deren Schuld oder Unschuld erst noch festgestellt werden soll, und daß daher diese einschneidendste aller Untersuchungsmaßnahmen eine besonders gewissenhafte Prüfung erfordert, ob sie nach der Bedeutung des Einzelfalles tatsächlich geboten erscheint." Der wiederholte Hinweis des Ministers auf diesen Erlaß bezeugt am besten, daß die in ihm ausgesprochenen Forderungen von vielen Richtern nicht beachtet wurden. Eine Abänderung der gesetzlichen Bestimmungen über die Untersuchungshaft ist daher dringend geboten. Die Voraussetzungen des Haftbefehls müssen eng umgrenzt, die Ueberschreitung der Grenzen muß streng geahndet werden. Alsberg hat im zweiten Heft der verdienstvollen „Justiz" einen Untersuchungshaft-Gesetzentwurf nebst Begründung (Lex Höfle) veröffentlicht, der vor kurzem vom Vorstande des Berliner Anwaltsvereins genehmigt und dem Rechtsausschuß des Reichstages eingereicht worden ist. Seine Beratung eilt, seine Gesetzwerdung drängt!

Ein Mann wird von seiner Lebensarbeit weggerissen, ein schöpferischer Mensch wird zum Spazierengehen verurteilt, eine Kunstindustrie verliert ihren leitenden Kopf. Wie viel Leute haben den Fall des Generaldirektors der Ufa Erich Pommer begriffen? Ob Herr James Klein, der ja allerdings für die Berliner Ausstattungstheater die Brustwarze der Statistinnen entdeckt hat, gehen soll, kann, muß, wird tagelang in den Zeitungen erörtert. Das Schicksal Erich Pommers, das mit der Zukunft des deutschen Films, der deutschen Lichtbildindustrie überhaupt verknüpft ist, hat verhältnismäßig wortkarge Zeitungsschreiber gefunden. Aber wenn die Trabanten der mächtigsten Bank schweigen, kann der verantwortliche Betrachter sich mit der stumpfen Feststellung: Mann über Bord! nicht begnügen. Mit Pommer versinkt nicht nur ein Mann, mit Erich Pommer fällt der große, weltmarktfähige, der den Amerikanern unbequeme deutsche Kunstfilm. Ich schrieb vor zwei Jahren: Der deutsche Kunstfilm stammt aus Pommern. Muß er mit Pommern sterben? Blicken wir ein bißchen zurück, nur ein paar Jahre: Es wimmelte, ehe Pommers ordnender und wertender Kopf zur Geltung kam, von deutschen Schundfilmen. Die Zeit, in der die ausgedienten Mäntelfabrikanten Filmgesellschaften gründeten und mit ihren Mannequins als Stars und ihren Prokuristen als Generaldirektoren Filme niedrigster Art fabrizierten, ist noch nicht gar zu lang her. Es bestand die Gefahr, daß der deutsche Film die alte deutsche Exportmarke bekam: Billig und schlecht. Dann kam, als Lubitsch frisch von Reinhardts großem Schauspielhaus kam, die Gefahr des Massen-Protzfilms. Zehntausend Statisten rannten auf dem freien Felde der Inflationszeit mit aufgeregt erhobenen Händen umher. Der Filmindustrie fehlte der Schöpfer vorbildlicher Typen. Wasserstoffsuperoxyd-Blondinen und verschwärmte Orska-Nachahmerinnen sollten im Film die deutsche Schönheit repräsentieren. Bolten-Bäckers hausbackene Schwänke, die alle in Glauchau und Riesa spielten, überschwemmten den Markt. Pofel war Trumpf. Es ist leicht, eine Industrie, die ein Niveau erreicht hat, weiterzuführen. Aber es war eine ungeheuere, Tag und Nacht fressende Arbeit, dem dilettantisch verlumpten Film in Deutschland Niveau zu geben. Man erinnere sich, daß Pommers Vorgänger auf dem Throne der Decla der naturbegabte, aber geschmackverlassene Richard Oswald war. Als Pommer kam, waren gerade Oswalds geschlechtliche Aufklärungsfilme das große Geschäft. Es ist Pommer, trotz den erwünschtesten Devisen, nicht einen Augenblick eingefallen, irgend jemanden sexuell aufzuklären. Er stand da und ahmte Keinen nach. Es schwirrten die

Gründer und Finder, die Entdecker und Projektenmacher um ihn herum. Er mußte hinauswerfen, lüften, unter den vom Theater Wegdrängenden die Talente mit Bildphantasie auswählen. Noch ist die Epoche nicht ganz vorüber, in welcher die Filmgesellschaftsgründer das bißchen Dichten auf eigene Faust wagten, Regie führen, das lernten sie ja in 14 Tagen, und Ausstattung, bißchen Rokoko, bißchen Expressionismus, das war doch ein Kinderspiel. Pommer fegte den Dilettantismus der Gründer aus der deutschen Filmwelt. Er hat systematisch und beharrlich den deutschen Film aus der Dienstmädchen-Perspektive weggeholt. Er hat dem Film deutsche Autoren zuzuführen gewußt. Er hat eine Filmbegabung von der spannenden Farbigkeit des Norbert Jacques eingespannt, er hat Thea von Harbou geschult, die trotz ihrer glattgescheitelten Deutschheit einen ungewöhnlichen Instinkt für den architektonischen Aufbau einer Filmfabel gezeigt hat, er hat Carl Mayer den sparsamen Dichter der einfachsten Themen, aus dem Experimentirstadium zu lösen verstanden. Vielleicht hätte er noch mehr für die Schaffung einer schöpferischen Filmautorenschaft tun können, aber er wußte, daß es absurd ist, Filmbücher am Schreibtisch auszuarbeiten. Der Dichter des Films, das ist im Grunde der Regisseur, der Bilder sieht und Bilder festhält. Auf der Suche nach Spielleitern hat Pommer die beste Witterung bewiesen und, wir wissen es alle, eine gute Nase ist zuweilen mehr wert als ein exaktes Hirn. Pommer hat aus dem Gewimmel unordentlich schenialer Versucher die vier oder fünf Könner herausgefunden und festzuhalten gewußt. Möglich, daß heute die Nachrechner herausbekommen, daß Pommer die Hand nicht streng genug am Geldsäckel gehalten, aber ein bloßer Rechner hätte Ludwig Berger, Fritz Lang, Murnau, Dupont nie gewinnen, nie enthuasmieren, nie festhalten können. Für diese erste schöpferische Periode war ein Mann nötig, der an deutschen Kunstfilm glaubte. Ein Pfennigfuchser wäre zur eigenen Unproduktivität und zur Lustlosigkeit der Helfer verdammt gewesen. Die Welt blüht nur rings um den Freudigen und Gläubigen. Nie wäre Bergers „Aschenputtel", der schönste deutsche Film, nie Langs rasender „Mabuse", nie Mayers „letzter Mann" geworden, wenn nicht ein schaffensgläubiger produktionsfanatischer Mann an der Spitze der Ufa gestanden und ins Feuer geblasen hätte. Vielleicht, wahrscheinlich hätte man Pommer einen Finanzadlatus beigesellen sollen; geschah es nicht, so mögen sich die Leute an den Kopf greifen, deren Aufgabe es ist, zu rechnen, nichts als zu rechnen. Aus dem weiten Lande des torkelnden Experimentes hat Erich Pommer den deutschen Film auf das abgegrenzte Gebiet verläßlichen Geschmacks, starker Theaterwirkung, nationaler und deshalb übernationaler Wirkung hinüber geholt. Wie er dem Sexualfilm nicht nachlief, so hat ihn die Fridericusmode nicht verwirrt. Der Billionenerfolg der nationalistischen

Filme endete an der Grenze. Pommer aber trieb es zum Weltfilm. Dabei wußte er, daß der deutsche Film sich nicht amerikanisch verkleiden kann; nur wenn er deutsch bleibt, d. h. psychologisch, nur dann kann er Weltgeltung haben Mitten in der Arbeit, diese kaum erst begonnene Weltstellung des deutschen Films zu befestigen, muß er seine Arbeit abbrechen.

Mit Erich Pommer schwankt der deutsche Film der nächsten zehn oder zwanzig Jahre. Die besten Leute gehen übers Wasser, Jannings, Murnau, Dupont, wahrscheinlich auch Berger und Pommer selbst. Sind wir so reich, um diesen Export der Talente verantworten zu können? Herr Major Grau, ein gebildeter Offizier, so liebenswürdig wie guten Willens, hat der Kulturabteilung der Ufa seinen klangvollen Namen geliehen. Gewiß waren die Vogelflugfilme und Unterwasseraufnahmen, die Operationsfilme und die Insekten-Entdeckungen der wissenschaftlichen Filmleitung sehr erfreulich. Wie weit der ausgezeichnete Militär an ihrer Schöpfung teil hatte, ist schwer festzustellen. Als finanzielles Vorbild, ja auch nur als finanzielle Vorschule sind diese kostspieligen Ehrensachen der Ufa kaum anzusehen. Herr Major Grau wird Pommers Erbe gewissenhaft verwalten, die Kartotheken werden in Ordnung sein. Inwiefern Herr Grau als schöpferischer Organisator Anregungen geben oder aufnehmen kann, das wird man erst in zwei Jahren erkennen können. Die Ufa kann nicht mehr aus dem Vollen schöpfen, was ihr an Geld fehlt, müßte sie nun durch Einfälle ersetzen. Nie war der Wettkampf mit den expansionsgierigen Amerikanern schwerer. Es ehrt Herrn Major Grau, daß er, auf gefährdeten Posten gestellt, ohne Murren und Zagen die vorgeschriebene Stellung bezieht. Nur gerade Filmschlachten werden gewöhnlich auf weniger militärische Art gewonnen.

ALFRED POLGAR

DER UNGELIEBTE

Wenn ich nicht bei Dir bin, ist Unruhe in meiner Seele. Ich will diese Unruhe analysieren. Es ist ein Gefühl, wie man's auf der Schaukel hat, wenn sie hinuntergeht. Eine Leere und Bangigkeit und ein heftiges Bohren in der Schläfengegend und etwas Todesangst. Ich bin in bitterer Not. Aber nicht, daß ich's bin, ist das Arge, sondern daß ich selbst die Not produziere, sie beständig erneuere und nähre, daß jeder Atemzug, mit dem ich sie mir von der Brust wälzen will, sie nur tiefer hineinsaugt. Ich bin nicht einsam, wenn ich nicht

bei Dir bin, sondern in einem Minus-Bezirk hinter der Einsamkeit, durchgefallen durch sie, die meine Schwere nicht mehr trug. In solcher Zone hinter der Einsamkeit ist lauter Tod in Masken des Lebens, Licht ein Phosphoreszieren der Finsternis, und Stunden währt dort jede Stunde. Zu nichts, zu garnichts mehr knüpft sich Beziehung. Welt, die mir gehörte, hat sich zurückgenommen; wie man einer Leiche die Ringe von den Fingern streift. Was war, ist hin, was sein wird, noch nicht da, und so, auf einer Brücke, die kein Pfeiler trägt, bin ich, klappernd vor Angst, über dem Abgrund des Augenblicks. Es ist eine Not, die zum Weisen machen könnte, wenn sie nicht zum Narren machte.

Man kann auch sagen: es ist ein Zustand wie bei schwerer Nikotinvergiftung.

*

Wenn ich bei Dir bin, Geliebte, ist die Unruhe aus meiner armen Seele nicht fort, nur gebunden, zugefroren, und Wort und Gedanke können darüber hin in relativer Sicherheit. Aller Schmerz ist da, aber wie in Schlaf gesenkt. Ich bin für kurze Zeit beurlaubt aus dem Jammer, in den ich, und kein Gott hat Erbarmen, zurück muß. Daß ich seh und merke, wie Du mich nicht liebst, ist Glück gegen die martervollen Phantasien von Deiner Unliebe, wenn ich nicht bei Dir bin. Ach, die Wirklichkeit ist hart, aber sie schützt doch vor Gespenstern! Wenn ich Deine Nähe habe, sammeln Aug' und Ohr Vorrat von Dir . . . obgleich ich weiß, daß dies so töricht ist, als ob einer Luft in seine Lunge speichern wollte für die Augenblicke der Atemnot. Ich bin am Grund des Meeres, das mich ersäufen will, doch seine Massen stehen, zurückgewichen, wie Mauern. Solche Wunder wirkst Du durch Dein bloßes Dasein an einem Kinde Israels!

*

Meine Worte dringen nicht zu Dir. Ein Stückchen vor Deinem Herzen, auf das sie zielen, fallen sie matt und lahm zu Boden.

Ungeliebter Mund hat keine Zunge.

*

Mich quält dieses Problem: wenn ich zu Dir rede, Dir schreibe, wie komme ich um das Wort „ich" herum? Denn man soll doch Worte vermeiden, die völlig sinnlos sind für den, dem sie gelten. Da Du mich nicht liebst, existiert mein „ich" nicht in Deiner Welt. Die Menschen kennen, nützen,

brauchen einander. Aber nur wen wir lieben, der lebt uns. Darin, mehr als im Kinderzeugen, erweist sich die Schöpferkraft der Liebe. Wohl und Wehe der Andern akzeptieren wir als ein Schauspiel, das uns, sind wir in Zuhörer-Laune, ergötzen oder erschüttern mag. Nur wen wir lieben, dessen Sein kommuniziert mit unserem Sein, dessen Wohl ist unserm Wohl, dessen Weh unserm Weh zugelegt. Da Du mich nicht liebst, bin ich Deiner lebendigen Welt ein Unerschaffenes, und „ich" in meinem Munde bedeutet Dir ein persönliches Fürwort in der ersten Person Singularis, an dem etwas bewegte Materie hängt.

Wie komme ich um das fatale „ich" herum? Man ist doch nicht gern der Wurmfortsatz eines Pronomens.

*

Wenn ich zehn Jahre jünger wäre, bildhübsch, ein Genie und steinreich, solltest Du mir gehören. Nur das, nur so wenig brauchte es, Dich zu gewinnen! Aber auch wie ich bin, fühle ich mich nicht außerstande, Dir alles das zu geben und zu sein, was ein Mann, an den Du Dich verschenkst, Dir geben und sein müßte. Nur sind meine Schätze sehr verstreut, meine Tugenden in Laster, meine Stärken in Schwächen eingekapselt, mein Weißes in tausend unreine verwaschene Farben aufgelöst. Mit einem gewaltigen Maß von Toleranz, von Güte, von zärtlicher Einbildungskraft, und durch die Sammellinse der reinsten Sympathie betrachtet, erschiene ich als ein herrlicher Mensch. Und Du müßtest, sähest Du mich so, mich lieben. Mit andern Worten: Damit Du mich lieben könntest, wäre die Voraussetzung, daß Du mich liebtest.

Eine verzweifelte Diagnose!

*

Wohin aber kommen nun die Sehnsucht, die grenzenlose Zärtlichkeit, die Wärme und Süße, die der Ungeliebte in's Leere verstreut? Was geschieht mit ihnen? Bilden sie Wolken und helfen das Firmament färben? Schluckt ein Gott sie als Rauchopfer? Werden sie verbucht in der kosmischen Bilanz? Wie steht's hier, bitte, mit dem Gesetz von der Erhaltung der Kraft?

Ich bin gern Deine Wurzen, Geliebte. Aber der Gedanke, daß ich sie auch für das absolute Nichts sein sollte, ist ganz und gar unerträglich.

In schwerer kranker Zeit vollzog sich etwas wie ein literarisches Wunder. Ein blasser junger Mann mit wunderschönen schwarzen Augen, der Sohn eines reichen und berühmten Arztes, war in den Jahren der Jahrhundertwende der Liebling der unzugänglichsten Pariser Salons. Er kam stets etwas zu spät, weil er nach nächtlichen Asthmaschmerzen den lieben langen Tag verschlafen hatte. Wie ängstlich vermied er aufzufallen! Und er fiel doch auf inmitten der müden Geburts- und der noch nicht ganz geschliffenen Geldaristokratie, weil er überall, wo er erschien, eine Oasis schuf, eine Oasis von Geist und Güte. Er hatte allerhand kleine Sachen geschrieben, im „Figaro", als mondäner Chronist, und in ein paar wagemutigen Zeitschriften; er hatte Ruskin in ein wunderliches, altertümliches Französisch übersetzt und zu diesen Uebersetzungen Einleitungen verfaßt, die von überraschenden Gescheitheiten wimmelten. Ein paar Freunde hielten große Stücke auf ihn; für die literarische Welt war er ein müßiger Salonheld, der sein Talentchen in liebenswürdiger Weise vergeudete.

Auf einmal, ein Jahrzehnt nach dem Jahrhundertbeginn, hörte man nichts mehr von diesem stillen, ausgezeichnet erzogenen und geistreichen jungen Mann, von Marcel Proust. Die alten und jungen Damen erkundigten sich angelegentlichst; es hieß, er sei immer kränker und kränker geworden; zum Asthma habe sich eine Hyperästhesie der Sinne herausgebildet; er könne kein Geräusch vertragen und lebe einsam in einem sorgfältig abgedunkelten, mit Kork wattiertem Zimmer. Die Mutter war ihm gestorben und er hatte dadurch schwer gelitten. Es tat den Leuten der feinen Welt leid um den wohlgesitteten klugen Marcel Proust; aber sie hatten ihn bald vergessen. So wie das geht.

Inzwischen vollzog sich das literarische Wunder. Es war ein Ruf ergangen an Marcel Proust; er fühlte, daß er da sei, um ein Werk zu schaffen, das er allein schaffen könne. Und wenn er die Welt und ihre Eitelkeiten mied, so war es nicht nur der Zwang der Krankheit, sondern vor allem der Zwang, den ihm sein Werk auferlegte; er zog sich in sein hermetisch abgedichtetes Krankenzimmer zurück, wie Pascal nach Port-Royal und die großen Heiligen in die Klosterzelle. Und er schrieb und schrieb, nächtelang, schrieb im Bett, unter höllischen Schmerzen, schrieb ein Werk „A la Recherche du Temps perdu", das heute, drei Jahre nach seinem Tode, zwölf Bände umfaßt und noch nicht abgeschlossen ist.

In Paris lebten höchstens ein Dutzend Menschen, die von diesem Werk und seinen Herrlichkeiten wußten; es waren Schriftsteller und Weltleute in buntem Gemisch. Als einer der

Bände fertig war, suchte Proust nach einem Verleger. Es gibt kein Wunder ohne ungläubigen Thomas. Den ungläubigen Thomas spielten die Pariser Verleger. Sie verweigerten die Drucklegung mit Argumenten, die von einem ahnungslosen Böotiertum strotzten. Erst nachdem Proust sich dazu entschlossen hatte, die Kosten der Drucklegung auf sich zu nehmen — was ihm, dem hochanständigen Menschen, aus kollegialischen Gründen widerstrebte —, riskierte Bernard Grasset, der damals ein Anfänger war und heute einer der „großen" Pariser Literaturmakler ist, den Verlag des Romans „Du coté de chez Swann". Eines Romans, der keiner ist. Das Buch erschien 1913 in zwei Bänden.

Nach den Verlegern war an den Kritikern die Reihe, sich zu blamieren. Sie blieben sich in dieser Hinsicht nichts schuldig. Mit einer einzigen rühmlichen Ausnahme, und was für einer Ausnahme. Paul Souday, der Unbestechliche und Urteilssichere, schrieb im „Temps" ein ganzes Feuilleton über das Buch, ein Feuilleton, dessen Sinn, trotz aller Vorbehalte, der ist, daß wieder einer da sei, der das Zeichen trägt, das Kainsmal der Schöpfernaturen.

Dann erschienen 1913 in der Nouvelle Revue française, deren Leitung inzwischen der tapfere Jacques Rivière übernommen hatte, Bruchstücke von „A l'ombre des jeunes filles en fleurs", die von vielen Kennern geschätzt wurden, aber kein Aufsehen erregten. Erst nach dem Krieg kam mit der Verleihung des Goncourtpreises 1919 der Ruhm, über den der im rechten Sinne des Wortes bereits jenseitig lebende Kranke sich wie ein Kind freute, freute bis zu seinem Tod am 18. November 1922. Er hinterläßt in der Asketenklause einen riesigen Stoß von Manuskripten, den Robert Proust, der Bruder, und Jacques Rivière, der Verehrer, mit einem Opfermut sichteten, den jeder bewundert, der je eine Schriftprobe von Marcel Proust vor Augen hatte.

„A la Recherche du Temps" perdu ist ein Werk, das man auf keiner der fünf- bis sechstausend Seiten von seinem Schöpfer abtrennen kann. Was war das für ein abseitiger, eigenwilliger, duldender Mensch. Er war von der hilfreichsten aller Krankheiten befallen, einer Krankheit, über deren Komplikation die Aerzte ihr letztes Wort noch nicht gesagt haben. Sie zwang ihn zur Selbstverbannung, weil er tagelang den Atem, die Ausdünstung und den Duft der liebsten Menschen nicht vertragen konnte, weil der Wohlgeruch einer Blume oder einer Dame ihm Schmerzen verursachte. Fünfzehn Jahre lang hatte er an die Menschen und Menschlein, an Glanz und Gespräch, an Klatsch und Getändel, Flirt und Snobismus verloren. Fünfzehn Jahre lang lebte er der Gesellschaft entrückt, um zu denken, zu konstruieren, zu analysieren und zu schreiben. Und er baute die

bunte, verlogene und lasterhafte, verliebte und verzückte Welt in seinem Bette um, baute sie so um, daß sie bei aller Präzision eine übersinnliche Geltung gewann, die Geltung durch eine immer tiefer strebende Verinnerlichung. Um sein Lager wandelten ab und zu die Herzogin von Guermentes und der Baron de Charlus, Swann, der gequälte reiche Jude, und Albertine, die stets entschlüpfende Geliebte; kein Haar, kein Atemzug, kein Wort von ihnen blieben ihm ungekannt.

Gewiß: er spintiserte. Noch nie, in keiner Literatur wurde genialer und fruchtbarer spintisiert. Dieses Spintisieren ist Prousts faculté maîtresse. Keine Behinderung für Forschen und Wiederkauen, Wenden und Zerfleischen seiner Figuren. Höchste Wollust des Erkennens, des Wissens, der Weisheit! Und Züchtung einer Eigenschaft, die in unserer schnell-lebigen Zeit verloren gegangen ist, der gewissenhaften Umständlichkeit, dieser Umständlichkeit der dreißig Seiten nicht zuviel sind, um den Schlaf einer Frau zu beschreiben; langweilige Umständlichkeit, aber Offenbarung der verborgensten Regionen der Sinnlichkeit und des Sinnierens. Wenn Proust nicht durch die Krankheit unterjocht worden wäre, hätte man von ihm einen neuen sorgfältigeren und kritischeren Realismus geerntet; die Krankheit gab ihm die „second sight“; die Hochspannung und restlose Vertiefung im Seelischen.

Man muß den Menschen kennen, um sein Werk zu verstehen; die Zeugnisse der Mitlebenden — sie sind in dem dicken Sammelband der Nouvelle Revue Française „Hommage à Marcel Proust“ und in der absichtlich trockenen aber tiefschürfenden Biographie von Léon-Pierre Zrinit gesammelt — sagen von ihm aus, daß er vor allem gütig, sonderbar, großmütig und exquisit höflich gewesen ist und nur ein wenig schrullenhaft durch die schwere Krankheit. Diese seelischen Eigenschaften sind in den fünfzehn Jahren, in denen er rastlos schrieb, in das weitschichtige Erzählwerk hineingesickert: die Güte gibt sich kund in der Gerechtigkeit gegen Groß und Klein, in der Nachsicht gegen Schwäche und Laster, in der kühlen Ironie, mit der er die Bitterkeit über soviel Elend der Welt überwindet; die Großmut offenbart sich in der Dulderenergie, mit der er sein Leid auf sich nimmt und aus ihm Schönheit herausholt und ausbreitet.

Aber dieser Stil, dieser weitschweifige, langweilige Stil mit den verschachtelten Sätzen und der Wollust der Nüancen, der rein epischer Stil ist und in mancherlei Beziehung an den Herzog von Saint-Simon, den größten aller Memoirenschreiber erinnert, ist eine Ausgeburt der Krankheit. Es ist ein spintisierender Stil, der Stil eines Mannes, der unglaublich viel Zeit hat, der sich verbohrt und sich an sein Objekt verliert. Nur Marcel Proust durfte so schreiben, weil es seine Natur war; bei jedem anderen wäre diese Schreibweise unerträglich. So gehört es

sich, daß man sich mühsam in diese verknorpelten, kurvenreichen Sätze hineinliest, um mit einem Male die Köstlichkeit ihrer gebrochenen Linie zu genießen.

Man darf es unserer Zeit nicht übelnehmen, daß sie in Proust einige Jahre lang das Schauspiel mondänen Snobismus nicht recht vertragen konnte. Es schien uns in einer Epoche, die von harter Arbeit klirrt, beinahe anmaßend, daß wir uns zu einer Vision des müßigsten aller Milieus, des mondänen, bekehren lassen sollten. Wir wollten nicht begreifen, daß die ewigen Gesetze des Seelenlebens in der Analyse des Salons neugewonnen und nüanciert werden könnten. Erst nach und nach nahmen wir unsere anfänglichen Vorwürfe zurück, denn wir erkannten, daß Proust das Objekt nicht gewählt hatte, daß es ihm zuwuchs und daß es noch immer ein höchst willkommenes Objekt war; wir erkannten auch, daß die verhaltene Härte, mit der er seine eigentümliche Welt meistert, den Snobismus ausschließt.

Und dann gelangten wir zu seiner großen Eigenart: der höchsten Verinnerlichung alles Geschehens, der fanatischen, unersättlichen Verinnerlichung, das was Léon-Pierre Zrinit so vortrefflich „l'exploration en profondeur" nennt. Alle große Dichtung ist ein Gewinn auf das Unbewußte und Unterbewußte hin; eine möglichst intensive Vergegenständlichung der Zonen des Lebens, die dem Erkennen noch nicht erschlossen sind. Je größer dieser Gewinn ist, um so wertvoller ist die Dichtung.

„A la Recherche du Temps perdu" ist in seiner literarischen Besonderheit oft genug als der Typus des Vergangenheitswerkes charakterisiert worden. Das Milieu war vor allem an dieser Beurteilung schuld; denn sonst hätte man sich nie zu einer solchen Behauptung verstiegen. Denn was an schmerzlicher Weisheit in Prousts Werk gehäuft ist, ist integrierender Bestandteil unserer Zeit und seine Methode der Erkenntnis war erst nach all den Kreuzzügen, die zwei Jahrhunderte hindurch das Jerusalem der seelischen Befreiung zum Ziel hatten, möglich.

Aber der Mangel, die Unzulänglichkeit dieser wunderbaren Bücher liegen anderswo. Sie haben nur einen Teil der Not unseres Jahrhunderts erfaßt; ihr Gestalter ist nicht vorgedrungen in die psychische Verkettung, aus der die Tat wächst und in der sie auch erstickt wird. Die „verlorene" und „wiedergefundene" Zeit ist nicht die der Bewältigung der sozialen und technischen Pein, des monumentalen Ringens um die Herrschaft der Vernunft. Aber wir haben vielleicht nicht das Recht, zu verlangen, zu fordern, wo wir hinhorchen sollen. Und wir haben schließlich eine bessere Verwendung für unsere kategorischen Imperative, als mit ihnen ein literarisches Wunder, wie dasjenige Marcel Prousts, zu erniedrigen.

Chronik des 20. Jahrhunderts

Einzig autorisierte Übersetzung von Walter Mehring

4. Fortsetzung

Rheinische Lustbarkeit

III.

14. November. — Ich habe von Coco geträumt, und daß ich einsinke. Er konnte schwimmen, und ich lag auf dem Sand ausgestreckt, und, ganz ganz langsam, durchtränkte mich das Wasser.

16. November. — Tiefster Winter. Ich bin meist allein. Hervé ist ständig unterwegs. In der Politik lassen uns die Engländer und Belgier im Stich und jetzt haben wir, scheints, die ganze separatistische Bewegung auf dem Halse. Walter ist nicht nach Fürstenbrück zurückgekehrt. Ich habe ihm geschrieben; er hat nicht geantwortet. Der Schnee bedeckt den Wald; auf den Flüssen, die bald zufrieren werden, ist eine kleine, noch lockere Eisschicht. Wenn Hervé da ist, schließen wir uns ein, sprechen wenig; nicht aus Mangel an Sympathie. Wir trinken Tee. Mein Mann geht früh in sein Zimmer hinauf. Ich höre, wie er sich auskleidet. Ueber seiner Tür ist eine Fensterfüllung, durch die das helle Licht abgedämpft fällt. Er hat über die Lampe einen Schleier gelegt. An der Decke der längliche Schatten von Hervés Kopf, ein Stab, ein rötlicher Rauch. Ich höre es wie geschmolzene Butter in einer Pfanne bruzzeln, und gleichzeitig mit dem brodeln macht sich ein Parfüm bemerkbar. . . Hervé glaubt sich in Hanoï und vergißt die Ruhr.

*

Nichts ödet mich so an wie diese politischen Geschichten. Außerdem beunruhigt es mich. Diesen Abend sagt mir Hervé beim Diner, daß er, hier selbst, diese Nacht eine Zusammenkunft mit Landeck hat, einem der Separatistenführer, auf den er große Hoffnungen setzt: unsere letzten Hoffnungen, nach der Niederlage von Deckers, Matthes und anderen.

Hervé nimmt seine Rolle als politischer Agent sehr ernst. Er sagte mir, es wäre ihm lieber, wenn Walter es auch weiterhin unterlassen würde, nicht in Fürstenbrück zu erscheinen. Mir nicht! Nach seinen Informationen ist der Verführerische aktives Mitglied der deutschnationalen Partei und Führer des Odinbundes. Aber seine äußere Haltung ist untadelig. Er hat keine Maßnahme gegen ihn ergreifen können. Ich verberge meine Freude.

Nach dem Diner hat man einen Pfiff gehört. Hervé hat nach seiner gefütterten Lederjacke gegriffen, seiner Taschen-

lampe und ist weggegangen. Kurz darauf ist er mit einem Besucher zurückgekehrt, den er ins Eßzimmer geführt hat, ohne daß ich ihn sehen konnte, und ohne durch unsern Salon durchzukommen.

Das Parkett kracht unter einem Gewicht. Ich wende mich um:

Walter steht hinter mir.

— Ich will Abendbrot essen, sagt er.

Er hält in seiner Hand Champagnerflaschen und unter dem Arm Zigarren und Kognak.

— Sie sehen aus wie ein Kommandeur.

— Das ist wahr; will mich rächen. Sie haben letztes Mal, als ich Sie bei diesem Diner in Düsseldorf sah, eine irreparable Sache gemacht.

Ich reiße die Augen auf.

— Ja, haben mich zum Erröten gebracht.

Bin in schönster Verlegenheit.

— Diese Schramme da auf meiner Hand . . . . . haben vor allen Leuten darauf bestanden, die Ursache zu wissen. . . . . .

(Das war nämlich ich selber, die ihn ein paar Tage vorher gekratzt hatte.) Was für ein Typ.

Er öffnet das Fenster, häuft den Schnee um den Champagner. Er bleibt dort stehen, in Gedanken, ohne auf die Kälte zu achten.

Hervé hatte unsere Stimmen gehört. Er trat ein, mit allzu gelassener Miene. Walter bemerkte es.

— Ich bin indiskret, Monsieur l' Inspecteur.

— Sie sind bei sich zu Hause.

Man entkorkt den Champagner. Hervé installiert sich. Sofort hört alles auf, provisorisch zu sein. Sie sprechen von fernen Ländern, Pagoden, die man auf Treppen hinansteigt, die rotgefleckt sind von ausgespienem Betel; Hervé erzählt berückende Dinge, daß er in Wäldern jagte, wohin nie sonst ein Mensch gedrungen: beim ersten Gewehrschuß kamen alle Vögel neugierig heran, um nachzuschauen, statt zu flüchten. Walter rezitiert deutsche Verse aus dem XVIII. Jahrhundert und Hervé englische Poesie aus dem XVIII. Jahrhundert, die im Anblick der Antike, am Strauche jenes indigoblauen Bottuhs verfaßt wurde. Bis Mitternacht trinkt man viel; so viel, daß die Etiquettes nicht mehr genügen, um die Sorten zu erklären. Walter stellt' sein Glas auf die Grammophonplatte und sieht zu, wie es kreist. Darauf setzt er sich an den Flügel und — ich will nicht sagen, daß er spielt — er züchtigt ihn. Der offene Steinway ähnelt einem schaukelnden Schiff. Walters Finger bluten auf die Klaviatur.

Endlich schlägt es eins.

Anita, warum habe ich da eine Nacht verbracht, wie ich sie niemals in Paris verbringen werde? Wo ich mich weder in der Wirklichkeit, noch im Traum befand; hatte nicht getrunken; zwischen zwei schönen, gut gewachsenen Menschen mit anziehenden Manieren — und das in Deutschland, dem besiegten Lande?

Jetzt sprachen sie vom Leben vor dem Kriege, von ihrer Kindheit Ich schlief fast. Ich sagte ihnen, sie sollten wirklich von was anderem sprechen, und da sprachen sie von mir. Hervé blieb, nach drei Jahren Ehe, davon überzeugt, daß ich noch ein Kind sei. Walter leugnete es. Er sagte, indem er meine Hand nahm:

— Was soll man mit dieser Frau tun?

Und Hervé:

— Man muß sie lassen. Sie ist charmant. Ich liebe sie von ganzem Herzen. Sie ist mein Weib.

Walter antwortete:

— Sie hat mich als Flegel behandelt.

Und, indem er sich zu mir neigte, seinen Kopf an meine Brust lehnte und mich mit den Armen umfing vor Hérve:

— Ich habe soviel Zärtlichkeit für Sie, Francine.

Ich blieb kalt wie der Schnee. Ich gewöhne mich allmählich an Leute, die unter dem Einfluß von Alkohol oder Toxinen stehen. Walter bot mir brüderlich an, für mich ein anderer Hervé zu sein. Mein Mann antwortete mit einem wirren Gelächter. All das in einer undefinierbaren Atmosphäre, wo ich begriff, was Wahnsinn sein muß. Sie wechselten Worte, deren sie nicht mehr Herr waren; alles konnte passieren. Nichts passierte. Hervé nahm Abschied von uns.

Da bin ich mit Walter, diesem Verrückten, geblieben, von drei Uhr bis fünf Uhr morgens, in seine Arme gepreßt. Wir sprachen, um uns nicht einzuschläfern. Walter sagte zu mir:

— Hör, Francine, Du bist häßlich; Deine Augen, Dein Mund, Deine spitze Nase mißfällt mir; einzig, Dein Körper ist gut gewachsen, aber zu breit in den Hüften. Du zeigst einen gewissen Charme . . . . Ich möchte die ganze Nacht so schlafen . . . . Wir werden in Dein Zimmer gehen. Ich werde Dich auskleiden und Dich ins Bett legen . . . . Dein Mund ist häßlich, fuhr er fort, schön nur, wenn Du küßt. Küsse mich!

Und darauf habe ich, immer gegen sein Herz gepreßt, ihm gesagt:

— Auch Sie degoutieren mich . . . . Sie sehen! ich bleibe in Ihren Armen vollkommen fühllos. Ich habe keine Lust, Sie zu küssen.

(In Paris habe ich einen Mann ein einziges Mal, während einer vollen Stunde geküßt und erinnere mich nur an diesen Kuß. Die Küsse von Paris!)·

Da fing Walter an, zu toben. Mein Mieder krachte, und ich glitt eingewickelt in mein schönes Tafftkleid zu Boden, und er ließ sich neben mir nieder. Er versuchte wieder, mich zu küssen, aber ich preßte die Arme vor mein Gesicht. Er tat mir weh, und bereitete mir keinen Genuß. Ich war entblößt wie ein Fußballspieler im Handgemenge. Hatte Tränen in den Augen. Er flehte mich an, die Wahrheit zu sagen, oder ob ich betrunken sei. Aber nein, ich hatte nicht getrunken; den Kopf ganz klar. Wirklich, in diesem Moment, war der Verführerische mir verhaßt: irgend etwas sagte mir auf einmal, daß auch er nicht aufrichtig war. Ich kam um vor Mattigkeit, und mein Kopf schwindelte mir. Ohne zu wissen wie, schien ich ihm zu Füßen zu liegen. Er sagte zu mir, mit köstlicher, mit leidenschaftlicher Stimme:

— Francine, Du liegst auf den Knien vor mir, bedenke es, das ist nicht möglich.

Plötzlich hörte ich jemand durch den Korridor gehen, ganz gedämpft, in Gummischuhen, wie um in den Schnee hinauszutreten. Die Haustür machte kein Geräusch, aber man hatte sie sicherlich geöffnet, denn ein eisiger Wind blies über den Boden weg, wo wir ausgestreckt lagen. Walter stützte sich auf die Ellenbogen, bleich und zerzaust. Er schien wie krank. Minuten vergingen, endlos langsam.

— Ich will ein bißchen Luft schöpfen, sagte er, ich bin zu betrunken.

Er erhob sich und zerbrach dabei zwei Gläser; wandte sich um. Sah an meinem Blick, daß ich mir nichts vormachte, daß ich begriff, er würde nicht wiederkehren, und, indem er meiner Frage zuvorkam:

— Vor allem schreib mir nicht, fügte er mit unerhörter Brutalität hinzu. Ich finde Deine Briefe idiotisch!

•

17. November. — Der Schnee ist während dieser denkwürdigen Nacht in solchen Massen gefallen, daß heute morgen die Verbindungen unterbrochen sind. Es ist Mittag. Da Hervé nicht nach Düsseldorf telephonieren konnte, ist er frühzeitig nach unserm Frühstück fort. Ich erwarte ihn, um Mittag zu essen. Er wird sich sehr verspäten, denn das Auto kommt mit seinen Gleitschutzketten nicht vorwärts. Ich unterbreche meine Clementisonate, Anita, um Dir dies alles zu schreiben und zu erzählen, was Dich bei Deiner amerikanischen Auffassung erstaunen muß. Ist es wirklich Deine Francine, die

hier in diesem Salon sitzt? War wirklich Walter hier, vor noch nicht zehn Stunden?

War es nicht nur ein Traum, nun schon so fern?

Punkt zwei kehrt Hervé zurück. Er bringt mir die Neuigkeit mit: diesen Morgen, in aller Frühe, ist sein Gast von gestern Abend, der sich gerade heute an die Spitze des Direktoriums stellen sollte, auf der Landstraße ermordet aufgefunden worden, einen Kilometer von Düsseldorf entfernt.

*

Paris. Ende Dezember. — Ich bin nach Paris zu den Festtagen zurückgekehrt. Kandierte Maronen gibts und Spielzeug und Weihnachtsbuden. Vage Gerüche von Eßsachen. Deutschland unter dem Schnee, symphonische Wälder, Walter, diese Leute mit geübten Händen, mit Wahnsinns-Herzen, kann sowas zwölf Stunden von Paris existieren? Hier ahnt niemand etwas davon. Alles, was mich umgibt, ist Freude, ist Reichtum. In Essen diese eisenverrammelten Läden, hinter denen sich . . . . ein Ei befindet; die Leute, die vor einem Schuhgeschäft anstehen, wie wir vor Cartier. Oft denke ich an dieses trostlose Ende der Rheinischen Republik: ein Stück ohne Publikum. Meine Abfahrt . . . . . . diese Putschtage, die kommunistischen Umzüge mit einem Totenkopf voran, die eingeschlagenen Schaufenster, die Schupos, die Maschinengewehrautos und die Straße mit Blut und mit Glasscherben. . . . . . .

*

10. Januar. — Ich habe mich nie so ruhig, so voll innerem Frieden gefühlt, wie jetzt, seit ich meinen Liebschaften entsagte. Paris, was man auch reden mag, ist ein Kloster tief in einem Garten. Ich melde mich nicht am Telephon und sehe niemand. Im Grunde degoutiert mich dieser Walter. Er ist vom selben Schlag wie sein Kaiser. Die Deutschen sind unsere Feinde. Uebrigens, wie sollte man hier ein widernatürliches Gefühl eingestehen? Und wenn ich nicht gestehen kann, dann vergesse ich.

8. April. — Liebste Anita, ich bin nach Deutschland zurück, um Hervé zu Ostern wiederzusehen. Gott, ist dies Land langweilig! Diesmal wohne ich in Düsseldorf.

Ich war noch nicht achtundvierzig Stunden im „Rheinischen Hof", als Walter erschien. Schön und triumphierend. Ein verquerer Tag. Eine Freundin telephoniert mir und besteht darauf, mich zu sehen. Ich war indisponiert und schlechter Laune, etwa so wie Hervé, wenn er seine Drogue genommen hat, am Morgen darauf. Da diese Freundin ein sehr angenehmer Mensch ist — sie ist die Frau eines russischen

Flüchtlings — gewann ich es über mich, sie zu empfangen. Ihre ersten Worte:

— Sind Sie heute abend frei? Jemand möchte Sie kennen lernen, Walters Gattin, Baronin von Ruhm.

Er ist verheiratet. Er hat eine Israelitin geheiratet, weil ihn unsere Ruhrbesetzung ruiniert hat, und er Geld brauchte! Ich war nicht sehr geneigt, anzunehmen, aber Hervé hat mich dazu encouragiert. Ich ziehe meine schwarz-weiße Satinrobe an, und gehe hin. Wie immer war ich die einzige Französin. Viel Leute da, große Bergwerks-Millionäre, Bankiers, Tenöre.

Die Baronin von Ruhm warf sich mir an den Hals. Walter hatte ihr alles erzählen müssen. Echt deutsch! Ich habe erst mit ihr geplaudert. Sie hat entfärbte, grünlich blonde Haarflechten, so wie diese in Schwefel getunkten Stricke zum Desinfizieren von Bierfässern. Sie ist schwabblig. Man merkt, daß sie schon eine Menge Männer betatscht haben. Sie singt die geläufigsten Romanzen von Rimsky.

Den ganzen übrigen Abend bin ich mit Walter zusammen gewesen. Und da habe ich gemerkt, daß er aus Trotz geheiratet hat. Und wie sehr er mich liebt. Ueber mein Leben ist er auf dem Laufenden; er weiß, mit wem ich zusammenkomme; sobald er meine Rückkehr nach Deutschland erfahren hat, hat er diese Soirée arrangiert und den ganzen Rhein auf den Kopf gestellt, um mich wiederzusehen. Es war wirklich erschütternd, dieser große Boche, der so auf kameradschaftlich machte, und ich, so völlig verändert, ganz Herr meiner selbst. Noch ein Sieg von Paris. Ich bin in diesen Menschen eingedrungen, durch die Nase, durch die Augen, durch die Ohren. Er wird mich nicht mehr vergessen. Aber er hat mich nett in Rage versetzt . . .

Der Abend war vorgeschritten. Walter konnte nicht mehr loskommen. Seine Frau mußte ihn aus seinem Sessel reißen; sie ist geizig, und seit einer Stunde wartete das Auto; in Deutschland ein Auto warten lassen, ist teuer.

Anita, als ich diese Nacht zurückkam, habe ich geweint. Er auch, dessen bin ich gewiß. Aber er hat nichts mehr, und ich habe Hervé. Mein Mann ist bewundernswert bei solchen Gelegenheiten. Wieviel Vertrauen muß man zu den Männern haben! Und wie wenig Achtung habe ich für die Frauen, wenn ich sehe, wie ich mich benehme! Am Ende meiner Herzensaffäre merke ich, daß alle Welt, ich eingeschlossen, sich hat düpieren lassen; ausgenommen er. Die Leute sagen, daß er die Augen schließt: nein, er beobachtet nur zwischen den Wimpern, immer bereit, mir Hilfe zu bringen. Nichts berührt ihn, aber alles rührt ihn.

Fortsetzung folgt.

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, letzte Januarwoche

Die Aktivität der Handelsbilanz.

Graf Reventlow, der völkische Reichswart, hat einen seiner letzten Artikel mit der furchtbaren Feststellung geschlossen: „Das deutsche Volk soll um die Katastrophe betrogen werden." Der eiserne Graf ist offenbar der Ansicht, die Katastrophe sei eine Sache, auf die Deutschland Anspruch habe, und man müsse sich kräftig dagegen wehren, daß gewisse Elemente sich für berechtigt halten, ihm diesen Anspruch schwindelhafterweise zu rauben. Wir wissen zwar nicht, wo die Betrüger eigentlich sitzen sollen. Denn von sehr planvollen Bemühungen, Katastrophen zu vermeiden, von organisierten Aktionen, Deutschland um den Zusammenbruch zu prellen, haben wir gerade auf wirtschaftlichem Gebiet leider nicht sehr viel gemerkt. Was geschehen ist, geschah an tausend verschiedenen Orten, — zersplittert und ohne jedes Programm, — es war nichts als die spontane Entfaltung einer eingeborenen Kraft und eines immanenten Lebenswillens, deren Größe immer wieder überrascht. Aber wenn auch nicht festzustellen ist, wer eigentlich jener geheime Machthaber sein sollte, dessen gemeine Pläne darauf abzielen, Deutschland um seine zuständige Katastrophe zu beschwindeln, so ist es doch richtig, daß ein Tatbestand nach dem andern den Propheten der Katastrophe unrecht gibt. Aus den Ergebnissen der Umsatzsteuer, zum Beispiel, konnte eindeutig berechnet werden, daß die wirkliche Wirtschaftsbetätigung während des abgelaufenen Jahres in ununterbrochenem Steigen war; die Symptome, die wir Krise nennen und die hauptsächlich aus Zusammenbrüchen und Arbeitslosigkeit bestehen, zeigen nur, daß dieser tatsächlich vergrößerte Umsatz sich auf eine kleinere Zahl von Firmen und eine kleinere Zahl von Arbeitskräften zu konzentrieren beginnt, was an sich ein überaus wünschenswerter Prozeß ist, — eben der Prozeß der vielbesprochenen „Rationalisierung". Nun ist in diesen Tagen aber auch noch eine zweite Tatsache bekannt geworden, vor der die Untergangspropheten geradezu fassungslos stehen müssen: die Handelsbilanz ist im Dezember, zum erstenmal seit anderthalb Jahren, mit 36 Millionen aktiv gewesen. Schon vor vier Wochen haben wir an dieser Stelle ausgesprochen, daß dies Ergebnis unmittelbar bevorstehe. Es war, nachdem die Einfuhr schon im November enorm zurückgegangen war, während die Ausfuhr sich im ganzen Jahre ziemlich konstant

aufwärts bewegte, mit einiger Sicherheit vorauszusehen, daß die Kurven sich demnächst überschneiden würden. Aber war nicht die Passivität der Handelsbilanz monatelang das Lieblingsargument der Untergangspropheten? Folgerten sie nicht aus ihr die Verelendung Deutschlands, die Zinsknechtschaft und wie die Schlagworte sonst noch heißen mögen? Man kann sich vorstellen, welch fassungsloses Erstaunen bei Denjenigen plötzlich eingetreten sein muß ,deren Sehnsucht in der Tat der Katastrophe gilt, und die jede Besserung für einen Schaden halten, veranstaltet, wahrscheinlich, von den Weisen von Zion.

Wir anderen, freilich, haben immer bestritten, daß eine passive Handelsbilanz etwas so Furchtbares sei. Und während wir bisher, wenn wir in das allgemeine Klagen nicht einstimmten, nahezu das Stigma des Landesverrats auf uns nehmen mußten, sind wir jetzt in der angenehmen Lage, gerade umgekehrt über die aktive Bilanz sehr vaterländisch klagen zu können. Nicht etwa aus dem falschen Grund, den sich die andere Seite in ihrer Verzweiflung rasch zurechtgelegt hat —: nicht deshalb, weil die Aktivität etwa nur durch maßlose Abdrosslung der Einfuhr erreicht worden sei, so daß gerade daraus entnommen werden könne, wieviel wir uns versagen und wie sehr wir leiden müssen. Diese Behauptung widerspricht den Tatsachen. Wenn man die Einfuhr des ganzen Jahres 1925 zusammen betrachtet, war sie keineswegs kleiner als im letzten Vorkriegsjahr 1913. Mit 12,4 Milliarden gegen 10,7 im letzten Vorkriegsjahr ist, angesichts der territorialen Verkleinerung sogar die Erhöhung des Preisniveaus durchaus kompensiert, vielleicht überkompensiert. Und wenn die Einfuhr in den beiden letzten Jahresmonaten tatsächlich unter den Vorkriegsdurchschnitt zurückging, so nur deshalb, weil sie in den ersten 10 Monaten teilweise enorm über dem Normalmaß gelegen hatte und danach selbstverständlich gelegentlich auch einmal, sozusagen, eine Atempause eintreten mußte. Nicht also weil die Aktivität hier einer unbillig verminderten Einfuhr zuzuschreiben wäre, scheint uns die Stimmung jetzt ernst werden zu müssen; sondern weil das überraschende Faktum besteht, daß eine aktive Handelsbilanz das Charakteristikum nicht etwa des Reichtums, sondern der Armut ist. Die Wendung, die im Dezember eingetreten ist, — und die übrigens zunächst noch von Rückschlägen abgelöst werden wird, — ist für den Weiterblickenden deshalb ein ernstes Symptom, weil sie beweist, daß wir in die Epoche des Zahlens eintreten.

Was bedeutet es praktisch, wenn in bezug auf eine Nation gesagt wird, es gehe ihr gut oder es gehe ihr schlecht, sie sei reich oder sie sei arm? Es bedeutet, daß sie entweder ein Gläubiger- oder ein Schuldnerland ist, daß sie also von fremden Wirtschaften entweder zu empfangen oder an sie zu zahlen hat. Wie aber kann von Nation zu Nation gezahlt werden? In beschränktem Umfang durch Ausführung gewisser Dienstleistungen, die nicht auf dem Warenkonto erscheinen, z. B. durch bankmäßige Transaktionen, Transporte, Fremdenverkehr und ähnliches; dies ist der „unsichtbare Export". In der Hauptsache aber sind Zahlungen ja nur dadurch möglich, daß man dem Empfängerland Waren übereignet. Ein reiches Land, das Forderungen an ein armes zu stellen hat, wird, ob es will oder nicht, gezwungen sein, den Hauptteil dieser Forderungen in Waren hereinzunehmen. Und das heißt, daß die Handelsbilanz jedes reichen Landes bis zum heutigen Tage passiv gewesen ist. Kein reiches europäisches Land hatte vor dem Kriege eine Handels-Aktivität, nicht Deutschland, nicht England, nicht Frankreich, nicht Holland, nicht die Schweiz, nicht Italien, nicht einmal Oesterreich und Spanien. Aktiv waren, von den Größeren, nur Rußland und Rumänien. Und aktiv war ferner Amerika, das vor dem Kriege ja in der Tat hohe Auslandsschulden hatte. Wenn also Deutschland jetzt ins Stadium der Aktivität hineingelangen wird, so heißt das in nüchterner Beleuchtung nichts anderes, als daß sein Schicksal sich zu verwirklichen beginnt. Seine Armut tritt zutage, es beginnt abzuführen. Bisher war es noch reich, wenn auch nicht originär, sondern auf Pump. Es hatte zwar keine Forderungen an das Ausland, aber es wurde ihm freiwillig vom Ausland gezahlt. Was wir an Krediten gewährt bekamen, überwog um mehrere Milliarden unsere eigenen Zahlungen; und auch diese Kredite konnten nur in Warenform von uns hereingenommen werden —: eben daher die starke Steigerung der Einfuhr. Aber der Tag mußte kommen, an dem dies bisherige Verhältnis sich umkehrte, an dem die freiwilligen Kreditzahlungen des Auslandes an uns kleiner werden mußten, als unsere Zahlungsverpflichtungen ans Ausland, — Verpflichtungen aus Amortisation, Verzinsungen und Reparation. In diesem Augenblick mußte die Handelsbilanz aktiv werden. Und obwohl noch mancher passive Monat dazwischen kommen mag, wird die allgemeine Tendenz doch mit absoluter Sicherheit nach immer stärkerer Erhöhung der Aktivität hinzielen. Und es wird die Zeit kommen, da uns vor einem Zustand grauen wird, den die Gassenpropheten bisher als Ideal angepriesen —: eine Zeit, in der uns vor unserer Aktivität die Galle übergehen wird.

GLOSSEN

BRIEFE AN DAS TAGE-BUCH

1.

Napoleon Cassirer

Es gab eine Zeit, in der ich ihn Papa Cassirer nannte, wenn ich mit ihm sprach und wenn ich von ihm redete. Und dann gab es eine Zeit, in der ich nicht mehr mit ihm sprach und in der ich in ganz anderen Ausdrücken von ihm redete Da kam eines Tages einer der Leute zu mir, mit denen man wie man so sagt, befreundet ist. Er war von Sandon angezogen und seine Nase hatte einen nachahmenswert matten Teint und auch sonst war er ein perfekter Gentleman. Wir schwätzten über allerlei und auch über Paul Cassirer; ich schimpfte über ihn und er fing so von oben herab an über ihn zu urteilen. Da dachte ich plötzlich: "Du alberne Pudernase, wie kannst Du dich unterstehn, in dieser Weise über Paul Cassirer zu reden, der in seinem kleinen Finger mehr Geist und Witz und Wärme hat, als Du in Deiner ganzen Person." Und ich sagte: „Obwohl ich außerordentlich verkracht mit Paul Cassirer bin und ganz mit Recht, so kenne ich ihn doch und glaube nicht, daß Sie imstande sind, je über ihn zu urteilen." Darüber war der Herr, mit dem ich, wie man sagt, befreundet war beleidigt und auch ich hatte ein Haar an ihm gefunden. Von Stund an aber war mein Zorn gegen Paul Cassirer verweht und ich dachte manchmal ganz gern an ihn und an die Zeit, in der ich ihn Papa Cassirer nannte.

Einige Monate später sah ich ihn wieder; in Amsterdam bei Frederick Müller & Co., sozusagen auf dem Schlachtfeld und gerade im Moment, als die große Inflationsbombe, die Castiglioni-Sammlung platzte. Wir gaben uns die Hand und redeten höfliche Worte miteinander und taten so, als hätten wir überhaupt ganz ausgezeichnete Manieren und als hätten wir sie stets gehabt. Danach ging er hin und ersteigerte das einzige Bild, das ein Privatmann von Geschmack aus jener Sammlung kaufen konnte — den Joos van Cleve nämlich — und ersteigerte ihn für 80 000 Gulden, ohne dabei die Zigarette aus seinem schiefen Mundwinkel zu nehmen. Und als er das getan hatte, verbreitete er über gewisse prominente Personen Verleumdungen, die in ihrer Lügenhaftigkeit immer noch wahrer waren, als die Wahrheit, die die anderen Leute über sie wußten, denn er stellte in ihnen ihr Typisches und Essentielles dar, so wie in einer treffenden Karikatur — und schließlich, wie hätte man jenen prominenten Personen denn gerecht werden können, wenn nicht in der Karikatur?

Paul Cassirer war der unlangweiligste Mensch von der Welt. Er war kein Händler, auch kein Kaufmann, und was er tat, das tat er nicht um Geld. Vermögen schwammen unter ihm an und Vermögen schwammen unter ihm fort, ohne, daß es ihm irgendwie Eindruck gemacht hätte. Er war auch kein Kulturmensch und was Wissen betrifft, so hätte ihn in seinem Fach der jüngste Dozent der Kunstgeschichte übertroffen. Er war ein Abenteurer, der das Leben liebte und die Kunst und er liebte sie herrisch und brutal und leidenschaftlich. Und er war ein Kenner! Er kannte die Kunst und das Leben, so wie ein Wüstling die Frauen kennt, und in welcher Verwandlung sie ihm auch ent-

gegentraten, sein eingeborener Instinkt und sein erfahrenes Auge erkannten ihre Bedeutung. Er war ein Tartar und die Zivilisation, auf die wir alle so sehr stolz sind, sie war für ihn nicht mehr als ein Gebüsch, in dem er sich verbarg und aus dem er plötzlich hervorbrach um harmlose Leute zu überrumpeln. „Dies Bild, oder Dein Leben!" schrie er. Und zitternd kaufte der Kunde das Bild, weil ihm sein Leben lieb war. Nachdem Cassirer es aber auf solche Weise verkauft hatte, zog er eine jämmerliche Miene, so als sei dies Geschäft sein völliger Ruin, oder noch häufiger zog er eine andere Miene, so nämlich, als sei dieses Bild noch immer zehnmal so viel wert, als Jener, der es kaufte. Und, der, der unsere Zeitgenossen kennt, begreift, daß er damit mitunter gar nicht Unrecht hatte. Denn seine Bilder waren meistens echt und gut. So führte er mit nie entspanntem Willen ein einsames und kämpfereiches Dasein, als ein Despot, der seinesgleichen niemals lange duldet und das Leben schien ihm zu gehorchen und ihm jeden seiner Wünsche zu gewähren.

Das Leben aber gleicht den Frauen und erträgt nicht auf die Dauer die Tyrannen. Wohl wird es eine Zeit von ihrer Stoßkraft mitgerissen, doch dann besinnt es sich und wendet seine Gunst von seinen allzu herrischen Liebhabern ab. Nicht die Napoleon-Naturen sind die Sieger letzten Endes, sonder die Moltke, die Cäsar, die Kulturmenschen mit den großen inneren Reserven und der großen inneren Distanz — „nudus ingressi, nudus exeo" — die nichts verlangen, als zu geben. Paul Cassirer aber war eine Napoleon-Natur.

Fühlte er, der das Leben kannte, wie kein Zweiter, die Stunde kommen, da es ihm nicht mehr folgen würde, wie er es verlangte? Kam er ihm da zuvor, der allzeit Listige und nahm ihm seinen Trumpf weg? Ging er der Unbeugsame unbesiegt und wissend, daß das Leben wie eine Frau nun, seinerseits verlassen, trauernd um ihn klagen würde? Vielleicht —.

Doch wer vermag die tiefen Gründe einer Menschenseele zu erforschen? Vielleicht — jedoch, was es auch sei, das ihn zu seinem letzten Schritt getrieben hat, er ist uns durch ihn plötzlich wieder so ganz nahe gekommen, viel näher selbst, als viele unter uns gern möchten.

Amsterdam.

Alfred Pauer

2.

Ausstattung „Ich suche die Wahrheit"

In Heft 3 des „T.-B." beschäftigt sich H. A. T. mit einem Artikel „Der Buchhändler als Regisseur", den ich vor einiger Zeit im Börsenblatt für den deutschen Buchhandel erscheinen ließ. Ich lege Wert darauf, festzustellen, daß ich dem Blatt in keiner Weise politisch nahestehe; ich halte es auch für unzulässig aus einem Artikel eines Reklamefachmanns im zuständigen Fachblatt Rückschlüsse auf des Verfassers politische Anschauungen zu ziehen.

Auf die Frage des Herrn H. A. T., wie das Schaufenster bei dem Buche „Ich suche die Wahrheit" aussehen soll, will ich die Antwort nicht schuldig bleiben und erwidere:

Der Ladenraum stellt einen Salon im Stile des sechzehnten Louis dar, der Hintergrund wird durch den Vorhang eines geschlossenen Bettbaldachins gebildet, hinter dem mattes Licht schimmert. Vor dem Vorhang stehen ein paar schöne Damenschuhe und ein paar Husarenstiefel. Im Vordergrunde ein Tisch,

auf dem zwei halbgeleerte Sektgläser stehen, an dem Henkel des neben dem Tisch befindlichen Sektkühlers hängt eine Offiziersmütze der schwarzen Husaren. Im Sessel liegt eine feldgraue Husarenattila mit Generalsabzeichen, der Orden pour le mérite ist auf den Boden gefallen. Zwei Amoretten, die als Verzierung des Baldachins angebracht sind, halten ein Band, auf dem die Worte stehen: „Ich suche die Wahrheit."

Dr. Werner Arendt

BAYERNS KEUSCHE SEELE

Wie die „Münchener Neuesten Nachrichten" verraten, ist dem bayerischen Landtag die folgende Eingabe zugegangen:

Die vereinigten Trachtenverbände des bayerischen Oberlandes von Berchtesgaden bis Lindau richten an den Bayerischen Landtag die Bitte, dafür Sorge zu tragen, daß das unsittliche, unser Gebirgsvolk verderbende Betragen gewisser Kreise besonders in den Sommermonaten gesetzlich unterbunden wird. Getreu unserem Wahlspruch:

„Sitt' und Tracht der Alten
Wollen wir erhalten!"

wollen wir es nicht länger mitansehen, wie unsere Jugend durch das schlechte Beispiel besonders weiblicher Fremden nicht bloß verdorben, sondern auch geschlechtlich verseucht wird, ohne daß das geringste dagegen geschieht.

Wir verabscheuen die modernen Tänze französischer oder amerikanischer Herkunft als sittenverderbend und werden zur Selbsthilfe greifen, wenn es wahr ist, was das Staatsministerium des Innern auf die Bitte um Abstellung dieser tanzenden Gemeinschaft antwortete, daß „für ein Verbot der modernen Tänze und anderer Zeiterscheinungen die gesetzliche Grundlage fehle." Wir haben 20 000 Mitglieder, die jederzeit bereit sind, die Polizei in dieser Angelegenheit zu unterstützen.

Bedauerlicherweise hat sich außer den bayerischen Bischöfen und der protestantischen Kirchenbehörde bis heute niemand gefunden, der gegen die ausgeschämte Frauenmode ein Wort gesprochen hätte. Die Gebirgstrachtenerhaltungsvereine bitten den Landtag, ein Gesetz zu machen, daß jedes dieser ausgeschämten Frauenzimmer, sobald es durch seine augenscheinlich unsittliche Kleidung öffentliches Aergernis treibt, mit Gefängnis bestraft wird, denn es ist ein Verbrechen am Volk, seine sittliche Kraft so zu untergraben und die Jugend zu verderben.

Warum geschieht nichts gegen das Gebaren vieler Sommerfrischler an den bayerischen Seen? Wir Gebirgler gehören nicht zu der Sorte von Leuten, die an jedem Pfifferling Anstoß nehmen, aber es ist so weit gekommen, daß man mit Kindern an Sonntagen am Seeufer nicht mehr gehen kann, weil die H . . . . . . öffentlich betrieben wird. Fehlen da auch die gesetzlichen Grundlagen?

Laut erheben wir unsere Stimme ohne politische oder konfessionelle Nebenabsichten, getrieben von der Sorge um unser Volk und unsren Nachwuchs. Ihr Landtagsabgeordnete aller Parteien müßt dafür sorgen, daß unser Volk nicht kernfaul wird. Wer als Volksvertreter gewählt ist, hat die Pflicht, für die moralische Gesundheit der Gebirgsbevölkerung schützend einzutreten.

DAS AMUSANTESTE BUCH

das ich seit langem las, ist der Roman „Die treue Nymphe" der Engländerin Margret Kennedy, deutsch bei Kurt Wolff erschienen. Das ist ein Werk, würdig der großen englischen Humoristen, die ja immer

auch unerbittliche Charakteristiker waren. Ich will hier und heute keine Kritik des Buches schreiben, ich will bloß für Leser des Tage-Buches, zu denen die Bücherflut hinaufschwellt, diesen erquickenden, kühnen und frischen Roman herausheben. Es sind nun sechs Wochen, das ich Kennedys „Nymphe" in einem Zuge las und die Figuren des Romans haben noch immer ihr Leben, ihr Gesicht und ihren Charakter. Bei einer Abstimmung über das unterhaltendste Buch würde ich unbedingt für Margret Kennedy stimmen!

Gr.

„THE GOLDEN BOOK OF BEAUTY"

Als vor neunzig Jahren (1836) Théophile Gautiers Roman „Mademoiselle de Maupin" erschien, gab es im Frankreich des Bürgerkönigtums, das sich gern moralisch gebärdete, einen ziemlich erheblichen Skandal, der dem fünfundzwanzigjährigen Autor so etwas wie Popularität verschaffte. Der junge Théo wurde von einem tugendreinen Bäckermeister mit Faustschlägen bedroht, und die Ewig-Korrekten riefen nach dem Staatsanwalt. Was war geschehen? Ein junger Mann hatte geschrieben, wie er empfunden, er hatte als Jüngling empfunden und sich nicht älter gemacht, als er war. Mit einem Wort: er hatte weder bewußt noch unbewußt gelogen. In der Vorrede, die den Kritikern besonders auf die Nerven fiel, hatte er sich zu einem amoralischen Aesthetizismus bekannt: „Wie Sardanapal, der große Philosoph, den man so schlecht verstanden hat, möchte ich demjenigen einen Preis aussetzen, der eine neue Lust erfände, denn der Genuß erscheint mir als des Lebens Ziel und als das einzig Nützliche auf der Welt." Der verwegene Théophile hatte es gewagt, die Kritiker als impotente Liebhaber der Muse darzustellen, die sich erst den Beruf des Kritikers erwählt, nachdem sie sich von der Unzulänglichkeit ihrer künstlerischen Versuche überzeugt hätten. „Ihr habt die Muse lange umschmeichelt, ihr habt sie zu entjungfern versucht, aber ihr habt keine Kraft dazu gehabt." Kein Wunder, daß ein Kritiker sich eher zu sämtlichen Romanen Paul de Kocks bekennen wollte, als zur verruchten „Mademoiselle de Maupin". Aber derselbe Kritiker mußte sich zu dem Geständnis bequemen, daß Gautier sein Gift in einer Diamantschale verabreiche. Seitdem wir Gautier haben, ist das Wort „Indicible" nicht mehr französisch, meinte ein Kenner wie Sainte-Beuve. Als Gautier (seine gesammelten Werke erscheinen jetzt im Avalun-Verlag, Hellerau bei Dresden) seine Geschichte von der als Kavalier verkleideten Mademoiselle schrieb, beredete diesseits des Rheins „Das junge Deutschland" in vielbändigen Scharteken die Emanzipation des Fleisches. Was die deutschen Privatdozenten der freien Liebe diskutierten, wurde bei Gautier Gestalt. Wenn deutsche Autoren literarische Feste der Sinne feiern, flüchten sie meist aus dem Lande zwischen Maas und Memel nach Ländern südlicher Zone. Heinses „Ardinghello" und Heinrich Manns „Göttinnen" spielen im Vaterland Casanovas. Gautier konnte dem entfesselten Eros Frankreich zum Tummelplatz geben und es sogar wagen, die Insel Lesbos für die französische

Kunst zu erobern. Gautier verherrlicht die Liebe, die gegen soziale oder ethische Gesetze garnicht verstoßen kann, weil sie sie garnicht kennt. Der Staatsmann, der Ethiker mag mit ihm rechten; wer von der Kunst nicht die Lösung von Problemen fordert, wird mit Swinburne Gautiers Roman als dem „golden book of beauty" zujubeln. Denn er ist voller Geist und Glanz, durchrauscht von der Freude am Sein und der eigenen Jugend. Gautier ist ein purpurgeschmückter Rebell, der den Menschen das Diesseits, das ihnen mit Erfolg von den in allen Zungen geifernden Bußpredigern verekelt worden ist, wiedergewinnen will, „Christus ist nicht für mich in die Welt gekommen. Ich habe nie auf Golgatha Passionsblumen gepflückt und in dem tiefen Strom gebadet, der aus der Seite des Gekreuzigten sich wie ein roter Gürtel über die Welt ergossen hat. Mein Fleisch will sich nicht kreuzigen lassen. Für mich ist die Erde ebenso schön wie der Himmel." — Gautier selbst wurde nicht zum Märtyrer seines Glaubens. Er verbrachte als Theaterkritiker und Familienvater seine Tage friedlich im Bezirk bürgerlicher Norm.

Paul Mayer

DIE LOKALFIGUR

In Theodor Fontanes „Plaudereien über Theater", die seine Söhne soeben (bei F. Fontane, Berlin) neu herausgegeben haben, man blättert und liest darin immer wieder, finde ich folgenden Lokalpossenscherz:

„Anfang der fünfziger Jahre blühten unsere Lokalpossen, und ich entsinne mich einer (ich glaube von Kalisch), worin irgendeine typische Berliner Figur, ein Vorstadtbudiker oder dergleichen, auftrat, der seine Tochter in einem Volksgedränge verloren hat und sie nun über die ganze Bühne hin sucht. In seiner Hast und Erregung von Gruppe zu Gruppe stürzend, spricht er blindlings jeden an, der ihm in den Wurf kommt, zuletzt auch einen in Fez und Burnus Gekleideten, der ihm und dem Publikum den Rücken zukehrt. In dem Augenblick aber, da dieser von hinten her Angeredete sich wendet, ist es ein Mohr, der schwarze Diener irgendeines vornehmen Hauses, und der bei diesem Anblick doppelt erregte Vorstadtvater prallt mit den Worten zurück: „Ach Jott, Sie sind woll noch von hier?"

PARISER THEATER-ANEKDOTEN

Als vor ungefähr fünfzehn Jahren Blanche du Frêne vom Theatre Sarah Bernhardt sich erhängte und Gaby Deslys das hörte, rief sie mit erschrockener Miene: „O, das ist ja furchtbar. Nie würde ich es wagen, so weit zu gehen, damit man von mir reden soll."

*

Raimu und Frauberg sind die zwei Pariser Komiker, die aus ihrer enormen Leibesfülle ihre besten grotesken Wirkungen hernehmen. In den Kulissen des „Variétés" gerieten sie sich eines Tages in die

Haare. „Hören Sie, Sie armer Kerl", rief Raimu mit Stentorstimme, „Sie haben nichts, gar nichts erfunden; ich war dick vor Ihnen."

*

Es ist bekannt, daß Sacha Guitry sich mit ausgezeichneten Schauspielern umgibt, ihnen aber fast nie interessante Rollen anvertraut. So daß Raimu von ihm sagen durfte: „Sacha? . . . Er engagiert erstklassige Köche, um sie warmes Wasser kochen zu lassen."

*

Bei Frau Dussane von der Comédié française, so erzählte Jean de Bonnefou, sprach man über Frau Z. „Ich kenne sie sehr gut," sagte die Dussane „aber wie es scheint, ist sie reizend."

*

Der Dirigent einer Operettenbühne, ein bekannter junger Komponist, ist arg nachlässig in seiner Kleidung, aber auch entsprechend hoffärtig. „Donnerwetter", sagt Roland Dorgelis, „sehr amüsant, sehr amüsant! Er zieht täglich zwei schmutzige Hemden an."

*

In den Variétés wird eine Revue vorbereitet. Der erste Komiker probt ohne jeden Enthusiasmus. Da wird der Autor ärgerlich und sagt: „Es ist sonderbar, mein Lieber, draußen sind Sie so lustig und komisch, und hier sind Sie von einer schauderhaften Langeweile." „Draußen", erwidert der Komiker ganz ruhig, „draußen sage ich meine eigene Prosa her."

*

Marguerite C..... beklagt sich bei Gemier, sie habe ein weißes Haar gefunden. „Bah", sagte Gemier überzeugt, „so lange man die weißen Haare zählen kann, zählen sie nicht."

Übertragen von F. C.

INHALT DES LETZTEN HEFTES

(Heft 4)

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin SW 19, Beuthstraße 19. Telefon: Merkur 8790, 8791 8792. Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin W 35, Genthiner Straße 22 — Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin SW 19, Beuthstraße 19. — Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79813. Wien 156791. Bankkonto: Commerz- u. Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstr. 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Prikopy 6 — Druck von Wilhelm Greve, Berlin SW 68, Ritterstraße 50. — Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Beuthstr. 19.

Bezugspreis durch die Post in Deutschland pro Monat 2,— Reichsmark, pro Quartal 6,— Reichsmark; unter Streifband im Inlande und nach Oesterreich monatlich Reichsmark 2,25, vierteljährlich Reichsmark 6,50. Für das übrige Ausland nur Streifbandlieferung monatlich Reichsmark 2,50, vierteljährlich Reichsmark 7,—. Zahlungen in ausländischer Währung werden zum amtlichen Tageskurs der Berliner Börse am Eingangstage gutgeschrieben.

Inseratenpreise: Grundpreis für die ganze Seite 125 Goldmark. Bei größeren Abschlüssen progressive Wiederholungsrabatte auf den Grundpreis.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion, auch wenn Rückporto beiliegt, keine Verantwortung.

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, erste Februarwoche

Mit vielen lästigen Vorbehalten wollen die Vereinigten Staaten von Amerika dem Weltgerichtshof des Völkerbundes beitreten. Völkerbundfreunde sehen darin den ersten Schritt, den Amerika auf dem Wege des Eintritts in den Völkerbund tut. Das ist aber ein Trugschluß. Offenbar handelt es sich um eine taktische Entscheidung, die möglichst unverbindlich und harmlos gemacht wird; an der eigentlichen Absicht der amerikanischen Politik gegenüber Europa ändert sich dadurch nichts. Man darf doch nicht vergessen, daß die europäische Entwicklung nicht nur im Rahmen des Völkerbundes, sondern überhaupt darauf ausgeht, die Isolierung der einzelnen Staaten in ihrer unantastbaren Souveränität zu durchbrechen, die nationale Selbstsucht und das internationale Interesse auszugleichen und gelegentlich sogar den Einzelschaden für den Gesamtvorteil in Kauf zu nehmen. Das liegt zum Teil natürlich an den Tendenzen, die durch die Völkerbundssatzung zunächst in das europäische Völkerrecht und die europäische Diplomatie eingeführt worden sind. Es liegt ferner an den einfachen ökonomischen Tatsachen, die sich allmählich gegen die psychologischen Hemmungen durchsetzen. Es hängt endlich aber damit zusammen, daß eine Reihe von typisch europäischen Problemen sich jetzt gar nicht mehr anders lösen lassen als im gegenseitigen Ausgleich. Das gilt zum Beispiel von der Minderheitenfrage. Die Schutzverträge, denen sich eine Reihe von Staaten zugunsten ihrer nationalen Minderheiten haben international unterwerfen müssen, bedeuten eine solche charakteristische Einschränkung der Staatshoheit und Unterordnung des nationalen Herrschaftsanspruchs unter das internationale Friedensbedürfnis. Alledem ist die amerikanische Politik seit dem Kriege genau entgegengesetzt. Die Vereinigten Staaten haben die Pariser Verträge, vor allem die Völkerbundssatzung nicht ratifiziert. Sie predigen mit neuem Eifer ihre Monroedoktrin, die nicht nur theoretisch, sondern auch praktisch mit den Fortschritten der europäischen Rechtsentwicklung unvereinbar ist. Sie verlangen vollkommene politische Unabhängigkeit, „Nicht-Einmischung",

Gleichgültigkeit; dafür betreiben sie im größten Ausmaß die wirtschaftliche Einmischung, weil deren Folgen ihnen gestatten, die Grundsätze, die sie verlangen, nicht zu gewähren. Man täuscht sich in Europa, wenn man sich im Gefühle wachsender wirtschaftlicher Abhängigkeit damit tröstet, daß die Vereinigten Staaten sich durch den Eintritt in den Völkerbund wenigstens formal bereitfinden würden, sich Europa politisch gleichzustellen. Diese Täuschung ist darum so gefährlich, weil sie den richtigen Rückschluß aus der bisherigen Entwicklung verhindert. So wenig nämlich die Einigungsarbeit in Europa bisher wirklich bewußt gefördert worden ist, so stark ist Europa durch diese Absonderung gegenüber Amerika — wie übrigens auch gegenüber Rußland, Afrika und dem fernen Osten — von außen her zusammengedrängt worden. Es sollte nicht abwarten, ob Amerika in den Völkerbund geht, (was es doch nicht tut) sondern zusehen, wie viel es unter europäischen Gesichtspunkten aus dem unvollständigen Völkerbund machen kann.

Die Angst vor den Deutschnationalen, die schon die Kabinettsbildung beherrschte, hat nun der Regierung Luther schon ihre erste kleine außenpolitische Blamage eingetragen. Aber geschickt wie Kanzler und Außenminister unbestreitbar sind, haben sie daraus schnell einen kleinen außenpolitischen Erfolg zurechtgemacht. Der Daily Telegraph wußte zu melden, daß ein „Unterausschuß" in Paris beschlossen habe, 75 000 Mann Besatzung als Mindeststärke im Rheinland beizubehalten. Dem „W. T. B." gab diese Nachricht sein Londoner Vertreter schleunigst weiter, und damit trat sie ihren geräuschvollen Gang durch den deutschen Blätterwald an. Das Auswärtige Amt, eigentlich seinerseits berufen, das amtliche Telegraphenbureau mit Informationen zu versorgen, glaubte sich durch dieses Telegramm aus London genügend informiert, und ohne sich weiter zu erkundigen, beauftragte es den Botschafter Sthamer, bei der englischen Regierung deswegen vorstellig zu werden. Denn es hatte vor der Rechtsopposition solche Angst, daß es glaubte, sogleich wieder englische Außenpolitik für deutsche Innenpolitik zu Hilfe rufen zu müssen. Nun stellte sich heraus, daß es den erwähnten Unterausschuß gar nicht gibt, daß er infolgedessen auch einen solchen Beschluß nicht hatte fassen können, und daß außerdem die englische Regierung, deren Truppenkontingent das weitaus kleinste ist, nicht gerade der nächste Adressat für die Wünsche der deutschen Regierung war. Inzwischen aber hatte sich die deutsche

Oeffentlichkeit über diesen angeblichen Verstoß gegen den „Geist von Locarno" schon so aufgeregt, daß die Desavouierung des amtlichen deutschen Telegraphenbureaus, die natürlich die erzürnten Gemüter beruhigte, allen Harmlosen auch außerhalb der Wilhelmstraße als ein Rückzug der Alliierten erschien. Wenn das Auswärtige Amt es auch sicher nicht wagen würde, künstlich einen Sturm zu entfesseln, der ihm leicht die Akten durcheinanderblasen könnte — wie steht es mit dem „W. T. B.?" Normalerweise hätte dieses seltsame Institut die Bedeutung der Londoner Meldung bemerken und infolgedessen beim Auswärtigen Amt nachfragen müssen. Das Amt hätte in zwei Stunden den Irrtum aufklären können, statt der Demarche in London hätte es allenfalls eine freundliche Anfrage gegeben, und die ganze Nachricht wäre von vornherein als Berichtigung an die Oeffentlichkeit gekommen. Aber das hätte ja zur Beruhigung und Entspannung gedient! Ist das etwa der Dienst, in dem „W. T. B." steht? Wie immer es sonst mit dem Geist dieses Büros bestellt sein mag, des „Geistes von Locarno" hat man dort keinen Hauch verspürt. Man bläst vielmehr immer wieder selbst die Backen auf und sucht ein Feuer zu schüren, das die ganze übrige Welt austreten möchte. Man muß der deutschen Regierung und der deutschen Oeffentlichkeit sagen, daß diesem angeblichen Instrument des Staates gegenüber Mißtrauen und Vorsicht am Platze sind. Wird einer der neuen oder alten Minister der amtierenden Regierung endlich erkennen, daß man mit der Anwendung der Feuerspritze nicht zu warten braucht, bis es brennt, sondern sie schon vorher zur Reinigung von feuergefährlichen Rückständen trefflich gebrauchen kann?

Fahnen über Köln. Eingehend berichten die Zeitungen über jene letzten spannenden Minuten, da der Union Jack niederging. Die englische Militärmusik spielte „God save the King", und dann ging die rotweiße Fahne der wiederbefreiten Stadt auf dem einen Amtsgebäude hoch und Preußens schwarz-weiße auf dem andern. Nur von der Fahne des Reiches verlautet gar nichts. Warum wurde die unterschlagen an dem Tage, da dem Reich seine Stadt wiedergegeben wurde? Schlug dort immer das Herz für Preußen so lebhaft? Gewiß, es war nicht immer Rebellion, aber doch sehr oft . . . Distanz. Preußen, das war für das Rheinland immer die tüchtige administrative Idee, der Schulmeister, Deutschland die Mutter. Nach Preußen sandte der Düsseldorfer Heine die Pfeile seines Spottes, nach Deutschland die seiner Sehnsucht.

War es ein Regiefehler, daß des Reiches Fahne am Befreiungstage fehlte? Wollten die Herren Offiziellen den gespannten Nerven der Bevölkerung nicht allzu viel auf einmal zumuten und hielten sie deswegen zunächst mit dem Anblick von Schwarz-Rot-Gold zurück? Es bleibt immer das gleiche, noch ist jene Form machtvoller Selbstverständlichkeit nicht gefunden, die das Reich zu seiner Manifestation braucht. Noch immer sagt man tönend „Deutschand" und überläßt das Weitere der Vorstellungskraft des deutschen Gemütes. Aber wo in aller Welt wäre der Staat ein weißes Blatt, das jeder nach seinem Belieben koloriert?

In einem deutschnationalen Blatt, das sich über die Austreibung der Deutschen aus Südtirol sehr entrüstet, las man folgende Aufforderung:

Deutsche, meidet Italien!
Eßt keine italienischen Südfrüchte!

Der Aufruf zum Boykott der Italiener wandert durch die nationalen Bläter, bloß Hitlers Anhänger streiken, Mussolini steht ihnen näher als die Deutschen von Bozen. Zurechnungsfähige Deutsche haben (trotz Hitlers Nachbarschaft) den Aufruf der Aufgeregten belächelt. Was die Aufforderung, keine italienischen Südfrüchte zu essen, anlangt, so richtet er sich praktisch vor allem gegen die Deutschen Südtirols. Aus Meran kommen die Trauben und Feigen, deren wir uns enthalten sollen, vor lauter Deutschbewußtheit sollen wir die Deutschen unterm Brenner boykottieren? Und was die Italienreise anlangt, so wären wir sonnenarmen Deutschen die Opfer unseres Entschlusses. Gewiß, Italien braucht die Deutschen, aber brauchen wir Deutschen nicht den italienischen Himmel? Soll etwa, auf Anweisung der Herren Henning und Wulle Gerhart Hauptmann ungesäumt Rapallo verlassen? Darf Kokoschka nicht nach Sizilien? Als ein deutscher Professor 1828 mit geheilter und erfreuter Seele von Italien ins nebl'ge Land heimkehrte, sagte Goethe: „Ich kann es dem Guten nicht verargen, daß er von Italien mit solcher Begeisterung redet; weiß ich doch selbst, wie mir zumute gewesen ist. Ja, ich kann sagen, daß ich nur in Rom empfunden habe, was eigentlich ein Mensch sei. Zu dieser Höhe, zu diesem Glück der Empfindung bin ich später nie wieder gekommen, ich bin, mit meinem Zustand in Rom verglichen, eigentlich nie wieder froh geworden." Und auf diese Möglichkeit, wieder froh zu werden, sollen wir durch den Krieg und Zusammenbruch verstörten Deutschen verzichten? Wir machten uns selbst ärmer, wenn wir uns Italien entzögen.

Kein Autor hat die Kritik seiner Arbeiten ohne Antwort gelassen; nur waren die meisten klug genug, ihre Rache im Schreibtisch verschwinden und im Nachlaß auffinden zu lassen. In zwanzig Jahren des Bücher-Schreibens habe ich niemals öffentlich geantwortet und auch dort, wo anonyme Feiglinge meine Person angriffen, da sie an den Sachen wenig Flächen fanden, habe ich geschwiegen. Was in den letzten Monaten gegen mich erschien, beweist, daß man den Fakten in meinem Wilhelmbuch nicht zu Leibe konnte; da dort der Kaiser nur von den Seinen beurteilt wird, konnten die Seinen die Ihrigen nicht verurteilen.

Erst als die Historiker das Wort ergriffen, hieß es aufhorchen, denn nun sollte ich der Fehler innewerden, die in dem Buche ständen. Ueberall sind Irrtümer möglich, und ich habe in früheren Fällen aus jeder ernsten und harten Kritik für das Buch und für mich gelernt.

In Deutschland sind mir vier Aufsätze von Historikern bekanntgeworden, von denen merkwürdigerweise nur drei gegnerisch waren. Wir Natürlichen Söhne werden von den legitimen Sprossen des Geistes immer mit Skepsis, meist mit Aerger gelesen, und da wir Psychologen, im Gegensatze zu den Historikern, die Gabe und Aufgabe haben, uns in andre Seelen zu versetzen, so erstaunt uns diese Mißgunst keineswegs. Wir wissen, daß die Historiker zwar den Anbruch einer neuen Epoche für die Welt, nur noch nicht für sich selber registriert haben; denn die entscheidende Geschichtsschreibung beginnt, wenigstens in England und Frankreich, in dieser Zeitwende den Universitäten mehr zu entgleiten, als sie wissen, und die turbulente „Weltgeschichte" des Romanciers C. G. Wells rennt ganze Reihen von Lehrstühlen über den Haufen.

Herr Oberstleutnant Wolfgang Foerster, Oberarchivrat am Reichsarchiv, schreibt, übrigens mit nobler Ruhe und ohne den schnöden Eifer gewisser Demokraten, im „Deutschen Offizier-Bund" Nr. 35 über „Geschichtsfälschungen über Kaiser Wilhelm II." einen sehr langen, interessanten Artikel gegen die Behauptung meines Buches, der Kaiser habe die Marneschlacht „mitentschieden". Ich stützte mich auf eine Eintragung Waldersees (Denkwürdigkeiten Bd. II. S. 318/19), in der er 1894 gegen die Abänderung des Aufmarschplanes nach West und Ost Partei nimmt und wo es heißt: „Der Kaiser will gegen Frankreich sogleich die Offensive ergreifen und hat deshalb das Ostheer um zwei bis drei Korps geschwächt. Er tut dann genau das, worauf die Franzosen hoffen .. Ich meine, Schlieffen müßte seine Stellung dafür

einsetzen, den Kaiser von seinen unreifen Ideen abzuhalten".

Hiergegen läßt Förster mit hoher Sachkenntnis die Entwickelung des Aufmarschplans von Moltkes Blütezeit über seine Alterszweifel und die Aenderungen seines Nachfolgers Waldersee bis zu den neuen Plänen Schlieffens, der ihm folgte, vorüberziehen, polemisiert dabei mit Heftigkeit gegen Waldersee: der neue Aufmarschplan habe schon 92, nicht erst 94 bestanden, und begründet an Hand einer Schlieffenschen Denkschrift die These, für den neuen Aufmarsch sei Schlieffen auch geistig verantwortlich. Es war also keineswegs eine „unreife Idee des Kaisers", man dürfe nur annehmen, er habe den Plan „mit besonderem Eifer aufgegriffen und gebilligt".

Wenn Graf Waldersee, einer der klügsten Intriganten jener Epoche, dessen Tagebuch einen wahren Fürstenspiegel darstellt und um seiner Warheiten willen noch dem Neffen bei Herausgabe den Boykott seiner Standesgenossen eingetragen hat, wenn Waldersees Notizen, aus der Hofluft gespeist, gegen die redlichen Erklärungen eines Historikers stehen, der die offizielle Denkschrift für ungefärbter nimmt als den intimen Memoirenzettel, so sind freilich unsere Anschauungen unversöhnbar. Darf ich einem der wichtigsten Ratgeber des Kaisers als Quelle nicht mehr vertrauen, wenn er sich insgeheim notiert, was der Denkschrift nicht einmal widerspricht, nur es anders entwickelt, so kehren wir zur Kgl. Preuß. Historiographie zurück, unter der selbst Lamprecht zum Vergötterer seines angestammten Königs wurde.

Da ich geschrieben, die zweite und tiefere Ursache der Niederlage vom 8. September 14: „die ungenügende Befehlsübermittlung geht auf die Lage des Großen Hauptquartiers zurück, das auf Befehl des Kaisers über 100 km zu weit zurückgehalten wurde, ausschließlich aus Gründen persönlicher Sicherheit vor Fliegerbomben", erwidert mein Kritiker (wie alle Kritiker der Marneschlacht): „Darüber, daß es sich viel zu weit entfernt vom Schauplatz der Kämpfe befand, herrscht volle Einhelligkeit. Auch ist es richtig, daß es „auf Befehl des Kaisers" in Luxemburg aufgeschlagen war. Die alleinige Verantwortung für die Auswahl ... trug der Chef des Generalstabes des Feldheeres ... Der versteckte Angriff E. L.'s auf den persönlichen Mut Wilhelm II. . . . kennzeichnet sich als ein völlig mißglückter Versuch am ungeeigneten Subjekt". Herr Förster meint wohl Objekt, entkräftet nichts von dem, was ich geschrieben und irrt nur in dem einen Wort: „versteckt". Er findet unter dem Stichwort „Angst" zwei Seiten lang Beispiele dieser Eigenschaft, auf Grund der psychologischen Analyse, die die Mitte des Buches ausmacht. Da heißt es (S. 305):

„Es war der stockkonservative Präsident des Abgeordnetenhauses, der alte Junker von Köller, der zu Hohenlohe sagte: „Gott behüte uns vor dem Kriege, solange dieser Kaiser auf dem Throne sitzt! Er würde die Nerven verlieren, er ist ja feige!" (Al. Hohenlohes Memoiren S. 338) . . Aus solcher Nervenverfassung ist niemand ein Vorwurf zu machen, nur wirkt sie störend am Obersten Kriegsherrn des militantesten Volkes . . Denn eben, weil er sich dies Angstgefühl des Schwächeren nie eingestehen durfte, den Seinen und der Welt verschwieg, was ihn aufrieb, entwickelte er aus einer zur Defensive geborenen Natur eine offensive Haltung. So kam es, daß er das Ausland dauernd zu provozieren schien, während er sich vor einem Kriege mehr als mancher ruhige Kollege fürchtete."

Herr Professor Veit Valentin (Weltbühne, 22. Dez.), der seine Kritik mit seinen eigenen Büchern beginnt, um schließlich ironische Vorschläge für weitere Arbeiten an meinen Geburts- und meinen Wohnort zu knüpfen, führt mit untrüglicher Intuition meine Darstellung auf drei „Inspiratoren" zurück: Bismarck, Harden, Bülow. Es entgeht ihm dabei, daß ich die innerpolitischen Fehler des alten Bismarck gegen die richtige Absicht des jungen Wilhelm hervorhebe; daß ich dem Fürsten Bülow eine Zeichnung gebe, die „die Drahtleitung Bülow-Ludwig" im Augenblick zerrisse, wenn sie auch außerhalb des Professorkopfes bestände; es entgeht diesem Kopfe, daß ich zu den entgegengesetzten Resultaten gelange wie Harden, der Holstein verteidigt, während ich, auf Holsteins Kosten, Eulenburgs Enttäuschungen und Verdienste hervorhebe.

Professor Hans Delbrücks Name verspricht ernstere Dinge. Mit einigem Bangen, daß ich es nur gestehe, schlug ich „Die Kriegsschuldfrage" (Dezember 25) auf, worin ein Aufsatz Delbrücks mich bekämpfen sollte. Was fand ich?

„Das Buch von E. L. über Wilhelm II. geht uns hier sonst nichts an; aber da es, Kitsch wie es ist, eine ungemein große Verbreitung findet und in der Kriegsschuldfrage bei seinen Lesern Verwirrung stiften kann, so halte ich es für rätlich, auf die schweren Fehler in der Darstellung dieses Kapitels aufmerksam zu machen. Nicht, daß L. etwa in das Netz der Versailler Schuldlüge gefallen wäre. Mit aller wünschenswerten Bestimmtheit erklärt er, daß Wilhelm II. den Frieden, nichts als den Frieden gewünscht, und bei allen großen Worten, die er machte, doch nichts mehr gefürchtet habe, als den Krieg. Damit könnte man sich zufrieden geben, um so mehr, als der Verfasser selbst erklärt, daß er die Geschichte der Julikrise von 1914 so wenig zu schreiben beabsichtige, wie die Geschichte des Krieges. Er will uns (nur) die Psychologie des Kaisers in dieser Krise

und die Erklärung des Kaisers aus dieser Psychologie darstellen. Aber dabei gelangt Ludwig aus einer Ungeheuerlichlichkeit in die andere, und gerät mit Notwendigkeit in diese Verkehrtheiten, weil sich selbstverständlich die Psychologie des Kaisers nicht isolieren und nicht aus dem politisch-historischen Zusammenhang herauslösen läßt."

Am 10. Jahrestage des Kriegsbeginns (31. Juli 24, Nationalzeitung) schrieb Prof. Delbrück: „Nichts ist geeigneter zu zeigen, wie gering bei großen Vorgängen der Wille der Massen sein kann, wie stark der Einfluß von Persönlichkeiten, als der Ausbruch des Weltkrieges. Einige wenige Menschen sind es gewesen, die all den unermeßlichen Jammer über die Völker gebracht haben. . . Weder das russische, noch das englische, nicht einmal das französische Volk, von dem deutschen zu schweigen, hat in seiner großen Masse diesen Krieg gewollt. Zwei Männer aber wollten ihn und haben ihn, sich an die Spitze einer gewissen, mehr oder weniger starken Strömung in ihrem Volke setzend, mit Bewußtsein vorbereitet, herbeigeführt und entfesselt — der Großfürst Nikolai Nikolajewitsch und Raymond Poincaré."

Sollte der Herr Professor der Historie mit zweierlei Maß messen? Hat er diesen Unsinn vom Jahre 24 allein zu verantworten, so darf ich ihn heut mit seinen eigenen Worten widerlegen. Nicht bloß er, Delbrück: viele Blätter, auch im Auslande haben bestätigt, wie völlig meine Darstellung die These von der deutschen alleinigen Kriegsschuld vernichtet, die Unversöhnlichsten haben eben diese Stellen übersetzt, in drei oder vier früheren Feindesländern hat mein Buch, eben weil es das alte Regime ohne Nachsicht kritisiert und doch die Friedlichkeit dieses Volkes, die furchtsame Friedensliebe des Kaisers selber beweist, den Umschwung in der Weltstimmung befördern dürfen; denn da heißt es (S. 413):

„Weder Poincarés Eitelkeit noch Wilhelms Provokationen, weder das Geschrei von ein paar tausend Lothringern auf den Boulevards noch der Uebermut von ebensoviel Alldeutschen können eine Kriegsschuld ihrer Völker vor der Geschichte jemals stabilisieren. Kein Staatshaupt aber fürchtete im Herzen und mied deshalb den Krieg mehr als der Kaiser." Solche Sätze wirken draußen nur dann für Deutschland, wenn sie von einem entschiedenen Republikaner bewiesen werden. Wenn aber unentschiedene Monarchisten, wenn wilhelminische Historiker ihre Verdienste aus früheren Zeiten damit kompromittieren, daß sie öffentlich behaupten, „daß wir nicht nur

nicht alleinschuldig, sondern schlechthin unschuldig sind", so schädigen solche Absurditäten den Ruf der nach Wahrheit strebenden Republik.

Will man noch mehr von des Professors Forschungen erfahren, man lese durchaus jenes Dezemberheft: der Aufsatz gegen mein Buch, den ich hiermit einer selten sichtbar werdenden Zeitschrift entreiße, ist lehrreich. Da ich kein Patent noch Diplom habe, so konstatiert der Geheimrat, „daß Ludwig der Zusammenhang gänzlich unbekannt ist. Er weiß nichts von dem großen Ziel der Russen, Konstantinopel zu erobern. Er weiß nichts von dem panserbischen Ideal" usw. eine halbe Seite: ich glaube, es sind 11 weltgeschichtliche Probleme, von denen ich nichts weiß, ob sie zwar sämtlich in meinem Buche berührt sind, insofern sie des Kaisers Politik angehen, wie dem flüchtigen Kritiker schon das Register gezeigt hätte. Da man aber an den Fakten mit ihren kaiserlichen Quellen nichts ändern kann, so ändert man den Sinn des Textes und vereint, als Professor der Geschichte an der Universität Berlin, die venia legendi mit der venia mutandi. S. 415/16 heißt es in meinem Buch:

> „Am 5. Juli (14) empfing der Kaiser das Handschreiben seines Verbündeten . . und gab, ohne Befragung des Kanzlers, dem österreichischen Botschafter nach dem Frühstück in Potsdam die Blankovollmacht, die er ihm noch vor Tische verweigert hatte. Ohne diese Zusage konnte Oesterreich nichts wagen, mit ihr wurden die Wiener Pläne ausführbar. Am 5. und 6. besprach der Kaiser, da alle Chefs auf Urlaub, mit deren Vertretern die Kriegsbereitschaft zu Lande und zu Wasser, was in einer Krisis natürlich, hielt aber keinerlei Kriegsrat ab."

Hier wurde, in der gebotenen Kürze, — denn von 500 Seiten waren kaum hundert für den fünften Akt frei — die politisch entscheidende Vollmacht, von der Europas Ruhe abhängen konnte, von der militärischen Orientierung deutlich getrennt; jene hat der Kaiser allein, völlig als Autokrat, nach dem Frühstück dem Botschafter der Monarchie, dem Grafen Szögyeny erteilt, diese hat er mit den Vertretern der militärischen Chefs, da diese selbst auf Urlaub waren, besprochen. Was wagt der Herr Professor daraus zu machen?

„(Ludwig) bringt es fertig, zu behaupten, daß der Kaiser den Oesterreichern die angebliche Blanko-Vollmacht erteilt habe, während alle Chefs auf Urlaub waren, und unterschlägt die Beratung des Kaisers mit dem Reichskanzler." Schade, daß Herr Professor Delbrück die Akten, deren Studium seine jüngste Spezialität sein soll, nicht kennt!

Er weiß nicht, daß Bethmann zu dem historischen Frühstück nicht geladen, daß es der Kaiser allein war, der in Allerhöchster Person 60 Millionen Deusche seinem Erlauchten Bundesgenossen mit Leib und Leben für Serbiens Züchtigung verpflichtete. Er weiß nicht, daß der Botschafter über dies Schicksalsgespräch mit den Worten berichtet: „Nach seiner (des Kaisers) Meinung muß aber mit dieser Aktion nicht zu lange gewartet werden. Rußlands Haltung werde jedenfalls feindselig sein, doch sei er hierauf schon seit Jahren vorbereitet, und sollte es sogar zu einem Krieg zwischen Oesterreich-Ungarn und Rußland kommen, so könnten wir überzeugt sein, daß Deutschland in gewohnter Bundestreue an unserer Seite stehen werde ... Wenn wir aber wirklich die Notwendigkeit einer Aktion gegen Serbien erkannt hätten, so würde er es bedauern, wenn wir den jetzigen, für uns so günstigen Moment unbenutzt ließen." (Rotbuch 1919 I. S. 22.)

Als er das alles noch wußte, hatte Herr Professor Delbrück versucht, Szögyeny für verworren zu erklären, wurde aber in dieser Verdächtigung eines ehrlichen Mannes durch den Vergleich zweier Berichte über dieselbe Unterredung widerlegt: denn was der Ungar am 6. mit Bethmann gesprochen, wurde von ihm wie von Bethmann an Berchthold und an Tschirschky ganz gleich berichtet. Was also der Professor der Geschichte weiß, aber nicht wissen möchte, wird als greisenhaftes Schwatzen des Kronzeugen entwertet. Ebenso wird einem titellosen Autor supponiert, er habe die Beratung mit dem Kanzler unterschlagen, denn das Publikum weiß freilich nicht, daß diese „Beratung" in Wahrheit eine kurze, nachträgliche Informierung war, wie der Kanzler zu handeln habe. Die entscheidenden Worte aber, die die „Chefs auf Urlaub" angehen, werden zur Irreleitung des Lesers vom Kritiker Delbrück so lange umgestellt, bis sie unhistorisch werden!

Am nächsten Tage wurde, in logischer Folge des kaiserlich-selbstherrlichen Schrittes, mit den Militärs beschlossen (d. h. den Militärs befohlen), „auf alle Fälle vorbereitende Maßnahmen für einen Krieg zu ergreifen. Entsprechende Befehle sind ergangen". (Frhr. v. d. Bussche.) „Der Kaiser hat aus diesem Grunde schon im Laufe des 5. (d. h. am Nachmittage nach dem Frühstück) den Reichskanzler v. Bethmann-Hollweg, den Kriegsminister v. Falkenhayn, den Unterstaatssekretär Zimmermann und den Chef des Militärkabinetts v. Lyncker nach Potsdam befohlen." (Tirpitz, Erinnerungen S. 269.) Am 6. dann Capelle und die anderen.

Nachdem also der Kaiser allein entschieden hatte, besprach er mit seinen Herren die Schritte und Möglichkeiten, die folgen konnten.

Ja, sogar mehrere Tage, bevor die Oesterreicher mit einem Ansinnen an ihn herantraten, hatte er schon neben Tschirschkys verständigen Bericht vom 30. Juni die berühmte Glosse geschrieben: „Jetzt oder nie!", und neben den Satz: „Ich benutze jeden Anlaß, um ruhig, aber sehr nachdrücklich und ernst vor übereilten Schritten zu warnen", schrieb der Kaiser: „Wer hat ihn dazu ermächtigt! Das ist sehr dumm . . . Tschirschky soll den Unfug gefälligst lassen! Mit den Serben muß aufgeräumt werden und zwar bald! W."

Aber Delbrück weiß nichts von alledem, er weiß auch nicht, daß die Vollmacht keine „angebliche" war, sondern eine hundertprozentige, und in Wien auch so aufgefaßt wurde, denn im Ministerrat vom 7. (Rotbuch S. 25—38) erklärte Berchtold, die deutsche Regierung habe für den Krieg mit Serbien „ihre unbedingte Unterstützung zugesichert . . Er sei sich darüber klar, daß ein Waffengang mit Serbien den Krieg mit Rußland zur Folge haben könnte." Auch wer die Männer sein können, weiß Delbrück nicht, die, wie ich schrieb, „auf den Krieg hofften und des Kaisers Timidität fürchteten", denn er erhebt die schalkhafte Frage: „Wer sollten wohl die Männer gewesen sein?"

Die ganze Darstellung der kaiserlichen Stimmung auf See und ihr Umschlag am 28. ist ihm völlig unverständlich, er wirft alles durcheinander, behauptet noch 1926!, „Greys Konferenzvorschlag hätte für Oesterreich den moralischen Bankrott" bedeutet, hat alles verschlafen, was bei uns und draußen die einsichtigsten Köpfe über die Fehler zusammengetragen haben, die in Berlin, Wien, Petersburg, London in jenen Tagen gemacht worden sind, und kommt am Ende zu der väterlichen Zensur: „Es kann keine Rede davon sein, daß Ludwig etwa bösen Willens gewesen wäre . . Daß er damit gleichzeitig eine scharfe Anklage gegen die deutsche Politik und die deutsche Reichsregierung erhoben hat, ist ihm offenbar gar nicht zum Bewußtsein gekommen." Mildernde Umstände wegen guten Glaubens. So loyal ist der Herr Geheimrat, daß er noch nach einem Jahrzehnt die guten und klugen, diese Meisterköpfe schützt, die den Juli 14 bei uns mißleitet haben, während wir Jüngeren nicht nur „scharf", sondern vernichtend die damalige „Reichsregierung" angreifen wollen.

„Aber Ludwig hat keine Vorstellung von der Strenge historischer Forschung und glaubt dies durch willkürliche Kombinationen ersetzen zu können, die er „Psychologie" nennt."

Die strenge Forschung führte den Herrn Geheimrat zum Resultat, daß wir „schlechthin unschuldig" sind, daß zwei einzelne Männer ein Weltgeschehen bewußt heraufführen können, wenn sie Feinde sind, dagegen die Nervosität eines einzelnen keinen Anteil an der Verwirrung haben kann, wenn er König von Preußen ist. Die strenge Forschung führte Hans Delbrück, nach vielen Verdiensten, im höchsten Alter dahin, daß in der Kritik über Nichtprofessoren Umstellungen, daß Vorwürfe des Nichtwissens unbewiesen erlaubt sind, daß, was lesbar geschrieben und dennoch dokumentarisch auftritt, eben „Kitsch wie es ist, uns hier nichts angeht".

Was würden diese Historiker zu Beweisen sagen, die dem Gegner wider Willen der Beweisenden zufließen? Admiral Georg von Müller schließt einen der bösesten Aufsätze gegen mein Buch (Blauer Vogel, 1. Dez.) mit Sätzen über des Kaisers Fleiß, Opferfrohheit, persönliche Zurückhaltung:

„Die langen Aufenthalte (im Kriege) in Homburg und Wilhelmshöhe, weit ab von den entscheidenden Stellen, wirkten verheerend . . . Verantwortliche Arbeit in und mit der O. H. L. einerseits und mit dem Reichskanzler andrerseits wäre da besser gewesen als leibärztliche und Gattinnenpflege . . . Aber das sind natürlich alles Nebensachen gegenüber den großen, in der Aera Wilhelm der Zweite begangenen innen- und außenpolitischen Fehlern, für die doch allermeist in letzter Linie der Kaiser die Verantwortung trägt."

Wie bedeutsam wirkt neben der komischen Verteidigung des Kaisers durch einen Halbdemokraten das vernichtende Urteil eines konservativen Gelehrten. Philipp Zorn, der Völkerrechtler und deutsche Vertreter im Haag 1907, Delbrücks Altersgenosse, einer der Wenigen, die trotz ihrer kaiserlichen Vergangenheit den Mut zur Wahrheit gefunden haben, schrieb („Der Tag", 12. 10. 22): Mit Bismarcks Entlassung begann „die Abenteurerpolitik des unklaren Schwankens, der großen Worte, des ziellosen Größenwahns, die schließlich zur Katastrophe führte . . . Die Katastrophe vom November 1918 ist die welthistorische Nemesis für das welthistorische Verbrechen vom März 1890". So heftige Formulierungen würde man in meinem kühlen Buch vergeblich suchen.

Da aber die Herren Historiker doch nur an ihresgleichen glauben, so bleibt nichts übrig, als am Ende aus meiner Sammlung einen einzigen Aufsatz zu zitieren, der, zwischen klugen, sachlichen Widersprüchen, für mein Buch zeugt, obwohl ihn ein Historiker geschrieben.

„Von solchem Standpunkte, schreibt Walter Goetz, Professor der Geschichte in Leipzig („Hann. Anzeiger“, 8. Jan.), scheint mir der Vorwurf ganz unberechtigt zu sein, daß E. L. gehässig oder parteiisch oder nur gar unwürdig über den Kaiser geschrieben habe. L. überschreitet nirgends die Grenzen der erlaubten oder vielmehr der notwendigen Kritik, — der 3. Band Bismarcks . . ist sicherlich in seinem Urteil über den Kaiser und seine Vorfahren erheblich schroffer gehalten . . L.'s Quellen sind überall kontrollierbar und im wesentlichen unanfechtbar, und höchstens in ihrer Ausdeutung könnte man hier und da Kritik üben. Man kann nicht einmal sagen, daß L. das Ungünstige dieser Quellen ausgeschlachtet habe; er läßt die Tatsachen sprechen . . Er vermeidet es an sehr vielen Stellen, Urteile zu fällen, die sich dem Leser aufdrängen, — Urteile, die oft sehr viel schärfer lauten würden, als Ludwig selber dem Leser an die Hand gibt.“

ARNOLD HAHN

MAITRESSEN

Seitdem bekannt geworden ist, daß die Erben des ehemaligen Großherzogs das gute Land Mecklenburg-Strelitz verpflichten wollen, auch die Schulden aus der amurösen Tätigkeit des dahingegangenen Fürsten, sozusagen die Schulden zur linken Hand, zu zahlen, wissen wir es endlich, daß es noch etwas Verworfeneres und Abscheulicheres gibt als eine Hure: Die Maitresse. Von der demokratischen Presse bis zur „Roten Fahne“ wird dies Wort mit einem wahrhaft höllischen Hohn — Cicero vollfett — in die Schlagzeilen gesetzt, und man hört geradezu die breiigen zwei „e“ des Wortes, und die beiden klatschenden „s“ — es ist so, als ob ein Stück schmutzigen Lehms gegen eine Wand geworfen würde. Der Leser schüttelt sich vor Abscheu, er muß sich schütteln. Wir anderen aber fragen uns verblüfft: Was, um aller Aufklärung willen! veranlaßt diese Blätter, in denen sich sonst wie nach dem Gesetz der Schwere alles sammelt, was die deutsche Rotationspresse an Freiem und Geistigem, an Freigeistigem, gebiert, was veranlaßt die demokratischen, sozialdemokratischen, kommunistischen Blätter diesen sündhaft sittenrichterlichen Standpunkt einzunehmen? Warum wird aus dem gelobten rasenden Reporter mit einem Male ein rasender Philister?

Wir wollen doch streng auseinanderhalten, um was es bei dieser Affäre geht. Da ist einmal die unverschämte Forderung der Fürsten, daß das Land ihre Privatliebesschulden zahlen soll. Empörung am Platze. Aber dann handelt es sich um Frauen, die Geldforderungen an die Fürsten haben, mit ihnen Prozesse führen (wie hundert andere Frauen sie gegen hundert andere Männer führen), also ihre Gegnerinnen sind, vom Lande

selbst nichts wollen und keine andere Sünde begangen haben, als die Geliebten eines Fürsten gewesen zu sein. Und deshalb die Empörung von links? Deshalb schreibt der Herr Redakteur, dem vielleicht gerade die eigene Freundin auf dem Schoße sitzt, dieses Wort „Maitresse“, das im Französischen so selbstverständlich, fast lyrisch klingt, im Deutschen aber verächtlicher als Hure? Im Deutschen ist es nicht ein Wort, sondern ein Urteil. Die sittliche Entrüstung des Schreibers wendet sich nicht bloß gegen die Fürsten, sondern auch gegen ihre Geliebten.

Man könnte nun zur Rettung der freigeistigen Ehre dieser Linksschreiber annehmen, daß die ganze Maitressen-Entrüstung nur Taktik ist. Sie wissen in ihrem Innern ganz gut, daß Geliebte eines Mannes sein, selbst wenn dieser Mann zufällig ein Fürst ist, nichts Verwerfliches, nein, etwas Natürliches ist. Aber sie brauchen etwas, was die Massen empört. Warum nicht zu einem guten und gerechten Zwecke auch einmal eine kleine Philisterei? Die Sache ist bequem. Man braucht nur statt des harmlosen Wortes „Geliebte“ oder „Freundin“ das Wort „Maitresse“ setzen. Das wirkt. Es gibt ja im politischen Leben noch andere probate Worte dieser Art: „Hetze“ statt „Kampf“; „Verleumdung“ statt „Anklage“; „Bestechung“ statt „Flasche Wein“; „Meineid“ statt „Vergeßlichkeit“. Man schlage nur die Register der Rechtspresse auf.

Nein, das wäre eine beschämende Taktik, eines fortschrittlichen, freien Mannes und Blattes nicht würdig. Alle Mittel sind erlaubt, nur nicht die Maske des Philisters. Man kann einfach nicht in einem Atemzuge gegen das banausische Verbot sogenannter „Unzüchtiger Bücher“ und gegen die Verworfenheit eines „Verhältnisses mit einem Fürsten“ wettern. Man kann nicht in tiefschürfenden, schöngeistigen Artikeln über Aspasia, Christiane Vulpius und die Geliebte Zolas (die auch dieser nach seinem Tode bedacht hat und die von Zolas legitimer Frau betreut wurde) schreiben und gleichzeitig die Freundin eines Großherzogs zum großen Skandal machen. Man müßte sich vor dem biedern mecklenburgischen Gutsbesitzer schämen, der im Landtage den Mut hatte, es auszusprechen, daß er gar nichts daran finde, daß eine Frau dem Großherzog das Leben versüßt habe. Obzwar die Zeitungen diesen Ausspruch in höhnisch dickem Druck gebracht haben, habe auch ich den Mut, zu behaupten, daß der Mecklenburger diesmal viel weniger Philister war als die Zeitungen — vorausgesetzt, daß er nicht bloß seinem Fürsten, sondern auch seinem Sohne und seinem Arbeiter die Süßigkeit einer Freundin gönnt.

Nein, die Wollust, mit der sonst philisterfeindliche Blätter zwei Frauen an den Pranger stellen, weil sie liebten und geliebt

wurden (die unbewiesene Erpressung der einen änderte selbst bewiesen nichts am Problem) läßt sich nur aus einem historischen Komplex (Maitressen-Komplex) erklären. Sie alle verbinden mit der Vorstellung des Fürstenliebchens Bilder aus vergangenen Epochen; dieser Begriff ist in ihnen auf der Begriffstufe der französischen Revolution stehen geblieben und hat sich nicht weiter entwickelt. Sie sehen noch immer die großen Rokoko-Maitressen, die eigentlich gar nicht illegitim waren, sondern sanktionierte Staatsinstitutionen, als welche sie zwar oft heilbringender waren als die kirchlichen Gattinnen, Politik und Kunst nicht selten förderten, aber doch aus einem unerklärlichen Volkshaß gegen alles Emporgekommene und Emporgehobene (selbst wenn es aus dem Volke emporgekommen ist) und wegen ihrer oft brutalen Verschwendungssucht verachtet und verflucht wurden. Das ist die „Maitresse". Eine Prärogative des Fürsten, ein volkaussaugendes, unheilvolles Weib. Daß sich seit diesen 150 Jahren das Rad der Geschichte gedreht hat, daß wir auch vor dem Kriege schon konstitutionell regiert wurden, daß die Fürsten ein offizielles „reines Familienleben" führen mußten, daß sich die Geliebte eines Fürsten nicht von der Geliebten eines reichen Bankiers unterschied, im Prinzip auch nicht von der eines Redakteurs oder Werkmeisters, das vergessen die guten Leute ganz. Aber vielleicht ist diese ganze Maitressen-Angst nur ein Zeichen dafür, daß tatsächlich noch ein gewaltiges Stück Geist jener alten Fürstenzeit in unsere Tage hineinreicht, daß tatsächlich noch ein großer Teil des Volkes im Geiste dieser Vergangenheit lebt, daß die Wünsche noch nicht überwunden sind und — die Aengste. Freilich will es mir scheinen, daß es wirksamer gewesen wäre und würdiger einer republikanischen Selbstsicherheit, wenn man von den Liebschaften der Fürsten ruhig, verstehend, menschlich, meinetwegen ironisch gesprochen und nicht gleich Maitresse geschrieen hätte. Man soll nicht unnütz unterstreichen, daß man erst drei Schritte von der Rokoko-Zeit entfernt ist, man soll nicht heute noch den „Bourgeois" der französischen Revolution spielen. Die Dinge von damals sollen ein für allemal entschieden sein. Wir können es uns schon erlauben, die Geliebte und den Hund eines ehemaligen Fürsten für ein Weib und einen Hund wie es alle anderen Weiber und Hunde sind, anzusehen. Es verlangt ja niemand von den Herren, daß sie sich zu dem dichterischen Ueberkommunismus eines Baudelaire bekennen:

„— — — courtisannes
Et bandit, tels souvent vous offrez des plaisirs
Que ne comprennent pas les vulgaires profanes."

Aus dem schönen Buch „Die Geschichten von den unberührten Frauen“, das uns Schmidtbonn zu seinem 50. Geburtstag schenkt, nehme ich mit Erlaubnis der Deutschen Verlagsanstalt, Stuttgart, diese zwei Seiten . . . Keuschheit kann eine langweilige Gewohnheit sein, Schmidtbonns Keuschheit bebt vor innerer Lebendigkeit.

Ein Autor sollte nicht bei der Aufführung seines Werkes zugegen sein. Warum? Die anderen müssen, aber er muß nicht. Er ist zu viel hier, für ihn ist sein Werk da. Aber einmal war es doch zu etwas nutz, daß ich anwesend war, und sogar dort, wo ich am allerwenigsten hingehörte und am meisten hätte stören müssen: hinter der Bühne. Achill schritt vorbei. Sein Schritt klirrte, als ob er in Ketten ginge, er trug einen Schild größer als ein Wagenrad, und der Schild war von wahrhaftem Eisen, kaum zu heben, der Darsteller, der ihn trug, ein Riese. Von der Bühne, in allen Gängen, rund um den ausgespannten blauen Leinwandhimmel klirrten Eisenschritte. Agamemnon, Odysseus, Ajax, Hektor, Priamus mit wirren Bärten, lodernden Haaren, kamen des Wegs daher, mit so ernsten Gesichtern, als ob sie in Wahrheit aus dem Grab gestiegen wären, ihre bemalten Gesichter schienen die tollen Farben der Verwesung zu tragen oder, kaum dem Leben zurückgewonnen, zu viel Lebensfarbe, als Zeichen des Triumphs an sich zu tragen. Bart und Haare wehten in langen Strähnen ihnen nach, der Tod schien sie festgehalten und nicht gutwillig hergegeben zu haben. Ernst und Eisen füllte die Bühne, die dunklen Winkel und die grell erleuchteten Wege. Kriegsmänner überall, überall diese fremden Blicke, die in eine unbekannte Ferne gerichtet waren. Auf allen Gesichtern rann der Schweiß unter den Bärten, wurde, wo er über rote Farbe lief, zu Blut. Es schien, daß diese Männer alle dampften. Es schien wirkliche Schlacht auf sie zu warten, wenn sie durch die aufgehobene Spalte des Vorhangs in das dann plötzlich sich zeigende Licht der Arena mußten, wo ein schweigendes, tausendköpfiges Etwas, im Dunkeln versteckt auf sie wartete. Sogar die Feuerwehrleute, die Arbeiter in ihren Kleidern von heute, nahmen den Ernst und die wilde Fremdheit dieser Gesichter an.

Zwischen all diesen Männern nur zwei Frauen. Sie vermochten nicht zu atmen zwischen all dem Eisen. Sie waren ungeschminkt und sahen unter all den bemalten Gesichtern doppelt wie Geister aus, die wohl den Zauberruf gehört hatten, die ihm auch gefolgt waren, denen es aber nicht gelungen war, ins blühende Dasein sich mit hinauf zu retten. Sie standen und

zitterten, und hätten sie Eisen angehabt wie die Männer, würden sie am vernehmbarsten geklirrt haben von allen. Aber sie waren nur in weiße Gewänder gehüllt, man hätte Grabgewänder vermutet, wenn nicht die jungen Brüste und manchmal die sehr lebendig gespannten Hüften unter dem Tuch sich gezeigt und Leben verkündet hätten. Als die eine der Frauen durch den Vorhang ins Licht mußte — zuviel für sie nach dem langen Grab! — hörte man erstaunt ihre Stimme klingen, fest, hell, aus dem Geschlag des Eisens war es einer Lerche gelungen, sich tönend zum Himmel zu schwingen. Aber als die Frau zurück mußte, in das Halbdunkel der Kulisse, hatte das Licht ihr die letzte Kraft genommen, sie sank ohnmächtig hin.

Und da war ich es, der zunächst stand oder als einziger wußte, daß dies nicht mehr zu ihrer Rolle gehörte, und der darum die Arme ausstreckte und die Fallende aufgriff, sie nicht an Eisen, nicht an Totengeripp, sondern an Wärme eines wirklichen Menschen zog. Aber nun war die Furcht, noch einmal hinaus zu müssen, doppelt groß, und die Furcht der zweiten, die zum erstenmal hinaus mußte und den Schrecken der ersten sah, dreifach. Ich führte sie beide, die nicht zu stehen vermochten, zu einer kleinen hölzernen Bank, die sich da befand, ohne Lehne, kaum lang genug für einen, wie sie denn in der Tat nur für den einen Inspizienten bestimmt war. Auf diese Bank zog ich die Frauen nieder, saß da mit ihnen, in der Mitte zwischen ihnen, hatte meinen Arm rechts und links fest um sie gelegt, gab ihnen Wärme und Blut von mir ab. Ja, ich wagte — ach nein, es machte sich ganz von selbst und niemand verwunderte sich darüber, niemand nahm Anstoß daran, so natürlich war es: ich umfaßte rechts und links mit jeder meiner Hände eine der jungen, kleinen vollen Brüste. So saßen wir, ein seltsames Wesen aus drei Wesen, ohne Scheu, ohne ein Wort, eine halbe Stunde, fester und fester hielten meine Hände die elastischen warmen Halbkugeln in sich. Das Zittern rechts und links hörte auf, die zur Schulter gesenkten Gesichter richteten sich hoch — gestärkt lösten sich die zwei Gestalten aus meinen Armen, wie lieblich hing plötzlich rechts und links das lange Haar braun und schwarz, wie blumenhaft selig war der Blick der Augen geworden, wie furchtlos schritten die Frauen durch den Spalt dem Leben zu, in dem sie nun mitteninne stehen mußten, den Mund auftun, irdisch vertraute, unirdisch fremde Worte aus sich geben. Nie hatte ich vorher ein Wort mit diesen Frauen gesprochen, nie nachher wieder. Und doch hatten wir gesessen und sie hatten die Brust in meine Hand gedrängt vor aller Augen. Und niemand hatte sich gewundert. Niemand denkt heute noch daran als ich. Oder ihr beiden noch?

Immer komme ich mit meinem Blumenstrauß zu spät. Natürlich habe ich den Termin zu dem Huldigungsbuch versäumt, das zu Ihrem fünfzigsten Geburtstag erscheinen wird („Chor um Schmidtbonn“, Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart). Ich hätte mitsingen sollen, mit Wilhelm Schäfer, Stefan Zweig, Friedrich Kayßler und den andern, aber liegts an meinem mangelnden Talent zum Chorgesang oder bloß an der Unzuverlässigkeit des Wieners? Jetzt hingegen stolpere ich ein paar Tage zu früh die Treppe zu Ihrem Geburtstagszimmer hinauf. Zum Glück sind Sie da, Wilhelm Schmidtbonn.

Ich sitze Ihnen allein gegenüber, lieber Wilhelm Schmidtbonn, ich sehe in Ihr junges, durchfurchtes, helläugiges Gesicht, das mir doch um einige eingegrabene Linien zu reich ist. Wir sitzen nun schon einige Stunden allein in Ihrer Stube, und Niemand stört uns, keine Zeitung klingelt Sie an, kein Theater verlangt Sie aufgeregt, nur ein armer Teufel aus dem Romanischen Café hat Sie „bloß für eine Sekunde“ beiseiterufen lassen und Sie sind lächelnd-erleichtert wiedergekommen. Darf ich meinen Geburtstagsgruß mit einer kleinen Schmähung der Deutschen einleiten? Ich kenne kein deutscheres Gesicht als das Ihre, Ihr schmaler Blondschädel, Ihr helles, schimmerndes Auge, Ihr zugepreßter Mund, sind Sie aus einem altdeutschen Meister entsprungen? Friedrich Kayßler, der deutscheste Schauspieler, ahnt schon, warum es ihn zu Ihnen zieht. Und nun frage ich Sie, deutschester Wilhelm, gibt es ein vergeßlicheres, ein gnadenloseres Volk als die Deutschen? Seit fünfundzwanzig Jahren haben Sie die Deutschen mit Hymnen, Geschichten, Dramen beschenkt, immer haben Sie aus voller Seele froh geschenkt, nie haben Sie für sich spekuliert, nie für irgendein Publikum Dichtungen angefertigt. Immer haben Sie das klarste, durchsichtigste, schlichteste Deutsch geschrieben, immer trafen Sie, ohne es zu beabsichtigen, aus Ihrer Natur heraus den neuesten Volkston. Es steckt ein Hans Thoma in Ihnen. Und wie hat Ihnen der Deutsche gedankt? Die Theater, die glücklich hätten sein sollen, daß ein Dichter es liebt, haben Sie, nun ja, gelegentlich aufgeführt. Welchem Theater ist es eingefallen, Sie zu heiraten? Dramatiker brauchen diese engste Verbindung mit Kulissen, Schauspieler, Spielplan, Probebühne. Wie viel dramatische Arbeiten hätten Sie den Deutschen geschenkt, wenn ein produktiver Theaterleiter Sie rechtzeitig an eine Bühne gebunden hätte? Immer habe ich im Eckermann mit klopfendem Herzen Goethes Bemerkung gelesen, daß er, hätten die Iphigenie und der Tasso den Deutschen gefallen, leicht noch ein ganzes Dutzend Schauspiele dieser edeln Art verfaßt haben würde, „es fehlte das Publikum, dergleichen mit Empfindung zu hören und aufzunehmen“. Nirgendwo ist der Schaffende so entsetzlich

verlassen, wie unter uns. Mißgünstige Kollegen, schnellfertige Zeitungsschreiber, stumpfe Theaterdirektoren begleiten den jungen Dichter — bis er kleinmutig wird. Ist es nicht die Verschwendung der Undankbaren, daß kein Berliner Theater heute an Ihren „Grafen von Gleichen“ denkt, worin auf eine menschlich-reine Schmidtbonnsche Weise das Schicksal des Mannes gestaltet ist, der ohne Heimlichkeiten mit zwei geliebten Frauen leben will? Reinhardt hat das Werk hundertmal gespielt. Warum ruft keiner von den hunderttausend Hörern nach der Auferstehung des Schauspiels? Weil wir Alle eben immer nur Neuigkeiten fressen wollen und weil uns die traditionbildende Kraft der Erinnerung fehlt! Alle Eindrücke laufen schnell durch uns, nichts wird dauernder Besitz, es gibt nur Diarrhöen des Kunstgenusses. Die einzigen Zuschauer von tieferer und anhaltender Aufnahmsfähigkeit, die Leute der Volksbühne, werden leider von Mediocritäten der Gattung Julius Bab geleitet, so bleiben die Volksbühnen nichts als theatralische Konsumgenossenschaften (furchtbares Wort, so banal, daß es von Bab herrühren muß!) und die innere Verbindung mit den produktiven Bereicherern des Theaters fehlt; Sie, Schmidtbonn, müßten, mit Ihrem angeborenen Volkston, mit Ihrem natürlichen Revolutionarismus, mit Ihrer Abneigung gegen die Dumpfheit der nichts-als-Besitzenden der gute Geist der deutschen Volksbühne sein. Was aber sind Sie der Volksbühne? Ein seltner Gast aus der Fremde.

Niemand in Deutschland ist wie Sie der Meister der kleinen Geschichte. Nichts brauchen die Zeitungen, die Zeitschriften, die illustrierten Blätter dringender, als diese geschlossenen Meisterstücke von zweihundert Zeilen. In Paris, der Hauptstadt eines Landes mit literarischer Kultur, hat man die Erzähler kurzer Novellen, von Maupassant bis zur Colette, durch große Honorare, bindende Verträge, Zwang zur Produktion geschädigt. Maupassant war nach zwei Jahrzehnten Zeitungsmitarbeit ausgepumpt, aber nach dieser Erschöpfung blieben den Franzosen immerhin dreihundert Meisterstücke der pointirten Erzählung. Ein Buch, wie Ihr neues „Die Geschichten von den unberührten Frauen“, hätte in Frankreich zur Folge, daß die Zeitungen sich um einen Geschichtenerzähler von Ihrer Tonart, Ihrer Zartheit, Ihrer Erlebnisfähigkeit rissen. In Deutschland? Hier muß man dicke Wälzer schreiben, um die Beachtung der Verleger und, schlimmer, der Leser zu finden. Wer keinen 500 Seiten-Roman schreibt, bleibt fast unhonoriert. In Frankreich hätte schon der Grundeinfall Ihres Buches entzückt. Sie schreiben einen umgekehrten Casanova, nämlich die Geschichte der geliebten Frauen, die nicht erobert oder wenigstens nicht besessen wurden. „Es ergab sich, daß die Erinnerung an diese unberührt gebliebenen Frauen ihre volle Spannung behalten hatte, während manche Erfüllung im Dunkel des Gedächtnisses längst versunken war. Vielleicht waren gar nicht die Erfüllungen, sondern

die Ahnungen das Beglückendste? Vielleicht waren die unberührten Frauen ihre eigentlichen Geliebten gewesen.“ Mindestens die Frauen hätten von diesem Troubadour der unerlebten Romane beglückt sein müssen — anderswo. Nicht in Deutschland, wo die Damen nur an den gemeinsten Romanfabriken interessiert sind.

Wird Ihnen Hindenburg gratulieren? Oder auch nur Luther? Obwohl Sie, wahrhaftig, mehr als andere ein Befreier des Rheinlandes genannt werden dürfen, denn Sie sind der rheinischste Dichter Deutschlands. Aber Sie sind nie ein Bürger geworden. „Mutter Landstraße“ hieß Ihr erstes, verheißendes Jugendwerk und ein herrlich vagabondierender Geist sind Sie geblieben, nicht einzufangen in irgendein bürgerliches Heimgefängnis. Immer sind Sie, göttlich unruhige Seele, auf irgendeiner Wanderung, immer ist Sternenhimmel und Sonnenbrand über Ihnen, immer ist frische Luft um Sie und Windgebraus und Meergeruch und Tierstimmen. Ein Ihnen Verwandter, auch ein Hymniker, Walt Whitman, wurde Amerikas Nationalheiliger. Wer in Deutschland hat auch nur einen Blick für die kühne, jünglingshafte, sorglose Unabhängigkeit Ihres Lebens und Ihrer Dichtung? Da sitze ich nun einen langen Geburtstagsnachmittag bei Ihnen und weder die Theaterdirektoren noch die Zeitungsverleger senden Deputationen. Niemand weckt Hindenburg. Ein deutscher Dichter, das bedeutet: Von seiner Nation verlassen sein!

THEODOR LESSING (Hannover)

DER FALL GRANS

Am 19. Dezember 1924 wurde Hans Grans vor dem Schwurgericht Hannover wegen Anstiftung zum Morde zum Tode und wegen Beihilfe zum Morde, in einem anderen Falle, zu 12 Jahren Zuchthaus verurteilt. Nachdem dies Urteil rechtskräftig geworden war, stellte sich im Februar 1925, durch Beichte und Widerruf des Massenmörders Haarmann, vor Toresschluß, heraus, daß man (wie ich das im Dezember 1924 schon klar dargelegt hatte) im Begriff stand, „Justizmord“ zu begehen. Das Urteil wurde aufgehoben; der Fall zu erneuter Verhandlung an dasselbe Schwurgericht zurückgewiesen. Die neue Verhandlung dauerte vom 12. bis 19. Januar 1926 und endete damit, daß Grans nunmehr wegen Beihilfe zum Morde in zwei Fällen (Hannapel und Wittig) zu insgesamt 12 Jahren Zuchthaus verurteilt wurde; die zwei Jahre Untersuchungshaft wurden nicht angerechnet, weil sie allein auf das Leugnen des Angeklagten zurückzuführen sind . . .

Mit klarer Sicherheit, ohne jede Beimengung von Sympathie oder Antipathie, aus nüchterner Erwägung und kalter Auswertung der Personen und Umstände, in einem Rechtsfall, dessen kleinste Umstände mir so genau vertraut und gegenwärtig sind, wie dem Staatsanwalt und weit schärfer bewußt, als dem seelenblinden Vorsitzenden, behaupte ich (und wage dabei ein wissenschaftliches wie ein moralisches Ansehen), auch das zweite Urteil des Schwurgerichts Hannover ist ein Fehlurteil, ein Urteil, auf Grund der ganz willkürlichen Annahme: „Die ersten Aussagen des Haarmann sind

wahr, und alles was er später entlastend aussagte, war unwahr", ein Urteil ohne vollgültige Belastungszeugen, auf Grund von Indizien, denen man Dutzende Indizien für das Gegenteil mit leichter Mühe entgegenstellen kann. Denn es gibt kein einziges Schuldmoment auf seiten des Grans, welches nicht vollkommen erklärt wäre, wenn man unterstellt: Er war ein Zutreiber des Haarmann (§ 180), und hat die Haarmannsche Triebbelastung ausgenutzt, nicht aber in dem Glauben oder in dem Wissen, daß die armen Jungen bei Haarmann getötet würden, sondern lediglich in dem Glauben, daß sie gelegentlich homosexuellen Verkehrs „getrampelt" würden, d. h. daß Haarmann den in Not Befindlichen ihre Kleider und Sachen zu billigen Preisen „abknöpfte", wovon dann auch Grans als Kommissionär oder Käufer einen wenn auch nur sehr geringen Vorteil hatte. Das Verhältnis des Haarmann zum Grans, etwa vergleichbar dem Verhältnis einer gealterten und eifersüchtig gehässigen Dirne zu einem hübschen aber eiskalten jungen Zuhälter, war der Art, daß Haarmann schließlich sogar Morde hätte begehen können, nur um seinem geliebten Grans Geschenke zu machen. In Wahrheit aber war Grans beständig bei Haarmann in Schulden. Wo in der Kriminalgeschichte kam es schon vor, daß zweie sich zu Mordtaten verbanden, wobei der Zutreibende keinen Anteil an der Beute hat, als die Erlaubnis, gelegentlich ein altes Kleidungsstück billig zu erwerben oder zu verkaufen? Gerade in dem Fall Wittig, wegen dessen Grans verurteilt ist, fand sich in dem hinterbliebenen Notizbuch des Ermordeten ein Zettel, der beweist, daß Haarmann nach dem Morde versucht hat, den Anzug des Getöteten dem Grans zu verkaufen. Wußte Grans um die Sache, so hätte er kalt, höhnisch, was er wollte, hinnehmen können, und Haarmann wäre machtlos dagegen gewesen. Und wo gab es noch einmal einen „Mitwisser", der ohne jeden erheblichen Nutzen, in den Kleidern Ermordeter unter den Augen der Polizei, die die Vermißten sucht, Tag um Tag am belebtesten Punkte der Stadt einherspaziert, wo er doch weiß, daß er in jedem Augenblick Gefahr läuft, als Mittäter oder als Hehler festgenommen zu werden? Vollends, wie sinnlos benimmt sich dieser Grans, als die Mordmonomanie seines Freundes plötzlich an den Tag tritt! Er macht sich sofort zum Hauptbelastungszeugen und entfesselt dadurch die Rachewut des Verlassenen. Er liefert just die Sachen an die Polizei, die dem Haarmann Gelegenheit geben, eine Mär zu ersinnen, daß Grans beteiligt gewesen sei; er versäumt, was kinderleicht gewesen wäre, die Spuren etwaiger Mitwisserschaft zu verwischen und verdächtigt sich selbst, indem er ganz unverfängliche Sachen für sich zu retten versucht. Stünde mir Raum zu einer solchen Darlegung zur Verfügung, so könnte ich die psychologische Unmöglichkeit der Mitwisserschaft so unwiderleglich klarstellen, daß kein Jurist der Wucht dieser Beweise sich verschließen könnte. In der Geschichte des Indizienurteils läßt sich kaum ein zweiter Fall finden, an dem sich die Macht der lokalen Stimmungen und Gefühle, die Gewalt jener böswilligen Urteilsbereitschaft, die ich den Gerechtigkeitshaß (im Gegensatz zur Rechtsliebe) nennen möchte, so klar erweisen läßt!

An dieser Stelle aber möchte ich nur eine persönliche Erklärung noch hinzufügen. Sollten mir Irrtümer unterlaufen sein, so bitte ich, diese, gemäß dem Pressegesetz, berichtigen zu dürfen und sollte in dem, was ich, ohne jede Gefühlsbefangenheit, nur um der Sache willen, glaube sagen zu müssen, eine Beleidigung der Polizei oder der Justiz gefunden werden, so bitte ich, mich wegen Beleidigung oder wegen Verleumdung zu verklagen; denn vielleicht ist das der Weg, auf dem wir das feststellen können, was

wir doch alle suchen: Wahrheit. Ich bin zu dieser Erklärung gezwungen, weil das hannoversche Gericht diese beiden legalen Wege vermieden hat, dafür aber Mittel der Unterdrückung versucht, die kein Gerechtdenkender billigen wird. Als ich beim ersten Haarmannprozeß die Mitverschuldung der Polizeibehörde dem öffentlichen Gewissen zu Bewußtsein brachte, hat das hannoversche Schwurgericht nach § 176 des Gerichtsverfassungsgesetzes mit Beziehung auf einen Aufsatz im „Tage-Buch" den Zutritt zu der Prozeßverhandlung mir gesperrt. Es geschah in der Weise, daß aus einem Aufsatz, ohne weitere Kenntnisnahme von Person und Sache, zwei Stellen herausgerissen und als „unwahr" unterstellt wurden. Ich wurde damit der Oeffentlichkeit preisgegeben als Verbreiter von Unwahrheit, obwohl ich erklärte, jeden mir etwa unterlaufenden Sachirrtum sofort, gemäß dem Pressegesetz, berichtigen zu wollen. Erst durch dies Verhalten an der Sachlichkeit des Gerichtes irre geworden, begann ich, mich in die Materie des gräßlichen Falles aufs genaueste einzuarbeiten. Als dann das erste Urteil des hannoverschen Gerichts in der Tat aufgehoben werden mußte (genau so, wie ich schon im Dezember 1924 voraussagte), da war die erste Handlung desselben Schwurgerichtsvorsitzenden, daß er, ohne jede Begründung, meiner Prozeßkritik abermals den Zutritt sperrte. Dies kann ich verstehen und billigen, vom Standpunkt der Autorität. Aber als Knebelung der freien Meinungsäußerung und des Gewissens muß ich empfinden, daß das Gericht meine Denunziation bei Hochschule und Kultusministerium betrieben hat, wodurch im Verein mit politischem Unverstand und Mißverstand, eine durch Jahr und Tag andauernde Hetze gegen den akademischen Lehrer entstand. Nun aber stellte sich zum Schluß des Haarmann-Grans-Prozesses klar heraus, daß das Gericht ohne Willen zur Sachkenntnis und ohne Kenntnis zur Sache, diese schweren persönlichen Bitternisse veranlaßt hat. An einer Stelle seines Plaidoyers machte der Verteidiger des Grans auch eine Angabe aus meinem Buch. Der Vorsitzende in beiden Prozessen fällt ihm sofort ins Wort: „Ich muß Sie bitten, Herr Rechtsanwalt, hier kein Buch anzuführen, das wir nicht kennen." Der Verteidiger benennt mich als Zeugen dafür, daß ich schon 1925 ein Buch veröffentlicht habe, in welchem das Verfahren gegen Grans als Rechtsirrtum erwiesen wird. Oberstaatsanwalt und Staatsanwaltschaftsrat stellen fest, daß sie von einem solchen Buch keine Notiz genommen haben. Ein Saaldiener besitzt das Buch und bringt es dem Staatsanwalt; der nimmt es, betrachtet den Einband und legt es zu den Akten. In der Urteilsbegründung heißt es sodann: „Der Gerichtshof weist es zurück, Notiz zu nehmen von einem Buch, das ein hiesiger Mediziner zu der Sache Haarmann-Grans geschrieben haben soll. Ebenso weisen wir zurück, uns von Zeitungsaufsätzen beeinflussen zu lassen. Wir Berufsrichter wissen aus uns selbst, was wir zu tun haben. Wir brauchen keine fremde Belehrung." Also . . . auf Grund zweier aus einem Zeitungsaufsatz (um den die Herren sich ja offenbar d o c h bekümmert haben!) herausgerissener Sätze: Denunziation, Disziplinaranträge und politische Hetze durch Jahr und Tag! Aber: offenes Eingeständnis: „Wir kennen weder den Mann noch die Sache; wir mißbilligen nur." Bei dieser Gottähnlichkeit wird mir denn doch bang. Wie pflegte doch der weise Sokrates zu sagen?: „Schlage mich, aber höre mich an." Es dürfte sonst der Tag kommen, wo dieses Gottähnlichkeitsbewußtsein unserer drei juristischen Koryphäen, Bökelmann, Wilde und Wagenschieffer, in der guten Stadt Hannover, heillos zusammenbrechen muß.

Nachrufe

Freundliches Gedenken an ein paar gute Börsentage. Sie haben für die deutsche Kunst mehr getan als die bestgemeinten Aufrufe, Kunst heute deshalb zu kaufen, weil sie so schön billig ist. Sie haben allerhand gute Leute verdienen lassen, und diese Leute wissen, daß eine Bilderspekulation manchmal noch schneller großes Geld bringt, als das ewige Baissieren. Andere solche Leute ahnen, man kann bei uns wie in Wien und Paris Kunst nun so preiswürdig kaufen, daß sichere Kapitalsanlage, glänzende Verzinsung garantiert ist.

Aergerliches Gedenken an ein paar Auktionstage im letzten Dezember. Vor Weihnachten war einem da nicht recht wohl. Preise für Drucke des 15. Jahrhunderts vorherzuberechnen ist schwerer, als Geschichte à la Spengler vorauszubestimmen. Der Ulmer Aesop von 1476 bis 1477 ist gewiß eines der schönsten Bücher, die je illustriert wurden. Und wenn der Frankfurter Dr. Leo Baer Auftrag aus Amerika hatte, als er dafür nicht nur 12 000 Mark bot wie im vorigen Jahre jemand in Berlin für eben dies Exemplar, sondern gleich 45 000 — dann ist sein Auftraggeber immer noch nicht dumm (übrigens hat die Berliner Staatsbibliothek noch vor sehr wenigen Jahren für diese Inkunabel sehr viel weniger gegeben als sogar 12 000 Mark). Denn es gibt von diesem Aesop nicht mehr so viele Exemplare wie unsereins Finger hat und von deutschen Zeichnern so hohen Grades wohl noch einige weniger. Aber andere Dinge und Preise auf jener Graupe-Auktion gefielen uns nicht ganz so gut. Ebensowenig wie bei den Bildern der „Sammlung Freiherr v. Tucher und aus anderem Besitz", bei den Textilien der Frau Hermine Feist, bei den Porzellanen Buckardts damals bei Paul Cassirer. Das sind nun abgestandene Sachen, vielleicht auch überstandene.

Trauriges Gedenken bleibt für Paul Cassirer selbst. Jeder hat sich einmal über ihn gegiftet, jeder ihn umso öfter gern gehabt. Einen Strohtod im 80. an Arterienverkalkung konnte man ihm nicht wünschen, aber dieses Ende vor den Widrigkeiten der üblen Journaille und des noch übleren Geklatsches ganz gewiß nicht. Er wurde mehr und weniger als ein Kunsthändler, äußerlich wird der Kunstmarkt seinen Abschied vielleicht nicht sehr spüren. Sein Haus, das er in nüchtern wachen Tagen noch so gut bestellt hat, kündigt Weiterarbeit in seinem Sinne an: Barlach im großen zu zeigen, ein paar verlockende Auktionen alter Kunst. Wie ein trüber Gast hat er die dunkle Erde verlassen. Uns ließ unter leuchtenden sein schillerndes Bild, das wehe Verflackern einer heißen Flamme, mehr als eine aufregende Erinnerung.

Zurufe

P. C. hat zeitlebens etwas mit der Polizei gehabt, seitdem ihn Jagow zwingen ließ, Flauberts Erotica der Reiseberichte im „Pan" einschwärzen zu lassen. Aber einmal hatte sogar er gegen die Polizei unrecht. In seinem Widerstand gegen die Versuche, ein klareres Geschäftsgebaren im Auktionsbetrieb durchdrücken zu helfen. Der Polizeipräsidiums-Referent für Kunst mag wissenschaftlich Angreifbares geleistet haben. Seine Versuche, neulich auf der Münzauktion bei Ball wiederholt, Mißstände abzustellen, mögen in den Mitteln und am Ort fehlgreifen — an ihrer Notwendigkeit wird kein uninteressierter Sachkundiger zweifeln. Dr. Daun's Zurufe

haben dort unpraktisch den Betrieb gestört, die Auktionsbesucher werden sich wohl nie daran gewöhnen, mit lautem Zuruf zu bieten. Was aber beanstandet werden kann, hat der Antiquar Martin Breslauer kürzlich im Buchhändler-Börsenblatt richtig auseinandergesetzt. Auf den Auktionen „großer Kunst“ steht es nicht besser.

Solche Mißstände sind auch eine der Ursachen, warum von den vielen bedeutenden Dingen, die jetzt im Berliner Kunsthandel sind, nie etwas öffentlich zu Ausgebot kommt. Der anhaltische Ex-Landesvater hat das Roger van der Weyden-Bildnis aus dem Wörlitzer Schloß natürlich „freihändig“ an Duveen verkaufen lassen. Und wieviel Außerordentliches kann man jetzt in den Kunstgeschäften sehen: bei Leo Blumenreich eine feierliche Holz-Madonna, die des großen Namens Giovanni Pisano nicht unwert ist — bei Dr. Otto Burchard die Tizian-Venus, für deren Veröffentlichung Bode in die Saiten der Museums-Berichte griff — in Dr. Benedicts frisch aufgemachter Galerie ein köstliches Frauenbildnis von etwa 1515, so schwäbisch wie nicht einmal der Ulmer Aesop — bei van Diemen der pudrigste aller Bouchers. Und das alles eine „Klasse“, die auf deutschen Auktionen kaum je mehr begegnet. Auch Leute wie Haberstock haben für sich so unrecht nicht, wenn sie ihren Corinth-Akt lieber zu Hause liegen lassen, anstatt in der National-Galerie auszustellen. Heimlich, leis und linde kommt die Liebe — des Käufers. Eher als in das Scheinwerferlicht der Auktionszurufe.

Verrufe

Bei Lepke am 26. Januar eine kleine Bilderauktion „alter Meister“. Der übliche Durchschnitt. Mühsam ging ein einziges Stück über 1000 Mark. So etwas wie die Leverhulme-Auktionen nächstens in den New-Yorker Anderson-Galeries wird es bei uns lange nicht geben. Aber die breitere Schicht des juste milieu, die verrufene Bürgerlichkeit, ist bei uns viel notwendiger. Deutschland war einmal so lange bester Abnehmer für Durchschnitt in alten Holländern, bis es reich genug war, auch bei Rembrandt die Augen und Börsen aufzumachen. An dem üblen japanischen Ausfuhrporzellan unserer Eltern lernte man, sich einen guten Kanghsi-Topf zu wünschen. Der aus Wiener Kunstgewerbe-Geschmäckler-Wesen bis zur Klasse Ulrich Hübner und Raoul Dufy durchentwickelte Kokoschka und viele seines Schlages sind nötig, damit gesehen wird, was zum Begriff guter Malerei gehört: nämlich noch etwas anderes.

Steffeck und Schirmer und Bouguereau, einst verrufen, mußten malen, damit die Liebermann und Marées und Corinth kamen. Erst aus dem Durchschnittsniveau kommen die Spitzenleistungen. Vielleicht dürfen auch die Steffeck und Schirmer unter uns auf einiges p. t. Publikum hoffen, ohne dem Kunsthändler folgen zu müssen, der sie darauf verweist, tagsüber Nahrhafteres zu tun und ihre Kunst nur abends zu verzapfen. Sie zu finden, braucht es keinen Riecher auf dem Markt, aber Augen im Kopf. Und die selbständige Betätigung des edelsten Sinnes war nie die Stärke desjenigen Volkes, bei dem sich die Kunstgeschichts-Schule des Sehenlernens als begründenswert erwies. Der händlerische Wert solcher Dinge mag nicht eben groß sein, ihr innerer Wert kann um so größer werden. Wir wollen es doch alle zu Hause schön haben. Und es ist mit schönen Kunstdingen anders als mit den verrufenen schönen Frauen: Kunst sollte man kaufen und mit ihr wirklich zusammenleben, um sich den spezifischen Geschmack an der Klasse zu entwickeln.

PAUL MORAND GALANTES EUROPA

Chronik des 20. Jahrhunderts

Einzig autorisierte Übersetzung von Walter Mehring

5. Fortsetzung

Himmlische Julie

(Wir hatten ein russisches Abendbrot gemacht, allerdings nicht in Rußland. Man hatte sich zur Tafel gesetzt, ohne allzu großes Vertrauen, soviel hatte man vorher gegessen und getrunken. Von dem Dutzend Gäste waren niemals viel auf einmal im Speisezimmer. Man begann mit den Likören. In der Suppe schwammen Papiermundstücke von Zigaretten rum.)

Ich betrachtete sie über einem Massiv duftender Wicken. Sie war gar nicht so schön. Ihr Gesicht, charmant, polychrom, hatte sich allzu oft gegen andere Gesichter gepreßt. Aber ein Mund: Zur guten Rast! Haare: Musik. Der Dämon.

— Was für herrliche Blumen! Natürlich lieben Sie auch Blumen?

— Ich liebe die Blumen, antwortete ich, aber ich bin deswegen nicht Päderast.

Sie sang an der Oper von Monte-Carlo.

Ihr Mann, Russe wie sie, war Präparator am Musée d'océanographie des Fürstentums. Ueber die Tafel hinweg bandelte sie mit mir an; und so was ist äußerst unangenehm.

— Was lieben Sie noch? Nach Ihren Büchern würde man sagen, daß Sie gar nichts lieben.

— So, und dabei dachte ich, ich mache ein ganz naives Inventar von den Wundern der Welt!

— In Punkto Wundern, haben Sie sich's zur Aufgabe gemacht, uns nichts vorzuführen, als: die Epilepsie der Russen, die Blödheit der Engländer, den Geiz der Franzosen, die Faulheit der Spanier, die Aufgeblasenheit der Italiener, die Vulgärheit der Belgier, die Unwichtigkeit der Schweizer, die Geburtsstatistik der Deutschen, die Grausamkeit der Bulgaren, die Schwerfälligkeit der Holländer, die Oberlehrer-Tugenden der Tschechoslowaken, die Schurkereien der Rumänen, die Rauhbeinigkeit der Griechen, das demokratische Ideal der Portugiesen, die Nutzlosigkeit der Norweger, die Gymnastik der Schweden, die Undankbarkeit der Jugoslaven, die Schlamperei der Oesterreicher, die Boshaftigkeit der Ungarn, die Reizbarkeit der Polen.

— . . . oder das Gegenteil, Madame. Die Träume, sagt man, sind dem Gesetz des Konträren unterworfen. Aber, die Schrift ist nur ein Traum; suchet, so werdet Ihr finden. Sie werden plötzlich unter meiner Feder zum Vorschein kommen sehn: die Generosität der Russen, die Zähigkeit der Engländer, den Jansenismus der Franzosen, den gesunden Menschenverstand der Belgier, die Erhabenheit der Schweizer, die Kraft der Deutschen, das Wissen der Tschechoslowaken, den Mut der Bulgaren, die Sparsamkeit der Griechen, das Pariserturn der Rumänen, die Leichtblütigkeit der Oesterreicher, die Franzosenfreundlichkeit der Portugiesen, die Aufmachung der Italiener usw. . . . und, besonders, die Sympathie eines Autors ohne Herz für alles, was lebendig ist, ganz zu schweigen von meiner Bewunderung für Sie, gnädige Frau.

Kraft der Schmeicheleien brachte ich sie zu mir heim und streckte mich mit ihr aus. Unter uns wölbte sich der Fußboden. Die Möbel voltigierten wie die Bienen. Sie schrie nicht auf . . . . „Was hab ich denn da!" wie die Französinnen, die, wenn sie nachgeben, Delirien affectieren, wie von sinnloser Trunkenheit, und dabei ein wachsames Auge drauf haben.

— Oh, himmlische Julie! begann ich, ich weiß, daß Sie Ihre Laster hochhalten wie Tugenden . . .

Plötzlich das Telephon.

Keinen Schimmer, wer mich zu dieser Stunde anrufen könnte; ich werde kein Lebenszeichen von mir geben. Unter dem Sturzregen des elektrischen Alarm-Gebimmels senken wir den Kopf und unsere Liebkosungen sind unterbrochen.

Julie erbleicht.

— Das ist sicherlich Ihre Freundin, die Sie antelephoniert, sagt sie.

— Ja, na und . . .?

— Antworten Sie ihr?

— Nein!

— Ich bitte Sie darum . . . Sie grämt sich wahrscheinlich, diese Frau . . .

Julie kniet vor mir. Das Telephon fährt fort, vergeblich das stille Haus zu alarmieren.

— Antworten Sie, ich will es.

Je mehr ich mich weigere, um so nervöser wird sie. Und da hat sie sich an mich geschmiegt, wie eine Fahne um ihre Stange.

— Ich bitte Sie . . . Nehmen Sie wenigstens den Hörer ab . . . damit ich diese Stimme höre.

Noch ehe ich mich widersetzen kann, hat sie schon den Hörer ergriffen. Ich verstopfe die Sprechmuschel und halte den anderen an mein Ohr. Und nun höre ich die, die mir jede Nacht telephoniert, um meinen Namen auszusprechen, immer wieder meinen Namen, so wie man von der Türschwelle dem Hunde pfeift, der sich auf dem Felde verirrte.

Und je mehr man mich ruft, um so fester schließt Julie ihre Hand um die Schenkel. Schüttelt sich wie ein harpunierter Wal.

. . . Die geliebte Stimme ist jetzt kaum noch vernehmbar, so überwältigt von ihrer eigenen Traurigkeit, daß alles Schelten sich daraus verflüchtigte. Noch einmal mein Name, ein Mal. Dann sendet der Apparat nur noch fürchterliches Schweigen. Doch besteht die Verbindung noch. Nichts als gespanntes Horchen hinter dieser dusteren Leere.

Da wandern Julies Blicke werweißwohin. Sie taucht in die Kissen und, obschon ihr die Haare in den Mund wirren, stößt sie einen Schrei aus. Fällt zurück, einer Toten gleicht sie, in ihrem Schmuck mit bunten Schleifen.

Ich hänge hastig ab. Will sie in meine Arme nehmen; aber sie springt aus dem Bett.

— Sie könnten mir nicht annähernd solchen Genuß bereiten, sagt sie . . .

Wege des Faulenzens

Nach Tisch gibt alle Welt zu, daß der Genuß an der Arbeit nicht mehr existiert. Man ist bekümmert über jene Woge des Faulenzens, ohne daran zu denken, daß dank ihr mancher Mörder sich nicht aus dem Bett erheben kann, um morden zu gehen, dank ihr Einbrecher sich in den Badeorten verspäten und die Einbruchssaison verpassen, daß berufsmäßig „anders" Fühlende, statt dorthin zu gehen, wohin sie ihr Metier ruft, vorziehen, zu Hause zu bleiben und mit ihren Eheweibern und Jöhren Domino zu spielen. Und die Spione?

1915 machte ich in London die Bekanntschaft einer Holländerin, die da irgendwo aus der Gegend von Java stammte. Sie war aufsehenerregend, trug ihre schwarzen Flechten über die Ohren gewickelt wie die Hörner von australischen Merinoschafen. Sie erinnerte an diese Jahrmarktsschilder:

FEMMES D'ORIGINE
ORIGINAL' ATTRACTION
BEAUTÉ — VOLUPTÉ — FÉERIE — LUMIÈRE

Wieder einmal, bei meinen Liebschaften, sah ich mich verpflichtet, Appell an ausländische Handarbeit zu machen.

Sie wohnte im Ritz, in der ersten Etage, Ecke Arlington St. Eines Abends, als wir im Speisesaal diniert und viel getrunken hatten, beschlossen wir, in ihr Zimmer zu gehen. Wir fanden uns im Fahrstuhl mit einer Art Popen in Zivil, ganz in Seide, zusammen, der unter dem Arm eine lederne Aktentasche, gespickt mit Dokumenten, trug (wie die Parlamentarier auf den Forain'schen Karikaturen zur Zeit der Affäre). Er war in Begleitung von französischen und englischen Artillerie-Offizieren. Wohnte im Zimmer neben dem, in das wir eintraten.

Ich sagte: — Das ist Albert Thomas, unser Munitionsminister.

— Ah! sagte die Holländerin. Ich wußte nicht . . .

Man brachte uns noch was zu trinken, Eisgekühltes. Außer ihren und meinen Haaren war in diesem Zimmer alles weiß. Ich schätze Zufallsbekanntschaften und diese Reisen in unbekannten Ländern, in Menschenhaut, nach ihrem Eigenwert. Nichts, dachte ich, ist häßlicher, als die Leute, die man täglich sieht.

Der Schnee des Bettes war davon geschmolzen.

Ich öffnete eine Tür, weil ich glaubte, sie führte zum Badezimmer. Es war aber eine Schranktür. Ich meinte, zwischen den parfümierten Roben ein Theatrophon zu bemerken. Ich hielt mein Ohr ran: es war ein Mikrophon. Ich hörte deutlich durch die Wand, wie Albert Thomas an Hand der letzten Kampfstatistiken den dringenden Bedarf an 72 cm Geschossen auseinandersetzte.

Meine Gefährtin sah zu, wie ich zurückkehrte, und schon halb im Schlaf:

— Ja, ja, ich weiß! sagte sie. Ich muß mir das alles mitanhören, aber das ödet mich an, diese Ziffern. Ich werde ganz konfus von ihren Munitionsgeschichten. Außerdem, jetzt, wo mein Zobel bezahlt ist . . . Ich bin so müde . . .

Und ohne weiter zu erwachen, da sie meine Nähe spürte, umschlossen mich ihre Glieder, wie mit der Reflexbewegung von Muscheltieren.

Zwei Monate später erfuhr ich, daß unsere — wie immer schlecht informierten — Agenten sie an der Schweizer Grenze aufgegriffen hatten.

(Fortsetzung folgt)

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, 1. Februarwoche.

Herr Dr. I. W. Reichert, Syndikus des Verbandes der deutschen Eisen- und Stahlindustrie, ist zugleich deutschnationaler Reichstagsabgeordneter. In dieser Eigenschaft hat er die Regierung jetzt darüber interpelliert, ob ihr bekannt sei, daß von amtlichen Stellen „irreführende Wirtschaftsstatistiken" verbreitet werden und was sie dagegen zu tun gedenke, daß solche „fehlerhaften Wirtschaftsbetrachtungen zum Nachteil Deutschlands fortgeführt und in aller Welt veröffentlicht werden." Es sind ziemlich schwere Beschuldigungen, die da ausgesprochen werden; und man durfte gespannt sein, welche Sünden Herr Dr. Reichert denn nun eigentlich entdeckt habe. Aber überraschenderweise stößt er sich nur an einer einzigen Gepflogenheit: nämlich daß das Statistische Reichsamt den heutigen Produktionsziffern nicht etwa die unveränderten Ziffern von 1913 gegenüberstellt, sondern daß es an diesen Vorkriegsziffern einen Abstrich vornimmt, entsprechend der inzwischen erfolgten Gebietsverkleinerung. Das ist selbstverständlich eine absolut richtige Methode; denn wenn z. B. die Kohlenförderung des heutigen Deutschland mit irgend einer älteren verglichen werden soll, so kann man dafür selbstverständlich nicht eine Zahl benutzen, die sich auf ein viel größeres Territorium bezieht, man muß innerhalb der gleichen Grenzen bleiben. Herrn Dr. Reichert aber paßt das nicht. Es ergibt sich nämlich zu seinem großen Bedauern, daß „die Produktion in den wichtigsten Wirtschaftszweigen die alte Friedenshöhe nahezu erreicht oder zum Teil sogar überschritten hat"; und Eindrücke dieser Art müssen, wenn man auf der anderen Seite dauernd über schlechte Arbeitsleistung, Faulheit und Verfall klagen will, selbstredend sorglich vermieden werden. Für wen vermieden? Für die Urteilsfähigen? Können sie nicht auch ohne amtliche Nachhilfe 10 bis 15 Prozent von einer Zahl subtrahieren? Herr Dr. Reichert spricht sich nicht darüber aus. Aber jedenfalls verlangt er, daß den Produktionsziffern des heutigen, kleineren Deutschlands stets die Ziffern des alten, größeren gegenüber-

gestellt werden; so daß wir, solange nicht eine faktisch 10 bis 15 Prozent höhere Leistung als im Frieden erreicht ist, stets unter dem Eindruck lebten, daß wir noch hinter Friedensstand zurück sind. Das wäre seiner Ansicht nach keine Irreführung. Es ist möglich, daß irgend ein ungebildeter Mensch solche Forderungen guten Glaubens erhebt. Aber leider kann nicht verschwiegen werden, daß entschiedenste Zweifel berechtigt sind, ob einem Manne wie Herrn Dr. Reichert sogar der gute Glaube noch zugesprochen werden kann. Dieser Verbandssyndikus betreibt seit Jahr und Tag — seit Rathenau und Wiesbaden — eine Agitation, die sich keinerlei Hemmungen mehr auferlegt und mit statistischem Material in einer Weise umspringt, die dem naiven Leser wahrscheinlich imponiert, den Sachkenner aber zur Empörung treibt. Daß es drei Arten von Lügen gibt: Notlügen, Zwecklügen und Statistiken, bestätigt sich fast auf jeder seiner Zeilen. Und wenn begütigend eingewendet wird, daß ja noch nicht nachgewiesen sei, ob der Mann sich der Schwindelhaftigkeit seiner Agitation auch selber bewußt sei, so müssen wir sagen, daß auch diese Frage uns geklärt scheint. Es ist noch nicht lange her, daß Herr Dr. Reichert sich an eine uns befreundete Zeitschrift wandte und ihr einen bestimmten Artikel anbieten ließ. Darauf antwortete diese Zeitschrift mit folgendem Schreiben:

> „Wir haben selbstverständlich Interesse für neues Material, insbesondere für statistisches Material, zur Beurteilung der wirklichen Lage, in der sich die Eisenindustrie gegenwärtig befindet. Kein Interesse dagegen haben wir dafür, bereits bekanntes Material in einer ganz bestimmten Gruppierung noch einmal zu veröffentlichen. Von Herrn Dr. Reichert, von dem wir insbesondere das Buch „Das Wiesbadener Abkommen“ noch in Erinnerung haben, entfernen wir uns sehr weit, sowohl in prinzipieller Hinsicht, wie in der Art und Weise der bei uns üblichen Darstellung. Wir bemühen uns, von einem im allgemeinen freihändlerischen Standpunkt aus, die Tatsachen dennoch möglichst objektiv zu sehen; während Herr Dr. Reichert, in durchaus schutzzöllnerischer Einstellung, bisher ein vorwiegend propagandistisches Interesse gezeigt hat. Sie müssen also selbst am besten beurteilen können, ob in dem Artikel, den Herr Dr. Reichert plant, diese Gegensätze der Auffassung und Methoden nicht so groß sein würden, daß der Aufsatz aus dem Rahmen unseres Blattes gänzlich herausfällt. Wir können uns zu dieser Frage vor Kenntnis des Artikels nicht schlüssig äußern und müssen uns vorbehalten, uns nach evtl. Erhalt des Artikels zu entscheiden.“

Was die Zeitschrift Herrn Dr. Reichert mitteilte, war also nichts anderes als dies: „Willst Du objektiv und wahrheitsgetreu schreiben, dann bitte schön; willst Du Propaganda

treiben, dann bitte nicht." Und was antwortete der Abgeordnete Dr. Reichert? Er ließ mitteilen:

> „Auf Grund Ihrer Mitteiungen glaube ich nicht, daß Herr Dr. Reichert seinen Aufsatz Ihrer geschätzten Zeitschrift würde zur Verfügung stellen wollen."

Es ist aus dieser Antwort wohl nur ein Schluß zu ziehen. Wenn einem Autor gesagt wird, man werde seinen Artikel nur unter der Bedingung veröffentlichen, daß er objektiv und unpropagandistisch ausfällt, und wenn er antwortet, unter dieser Bedingung habe er kein Interesse, so weiß er über sich selbst und seine Methoden Bescheid! Und dieser Herr bezichtigt jetzt andere der Irreführung!

In dem Bestreben, den Export zu steigern, ist man nun auch in Deutschland darauf verfallen, dem Vorbild Englands nachzufolgen, und, mit staatlicher Hilfe, eine Versicherung gegen Exportrisiko zu schaffen. Der Plan wird wahrscheinlich schon in den nächsten Tagen verwirklicht werden, das Reich wird, aus dem Kautschukfonds der produktiven Erwerbslosenfürsorge, zehn Millionen Mark als Stammbeteiligung beisteuern; und alsbald wird, mindestens theoretisch, den deutschen Exporteuren Gelegenheit geboten sein, die Kredite, die sie ausländischen Abnehmern einräumen müssen, gegen Verluste irgendwelcher Art zu versichern. Die Einzelheiten stehen allerdings noch nicht fest. Und wenn bereits normiert ist, daß das Reich mit einem Drittel und die beteiligten Privatversicherungs-Gesellschaften mit einem weiteren Drittel an dem Risiko teilnehmen sollen, während der Exporteur selbst das letzte Drittel zu tragen haben wird, so ist doch noch nichts Definitives über die Prämien bestimmt, die der Versicherungsnehmer zu zahlen haben wird; ferner scheint noch kein genaues Bild darüber zu bestehen, bis zu welchem Grade es den Versicherungsgesellschaften gelingen wird, sich für ihr Risiko rückzudecken; und vor allem ist noch nicht schlüssig kodifiziert, ob jeder Exportvorgang ohne weiteres versicherungsberechtigt sein soll, oder ob und in welcher Weise eine Auslese stattfinden wird, je nach der Bonität des ausländischen Kontrahenten. Ueber all diese Fragen schweben noch Verhandlungen. Außerdem aber muß man sich von vornherein darüber klar sein, daß, wie immer die Regelung vorderhand auch ausfalle, eine dauernde Regelung noch gar nicht geschaffen werden kann. Denn das Gebiet, das hier beschritten wird, ist so gut wie ganz jungfräuliches Land; es gab, (außer in England, aber auch dort erst seit allerkürzester Zeit,) bisher noch keine Institution gleicher Art; und demgemäß gibt es auch noch nicht die Erfahrung, die gerade im Versicherungswesen doch das A und O

aller Dinge ist. Schon die Versicherung inländischer Kredite ist ein Geschäftszweig, der erst vor kurzem, ganz vereinzelt und mit großer Vorsicht aufgenommen wurde. Auch hier gibt es noch nichts, was den Sterbetafeln der Lebensversicherungsgesellschaften oder der jahrzehntealten Empirie anderer Versicherungszweige auch nur annähernd an die Seite zu stellen wäre. Und gar was den Verkehr mit dem Ausland anbelangt, steht man vor der vollkommen offenen Frage, welche Prozentsätze des üblichen Verkehrs denn erfahrungsgemäß notleidend werden, welche Prämien also verlangt werden müssen und welche Bedingungen man stellen muß. Es ist also nicht einmal ausgeschlossen, daß die Sache vorerst mit einem Kladderadatsch endet, oder, wenigstens, daß man die Tätigkeit so stark wird verengen müssen, daß auch der erhoffte Nutzen für die Gesamtausfuhr in ebensolchem Grade zusammenschrumpft. Aber eines wird mindestens gewonnen werden: eben Erfahrung. Und es kann sein, daß man Glück hat und zu Ergebnissen gelangt, die für die fernere Entwicklung der Weltkreditwirtschaft von nahezu epochaler Bedeutung sein können. Wenn nämlich die Erfahrung ergeben sollte, daß von Handelskrediten, inländischen oder ausländischen, durchschnittlich beispielsweise nur 5 Prozent notleidend werden, so würde sich auf dieser Erfahrungsbasis eine Kreditversicherung entwickeln lassen, die vielleicht eine neue Aera der kapitalistischen Wirtschaft einleiten würde. Es bedarf keiner großen Phantasie, um die unerhörten Folgen vor sich zu sehen, die sich ergeben würden, wenn es sich wirklich als möglich erwiese, jegliche Kreditgewährung für jegliche Art von Warenumsatz mittels einer nicht allzu hohen Prämienquote vor jeglichem Verlust zu schützen! Und wenn wir die neuen deutschen Unternehmungen begrüßen, so weniger deshalb, weil wir uns jenen unmittelbaren Gewinn davon versprächen, den manche Optimisten erwarten zu dürfen glauben; sondern deshalb, weil wir hier zum erstenmal ein schüchternes Vortasten in eine Methode sehen, die ähnliche wirtschaftliche Bedeutung gewinnen mag, wie seinerzeit der Uebergang von der Geld- zur Kreditwirtschaft —: Die Umwandlung der bisherigen Kreditwirtschaft auf Basis des Vertrauens in eine Kreditwirtschaft auf Basis der Gewißheit.

Versicherung gegen Exportverluste ist freilich noch nicht identisch mit Export*finanzierung*, — sie garantiert dem Fabrikanten nur das Geld, das er von seinem Abnehmer erhalten soll, sie schafft ihm aber noch nicht die Summen, die er selbst seinen Lieferanten und Arbeitern vorschießen muß. Ohne Zweifel würde der Export noch mehr gefördert, wenn auch in dieser Richtung nachgeholfen werden

könnte, denn mancher an sich mögliche Abschluß scheitert tatsächlich an Finanzierungsschwierigkeiten. Aber diese Frage ist nur ein Ausschnitt aus dem allgemeinen Kapitalproblem. Und wenn von einigen Seiten jetzt befürwortet wird, daß auch hier der Staat helfend eingreifen möge, so stehen dem Schwierigkeiten entgegen, die sich wahrscheinlich als unüberwindbar erweisen werden. Der Staat könnte nur Mittel zur Verfügung stellen, die er zuvor dem Steuerzahler weggenommen. Und es ist sicher eine anfechtbare Praxis, dem einen Steuersubjekt sein Geschäft zu erschweren, um es dem andern zu erleichtern. Die Finanzierung des Exports ist also ein Problem, das von der Wirtschaft selbst gelöst werden muß, nicht von dem Staat, dem Kostgänger der Wirtschaft.

Aber glücklicherweise gibt es genügend Anzeichen dafür, daß die Lösung dieses Problems gar nicht so schwer ist, wie es scheint. Die ganz großen Firmen haben ohnehin kaum noch Schwierigkeiten, Wechsel, auf denen ihr Giro steht, an den ausländischen Geldmärkten unterzubringen. Und sogar die mittleren scheinen, wo es sich nachweisbar um solide Exporttransaktionen handelt, in der Geldbeschaffung sich zusehends leichter zu tun. Eine Ausnahme bildet noch das russische Geschäft, das für Deutschland von außergewöhnlicher Wichtigkeit ist, weil einerseits eine ganz besondere Chance hier verloren gehen kann, während andrerseits die Russen fast immer jenes Angebot bevorzugen, das ihnen die längsten Zahlungsfristen gewährt. Russische Wechsel, auch mit deutschem Giro, im Ausland, in London oder New York, zu diskontieren, ist aber auch heute noch kaum möglich, die Geldbeschaffung für Exporte nach Rußland muß wirklich im knappen Inland vollzogen werden. Hier also stellt sich wirklich eine Notwendigkeit ein, mit größter Dringlichkeit und in möglichst breitem Stile die Exportfinanzierung planmäßig zu organisieren. Aber mit einiger Befriedigung darf man sagen, daß die Wichtigkeit dieser Frage allmählich doch erkannt wird. Herr Deutsch, der vom Thron der AEG schon zu einer Zeit für die Zusammenarbeit mit Rußland warb, in der man noch seinen guten Namen dabei riskierte, wird bereits leichter den 300 Millionenkredit zustande bringen, — über den gegenwärtig verhandelt wird, — als noch vor Monaten den Kredit von einem Drittel dieser Summe. Er wird hoffentlich auch Sorge dafür tragen, daß die Lauffristen diesmal noch länger werden; und daß nicht nur die Mammutfirmen davon profitieren, sondern auch die schwer kämpfenden mittleren Kollegen. (Mit kleinen geben sich die Russen selbst nicht gern ab.)

GLOSSEN

DIE SEEHUNDE

Vor einer nordenglischen Flußmündung, der Wash ist es wohl, so las man kürzlich in den Blättern, haben sich Seehunde niedergelassen, Seehunde in unübersehbaren Heerscharen. Die lagern dort auf den Sandbänken und Klippen, fressen und verdauen, bilden je nach Neigung Bellchöre, machen zwischendurch ihre Schwimmübungen zur Erhaltung elastischer Figur und beeinträchtigen, so wird geklagt, erheblich den Fischbestand. Das verärgerte Küstenvolk rüstete Jagdexpeditionen aus, die sich aber als Nieten erwiesen. Denn Seehundwitz zeigte sich Menschengeist überlegen. Wenn sie am Mittag satt und träge herumlungern, haben sie zum Schutz gegen Ueberrumpelung eine vorzüglich funktionierende Informationsstelle organisiert, denn wenn der Seehund vom Dienst die herannahenden Bote erspäht, heult er prompt Alarm und im Nu ist die Gesellschaft verschwunden und schwänzelt submarin den gefoppten Jägern Hohn. Die fahren wutschaubend zurück und pflastern die Lokalblätter mit Vorwürfen gegen die Behörden.

Schließlich begriffen Seiner Majestät Beamten, daß ihre Reputation auf dem Spiel. Jetzt werden in allen besseren Kanzleien Nordenglands, nachdem die allzu primitiven Jagdzüge versagten, Pläne gewälzt, mit der konzentrierten Systematik moderner Kriegstechnik den flossenschlagenden Riffpiraten an den Speck zu rücken. Denn sind sie nicht Schädiger nationalen Wohlstandes, also Feinde der Nation, also Feinde der Zivilisation, vergreifen sie sich nicht an Gut, das eigens zur besseren Prosperität einiger Fisch-Versandfirmen nach göttlicher Bestimmung in die Flußmündung hineingelaicht wird? Da die altväterlichen Kampfmethoden sich auf den Sandbänken des Wash ebensowenig stichhaltig erwiesen wie auf den Sandwüsten Marokkos, wurde vorgeschlagen, die lästigen Tiere gerade so zu behandeln, als ob sie Menschen wären. Das heißt, man beabsichtigt, um ihre pfiffige Pressestelle zu irritieren, Tauchboote mitten in ihr usurpiertes Reich zu schicken und von oben her aus Flugzeugen Gasbomben werfen zu lassen.

So wird also demnächst ein gewaltiges Massaker geschehen. Abertausende erstickter Seehunde werden die Bänke und Riffe decken, aus vielen brechenden Augen, die klein und klug in die klare Salzluft schauten, werden Blicke hinaufflehen zu dem großen Robbengott, der weit hinter Thule in arktischen Nebeln auf kolossalem Eisblock in majestätischem Tran von seiner wohlgelungenen Schöpfung träumt und nichts ahnt von dem Weh seiner Kreaturen. Kein Zweifel, die Technik wird siegen. Heeresberichte mit gloriosen und falschen Zahlen über die Verluste des Feindes werden in die Welt gehen, ausklingend in das Viktoria: — — und von den Unsern ward kein Mann verletzt!

Man könnte aus dieser bevorstehenden Robben-Tragödie den folgenden Schluß ziehen: so lange die Völker kriegerisches Spielzeug haben, müssen sie es auch gebrauchen. Und die Militärs insbesondere können ihre Requisiten ebenso wenig in Ruhe wissen wie Kinder ihre Bälle und Kreisel und Bauklötzchen. Gibt es schon einmal zufällig keinen Krieg, so muß man sich eben anderweitig Uebung ver-

schaffen. Irgend etwas wird man schon finden. Hält der heute von Optimisten bemerkte Pazifikations-Prozeß tatsächlich an, so werden die Strategen vom Fach sich eben neue Gebiete erschließen müssen, die bisher anderen Spezialisten vorbehalten waren. Wenn schon die englische Küstenverteidigung mit submarinen und aviatischen Waffen gegen die armen, dicken Seehunde loszieht, warum soll nicht einmal nach Jahrzehnten glücklich für die Menschheit, der Kammerjäger mit Generalsraupen möglich werden. Von Stabsoffizieren umgeben, tritt er an den Platz seiner Tätigkeit, ausgerüstet mit Plänen, nüchtern, korrekt, indifferent. Und doch vor Wollust fast berstend, endlich seine Bestimmung zu erfüllen, endlich sein Gewerbe praktisch auszuüben, endlich einmal zu töten, zu töten, zu töten!

Lucius Schierling

BRIEFE AN DAS TAGE-BUCH

1.

WARUM DENN?

Es ist keine wichtige Sache, aber bezeichnend für sie.

In Paris existiert am Montparnasse ein kleines düsteres Lokal, das „Caméléon", in dem Alexandre Mercereau, ein braver und loyaler Franzose, ein Repertoir von allen möglichen intellektuellen und künstlerischen Veranstaltungen bietet. Vorlesungen, Vorträge, Konzerte, Gesang. Sein Publikum setzt sich aus einer intellektuellen, wißbegierigen und vorurteilsfreien Schicht der französischen Bourgeoise zusammen. Mercereau, der und den alle Welt kennt, von Claudel, Gide, Picasso abwärts bis zu den zugereisten Dilettanten aller Länder, treibt diese Sache mit staunenswerter Zähigkeit seit Jahren. Manchmal gibt es sehr interessante Abende. Seit einigen Wochen hat er, der während des Krieges zu der geringen Zahl Franzosen gehörte, die gegen die Bochesfresser aufzutreten wagte und der kurz nach dem Krieg an allen Kundgebungen für die Deutschen teilnahm, ausländische Abende. Darunter auch zwei deutsche Abende über die jüngste Literatur Deutschlands, in der ein junger elsässer Literat, Charles Wolff, Gedichte von Becher, Hasenclever, Trakl usw. französisch vortrug. Es wurde auch deutsch gesungen. Für den zweiten Abend, an dem auch neueste deutsche Musik gesungen werden sollte, fehlten aber die teuren Noten. Mercereau wendet sich brieflich an den deutschen Botschafter, wohlgemerkt: nicht an die Botschaft, wo ein Dienstweg zu befürchten ist, sondern persönlich an Herrn von Hoesch. Keine Antwort. Der naive Mercereau, der, wie er mir bewies, vom amerikanischen, schweizerischen, holländischen Botschafter in ähnlichen Angelegenheiten sofort und in entgegenkommenster Weise Antwort und Unterstützung erhalten, der naive Mann schreibt also noch einmal. Keine Antwort.

Es ist nicht wichtig und das Caméléon nicht die Oper, aber warum die Unhöflichkeit, warum denn?

Paris, 26. Januar 1926.

Paul Medina

2.

DER HELD MIT DEM SCHÖNHEITSFEHLER

Es ist Januar 1926. Der Stachus in München erdröhnt von den Hochrufen auf die zwei freigesprochenen Helden von 1919, die in Perlach aus Versehen zwölf Unschuldige erschossen hatten. Da — eine kleine Störung der Heldenfeier: der Eine

von Beiden, ein gewisser Prüfert, ist leider durch einen bedauerlichen Zufall verhindert, die spontanen Ehrungen auf der Freitreppe des Justizpalastes entgegenzunehmen — er muß noch eine kleine Gefängnisstrafe wegen Diebstahls absitzen.

Hier hat das Leben wieder einmal an einer jener Satiren aus Fleisch und Blut gedichtet, denen man nichts hinzufügen kann. Einer stellt zwölf Menschen an die Wand, weil er sie in dem Verdacht hat, sie könnten sich über die Verteilung des Privateigentums ihre eigenen Gedanken machen — und dann streicht er sich den Magen und geht ans Klauen.

München, im Januar.

Dr. Gartner

VERLAINE UND DIE ZIMMERLEUTE

In seinen Erinnerungen, die die Revue des deux Mondes veröffentlicht, erzählt Gustave Guichos, daß Huysmans eines Tages von einem Mäcen zweihundert Franken erhielt, um für Verlaine eine neue Garderobe zu beschaffen. Verlaine verlangte ausdrücklich, daß man ihm einen Anzug aus Sammet kaufe. Huysmans fand dieses Luxusbedürfnis übertrieben und begab sich mit Leon Bloy in die „Höhle" des Dichters, um ihn zu einer Gesinnungsänderung zu bewegen. Aber Verlaine blieb hartnäckig bei seinem Wunsch. Als Huysmans ihm sagte: „Also Sie wollen Velasquez ähnlich sehen?" fuhr Verlaine auf: „Wenn Sie wissen wollen, wem ich ähnlich sehen will, so will ich es Ihnen gleich sagen: nicht Velasquez, sondern einem Zimmermann. Jawohl, einem Zimmermann! Die Zimmerleute sind großartig! Es sind die herrlichsten Exemplare der menschlichen Schönheit. Sie sind wunderbar, gut gebaut und flink. Ich bewundere sie! Vollkommen! Ich will den Samtrock, die Pluderhose mit dem Täschchen, wo der gelbe Schnabel des Metermaßes herauslugt, und wenn ich das nicht haben kann, so gebe ich es Ihnen schriftlich, daß ich jede Kleidung verweigere und nackt herumlaufe, wie Johannes der Täufer." Da mußte man ihm seinen Willen tun.

FILM

Die Fridericus-Mühle

Lieber dicker, guter Hans Behrendt!

Welcher jüdische Gott hat Dich, Hans im Glück, einst auf die Idee gebracht, den Völkischen Deutschlands die Fridericus-Legende löffelweise im Kino einzuflößen? Weißt Du, Hänschen, daß dieser Einfall eine Leibrente bedeutet?

Solange Otto Gebühr lebt (und Gott erhalte den helläugigen Lautensänger) kannst Du Hänschen, den Deutschen alle zwei Jahre einen neuen Fridericus vorsetzen. Du brauchst Dich nicht anzustrengen, brauchst nicht um neue Einfälle besorgt zu sein. Wenn bloß mal ein Bild vorkommt, wo die Kavallerie Ziethens über eine staubwirbelnde Wiese siegreich jagt, werden alle schwarz-weißen Herzen sogleich höher schlagen, und gelingt's Dir gar, einen Parademarsch preußischer Gardisten zu den Klängen des Hohenfriedbergers einzufügen, so ist Dir der Jubel der ewigen Gymnasiasten sicher.

Es gibt Autoren, die ihre Anhänger immer wieder durch neue Ideen erobern müssen. Du, Hans im Glück, eroberst Deine Leute, indem Du alle zwei Jahre dieselbe Sache wiederholst, Gott bewahre Dich vor Abweichungen. Dein gutes jüdisches Herz bleibe den staubwirbelnden Wiesen mit Kavallerieattacken, den weissen Gamaschen der preussischen Garde und

dem immer barsch schmunzelnden alten Dessauer treu. Wage es nicht an die Legenden zu tippen! Gib alle zwei Jahre dieselbe Sauce und so wird Dr Gott alle zwei Jahre denselben Braten schenken.

Die Deutschen leben von Legenden. Aber anderswo wandeln sich die Legenden im Strom der Zeit. Wir haben in Oesterreich einen legendärischen Monarchen, Joseph II. Aber während der Volksroman meiner Knabenzeit: „Joseph II. und die Schusterstochter“ hieß, wird die Josefslegende von heute: „Kaiser Joseph und die Chauffeurstochter“ benannt. In Preußen aber, Gott sei Dank, hält man sich an den Buchstaben. Die Fridericus-Mühle wird ewig courts mahlen.

Du hast ausgesorgt, guter, dicker Hans im Glück, ich sehe Dich vor mir, 86 Jahre, bei der Première des 50. Fridericusfilms, mit Lorbeerkränzen behangen, mit schwarzweißroten Schleifen geschmückt, Bewahrer und Erhalter des Hohenzollernglaubens, schuldlos-heiter in die preussische Welt blickend, acht Tage nach Jom Kippur *St. Gr.*

INVENTUR

Der „Hakenkreuz - Jahrweiser“ empfiehlt in seinem Katalog neben Dinters Romanen, Führersternen, Faschistenhemden, schwarz, mit Totenkopf und rotem Hakenkreuz, und vielen anderem, was der Mensch so zum Leben braucht, auch: „Stahlruten mit Eisenknopf à 2,80 Mark und Schlagringe nur à 55 Pfg.“

Wir möchten nicht verfehlen, unsere Leser auf die günstige Gelegenheit hinzuweisen.

YVETTE GUILBERT

Wir leben in einer Zeit, da die Wunder Wirklichkeit werden. Die Fabulierkünste alter Märchen, welche eigentlich Wunschträume sind, werden durch die Tatsachen übertroffen. Wir fliegen in der Luft umher, wir sprechen über die ganze Erde hin. Ein neues Wunder: das Altern scheint abgeschafft zu sein. Besonders auf der Schaubühne, wo in aller Oeffentlichkeit betagte Mimen beiderlei Geschlechts über die Jugend triumphieren. Der greise Krausneck des Staatstheaters spricht die feurigsten Jünglinge an die Wand; Adele Sandrock, der Heroinenhaut entschlüpft, als komische Alte neugeboren, läßt uns, kommt sie auch nur als Charge, ein ganzes mitspielendes Prominentenheer vergessen; Thielscher, fünfundsechzigjährig, ist ein Knockabout, vor dem die spaßigsten Film-Excentrics erstarren.

Der Wunder größtes aber zeigt sich jetzt in Gestalt der Yvette Guilbert, die, wiedergekehrt zu uns nach zwei Jahrzehnten, alterslos, ganz allein dort auf der Bühne steht. Alle Welt preist ihren Charme; sie füllt mit ihren präzisen Gesten den Raum, und wäre er noch so weit; sie singt wie einst, sie lacht wie einst; nur ein wenig fülliger, ein wenig schwerer. Das alles sieht jeder, der sie sieht. Das alles wird tausendmal gedruckt.

Was aber bewegt den Nachdenklichen als Wunderbarstes ihrer Wirkung? Was erschüttert im tiefsten den, der das Theater so liebt, daß ihm der Untergang der Schaubühne in ihrer jetzigen Form unvermeidlich und notwendig scheint?

— Daß Yvette Guilbert in der liebenswürdigsten Form das Todesurteil über das Theater unserer Zeit spricht. Dasselbe Publikum, das noch nicht einzugestehen wagt, wie langweilig und unzeitgemäß ihm Repertoire und Darstellungsstil unserer Theater sind, fühlt sich, angesichts Yvettes, vergnügt und beglückt. Weil hier Eine zu den Uranfängen aller Schauspielkunst, zum Mimus, zurückkehrt; weil sie ohne Kulissen, ohne Requisiten, ohne langwierig - dramatischen Aufbau hintereinander zwölf Dramen in schärfster Konzentration aufführt. Mit ein paar Gesten, ein paar Schritten, einem Verziehen des Gesichts, schafft sie Zeit, Umwelt und Situation. Sie ist stickendes Großmütterchen, das den Heiratslustigen gute Lehren gibt; ist lastergeschultes Hurenweib; ist fromme Gouvernante; ist kokette Jungfrau und ehebrecherischer Drache des Mittelalters; ist Page des begrabenen Marlborough; ist Greisin, die von ihrer verliebten Jugend kichert, und jener Junge, der einer Geliebten zuliebe, als Fraß für ihren Hund, der Mutter das Herz aus dem Leibe reißt, und ist dies zuckende Herz, das dem hinfallenden Mörder zuweint: hast du dir weh getan, mein Kind?

Jedes einzelne dieser Lieder, jede einzelne dieser Miniaturtragödien, vorgetragen von der ersten Schauspielerin der Welt, Yvette Guilbert, wirkt stärker als ein abendfüllendes Stück. Man hat, wie gesagt, tausendmal ihre Anmut, ihr Lächeln, ihre hinreißenden Bewegungen gerühmt, — man gebe endlich zu, daß sie die einzige Universalschauspielerin, die einzige Universaldramatikerin unseres Zeitalters ist. Die Erste und die Letzte des Fachs, das sie sich selber schuf, und in dem sie nicht eine Einzige in dreißig Jahren auch nur nachzuahmen vermochte.

Alle Schauspieler der Welt müssen hier lernen. Schweiß und Schrei der jungen Künstler sind wirkungslos gegen die paar Gebärden und Töne, mit denen Yvette ohne Hilfsmittel, spielend alles ausdrückt, was Jahrhunderte hindurch die Menschen Europas erregt, entzückt und zerstört hat. Strotzendste Lebensfülle und peinvollste Qualen, von dieser Einmaligen in zwölf Schicksale von je fünf Minuten gebannt, lassen uns zeitlos und unentrinnbar, und dennoch sanft und lieblich jenes Leben empfinden, das uns sonst unbarmherzig mit seinem harten Hammer haut.

Kurt Pinthus

TISCH MIT BÜCHERN

Schnell berühmt werden scheint das Vorrecht der neuen Italiener zu sein. Den Ruhm des Giovanni Papini begreift man nicht, wenn man den „Bekenntnisroman“ „Ein fertiger Mensch“ (Allgemeine Verlagsanstalt) liest. Was ist ein „Bekenntnisroman“? Für Papini: ein Tagebuch, das wenig bekennt, nichts Romanhaftes enthält, aber viele Idealismen bemüht. Diese Art, sich mit den Dingen auseinanderzusetzen, ist weder groß noch reich an Offenbarungen, mag sie auch in sich zwingend und für manchen interessant sein. Ein Buch von pädagogischer Nützlichkeit; denn es ist immer erzieherisch, wenn ein ringender Mensch demonstriert, wie sehr er, ach!, mit den Dämonen ringt, wie langsam er doch dahinter kam, daß die Seele . . . und daß der Geist . . . und wie sehr böse er, ach!, dem Körper verfallen war. Sympathisch ist nur die ungeschminkte Ueberschätzung seines Ich, die Papini beichtet. „Ich

habe mich angelweit aufgemacht, da habt ihr mich“, ruft er in komischer Hybris . . . und wenn man im Aufgemachten zu stochern beginnt, staunt man, wie wenig „eingemacht“ war. Nein, dies ist kein Buch, das man lesen muß. Zwei Zeilen vom „Sohn einer Magd“, ein Satz aus der „Kreutzersonate“ offenbaren mehr als . . . Aber der Vergleich ist schon Beleidigung.

Otto Zarek

ANEKDOTEN

Von Brandes

Harald Höffding, der dänische Philosoph, hatte mit 83 Jahren eine Schwedin im Alter von 23 Jahren geheiratet. Ein paar Tage nach der Hochzeit begegnet Höffding Georg Brandes, der ja auch über achtzig ist.

„Harald“, sagt Brandes, „ich wünsche Dir ja alles Glück, aber wie kann ein erwachsener Mann sich überhaupt an e i n e Frau binden?“

Von Maupassant

Mit zehn Jahren schrieb Maupassant an seine Mutter den folgenden Brief: „Liebe Mama, ich bin Erster bei der Schularbeit gewesen. Zur Belohnung hat mich eine Dame mit Papa in den Zirkus geführt. Es scheint, daß sie auch den Papa belohnt. Aber ich weiß nicht, womit.“

Von Rudolf Johanens Schmied

Eines Tages macht ein Caféhauspartner Rudolf Johannes Schmied, den Dichter von „Carlos und Nikolas“, darauf aufmerksam, daß er eben eine rechte Banalität gesagt habe.

„Ach was“, ruft Rudolf Johannes Schmied, „das Temperament heiligt den Gemeinplatz!“

INHALT DES LETZTEN HEFTES

(Heft 5)

Redaktion des „**Tage-Buch**“: Berlin SW 19, Beuthstraße 19. Telefon: Merkur 8790, 8791 8792. Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin W 35, Genthiner Straße 22 — Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin SW 19, Beuthstraße 19. — Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79813. Wien 156791. Bankkonto: Commerz- u. Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstr. 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Prikopy 6 — Druck von Wilhelm Greve, Berlin SW 68, Ritterstraße 50. — **Anzeigenannahme**: Karo-Reklame G. m. b. H., Beuthstr. 19.

Bezugspreis durch die Post in Deutschland pro Monat 2,— Reichsmark, pro Quartal 6,— Reichsmark; unter Streifband im Inlande und nach Oesterreich monatlich Reichsmark 2,25, vierteljährlich Reichsmark 6,50. Für das übrige Ausland nur Streifbandlieferung monatlich Reichsmark 2,50, vierteljährlich Reichsmark 7,—. Zahlungen in ausländischer Währung werden zum amtlichen Tageskurs der Berliner Börse am Eingangstage gutgeschrieben.

Inseratenpreise: Grundpreis für die ganze Seite 125 Goldmark. Bei größeren Abschlüssen progressive Wiederholungsrabatte auf den Grundpreis.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion, auch wenn Rückporto beiliegt, keine Verantwortung.

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, zweite Februarwoche

Der Berliner Femeprozeß bot ein Schulbeispiel für die nicht mehr neue These, daß die Unabhängigkeit und Unabsetzbarkeit der Richter aus einer Waffe gegen den Despotismus zu einem Instrument der Reaktion geworden ist. Gegen den ausdrücklichen Wunsch der Regierung, nach ihrem „freien Ermessen", konnten der Vorsitzende des Schwurgerichts und seine Kollegen die Verhandlung gegen die Fememörder hinter verschlossenen Türen führen und dadurch mit Hilfe der völkischen Verteidiger zu der tragischen Farce machen, die in diesem Heft im Justiz-Tagebuch dargestellt ist. Aber das Gesetz, das der Regierung verwehrt, mißliebige Richter abzusetzen und abzuberufen, macht es auch der Regierung zur Pflicht, darüber zu wachen, daß das „freie Ermessen" ihrer Richter nicht weiter geht als Recht und Gesetz gestatten, daß nicht wissentlich das Recht gebeugt wird und der Tatbestand eintritt, den der § 336 des Strafgesetzbuchs folgendermaßen umschreibt:

> „Ein Beamter oder Schiedsrichter, welcher sich bei der Leitung oder Entscheidung einer Rechtssache vorsätzlich zugunsten oder zum Nachteil einer Partei einer Beugung des Rechts schuldig macht, wird mit Zuchthaus bis zu 5 Jahren bestraft."

Wenn ein Gericht ein Urteil fällt, das dem allgemeinen Rechtsempfinden kraß widerspricht, liegt zum mindesten die Möglichkeit vor, daß das Verbrechen der Rechtsbeugung begangen wurde. In allen solchen Fällen wäre also zu prüfen, ob sich die beteiligten Justizbeamten gegen den § 336 des Strafgesetzbuchs vergangen haben. Aber nach keinem der ungezählten Prozesse, in denen die deutsche Justiz sich in den Dienst reaktionärer Interessen stellte, ist dies geschehen. Auch nach dem Femeprozeß nicht, obwohl gerade hier eine Fülle von Verdachtsgründen vorliegt, die eine solche Untersuchung rechtfertigt und notwendig macht. In Sachsen kam der sozialistische Staatsanwalt Asmus unter dem Verdacht der Rechtsbeugung auf die Anklagebank, nur weil er in einigen Bagatellvergehen Strafverfahren eingestellt hatte. Im Femeprozeß handelt es sich um Menschenleben und um den Verdacht, daß Richter und Staatsanwalt im Interesse bestimmter

Angeklagter und zum Schaden Anderer die Aufklärung einer gemeinen Mordtat nicht mit dem notwendigen Eifer betrieben haben. Eine Untersuchung würde sich also sicherlich lohnen und sei es auch nur, um die deutschen Richter daran zu erinnern, daß das Strafgesetz auch unter den heute geltenden Verfassungsbestimmungen der Willkür der Justiz doch irgendwo eine Grenze setzt!

In Thüringen ist die Regierung der Justiz gegenüber nicht so zurückhaltend wie in Preußen. In einem Beleidigungsprozeß, in dem sich kürzlich ein sozialdemokratischer Redakteur in Jena wegen seiner Kritik an dem Verhalten der thüringischen Regierung bei dem Meineidsverfahren gegen den früheren Staatsbankpräsidenten Loeb zu verantworten hatte, wurden drei Weimarer Staatsanwälte als Zeugen vernommen, die von der sonderbaren Tätigkeit des Finanzministers von Klüchtzner anläßlich des Vorgehens gegen Loeb berichten mußten. Da erfuhr man nun, daß der ganze staatsanwaltliche Feldzug gegen Loeb im Finanzministerium ausgeheckt worden war und daß die Herren Staatsanwälte mit ihren Strafverfahren gegen Loeb dem Finanzminister sozusagen eine kleine Gefälligkeit erwiesen hatten. Hinter dem Rücken des Oberstaatsanwalts Dr. Frieders, der weniger gefällig war, konferierten und konspirierten die diesem unterstellten Staatsanwaltschaftsräte Floel und Müller fortgesetzt mit Herrn von Klüchtzner. Die Funktionäre der Weimarer Staatsanwaltschaft entblödeten sich nicht, selbst einen Einstellungsbefehl in dem Loebschen Meineidsverfahren zunächst einmal dem Herrn Finanzminister zur Begutachtung zu unterbreiten und auf seinen Wunsch so abzuändern, daß Loeb noch schwerer belastet erschien und erst die Durchführung des Prozesses erzwingen mußte, um sich zu rehabilitieren. Es waren übrigens keine einseitigen Freundschaftsdienste, die dem Herrn Finanzminister ermöglichen sollten, einen ihm verhaßten Mann und seinen Gegner in einem Zivilprozeß zu vernichten. Wenn die Staatsanwaltsräte im Justizministerium etwas durchsetzen wollten, so wandten sie sich an den Herrn von Klüchtzner, den Finanzminister. Und als sie einmal im Fall Loeb eine Dienstreise machen wollten, ließen sie sich die Spesen dafür von dem Finanzminister persönlich geben. In der Gerichtsverhandlung erklärte der Verteidiger des angeklagten Redakteurs, der Abgeordnete Paul Levi, daß hier offenbar eine regelrechte Bestechung vorliege. Das Gericht war darüber äußerst erbost, aber es untersuchte nicht weiter, warum die Herren Staatsanwälte sich ihre Spesen nicht an der Justizkasse oder wenig-

stens im Justizministerium bezahlen ließen, sondern von dem Finanzminister persönlich, den die ganze Angelegenheit amtlich nichts anging. Die Reisespesen betrugen übrigens nicht mehr als 150 Mark pro Mann und vielleicht war das Gericht in Jena deshalb so empört über die Behauptung des Verteidigers. Darf man annehmen, daß sich ein deutscher Staatsanwalt für 150 Mark bestechen lassen könnte?

Nach Artikel 10 der Reichsverfassung kann das Reich „im Wege der Gesetzgebung" Grundsätze für das Schulwesen einschließlich des Hochschulwesens aufstellen. Diese Grundsätze müssen sich natürlich nach den Bestimmungen richten, die in den Artikeln 142—149 der Verfassung gegeben sind. Danach muß auch die Lehrerbildung für das Reich einheitlich geregelt werden. Man erinnert sich, daß sich die Länder dem Einfluß des Reiches auf das Schulwesen in jeder Form widersetzen und dafür bisher die Unterstützung des Reichsfinanzministeriums gefunden haben — angeblich wegen der entstehenden Mehrausgaben. Man erinnert sich aber auch, daß der Reichsbeamte, der diesen Einfluß ausüben sollte, der Staatssekretär Heinrich Schulz, von dem Minister Schiele aus dem Amt gedrängt worden ist. Schließlich weiß man wohl, daß hinter den Kämpfen um das Reichsschulgesetz der Lärm des Kulturkampfes und des Ringens um die Reichseinheit gewaltig heraufstönte. Mit größter Spannung erwartete man deshalb das kulturpolitische und schulpolitische Programm des neuen Reichsinnenministers. Reich gegen Länder wegen der Schulhoheit, Katholizismus gegen Weltlichkeit wegen des Religionsunterrichts, Bürgertum gegen Sozialismus wegen der Grundschule — es gibt keinen der Deutschland bedrohenden Gegensätze, der nicht in diesen Debatten lebendig würde. Herr Külz, der Innenminister, gehört zu den Oberbürgermeistern, also zu jenem Typ der Sach- und Fachleute, von denen unsere Politik aus Angst vor allen Ideen seit einiger Zeit realitätentreu beherrscht wird. Er ist bekannt dafür, daß er seine kommunalpolitischen Entschlüsse unter der Devise zu fassen pflegt: „Das ist ganz einfach!" Diesem Grundsatz huldigt er auch gegenüber der deutschen Kultur. Denn welches Programm verkündet er ausdrücklich durch die Presse? Er zitiert zwei Sätze aus Luthers alter Regierungserklärung: „Unsere auf christlicher Grundlage erwachsene Kultur muß vertieft und ihre Güter müssen in möglichstem Umfange auch den Nichtbemittelten zugänglich gemacht werden. Von der heranwachsenden Jugend sind Gefahren, die Körper und Seele bedrohen, abzuwenden". Er fügt

hinzu, daß die Reichsregierung in der Schulpolitik „eine Lösung unter Wahrung der in der Verfassung gewährleisteten Gewissensfreiheit und unter Berücksichtigung der Elternrechte anstreben wird“. Dann aber endet er sein Bekenntnis mit folgendem fürchterlichen Satz: „Dieser in der Regierungserklärung gekennzeichnete Standpunkt deckt sich restlos mit meiner kulturpolitischen Einstellung“. Schlimm ist schon die geometrische Unmöglichkeit des Punktes, der sich mit einer Stellung deckt. Aber noch viel schlimmer ist, daß er es „restlos“ tut. Das also ist alles, was die Reichsregierung sich über ihre kulturpolitischen Aufgaben denkt, alles, was sie über ihre Schulpolitik zu sagen weiß! Das ist die Form, in der Deutschlands Kulturminister von seiner Arbeit spricht! Ach, seine Einstellung deckt sich leider „restlos“ — mit unserer Vorstellung von ihm!

In französischen Blättern begegnet man neuerdings einem deutschen Wort, das dort recht befremdlich wirkt. Dies Wort ist „la hetze“. O, französisch Sprak, plump' Sprak, armselik' Sprak, haben jene profunden Germanisten doch recht, die behaupten, deine Zeugungskraft wäre längst erschöpft? Um eine uns so alltägliche Zeiterscheinung im Wort auszudrücken, muß Frankreich eine fremde Anleihe aufnehmen. Oder, trotz Léon Daudet, Maurras, Pertinax, Mandel, handelt es sich hier um so erdgewachsen Deutsches, daß jede andere Sprache versagen muß, diesem Begriff plastischen Laut zu geben? Früher holte man andere Worte aus unserm Sprachgut. In den Zeiten Robert Schumanns z. B. „le lied“, heute in den Tagen Hugenbergs und des „courrier raciste de Munich“ „la hetze“. Möge diese Neuerwerbung Mariannens aus Michels Privatbesitz für sie stets nur eine philologische Angelegenheit bleiben. Das sei unser aufrichtiger Wunsch.

Was uns aber wirklich rettet, wenn von deutscher Einheit die Rede sein soll, ist, daß diese 34 selbständigen Sondersouveränitäten aufhören und in eine einzige zusammensinken. Dies ist auch der Grund, weshalb die Frankfurter Reichsverfassung nicht einen Tag wirklich marschieren konnte. Sie ging zugrunde, nicht, wie unsere Fortschrittler glauben, an ihrem revolutionären Charakter, für welchen jene Zeit noch nicht reif gewesen wäre, sondern an ihrem reaktionären Charakter; sie ging zugrunde, nicht an dem, was sie erneuerte, sondern an dem, was sie beibehielt. Sie ging zugrunde an jenem logischen Widerspruch einer einheitlichen Zentralgewalt mit 34 Souveränitäten. Lassalle.

(Für das von mir Geschriebene bin nur ich verantwortlich.)

Große Koalition

In England würde Niemand staunen, wenn Mr. Philip Snowden den Ruf abgelehnt hätte, neben Vormänner des Großkapitalismus, Industriekapitäne, Schutzzöllner, römisch fromme Katholiken sich, als Vertreter der Arbeiterpartei, in ein Kabinet Baldwin, Churchill, sogar Grey-Cecil zu setzen. Obwohl jedem der Vier mehr Wille zu Demokratie eingeboren wurde als dem kleinen Doctor Luther (der, dennoch, alle neun in der would-be Republik zuvor amortisirten Kanzler hoch überragt), würde britischer Menschenverstand nur die stiere Einfalt bestaunen, die so lähmende Sozietät, so sauer-süßen Mischmasch empfahl. Als die französichen Sozialisten von der fast flehenden Bitte umworben waren, mit Radikalen und Radiko-Sozialisten vom Schlag Herriot-Painlevé, nur mit ihnen, eine Regirung zu bilden, sprach ihr Führer, Herr Léon Blum, auf dem Januarkongreß der Partei: „Wenn wirs täten, fänden wir entweder in der Fraktion oder in der Kammer keine Mehrheit. In der Fraktion nicht, wenn wir bürgerlich-radikale, in der Kammer nicht, wenn wir sozialistische Politik trieben." Knapp und klar. In Deutschland aber soll eine Partei, deren Programm und Dialektik aus dem Kommunistischen Manifest von Marx-Engels stammt, sich durchaus in Wollensgemeinschaft mit einer „Volkspartei" bequemen, die im Herzen monarchistisch, im Hirn national-kapitalistisch ist; soll sie die Regirermacht mit Fraktionen teilen, die auf allen Feldern der Kultur- und Sozialpolitik, des Rechtes und der Wirtschaft selbst der sanftesten Marxistenforderung sich feindsälig entgegenstemmen müßten. Und weil zu solcher Verbündung die Sozialdemokratie sich noch nicht entschließen konnte, winselts aus allen Ecken: „Unbegreifliche Torheit! Nie lernen diese Leute auch nur das A B C wahrer Realpolitik. Aber die Große Koalition, in Firma Scheide- & Stresemann, muß kommen. Nur sie kann uns retten."

Uns? Die „Spitzenorganisation" der vereinten Bonzenschaften m. b. H. Deren edle Glieder würden gegen die Rückkehr der aus der Deutsch-Nationalen „Volkspartei" Gesiebten in hohe Aemter assekurirt; dürften sicher sein, für absehbare Zeit Minister, Staatssekretäre, Präsidenten, Gesandte, Landräthe, mindestens „Pressechefs" zu bleiben. (So glitzernde Worthauben stülpen sie jetzt Meinungmachern und Beifallwerbern aufs dünn gescheitelte Haupt. Hallo, Statistiker: Wie viele „Pressechefs" giebt es heute in Allgermanien und

wie groß ist in ihren Stäben die Zahl der Männchenschädel und in Holdheit gepflegten typewriting-hands?) Nur Amtslebensversicherung würde durch die Große Koalition erlangt; nichts aber, gar nichts „gerettet". Sie müßte behutsam um Klippen schlüpfen, den Schein der Eintracht erheucheln, die knurrende Stimme des Volksmagens mit Flockenschleimbrei stillen; wäre unwahrhaftig, wider Natur, drum in ewig schwanger scheinende Unfruchtbarkeit verflucht.

Muß denn Alles, zwischen Himmel und Erde Alles verhurt werden? Prostitution ist, wo Gewinnsucht dem Zahlungfähigen Lustempfindung vortäuscht. Hörtet Ihr nicht den grauen Kuppler unter der Hornbrille kreischen? „Wozu, Kinder, der Klamauk? Ocke! Sozialisirt, auch nur im Engsten jemarxt, wird morgen so wie so nicht. Schnieke. Das wißt Ihr. Wir ziehen doch Alle am selben Strang. In dem Stunk um die Fürstenfütterung scheinen wir auseinander. Sinds aber nicht. Nicht wir, die vornan das Ding drehen. Alles vor Schau. Preußen schmeckt Euch prächtig; und geilt erst recht fürs Reich an. Dicht bei den Quellen der Macht könnt Ihr Euch in Süßwasser vaankern. Sogar Euer Hilferding, der als in Glanzspeck wandelnder Beweis gegen die ollen Kamellen von der intellektuellen Ueberlegenheit der Semiten, bis hinab in die Nachschuß-Aufsichtrathe der Raumer & Co. allbeliebt ist, kann wieder was werden. Programm und so? Hier ist doch kein Zahlabend. Blos nicht doof; 'rin in die Jrosse!"

Vaterland und Partei

Dem ersten Kabinet Luther sind, trotzdem es von dem Marchall-Präsidenten die Weihe empfangen hatte, die Deutsch-Nationalen hastig entstiefelt, weil sie nicht hoffen durften, in dem Winter der Arbeitlosigkeit, Bauernot, Geldklemme, Konkurse als Regirer Lorbeer zu ernten, und nirgends noch Ersatz ihrer alten, straß-kriegerischen Rasselworte sahen, die nach Locarno, London und dem Eintritt in den Völkerbund gar zu blechern geklappert hätten. Dem Sinken der Werbekraft war nach ihrer Rechnung nur vorzubeugen, wenn sie sagen konnten: „So arg wärs unter unserer Regirung nicht geworden." Solcher Bedingsatz ist ja nie als unwahr zu erweisen. Aehnliche Erwägung hätte die Sozialdemokratie schon gewarnt, in ein Kabinet zu treten, das nur zuverlässigen Republikanern offen stünde. (Wo, Donnerwetter, steckt diese Sorte? Alles, was sich auf den Hügelchen der kleinen Demokratenpartei räkelte und noch sonnt, von Bäumer zu Geßler, von Rathenau zu Koch, von Petersen zu Brockdorff, von Bernstorff zu Dernburg et ceteris, war gestern gut kaiserlich, hat

gegen den angestammten Filmhelm nie auch nur hörbar zu murren gewagt, im Krieg mit dem in Erichs Schmetterhornisten umgewandelten Promotor des berliner Flaschenbierhandels um die Wette trompetet oder mindestens sich wacker im Durchhälterdienst getummelt; und wird nach dem „Umlernen“ Manchen noch nicht pupillarisch goldsicher dünken. Der Abgeordnete Brodauf ist, trotz der Namensgleichheit, nicht mal ein Painlevé; und als Anwalt von Volksrecht und Freiheit ragte selbst Beelzebub Poincaré um eines Mount Ewerest Höhe über der parteilich geaichten Deutschdemokratie.) Ließ die Armee Müller-Wels sich gar in die Große Koalition, den einzig standfesten guarantee-trust dieser Demokraten, schwatzen, dann sickerte der Nutzen nur den Kommunisten zu, die, nach der zähmenden, das Buch Ruth sammt den maslowischen Apokryphen auf den Index librorum prohibitorum bannenden Bulle der Komintern, sich in die Vorkriegspolitik der alten Marxistenpartei bescheiden. Seit General Groener, der Schreiber des urdemokratischen Satzes: „Ein Hundsfot, wer nicht arbeitet, wenn Hindenburg Arbeit befiehlt“, unter dem Zeugeneid ausgesagt hat, ihm, dem Nachfolger Ludendorffs, habe Herr Ebert zu Niederwerfung der Revolution sich mit Handschlag verbündet, müssen die abendrötlichen Bonzen die durch diese Offenbarung tief verstimmte Masse vorsichtig behandeln und schon deshalb . . .

„Was? Diese Leute stellen also die Partei über das Vaterland? Wie Westarps Häkchenkreuzritter? Scheuen die Verantwortlichkeit des Regirens und wollen der Patriotenpflicht kein Opfer bringen? Unerhört!“ Teutschlands Sanct Georg schiebt die dicke Havanna in den Mundwinkel und spuckt, schon im Frack (immer prima injeladen, vastehste!), aus glühender Mannesseele einen kernig-sämigen Leitartikel in die Setzmaschine. Er machts, mit derbem Journalistenschmiß und leidlichem Wissensgepäck, besser als seine Couleurbrüder. Wo Begriffe dem Ubiquitär-Eiligen fehlen, da stellen zu rechter Zeit stets zwei Wörter sich ein: „Verantwortunglos“ und „Hugenberg“. Das ist ein Mann, den der Fittich des Lyrikers bis auf den Vorsitz im Krupp-Direktorium trug und der von steiler Höhe bis in den ruchlosen Entschluß abstürzte, Zeitungen einer Idee, nicht nur nackter Profitsucht, dienen zu lassen. (Daß ich die Idee unedel, zeitwidrig, drum schädlich, den Inhalt der Zeitungen unter dem Pegelstrich des Erörterbaren finde, tilgt nicht die Anerkennung des Willens zu politischer Macht.)

Vaterland über Partei: diese crambe repetita muffelt wieder mal aus dem Achterdeck. „Die Cimbern nannten es Schmonzes, den Chatten erst hieß es Stuß“; als sie in der großen Franken-Koalition prangten (die Ihr nicht mit dem

bethlenitischen Frankenmord verwechseln dürft). Parteigetriebe ist Verdrehtheit Weniger zum Nutzen Vieler. Ungefähr so sagts irgendein oller Engländer. Wer nicht überzeugt ist, daß den Wunsch, dem Vaterland Seele und Leib zu kräftigen, kein anderes Werkzeug so nützlich bedient wie die Partei, Der bleibe ihr fern. Ist aber solche Ueberzeugung in ihm, dann wird er nicht den Zweck bekränzen und das Mittel bemakeln. Erst, wenn es, wie im preußischen Deutschland das Heer, Selbstzweck geworden ist, keimt Gefahr. In den Wirbeln der Noth brechen die von der Vorstellung gezimmerten Schranken. Auf einer im Ozean treibenden Planke umfängt selbst der völkische Freiherr Kreuzwendedich von Schlapping-Schwenzchen wohl die wärmere Hochgestalt des gestern grimmig verachteten Nachbars, der als Inhaber der „Natürlichen und Künstlichen Düngemittelhandlung A. Schlochauer" von Valparaiso ab in der Schiffsliste stand. Nur bezeichnet solcher Rückfall in Wildenbrüderlichkeit, mag man sie noch so bunt mit den Locknamen „Burgfriede", „Union sacrée", „Schützengrabengeist", „Volksgemeinschaft" und ähnlichen Tandworten umwimpeln, nicht just die Hochzeiten würdigen Menschheitbewußtseins. Wer Partei von Vaterland, wie Morast von beglänztem Firn, geschieden sieht, Der erweist dadurch nur, daß ihm Parteipolitik bisher ein Geschäftchen war, dessen Spur er abwaschen muß, wenn der Ruf erschallt, für großen Gegenstand sich zu regen.

„Couétiren Sie?"

Dicke Wortbrocken verstopfen die Willensfilter, Miasmen alltäglichem Truges verschleimen die Bronchien deutscher Volkheit. Löst sie nicht, endlich, sich von all dem Phrasengeknäuel und Lügenkram? Fühlt Einer nicht parteilich (der Tadelsausdruck „parteiisch" hat anderen Sinn), so kämpfe er einsam für den Inbegriff seines Sehnens. Jede Partei wägt vor Tun oder Nichttun, ob es ihr nützen, ob schaden könne; jede, ohne Ausnahme, muß es erwägen: weil sie sich für das dem Gemeinwohl förderlichste Heilmittel hält. Der Häuptling, Korporal oder Gefreite einer Fraktion, der ein hohes Amt annimmt, entschließt sich dadurch nie in ein „patriotisches Opfer", sondern erwirbt das Glück der Wirkensmöglichkeit oder wenigstens Süßfutter für eitle Naschgier. Volksgemeinschaft, Schicksalsgemeinschaft: glitzernder Wortfetisch, dessen Zauberkraft an der Grenze wirtschaftlicher Determination jäh erlischt. Die Internationale der Klassen ist kein leerer Wahn. Ob Morgan, Schneider-Loucheur, Thyssen-Wolff herrscht: von den Farben des über dem Land wehenden Banners fällt kein

Abglanz auf Schicksal und Leben des Proletariers. All dieses kindische Klingelklangel ist, sammt dem Dankgeleier an gefällige Minister, made in Germany; giebt es nirgendwo sonst.

Nirgends auch ein so armsäliges Zerrbild von Parlamentarismus. In den Ausschüssen wird an dem von Sachverständigeren Geschusterten dilettantisch herumgeflickt; im Plenum, gar an „großen Tagen", fast nur „du déjà lu" ausgeschänkt. Zwei, drei Redner aus jeder Fraktion drehen die aus der Leitartikelfabrik gelieferten Schallplatten, auch die abgespielten, die schon kreischen, dumpf heulen, und durchröntgen die Dummheit und Niedertracht ihrer Parteigegner, mit denen sie danach nebenan frühstücken und schäkern. „Pröstchen, Herr Kollege! Denn, nicht wahr, wir halten Persönliches und Politisches doch streng auseinander?" (Aus dem selben Berechnungskomplex tönt es in anderem Berufsjargon: „Denkst woll, weil ich mich für Dich hinlege, tu ichs aus Liebe?") Im Saal haben höchstens ein paar Neulinge ein Weilchen zugehört. In die Presse kommen nur Stichworte. Niemand verlangt klärenden Bericht aus diesen Parlamenten. Niemals wurden die Stenogramme so wenig gekauft wie seit der Steißgeburt deutscher Republik. Der aber, lesen wir, gehts, wie den Rosenkranzern des Pater Coué, „von Tag zu Tag besser". Und darum Paläste gebaut und gepflegt, als Sold für Abgeordnete und Hausbeamte Millionen ausgegeben, ein ganzes Gebirg von Freifahrkarten und Drucksachen geschichtet? Um aus Volksvertretung schlechtes Theater zu machen?

Am farbigen Abglanz haben wir das Leben

Theater . . . Zweimal hat es mich jüngst wieder in die Vision tronender Lüge gedrängt. Die alte, seit Gotters „Medea" entmodete Form des Monodramas wurde, mit Papierschnitzeln und dem grauen Exsudat aus den Ventrikeln eines Literatenhirnes vollgestopft, auf die Staatsbühne gestellt. Nur die Form. In dem buckeligen Grundgedanken, der Polsucher und Ewerest-Erklimmer von heute sei von dem selben Impuls getrieben wie einst der Makedone Alexander, pocht nirgends der Puls auch nur halbflügger Dramatik. Dem Verfasser, Herrn Bronnen, war Talent nachgerühmt worden. Hier wird es nicht fühlbar. Keine aus Dunkel aufblinkende Zacke zeugt von Persönlichkeit. Ostpolbluff; violence à froid. Ein Film ohne Einfälle. Nicht ohne Tricks; aber der Kahn, das Auto, der irgendwo auf den Himalayas angeseilte Mann aus dem Orient-Alexander-Regiment kommen nicht um eines Zolles Breite vorwärts. Ein vor bewegtem Prospekt knatternder Motor kann nicht Mobilität, ein zwischen Schnürboden und

Bühne im Schlitz bemalter Leinwand fest Verstrickter kann nicht Lebensgefahr vortäuschen. Nur der Film (dessen Verbündung mit dem Sprechtheater nah ist) konnte hier helfen. Der Regisseur fand zu „movies" wohl noch nicht den Muth; überließ also Filmarchitekten den Bühnenbau. (So siehste aus.) Seiner mannichfach bewährten Energie bot die Dauerrednerei kein Fleckchen zu fruchtender Arbeit; und der Spieler, dem jungen Alexandros so ähnlich wie Hamlet dem Herakles, doch Theatervollblut von dickstämmiger Phantasie, vermochte auf dürrem Papiergrund nur die Kraft seiner Stimme (die er entfetten müßte) und eine Synthese seiner Wedekindlarven Keith und Hidalla zu zeigen. Nicht der winzigste Anlaß also zu Begeisterung noch zu Wut. Nutzlos vertaner Aufwand, mochte man denken; und geduldig das allzu eintönige Geschrei ausklingen lassen. Nein. Nach leichten Gähnkrämpfen hitziges Gefecht. Pfeifer gegen Klatscher. Dauer des Spieles (mit Intervallen) achtzig, des Gefechtes achtzehn Minuten. Und in vielen Zeitungen Mächlerei, als sei moderne Tragoedie geboren oder Titansfrevel gewagt worden. Wer weiß denn, ob mans nicht in allen Kathedralen Heiliger Insertion morgen verkündet? „Diese Regie!" (Ein Ueberreinhardt selbst würde hier steril.) „Und die Meisterleistung des Schauspielers!" (Nie war er schwächer.) „O schöner Bronnen, der uns fließt!" (Weiter im goethischen Text umgrunzen fünfhundert Säue die Kanibalenlust der von Trug Trunkenen.) Alle Immerdabeier fürchten, ins falsche Boot zu stolpern.

Alle sputen sich, als das seelisch reinliche, nobel menschliche Maximilian-Drama des Herrn Werfel aufgeführt wird, in Erhitzung für Porfirio Diaz. Der ist gegen wilde Schlittenfahrt des Kapitals; Republikaner, Sozialist, Mexikanisches Reichsbanner und so. Im Halbrund geputzter Schwarm, der, mag auch der Börsenkurs wieder bröckeln, hurtig von Ball zu Ball flattert, in Straß und Jazz schwelgt. Der Habsburger ließ sich in den Befehl verleiten, alle bewaffneten Gegner seiner Regirung zu erschießen. Bewußtheit der furchtbaren Befehlsfolgen vergrämt ihm die Kraftbleibsel; und das Schauspiel seines Verfalles betupft die Herzchen im Schwarm. Mexiko; 1867; des Dekretes Spitze richtet sich gegen Indianer. Ein Halbjahrhundert danach, in Deutschland, der „freisten Republik der Welt", war der Blutbefehl des Zeitgenossen Noske, gegen Deutsche, viel härter. Schaaren hat er, ohne haltbaren Grund von Fingersbreite, Tausende von Hamburg bis Perlach getötet. Sühnung? Noch heute wird er von all den in Humanität Geschminkten froh gebilligt, als der Rückbringer von „Ruhe und Ordnung" inniglich belobt. Noch heute sitzt der Herr, der diesen Befehl gab, von dem Polizei-Jagow darob

„ein famoser Kerl“ genannt wurde und vor Kapps Bande mit den Konsorten auskniff, auf dem Provinztron eines Oberpräsidenten und leuchtet, als Wahrzeichen, aus der Partei, die für Revolution, Völkerbefreiung, Internationale zu fechten tausendmal verhieß. Moralische Anstalt? Theater . . .

Schicksalsgemeinschaft?

Alles. Wars nicht sogar die „Feier“ der ernsten Stunde, da Britaniens Truppen die kölner Rheinzone räumten? Das Regie-Muster wurde aus Frankreich bezogen. Das hatte bis in den fünften September 1873, fast ein Jahr vor dem Ende der Vertragsfrist, den Milliardentribut an Deutschland gezahlt. Am Dreizehnten wurde Verdun geräumt. „Noch schien die Stadt zu schlafen. In den verhängten Häusern aber war Alles wach, aufrecht, des Signales gewärtig. Dumpfes Geräusch, wie vom Gleichtritt Marschirender, wird hörbar. Noch ist es nicht ganz verhallt: da steigt die drei Jahre lang verborgene Nationalfahne auf die höchste Turmspitze des Domes, dessen mächtige Glocken in dieser Minute mit voller Wucht zu läuten beginnen und alle Glocken der Stadt aus dem Schlummer wecken.“ So wars auch in Köln; nur wurde, zu Verdickung des Effektes, die Mitternachtstunde gewählt. Doch an der Meuse ging es anders weiter als am Rhein. „Auf das Glockensignal beflaggt sich still jedes Haus. Der rundum schweifende Blick könnte glauben, eine Hand, eine nur, habe die tausend und abertausend Trikoloren gehißt. Alle Fenster-, Haus- und Laden-Türen springen auf; alles Volk stürzt auf die Straße. Händeschütteln, Glückwünsche, Tränen, das leise Beben tiefster Bewegung durchzittert die Menge. Endlich sind sie fort.“ Keine Rednerei, Schreiberei. Im Staatsanzeiger nur die kahlen Sätze: „Die letzten Dörfer im besetzten Gebiet wurden heute früh um Sieben geräumt. Um Neun überschritten die Deutschen die Grenze. Unser Land ist nun völlig frei.“ War nicht, seit Lessings Haßalarm, der Franzos als „theatralisch“ verschrien? Hieß nicht den Alldeutschen Verdun von 14 bis 18 Wirten an der Maas? Jauchzte in Köln Schicksalsgemeinschaft? Aus einem Brief: „Ich war fünfzig Monate im Feld, bin ein guter Deutscher, aber mir wird übel, wenn ich lese, hier sei allgemeiner Jubel. Die reichen Leute sind froh, ihre besten Zimmer, Möbel, Tafel- und Teeservices, die sie den Engländern geben mußten, wieder zu haben. Schon der Waaren-Kaufmann, wenn er sich auch als Patriot freut, nicht mehr Englisch sprechen zu müssen, kraust die Stirn. Köln hat bandig verdient, war so was wie eine Weltstadt und torkelt heute ins Preußisch-Provinziale zurück. Und ob es

uns Arbeitern nicht bald eben so dreckig gehen wird wie Millionen Genossen im Reich, weiß der Teufel. Das vom Massenjubel ist allzu leicht widerlegbares Märchen". Wie Das von der Schicksalsgemeinschaft.

Wie alles aus den Bezirken der Römer-, Ritter-, Räuber-Romantik Ererbte. „Die Kohorte zieht ab und das erlöste Volk jauchzt auf": so simpel sind die Dinge nicht mehr gelagert. Schwer entwirrbar ist heute das dichte Gesträhn wirtschaftlich-personaler „Beziehungen", die in sieben Jahren entstanden. Fremdvolk, dessen Zahl kaum je unter Zweihunderttausend sank und das, Civil und Militär, kauflustig, kaufkräftig war, sah in Köln seine Hauptstadt. Die war zugleich der Binnenlandhafen Westeuropas und der Brückenkopf britischer Kontinentalwirtschaft; aus dem Rhein leuchtete, bis nach Mainz hinab, manchmal wieder der Goldhort auf; und ernstlich geschädigt wurden durch das Aergerniß der Besatzung und die es noch übertreibenden Schreckgeschichten nur die Kurorte. Der Freiheit von fremdem, verbitternden Befehl darf der Deutsche sich freuen; doch nicht wähnen, die schwierigen, Probleme, die dieser Frühling ans Licht locken muß, seien durch den Wohlklang hochgestelzter Patriotenreden nützlich zu lösen.

Himmelsschlüssel im Schnee

Noch eine gute Botschaft kam aus der kölner Zone. Zum ersten Mal hat die Studentenschaft einer deutschen Universität sich laut zum Staate der Demokratie bekannt. Und dieses Bekenntnisses Stätte war die „feudalste" aller Hochschulen: Bonn. Wo die preußischen Prinzen Kollegien belegten und Bierjungencomment lernten, wo das Borussencorps noch heute die Hochbeamten, Spitzen und Stützen der Gesellschaft von morgen in Feinmanierlichkeit drillt, gerade dort hat die Republik in der akademischen Jugend Anhang erworben. Weil ihr Liebreiz kantharidisch, ihre Regirung und Verwaltung magnetisch anzieht? Sicher: Nein.

Die dreimonatige „Krisis" des Reichskabinets war unnötig; war nur durch die Schattenjagd der Großen Koalition und durch blinde Verkennung der jedes Parlamentary Government bindenden Pflichten erwirkt. Glaubte die Regirung sich zu Rücktritt gezwungen, dann durfte sie nicht unmittelbar zuvor durch Unterzeichnung des (Deutschlands Eintritt in den Völkerbund bedingenden) Locarno-Paktes das Reich, also auch ihre Nachfolger, fesseln. Herr Luther hat das „Mark-Stabilisirung" getaufte Manöver ermöglicht, daß der Ironiker, noch allzu höflich, den Sanirung-Bankerot nennen könnte; er hat mit

Pflug und Egge den Acker zur Aufnahme der Dawes-Young-Saat bereitet; die Deutsch-Nationalen endlich ans Licht verantwortlicher Mitregirung gezogen und dadurch ihren Nimbus gebleicht, der, wie Friedlands Stern, nur im Nachtdunkel strahlt; die unausrodbare Lüge, irgendwann, irgendwo sei ein „Schuldbekenntnis des deutschen Volkes erpreßt" und dieses Bekenntnis der Schuld am Kriegsausbruch sei in den Versailler Vertrag eingefügt worden, die aus der dicken Luft eines scheltenden Parteischriftsatzes gegriffene, auf keine Silbe des Vertragstrates stützbare Lüge hat Herr Luther wenigstens nicht wiederholt; und er hat den Garantiepakt angeboten und abgeschlossen. In Tun und Nichttun überwuchs sein Verdienst immerhin das all Derer, die vor ihm Minister der Republik hießen. Wollte er gehen und nicht sofort ein neues Kabinet bilden, dann mußte der Reichspräsident diese Pflichtleistung von den Führern der größten Fraktionen fordern. Weigerung ist in solchem Fall nicht erlaubt; sonst würde aus Parlamentarismus unernstes Gekram. Sozialisten oder Nationalisten mußten versuchen, für ihr Planen im Reichstag Mehrheiten zu finden. Nicht der winzigste Grund empfahl, einer der kleinsten Fraktionen, den noch nicht ein Dreizehntel der Reichstagsplätze besetzenden Demokraten, den Auftrag zur Kabinetsbildung zu geben. Nur die Geschicklichkeit ihrer längst entschüchterten Presse hilft dieser Fraktion immer wieder in ein Machtscheinchen. Ihre Partei wird in jedem Wahlkampf geschlagen und müßte nachgerade erkennen lernen, daß sie selbst, Ahnen und Enkel, durch Befehdung aller schöpferischen, durch lärmendes Aufloben aller sterilen und aller schädlichen Politik, das seit 1861 fortzeugende Mißgeschick verschuldet hat.

Die Umbesetzung eines Hauptpostens (Finanz), eines Weichenstelleramtes (Wirtschaft) und einer werftlosen Rederei (Inneres) forderte nicht so langwierigen Aufwand; und die mähliche Entrunzelung der Bourgeoisiestirn hat die Republik gewiß nicht den im Kabinet Luther geflickten Tapeten zu danken. Wem also? Einer Klimax, raschen Gradation, steil gestuften Folge von Ereignissen. Die Börsenkurse schwollen sacht auf und sogar die „Toten Hunde" des Aktienmarktes schienen sich wieder zu regen. Leidlicher Ertrag der (chronisch gewordenen) Ausverkäufe. Bauer und Grundbesitzer werden mit der Hoffnung auf Kredithife gekitzelt. Die Unvernunft wirrer Steuerplage soll enden. Das sind die positiv günstigen Vorzeichen. Noch stärker wirkte der Anblick alter und neuer Schmach. Der enthülste Hirnschmutz, der Nosketiere und andere Vehmknechte in Ermordung wehrloser Landsleute trieb. Die unwandelbar dreiste Redseligkeit des in

das Prunkhaus von Doorn versteckten Lautsprechers und seine Verherrlichung in einem potsdamer Kanzelkränzchen, das Deutschlands Republik und Republikaner schmähte. Das gierige Profitverlangen der 1918 vom Thron gerutschten Fürsten. Aus Alledem könnte der Wille zu Demokratie hohen, höchsten Gewinn heimsen, wenn er sich nicht wieder in feigen Kompromiß duckt und gläubig der Mär lauscht, durch Nationalisirung des Fürstenvermögens, durch dessen Verwendung für die Aermsten werde die Heiligkeit des Eigenthumes entweiht. Den Verlust des Bürgerbesitzes (durch allerlei „Notopfer", durch In- und Deflation, Obligationenschwund, Aktienschrumpfung, schlichte Konfiskation) hat nie so zärtliches Mitleid gehemmt.

Benito Furioso

... Auf Deutschlands Weg in den Völkerbund poltert die heftige Kammerrede des italischen Ministerpräsidenten; unterbricht auch diesen diagnostischen Versuch. Wollte sie schlafende Hunde wecken? Das Gebell ist abscheulich. Seit Monaten hört jeder nicht Taube das Unheil nahen. Daß die Deutsch sprechenden Bewohner Welschtirols noch heute so hart behandelt werden wie gestern von England die Iren, von tataro-magyarischem Machtwahn Slawen, Deutsche, Rumänen, vom Königreich Preußen die Polen und Dänen, schmerzte das deutsche Verwandtschaftgefühl, dem das Wesen dieses Tirols als eines Alpen-Makedoniens niemals bewußt ward. Wie immer in solchem Fall, wurde das Berichtete nicht gründlich nachgeprüft, der grellste Aufputz für nackte Wahrheit genommen; und Italiens berliner Vertreter, ein adeliger, im Innersten wohl dem Fascismus ferner Literatur-Dilettant, begnügte sich mit dem seiner Person und „Gastlichkeit" gespendeten Lob und ließ sich nicht herab, Deutschlands Oeffentliche Meinung zu klären oder sie gar in Verständniss des Problems Mussolini zu stimmen. Allgemach schien die Große Zeit wiederzukehren, in der uns „Verrätersalat" und „Banditennudeln" aufgetischt wurden, Victor Imanuel auf Wilhelms heldenbärtiger Lippe „det meineidige Männeken" hieß und ein Schreibfräulein aus guter Familie Italien eine feile Dirne schalt.

Der Führer der stärksten Fraktion hat in einer Januarsitzung des Reichstages Herrn Mussolini roh und albern beschimpft. Dann ließ offiziöser Eifer drucken, der stolze, von Millionen vergottete Duce habe sich von Studentenunfug gegen die deutsche Presse feierlich „entschuldigt". Wars genug? Nein. Bayerns Ministerpräsident sprach grob gegen die Miß-

handlung Tirols, dessen berühmteste Söhne, Hofer und Speckbacher, aus ihrer Heimath zweimal die Bayern vertrieben. Aufrufe zu Boykott gingen von dem tief kränkenden Wahn aus, Italiens Politik sei von der Furcht vor Verlusten seiner Fremdenindustrie zu bestimmen. Nun vergaste eine Hirnzellenexplosion den Willensmotor des Mannes, der durchaus zum genus irritabile vatum gehört, die Bremse verbrannte: und hervor schäumte eine Rede, deren akustisch schrillster Fehler war, daß sie Entwaffnete durch Bedrohung mit Waffengewalt in Angst zu scheuchen trachtete.

Ueber das Persönliche wäre hinwegzukommen. Selbst der fromme, höfisch-höfliche Herr Walther von der Vogelweide, den Roms Benito wohl allzu klein sieht, wurde in einem „Spruch", der das Wollen des Papstes dramatisirt, von Zornesgluth in wildeste Demagogie geschürt. Freilich: ein Lyriker. Doch der Volkskommissar Trotzkij, der berliner Minister, der Herrn Briand den „schlimmeren Scheilock" hieß, und die kroatische Exzellenz Raditsch waren nicht sanfter. Und Signor Mussolini, der fünf königliche Ministerien leitet und Kronanwalt ist, nennt sich, immer wieder den Führer einer „revolutionären Partei" und spricht mit Bewußtsein weitab von Diplomatenbrauch, die Sprache tosender Revolution.

Was aber soll geschehen? Erstens: Recht und Pflicht der unter Fremdregirung gezwungenen Nationensplitter müssen vom Völkerbund schnell und klar geregelt werden. Zweitens: ein Mitglied des Bundes muß, mit dem im Artikel 11 [2] des Covenant gewahrten Recht, die Vollversammlung oder den Rat auf die Gefährdung des Friedens durch den italo-deutschen Zwist hinweisen. Die schönsten Reden, dröhnende oder wimmernde, verklängen ohne Ertrag für Tirol, Deutschland, Oesterreich.

Freude im Fürstenconcern. „Die Wut gegen uns ist verraucht." Das würde schädlicher als das lauteste Wortgewitter. Sorget, daß nicht zu früh wieder Nacht werde.

EIN RICHTER

JUSTIZ-TAGEBUCH

Zwölf Zuchthausjahre für „Kriegsverrat"

Der Strafsenat des Kammergerichts hat kürzlich auf Grund einer Hauptverhandlung, in der die Oeffentlichkeit wegen Gefährdung der öffentlichen Ordnung ausgeschlossen war, ein grausiges Urteil öffentlich verkündet:

Der Angeklagte, ehemalige Gefreite, Wiese wurde am 4. August 1914 zum Felddienst eingezogen. 1916 wurde er beim Donauübergang in Serbien gefangen genommen und kam als italienischer Kriegsgefangener

zunächst nach Valona in Albanien und von dort auf die Insel Ventotene bei Neapel (zwischen den pontinischen Inseln und Iskia). Ventotene war als Kriegsgefangenenlager für Angehörige der Mittelmächte eingerichtet. Dort befand sich auch eine Anzahl deutscher Offiziere; Wiese war infolge schlechter Nachrichten aus seiner Heimat in miserabler Gemütsverfassung. Er trank viel. Eines Tages wurde er zu einer kleinen Arreststrafe verurteilt, weil er trotz Verbotes einem anderen Deutschen Zigaretten zugesteckt hatte. Er glaubte, die Durchstecherei sei durch deutsche Offiziere den Italienern bekannt geworden. Als er die Arreststrafe antreten sollte, war er wiederum angeheitert. Er erzählte bei dieser Gelegenheit voll Wut auf die vermeintlichen Denunzianten den Italienern, daß eine Anzahl deutscher Offiziere seines Wissens einen Ausbruch aus dem Lager plane, und die Vorbereitungen bereits getroffen habe. Diese Angabe stellte sich als richtig heraus, die Flucht wurde von den Italienern verhindert. Durch seine Mitteilung hat der Angeklagte während eines gegen das deutsche Reich ausgebrochenen Krieges einer feindlichen Macht Vorschub geleistet und der Kriegsmacht des Deutschen Reiches Nachteil zugefügt. Die Offiziere hätten sich, wie sie als Zeugen bekundet haben, nach gelungener Flucht wiederum zum deutschen Heere begeben. Der Angeklagte, eine Person des Soldatenstandes, war demnach wegen Kriegsverrats zu bestrafen; bei der Wahl des Strafmaßes ist berücksichtigt worden, daß der Angeklagte sich im übrigen als Soldat stets gut geführt hat, nicht vorbestraft war und sich bei der Tat in großer Aufregung und in angetrunkenem Zustande befand. Die Mindeststrafe bei Kriegsverrat beträgt 10 Jahre Zuchthaus. Für diesen Fall hielt das Gericht der Republik lange Jahre nach Kriegsende zwölf Jahre Zuchthaus für angemessen. Von Rechts wegen!

Hat das Kammergericht den Ehrgeiz, die Nachfolge der Kriegsgerichte anzutreten? Das Erschütterndste: hier wird kraft geschriebenen Rechtes hinter verschlossenen Türen ein Menschenleben zertreten. Ist solch legale Veme nicht fürchterlicher als die illegale?

Die Veme

Die Herren des Freistuhls: der ostpreußische Hauptmann Bombe, der Gardefüsilierhauptmann Vormbaum, der Artillerieoffizier Fricke; auch die Kläger Sethe und Jaeger haben Patente. Bloch rühmt sich, Rittmeister der Kavallerie gewesen zu sein, andere Fürsprecher waren Leutnants zu Lande und zur See. Die sechs Freischöppen der heimlichen Acht: zwei sind Landwirte, jeder Besitzer von über 250 Morgen reichen Ackers nördlich von Berlin, drei sind aus beamtetem Mittelstand, der sechste ist Handwerksmeister. Kein Mann aus der Intelligenz, kein Mann aus dem Volke.

Erste Klage gegen die Kläger: Der Oberstaatsanwalt hat erklärt, daß öffentliche Verhandlung die Staatssicherheit gefährdet. Er hat es unterlassen, seine Ansicht durch schriftliche amtliche Gutachten des Staatsministeriums und des Auswärtigen Amtes zu stützen, über die das Gericht viel schwerer hätte hinweggehen können.

Zweite Klage: die auf Antrag der Staatsanwaltschaft geladenen Kriminalbeamten sind vom Gericht nicht vernommen worden. Eine Beschränkung der Beweisaufnahme ist nur mit Zustimmung sämtlicher Prozeßbeteiligter möglich, die Entlassung der Kriminalbeamten muß also mit Einwilligung des Oberstaatsanwalts erfolgt sein. Er durfte sie nicht

geben. Die Kriminalbeamten vom Vemedezernat konnten über die ihnen bekannten Beziehungen der Angeklagten zu den schwarzen Organisationen und über andere für den Prozeß wichtige Zusammenhänge Auskunft geben. Der Polizeipräsident hatte ihnen Aussageerlaubnis erteilt.

Die Klagen gegen das Gericht: Das Gesetz findet in der Oeffentlichkeit der Hauptverhandlung eine Gewähr für die Richtigkeit der Entscheidung. Die Oeffentlichkeit ist die stärkste Rechtsgarantie eines jeden Strafprozesses. Sie wurde wegen Gefährdung der Staatssicherheit ausgeschlossen, obwohl sie nur die durch Morde hervorgerufene Staatsunsicherheit hätte gefährden können. Das Urteil des „Schwurgerichts" unterliegt der Anfechtung, weil sein Beschluß erkennbarer Weise durch einen Rechtsirrtum, nämlich ein Verkennen des Begriffs der Staatssicherheit beeinflußt worden ist. Es wird deshalb vom Reichsgericht entsprechend dessen ständiger Rechtsansicht aufgehoben werden müssen.

Aus der öffentlich erfolgten Urteilsbegründung geht hervor, daß das Gericht seinen Spruch allein auf das Geständnis der Angeklagten hin aufgebaut hat. Ihm durfte deren Einlassung allein bei der Sachlage nicht genügen. Seine Pflicht war es, auf Grund einer ausgedehnten Beweisaufnahme weitere Feststellungen zu treffen, die das kriminalistische und politische Gesamtbild erst klar und deutlich erkennbar gemacht hätten.

Fast jeder der fünf Verteidiger hatte aus der Zahl der elf Angeklagten gemeinsam einen aus der Täter- und einen aus der Gehilfengruppe zu vertreten. § 146 der Strafprozeßordnung: „Die Verteidigung mehrerer Beschuldigter kann, insofern dieser die Aufgabe der Verteidigung nicht widerstreitet, durch einen gemeinschaftlichen Verteidiger geführt werden." Nach der ständigen Rechtsprechung des Reichsgerichts und des Reichsmilitärgerichts widerstreitet das Auftreten eines gemeinschaftlichen Verteidigers der Aufgabe der Verteidigung, wenn ein Angeklagter sich dadurch zu entlasten sucht, daß er einen anderen der Verführung bezichtigt. Dies geschah, wie die Urteilsbegründung ergibt, im Vemeprozeß. Das Gericht hat unter solchen Umständen ohne nach der Ansicht der Verteidiger fragen zu müssen, die gemeinschaftliche Verteidigung von amtswegen für unstatthaft zu erklären und dem einen oder anderen Angeklagten amtlich einen anderen Verteidiger zu bestellen. Eine derartige Maßnahme ist jedoch unterblieben!

Während den „nationalen" Verteidigern Sprecherlaubnis mit den Angeschuldigten ohne vorherigen schriftlichen Nachweis der Bevollmächtigung sofort bewilligt worden ist, hat das Gericht den Rechtsanwälten Obuch und Dr. G. Löwenthal unzulässige Schwierigkeiten bei der Erteilung einer Sprecherlaubnis mit den Verurteilten gemacht. Jede gesetzliche Grundlage für dieses Vorgehen hat gefehlt, da Verteidiger nach Eröffnung des Hauptverfahrens unbeschränkt mit ihren Mandanten verkehren können.

Ankläger und Gericht sind gescholten. Untersuchungsausschuß, Reichsgericht und Justizministerium haben die Schelte zu beurteilen. Wie werden sie die Gescholtenen rügen?

Der Kampf ums Recht ist eine Pflicht der Berechtigten gegen sich selbst.

Rudolf von Ihering

Oberst Varela, ein glänzender Offizier der argentinischen Armee, wurde am 26. Januar 1923 auf offener Straße, im hellsten Licht der Mittagssonne, ermordet. Er war sofort tot, seinen Körper hatte ein Handgranate ganz zerfetzt. Neben ihm lag, von Splittern derselben Granate schwer verwundet, der Attentäter.

Dieser Mörder bezeichnete sein Opfer als einen Massenmörder und sich selbst als Richter. Er hatte jene Tat so begangen, daß an Entkommen für ihn nicht zu denken war, vor allem aber so, daß außer dem Opfer nur er selbst, kein Unbeteiligter, Schaden nehmen konnte. In monatelangem Auflauern hatten andere Gelegenheiten zur Tat sich wiederholt geboten. Aber Curt Wilckens wollte gerade diese Bedingungen erfüllt sehen: Varela sollte sofort tot sein, auf offener Straße, im hellsten Licht, ohne Gefahr für Dritte.

Der Oberst war etliche Jahre zuvor an der Spitze seiner Husaren nach Santa Cruz, ein Gebiet notorisch schärfster Arbeiterausnützung, geschickt worden, um streikende und sabotierende Arbeiter niederzuzwingen. Das erstemal gelang es ihm durch die passive Drohung bewaffneter Macht. Ein zweitesmal wandte er „schärfere“ Mittel an — nach Behauptung der Arbeiter grausames Blutvergießen. Das Parlament hat allerdings entschieden, er habe als Soldat und Kavalier einwandfrei gehandelt.

Wilckens fand eine gute Presse, nicht nur im Lager der Soziaisten. Auf seinen in den Tageszeitungen groß reproduzierten Photographien erschien er wie ein Racheengel, drohend und von düsterer Schönheit. Seine Verantwortung — er nannte sich Tolstoianer, einen mordenden Ethiker, — wurde nirgends boshaft kommentiert. Er bekämpfte die Gewalt mit Gewalt, um ihre Herrschaft zu brechen.

Sein hartes Leben machte, zusammen mit der Art des Attentats, diese Verantwortung glaubhaft. Deutscher Bergarbeiter, Anarchist, Soldat im Weltkrieg, Gefangener der Franzosen, unter falschen Angaben in den U. S. A. eingewandert, ertappt, nach Südamerika entkommen. Hungernd, meist arbeitslos, hatte er Varelas Spuren mit größerer Energie verfolgt als den eigenen Aufstieg im Leben. Im Krankenhaus litt er mit verbissenen Zähnen und gab den achtungsvoll fragenden Reportern der kapitalistischen Presse höfliche Antworten. Liebesgaben seiner Parteigenossen wies er ab und bat, noch Aermere damit zu unterstützen.

Fünf Monate später zog der Soldat Perez Millan Temperley im Untersuchungsgefängnis auf Wache. Er sah den

fast geheilten, aber blassen und schwachen Wilckens auf seinem armen Lager, schlafend, legte an und schoß. Wilckens starb nach einigen Tagen voll Schmerzen, ohne Klage. Er mußte heimlich begraben werden. Allzu groß war die Popularität dieses gemeuchelten Meuchelmörders.

Temperley war nicht weniger Vertreter eines Prinzips als Wilckens. Ein entgleister Sohn der Bourgeoisie, hatte er sich als Kunstschüler, Landarbeiter, Gendarm, Soldat, arm genug und immer enttäuscht, durchs Dasein geschlagen. Eine entfernte Schwägerschaft verband ihn mit Varela, den er gerade für sein „chevalereskes" Auftreten in Santa Cruz verehrte. Eine Art Faszist oder Hakenkreuzler oder etwas ähnliches, bekannte dieser Entgleiste sich als Feind der „sozialistischen Destruktion", und hatte in Wilckens seinen politischen Antipoden gesehen.

Man billigte auch diesem Meuchelmörder die nobelste Gesinnung zu, obwohl er im Gegensatz zu Wilckens bei Nacht und ohne Gefahr für sein eigenes Leben gemordet hatte. In Anerkennung „psychischer Anomalie" wurde er nur zu acht Jahren Gefängnis verurteilt. Bald nach dem Urteil kam er in die Abteilung für gefährliche Geisteskranke.

Am 8. November 1925 überfiel ihn dort sein Schicksalsgenosse, Esteban Lucich, mit dem Revolver und feuerte dreimal. Auf den Operationstisch gestreckt, sagte Temperley „Ganz so habe ich den Obersten Varela liegen sehn". Sterbend vergab er Esteban Lucich, der ein Verwirrter, kein Schuldiger sei. Wie schön und logisch ist dies Moment: der Meuchelmörder des Meuchelmörders des Massenmörders verzeiht seinem Meuchelmörder!

Argentinien ist ein kerngesundes, immer mächtiger aufwachsendes Land, das keinen Krieg hinter sich hat. Varela, der füsilieren ließ, war Creollo (Urargentiner), Wilckens, der die Handgranate brauchte, Deutscher, Temperley mit dem Gewehr englischen Blutes, Lucich, der Pistolenschütze, Slave. Wir haben es hier mit keiner Verfallserscheinung noch mit einer nationalen Eigentümlichkeit zu tun. Es muß etwas wie Zeitgeist vorliegen.

Lucich ist unzurechnungsfähig und kommt nicht vor den Richter. Er ist jung, sein ganzes Leben wird hinter den Gittern eines Irrenhauses verlaufen. Er hat Temperley, einen innerlich zerstörten, zu acht Jahren Kerker verurteilten Mann ohne Hoffnung von vielen Leiden befreit. Temperley hat Wilckens das Martyrium lebenslänglicher Haft erspart, die diesen aktiven, enthusiasmierten Menschen doppelt qualvoll getroffen hätte. Varela war plötzlich gestorben, im Glanz seiner Uniform, auf der Höhe seiner Carierre, schön und selbst-

bewußt. Vielleicht lauerte auf ihn, tückischer als Wilckens, ein Leberabszeß mit Jahren voll Schmerzen. Varela aber hatte . . . usw.

Was haben alle diese Attentate bezweckt? Den Gegner zu strafen? Und doch haben sie in bunter Reihe nur den Attentäter bestraft. Will man dieser Manie ein Ende machen, dann muß man allen Politiktreibenden einschärfen, daß plötzlicher Tod unser glücklichstes Schicksal bedeutet. Er dient daher nicht als Drohung, die wirklich Irgendjemanden hindern könnte, zu tun, was er für seine Pflicht hält: Arbeiter zu füsilieren, Füsilierende zu zerschmettern, Attentäter zu ermorden . . . Grober Unfug.

WILLY MEYER,
Hauptmann a. D.

DAS SCHICKSAL UND FRANZ FERDINAND

Nur ungern unternahm der Erzherzog Thronfolger Franz Ferdinand die Reise nach Bosnien im Juni 1914. Die Behauptung, er habe die Reise sehnlichst gewünscht, um sie zu einem Triumphzug für seine ihm morganatisch angetraute Gattin zu gestalten, gehört, wie so vieles andere in das Reich der Fabeln und Legenden. Als man kurz vorher dem Thronfolger mit einer Umdisposition in den Zugszeiten kam, war er nahe daran, zu streiken und die Fahrt ins Manövergelände gänzlich aufzugeben. Die Reise fing schlecht an. Der Salonwagen des Thronfolgers kam heißgelaufen zur Abfahrtsstation und mußte aus dem fahrplanmäßigen Zug ausrangiert werden. In Wien einige Stunden Aufenthalt, dann Weiterfahrt abends vom Südbahnhof nach Triest. Der Stationschef empfing den Erzherzog mit der Meldung, daß die elektrische Lichtleitung des gestellten Sonderwagens nicht funktioniere und Seine Kaiserlich-Königliche Hoheit sich daher mit Kerzen begnügen müsse. Franz Ferdinand hatte, als er flankiert von brennenden Lichtern am Tisch des düsteren Wagens saß, die Empfindung, in einem Grabgewölbe zu sein, wenigstens äußerte er sich so zu seiner Umgebung, wie uns sein vieljähriger Privatsekretär Paul Nikitsch-Boulles in seinem kürzlich erschienenen Buch „Vor dem Sturm" (Verlag für Kulturpolitik Berlin) berichtet, auf das ich mich bei meinen Ausführungen in der Hauptsache stütze. Schicksalswinke oder Zufälligkeiten? Der Erzherzog kehrte sich nicht an das zweimalige Nichtfunktionieren der Wagen, die ihn seinem Ende entgegenführten. Ein wenig mehr Aberglaube wäre wahrscheinlich seine eigene Rettung und vielleicht auch die Europas gewesen.

Vom 25. Juni ab nahm Franz Ferdinand mit seiner Gattin Wohnung im Hotel Bosna in Ilidza-Bad, das in der Nähe von Serajewo liegt. Am Sonnabend, den 27., war seine Tätigkeit im Manövergelände beendet und er hatte große Lust, schon in derselben Nacht die Rückreise anzutreten, wie es die meisten anderen offiziellen Persönlichkeiten, darunter der Generalstabschef Conrad von Hötzendorff, taten, die von Budapest und Wien nach Bosnien gekommen waren. Es wurde dem Erzherzog vorgeschlagen, das für Sonntag, den 28. Juni, vorgesehene, nicht sehr wesentliche Programm (Besichtigung der militärischen Anlagen, des Rathauses und des Landesmuseums in Serajewo) jetzt abzusetzen und sofort mit den anderen Herren abzureisen; dies um so eher, als er sich ja bereits am Tage zuvor mit seiner Gemahlin dem Volk in Serajewo, wo die Herrschaften in den verschiedenen Bazaren Einkäufe bewirkten, gezeigt habe. Aber das militärische Gefolge widersprach einer Absage, da sie als eine Beleidigung des Landeschefs, Feldzeugmeister Potiorek, aufgefaßt werden könne. Der Erzherzog gab nach. Schicksalsfügung oder Zufall? Wer erkühnt sich, die Antwort darauf zu geben?

So nahm das Unheil seinen Lauf. Am Sonntag morgen, den 28. Juni, fuhr das Erzherzogpaar im Auto von Ilidza-Bad nach Serajewo. Vor den ersten Häusern der Stadt schleuderte der 21jährige Drucker Cabrinovic eine Bombe gegen den ziemlich rasch fahrenden Wagen des Thronfolgers. Sie streifte das zurückgeschlagene Leinendach des Autos, fiel zur Erde und explodierte erst hinter dem zweiten Auto, in dem die Herren des Gefolges saßen. Oberstleutnant von Merizzi wurde schwer am Hinterkopf verwundet und sofort in das Garnisonspital transportiert. Dort wollte ihn Franz Ferdinand nach erfolgter Rathausbesichtigung aufsuchen. Es wurde nun dem Landeschef Potiorek, um dessentwillen Franz Ferdinand nicht schon nachts zuvor nach Wien abgereist war, geraten, wie Nikitsch mitteilt, den Erzherzog nicht eher aus dem Rathaus abfahren zu lassen, bis die Straßen vom Publikum geräumt und militärisch besetzt seien. Dieser vernünftige Vorschlag wurde abgelehnt, mit der bezeichnenden Begründung, die Truppen steckten noch in den Manöveruniformen und seien für Spalierbildung nicht gut genug adjustiert. Auch glaubte man, daß sich am selben Tage kein zweites Attentat in Serajewo ereignen würde. So tat man das, was man oft und gern in Oesterreich tat, nämlich nichts. Und doch wäre die Akzeptierung des Vorschlages vermutlich die Rettung gewesen. So vollendete sich das Schicksal des Erzherzogspaares, nicht ohne daß der Zufall oder das Geschick die Hand nochmals im Spiele hatte.

Auf dem Wege zum Lazarett bog der ortsfremde Wagenlenker vom Appelkai fälschlicherweise vorzeitig in eine schmale Gasse ein. Fatum oder Zufall? Auf seinen Irrtum sofort aufmerksam gemacht, begann der Führer unverzüglich den Wagen anzuhalten. In diesem höchst kritischen Augenblick schoß der knapp 19 Jahre alte Prinzip aus nächster Entfernung. Er war, wie er später aussagte, erschrocken, daß an der seinem Standort zugekehrten Seite im Auto die Gemahlin des Erzherzogs und nicht der Erzherzog selbst saß. Nie und nimmer habe er, wenn man ihm glauben darf, die Frau töten oder auch nur verletzen wollen. Tatsächlich hat er die Waffe gesenkt, aber der Schuß ging trotzdem los, durchschlug die Autotüren und traf die Herzogin in den Unterleib. Inzwischen war der im Halten begriffene Wagen noch ein paar Meter weitergerollt. Prinzip stand jetzt im Rücken des Thronfolgers und zerriß ihm, von hinten feuernd, mit dem zweiten Schuß die rechte Halsschlagader. In wenigen Minuten war das Erzherzogpaar verschieden.

Vielleicht wäre Franz Ferdinand noch am Leben, wenn der Kraftwagenführer den Weg nicht verfehlt hätte. Auf dem breiten, geraden Appelkai konnte ein flottes Tempo gefahren werden und es ist fraglich, ob Prinzip dann überhaupt geschossen oder getroffen hätte. Vielleicht wäre ohne das Attentat überhaupt kein Krieg ausgebrochen. Vielleicht hätten sich in den letzten 10 Jahren Triple-Entente und Dreibund verständigt. Wer will dies sagen? „Wir wissen von Konflikten," schreibt Kleinwächter, — — „Faschoda und Hull sind zwei Beispiele von vielen — —, die auf das Aeußerste, zugespitzt, sich doch friedlich gelöst haben."

Franz Ferdinand und seine Gattin waren einem Prinzip (Grundsatz) zum Opfer gefallen. Ich zitiere nochmals Kleinwächter: „Es klingt, als hätte der Geist der Geschichte, aus seiner Zurückhaltung heraustretend, mit teuflischer Ironie eine zarte Andeutung über seine Absichten machen wollen . . . Als hätte Mephisto selbst einen Mann mit ironieerfülltem Namen ausgesucht . . . Der Name des Mannes, der mit schwacher Menschenhand den entscheidenden Stoß führte, wurde zum Symbol. Eine neue Welt stieg empor, die alte war an einem Prinzip zugrunde gegangen."

Aber das Prinzip der Selbstbestimmung, auf dessen Verletzung der Krieg mit zurückzuführen sein mag . . . das Prinzip der Selbstbestimmung, für dessen Heiligsprechung die Entente angeblich gelitten und gestritten hat, wird heute kaum weniger brutal vergewaltigt als damals, so daß die Gefahr neuer Kriege durch das Opfer des Thronfolgerpaares und der zehn Millionen, die ihm in den Tod nachfolgten, nicht gebannt ist.

Nach kurzer öffentlicher Aufbahrung in Wien wurden die beiden Leichen nach dem Schloß Artstetten, wo der Erzherzog glückliche Jugendtage verlebt hatte, überführt. Artstetten liegt bei Pöchlarn an der Donau. Am 4. Juli nachts 2 Uhr kamen die Särge in Pöchlarn an und sollten über die Donau gesetzt werden. Ein Höllenwetter entlud sich zur Stunde, unaufhörlich folgte Blitz auf Blitz, Donnerschlag auf Donnerschlag. Der Regen stürzte in solchen Massen herab, daß man nur wenige Schritte weit sehen konnte. Der Trauerzug wartete in der Bahnhofshalle längere Zeit, aber da sich das Unwetter garnicht verziehen wollte, schritt man schließlich doch zur Ueberführung. Als die Fähre mitten auf dem Fluß war, krachte und dröhnte ein besonders gewaltiger Donnerschlag. Eins der Pferde, die vor die beiden Leichenwagen gespannt waren, drängte, ungewohnt solcher Naturereignisse, ungestüm zurück und um ein Haar wäre der Leichenwagen mit dem Sarg in den Fluten der Donau verschwunden.

Klang bei diesem Aufruhr der Natur durch die mächtigen Donnerschläge schon das ferne Grollen des herannahenden Völkermordens, feinen Ohren vernehmbar, geheimnisvoll hindurch? Schicksalswinke oder Zufälligkeiten . . . Diese Frage läßt einen nimmer los, wenn man sich mit dem Drama des österreichisch-ungarischen Thronfolgers beschäftigt.

Serbische politische Verbrecher hatten das Attentat arrangiert, obwohl der Erzherzog serbenfreundlich war, und das serbische Element in der Monarchie wahrscheinlich unter Franz Ferdinand als Kaiser mit zur Regierung herangezogen worden wäre. Oesterreichische Machthaber nahmen den toten Erzherzog, dessen Hinscheiden sie vielfach als eine Befreiung von einer ihnen unbequemen Energie und einer ihnen lästigen, politischen Gesinnung empfanden, zum Anlaß, um den Krieg mit Serbien zu machen, aus dem der Weltkrieg hervorging.

An der Stelle, wo die tötlichen Schüsse in Serajewo fielen, ließ man eine Gedenkplatte in die Erde ein und dicht daneben errichtete man ein Denkmal mit dem Relief des ermordeten Thronfolgerpaares.

Der Mörder Prinzip wurde seiner Jugend wegen nicht zum Tode, sondern zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilt. Man brachte ihn aus Bosnien nach Maria-Theresienstadt an der Elbe zur Verbüßung seiner Strafe. Er wurde in Einzelhaft genommen und in eine ständig verdunkelte Zelle gesperrt. Tagsüber wurde er mit den Händen an die Wand gefesselt. Es dauerte natürlich nicht lange, daß er bei diesem mittelalterlichen Verfahren tuberkulos wurde. Die letzte Zeit hing er nur noch halb ohnmächtig in den Ketten. Nach drei Jahren erlöste ihn, der seine Tat schwer bereute, der Tod.

Als der Krieg zu Ende war, verlangte Serbien die Auslieferung der Gebeine des Prinzips von der Tschecho-Slowakei. Im feierlichen Zuge wurden sie nach Serajewo überführt und dort beigesetzt. Das Denkmal des Erzherzogspaares wurde entfernt und an dessen Stelle wurde ein Denkmal zu Ehren Prinzips errichtet und kirchlich eingeweiht.

URSULA VON ZEDLITZ

BERLINER BALLGESTALTEN

Der Gutaussehende

Er tanzt immer erst, wenn die Hälfte des Tanzes bereits vorüber ist. Wenn das Wippen der verblühenden Füßchen, die ihn verfolgen, allzu bettelnd wird, ihn irritiert. Dann spricht er endlich eine müde Aufforderung aus, die sehr beglückend ist für den etwas welken Arm, der sich darauf siegreich um seinen Hals legt und gern zärtlich wäre. Er macht stets ein leicht verärgertes Gesicht, als bereue er seine Höflichkeit und ließe seine Partnerin gern wieder stehen. Diese gutgemalten Frauen, die ihm nachlaufen und provozierend zu viel Bein zeigen, langweilen ihn. Ihre etwa vorhandene Intelligenz und ihre falsch placierte Bewunderung sind ihm lästig. Andrerseits ist er zu indolent, um sich durch den Charme einer Verwöhnteren bewegen zu lassen, selber nachzulaufen und den Hof zu machen. Er sehnt sich nach seinem kleinen Mannequin, das schön ist und zugleich anspruchslos. Man sieht ihm das an. Uebrigens tanzt er nicht annähernd so gut, wie seine Apollgestalt vermuten läßt.

Der Schüchterne

Auf jedem Fest hat er nur den einen Wunsch: mit dem Clou getanzt zu haben. Er weiß die Unbeträchtlichkeit seines Gesichts durch eine generalisierende Hornbrille gut cachiert und wagt, getrieben von einer Mischung unterbewußten Snobismus und Adoration, immer von neuem seine Bitte. Wohl weiß er, daß er schlechte Zähne hat und einen noch schlechter sitzenden Frack, doch ist er immerhin Mann und hofft durch diese ihm sehr beachtenswerte Tatsache selbst den Clou seinen Wünschen geneigt zu machen. Der Clou ahnt nichts von seiner Qual und vertröstet den Gläubigen von Mal zu Mal. Sie schüttelt sieghaft ihre Pailletten und wird nicht müde ihrem jeweiligen Tänzer zuzuraunen, daß X und Y und Z so unerhört verliebt in sie seien und daß sie ihr leid täten. Sie hat dabei eine so intime Art der Unterhaltung, daß der Jeweilige immer die glückliche Illusion behält, eine bevorzugte Ausnahme zu sein, und heftig um ein Wiedersehen bettelt.

Der dicke Legationsrat

Er liebt es, sich mit dem schönsten Mädchen an exponierte Säulen zu lehnen und findet zwischen Caviar und Champagner ihr Perlmutter-Decolleté maßlos aufregend. Er macht gern zynische Bemerkungen, z. B. daß sie die geborene Kokotte sei, da sie doch schön, elegant und mittellos sei. Das schönste Mädchen ist so verblüfft über diese ihre neue Form der Bewunderung, daß sie den Grad der Impertinenz gar nicht ermißt, und nicht daran denkt, Entrüstung zu markieren.

Der Exote

Gleichviel ob Rumäne, Türke, Argentinier oder Chilene, immer hat er einen sonderbaren Erfolg bei Frauen. Wo er hinkommt, löst der Verliebtheit aus, obgleich er zwar sinnlich, aber völlig gefühllos ist. Er tanzt hervorragend und hat eine geistreichelnde, schmeichelnde, graziöse Form der Conversation. Seine fremdartige Aussprache, sein zärtliches Französisch hat nicht nur für die Primitiven großen Reiz. Die Männer halten ihn für falsch, und nicht mit Unrecht. Seine Ritterlichkeit finden sie unterwürfig und würdelos, und wissen nicht, daß diese das Geheimnis seiner Siege ist. Im Uebrigen gehört er immer zum Stab einer intelligenten Frau, die wunderbare Perlen hat und Sinn für Humor. Ihr berichtet er höchst indiskret über alle seine Abenteuer und verwischt durch seine Persiflage jede tiefere Impression.

Der Snob

Immer behauptet er, Abkömmling eines erloschenen Fürstenhauses oder Kardinalgeschlechts zu sein und immer stammt er aus Galizien. In seinem Verkehr ist er sehr wählerisch, Aristokratie, möglichst blond. Er erwähnt gern ihre Namen mit übertriebener Nonchalance, erzählt Geschichten von Prinzen (mit denen er sich selbstverständlich duzte) und weiß immer den neuesten Klatsch. Er ist witzig, soigniert, betont jedoch etwas zu oft, daß er zweimal am Tag badet. Seine Impertinenz wächst proportional zur Kürze seiner Beine Er tanzt nicht übermäßig viel, doch immer mit den Richtigen, mit dem Clou, mit dem schönsten Mädchen, mit der mageren Fürstin X, mit der Gattin des anwesenden Gesandten usw. Und verliebt er sich, so nur, seiner Veranlagung entsprechend, in eine Frau, in die 90% der „Besten Leute“ ebenfalls vernarrt sind.

Die Gattin

Sie ist schlecht geschminkt (wenn überhaupt), hat einen bösartigen Gesichtsausdruck und trägt ein Kleid, das bestimmt irgendeine Schneiderin nach ihren eigenen Angaben verbrochen hat. (So sieht es wenigstens aus.) Sie ist sehr passé, obwohl sie in einer sagenhaften Jugend eine Beauté gewesen sein soll — so erzählt sie wenigstens und findet sich noch heute recht ansehnlich. Ihr Gatte behandelt sie so entsetzlich gleichgültig, daß sie durch jede Höflichkeitsgeste eines Fremden zur Annahme bewegt wird, daß er sehr in sie verliebt sei, ihr zum Mindesten heftig die Cour schneide. Sie tanzt wenig und blickt nur von Zeit zu Zeit kontrollierend zu ihrem Mann hinüber, der ein vermögensloser Beau ohne Skrupel und mit um so weiterem Herzen ist. Ihre einzige Waffe gegen ihn ist, seinen jeweiligen „Schwarm" schlecht zu machen. In der äußersten Bedrängnis versucht sie, den „Schwarm" durch sehr viel falsche Güte wehrlos zu machen. Der Versuch verläuft meistens unglücklich.

Es gibt auch den Gatten

Er ist der alternde Mann einer jungen und bezaubernden Frau, er ist liebevoll, eifersüchtig, vermögend und undifferenziert. Er schaut keine andre Frau an, beobachtet den ganzen Abend zwischen Bridgepartien die Erfolge seines charmanten Spielzeugs, ist sehr stolz auf die junge Frau, zuweilen wird er etwas melancholisch. Aber Männer, die auf seine hübsche, lebenslustige Frau gar nicht reagieren, verfolgt er mit der Antipathie seiner Gattin.

Der Gentleman

Er ist ein seltenes Exemplar. Er ist von angenehmem Aeußeren ohne eitel zu sein, macht amüsante Conversation ohne Cochonnerien zu sagen. Er ist trotz aller Liebenswürdigkeit aufrichtig, er hat einen Anflug von Idealismus und ist gar kein Snob. Er hat Herz genug um auch mit einem uneleganten Mädchen zu tanzen, und dabei tanzt er gut.

Er ist im Aussterben.

*

Adressen hört man flüstern und Namen austauschen. Telephonnummern werden mit dem Lippenstift auf der Entréekarte notiert und im Strumpf verborgen. Und ein leiser, wenn auch noch so künstlicher Hauch von Romantik geistert in den Nischen und stirbt erst am Ende der Saison.

PAUL MORAND

GALANTES EUROPA

Chronik des 20. Jahrhunderts

Einzig autorisierte Übersetzung von Walter Mehring

6. Fortsetzung

Die neuen Freunde

Ich glaube, daß ich sie besser als mich selbst kenne. Und doch habe ich sie nie gesehen. Sie heißt Paule: das ist beinah mein Name. Paris ist ein Labyrinth, wo wir auf unsern Wegen bald uns kreuzen, bald uns folgen, getrennt von Mauern, dicht genug, um uns voreinander zu verbergen, zart genug, um unsere Atemzüge zu vernehmen. Ich weiß, daß sie irgendwo unter den Dächern lebt: man sagt mir, man könne an ihrer Zimmerdecke die Vögel mit dem Schnabel wetzen hören. In der Ferne treibt der Mont Valérien über den schmiedeeisernen Ozean. Ich bin da gewesen, mir ihre Fenster anzusehen, aber ihr Balkon liegt zurück, ich habe nichts gesehen. Sie öffnet nicht ihre Tür. Sie hat wenig Freunde, und ihre Beziehungen zu diesen sind so gespannt, so passioniert, daß man eher von einem ständigen zarten Sich-Nicht-Verstehen sprechen kann. Ihr Gesicht — ich sah's auf einem der jetzt modernen Photos, kleine Lichtinseln auf Stirn und Kinn, Bäckchen in verschmierte Dunkelheiten getaucht, Marke: Kunstgewerbeausdauer, Verschlossenheit steht ihr auf's Gesicht geschrieben. Ich war so neugierig auf sie, daß mich oft in aller Frühe die Lust ankam, hinzulaufen und in ihrem Müllkasten nach verendeten Blumen, Brieffetzen, Obstschalen rumzukramen. Ich fand einige ihrer schwarzen, harten Haare zwischen den Zähnen eines Kamms. Man hat mir die Spur ihrer Schritte im Sande gezeigt, tief eingegraben wie die Sohlen eines Tauchers: aber sie ist sicherlich nicht so ein elegischer Poet, so leicht, daß sie Bleisandalen nötig hätte, um sich aufrecht zu halten. Ihr ist im Gegenteil eine gewisse Schwere, eine gewisse Unerbittlichkeit angeboren: Feindin aller Unschuld. Sie erregt mich wie eine Schlacht, der ich, ein anderer Fabricius, nicht beiwohne, deren militärische Heftigkeit oder politische Bedeutung ich aber aus den Blicken der Zurückkehrenden erahne.

Ich habe sie immer gehaßt, ich habe sie fast geliebt, weil ich bei ihr alle meine Neigungen erkenne; weil sie sicherlich, wenn auch nicht mir, so doch dem, was ich sein möchte, gleicht, und weil sie liebt wie ich.

*

Agnès.

Ich sitze allein an einem Tisch. Ich erwarte Agnès. Das war ihre Idee, dieses Abendessen. Sie hatte mir hier Rendezvous gegeben, ein Restaurant in zartem Biskuit, an der Stadtgrenze von Paris. As Kind habe ich dort oft geschmaust; dieselben Palmen noch, dieselben blauen Vasen. Die Stunde, da sie hätte kommen sollen, ist schon überschritten. Aber die Zeit ist nicht unser gemeinsamer Besitz; sie gehört einzig ihr. Sie packt soviel in die Minuten, die sie mir schenkt, soviel von ihr ist noch in denen, die sie mir weigert, daß es ist, als verließe ich sie. Ich liebe Agnès. Ich glaube, daß sie mich auch liebt, auf ihre Weise; aber diese Weise gefällt mir. Ich glaube auch — nicht nur, weil es gut ist, zu glauben — daß sie niemandem gleicht. Mit den andern Frauen immer dasselbe Lied: Ihre Tränen, ihre Nerven, ihre Regeln, ihre Strumpfmaschen, die aufgehen. Agnès passiert nur das, was sie selbst acceptiert, und nichts Gewöhnliches. Ihr Leben besteht aus zwölf Stunden Irrtümern und zwölf Stunden Vergessen, ein flüssiges, ein wohltuendes Vergessen, das reinigend wirkt, das sie bis in die tiefsten Tiefen ihres Ich's beruhigt, das ihr gestattet, dies kindliche Aussehen zu haben, diese hartnäckige Neigung zum Alltagsglück, die sie niemals befriedigen wird. Agnès ist ein Mensch mit guten, graziösen Fähigkeiten. Sie hat eine Stuppnase, der gigantische Abenteuer begegneten wie sonst nur gekrümmten Nasen. Ohne die Puste zu verlieren, folgt sie dem Lauf ihres Schicksals überallhin. Sie ist rasserein, dabei aber so optimistisch und vital wie Leute, die es nicht sind, was ihr erlaubte, sich den seltsamsten Zufällen zu fügen. Sie bewahrt unter ihrer Extravaganz und sie bringt mit ihr noch in die tragischsten Amüsements einen außergewöhnlich gesunden, kräftigen Menschenverstand, wie eine komische Figur, die der Truppe von der Zeit ihrer Schelmenrollen her verpflichtet bleibt. Denn Agnès begeht mehr Tollheiten, mehr Unvorsichtigkeiten als irgendwer sonst, allerdings, ich wiederhole es, mit dem redlichsten Charakter, mit zurückhaltendstem Benehmen, mit einem Minimum an Verlegenheit. Sie hat es vorgezogen, im größten Lärm zu leben. Wovon uns der Kopf dröhnt, scheint ihr köstlicher Gesang. Ich möchte hier keine Beispiele anführen, obowohl ihr Leben eine einzige Kette von romanhaftem Gelingen war und sein wird. Um zu begreifen, wird es genügen, sie zu betrachten, wie sie eintritt, sich mir gegenüber setzt, wie sie in einem Moment alle Ueberbleibsel eines Tages, alle Verirrungen aufzählt, die sie ohne jede Heuchelei kultiviert; zu sehen, wie dieser Apparat an Gefahren — wirklichen oder erdichteten, — an Aengsten, an Heiterkeit,

der mit ihr auftaucht, brüsk zu arbeiten beginnt und sich auf den — der wie ich — sich ohne Vorsicht nähert, niederschlägt.

Heut abend werde ich Agnès ganz für mich allein haben. Nicht immer hat man sie für sich. Mit welchem Recht diesen sozialen Reichtum konfiszieren? Wie unter einem Dach solchen Wirbelwind beherbergen, der das Haus in die Luft sprengen kann, wenn man ihn komprimiert? Denn Agnès schleudert unbekümmert und mit seltener Wurfkraft rings um sich ihre Taten, die Explosionen auslösen. Lacht über die Weiber der Vorkriegszeit, die zu ihren Männern sagten: „Ich komme jetzt zu Ihnen, wenn Sie mir versprechen, ganz artig zu sein."

Vielleicht werden wir sie jetzt ganz zärtlich und sanft ankommen sehen; sie ist auch d a s, besonders, wenn man keine Miene macht, sie anzuschauen.

Agnès kommt nicht. Immer, wenn jemand eintritt, hebe ich den Kopf. Der Kellner, um mich in meiner Ungeduld zu beruhigen, schiebt mir jedesmal ein neues Messer und eine andere Gabel unter die Finger. Ich muß ungefähr dem Stich aus der Restaurationszeit gleichen: „In Erwartung der Braut." Die Esser geraten in eine behagliche Stimmung, beginnen sich einander zu nähern und ineinander aufzugehen. Man räumt die Tische raus zum Tanzen. Der Geiger breitet über sein Instrument ein dreckiges Taschentuch, als wenn er seine Zähne ausspucken wollte, und promeniert auf mir einen hochmütigen, angestammten Blick, ähnlich dem von Hirschköpfen im Vorzimmer, bis endlich, wie er im Spiegel seinem eigenen Abbild begegnet, er definitiv verführt ist, und sein Auge daran hängen bleibt. Noch tagt es am Himmel, aber mehr schon in seinen Tiefen. Langgestreckte Wolken, vom Westen angezogen, folgen seiner Einladung. Ich vergaß zu erwähnen, daß Paris vor mir liegt; getrennt durch rosige Kastanienbäume und eine Seine-Krümmung, die allerliebst von einem Abglanz leuchtet.

— Guten Tag! Ist Agnès noch nicht da?

— Paule?

— Ja, Paul.

— Wie haben Sie mich wiedererkannt?

— Kein Zweifel, daß Sie es waren.

Zum erstenmal vernehme ich ihre Stimme: „Man muß noch ein drittes Couvert decken", sagt sie; „Agnès lädt uns beide nämlich heut abend ein; sie hat sich verspätet und läßt bitten, mit dem Essen nicht auf sie zu warten."

So, da sie wußte, daß wir, benachrichtigt, uns einander entziehen würden, hütete sich Agnès, uns vorher dies Zusammentreffen zu verraten. Sie hat uns „versammelt" — der schwächste Grad der Annäherung, der am selben Ort „zu-

sammen“ führt. Da sitzen wir nun beide, bieten uns die Stirn, ohne sie, deren Gegenwart einzig uns glücklich machen würde. Agnès wollte auf engem Raum ihre beiden größten bisher getrennten Güter vereinigen, jene beiden Wesen, die sich am besten auf die Liebe zu ihr verstehen, die darauf eingehen, sich dem, was sie will und was sie nicht will, zu fügen und doch darunter immer wieder leiden werden. Denn Paule und ich, in aller Offenheit, in aller Unbefangenheit, wir lieben seit einem Jahre Agnès.

Paule setzt sich mir schweigend gegenüber. Wir passen dem Bilde, das wir uns voneinander machten, unsere Wirklichkeit an: es schließt sich lückenlos. Paule ist ganz weiß. Und sie legt noch davon auf. Ihr Gesicht: weißsamtenes Kreisrund mit rotem Querstrich; in der Mitte senkrecht ein schwarzer Grat, der wiederum von der Huttransversale geschnitten wird. So wenig ist's, was ich von ihr sehe, und doch ist's eine große Entdeckung.

Wer von uns hätte gedacht, dem andern nahe zu kommen, — diesem ewig fernen Andern, das Agnès ermüdende Taktik außer Reichweite brachte — so nahe, daß man die Poren an des andern Haut unterscheidet; es berührt, es in seinem Bereich hat . . .

— Ich hatte oft Lust, sie zu töten, sagte Paule.

— In diesem Moment noch wünschte ich Ihren Tod.

So gering ist die Gefahr, daß wir darüber lachen sollten, schallend lachen, uns hier in einem tête-à-tête wie zwei Verliebte dinieren zu sehen. Aber wir haben gar keinen Sinn für Komik, wir, die wir aus Stoizismus, aus Trägheit einander die Angeln auswarfen. Wir sind alle zwei vernarrt in die Tugend. Unheilbar. Durch Agnès Abwesenheit völlig kopflos. Unsichtbar hat der Herr Kommandeur mit rosenrot geschmückter Brust sein Gedeck zwischen uns aufgebaut.

Wer wird als erster seinen Namen aussprechen?

*

Der Boy tut's. Agnès hat telephoniert. Sie kann sich mit uns nicht treffen. Ist müde, hat sich zu Bett gelegt. Jetzt bleibt uns nichts übrig, als das Fasten abzubrechen. Ist das ein meuchlings oder reiflich ersonnener Hinterhalt? Auf jeden Fall, wir kennen Agnès hinlänglich, um zu ahnen, welche Freuden sie in diesem Augenblick über diesen Streich auskostet. „Sportsmäßig“ wird sie sagen.

Wird Paule nun ohne ungnädige Schwäche sich einen ersten Vorteil sichern, mich fühlen lassen, daß sie Agnès viel länger kennt als ich, wird sie Erinnerungen an Segeltouren auf dem Genfer See, an Küsse unter blühenden Apfelbäumen in der

Normandie auskramen? Wird sie in Vergangenes vernarrt mir die ganze Genealogie ihrer Liebe versetzen? Ich bin fanatischer Demokrat; Pergamente zählen bei mir nicht. Ich werde ihr die Knalleffekte verpatzen. Wenn es sein muß, gehe ich soweit, sie zu zwingen, meinen Blick auszuhalten, während ich ihr enthülle, daß ich den ganzen letzten August über, den Agnès bei ihr verbrachte, heimlich im Dorfwirtshaus lebte. Morgens verließ Agnès Paule's Villa, und ich schleuderte sie auf zerknautschte, feuchte Laken. Lachte mir eins über ihr Versteckspielen und ihre Umhängebärte.

*

Nichts von alledem geschieht, denn Paule nimmt ihren Hut ab. Sie nimmt den Hut ab, und ihre Stirn kommt zum Vorschein, frei, zugänglich, gütig. Ein ganz anderer Mensch. Sie hat keine kurzgeschnittenen Haare. Ihren Mund auch hatte ich ganz verkehrt beurteilt. Das ist eine Fénélonsche Seele, aus weichem Stoff, „mitfühlend und freizügig", sie, die mir gegenüber sitzt. Ich wußte nicht, daß unsere Urteile so stark von einer Beleuchtung abhängig sind. So bin ich nun mit einem Wesen zusammen, das genau so bebt wie ich, dessen Herz von der Erregung pocht, da zu sein, allein, im Angesicht des Feindes.

Sollte Paule keine von jenen Vorzügen, von jenen Fehlern haben, nach denen ich trachte? Sollte sie naiv, nachgiebig, eine Schwester sein?

Und so, schwankend zwischen der Höflichkeit, die mich verpflichtete, Gutes von unserer gemeinsamen Freundin zu sagen und dem Verlangen, vertraut zu werden, wähle ich den kürzesten Weg, indem ich ein bischen Schlechtes sage:

— Sollen wir Agnès verurteilen? frage ich.

— Ach! Wegen Nichterscheinens!

— Lynchen wir sie!

— Von den Händen einer Menge in Stücke gerissen zu werden, scheint mir immer ein wunderbares Ende, sagte Paule; das nicht allen vergönnt ist. Aber es ist sehr wohl ein Ende für *unsere* Agnès. Denken Sie weiter, wie jeder nachher feierlichst ein Stück von ihr mitnehmen würde.

— Welchen Teil von Agnès würden Sie vorziehen?

— Bei Volkstumulten nimmt man, was einem der Zufall in die Hände spielt. Ich liebe ihre Finger, aber es dürfte schwierig sein, sie wiederzufinden wegen der Ringe . . . Meine Wahl würde eher bei ihrem Mund verweilen.

Ich bin gerade im Begriff, zu antworten:

„Verweilen wir an ihrem Mund", aber das ist eine Phrase, die ganz unbewußt über meine Lippen will. Indessen suggeriert

sich mir dabei — und auch ich würde es damit suggerieren — das Bild von einem dreifachen Kuß; Triangel, ebenso unmenschlich wie der Körper mit drei Beinen im Wappen der beiden Sizilien, Konfusion der Lippen, wo die Winkel einzig sich gegen Nachbarwinkel pressen, während die Münder sich ins Leere spitzen, fehltreiben unter der Glut dreifachen Atemfeuers . . .

— Ich gewinne meine Ruhe wieder und fahre fort:

— Aber was würde, stumm geworden, ihr Mund noch sein? Ist er anders als ein Wort, von Rot umrandet?

Wir unterbrechen diesen Elisabethanischen Dialog, der von Blut und Sticheleien trieft, denn der Klang unserer Stimmen hält uns gefangen und gestattet unsern Herzen, miteinander zu plaudern. Man kennt diese schweigenden, aufleuchtenden Gespräche, die sich zwischen zwei Geschöpfen bei ihrem ersten Zusammentreffen anknüpfen und sie eins ans andere fesseln, während die Worte die Szene einnehmen und vorbeiparadieren, ohne daß man ihnen Gauben oder Aufmerksamkeit schenkt.

Bald fiel es uns ganz leicht, zuzugeben, daß wir Agnès aus denselben Gründen liebten. Werden nicht im Grunde alle liebenswerten Dinge auf dieselbe Art von aller Welt genossen? Wir können uns nicht von Leid und Freud trennen, das wir erlebten, um es zu konstatieren. Agnès' Lachen, Agnès' eisige Hände, ihre Unbeständigkeit — sie sagt, daß sie aus Liebe zur Treue allerwelt treu ist — ihre Angewohnheit, alles singend zu tun — singend gibt sie uns ihre Rendez-vous vor allen Leuten, — (auch Ihnen?) — ihr Parfüm, daß sie wie Messerstiche austeilt, ihre Exzesse, die durch fürchterliche physische Schmerzen — Kopfschmerzen, — unterbrochen und entschuldigt werden; ihre Verachtung des Wohlbefindens, außergewöhnlich bei einer Frau, ihre Art clownhaft in der Lebensführung, aber cornelianisch in ihrer Lebensfassung, dies alles wie die knabenhafte Sanftheit ihrer Haut einte uns mit Agnès und schloß uns zwei in ihrer Abwesenheit fester zusammen.

Ueber Paris höhlte der Mond seine Sichel. Ein Wohlbefinden ohne jede Trivialität überkam uns.

Wir litten nicht einmal darunter, daß es keine Erdbeeren mit Schlagsahne mehr gab.

Rechts über den Gasometern von Vanves, Colosseum-Gerippe von Geiern angefressen, — über der ersten Obstblüte von Clarmart schliefen die Rauchwolken ein. Zur Linken wich jener Industrienebel und stiegen, über dem Bois de Boulogne, die pflanzlichen Dünste auf. Lichtreihen entrollten sich, gleichsam wie Leitsätze, am Fuße von Monumenten, deren

Rolle man im Pariser Panorama kennt. Die Polizei zog in einem side-car pflichtgetreu zu ihren nächtlichen Arbeiten aus.

Paule zeigte nach ihr mit dem Finger.

— Als ob man die Polizei der Nacht schaffen könnte.

— Als ob man die Polizei einer Epoche wie der unseren schaffen könnte, fuhr ich fort, wo alles, in jedem Augenblick, so einfach und so subtil wird, daß kein Gefängnis . . . Einst haben wir uns erwürgt, vergiftet. Nun tragen wir beide zusammen die lastende Bürde der Liebe. Welche Hilfe wäre nicht nötig, um diese chirurgischen Stunden des Abends, so schwer für Liebende, zu überstehen? Sehen Sie, wie ein verpaßtes Rendez-vous angenehm sein kann, wenn es mit einem Schlag zwei Opfer trifft. Welche Worte finden für diese neue Freundschaft? Wir bedienen uns weiter der gestrigen, wie man dieselben Häuser weiter bewohnt, um nicht gezwungen zu sein, sie neu zu konstruieren, obwohl man darinnen nicht mehr auf die alte Manier lebt. Aber die Menschen kennen nur das, was sie sehen, und niemand bemerkt, daß sich darunter alles gewandelt hat

Wir erhoben uns. Ich nahm Paule's Arm. Wir dachten an Agnès. Wir hätten gar zu gern gewußt, wen von uns beiden sie in der Liebe vorzöge. Aber durften wir an einem Abend, wo wir unseren Kummer gebändigt unter unserm Finger hielten, sie erschrecken? Wir stiegen zu Fuß hinab zum Tagesanbruch. Schweigend kosteten wir einen glücklichen Waffenfrieden aus, einen Waffenfrieden ohne Morgen vielleicht, ohne Augenbinde haben wir einander zum Kampfplatz geführt, befugt, alles zu besichtigen und mit der Hand die Waffen zu berühren, die uns gestern noch verwundeten.

(Fortsetzung folgt)

Die Eisenbahnen sind wieder ein solches providentielles Ereignis, das der Menschheit einen neuen Umschwung gibt, das die Farbe und Gestalt des Lebens verändert; es beginnt ein neuer Abschnitt in der Weltgeschichte, und unsere Generation darf sich rühmen, daß sie dabei gewesen. Welche Veränderungen müssen jetzt eintreten in unserer Anschauungsweise und in unsern Vorstellungen! Sogar die Elementarbegriffe von Raum und Zeit sind schwankend geworden. Durch die Eisenbahnen wird der Raum getötet, und es bleibt uns nur noch die Zeit übrig. Hätten wir nur Geld genug, um auch letztere anständig zu töten! In vierthalb Stunden reist man jetzt nach Orléans, in ebensoviel Stunden nach Rouen. Was wird das erst geben, wenn die Linien nach Belgien und Deutschland ausgeführt und mit den dortigen Bahnen verbunden sein werden! Mir ist, als kämen die Berge und Wälder aller Länder auf Paris angerückt. Ich rieche schon den Duft der deutschen Linden; vor meiner Tür brandet die Nordsee.

Aus: Heinrich Heine, Französische Zustände.

GLOSSEN

DIE CHINESISCHE MAUER

Aus einer rein zufällig gewählten Nummer der Zeitschrift „Fridericus" seien hier kleine Abschnitte zitiert, die ebensoviele wichtige Kulturfragen behandeln. Der „Fridericus" ist nicht etwa das Organ irgendwelcher übergeschnappter Outsider, sondern die meist-verbreitete, über den einzelnen Gruppen stehende, demnach repräsentativste Zeitschrift der Völkischen. Sind diese Aeußerungen also wirklich symptomatisch für das, was man die „Einstellung" des Leserkreises zu nennen pflegt? Ein Blick durchs Guckfenster — öffnen wir es!

Die Völkischen und die Geschichte

„Die armen Franzosen! Sie haben Pech mit ihren großen Männern. Ihr Napoleon, wenngleich ein höchst ungebildeter und roher Kerl und darum eigentlich wenig geeignet, „an der Spitze der Zivilisation zu marschieren", aber als leidenschaftlicher Militarist und ruheloser Friedensstörer so recht der gegebene Mann für das jedem Krieg so abgeneigte Franzosenvolk, der war gar kein Franzose, sondern Italiener von Geburt. Ihr Retter aus der Not von 1870/71, Gambetta, war Jude und seine Familie stammte aus Italien. Ehren-Poincaré ist gleichfalls Jude, nur freilich mit gutem Erfolg einfranzösisiert . ."

Die Völkischen und das Theater

„Die deutsche Vortragsbühne, Sitz Kottbus. Musikdramatische Weiheabende Gustaf Hildebrandts im vaterländischen Sinne in allen Städten Deutschlands, empfiehlt sich mit ihren Veranstaltungen allen deutschbewußten Kreisen, Vereinen und Verbänden. Sie strebt eine Organisation der gesamten deutschgeistigen Erneuerungsbewegung an und wird ihren Wirkungsbereich noch wesentlich erweitern. Zurzeit erstrecken sich die Veranstaltungen auf 1. dramatische Weiheabende (Dramen der deutschen Erneuerung), 2. deutsche Kunstabende (Dichtkunst, Tonkunst, Malerei, letztere mit Lichtbildern, insbesondere Abende mit Werken des Malerdichters Ludwig Fahrenkrog), 3. deutsche Erkenntnis- und Bußabende (insbesondere Paul Steinmüllers „Feuerrufe in Deutschlands Nacht"). Jeder Abend ist musikalisch ausgestaltet und umrahmt . . ."

Die Völkischen und der Film

„. . Nationale Blätter vom Schlage des „Berliner Lokal-Anzeigers" hätten nur auf eins hinzuwirken: Geht nicht zu amerikanischen Filmaufführungen! Pflicht aller vaterländischer Verbände müßte es vom ethischen und wirtschaftlichen Standpunkt aus sein, zum Kampf gegen den amerikanischen Film aufzurufen. Warum? Die amerikanischen Filme stellen infolge ihrer einheitlichen und einseitigen Tendenz der Hervorkehrung des Amerikanismus zugleich eine politische Gefahr für Deutschland dar, weil sie uns die entsetzliche Mechanisierung des menschlichen Daseins und die Abtötung des deutschen Gemütslebens zum Nutzen der herrschenden Kaste des internationalen Geldjudentums bringen. Es darf da für jeden anständigen Deutschen nur eine Parole geben: Ein Hundsfott, der ein Lichtspielhaus betritt, solange noch ein amerikanischer Film gespielt wird. Mögen sie mit ihren albernen und jämmerlichen Pola Negri-, Lloyd-, Keaton-, Chaplin- und sonstigen Schmarren hausieren gehen, wo sie wollen: In Deutschland darf — so will es unser Nationalstolz — dafür kein Platz mehr sein."

Die Völkischen und die Musik

„ . . . In verruchten kaiserlichen Zeiten ging man zu den billigen Volkskonzerten in die großen Brauereisäle, wo schneidige Militärkapellen das boten, was des Deutschen Herz erfreut. — Und nicht selten fand sich da aus dem Publikum einer, der zwischendurch vom nächsten Tisch herab in wohlgesetzter Rede dem Ausdruck gab, was alle beseelte. Die neue Zeit hat das alles verschlungen. — Erst jetzt wagt man es, die völlig unpolitischen deutschen Abende wieder einzubürgern. Deutsche aller Stände, von der einfachsten Arbeiterfamilie bis zum hohen Beamten, Gelehrten und Offizier, sammelten sich zu vielen Hunderten beim Schoppen Bier, um einem guten Konzert und packenden Vorträgen zu lauschen. Meinen Wunsch habe ich jüngst in Hamburg erfüllt gesehen. In Sagebiels Festsälen traf ich viele Hunderte Deutscher, die zusammengekommen waren, um einem guten deutschen Konzert zu lauschen, das von der verstärkten Pfeifferschen Kapelle mit Akuratesse und künstlerischem Schwung ausgeführt wurde. — Dann aber zeigte sich F. C. Holtz nach langer Pause wieder einmal seinen lieben Hamburgern und wurde mit nicht endenwollendem Beifall begrüßt. Kraftvolle deutsche Worte sprach er zu ihnen. — Aus dem Herzen. Zu den Herzen. — Bittersüße Wahrheiten über die Not der Zeit, vom Parteiklüngel und vom schlafmützigen Spießertum, bei denen so mancher im Geiste bekennend sich an die Brust geschlagen haben mag. — Goldene Worte, von denen man wünscht, daß sie noch recht oft und recht laut gesprochen werden möchten! — Dem anschließenden zweiten Konzerteil folgte der deutsche Tanz, dem sich jung und alt mit gleicher Leidenschaft hingab. — Angenehm unterbrochen wurde er durch launige Vorträge des Direktors Hans Arnold vom Colosseum in Rostock . . ."

Die Völkischen und das Reisen

„ . . . solange in den deutschen Hutgeschäften „echt italienische" Hüte liegen, nicht etwa weil's dem Ladeninhaber Vergnügen macht, sondern weil deutsche Nachtwächter einen italienischen Filzhut für kleidsamer halten als einen deutschen Hut, wird der Italien-Fimmel weitere Opfer fordern. Hinzu kommt, daß die Deutsche Reichsbahn diesen Fimmel pflegt und hegt, indem sie gerade jetzt billige Sonderzüge nach Italien laufen läßt. Ueberlassen wir den Unbelehrbaren ruhig die blaue Lagune Venedigs mit den darin schwimmenden toten Katzen und freuen wir uns über jeden Wanzenstich, den eine „echt italienische" Wanze ihnen beibringt . . ."

BRIEFE AN DAS TAGE-BUCH

1.

Verrechnung des Lesens

Ascona, im Februar.

Von einem Fremden erhielt ich folgenden Brief:

„Verleitet durch die Anpreisungen in der Tagespresse, habe ich mir Ihr Buch Wilhelm II. für 14 Mark gekauft, in der Erwartung ein wahrheitsgetreues Lebensbild mit all seinen Licht- und Schattenseiten kennen zu lernen . . . Bald aber wurde ich stutzig, und als ich mich endlich bis zum Schluß durchgerungen hatte, war ich überzeugt, ein Buch gelesen zu haben, das in gehässigster Weise nur die Fehler eines begabten Menschen zusammensucht . . . Dieses Buch gehört in kein deutsches Haus! Deshalb sende ich es Ihnen wieder zu, mit dem Anheimgeben, mir wenigstens meine Auslagen zurückzuerstatten; meine Zeit habe ich dann immer noch daran verloren . . .

Kuhl,
Charlottenburg, Dernburgstr. 4."

Ich erwiderte:

„Im Besitze Ihres Schreibens beeile ich mich, Ihnen 52,30 Mark in bar zu übersenden, die Sie auf neue Rechnung vortragen und auf meinem Konto wie folgt verteilen wollen:

Wilhelm II.	14,— M.
Porto	—,80 M.
Zeitverlust durch Lesen .	37,50 M.

Nachdem ich aus Ihren werten Zeilen Ihre geistige Kapazität geschätzt habe, berechnete ich 20 Seiten in der Stunde, d. h. für 500 Seiten 25 Stunden Lesearbeit, pro Stunde 1,50 Mark.

Emil Ludwig

2

Hans Behrendt, der Dichter der Fridericusfilme antwortet:

Es steht in Sanssouci 'ne Mühle —
Die dreht sich leider heut nicht mehr;
Den Stefan läßt das ziemlich kühle,
Das Hänschen aber reizt sie sehr.

Der Stefan denkt: Die tote Mühle,
Die einst dem alten Fritz gehört —
Erhitzte den —; mich läßt sie kühle,
Denn ich bin auf- und abgeklärt!

Mich reizt nur noch des Tags Geklapper,
Ein Bronnenruf, ein Brechtgeschrei!
Ich bin ein Mann — und nicht ein schlapper,
Führer windmühlenflügliger Partei.

Das Hänschen aber lacht verstohlen
Nach links nicht schielend und nach rechts:
Ich achte, das sei unverhohlen —

Das Große jeglichen Geschlechts!
Sei's Liebknecht, Friedrich, Mozart, Goethe —
Sei's Johann Strauß — sei's Leo Fall —
Ich ehre Alle! Steffi — höre und erröte
— Mein nächster Film heißt Ferdinand Lassalle!

Hans Behrendt

COURTELINES VORBILD

Georges Courteline hat sich endlich entschlossen, seine gesammelten Werke erscheinen zu lassen (im Verlag Bernouard, Paris). Der erste Band hat ein amüsantes Vorwort, dem wir folgendes entnehmen:

Ich muß diejenigen meiner Leser, die gern heftige Erregungen und sensationelle Theatercoups erleben, darauf aufmerksam machen, daß sie in diesen Bänden vergebens danach suchen würden; sie zeigen einen außergewöhnlichen Mangel jeglicher Einbildungskraft, mit der mich die gütigen Feen an der Wiege bedacht haben. Man soll in diesen Blättern — wie soll ich es nur richtig ausdrücken — eine Art Orchestersuite sehen, die für kleines Streich-Orchester geschrieben ist, einen Vorwand, die Logik der kleinen Psychologie auszuspinnen, die sich an kleine Geschichtchen knüpft, die ganz kleine Anfänge haben, eine ganz kleine Mitte und ein ganz kleines Ende; ganz kleine Personen, die am besten nach der Philosophie leben, nach der ich mich bemühe, alle Dinge leicht zu nehmen, denn ich denke mit Daudet, daß der Tod geliebter Wesen die einzige Sache im Leben ist, die der Mühe lohnt, um sie zu weinen.

Leute, die nichts davon verstehen, haben behauptet, ich hätte Soldaten, Büromenschen und Hahnreie gemalt.

Reine Legende: ich bin weder Maler noch Bildhauer. Ich nehme nur das Buchsbaumholz in die eine Hand und ein kleines Taschenmesser in die andere und bearbeite mein Holz mit der Spitze des Messers, indem ich mich bemühe, Griffe für Regenschirme zu modellieren, nach der Art des Vaters Bourras, der im „Bonheur des Dames" Hundeköpfe für Sonnenschirme anfertigt zur größten Begeisterung der gesamten Straßenjungen der Nachbarschaft, die unbeweglich und stumm vor dem Schaufenster stehen. Ich bin gewiß

nicht so lächerlich, mich mit diesem großen Künstler zu vergleichen. Ich bin aber — das kann ich beschwören — ihm gleich in der Arbeitsweise: ein armer Arbeiter, geplagt von einer ewigen Unzufriedenheit, der seinen Satz bildet, wie man einen Weg macht, indem man die Worte am Wegrand aufhebt, und langsam aneinanderreiht, so gut und schlecht es geht.

Aber ich werde für meine Mühe belohnt durch das Vergnügen, das ich bei der Arbeit empfinde und ich erteile ihm von Zeit zu Zeit von ganzem Herzen Entlastung. Mit einem richtigen Wort am richtigen Platz, mit einem ungefähr treffenden Ausdruck kann ich die einzigen Dinge lebendig machen, die ich wirklich liebe: meine teure Jugend, meinen alten Montmartre.

Übersetzt von M. Z.

FILM

Die verlorene Welt

Mit der verlorenen Welt dieses Titels ist nicht etwa das verlorene Paradies oder sonst ein ideales Bereich gemeint, sondern jene dumpfdüstere Epoche, als die riesigen Saurier die schleimige Kruste unseres Planeten bevölkerten, damals als der Mensch noch längst nicht einmal ein Affe war. Der Sherlock Holmes - Erzeuger Conan Doyle hatte den Einfall, einen Restbestand dieser Urwelt auf einem bislang unbetretenen Hochplateau am brasilischen Amazonasstrom entdecken zu lassen.

Die Menschenhandlung, das Manuskript des Films, ist unerheblich, sogar für Amerikaner ziemlich ungeschickt. Die Bilder aus Europa muten an wie aus der Urzeit des Films, und die gestellten Landschaftsbilder vom Amazonenstrom wirken lächerlich, wenn man die wirklichen Aufnahmen sah, die ein Propagandafilm der brasilianischen Regierung und ein Ufa-Expeditionsfilm aus diesen Bezirken brachten.

Dennoch hatte dieser Film zwei grotesk-großartige Höhepunkte, die in der Filmproduktion bisher nicht ihresgleichen haben und sehr sehenswert sind. Es ist gelungen, die Brontosaurier, Allosaurier und vielerlei dergleichen Riesengetier mit unheimlicher Naturtreue nachzumachen, so daß man diese ungeschlachten Monstra sich bewegen, leben, atmen, fressen und einander abschlachten sieht. Man hat sie in Landschaften und gegen Menschlein gestellt, gegen die sie gigantisch gen Himmel ragen, und scheucht sie vor einem ausbrechenden Vulkan in Scharen davon wie einen ausgebrochenen Zoo der Urzeit.

Clou des Ganzen (zweiter Höhepunkt) ist nun, daß ein lebender Brontosaurus ins heutige London geschafft wird, dort ausreißt, und, wie ein Kirchturm hoch, wie ein Eisenbahnzug lang, mit gakelndem Giraffenhals durch die Straßen tobt, Menchenmassen vor sich herjagt, Monumente knickt, Häuser umwirft und schließlich auf der Tower-Bridge einbricht und von der Themse ins Ungewisse fortgeschwemmt wird.

Das sind tolle, aufregende, phantastische Bilder. Nachzudenken aber wäre darüber, daß den Zuschauern vor diesen grausigen Wesen, seinen ordinären, hirnwinzigsten Vorfahren eigentlich niemals graust, sondern daß man kichert und mitleidig grinst. Etwa weil die geduldigen Hersteller

des Films gar nicht Grauen wecken wollten? Oder, was wahrscheinlicher ist, weil schon öfter in phantastisch-schaurigen Filmen beobachtet, weil das Phantastisch-Schaurige im Film, zu Realität geworden, längst nicht so grausig wirkt wie in der ahnenden Phantasie.

Kurt Pinthus

DER NEUE HOGARTH

Vierundvierzig Bilder von Otto Dix stellt die Galerie Neumann und Nierendorf aus — es sind vierundvierzig Exhibitionen. Dix exhibitioniert den ganzen Menschen. Wie soll man das nur kurz erklären! Nehmen wir an, daß der Mensch außer den verdeckten Geschlechtsteilen, oder noch besser, statt der Geschlechtsteile ein geheimes Organ hätte, in dem alle Gier, alles Natürlich-Tierische, Habsucht, Haß, Eitelkeit, Geilheit, Lüsternheit seine Wurzel hat, irgendein gequollenes, lappiges, feuchtes, aufreizendes Organ. Man könnte dann sagen, daß Dix dieses Organ nackt, naturalistisch genau darstellt — exhibitioniert. Er ist ein Blutsverwandter Hogarths. Unwillkürlich mußte ich an die Kirchenszene Hogarths denken, in der Dixsche Menschen stehen und sitzen, in der Ecke ein abstruser weiblicher Geschlechtsteil, aus dem eine Art Thermometer mit der Einteilung in Lust, Exstacy, Love, Agony, Madness, Suicide herausragt. Dix ist der kämpferischste und zeitbewußteste Maler. Er schüttelt die bequeme These von Inspiration und Intuition des malerischen Schaffens ab und setzt dafür den klaren, tätigen Geist ein. Das Aufwühlende an seinen Bildern liegt gerade darin, daß er die Menschen als die Halbtiere, die sie sind, mit all ihren Triebhandlungen, ihren vom Geiste unbehauenen Urgesichtern darstellt. Selbst das Porträt Eulenbergs zeigt bloß ein Halbtier, das — wie ein Hund mit seitlich gestelltem Kopfe sich abmüht, irgendeine Sprache irgendeines Herrn zu verstehen. Diese Bilder zeigen den Menschen in seiner armen Blöße, sie sind ein einziger Schrei: Veni, creator spiritus! Dix ist kein Satiriker. Seine Bilder stoßen entweder ab, oder — sie erschüttern.

Arnold Hahn

DEUTSCHER STIL

Die „Neue Preußische (Kreuz) Zeitung" schreibt am 7. Februar 1926:

> „Die untrennbare Verbindung zwischen Hohenzollerntum und Junkertum gipfelt in der Person Bismarcks, der, selbst ein Produkt jahrhundertelanger Hohenzollernarbeit . . ."

Dieser neue Tatbestand bedarf doch wohl der Aufklärung. Naturwissenschaftler an die Front!

EIN MUSTERLESER

Ein amerikanischer Leser des „T.-B.", Herr Richard Mayer (Harmony House, Kendal Green, Massachusetts) hat auf seinen Vorschlag das lebenslängliche Abonnement des „T.-B." für 315 Mark erworben.

In einem Begleitbrief drückt Herr Richard Mayer den Wunsch aus, es möchten auch in Deutschland recht viele Leser des „T.-B." diesem Beispiele folgen. In Amerika selbst, ist solcher Vorgang durchaus nicht selten. Die Verbundenheit des Lesers mit seiner Zeitschrift wird damit zum Ausdruck gebracht, eine Verbundenheit durch alle Wechsel des Geschicks, durch helle und trübe Tage.

Das „T.-B." aber grüßt seinen ersten „Lebenslänglichen" und wünscht ihm viele frohe Jahre.

DEMOKRATEN!

Das „Heidelberger Tageblatt“, gut demokratisch, veröffentlichte folgendes Inserat:

> Wer Sr. Majestät dem Kaiser zum Geburtstag am 27. Januar seine Glückwünsche aussprechen will, wird gebeten, sich am Sonntag, den 24., und Montag, den 25. Januar, an nachstehenden Orten in die Listen eintragen zu wollen:
>
> Geschäftsführer d. Dntl. P. Weber, Neuenheimer Landstraße 8, III
>
> Generalleutnant a. D. Neuber, Erwin-Rohdestr. 11a.

Frau Weber ist die Geschäftsführerin der Deutschnationalen Partei, Herr Generalleutnant Neuber sozusagen ihr leitender Kopf. Sie wissen, wie Demokraten zu fassen sind — hinten, im vermieteten Teil.

LITERARISCHER BÖRSENBERICHT

Jean de la Coulisse veröffentlicht in „Les Marges“ eine Art Börsennotierung über literarische Neuerscheinungen und Neuauflagen. Hier sein letztes Bulletin:

Die Tendenz des Marktes ist ziemlich gut. Zahlreiche Geschäfte. Valérys zeigen feste Haltung. Gide zieht an. Claudel zeigt geteilte Haltung, France behauptet sich.

Paul Adam, Schwob, Rebell, Renard, Gourmont sollte man sich hinlegen. Gute Spekulationswerte.

Apollinaire und Bloy ziehen an. „Cahiers Verts“ werden angeboten. Péguy, Suarès schwankend, aber zu beachten.

Ich verreise für längere Zeit und bitte deshalb, kein Manuskript an meine persönliche Adresse, sondern jedes, wenn es sein muß, an die Adresse der Redaktion des „Tage-Buches“ zu senden.

Stefan Großmann

INHALT DES LETZTEN HEFTES
(Heft 6)

Redaktion des „Tage-Buch“: Berlin SW 19, Beuthstraße 19. Telefon: Merkur 8790, 8791 8792. Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin W 35, Genthiner Straße 22 — Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin SW 19, Beuthstraße 19. — Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79813. Wien 156791. Bankkonto: Commerz- u. Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstr. 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Prikopy 6 — Druck von Wilhelm Greve, Berlin SW 68, Ritterstraße 50. — Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Beuthstr. 19.

Bezugspreis durch die Post in Deutschland pro Monat 2,— Reichsmark, pro Quartal 6,— Reichsmark; unter Streifband im Inlande und nach Oesterreich monatlich Reichsmark 2,25, vierteljährlich Reichsmark 6,50. Für das übrige Ausland nur Streifbandlieferung monatlich Reichsmark 2,50, vierteljährlich Reichsmark 7,—. Zahlungen in ausländischer Währung werden zum amtlichen Tageskurs der Berliner Börse am Eingangstage gutgeschrieben.

Inseratenpreise: Grundpreis für die ganze Seite 125 Goldmark. Bei größeren Abschlüssen progressive Wiederholungsrabatte auf den Grundpreis.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion, auch wenn Rückporto beiliegt, keine Verantwortung.

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, dritte Februarwoche

Noch immer zerbricht sich Deutschland den Kopf darüber, wie es wohl geschehen mochte, daß der „Berliner Lokalanzeiger" in den kritischen Tagen von 1914 sein berüchtigtes Extrablatt „Mobilmachung befohlen" in die Welt setzen konnte. Dieses Extrablatt, den Ereignissen um 24 Stunden voraueilend, beschleunigte bekanntlich die russische Mobilmachung; und damit, in Rückwirkung, wieder die deutsche. Alle amtlichen Stellen haben entschieden bestritten, in irgendeiner Verbindung mit den schicksalsschwangeren Papierfetzen gestanden zu haben; und eine genaue Investigation, die sehr leicht möglich gewesen wäre, hat man nie unternommen. Inzwischen aber scheint das Geheimnis lichter geworden zu sein. Und wir erheben heute öffentlich die Frage, ob es etwa der heutige Oberst, damalige Major Nicolai gewesen ist, der dies Extrablatt bei der Lokalanzeiger-Redaktion veranlaßte! Herr Nicolai, später Chef der berüchtigten Abteilung IIIb des Generalstabs, gehörte schon damals zur Nachrichtenabteilung dieser Behörde, und war schon damals ein sehr draufgängerisches Temperament. Heute ist er Chef der Hugenberg-Zentrale, und damit nicht nur faktischer Herr der Scherl-Presse, sondern auch lenkender Geist all der anderen Hugenberg-Konspirationen, bis hinunter zu jenem Informationsbüro, in dem, wie früher hier mitgeteilt worden und heute definitiv festgestellt ist, unter anderem auch die Barmat-Affaire gebraut wurde. Existiert der „Untersuchungsausschuß über die Kriegsursachen" noch und darf man ihn auffordern, sich auch einmal mit der Rolle jenes Nicolai am schwarzen 31. Juli zu befassen?

Herr Geßler hat zwar in wehleidigen Worten seinem Kummer darüber Ausdruck gegeben, daß der Haushaltsausschuß des Reichstags im Etat der Reichswehr von den 481 Millionen, die für 1926 gefordert werden, 7 Millionen gestrichen hat, aber Seeckt und die Seinen sind dem Ausschuß sicherlich nicht ernsthaft böse gewesen. Denn trotz dieser Streichungen darf die Reichswehr immer noch 64 Millionen Mark mehr verbrauchen als voriges Jahr und damit etwa die Hälfte der

Summe, die 1913 die ganze große und mächtige Armee des Deutschen Reichs gekostet hat. Außerdem aber darf man vermuten, daß mit der Gepflogenheit der ordnungsmäßigen Etatsberatung auch die Militärs zu dem Prinzip der Vorkriegszeit zurückgekehrt sind, in Voraussicht von Streichungen im Voranschlag mehr anzufordern, als sie eigentlich haben wollen. Dieses System stellt beide Seiten zufrieden: die Militärs, weil sie die Abgeordneten zum besten halten und durchsetzen konnten, was sie nach ihrer eigenen Ueberzeugung gebrauchen, und die Volksvertreter, weil sie der Armee doch nicht alles bewilligt und zwischen ihren Forderungen und der Rücksicht auf die Finanzen des Reichs einen Ausgleich geschaffen haben. Es hat natürlich für die Abgeordneten, selbst für die militärischen Spezialisten der Fraktionen, einige Schwierigkeiten, den wirklichen Bedarf der Reichswehr, sozusagen ihr Existenzminimum, in allen Kapiteln des Etats genau festzustellen. Kein Außenstehender kann beispielsweise mit Sicherheit sagen, ob für die „Beschaffung und Unterhaltung der bei den Truppen lagernden Munitionen“ wirklich die 32 455 000 Mark erforderlich sind, die Herr Geßler verlangt, oder ob man nicht vielleicht auch mit der Hälfte, dem Drittel, dem Fünftel davon auskommen könnte. So hilft man sich denn, indem man unter dem Titel „Minenwerfer“ statt 4,1 Millionen nur 3,8 Millionen bewilligt und unter „Feldartillerie“ 14,5 statt 18 Millionen. Da aber auf diese Weise von dem Ausschuß insgesamt nicht mehr eingespart werden konnten als 7 Millionen, muß man in die Nützlichkeit seiner Methoden einigen Zweifel setzen. Weder den geschröpften Steuerzahlern noch den hungernden Arbeitslosen gegenüber wird es der Reichstag verantworten können, daß die deutsche Republik für ihre Armee und ihre Marine annähernd die Hälfte der Summe auswerfen soll, für die sich das deutsche Kaiserreich zu nicht weniger als einem Weltkrieg rüsten konnte. Wir rüsten heute nicht mehr, sondern unsere Kriegsmarine dient eingestandenermaßen — für 200 Millionen Mark im Jahr — dem hehren Zweck, „die deutsche Flagge auf fernen Meeren zu zeigen“, und unsere Reichswehr hat militärischen Wert höchstens gegenüber dem „inneren Feind“, und dies, wenn er links und nicht rechts steht. Unmöglich kann also das Existenzminimum der Reichswehr mit den Streichungen des Haushaltsausschusses erreicht sein. Gerade weil die Kontrolle des Reichswehrbedarfs so überaus schwierig ist, dürfen bei der bevorstehenden Beratung des Reichswehretats im Plenum die Anforderungen des Herrn Geßler nur durch die Brille allerschärfsten Mißtrauens betrachtet werden. Der Reichswehrminister ist zwar ein Demokrat, aber nach seinen eigenen Bekenntnissen in den Affären

der Schwarzen Reichswehr und der Feme weiß er vielleicht selbst nicht immer, was in Wirklichkeit mit den Geldern der Reichswehr geschieht. Man wird nicht vergessen dürfen, daß mit den Summen, die in den früheren Jahren im Etat für die Reichswehr ausgesetzt waren, aller Wahrscheinlichkeit nach auch das im Gebäude des Reichswehrministeriums untergebrachte Büro des Femeleiters Schulz, ein Teil der Schwarzen Reichswehr und der Zeitfreiwilligen unterhalten wurden. Und trotzdem sollte Herr Geßler an die 64 Millionen der Wirtschaft ausgepreßter Gelder mehr verbrauchen dürfen als voriges Jahr?

Vor dem Kriege hingen vom Heeresetat mehr oder minder schicksalsschwere Entscheidungen ab. Die „Wehrhaftigkeit" Deutschlands, die Landesverteidigung stand auf dem Spiel, in einer Zeit, die der militärischen Auseinandersetzung zwischen Deutschland und anderen Mächten zudrängte. Heute aber kann niemand im Ernst behaupten, daß Deutschland „wehrhafter" wird, wenn es für die Reichswehr 481 Millionen hinauswirft, noch daß es wehrloser würde, wenn es sich etwa mit der Hälfte begnügte. Die Reichswehr hat nicht die Möglichkeit und nicht die Bestimmung zu einem Krieg gegen eine Militärmacht des Auslands. Warum also diese Großzügigkeit gegenüber der Reichswehr, die man selbst bei den Fraktionen der Linken sieht? Man kann von keinem Parlamentarier erwarten, daß er bis auf 1000 Mark genau berechnet, wie groß der wirklich dringende Geldbedarf der Reichswehr in dem gegebenen Rahmen ist. Man darf aber zum mindesten von den Abgeordneten der Linken die Einsicht verlangen, daß für Deutschland kein Unglück geschehen kann, wenn beispielsweise statt der für „Waffenrüstungen" angeforderten 153 Millionen nur ein Bruchteil davon bewilligt würde, Nur auf solche Weise und nur, wenn man der Reichswehr vor Augen hält, daß sie ein Luxus ist, und sich selber, daß der Luxus der Reichswehr nicht zu teuer bezahlt werden darf, werden an dem Etat des Herrn Geßler lohnende Ersparnisse gemacht werden können.

Herr Dr. Marx ist Justizminister geworden, und hat in dieser Eigenschaft, am Dienstag zum ersten Mal vor dem Reichstag gesprochen. Er antwortete auf die bitteren Kritiken des Dr. Levi, — er antwortete auf Beschwerden über den grauenhaften Fall Wiese, den das Tage-Buch im vorigen Hefte bekanntgegeben hat, über den Fall Wandt, dessen Begnadigung mit einer haarsträubend provokanten Begründung versehen war, über die

940 Jahre Zuchthaus, die in diesem Jahre wegen Landesverrats verhängt worden sind, über den „Staatsgerichtshof zum Schutze der Republik" und seinem fast lückenlosen Rekord von Anti-Links-Urteilen. Und was hatte Herr Dr. Marx, der einmal der Kandidat des linken Deutschland gewesen ist und als guter Republikaner und Demokrat gelten will, zu sagen? Nichts anderes, als was auch von Herrn Emminger hätte gesagt werden können! „Einseitige Vorwürfe — falsche Beschuldigungen — energisch zurückweisen — schärfstens widersprechen —." Es gibt anscheinend in Deutschland etwas, was man den Gouvernementalismus an sich nennen könnte, — ein Mann, der Minister geworden ist, verfällt dieser Krankheit, wo immer er vorher auch gestanden haben mag, von diesem Augenblick an wird er nur noch Advokat seiner nachgeordneten Instanzen, deckt und verteidigt sie und kennt keinen größeren Eifer als immer nachzuweisen, daß alles in Ordnung ist. Nicht er herrscht im Amt, sondern das Amt beherrscht ihn. Das haben wir bei Sozialdemokraten erlebt, wir sehen es von Demokraten, und jetzt bläst auch Herr Dr. Marx wieder ins gleiche Horn. „Sie glauben gar nicht, wie das Regieren den Menschen ändert", sagte ein rumänischer Diplomat einmal zu Bülow. Ins zeitgenössische Deutsch übersetzt: Wem Gott ein Amt gibt, dem nimmt er auch den Verstand.

Der ermordete russische Diplomat W o r o w s k i scheint das Gespenst von Genf werden zu wollen. Ein „revenant", wie der Franzose sagt, — Geist des Ermordeten, der keine Ruhe finden kann und wiederkehrt, weil das Verbrechen, das an ihm begangen wurde, noch immer nicht gesühnt ist. Worowski ist gleichsam an heiliger Stätte ermordet worden, im Tempel der Göttin des Völkerfriedens; doppelt ist daher das Verbrechen und doppelt sündhaft die Sühnelosigkeit. Worowski, von der Sowjetregierung als offizieller Beobachter nach Genf entsandt, ein dem Bolschewiken-Staate ungeheuer wertvoller Mann, genauer Kenner der russischen Ostpolitik, nicht bloß Kenner, sondern auch Beweger der östlichen politischen Maschinerie, in dessen Hirn unersetzbares, einziges Tatsachenmaterial angesammelt ist, in dessen Händen tausend Fäden zusammenlaufen, wird auf dem Boden der Schweizer Republik von einem minderwertigen, trunksüchtigen russischen Individuum über den Haufen geschossen. Was geschieht? Ein Schweizer Gericht spricht den Mörder frei. Grund: Der Mord sei eine Affekthandlung gewesen, Ausfluß der Erbitterung über die Unbilden der russischen Revolutionsjahre, der russischen Greueltaten — (an denen Worowski gar nicht beteiligt war). Die

Schweiz spricht also einen Mörder frei, der die russische Regierung in effigie eines zufällig anwesenden, von der Schweiz zu schützenden Diplomaten treffen will. Dieser Freispruch heißt klipp und klar: Auch wir verurteilen die Sowjet-Regierung zum Tode. Noch nie vielleicht ist die politische Einstellung korrumpierender bei der Rechtsprechung zur Geltung gekommen. Und wie ein Hohn wirkt es, wenn einige Wochen später der Mörder wegen Trunksucht und Erregung öffentlichen Aergernisses von denselben Schweizer Gerichten zu einer Freiheitsstrafe verurteilt wird: nun hat das Bild seine letzte Retouche erhalten. Es wird freilich, — in Monaten oder in Jahren, — von anderen Händen wieder weggefegt werden. Noch kann die Schweiz sogar die verlangte Entschuldigung den Russen verweigern, und die Forderung auf Schadensersatz mit der höhnischen Bemerkung erledigen, sie sei dazu bereit, wenn Rußland seinerseits auch die in Rußland geschädigten Schweizer Vermögen wieder herstelle. Aber wenn man Rußland in Genf brauchen wird, — und wie lange kann das noch dauern — werden klügere und mächtigere Bourgeoisien schon die Sühne zu errichten wissen, ohne die Rußland sich weigert, noch einmal einen Emissär auf Schweizer Boden zu senden. Und sogar Deutschland mag dann zu denjenigen gehören, die in diesem Sinne auf die Schweizer drücken werden, — obwohl die Richter, die das grandiose Urteil spießerischer Rache fällten, alle Sympathien bei ihren deutschen Kollegen finden werden.

Alle Idealisten bilden sich ein, die Sachen, welchen sie dienen, seien wesentlich besser als die andern Sachen in der Welt, und wollen nicht glauben, daß, wenn ihre Sache überhaupt gedeihen soll, sie genau desselben übelriechenden Düngers bedarf, welchen alle andern menschlichen Unternehmungen nötig haben.

*

Viele sind hartnäckig in bezug auf den einmal eingeschlagenen Weg, Wenige in bezug auf das Ziel.

*

Nicht wenn es gefährlich ist, die Wahrheit zu sagen, findet sie am seltensten Vertreter, sondern wenn es langweilig ist.

*

Wer die Menschen zur Raserei gegen sich gebracht hat, hat sich immer auch eine Partei zu seinen Gunsten erworben.

Nietzsche.

Arthur Schulze, der technische Berater der Frankenfälscher, ist inzwischen in Berlin verhaftet worden. Die hier aufgeworfenen Fragen sind damit nicht erledigt, erhalten im Gegenteil gerade jetzt erhöhte Bedeutung.

Man wußte, daß ein Deutscher namens Schulze technischer Berater des Prinzen Windischgrätz und seiner, ach, so vaterländisch gesinnten Genossen gewesen war. Man erfuhr, daß dieser Schulze in Berlin wohnte, Arthur hieß, früher bei der russischen Staatsnotendruckerei tätig war, und in einer Berliner Fachzeitschrift einen Artikel geschrieben hat. Die polizeilichen Behörden hüllten sich, wenn man etwas über die geheimnisvolle Person dieses Mannes mit dem seltenen Namen erfahren wollte, in Schweigen. —

Da beschloß ein Journalist, Schulzes Berliner Tätigkeit nachzuspüren und später gesellte sich ein zweiter zu ihm. Anhaltspunkte hatten sie nicht viel, — eigentlich nur einen einzigen: den Artikel, der in einer Berliner Fachzeitschrift für Druckwesen erschienen war. Aber Herr Paul Berend, Berliner Korrespondent des „Az Est“, zögerte nicht lange. Wo ist ein Zeitungskatalog? Da müssen doch alle Berliner Fachzeitschriften drin stehen! Ein Auto! Los!

In der ersten Redaktion kennt man Schulze. Sein Artikel ist aber nicht in dem Blatt erschienen. Der zweite Besuch ist erfolgreicher. Dort war, im November 1924, eine Sondernummer über Wertpapierdrucktechnik in Vorbereitung; und dort bot Schulze seinen Artikel an. Sechzig Mark Honorar hat er bekommen, sie wurden ihm nach Tempelhof zugeschickt.

Die Journalisten fahren nach Tempelhof. Fragen die Wirtin aus, die Schulze fünf Jahre lang beherbergte, — ein altes, erschrockenes Fräulein, das kaum zu sprechen wagt, weil sie in jedem Besucher einen Kriminalbeamten wittert. Aber nach und nach kommen doch sensationelle Angaben heraus. Das alte Fräulein aus Tempelhof kennt Seine Durchlaucht den Fälscherprinzen Windischgrätz, denn er hatte Schulze besucht; und Schulze verschwieg den Namen seines vornehmen Besuchers nicht im geringsten. Die Figur dieses seltsamen, in sich verschlossenen, nur seinem Beruf lebenden, sicherlich sehr klugen und auch gebildeten Menschen kristallisiert sich immer deutlicher heraus. Leiter der russischen Staatsnotendruckerei ist er gewesen, hochgeachtet in Petersburg, aber unglücklich, leidend. Von der Frau, die er abgöttisch liebte und die ihn dann treulos verließ, in der Tiefe seiner Seele verwundet, lebte er, mit seiner Tochter, ganz von den Menschen abgeschlossen. Ein Phantast, der Dutzende von

Erfindungen patentieren ließ und die Miete schuldig blieb, weil ihm die Patentgebühren wichtiger waren. Ein Mensch, der fünf Jahre lang schwer mit dem Leben rang. Vielleicht unterlag er deshalb den Versuchungen, die an ihn herantraten. Ein ganzes Leben lang arbeitete er gegen die Banknotenfälscher, am Ende ist er ihnen dann selbst verfallen.

Die Journalisten wissen nun schon vieles, doch noch nicht alles. Sie haben erfahren, wohin Schulze später verzogen ist und begeben sich auch dorthin. Die Wohnung ist verschlossen, und als sie bei der Nachbarin läuten, erscheint in der Tür eine argwöhnische Dame, die von der Berliner Polizei dorthin postiert worden ist und sehr scharfsinnig zu sein scheint, denn sofort erkennt sie in den Besuchern die Reporter. Mehr als die Kriminalbeamtin weiß aber unten das Portierfräulein über Schulze. Sie kennt seinen Umgang, nennt einige seiner Bekannten, seiner geschäftlichen Beziehungen, erinnert sich auch noch genau seiner Besucher; und als man ihr Photographien von Persönlichkeiten zeigt, deren Namen in Zusammenhang mit der Affäre genannt werden, zeigt sie auf das eine Bild und sagt:

„So etwa hat der Herr ausgesehen, der im Januar hier war. Ich kann mich aber nicht mehr entsinnen, ob er einen Schnurrbart trug, wie auf dem Bild, oder nicht . . .“

Das Bild zeigt den ehemaligen ungarischen Ministerpräsidenten Grafen Teleky, der am 20. Januar in Berlin einen Vortrag gehalten hat . . .!

Weiter: Was weiß die Aufwärterin von Schulze? Was kann der Briefträger über seine Post aussagen? Was weiß sein bester Freund, der ebenfalls in Berlin lebt, der ihn seit zwanzig Jahren kennt und trotzdem merkwürdigerweise von der Berliner Polizei nicht vernommen worden ist? Was kann ein Mann aus sehr gutem Hause erzählen, mit dem Schulze vor einem Jahre eine Galvanoplastische Anstalt in Charlottenburg gründete?

Und schließlich die Hauptfrage: wo ist die vierzehnjährige Tochter Schulzes, die Mitte Januar aus Berlin abgereist ist?

Die beiden Journalisten forschen in der Schule nach, die das junge Mädchen besuchte. Sie machen ausfindig, wo sie zuletzt, ehe sie zu ihrem Vater zog, gewohnt hat. Sie gehen aus dem einen Tempelhofer Haus ins andere, ermitteln die Freundinnen des Mädchens, fragen sie aus, wo das Mädchen die Urlaubszeiten verbracht hat, aus welchen Orten sie Postkarten schrieb. Wo haben ihre Tanten gewohnt, wo lebte die Pfarrerswitwe, bei der sie vor sechs Jahren in Pension war? Die Daten häufen sich, müssen geordnet werden. Die Pfarrers-

witwe ist tot. Bei den Tanten ist sie nicht. Aber schließlich wissen die beiden Journalisten, daß sie sich jetzt in einer kleinen Ortschaft Thüringens befindet, wohin sie auch früher schon öfters gereist war. Jetzt gibt es für die beiden Zeitungsleute fast kein Geheimnis mehr in bezug auf Schulze. Ihre Meinung steht fest: der ehemalige Leiter der russischen Staatsnotendruckerei lebte in Berlin in schlechten Verhältnissen. In Budapest, wo man die Fälschungen bereits plante, wurde man auf ihn aufmerksam, man besuchte ihn, überredete ihn, nach Budapest zu kommen und die Fälscher zu beraten. Er tat es auch, besorgte für sie Papier und Maschinen, kam dann wahrscheinlich in Differenzen mit den Fälschern, oder aber er roch Lunte und machte sich aus dem Staub.

Das alles ist den Zeitungsleuten jetzt klar. Um so geheimnisvoller aber erhebt sich vor ihnen eine andere Frage: wenn sie in zwei Tagen alle diese Daten herausbekommen haben, — wie kommt es, daß die Polizei so viel mehr Zeit dazu brauchte? Am 11. Januar berichteten Berliner Blätter bereits von dem geheimnisvollen Deutschen namens Schulz oder Schulze, von dem anzunehmen sei, daß er mit den Fälschern in Verbindung gestanden habe. Wenn die Berliner Polizei, wie sie behauptet, wirklich bei der ersten Nennung dieses Namens bereits wußte, daß es sich nur um den in Fachkreisen sehr bekannten Arthur Schulze handeln könne, —: weshalb nahm sie Arthur Schulze nicht sofort unter die Lupe? Aus welchem Grunde wartete sie volle zwei Wochen lang, bis zum 4. Februar, ehe sie eine Haussuchung bei Schulze anordnete und dabei nur feststellen konnte, daß er schon am 24. Januar abgereist war? Schulze hätte Berlin sicherlich, ja sicher gern schon verlassen, als er sah, daß man auf seiner Spur war. Wahrscheinlich aber hatte er damals weder das erforderliche Geld, noch die erforderlichen Papiere, um fliehen zu können. Erst jener geheimnisvolle Besucher, der ihn in der dritten Januarwoche aufgesucht hatte, und der so lange bei ihm weilte, daß es den Portiersleuten auffiel, steckte ihm vielleicht dieses wie jenes zu, so daß er dann binnen wenigen Tagen verschwinden konnte. Warum ließ die Polizei es so weit kommen?

Und seine frühere Tätigkeit? Wäre es nicht wert, nachzuforschen, was in seiner Rasterfabrik und in jener Galvanoplastischen Anstalt geschah?

Muß denn durchaus der Eindruck erweckt werden, daß man seiner Person nicht jene Bedeutung beimißt, die sie in Wirklichkeit doch verdient?

Zudem, wo es zwei Journalisten gibt; die so viel über die Sache wissen!

Der alte Fritz war grundsätzlich Republikaner und angebrachtermaßen Monarchist, schwärmte in seiner Streitschrift gegen Macchiavell begeistert für die freie Staatsform, in der das Volk sich selbst regiert, lieferte einem ungeratenen Neffen den schönsten Fürstenspiegel und war als Träger der Krone das bewunderte Muster eines aufgeklärten Despoten. Denn ein jegliches hat seine Zeit. England gilt als das Land der politischen Erbweisheit. Seine Verfassung beruht auf der demokratischen Selbstverwaltung. Es läßt sich einen König gefallen, freut sich sogar der monarchischen Spitze und des höfischen Glanzes, nur daß noch Palmerston drohte, was einmal geschehen sei, könne sich wiederholen, nämlich, daß ein gekrönter Rechtsbrecher auf das Schaffot gebracht werde. Er meinte nicht den französischen Ludwig, sondern den britischen Karl. Die Monarchie, im Laufe eines Jahrhunderts in vielen Reichen von der Bildfläche verschwunden, besteht unangefochten in den skandinavischen Staaten. Wer denkt, und wäre er roter Sozialdemokrat, daran, dem dänischen, dem schwedischen, dem norwegischen Herrscherhause den Laufpaß zu geben? Freilich spotten die stolzen Vasallen des brandenburgischen Markgrafen a. D., der König Hakon habe, als er sein Taschentuch fallen gelassen hatte, dem Würdenträger, der es aufheben wollte, bemerkt: „Bitte, greifen Sie mir nicht vor; nehmen Sie mir nicht das einzige Recht, das mir verblieben ist." Dieser erfundene Witz sollte die Unmöglichkeit des „Schattenkönigtums" kennzeichnen. Die Preußen, die Deutschen brauchten einen machtvollen Monarchen von Gottes Gnaden. Aber die selben Witzbolde huldigen Mussolini, dem Duce, und sehnen sich nach einer deutschen Auflage des Fascismus. Als ob der kleine Vittorio Emanuele eine majestätische Figur machte neben dem unbeschränkten Gebieter der Schwarzhemden! „Von Gottes Gnaden bin ich, ja bin ich" war der Text der Predigt, die der Oberhofprediger Koegel nach der Thronbesteigung Wilhelms II. in der Berliner Schloßkapelle hielt. Von Gottes Gnaden, einst eine Formel der Demut, war längst eine Formel des Hochmuts geworden. Der Papst, trotz der dreifachen Krone, nennt sich Knecht der Knechte Gottes. Weltliche Herrscher dagegen, wenn sie der Kraft und Größe ermangeln, lieben es, sich als Instrument des Himmels, als Werkzeug der Vorsehung aufzuspielen. Unter den Hohenzollern war einer, der nicht müde wurde, sein Gottesgnadentum öffentlich zu betonen. Er sagte und glaubte ganz ernstlich, daß in der Todesstunde seines Vaters über ihn, den neuen König, der Geist gekommen sei, was selbst sein Bruder

Wilhelm nicht begreifen könne. Als sich drohende Wetterwolken an seinem Horizont zeigten, warf er sich in die Brust: „Was kann mir geschehen? Ich bin eine geheiligte Person." Als aber der Sturm der Revolution über die Lande brauste und die geheiligte Person schlotternden Knies die schwarzrotgoldene Schärpe über die Hochbrust geschlungen hatte, da erging ein Brief nach dem andern an die Königin Victoria um Hilfe namens der „Solidarität der monarchischen Interessen"; denn Wir, Wir sind, was Wir sind, nicht durch den Willen des Volkes, sondern von Gottes Gnaden." Der erste Romantiker war, hat als Paralytiker geendet. In denselben Vorstellungen von der Göttlichkeit des Berufs und der Berufung erging sich redselig der letzte Hohenzoller auf dem Throne, er, dessen Ueberschwang der nüchterne Kanzler nach Koegels Predigt zu dämpfen suchte, indem er ihn sagen ließ, er wolle wie sein großer Ahnherr nur der erste Diener des Staates sein. Der Philosoph von Sanssouci aber hatte die zweideutigen Worte „von Gottes Gnaden" aus seinem Titel gestrichen. Wovon der Fridericus Rex-Film allerdings nichts vermeldet.

Der Herr wird salben Dich mit seiner Kraft
Der wahre König dem im Herzen wird Dir aufstehen
mit der angestammten Krone und
mit dem Purpur göttlichen Geblüt's
Und dieser König stirbt in Wahrheit nicht!!! Louis.

So ist zu lesen in einem Buch, das mit einer Königskrone geschmückt ist. Ein entsetzliches Buch, weil es lautere Wahrheit enthält. Die verworrenen Zeilen hat einer von Gottes Gnaden geschrieben, von dem die ärztlichen Gutachter sagen, daß er in geradezu unnatürlicher Weise das Bewußtsein absoluter Machtfülle und Selbstherrlichkeit hinaufgeschraubt habe.

„toute justice émane du Roy. —
Si veut le Roy, veut la loi, —
Une foi, une loi, un Roy." Louis.

schreibt der Anbeter des französischen Sonnenkönigs in sein Tagebuch. Es klingt erschütternd, obwohl es nur dasselbe ist, was später von einem andern Herrscher verkündet wurde: „Einer ist Herr im Lande" oder „suprema lex regis voluntas". Die Angelegenheiten seines Reiches, berichten die Aerzte, bezeichnete Ludwig II. als „Staatsfadesen"; seine geistigen Kräfte waren „dermaßen zerrüttet, daß alle und jede Einsicht fehlt ... und Allerhöchstdieselben im Wahn absoluter Machtfülle ... wie ein Blinder am Rande des Abgrundes stehen". Er gab den

Befehl, eine Schar Männer zu werben, die die Verfassung aufheben und die Volksvertretung abschaffen sollten. Er wollte sein Land verkaufen und schickte Sendboten aus, ein Königreich zu suchen, wo er unumschränkt regieren könne. Seine Leute sollten bei Banken einbrechen, um ihm Geld zu schaffen. Er, ein deutscher Fürst, begrüßte im Kriege mit Frankreich jeden Sieg der Deutschen mit Trauer, erklärte Versailles durch den Einzug der Deutschen für entehrt, spuckte des Kaisers Büste an, gebot, den Kronprinzen aufzugreifen, einzusperren und zu martern, wünschte dem ganzen Volk einen einzigen Kopf, um ihn mit einem Schlage abzuhauen, und was die Aerzte sonst noch erzählen oder — verschweigen, weil sie, wie es in dem Gutachten heißt, „Anstand nehmen, es wiederzugeben". Ihr einstimmiges Urteil lautet: unheilbare Paranoia, Verrücktheit.

Der Wahnsinn im Purpur tritt uns in den Aufzeichnungen Ludwigs II. vor Augen, sagt der Herausgeber des Buches; sie erbringen den Beweis, daß ein Mann „22 Jahre an der Spitze des Staates stehen konnte, der bereits zu Anfang seiner Regierung geisteskrank war". Es gab amtliche Personen, die diese Tatsache kannten; aber sie „schwiegen während zweier Jahrzehnte, weil eben das Piedestal eines Monarchen ein ungeheuer hohes, die Masse überragendes war, so daß jede Kritik, jeder Widerspruch in Ehrfurcht verstummte." Und wer gewagt hätte, als schlichter „Untertan" die Wahrheit zu enthüllen, was wäre sein Los gewesen? Er wäre wegen Majestätsbeleidigung auf Jahre hinaus eingesperrt worden unter der heiligen Formel „von Rechtswegen". Wie also schützt sich ein Volk gegen Paranoiker von Gottes Gnaden?

Wenn Ludwig II. dem Volk einen einzigen Kopf wünschte, um ihn mit einem Schlage zu enthaupten, so machte er eine geistige Anleihe bei Caligula, dessen Charakterbild Quidde volkstümlich gemacht hat. Caligula war einer jener römischen Cäsaren, die sich selbst vergotteten und in Tempeln verehren ließen. Er litt an Verrücktheit wie der gekrönte Wittelsbacher, ruinierte sich körperlich durch Ausschweifungen, wirtschaftlich durch unsinnige Bauten, bedrohte seine nächste Umgebung und wurde schließlich umgebracht, wie vorher Tiberius, sein Vater, während später Nero, der seine Verrücktheit bis zur Verbrennung der ewigen Stadt gesteigert hatte, den Verschwörern zuvorkam, indem er sich, vom Senat geächtet, durch einen seiner Getreuen töten ließ. An ähnlichem, etwas summarischen Verfahren hat es auch in neuerer Zeit nicht ganz gefehlt. Zum Beispiel Peter III., Selbstherrscher aller Reußen, der als gelinde blödsinnig galt, fiel einem Komplott zum Opfer, als dessen

Anstifterin seine Gattin, Katharina II., angesehen wird. Peters Sohn war Paul I., ein grausamer Tyrann, dessen Verrücktheit, wie seinem Vater die Orlow und Genossen, so jetzt die Bennigsen und Genossen ein Ende machten, indem sie ihn, als er sich seiner Abdankung widersetzte, mit seiner eigenen Schärpe erwürgten. Dieser geisteskranke Paul ist, da seine Tochter Maria Großherzogin von Weimar wurde, die Mutter der deutschen Kaiserin Augusta, einer der Stammväter Wilhelms II. Um dieselbe Zeit wie Paul in Rußland schmückte den Thron in England Georg III., der an periodischer Geistesstörung litt. Da es jenseits des Kanals ein starkes Parlament und einsichtige Staatsmänner gab, die einem verrückten König die Hände zu binden wußten, begnügte man sich damit, als er in völlige Umnachtung fiel, eine Regentschaft einzusetzen, die er noch neun Jahre überlebte. Dieser Georg ist der Vater des Herzogs von Kent, Vaters der Königin Victoria. Also abermals ein Stammvater Wilhelms II., des Hohenzollern, dessen Ahnentafel folglich rechter Hand, linker Hand geisteskranke Potentaten von Gottes Gnaden aufweist.

Ein ähnliches Schicksal wie Georg III. hat sein Zeitgenosse Gustav IV. Adolf von Schweden erfahren, der mancherlei Unheil angerichtet hatte, als er wegen Verrücktheit des Thrones entsetzt wurde. Er hat die Oeffentlichkeit später noch mannigfach, zuerst als Graf von Gottorp, dann als Oberst Gustafson, zuletzt als Schweizer Bürger beschäftigt, durch Eingaben an den Wiener Kongreß, Schriftstellerei, abenteuerliche Pilgerfahrten, Eheirrungen. Da er eine ihm angebotene ansehnliche Abfindung in Geld stolz zurückwies und lieber Not litt — der Prozeßweg war dazumal noch aussichtslos — wird es wohl zutreffen, daß er nicht richtig im Kopf war. Wie die Schildträger der Legitimität in diesem Fall vor der Verletzung des „monarchischen Prinzips" nicht zurückschraken, so stießen sie in der Zeit Metternichs auch einen deutschen Fürsten von seinem ererbten Thrönchen, den kleinen Diamanten-Herzog von Braunschweig, der sich mit seinen Millionen tröstete und sich in der für den Nachlaß dankbaren Stadt Genf ein Denkmal sicherte. Wie viele andere gekrönte Häupter aber sind nicht unangefochten in die Weltgeschichte übergegangen und als getreue Landesväter in die Schulbücher gekommen, ohne weniger zerrütteten Geistes gewesen zu sein als der unglückliche Schwedenkönig oder der winzige Braunschweiger! Und wäre Ludwig II., der Wittelsbacher, zufällig im Jahre 1885 einem Schlagfluß erlegen, wie würde er nicht heute noch gepriesen als der echt deutsche Herrscher, der im schicksalsschweren Jahr 1870 freudig das Schwert gegen den fran-

zösischen „Erbfeind" gezogen und hochherzig dem Preußenkönig die Kaiserkrone dargebracht habe! Daß er vorher, als Emanuel Geibel dieses Kaisertum ahnungsvoll besang, dem Dichter den Ehrensold entzog, daß er nur unter starkem Druck den Bündnisfall anerkannte, daß er den Wechsel der Kaiserwürde zwischen den Häusern Hohenzollern und Wittelsbach verlangte, daß er schließlich nur auf die Drohung, ohne seine Mitwirkung vorzugehen, den Entwurf Bismarcks zum Kaiserbrief zähneknirschend unterzeichnete — wer hätte daran erinnern dürfen. Hat sich doch noch angesichts der Veröffentlichung aus den Tagebüchern Ludwigs II. und des ärztlichen Gutachtens ein großes bayrisches Blatt höchlich entrüstet, daß man dem Volk „eine seiner liebsten Gestalten rauben" wolle, „Bayerns leuchtendste Königsgestalt". Haussuchungen bei dem vermutlichen Enthüller sind vorgenommen, die Buchläden zur Unterlassung des Vertriebs aufgefordert worden in einem Lande, das verfassungsmäßig Republik ist.

Denn in dieser Republik ist heute das „monarchische Prinzip" Gegenstand eines weit verbreiteten Kultes und zwar die Monarchie von Gottes Gnaden, deren Fundament nichts ist als der Zufall der Geburt. In alten Zeiten soll es Volksstämme gegeben haben, die so felsenfest an die Kraft königlichen Bluts glaubten, daß sie Boten nach Island schickten, wo ein kindlicher Sprößling aus dem sonst ausgestorbenen Herrschergeschlecht hausen sollte, auf daß er gnädiglich komme und sie regiere. Es hat auch tausende und abertausende gegeben, die zu Königen wallfahrteten und sich ihnen zu Füßen warfen, weil der Gesalbte des Herrn nur seine Hand auszustrecken brauche, um Aussatz und andere Krankheiten zu heilen. Dieser Glaube oder Aberglaube ist kein anderer als der Glaube oder Aberglaube, daß der Erbe eines Fürsten nur den Thron zu besteigen brauche, um über ein Volk Glück und Segen zu bringen. Ob er ein Genie oder ein Trottel ist, gilt einerlei, wenn er nur nicht von vornherein so handgreiflich und allbekannt blödsinnig ist wie Ludwigs II. Bruder Otto, der dennoch König wurde, aber im Irrenhause. Wovon man nach Ansicht der Monarchisten eigentlich so wenig sprechen darf wie von der Paranoia seines Bruders, der nach jahrzehntelanger Herrschaft durch Fürstenhaus und Ministerium abgesetzt wurde und seinen Tod in den Wellen des Starnberger Sees fand. Wie man eigentlich auch nicht davon sprechen durfte, daß Wilhelm II., dem Beispiel Neros folgend, unter die Schauspieler gegangen ist und, noch über Nero hinaus, sich vor dem Kurbelkasten den Lorbeer zu sichern suchte, den er auf dem Schlachtfeld im Trommelfeuer nicht gefunden hatte, er, der stolz Friedrich den Großen als seinen Ahnherrn anrief!

Was wohl der alte Fritz über diesen seinen Nachfahren geurteilt hätte, den Apostel des Gottesgnadentums? Hat er doch über viele seiner Vorgänger den Stab gebrochen, insonderheit über den eitlen, prunksüchtigen, buckligen ersten König! Nicht ohne Grund schwärmte er für die Republik, obwohl er als Realpolitiker für seine Zeit bei der Monarchie blieb. Schließlich ist die beste Staatsform immer die, die dem Bildungsstand und dem Kraftbewußtsein des Volkes entspricht. Und wie es Wahnwitz wäre, angesichts mächtiger und gefestigter Republiken schlechthin der Einherrschaft den Vorzug zu geben, so wäre es Torheit, die Monarchie nur um einer Theorie willen dort zu beseitigen, wo sie keinen Schaden anrichten kann. Hierzulande aber reden die Tatsachen, nicht die Enthüllungen über Ludwig II. allein, eine beredte Sprache: Discite, moniti! Lernt, ihr seid gewarnt!

STEFAN GROSSMANN

SCHWEIZER BILDER

In der Wirtsstube des patrizischen Gasthofes in Ragaz hängt in goldenem Rahmen ein Öldruck „Unsere Heerführer bei der Grenzbesetzung 1914". In der Mitte sieht der dicke Oberst Wille, martialisch, das Käppi unternehmungslustig zur Seite geschoben, in die bürgerliche Welt und rings um ihn lauter kriegsernste, zur Entschlossenheit entschlossene Majore und Hauptleute.

Andern Tags fand ich in Flims noch schöneren Wandschmuck. Ein Buntdruck: „Zur Erinnerung an die Mobilisierung 1914". Da gehts noch etwas lyrischer zu. Auf eisigem Gipfel steht, vom Schneesturm umbraust, ein einsamer Schweizer Soldat. Der in solchen Fällen verwendete sternenlose Himmel lastet düster über dem wachsamen Posten. In einer Vignette, quasi als Nebenmotiv, sieht man die Gebeine der Kriegsopfer herumliegen, der Knochenhaufen wird zurückgehalten und weggefegt von demselben Schweizer Soldaten, der von Gottes und Willes Willen zum Schutze des Bürgervolkes auf dem Alpengipfel aufgestellt wurde.

Ich blieb lange in den Anblick dieser Kriegsbilder versunken. Bisher dachte ich, die Kriegsverherrlichung werde bloß bei den Völkern betrieben, die bei dem großen Schlachten mitgetan haben und die für all das verlorene Blut und Gut sich wenigstens die Lebenslüge eines Sieges oder wenigstens eines Beinahe-Sieges, durch ein Bissel Dolchstoß verhindert, leisten wollten. Aber daß auch die Neutralen an der Heroisierung des Jahres 1914 mit-

wirken, war mir doch neu. Es fällt mir nicht ein, die Strapazen zu unterschätzen, denen die Schweizer Miliz in vier Kriegswintern auf den Schweizer Alpen ausgesetzt war, aber nicht um diese Anstrengungen handelt es sich bei solchen Buntdrucken, schließlich ist Herr Oberst Wille auch nicht persönlich die rhätischen Alpen und die Tessiner Schneeberge hinaufgekraxelt, und doch hat er für die Schweiz sein bißchen Feldherrnruhm einkassiert und erhält ihn auf den Öldrucken aller Wirtsstuben bestätigt. Es ist dieselbe komische Protzigmacherei, die überall zum militärischen Handwerk gehört. Alle haben überall gesiegt. Auch der Feldherr Wille, der vier Jahre lang zugeschaut hat.

Altwerden heißt andern rechtgeben, am Ende gab ich auch diesem Oeldruck recht. Es war eben auch das Zuschauen eine Arbeit, auch das Danebenstehen war eine Leistung! Wir sollten über die Siegesbilder der Schweizer nicht lächeln, sondern sollten die letzte Konsequenz dieser gesunden Naivitäten ziehen. Man hat immer nur die Größe des aktiven Kriegers mit Orden und Bildern und Würdigungen bedacht. Zum Teufel, es war auch eine Leistung, vier Jahre lang, Tag für Tag in der „Vossischen Zeitung" zu sitzen und, während das Herz vor Verzweiflung einschrumpfte, täglich zweimal fettgedruckte Zuversicht in die Gemüter zu spritzen. Warum bekomme ich kein Erinnerungsblatt? Und die heute schon verblühte Edith, die 1914 gerade neunzehn war und die statt ihres Frühlings zehn Jahre Bangigkeit und Freudlosigkeit und schnell vergessenes Bettglück erlebt hat, warum bekommt Edith nicht für die verlorene Zeit ihrer verpfuschten Jugend wenigstens ein Erinnerungsdiplom? Die wenigen deutschen Frauen, die nicht uniform-monoman sind, klagen immer, wie dürftig der Erfolg ihrer Aufklärungs-Aussaat sei. Mit Verlaub, ohne Oelbild im Goldrahmen gehts eben nicht. Schafft den Frauen, die um zehn Jahre blühenden Lebens geprellt wurden, ihr vergoldetes Erinnerungsblatt, sagt ihnen, was sie leidend schenkten, und ihr werdet mehr, hundertmal mehr Echo haben als alle schwunglos sachlichen Männer-Imitatorinnen der Frauenbewegung.

■

Ein begeisterter „Schweizer" bin ich nie gewesen, am wenigsten vor einem Menschenalter, als ich neben John Henry Mackay, Alfred Senftleben, Arthur Kahane in Oberstraß bei Zürich hauste. Das Schweizer Deutsch ist meinem Ohr nie Musik gewesen, und über die theoretische, na ja, Anerkennung der Schweizer Verständigkeit bin ich nie hinausgekommen. Nicht einmal als der Genossenschafts-Profos Hans Müller uns unabhängigen Sozialisten, Landauer und mir, überzeugend nachwies, daß die

sozialistische Gesellschaftsordnung nur mit Hilfe eines Netzes von vereinigten Konsumvereinen aus der Gegenwart herausgeschält werden könne, die sich, nach und nach, auch ihre Produktivgenossenschaften aufbauen müßten. Hans Müller betonte das Wort Genossenschaft, ich hörte nur das „nach und nach". Ach, selbst die Utopisten sind in der Schweiz nichts als nur verständige Leute und auch die Rebellen wollten hier nur nach und nach die Welt umkrempeln. Es ist ein zum Verzweifeln verständiges Volk.

Eben wurde im Nationalrat der Fall Tonello beraten. Tonello ist einer von den vielen Italienern, die unter Mussolini in Italien nicht mehr ihres Lebens sicher waren und die über die Grenze flohen. Es gibt schon starke Colonien der mutigsten italienischen Publizisten in der Schweiz und in Frankreich. Der Flüchtling Tonello arbeitete an einer italienischen Zeitung mit, die in Tessin erscheint. Versteht sich, daß der Vertriebene nicht so viel Mussolini-Verehrung aufbrachte wie etwa ein Hitlerianer. Tonello hat Matteotti gekannt, er wußte um die Abschlachtung des Edeln, er kannte die Mörder und die Mordbefehlsgeber. Und er schrieb, was er wußte, und er schrieb in dem Rhythmus seines wildschlagenden Herzens. Da erhält er eines Tages vom Schweizer Bundespräsidium die Mahnung sich zu mäßigen, wenn er die Warnung nicht befolge, werde man ihn ausweisen. Die Debatte über den Fall Tonello hat im Schweizer Parlament nicht lang gedauert. Herr Bundespräsident Motta erhob sich — es war in den Tagen, da Mussolini drohte, die italienische Fahne über den Brenner zu tragen — und hielt, zum italienischen Gesandten auf der Tribüne schauend, eine liberale Rede von außergewöhnlicher Hosenfülle. Natürlich solle das Asylrecht prinzipiell gewahrt werden, natürlich sei er, Motta, ein grundliberaler Mann, natürlich sei vorläufig bloß eine Warnung ausgesprochen worden und im Übrigen gehe es nicht an, einen Ministerpräsidenten einen Mörder zu nennen . . . . . Die Rede war, wie gesagt, eine wahrhaft verständige Rede. Hätten verständige Männer von der Beherztheit Mottas schon vor dreißig Jahren gewirkt, dann hätten Eduard Bernstein und August Bebel und Gustav Landauer in Zürich nicht vier Wochen leben und höchst verbotene Zeitungen herausgeben können, in denen Bismarck und später Wilhelm II noch ganz andere Ständchen dargebracht wurden. Es gab im Nationalrat nicht einmal eine Debatte zu Mottas verständiger Rede.

*

Es gibt eben nur mehr bedächtige Leute in dem Lande, das zwar nie einen Tell, aber einstmals wenigstens eine Tell-Sage erzeugt hat.

ANTON KUH

RO — RO — RO

Es gibt eine ganze Zahl ehemaliger österreichischer Vaterlandsfeinde, denen ich nach ihrem heutigen Zustand den Namen „Oesterreich-Melancholiker" geben möchte.

So stark und ingrimmig sie nämlich früher den Staat befehdeten, dessen unfreiwillige Angehörige sie waren, so sehr sie unter seiner Mißgebildetheit und Künstlichkeit litten — sie können heute des Zugehörigkeitsverlustes, der mit seinem Verschwinden identisch ist, nicht recht froh werden.

Warum nur? War ihre Feindschaft bloß Laune, ist ihre Trauer Reue? Nein. Denn gesinnungsoffiziell sagen sie jenem Staat noch immer das erdenklich Bitterste nach. Aber abgesehen davon, daß sie mit ihm zugleich die große europäisch sichtbare Tribüne verloren haben, von der aus sie ihn haßten und nunmehr als verlorene Kleinstaatler herumgehen, begreifen sie jetzt erst, daß sie ja nie ihn selbst, das heißt: ihn als natürliches, heimatliches Gebilde, sondern nur seine Fiktionen, seine Irrsinnigkeiten, seine Gewalttendenzen gehaßt hatten. Ober gab es einen einzigen unter ihnen, der nicht bei allem Protest und Kampf, gleich streitbaren Familienmitgliedern, die einander Gift in die Frühstückstasse streuen und doch nie aus dem Verband springen möchten, eine versteckte Liebe für ihn gehegt hätte? Nichts ist natürlicher, als daß nunmehr, wo das Künstliche, Zwanghafte, Tyrannische und Unwahre des Geschichtsbegriffs „Oesterreich" endlich begraben ist, die zurückgedämmte Liebe zum andern, nämlich: der ästhetischen Gesamterscheinung umso freier hervorströmt. Karl Kramarsch in Prag, der für den Entgang jener politischen Großbühne, auf der er zuletzt als zum Tode verurteilter Hochverräter auftrat, in seinen noch immer herumtransportierten panslavistischen Idealen eine schwache Tröstung findet — Friedrich Austerlitz, der Wiener Sozialistenführer und „Arbeiter-zeitungs"-Chef, der sich heute, der eifervollen Bekümmerung um Provinzialinteressen müde, nur noch mit Zeitungen herumschlägt — ja ich vermute sogar panje Daszynsky, der große Polenklubsprecher, der im Krieg alle „Erzherzöge an die Laterne" wünschte — sie gehen alle mehr oder minder mit ihrer stillen Oesterreich-Melancholie herum.

Ich sehe noch den Abgeordneten Pernerstorffer vor mir, graubärtig und grobstimmig, eine Art Jakobinischer Gymnasialprofessor (oder Schlossermeister?), dem das rote Schnupftuch aus der Tasche hängt, wie er in einer Parlamentssitzung des Jahres 1917 unter schallender Heiterkeit des Hauses den Satz sprach: „Aus dem Mund meines Vorredners ist das Wort „Hochverräter" gefallen. Hohes Haus — lassen wir dieses Geschimpfe! Was ein richtiger österreichischer Patriot ist, der ist mindestens einmal in seinem Leben ein Hochverräter gewesen." Der Satz, der das ganze Geheimnis des alten Oesterreich aussprach, gestattet die Umkehr: wer einmal österreichischer Hochverräter war, fühlt heute noch patriotisch.

*

Diese rückschauende, elegische Sympathie war bisher ohne Lektüre-Nahrung.

Noch hat kein Linksmensch — und nur ein solcher dürfte es! — das liebevolle Oesterreich-Buch geschrieben. Nirgends ist dem österreichischen Jahrtausend von Karl dem Großen bis zu Karl dem Harmlosen ein Denkmal gesetzt worden. Und mögen auch viele schon darauf kommen, daß das im Jahre 9118 durch einen allgemeinen plötzlichen Auszug seiner Nationalmieter verödete Haus „Oesterreich-Ungarn" das letzte staatliche Bauwerk Europas war, das als „romantisch" bezeichnet zu werden verdiente — das letzte staatsromantische Phänomen überhaupt — es ist keiner in seinen Gesinnungen schon so entösterreichert, als daß er diese Tatsache monumental aufzuschreiben wagte. —

Da hat aber nun ein Humorist, ein bekannter Anekdotenonkel einen Roman geschrieben, der das erste Oesterreich-Buch wurde. Es ist sein Roman, seine Selbstbiographie und zugleich eine packende herzerfrischende Kulturchronik. Roda Roda (Roda zum Quadrat) erhob sich darin nicht nur auf dem Titelblatt zum Kubus.*)

Ein Bekenntnisroman, flott, leicht und unzeremoniell erzählt, ohne die geringste Würdenschminke; ja oft so schamfrei, als entstamme er einem als österreichischem Offizier oder Münchener Brettelhumoristen kostümierten Rousseau. Mir ist dieses Buch, auf dessen Autor die kaltatmigen Niveauschöpsen geringschätzig blicken, lieber als neunundneunzig Hundertstel von allem, was heute deutsches Druckpapier anfüllt. Wiewohl mehr Material als Kunstwerk, erzwingt sein Schwung, seine Geschautheit, seine beherzte Amoral beinah' die Formel: ein Stendhal auf breitem Mikosch-Gesäß. Und diesem Eindruck schadet weder ein beiziger Kommiß- noch ein dünnerer Kommis-Geruch, ja nicht einmal ein Renommageton, der ab und zu (leider gerade im Erotischen) wie Schenkelklatschen dreinfährt.

Der Oesterreicher, der dieses Buch liest, wird daran, sei er noch so jung, zum rückvergnügten Großvater.

Ganz Oesterreich ist drin enthalten. Die farbenbunte, gemütliche Mischung aus Juden, Soldateska, Aristokratie, Geschäftsreisenden und Lebewelt. Der österreichische Mensch, der eine Kreuzung aus einem ewigen Staatsschüler ist und einem Tunichtgut. Es marschieren vorbei: Franz Josef, Erzherzog Albrecht, Bischof Stroßmeyer (der feine, gescheite Staatsfeind aus Agram), Graf Bechtelsheim, Viktor Hahn, der alte Galgotzy — Rabbiner, Gutspächter, Landeshauptleute und Profossen — alles, was zugleich nach Erdfülle und Amtskalk riecht.

Der biographische Zirkel durchmißt an Landschaften: Kremsier, die jüdisch-mährische Gymnasial- und Garnisonsstadt, dann, leuchtend üppig, die slavonische Tiefebene mit dem merkwürdigen, schwarzgelb geeinigten Gemisch aus moslimischen, serbischen, ungarischen und schwäbischen Elementen, Graz und Esseg, und folgerichtig erst ganz am Schluß den Mittelpunkt: Wien.

Sind es zusammen nur Anekdoten mit Landschaftshintergrund, was davon bleibt? Nein, umgekehrt: Landschaft, durch Anekdoten erläutert. Durch eine einzige Anekdote vielmehr: Leben und Streben eines Oesterreichers um 1900.

---

*) „Roda Rodas Roman", Dreimaskenverlag, Berlin und München.

Eine der schönsten Eigenschaften dieses Oesterreichers (Peter Altenberg besaß sie so gut wie jeder Kadettenschüler) schimmert auch bei Roda Roda rührend durch: die Liebe zu gewissen Lehrern und Vorgesetzten, die, ihr Amt mit sonderlingshafter, fast manischer Eingefleischtheit übend, einen plötzlichen Güteblick im Auge haben. Das ist der Steckenpferdreiter aus Menschlichkeit, der Amtsbesessene aus resignierter Weltkenntnis. Ein echt österreichischer Typus — österreichisch: weil in diesem Staat den Edelsten nicht mehr übrig blieb, als ihr zufälliges, einzelnes Amt — sei es das eines Reitlehrers in der Kriegsschule — oder eines k. k. Ministerpräsidenten — umso herzenswärmer auszuüben, als sie dem sogenannten allgemeinen Besten nichts allgemein Bestes widmen konnten und durften. Und ebenso österreichisch: die stillverstehende, vertragsartige Liebe zu ihnen.

Ich erinnere mich hier der Episode, die mir Karl Adler, Viktor Adlers jüngerer Sohn und Friedrich Adlers Bruder, aus seiner militärischen Ausbildungszeit in Bruck an der Leitha erzählte. Am Nachmittag hatte er die Nachricht von dem Attentat empfangen, daß sein Bruder auf den Grafen Stürgkh verübt hatte. Eine Stunde später rief ihn sein Oberleutnant bei Seite: „Sie können auf Urlaub gehen . . ." Am Abend aber stand im Kompagniebefehl: „Den Einjährig-Freiwilligen des soundsovielten Zuges der soundsovielten Kompagnie ist es untersagt dem Einjährigen Karl Adler Andeutungen über das tragische Vorkommnis in seiner Familie zu machen."

Das alte Oesterreich war nämlich (übrigens sehr im Gegensatz zum neuen) ein Takt-Staat. Da in ihm nichts eigentlich real, das heißt: durch nationale Macht und politisches Recht stabilisiert war, da ferner dank der Vorherrschaft einer Fiktion — genannt: die „Länderfamilie" oder „das dynastische Band" — alles auf die möglichst reibungslose Tätigkeit des weitverzweigten, zivilen und militärischen Beamtensystems ankam — so bestand im Kleinen wie im Großen ein unausgesprochener Vertrag, nichts auf die Spitze zu treiben, Kanten auszuweichen, Funktionen zu respektieren, Autorität nur mit Rückversicherung zu üben. Dieser Takt hielt eigentlich den Staat zusammen, er war die politische Realität. Kann man sich ausmalen, wie gelenkig fein und kulturvoll die Menschen sein mußten, die ein solches System mit der Zeit hervorzüchtete? Gerade ihrer äußeren Beschränktheit, ihrer Verantwortlichkeit, ihrer Unfreiheit verdankte ihr Amtscharakter und ihr Untertanenturm die Menschlichkeit. (Aus der Ferne gesehen wirkt Alt-Oesterreich deshalb wie ein nuanzierteres aber bastardiertes Alt-Rußland.)

Auf der anderen Seite freilich erwuchsen hieraus groteske Zustände und Begebenheiten. Roda Roda, ohne Revolutionär zu sein oder gewesen zu sein, sah sie schon damals; er hatte nichts als zwei gesunde, anekdotenscharfe Augen; aber durch sie empfand er den Staat als einen lustigen Organismus — den Tag des Kabarett-Gerichts erwartend. Er schrieb, was er sah, in sein Buch auf, ohne auch nur eine einzige kritische oder satirische Silbe hinzuzufügen.

Wer nach einem Werk sucht, in dem für rasche, gedrängte Orientierung der Geist Oesterreichs aufbewahrt ist, hat hier Nummer drei. Die anderen zwei sind, meines Wissens, der „Professor Bernhardi" von Schnitzler und Friedjungs „Kampf um die Vorherrschaft."

Bei den häufigen Erörterungen, was die Ursache der in der Welt so vielfach verbreiteten Antipathien gegen die Deutschen sei, ist der deutschen Küche viel zu wenig Beachtung geschenkt worden. Die Tatsache, daß kaum ein zweites Volk hinsichtlich seiner Küche in einem ähnlich schlechten Ruf steht, sollte unsere Aufmerksamkeit entschieden in höherem Maß in Anspruch nehmen. Wenn von französischer, italienischer, schwedischer, holländischer, ungarischer oder Wiener Küche die Rede ist, werden sofort die wohligsten Halluzinationen lebendig, wohingegen das Wort: preußische oder sächsische Küche allsogleich die melancholischsten Vorurteile erweckt.

Das muß doch etwas zu bedeuten haben!

Vielleicht kommen wir der Sache auf den Grund, wenn wir uns ein wenig in die Psychologie des Kochens vertiefen.

Das Kochen, sofern es sich nicht um die höheren Grade handelt, ist die Domäne der Frau. Schlechte Küche bei einem ganzen Volk nötigt uns zu gewissen allgemeinen Schlüssen, bei welchen es schwer ist, durchaus galant zu bleiben. Zum guten Kochen gehören gewisse Kenntnisse, einige Fertigkeiten und wie sich sogleich erweisen wird, Gemütseigenschaften. Geschmack und Phantasie müssen das Gericht sozusagen dichten und ein zweitesmal bedarf es des Geschmacks, um die richtigen Bestandteile einzusetzen. Zur Technik des Kochens ist eine gewisse Vertrautheit mit der Physik und noch mehr der Chemie erforderlich, die aber als theoretisches Wissen nicht den geringsten Wert besitzt, sondern gefühlsmäßig bis in die Fingerspitzen reichen muß. Unerläßlich ist ferner ein ausgebildetes Feingefühl für die Wirkungen der Zeit, ein Instinkt für die richtige Reihenfolge und vor allem Maß; Maß in allen Gestalten und Formen. Bekanntlich kann weder Schulung noch Erfahrung die natürliche Begabung ersetzen, ja selbst bei unmittelbarer Anleitung kann eine ungeschickte Person nur Pfuscherei hervorbringen, während die geborene Köchin selbst bei größter scheinbarer Willkür mit sicherem Erraten die köstlichsten Gerichte hervorzaubert.

Das gute Kochen beginnt schon beim Einkauf. Ein gewisser Natursinn spielt dabei eine große Rolle. Im Treffen des richtigen Maßes, welches die Hauptkunst ausmacht, bekundet sich aber nicht nur Geschicklichkeit und Verstand, sondern auch eine Charaktereigenschaft und zwar eine sehr bedeutsame. Das Wissen um die richtigen Maße ist der Kern aller Gerechtigkeit, es ist die Gerechtigkeit selbst. Wer trefflich kochen kann, der kann gar nicht ganz gemütlos, ganz taktlos, ganz herzlos sein. Ein gewisser Altruismus ist mit dem Koch-

werk von Natur aus verbunden. Ebenso gehört zu einer guten Köchin eine fröhliche herzhafte Freigebigkeit, die aber niemals in Verschwendung ausarten darf. Materialvergeudung ist vielmehr das Merkmal schlechter Küche genau so wie Knickerei. Das Richtige ist eine wohlabgewogene disziplinierte Freigebigkeit, die eigentlich der vollkommenen Weisheit schon recht nahe kommt. Erwägt man sonach, welche Vorzüge eine gute Köchin besitzen muß, um ihr Handwerk zu meistern, wieviel Verstand und Herz, so ist es schon eher begreiflich, daß die Liebe durch den Magen geht; maßen das Kochen selber allewege ein Liebesakt ist. Eine gute Köchin hat die Vermutung für sich, daß sie auch sonst ein braves Wesen ist, weshalb die Gutmütigkeit und Biederkeit seit je zu den Attributen dieses Standes gehört.

Schlechte Küche hinwiederum begründet den Verdacht, daß es an den Kardinaltugenden mangelt; also entweder am Geschmack, oder am Maß oder an der Gebefreudigkeit. Wenn gar eine ganze Nation eine minderwertige Küche führt, so setzt dies außerdem eine schwach entwickelte Sinnlichkeit auf Seite derer voraus, die sich so armselige Kost bieten lassen. Es müssen Leute sein, für die das Essen eine abstrakte Angelegenheit ist. Das Konkrete mit dem Abstrakten andauernd zu verwechseln, ist aber eine Art von Unzulänglichkeit, die sich schließlich über alle Lebensverhältnisse breiten und überall Rückwirkungen äußern muß.

Die deutsche Hausfrau, die den Zweck des Essens und infolgedessen des Kochens noch nicht erraten hat, jubelt, wenn sie bei einer Mehlspeise wieder einmal ein Ei erspart hat. Sie übersieht, daß der Kuchen nur die Form und das Essen des Eis der Zweck ist. Die deutsche Wirtin meint, das Ei sei nur eine unliebsame Begleiterscheinung des Kuchens, der man nach Tunlichkeit auszuweichen habe.

Nun ist aber nicht nur das Kochen ein Liebesakt, sondern erst recht das Essen. Das ist sogar eine wissenschaftliche Erkenntnis. Wahre Liebe hungert nicht und läßt nicht hungern, sondern ißt und trinkt nach Herzenslust. Wer bei einem andern oft zu Tische sitzt, der nimmt etwas von dem Wesen des Wirtes in sich auf und muß mit der Zeit für seinen Gastgeber eine zärtliche Zuneigung fassen. Andererseits, wer imstande ist, eine andere Person, die er angeblich liebt, hungern zu lassen, macht sich verächtlich, weil er als zu aller und jeder Liebe unfähig entlarvt ist. Frauen, die Gastfreundschaft versagen, sind Wesen ohne Mütterlichkeit, dahingegen die Frau, die zu essen und zu trinken gibt, ihren angeborenen Madonnenberuf ausübt. Eine Frau, die hungern läßt, ist wohl überhaupt kein Geschlechtswesen; eine Nation, welche sich grundsätzlich mit

minderwertiger Kost begnügt, bekundet hierdurch unter anderm auch einen Mangel an Erotik. Von einer Frau, die freudig zu essen gibt, darf man auch sonst alles Holde erwarten. Sie gibt auch Liebe, während die Frau, die uns mit hungrigem Magen entläßt, auch unserm Herzen nichts bieten wird. Wenn Deutschland durch den Anschluß von Oesterreich etwas zu gewinnen hat, so ist es in erster Linie der Apfelstrudel und die Topfentascherln und das Wiener Frühstück, von welchem die wohltätigsten Einwirkungen auf die norddeutsche Psyche zu erwarten sind. Durch billiges Essen erworbene und behauptete Konkurrenzfähigkeit erzeugt Mißgunst unter den andern Völkern, die bessere Kost gewöhnt sind. Wer das Essen als mechanische Handlung betreibt, an der nicht viel gelegen ist, wird schließlich auch mechanisch denken. Trau keiner Frau, die nicht zu essen gibt und keiner Kultur, wo man Zwetschken zum Reis serviert.

PAUL MORAND **GALANTES EUROPA**

Chronik des 20. Jahrhunderts

Einzig autorisierte Übersetzung von Walter Mehring

7. Fortsetzung

Nicu Petresco, Candidat à la Licence

I.

Alle Popensöhne sind nicht aus der Vagabundenwurzel, dem bitteren Seminaristensamen entsprossen. Ich habe Ambitionen. In einen Orden eintreten? Archimandritenzukunft, Zölibat, Armut? Danke herzlichst. Ich habe zu oft den Vater am Monatsende bei den Bojaren sammeln sehn; ein Bettler im Priestergewand: nicht mehr, nicht weniger. Diese Misere muß ein Ende haben. Auch ich bin Sozialist.

Erwarten Sie nicht einen faulen Moldaven; gebettet auf Daunenkissen, und in Seide ge . . . . . . Ich bin aus Oltenie, in der kleinen Wallachei, d. h. ein Donaubauer, ich mit meiner tête carrée und meinen Kinnladen zu zweiunddreißig Mahlzähnen, wie man von uns andern sagt, die bulgarisches Blut haben. Als Freischüler am Lycée war ich ein passionierter Student. Ich arbeitete, bis mir die Augen rauskullerten, wie meine Mutter, die alte Kunststickerin. Ich mied die Vergnügungen, die Zigeunerweiber, diese Leuchtwürmer, und die

Beerdigungen und das ganze Theater von der Calea Victoria; ich kannte weder die Blumenschlachten noch die Maskenbälle; ich trat in keinen Nationalistenklub ein, um die jüdischen Professoren zu boykottieren, in keine Anarchistengruppen, um Straßenbahnwagen umzukippen, obwohl mich meine Meinungen dorthin zogen. Heutzutage haben die Philosophen nicht mehr ihren reservierten Sitz unter dem Porticus: sie müssen sich ihrer Fäuste bedienen wie die andern. Außerdem, seit sechs Monaten, nach Beendigung meiner Studien, bin ich — wie Sie sehen — in Frankreich, auf Kosten der rumänischen Regierung. Ich werde mein phil. Lizentiat absolvieren, und dann in mein Land zurückkehren. Rosige Zukunft: ich gebe Stunden, habe ein französisches Diplom, bin ebenso geachtet wie ein Oberst, und, eines schönen Tages, besitze ich ein kleines Gut, auf jener schwarzen Erde, die an die Donau grenzt, über dem Silberröhricht von Turnu-Severin.

II.

Ich war schon am Ziel: ich sehe mich gezwungen, zu renoncieren. Alles stürzt wieder zusammen. Aus Mangel an Mitteln bin ich am Vorabend meines Examens verpflichtet, Frankreich zu verlassen. Zweimal schon im Laufe des Jahres fanden wir uns, meine Kameraden und ich, seit Monatsanfang ohne Geld; erhielten aber schließlich doch noch immer welches. Wie wir jetzt in den letzten Tagen aufs Konsulat gehen, um unsere Monatsrate einzustreichen, teilt man uns mit, daß die Regierung infolge der Lei-Katastrophe unsern Unterhalt in Frankreich nicht mehr decken könne. All die Arbeit umsonst! Wir gehen noch ein paarmal hin, in der Hoffnung, daß ein Staatstelegramm die Chose einrenken wird. Wir schlafen im Wartesaal, auf der Treppe; zahllose Studenten machen das so. Sie kommen aus allen Ecken von Paris dahin. Was man da alles sieht: Legionäre vom rumänischen Typus, die sich aufs Konservatorium vorbereiten; kleine Kalmücken von der Dobrudja, die erst beim Physikum sind; gepuderte faule Moldaner, die von der Terrasse des Café de la Paix kommen (Nachbartische vom Grand Hôtel); die neuen Rumänen, die Transsylvanier, die so höflich und so schüchtern sind und nur Deutsch sprechen; und schließlich die verschlagenen Juden, zukünftige Advokaten, mit eingekrümmten Ohren wie die der Katzen. Der Kanzleivorsteher verläßt sein Bureau und bietet uns Rückreise dritter Klasse auf dem Seewege an. Wir drohen; wir verheimlichen ihm keineswegs, daß seine Mutter Beziehungen zu Böcken pflog; darauf schließen wir ihn in die Küche ein; dann kommt die Polizei und treibt uns auseinander. Es ist zu Ende, ich werde niemals die Doktorwürde haben.

Ich setzte mich in den Luxembourg. Die Déjeunerstunde hatte den Garten wie einen Magen geleert. Ich besaß fünfunddreißig Francs. Gestern noch zitterte ich, mich hier in Erwartung der Stunde zu finden, wo ich in „die Klausur" eintreten sollte, mein Herz, wie das aller Studenten, würde sich zusammenschnüren beim Anblick der Quai-Pappeln, die ihre Wolle ausstreuen, weissagendes Indizium der Examina. Jetzt würde ich all das segnen. Wieder aufs Dorf zurückmüssen — verflucht sei eine Gesellschaft, die sowas erlaubt! — zu den schwarzen Schweinen zurück, den Zigeunerkindern, den Spinnrockenweibern mit nackten Brüsten, und mein Vater, der aus der Kirche kommt rot wie ein Schlachthof, mit seinen Popenkleidern, und die Hütten segnet und Sousstücke aufliest.

Nein.

III.

Eine Garage. Mich als Wagenwäscher anbieten? Man zieht Gummischuhe an, fährt mit dem Schwamm drüber, reibt mit dem Lederlappen trocken, und Schluß.

Und ich wollte nicht an Fatalismus glauben . . .

Ein junger Mann, perlgrau:

— Sie kommen wegen der Annonce im New York Herald? Da haben Sie Glück!

Ich wage nicht, nein zu sagen. Er hält mich für einen stellungslosen Chauffeur. Ob ich was besseres fände, um mir ein paar Tage lang mein Brot zu verdienen? Herrschaften, die mir freie Zeit ließen? Ich habe mal in Tecuci während des Krieges bei einer Sanitäterformation einen Ford gefahren.

— Das ist für einen leichten Wagen?

— Heben Sie sich bloß keinen Bruch! . . . das ist ein Rolls.

Er stellt mich vor eine rotgelbe Lokomotive ganz in Spiegelglas, Nickel und Lack, die Räder mit Weißblech ausgefüllt; augenblicklich ruht sie in ihrem Boxen. Ich schließe die Augen. Dann gewinnt in mir der Rumäne, der sich nicht so leicht verblüffen läßt, die Oberhand:

— Mach ich!

— Schön, geben Sie Gas. Die Affen wohnen Quai des Grands-Augustins. Stellen Sie sich vor dem Diner ihnen vor!

*

Mr. und Mrs. Seymour Caress empfangen mich in einem französischen Hause aus verflossenen Jahrhunderten, mit alten abgeriebenen Möbeln und dem unvermeidlichen Ausblick auf Notre-Dame. Meine Füße hinterlassen Staubflecke auf dem schwarzen Teppich, in den die Zeichen des Tierkreises gewebt sind. Gatte und Gattin sind alle beide rosenrot angestrichen,

tragen alle beide einen Jackettanzug von fast gleichem Schnitt, haben vergoldete Nägel; sie trinken irgend so ein künstliches Zeug, wo Bananen und Camelien rumschwimmen.

Erheben sich sehr interessiert:

— Sie kommen, um auf die Annonce zu antworten?

— Jawohl, der Herr.

— Sind Sie allein?

— Ja, Herr . . . Man hatte mir nicht gesagt, daß der gnädige Herr auf Familie Wert legte . . .

Sie scheinen sehr erstaunt.

— Wegen der Annonce 2652?

— Ich weiß nicht, Monsieur. Es handelt sich um die Annonce im New York Herald, wegen des Chauffeurs.

Darauf schenken sie mir keine Beachtung mehr, engagieren mich, ohne mich anzusehen, und schicken mich mit Geld zur Belle Jardinière, um eine Livree zu kaufen. Antritt morgen früh.

Endlich esse ich zu Abend. Ich begebe mich nach Levallois, zu einem Weinhändler, der mir Chauffeurpapiere zuschanzt. Meine pyrrhonische Seele schöpft wieder Hoffnung. Ich werde mein Examen in Paris abwarten können, ich werde meine Texterläuterungen ausarbeiten können, ich werde die gräßlichen Gleichungen wiedersehen, bei denen unsere größten Leuchten der Metaphysik — du lieber Gott, genau wie ich, — rumschwafeln, wenn es sich für sie darum handelt, ihre Raisonnements auf einen mathematischen Beweis zu stützen.

IV.

Neuilly, la Patte d'Oie. Pontoise . . . Wir haben uns sehr verspätet, denn meine Herrschaft ist erst zum Mittagessen aufgestanden. Der Wagen gleitet über die Landstraße. Durch welches Wunder, frage ich mich. Ich wage keinen Blick nach vorn zu tun, das Schaltbrett ist gespickt mit Manometern, schwarz auf weiß wie Schießbudenscheiben, mit Geschwindigkeitsmessern in letzter Vervollkommnung, mit subtilen Druckmessern, roten Zeigern, Graduierungen, Leuchtziffern, Libellen mit blauer Flüssigkeit Alles ist doppelt: doppelte Zündung, doppelter Anlasser; beinah schon Bremsen an den Reserverädern; zwölf Pumpen etc . . . Ist garnicht so wie der Ford; ist so stumm und verteufelt heimtückisch; zitternd probiere ich an jedem Schalter, jedem Hebel herum . . .

. . . Wie ich morgens aus meinem Hôtel meublé komme, gibt mir die Concierge ein Papier. Meine Ladung zur Doktorprüfung in der ersten Serie; ich habe Glück. Das Schriftstück lautet auf morgen früh: Beginn an demselben Tag, von 7 Uhr

ab. Wenn bloß nicht die Herrschaften heut abend ins Theater gehen, damit ich in der Nacht die „Meta“ repetieren und den Höffding büffeln kann.

Vier Uhr nachmittags. Ich habe den Eindruck, als ob ich Frankreich durchquert hätte. Wir müssen in Le Cotentin sein, weit draußen auf dem Lande. Wir landen am Ziel unserer Exkursion: der Romanischen Basilika von Perilevent.

Ich wollte während der Visite arbeiten; aber ich bin so früh aufgestanden, daß ich über der „Expression der Gemütsbewegungen“ und in den luxuriösen Pullmankissen aus Hirschleder eingeschlafen bin. Mr. Seymour Caress weckt mich auf; er führt mich zum Querschiff. Betrachtet durch seine Brillengläser das eingestürzte Schiff.

— Hinter all diesem hier, sagt er, verbirgt sich eine Morallehre. Tiere, eucharistische Symbole.

— Totems oder Tabus? erwidert Mrs. Caress und lächelt hinter ihrem Handrücken.

— Synthese von Leidenschaften, oder Anleihe beim Dekorativen?

— Who knows?

Mrs. Caress nimmt mich zum Zeugen.

— Archäologie ist Poesie, sagt sie.

Sie erklärt mir, daß sie der Autor von Memoire sur seize statues symboliques observées dans les tours de Bourges sei, und daß der Ursprung der Kathedralen im Sudan zu suchen wäre. Ich gestatte mir, zu widersprechen. Sie antwortet:

— Schweigen Sie! Füllen Sie Ihren Benzinvorrat auf!

V.

Die Nacht kommt schneller heran als ich glaubte. Ich bin an diese amerikanischen Scheinwerfer, die wie Augen rollen, nicht gewöhnt. Panne. Ich wechsle mein Rad und zerbreche mir dabei meine Nägel. Abendessen in Mans. Wir werden nicht vor Mitternacht in Paris sein. Ja, ich muß doch aber noch vor morgen früh Lust und Schmerzempfinden durchnehmen?

Der Mond ist verschwunden. Maintenon . . . Rambouillet. Ich gebe letzte Geschwindigkeit; der Wagen kracht, springt über die Chausseelöcher, der Windschutz ächzt, die Türen klappern. In den Kurven stöhnt das Hintergestell; was riecht denn da so? Ich habe vergessen, die Bremse loszulassen. Ich schalte die Scheinwerfer ein: wir sind im Walde; wir sausen mit hundertzwanzig; bei diesen verfluchten modernen Motoren hört man nichts, man ist sich nie über die Geschwindigkeit im klaren; von beiden Seiten der Landstraße pfeifen

Ihnen die Bäume haarscharf wie Stockhiebe um die Ohren... Kaninchen übern Weg. Saint-Cyr . . . Pflastersteine . . . ein trockenes Knacken in der Federung. Ich hab mir wahrscheinlich die Mittelfeder gebrochen. Wegen dem bißchen halte ich nicht an, sonst werde ich nicht mehr Zeit haben, mir nochmal die englischen Sensualisten durchzusehen.

Die Hügelrücken der Picardie! Zwei Uhr morgens. Wie zahlreich die Autos hier sind . . . Sie leuchten auf und blenden ab. Eine Art Scheinwerferunterhaltung. Unter den Blättern sieht man Schatten, Pärchen vorübergleiten. Mücken prallen aufeinander, Leuchtstreifen rollen ab, schlagen nieder, dann rasiert die Finsternis von neuem alles. Wir durchqueren die Wälder von St. Cloud, Citroens eskortieren uns, gleiten neben uns, streifen uns fast; Frauen beugen sich raus; ein Riesenkasten mit Innenführung überholt uns, legt sich vor uns, pfeift, als ob er uns den Weg weisen wolle.

Mr. Seymour Caress klopft ans Fenster.

— Stoppen Sie, sagt er.

Ich drossele den Motor ab.

Durch die Bäume hindurch sehe ich das erleuchtete Paris. Ein Geruch, feucht von Wasser und Mondschein treibt über dem französischen Stadion.

— Sehen Sie den Fußgängersteig?

— Wir sind davor, gnädiger Herr.

Darauf zieht mein Herr aus seiner Spazierstockkrücke eine kleine Pfeife und gibt drei Signale.

— Verzeihung, Monsieur, sagt er, wir kommen wegen der garden-partouze.

Ein Mann mit Mütze, der im Finstern rumwimmelte, unterbricht seine Wache.

— Dicke Luft hier heut abend; die Herrschaften sind alle verduftet. Heut is weiter unten bei's Falsche Lager, Herr Jraf. Zweite Kehre links hinter Viroflay; da steht Salatfritze, der lange Lulatsch mit de Melone, Schmiere! der wird Ihnen zeijen.

— Blenden Sie ab!

Jawohl, gnädiger Herr.

Dreimal irren wir uns im Wege. Wir kehren Paris den Rücken. Endlich taucht im Finstern das Aërodrom von Villacoublay mit seinen Dreieckfeuern für Nachtlandungen auf. Noch ein Kilometer. Plötzlich wird vor uns ein Streichholz angezündet. Der Herr klopft von neuem an die Scheibe. Ich bremse. Warte. Als meine Augen sich an die Dunkelheit gewöhnt haben, entdecke ich neben mir ca. zwanzig Autos hintereinander in einer Reihe. Sogar ein Autocar ist darunter, der Gäste von der Place de l'Opèra hergebracht hat. Alle Lichter

gelöscht. Kein Chauffeur. Wer kann denn bloß so spät in diesem verlorenen Winkel einen Empfang geben? Ich bleibe unbeweglich auf meinem Sitz. Mein Staubmantel bildet einen weißen Fleck in der Nacht. Mr. und Mrs. Seymour steigen nicht aus. Aber kaum haben wir angehalten, so empfangen sie, zu meinem größten Erstaunen, gespenstische Visiten. Andere folgen, bald Herren, bald Damen. Meine Herrschaften kennen eine Unmasse Leute. Sie öffnen ihrerseits die Tür, und ich sehe sie in einen Sechs-Cylinder steigen, und einen Augenblick später in eine Cyclonette, die knapp zwei Personen faßt und mit einem Höllenlärm losrattert.

Müde vom Warten knipse ich die Notbeleuchtung an und greife zu meinem Handbuch.

Da seh ich, wie ein Phantom um meinen Wagen kreist. Es ist ein junger Mann, ganz nackt unter einem Ueberzieher. Ich denke mir, das wird wohl hier der Start von einem Wettrennen sein.

— Deine Herrschaften, das sind doch die von der Annonce 2652?

— Ich hab keine Ahnung.

Er gibt mir einen rotangestrichenen Zeitungsausschnitt. Ich lese.

2652. Ausl. Ehepaar idealges. wünscht gleichges. Paris. Ehepaar m. weitherz. Lebensauff. kennen z. lernen zw. Landpart.

Ich gebe das Papier zurück. Greife wieder zu meiner Psychologie. Kap. XVIII ... Der Wille ... Ich will nichts von den Freuden der westlichen Gesellschaft wissen. Ich sehe von hier aus mein kleines Landgut, unter den Rosenhecken der Donau, bei der Schneeschmelze, wenn die Eisquadern mit kanonenartigem Gedonner auseinanderspringen ...

*

Als Mr. und Mrs. Caress lautlos wie violette Engel zurückkehrten, fanden sie mich vom Schlaf überwältigt. In meinem Traum zogen die Professoren vorbei: Brunschwig, augenzwinkernd, aber unerbittlich; Dumas, perfider Conquistador für Studenten; Basch, dessen Mund anstelle einer Vorlesung über Aesthetik, Autoreifen von sich gab, kurz, der ganze Schrecken des „Examentraumes". Das Morgenrot begann zu bleichen und diese Banlieue-Savanne zu reinigen. Auf der Seine lagerten Schleppdampfer.

Ich hatte noch gerade die Zeit, meinen Wagen zur Garage zurückzuführen und mir von der Concierge die Pommes frites und den Liter schwarzen Kaffee zubereiten zu lassen, die jeder Kandidat in seinem Magen verstaut trägt, wenn er zur Sorbonne hinaufsteigt. (Fortsetzung folgt.)

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, dritte Februarwoche

Die Schwerindustrie rüstet zu einem neuen Schlag. Die Zölle sind ihr noch immer nicht hoch genug, l'appetit vient en mangeant, sie will neue Zuschläge. Zur Begründung dieser Forderung hat sie eine These erfunden, die bis heute größte Anwartschaft darauf hatte, in Deutschland unbesehen geglaubt zu werden. Da nämlich Frankreich bekanntlich der größte Stahl- und Eisenkonkurrent Deutschlands ist, und da der sinkende Franken eine bedeutende Rolle in der Interessenwelt des deutschen Publikums spielt, begann sie plötzlich über ein französisches Valutadumping zu klagen. Deutschland, so wurde behauptet, sei mit französischem Eisen überschwemmt, das wegen des Frankensturzes konkurrenzlos billig sei. Und da der Zusammenhang zwischen schlechter Währung und niedrigem Preisstand in Deutschland jedem Kinde geläufig ist, so hielt man die Behauptung bisher für das Plausibelste des Plausiblen und empfand den Ruf nach besonderen Abwehrzöllen zwar als peinlich, aber doch als leider Gottes begründet. Jetzt aber hat das „Magazin der Wirtschaft" sich die Mühe gemacht, der Sache einmal ziffernmäßig auf den Grund zu gehen. Und siehe da, auch diese Propoganda sinkt in sich zusammen. Es ist nicht wahr, daß der Preis französischen Eisens durch den Frankensturz verbilligt worden ist. In Gold umgerechnet, sind die Preise sowohl für Roh- wie für Stabeisen während der ganzen Entwertungsperiode 1925 sogar gestiegen; bezeichnet man den Stand vom Januar 1925 mit 100, so liegt der Frankenkurs im Januar 1926 auf 69, der Ausfuhrpreis des Roheisens aber auf 80, der des Stabeisens sogar auf 88. Und es ist auch nicht wahr, daß Deutschland mit französischem Eisen überschwemmt wird. Im Gegenteil: entsprechend den tatsächlich gestiegenen Preisen ist die Einfuhr sogar zurückgegangen. Roheisen zum Beispiel, wovon 1924 noch 92 000 tons aus Frankreich nach Deutschland importiert wurden, sank auf 70 000 tons; Stabeisen gar von 89 000 auf 58 000 tons. Und ganz besonders stark war der Importabfall gerade in den letzten Monaten: im Dezember kamen aus Frankreich glücklich noch 3000 tons Roheisen und 1700 tons

Stabeisen über die Grenzen, gegen eine deutsche Erzeugung von 717 000 und 196 000 tons. Die französische Einfuhr betrug im Dezember also noch 4 bezw. 9 Promille der deutschen Produktion! Wogegen das Organ der Stahl- und Eisenindustriellen von diesem selben Dezember behauptet, der deutsche Absatz sei zu 30 Prozent von französischen Importen verdrängt worden! So streng sind hier die statistischen Bräuche!

Herr Dr. Reinhold ist ins Finanzministerium eingezogen, hat sich vier Wochen lang mit nervösem Eifer in die Akten vertieft und konnte, nach einigen Kämpfen mit seinen Beamten, dem Reichstag schließlich relativ Günstiges berichten. Es ist ihm gelungen, zwischen 500 und 700 Millionen versteckter Einnahmequellen zu entdecken; und dementsprechend konnte er in ungefähr gleichem Maße Milderungen der offenen Einnahmen vorschlagen, Milderung vor allem der Umsatzsteuer, die ja vielleicht die unsympathischste aller Steuerarten ist. Die Freude über dieses Ergebnis ist groß; und einige unserer dichterischen Seelen sehen schon eine Aera tropischer Wirtschaftsblüte voraus. Das ist nun leider etwas übertrieben; und obwohl jede Linderung von Steuern zu begrüßen ist, weiß doch niemand besser als Herr Dr. Reinhold selbst, daß die jetzigen Notbehelfe nur eben Notbehelfe sind. Schon der eigentliche Reichsetat balanciert mit ungefähr 7400 Millionen Mark auf einem Niveau, zu dem die jetzigen Linderungen in recht bescheidenem Verhältnis stehen. Dazu kommen aber noch die Aufwendungen der übrigen öffentlichen Gewalten, die ja auch von denselben Steuerzahlern bestritten werden müssen. Und wenn die Gesamtheit aller dieser öffentlichen Lasten auf 12 000 Millionen beziffert werden kann, so wird kein Zweifel darüber bestehen, daß mit einer Senkung um insgesamt 5—700 Millionen noch herzlich wenig ausgerichtet ist. Es bestätigt sich nur, was wir, an anderer Stelle dieser Zeitschrift, schon vor vier Wochen, nach der Ernennung Dr. Reinholds, geschrieben hatten: daß die Möglichkeiten im Reichsfinanzministerium zurzeit sogar für einen Herkules gering seien. Denn sechs Wochen vor dem Beginn des neuen Etatsjahres muß der Haushalt in seinen wesentlichen Grundzügen eben so übernommen werden, wie er bereits vorliegt. Man kann hier und da an einigen Ausgaben noch etwas streichen; man kann Steuereinnahmen bis zum gewissen Grade durch stille Reserven ersetzen; aber an der Konstruktion und den Hauptposten läßt sich nichts mehr ändern. Das beste, was gegeben

werden kann, ist ein Gelöbnis, sofort für das nächste Jahr vorzuarbeiten, sofort bessere Bedingungen für das Jahr 1927 zu erkämpfen. Und diese Versicherung war denn auch das Weittragendste in den programmatischen Eröffnungen des neuen Ministers, — freilich mit dem skeptischen Zusatz versehen: „Wenn ich bis dahin noch im Amt sein sollte . . . . .!"

Man muß dabei im Auge behalten, daß die Machtmittel eines Reichsfinanzministers äußerst gering sind. Die Last, unter der der Steuerzahler leidet, ist die Gesamtlast aller öffentlichen Ausgaben. Aber das Terrain, auf dem der Reichsfinanzminister Kompetenzen hat, ist nur das Teilterrain des Reiches. Dort stehen Ausgaben von 7,4 Milliarden zu Buch. Aber davon ist zunächst einmal jener Posten von 2,5 Milliarden abzurechnen, der die Ueberschrift „Ueberweisung an die Länder" trägt. Die eigenen Ausgaben des Reiches belaufen sich also nur auf rund 5 Milliarden, die der Länder und Gemeinden auf nicht weniger als 7! Von den 5 Milliarden des Reiches sind weiterhin aber einige fette Posten abzuziehen, an denen Ersparnisse von vornherein — prinzipiell oder praktisch — unmöglich sein werden, z. B. Reparationen, Schuldendienst und vor allem der riesige Titel Pensionen. Was dann noch übrig bleibt, ist relativ sehr geringfügig. Die eigentlichen Verwaltungsausgaben des Reiches sind tatsächlich nicht entfernt so hoch wie man glaubt; es wäre schon viel, wenn man, bei reichlicher Kürzung des übertriebenen Heeresetats und bei größter Knauserei an allen Ecken und Enden, auf ein Maximum von vielleicht 400 Millionen Ausgaben-Verminderung käme. Nicht hier, nicht bei dem eigentlichen Reichshaushalt, liegt der Hase im Pfeffer; sondern es sind die Länder und Gemeinden, es ist die unglückselige Postkutschen-Struktur des ganzen Reiches, die zu der Ueberlast an öffentlichen Bedürfnissen führt. Wer in Deutschland sparen will, muß gegenüber den Ländern und Ländchen und gegenüber den hundertfachen sonstigen, geheiligten Selbständigkeiten den Entscheidungskampf um den Verwaltungsunitarismus führen, — möge das Schlagwort dafür auch anders gewählt werden. Das ist der einzige Weg, auf dem wirklich Kosten erspart werden können. Es ist der Weg der staatlichen Rationalisierung, — aber es ist auch ein Weg, auf dem jeder, der ihn zu beschreiten gedenkt, höchste Anwartschaft darauf hat, sich schon nach wenigen Schritten das politische Genick zu brechen. Herr Dr. Reinhold, der ja selbst

von der Landesverwaltung herkommt, die Lage der Dinge also von innen kennt, hat versprochen, sich der selbstmörderischen Aufgabe zu unterziehen. Wir wünschen ihm alles Glück dazu. Aber wir würden uns nicht im geringsten wundern, wenn die Verbohrtheit auch in diesem Falle stärker bliebe, als die Vernunft und wenn, nach einem krampfhaften Ansturm, entweder der Minister selbst rasch lahm werden würde oder seinen Platz, noch rascher, von einem Nachfolger besetzt fände.

Seitdem die Deutsche Reichsbahn kein staatlicher Betrieb mehr ist, sondern Aktiengesellschaft und „Reparationsprovinz", spielt sie eine etwas bemitleidenswerte Rolle. Während andere Aemter und staatlichen Unternehmungen aus dem Vollen wirtschaften und ihren Bedarf, um ihn auch bewilligt zu erhalten, nur anzumelden brauchen, ist niemand mehr verpflichtet, sich für den Bedarf der Bahn zu interessieren. Sie soll funktionieren, soll hochmodern sein, soll überdies noch (in diesem Jahr) 595 Millionen Reparationen abführen —: aber wie sie das alles fertig bringen mag, geht laut Gesetz keinen Minister oder Volksvertreter etwas an; und da es sie nichts angeht, kümmern sie sich auch nicht darum, — weshalb sich mit fremder Leute Sorge belasten? Das wäre an sich nun noch erträglich; schließlich ist die Bahn ja ein Privatunternehmen geworden, hat also keinen Anspruch mehr auf behördliche Obhut. Aber leider stimmt in einer bestimmten Hinsicht auch die Sache mit der nichtvorhandenen behördlichen Obhut nicht. Ueber die Tarife der Reichsbahn nämlich — also über ihre Einnahmen — hat laut Gesetz letzten Endes doch wieder das Reich zu befinden, — es kann sowohl Erhöhungen ablehnen wie Ermäßigungen fordern. Das führt nun zu einer ganz entwürdigenden Lage. Jeder Mensch im Reichstag und in der Regierung, der das Bedürfnis hat, sich populär zu machen, gefällt sich seit neuestem in der Pose des Volksfreundes, der für billige Beförderungsraten scharf ins Zeug geht und der Bahnverwaltung bittre Vorwürfe darüber macht, daß sie die Wirtschaft allzu sehr aussauge. Auch sonst ist man sehr stark in Kritik und kostspieligen Wünschen, —: während man zum Beispiel sonst nicht sehr begeistert für Lohnerhöhungen ist, kämpft man wie ein Löwe für die Lohnforderungen gerade der Eisenbahner. Aber wenn die Eisenbahnverwaltung einwendet, sie könne die Preise nicht ermäßigen, weil ihr Kosten-Budget sogar bei den gegenwärtigen Einnahmen nur bedürftig gedeckt sei, oder wenn sie sagt, sie könne die Löhne nicht erhöhen,

solange man ihr ausgleichende Tariferhöhungen verwehre, — wenn sie sich also mit ihrem finanziellen Status verteidigt, so entgegnet man achselzuckend, daß diese privaten Angelegenheiten nicht Reichssache seien, und daß sie sich helfen möge, wie sie könne. Es ist eine äußerst bequeme Situation für Herren, die in den Zeitungen als Helden figurieren wollen und für Parteien, die auf die Wählerseele spekulieren. Aber sachlich führen solche Methoden natürlich nur dazu, daß die Bahn schließlich gar nicht mehr anders kann, als in immer erbitterterem Gegensatz zu denjenigen zu geraten, die unter dem Vorwand öffentlichen Dienstes eine verantwortungsferne Politik der Demagogie und des Seelenfanges betreiben. Und wenn sie in ihrer Verzweiflung schließlich — wie es jetzt geschehen ist — sich einmal in der Wahl ihrer Mittel vergreift, so sollte man ein wenig mehr Verständnis dafür haben als in den letzten Wochen zu bemerken war.

Sie hat sich in der Tat vergriffen. Vorangegangen war ein Schiedsspruch des Ministers Brauns, in dem ihren Arbeitern Lohnzulagen bewilligt wurden. Dagegen hatte sie sich mit dem doppelten Hinweis gewehrt, daß die Wirtschaftskrise ihr ohnehin schon schwere Ausfälle bringe, daß sie andererseits ihre Tarife nicht erhöhen dürfte, und daß sie also nicht wisse, womit sie die Lohnerhöhung bezahlen solle. Trotzdem erklärte der Minister seinen Spruch für verbindlich. Und hier geschah nun der faux pas. Denn jetzt verfiel die Bahn auf die Behauptung, es liege also ein „Streit zwischen Reich und Reichsbahn" vor, der nach § 44 des Gesetzes über die Deutsche Reichsbahn-Gesellschaft von einem „Besonderen Gericht" zu regeln sei. Nun ist zwar auch dieses Gericht nicht etwa ein „Organ der Fremdherrschaft", wie es zu lesen war. Seine zwei Beisitzer werden von den beiden streitenden Parteien, sein Vorsitzender vom Reichsgerichtspräsidenten ernannt, es wird also so deutsch und patriotisch sein, wie nur immer gewünscht werden mag. Immerhin war die ganze Deduktion offenkundig falsch. Nicht ein Streit zwischen Bahn und Reich liegt vor, sondern zwischen Bahn und Arbeitern. Und nicht ein Sondergericht muß daher mobilisiert werden, sondern es ist — wie in jedem sonstigen Lohnkonflikt — der Arbeitsminister gesetzlicher Richter. Der Anspruch, anders behandelt zu werden als irgendwelches andere Unternehmen, war ungerechtfertigt und zugleich unpolitisch; die Nerven einer Oeffentlichkeit, die die „Entreichlichung" der Bahn noch immer nicht ganz verwunden (und verstanden) hat, hätten nicht damit

gereizt werden sollen. Aber gerechterweise sollte zugestanden werden, daß auch den Nerven des Herrn Oeser einiges zugemutet worden ist. Man kann ihn nicht unter die Scharfmacher rubrizieren. Vor dreiviertel Jahren gab es schon einmal einen Lohnstreit; damals gab das Ministerium den Arbeitern unrecht; damals waren sie es, die nicht parieren wollten; und trotz günstiger Rechtslage entschloß sich Herr Oeser damals zu persönlicher Intervention und zu größeren Zugeständnissen als der Schiedsspruch verlangte. Aber damals waren die Reparationslasten noch geringer; und damals rollten im täglichen Durchschnitt noch 120 000 Güterwagen über die Strecken, während es heute kaum mehr als 100 000 sind. Ist es, wenn es sich um andere Betriebe handelt, etwa Gepflogenheit des Ministeriums, Lohnerhöhungen gerade in dem Augenblick zu dekretieren, in dem nachweislich scharfe Depression und Kassenebbe herrscht? Ist eine Privatunternehmung nicht insofern sogar noch besser gestellt, als sie wenigstens versuchen kann, zum Ausgleich ihre Preise zu erhöhen, während der Bahn das versagt ist (und mit Recht versagt bleiben soll!)? Und ist es im Arbeitsministerium bekannt, daß bei Verzug in der Zahlung der 50 Millionen monatlicher Reparation das Exekutionsrecht des „Eisenbahnkommissars" in Kraft tritt, mit tatsächlicher Entthronung aller deutschen Gewalten? Es ist sehr schön, sozial zu sein, — aber es ist leicht, wenn ein anderer die Kosten dafür zahlen soll. Im eignen Hause ist man weniger hochherzig! Es ist uns wenigstens nichts davon bekannt, daß die Regierung oder daß die plötzlich so ungemein arbeiterfreundlichen Herren Quaatz und Konsorten beabsichtigten, dieselben Lohngrundsätze, die sie jetzt der Bahn aufzwingen wollen, auch in den unmittelbar reichseigenen Betrieben oder in ihren Privatindustrien anzuwenden!

GLOSSEN

LOB DER INKONSEQUENZ

Nach einer Erinnerung Hardens im „Tage-Buch" (Nr. 5) leitete der englische Außenminister Austen Chamberlain seine Begründung der Locarnoverträge im Unterhaus mit der souveränen Bemerkung ein:

> „Da wir auf Logik und Konsequenz keinen Wert legen, brauche ich nicht zu erklären, warum wir heute anders denken, wollen, handeln als 1919."

So „ungefähr" meinte Harden. Es wird schon stimmen, auch wenn Chamberlain nicht gerade so gesprochen hat. Er muß sich schon so eingeleitet haben! Es ist die selbstverständliche Präambel der englischen Politik, auch wenn sie nicht gesagt wird.

* * *

Die englische Politik ist nicht in Registern konserviert, nicht auf Parteiflaschen aufgezogen, nicht nach Ideologien katalogisiert. Sie ist organisierende Bereitschaft, ein nationales Umsatzgeschäft, das, wer es macht, nach Belieben moralisch etikettieren kann. Es bedarf dazu keines Kompromisses unabänderlicher Parteigrundsätze. Weil die englischen Parteien einen so ausgedehnten und zugleich so lockeren Umfang haben, kann ihr Wille nicht einfrieren, ihre Tradition nicht zum Dogma gerinnen, der Einzelwille nicht auf Programm festgespannt werden. Wohl hat der Tory seinen Rhythmus und der Labourman den seinigen, sie reagieren auf innere Fülle, aber frei, im Tanz aus Eigenem: „Da wir auf Logik und Konsequenz keinen Wert legen — — —," war es leicht, uns und der Welt zu gefallen.

England hat sich eine ganze Welt gewonnen.

* * *

Unser Banner hat nie geschwankt! Bei uns ist noch nie einer auf den Gedanken gekommen, sich das souveräne Recht zu politischer Inkonsequenz anzumaßen. Umso mehr dagegen, Konsequenz zu heucheln. Denn der Preuße ist geradeaus, wie sein Parademarsch. Nichts für ihn beschämender, als geistige Elastizität, seine Haare sind kurz geschnitten und stehen aufrecht und er sitzt kühn auf seinen Grundsätzen. Er hat Grundsätze. Eine ganze Reihe, und jeder Grundsatz hat seine Partei. Die deutschen Parteien sind sichtbar gewordene Grundsätze. In der Politik werden sie — „angewandt". Nur Erzberger sagte einmal, er sei kein Petrefakt! Da ermordeten sie ihn!

* * *

Beispiel: Völkerbund! Deutschnationaler Grundsatz heißt hier: Pfui! Die Deutsche Volkspartei sagte: Nie! Das Zentrum: Noch nicht! Die Demokraten: Ach nein! Die Sozialdemokraten: Bitte! Die Kommunisten: Wenn ja, dann nein! So jede Partei eigen für sich und das tiefgrundsätzlich weltanschaulich, soziologisch, moralisch, politisch und rassenbiologisch begründet. So ist es geblieben bis heute. Ueber die in rebus factis geänderte Tatsache hängt heuchelnd ein Firmenschild: „Gemeinsame Erklärung der Regierungsparteien!" Weshalb „Erklärung?" Weil nicht die Parteien selbst die geänderte Tatsache schufen, sondern einige Politiker, die abseits der Parteien im Weltdruck ächzten. Unser Banner hat nie geschwankt!

Grundsätze, auch parteigewordene Grundsätze, sind politisch unfähig. Politik wird nur aus Menschen gewirkt, die Gefühl haben für den Rhythmus des Weltgeschehens, die frei einstimmen und mitschwingen können. O, daß doch unsere Parteien so mit Grundsätzen vollgepfropft werden könnten, daß sie platzten. Dann wäre Brachland geschaffen für die Kultur freier politischer Persönlichkeiten, für sittliche Persönlichkeiten, die an sich Pädagogik ertragen. Parteien mit nie schwankendem Banner sind gegen Pädagogik gefeit. Auf die Gefahr hin, lästig zu werden, ein Vorschlag: Enthüllt die Politiker vom Parteipanzer, laßt Partei aus hypertrophischer Grundsatzschablone nur Basis, nur Plattform werden. Durch Bindungen zu anspruchloser Breite. Durch ein Wahlrecht, das in kleinen Wahlkreisen die relative Mehrheit bereits im ersten Wahlgang den Kandidaten bestimmen läßt. Wie in England! Dort hat es durch die Jahrhunderte hindurch die politischen Individualitäten geformt und erhalten, bei uns soll es sie gewinnen helfen.

* *
*

Hier stehe ich, ich kann auch anders! Hier tanze ich, ich spring' auch anders! Hier webe ich mit vielen Farben. So etwas ist im politischen Deutschland noch ein schlechter Witz. Die deutsche Politik bietet keine Gleichungen mit unbekannten Zahlen. Sie läßt sich mathematisch vorausberechnen. Wer bei uns parteifreie Politik macht, ist ein Außenseiter oder ein Bürokrat. Es gibt solche, aber sie sind nur halbe Unbekannte, sie stehen im Brennspiegel der Parteien zur fortwährenden parteiärztlichen Untersuchung. Aber darum sprechen sie vom Wahlrecht. Einige von ihnen sollen noch leben!

* *
*

Hoffentlich habe ich jetzt nicht die Inkonsequenz als ein Postulat der politischen Vernunft hingestellt!

Emanuel Querkopf

BRIEFE AN DAS TAGE-BUCH

1.

Fahnen über Köln

Auf Seite 199 des „Tage-Buches" wurde die Unzufriedenheit darüber ausgesprochen, daß bei der Befreiungsfeier in Köln offiziell rot-weiße und schwarz-weiße, statt schwarz-rot-goldener Fahnen gehißt worden sind. Der offiziellen Feier wohnte ich nicht bei, — nicht einmal am Radio —, aber ich war einen Tag später in Köln.

Und deshalb will ich zur Ehre des inoffiziellen Köln, dieser liebenswertesten unter den deutschen Großstädten, nicht verschweigen, was ich dort sah und hörte.

Ich sah: keine schwarz-weiße Fahne und viele rot-weiße. Das ist natürlich, denn Stefan Großmann bezweifelte mit Recht, daß das Kölner Herz sehr lebhaft für Preußen schlage. Ich sah, während in den Großstädten des Industriegebiets und im protestantisch-reaktionären Wuppertal bei derlei Gelegenheit die alten Reichsfahnen die der Republik ums mehrfache zu überwiegen pflegen, nur ganz verschwindend wenige schwarz-weiß-rote Fahnen zwischen zahlreichen schwarz-rot-goldenen.

Ich hörte: Eine Unterhaltung, die noch schöner war als das, was ich sah, die Zeugnis ablegte von der klugen Gemütlichkeit des alten, heiligen Köln, die so erfreulich von der dummen Gemütlichkeit Münchens und der klugen Ungemütlichkeit Berlins sich unterscheidet. Und diese Unterhaltung habe ich nicht erfunden, und sie ist kein „kölsch Krätsche," sondern sie hat sich wahr und wahrhaftig und wörtlich im Bereich meines Gehörs begeben. Zwei junge Burschen führten sie, und sie lautete so:

„Du, worum han die schwarz-weiß-rot jeflaggt?"

„Och, mer muß doch dä Jecke auch ene Freud lasse!"

Das ist der Standpunkt des inoffiziellen Köln zur Flaggenfrage.

Hans Kahn

2

Franz Ferdinand, der Serbenfreund

Steht wirklich im „Tage-Buch", Heft 7, Seite 259, der Satz, daß „der Erzherzog (Franz Ferdinand) serbenfreundlich war". In der Tat? Also Hitler ein Judenfreund? Westarp ein Franzosenfreund? Scheidemann ein Junkerfreund? Lenin ein Bourgeoisfreund? All diese Paradoxe sind nicht einmal ganz so paradox wie jenes andere, denn wenn der in Serajewo ermordete Erzherzog etwas auf Gottes weiter Welt ehrlich haßte, so die Serben. Er haßte sie gleich in dreifacher Eigenschaft: als Habsburger, als Autokrat und als Katholik, weil sie der Ausbreitung seiner Hausmacht im Wege standen, weil sie voll demokratischer Grundtriebe steckten und weil sie zur orthodoxen Kirche gehörten. Jeder der auf Serbien abzielenden Zerschmetterungspläne Conrad von Hötzendorfs fand denn bei dem Thronfolger den verständnisvollsten Hörer. Freilich haßte er auch die Magyaren, weil sie die Herrscherallgewalt der Krone schmälerten, und zu Zeiten dachte er sich zwar nicht der Serben, wohl aber der katholischen Kroaten und Slowenen gegen Budapest zu bedienen. Aber wenn auch seine Gedanken an eine trialistische Umgestaltung des dualistischen Reichs mehr gewesen wären als Seifenblasen, die eben aufstiegen und jetzt zerplatzten, so steckte auch in seinem Trialismus ein gerüttelt Maß Serbenhaß: in dem dritten Reichsteil sollten die Katholiken über die Orthodoxen, die Kroaten über die Serben die Fuchtel schwingen. Statt einer Stufe zur südslawischen Nationaleinheit war sein Trialismus das finstere Gegenteil, und mag auch über die sittliche Verwerflichkeit politischen Mordes das Urteil einhellig sein, dumm vom Standpunkt des südslawischen Nationalismus waren die Stahlmantelgeschosse aus Princips Browning an jenem 28. Juni nicht. Sie trafen einen geborenen und geschworenen Verächter und Hasser jedes Volkes, also auch des serbischen, sie trafen einen besonderen Serbenfeind obendrein.

hw.

PARISER JUSTIZ-GESCHICHTEN

Eine ungeheure Menge Menschen drängt sich in dem Zuhörerraum, um einem Skandalprozeß beizuwohnen. Die Berühmtheit des Verteidigers und vielleicht auch die Aussicht, schlüpfrige Dinge zu hören, hatte vor den vierten Strafsenat ein Premièrenpublikum gelockt. In dem Augenblick, da der Rechtsanwalt des Ehemanns endlich zahlreiche Briefe verlesen wollte, die in sonderbarer Weise das Eheleben der Gatten beleuchteten und sehr deutlich bestimmte Verirrungen kennzeichneten, wandte sich der liebenswürdige Vorsitzende Richard an das gespannte Publikum mit den Worten, daß der Prozeß jetzt nicht mehr vor keuschen Ohren weitergeführt werden könne.

— Ich will nicht die Oeffentlichkeit ausschließen, das erscheint dem Gericht nicht nötig; aber ich bitte die anständigen Frauen, hinauszugehen.

Er wartete einen Augenblick, niemand rührte sich. Und dann fuhr er fort:

— Jetzt, wo die anständigen Frauen draußen sind, werden die Diener die anderen hinausführen.

*

In jedem Scheidungsprozeß müssen die Ehegatten, ehe sie geschieden werden, zu einem Versöhnungstermin erscheinen.

Eine Frau wirft ihrem Mann Verschwendungssucht vor, seine Ausgaben für andere Frauen.

Der Gatte: — Ich habe Dir indessen nie vorgeworfen, daß, als ich Dich heiratete, Du nichts als Dein Hemd als Mitgift hattest.

Die Frau: — Ja, aber Deine erste Sorge war, es mir fortzunehmen!

*

Mademoiselle Grille d'Egout, ein Tanzstar aus dem Moulin Rouge, ist als Zeugin vor Gericht geladen.

Strengen Auges betrachtet sie der Vorsitzende Mariage, als sie tänzelnden Schrittes vor den Richtertisch tritt. Die Tanzbewegungen scheinen ihm bei Gericht deplaziert zu sein.

— Benehmen Sie sich ruhig, mein Fräulein, hier wird nicht das Bein gehoben, sondern die Hand. Schwören Sie!

*

In einem Prozeß auf Trennung von Bett und Tisch wirft Rechtsanwalt Lacan der Frau vor, einem Maler in dessen Atelier ganz nackt Modell gestanden zu haben. Und als er sich gar nicht darüber beruhigen kann, unterbricht Rechtsanwalt Duval, der Vertreter der Frau:

— Regen Sie sich nicht so auf, es war ein Ofen da.

Rechtsanwalt Leon Duval klagte für einen Familienvater, der vom Gericht verlangte, seinen Sohn, der sich für eine Königin der Halbwelt ruinierte, unter Kuratel zu stellen.

— Man kann sich kaum vorstellen, wieviel Geld in einer Frauenhand Platz findet, besonders wenn diese Hand klein ist.

*

Der Angeklagte ist geständig, Polizeibeamte mit beleidigenden Ausdrücken, u. a. „Ochsen" belegt zu haben. Er behauptet aber zum Erstaunen des Gerichts, nicht gewußt zu haben, daß es sich um Beamte handelte. Das Gericht kommt zu folgendem Urteil: „Aus der einzigen Tatsache, daß der Angeklagte den Ausdruck „Ochsen" gebraucht hat, geht einwandfrei hervor, daß er sich des Beamtencharakters der Polizisten bewußt war . . ."

*

Rechtsanwalt Sénard verteidigt in einem Provinzprozeß. Ein Ruf als gefürchteter Gegner ging ihm berechtigterweise voraus. Sein Gegner, Anwalt aus der kleinen Stadt, begann sein Plädoyer folgendermaßen:

— Meine Herren, wenn ein Kind leicht krank ist, holt man sich einfach beim Apotheker Rat; wenn es eine ernste Krankheit hat, schickt man zum Arzt; wenn aber der Zustand des Kranken hoffnungslos ist, läßt man eine Berühmtheit aus Paris kommen. Ich glaube daher nicht zu übertreiben, wenn ich behaupte, daß der Prozeßgegner seinen Fall für hoffnungslos hält, da er sich meinen berühmten Kollegen hat kommen lassen.

*

Zwei Rechtsanwälte haben lange vor dem Gericht von Andelys plädiert. Das Urteil soll in vierzehn Tagen verkündet werden.

Wer wird gewinnen? Das ist sehr fraglich. Beide Thesen sind einander wert und der Rechtsanwalt des Klägers ist in Verlegenheit darüber, was für Aussichten er seinem unbequemen Mandanten, der der Sitzung beigewohnt hat, machen soll.

— Wenn ich nun dem Vorsitzenden eine hübsche Sendung Wildpret machen würde? meint der pfiffige Bauer.

— Sie sind verrückt, antwortet der Rechtsanwalt brummend, das wäre das beste Mittel, Ihren Prozeß zu verlieren.

Das Urteil fällt zu Gunsten des Klägers aus, und das vergnügte Bäuerchen kommt zu seinem Anwalt.

— Sehen Sie, mein Korb mit Wild hat eine großartige Wirkung gehabt.

— Was? Sie haben ihn trotzdem geschickt?

— Na ja, mit der Karte meines Gegners.

*

Auf einem großen allegorischen Gemälde, für den Justizpalast bestimmt, war die Justiz dargestellt, wie sie das Recht umarmt. Der Maler, der sein Werk ausgestellt hatte, zeigte es Aristide Briand, der damals Justizminister war.

— Sie verstehen die Anspielung, Herr Minister, die Justiz umarmt das Recht.

Briand lächelt:

— Ja, ich verstehe, sie umarmen sich vor der Trennung, sie sagen sich lebewohl; sie werden sich vielleicht niemals wiedersehn!

M. Z.

FÜRS EHRENMAL

Aus den „Dresdener Neuesten Nachrichten“:

Ehrenmal - Ausschuß Dresden - Trachau

Fastnachts-Dienstag, den 16. Februar 1926

Ein Studenten - Bummel in Alt-Heidelberg

Beginn 7 Uhr — Ende 4 Uhr

Wilder Mann

Ist das ein Tanz für die Toten oder selbst schon Totentanz?

INHALT DES LETZTEN HEFTES (Heft 7)

Redaktion des „Tage-Buch“: Berlin SW 19, Beuthstraße 19. Telefon: Merkur 8790, 8791 8792. Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin W 35, Genthiner Straße 22 — Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin SW 19, Beuthstraße 19. — Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Wien 156 791. Bankkonto: Commerz- u. Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstr. 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Prikopy 6 — Druck von Wilhelm Greve, Berlin SW 68, Ritterstraße 50. — **Anzeigenannahme**: Karo-Reklame G. m. b. H., Beuthstr. 19.

Bezugspreis durch die Post in Deutschland pro Monat 2,— Reichsmark, pro Quartal 6,— Reichsmark; unter Streifband im Inlande und nach Oesterreich monatlich Reichsmark 2,25, vierteljährlich Reichsmark 6,50. Für das übrige Ausland nur Streifbandlieferung monatlich Reichsmark 2,50, vierteljährlich Reichsmark 7,—. Zahlungen in ausländischer Währung werden zum amtlichen Tageskurs der Berliner Börse am Eingangstage gutgeschrieben.

Inseratenpreise: Grundpreis für die ganze Seite 125 Goldmark. Bei größeren Abschlüssen progressive Wiederholungsrabatte auf den Grundpreis.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion, auch wenn Rückporto beiliegt, keine Verantwortung.

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, vierte Februarwoche.

Ein alter Leser schreibt uns: .... „Wir waren alle sehr erfreut als plötzlich der Name Harden im Tage-Buch auftauchte. Aber nachdem wir nun drei seiner Aufsätze gelesen haben, kommen uns doch Zweifel. Harden befindet sich in so vielen Punkten im Widerspruch mit den Ansichten, die die Herausgeber des Tage-Buches bisher vertreten haben, von Holstein bis Bronnen, von der Wirtschaft bis zur Grossen Koalition, daß an die geistige Beweglichkeit Ihrer Leser doch vielleicht zu große Anforderungen gestellt werden....“ Wir antworten, — ein- für allemal hoffentlich, — noch einmal mit dem Bekenntnis, das wir nicht zum ersten Mal ablegen: daß das Tage-Buch kein Katechismus sein soll, in dem Weltanschauungen und Überzeugungen fix und fertig verabreicht werden, sondern eine Anregung zu eigenem Nachdenken, eine Ermunterung zu eigener Meinungsbildung Es wird wirklich eine grosse geistige — nicht nur: Beweglichkeit, sondern: Selbständigkeit bei unseren Lesern vorausgesetzt. Das hat uns schon bisher gestattet, immer wieder Ansichten Raum zu geben, die den unseren wohlbegründet widersprachen, — aus dem Widerstreit der Argumente gerade (allerdings: der Argumente!) stieben die Funken auf. Und im Falle Harden scheint uns die Liberalität, die wir schon immer walten ließen, geradezu eine geistige Pflicht. Der Mann, der in der politischen Publizistik Deutschlands jahrzehntelang auf einsamer Höhe stand, dem man zuerst seine eigene Tribüne gewaltsam ruinierte und den man dann gar noch meucheln wollte, hat Anspruch darauf, gehört zu werden. Selbst wo wir seinen Meinungen nicht beipflichten können, halten wir seine Begründungen immer noch für wichtiger, als die tagesüblichen Approbiertheiten der meisten anderen unserer sogenannten politischen Autoren. Und wenn die übrige Presse, welcher Richtung auch immer, dem unbeliebten Manne ihre Spalten verschließt, so gibt es wohl keinen Streit darüber, daß die Tribüne des Tage-Buches ihm offen stehen muß.

Im Femeausschuß des Preußischen Landtags ist, schüchtern und vorüberhuschend, auch der Name Karl Erdmann aufgetaucht. Es ist festgestellt worden, daß der Mann, der erst vor einigen Wochen aus der Sozialdemokratischen Partei ausgetreten (nicht ausgeschlossen worden) ist, zur Finanzierung seines „Firn"-Verlages (oder unter welchem Namen die Sache früher und später sonst noch auftrat) wiederholt große Summen von den reaktionärsten der deutschen Unternehmerverbände empfangen hat, — im ganzen anscheinend, noch in letzter Zeit, rund 180000 Mark. Für dieses Geld wurden Schriften gedruckt, die unter der Flagge des Sozialismus segelnd, im Entscheidenden doch eine antisozialistische, den Unternehmern darum willkommene Tendenz hatten. Und während man zwischendurch vorsichtshalber, immer auch einige absolut zweifelsfreie Publikationen erscheinen ließ, verbreitete man offenbar nur die zweifelhaften in Massenauflagen, zu billigstem Preis oder sogar ganz gratis. Ein angenehmer Korruptionswinkel, — von dem die Sozialdemokratische Parteileitung zu ihrer Entschuldigung allerdings behauptet, sie habe von den Zusammenhängen nichts gewußt. Aber es gibt um diesen Herrn Erdmann leider noch einige andere Korruptions-Tatbestände, die mit dem Thema des Femeausschusses nichts zu tun haben, die aber, weil die Sozialdemokratische Parteileitung schlechthin unterrichtet sein mußte, umso dringender öffentlicher Aufklärung bedürften. Herr Erdmann behauptet nämlich, daß er dem Wahlfonds der Sozialdemokratischen Partei bei den Reichstagswahlen von 1920 eine große Zuwendung des Herrn Hugo Stinnes verschafft habe, — 250000 Mark. Und wenn er in Weinlaune ist, zeigt der Vermittler sogar eine Photographie der Quittung, die der Parteikassierer seinerzeit über diese Stinnesgabe erteilte. Darf man fragen, ob die Angelegenheit untersucht werden wird? Oder ist es politisch bedeutungslos, ob ein Wahlkampf der Sozialdemokratischen Partei wirklich mit Mitteln des Herrn Stinnes betrieben worden ist?

In der noch ungeschriebenen Apokalypse des Kriegs-Wahnsinns wird folgender Fall besondere Erwähnung verdienen: Am 4. November 1918 wurde der Obermatrose Franz Scheyka von einem Kriegsgericht zum Tode verurteilt. Am 9. November 1918, — am Tage der Revolution! — sandte der kommandierende Admiral des Marinekorps, von Schröder, dem Gericht den telegraphischen Befehl, die Hinrichtung sofort zu vollziehen, ohne die Erledigung eines Gnadengesuchs abzuwarten. In den Mittagsstunden des gleichen Tages wurde Scheyka erschossen. Sein Verbrechen war Fahnenflucht gewesen, — er hatte versucht, über die holländische Grenze zu

entfliehen. Dafür wurde er im Namen seines Obersten Kriegsherrn exekutiert. Der Oberste Kriegsherr seinerseits aber war zur Stunde der Exekution bereits in Holland drüben! Er ist vor kein Gericht gekommen, er hat keine Fahnenflucht begangen, bei ihm ist alles in Ordnung und er erhält Abfindung.

Ministerpräsident Braun hat am Hamburger Reichsbannertag schöne Worte, geharnischte Worte gegen die linksscheue Justiz gefunden. Schade nur, daß seine Hand nichts von dem weiß, was sein Mund bekennt. Sie hätte sonst nicht den Namen Braun unter das Dokument gesetzt, das den Ministerialrat Hartwig zum Ministerialdirektor ernennt. Der Leiter der Abteilung des preußischen Justizministeriums, die das Personalreferat und damit auch die widerspenstigen, republikfeindlichen, rechtssprechenden Richter und Staatsanwälte in der Hand hat, Ministerialdirektor Geißler, tritt am 1. April nach Erreichung der Altersgrenze vom Amte zurück. Endlich vollführt die Zeit die Tat, zu der republikanische Minister keine Courage haben: Eine Bresche ist in die abgesessene, altbürokratische Monarchistenphalanx der Ministerialdirektoren geschlagen. Jetzt kann die Republik endlich ihren Mann vorrücken lassen. Senatspräsident Großmann soll der republikanische Stützpunkt werden. Aber was geschieht? Das Ministerkabinett, das über die Ernennung abzustimmen hat, kuscht sich fromm unter das Hausgesetz der Bürokratie. Der Justizminister, der arme, kranke am Zehnhoff — ein sehr weicher Herr — schlägt den nächstältesten Ministerialrat vor, und die Herren Minister stimmen freundlich lächelnd für ihn. Fürchten sie sich vor ihren Ministerialräten? Oder ergab die Abstimmung in einem Kabinett, das aus 2 Sozialdemokraten, 3 Demokraten und 3 Zentrumsmännern besteht, eine monarchistenfreundliche Mehrheit? Eins steht fest: das preußische Justizministerium wird auch weiterhin keine Korrektionsanstalt für unverbesserliche Richter und Staatsanwälte sein!

Seit mehr als zwei Jahren, mindestens seit dem Wallensteinzug der Reichswehr nach Sachsen, wurde von Politikern der Linksparteien ein Ausführungsgesetz zum Artikel 48 der Reichsverfassung gefordert. Hugo Preuß selbst wandte sich damals schon in bitteren Worten gegen das in Konsequenz dieses odiosen Artikels Unternommene, nannte die Handhabung leicht-

fertig und fahrlässig. In der Tat bedeuten die vor dem fünften Paragraphenzehnt harmlos hingebetteten Sätze,

> „. . der Reichspräsident kann, wenn im Deutschen Reiche die öffentliche Sicherheit und Ordnung erheblich gestört oder gefährdet wird, die zur Wiederherstellung der öffentlichen Sicherheit und Ordnung nötigen Maßnahmen treffen, erforderlichenfalls mit Hilfe der bewaffneten Macht einschreiten. Zu diesem Zwecke darf er vorübergehend die in den Artikeln 114, 115, 117, 118, 123, 124 und 153 festgesetzten Grundrechte ganz oder zum Teil außer Kraft setzen . . ."

wenn sie nicht durch eine präzise Formulierung aus der Willkür in die natürlichen Voraussetzungen eines Rechtsstaates geleitet werden, eine erhebliche Störung und Gefährdung der durch 180 andere Artikel gewährleisteten öffentlichen Sicherheit und Ordnung. Sie sind das Giftfläschchen in der inneren Rocktasche der Republik. Die Herren Wehrkreiskommandeure erhalten die absolute Gewalt. Wie sie davon Gebrauch machen, erlebten wir schaudernd in Sachsen und Thüringen. Sie sind Regierung und Verwaltung zugleich; sie haben damit die Vollmacht, die diffizilsten wirtschaftlichen Fragen mit dem erleuchteten Verstande der Berufsmilitärs zu lösen. Jederzeit kann eine Rechtsregierung, wenn irgendwo eine höchst erwünschte rote Fahne hochgeht, sich in den Ausnahmezustand flüchten und auf legalem Wege das erreichen, was der nervösen Abenteuerlust der Roßbach und Ehrhardt mißlang. Dieser Artikel wirft über alle Kabinettskrisen den fatalen Schatten eines uniformierten Mannes; hinter jeder innerpolitischen Hemmung lauert die Möglichkeit erneuter Generalsherrschaft. Aber wurde nur von einem der vielen, die sich über diesen Zustand polemisch erhitzten, der Versuch gemacht, Ausführungsbestimmungen zu fixieren, die verhindern, daß aus dem Gesetz selbst die Gesetzlosigkeit bricht? Würden Sozialdemokraten, Demokraten und Zentrum sich endlich auf einen Text einigen, so wäre höchstwahrscheinlich die Mehrheit im Parlament gesichert. Die Kommunisten würden mindestens nichts dagegen unternehmen und selbst der liberalere Flügel der Volksparteiler eine solche Lösung unterstützen. Aber keiner von den stöhnenden und schimpfenden Herren macht den Anfang. Fehlt es wirklich an Energie? Oder liegt es daran, daß zwar bei jeder inferioren Wirtschaftsfrage Verfassungskenner in Massen auftreten, daß es aber an einem Spezialisten für die Grundrechte fehlt . . .?

Jeder Abgeordnete einer Nationalversammlung sollte, nachdem er seine Meinung ausgesprochen und verteidigt, seine Stimme für die entgegengesetzte Behauptung abgeben. Dann würde die Abstimmung unfehlbar zum Vorteil der Allgemeinheit ausfallen. Swift.

Misery-Dancing Trust

Reproach begins at home. Daß ich aus dem Inhalt einer Zeitung irgendwas, weils ein Berichtsteil schien, ohne Nachprüfung, noch jetzt, für „wahr" hielt, ist schwer verzeihlich. Nie wieder soll es geschehen. Und Jeden warne mein Leid.

In der Rede des italischen Ministerpräsidenten, sagte ich hier (an einem Dreizehnten), „war der akustisch schrillste Fehler, daß sie Entwaffnete durch Bedrohung mit Waffengewalt in Angst zu scheuchen trachtete". Sie hats nicht getan. Sondern gesagt: wenn versucht werde, Italiens Fahne vom Brenner niederzuholen, werde die Nation nicht zaudern, sie, noch über den Brenner hinaus, in das Land des Angreifers zu tragen. Ob so heftige Warnung, ob gar der schon verschlissene Spott über den bierfeisten deutschen Bildungphilister nötig war, der im „Urwaldgewand", Loden über der Glatze und dem Wollhemd, in Wickelgamaschen und Nägelschuhen, durch die byzantische Pracht von San Marco, durch den Pitti und die Marmorwelt der Römer stampft . . . Die Hälfte wäre mehr als das Ganze gewesen, mahnt Hesiod, der nicht einmal Lateiner, nur ein Boeotier, also Boche der Antike, war. Viel übler, freilich, als das derbe Späßchen war der flinke Versuch unserer Tüchtigen, es in niederträchtig rohe Verhöhnung deutscher Armut umzufälschen.

(Die kommt von der Pauvreté; daran is nich zu tippen. In der siebenten Februarnacht waren, nur im berliner Westen, dort nur die öffentlichen Luxusbälle von siebenzehntausend Menschen besucht. Wenn ich die Kosten, Eintrittsgeld, Steuer, Ballkleidung, Speise und Trank, Fahrten, Kleinkram, für jede Person, sicher viel zu niedrig, im Durchschnitt mit je vierzig Mark einsetze, so ergiebt sich ein Gesammtaufwand von 680 000 Mark. Für sechs Vergnügensstunden in einem Bezirk einer Stadt, die in der selben Zeit unzählige Schlemmerstätten, Spielerklubs, Privatbälle, Tanzdielen, Freßkathedralen, Saufkatakomben, Bars, Konditoreien übervoll sah. Neben dem „Ball-Kalender", latest novelty, stand in der Zeitung: „Die Zahl der Arbeitlosen hat die zweite Million überstiegen. Eine Frau, die ein Kind zu ernähren hat, empfängt als Erwerblosen-Unterstützung jetzt für den Monat zweiunddreißig Mark. Darüber noch hinauszugehen, wäre unmöglich." Dieses stattliche Almosen wäre aus den 680 000 Amüsir-Mark für fast 22 000 Monate zu bezahlen. Also aus einem Bruchteilchen Dessen, was ein Bezirk einer Stadt in einer Nacht, einer von Dutzenden, öffentlich für Vergnügung ausgiebt.

Blättere weiter: und Du findest Klage über die Not des Mittelstandes, des Bauers, Künstlers, Handwerkers, Schriftstellers; berechtigte Klage. Die innere Struktur Deutschlands ist bis in die Tiefe zerrüttet; und die Bilanz seiner Staatsmoral wird alltäglich gefälscht. Du dürftest, Leser, zu Abwechselung, Dir mal „Gedanken machen". Ueber das pathetische Gedröhn von Volks- und Schicksalsgemeinschaft. Ueber den Kanzler, der, in der von ihm regirten Hauptstadt pausenlosen Schlampampens und Schwofens, saxophonischer Abkitzelung carnivorischen Triebes, im Eden der Girls, Fohsen, Nutten, von „unserer furchtbaren Not" zu reden wagt. Ueber die Verschmitztheit der Sozialdemimonde, die immer dabei ist und, jeder Zoll ein Schmock im Smoking, die eherne Notwendigkeit ihrer segenvollen Rrrevolution bis ins Gedärm empfindet. Ueber den Mut der sechzehn Regirungen, die selbst den grassesten Unfug, die frechste Ausspreitung grobsinnlicher Prasserei nicht verboten, weil sie als Gewißheit voraussetzten, ein Volk, das dreißig Jahre lang Wilhelm, sieben seine würdigen Folger duldete, werde nicht so unbescheiden sein, die schimmernden Säle der Nachtwonnen, die Prunkpaläste der Filmhändler von innen sehen und, endlich, die Hermelincapes mit pastellblau gefärbtem Fuchsbesatz, die silbernen, goldenen Hemdchenkleider, Goldspitze, Zobel, Perlen, Edelsteine, von denen so viel in der Zeitung steht, sammt dem Inhalt der feinen Verpackung selbst befühlen zu wollen. Zu Abwechselung. Denn mitleidige Spitalärzte zögern, Genesene in das Elend der Erwerblosenfürsorge zu entlassen. Und Neugeborene werden auch in der Goldgräberstadt an der Spree, weil kein Fetzen Leinwand mehr erlangbar ist, in Zeitungpapier gewickelt. „Ja, wir sind eben vom Feind bis aufs Letzte gefleddert worden. Denken Sie doch blos an Poincaré!" J'y pense. Und erklärt ist die Armut, abjefer.ticht „der niederträchtige Hohn des Säbelraßlers.

Die Ewige Krankheit.

Der Romagnole Benito Mussolini, den eine Volksschullehrerin einem Dorfschmied gebar und der so viel las, solche Mengen bunten Wissensstoffes in sich speicherte, daß er schon 1912, noch nicht Dreißig und sieben Jahre zuvor als Arbeitloser aus der Schweiz gewiesen, das Centralorgan der Sozialistenpartei leiten und heben konnte, hat gewiß auch nicht ohne gründliche Erkundung über Herrn Walther von der Vogelweide geurteilt. Den sehen in Deutschland, dessen Gedichte unter je hunderttausend Eingeborenen höchstens einer zu innerem Besitz erwarb, die Meisten als den Schmachtlappen,

aus dem, in Wagners (verbleichendem) Tannhäuserspektakel, der dritte Tenor tugendsames Gesäusel erwringt. So war Walther nicht. Fest und hell. Ein mutiger Sänger. Ein Mann, aus dem Natur wirkt. Männlich hat er, wie fast sechs Jahrhunderte später Hölderlin, sein Deutschland geliebt und, wie der Schwabe, bis in das Herz des Herzens gelitten, da er sein Land verfallen, die Seele der Nation verschmutzen sah. Von deren Schranzen als Patriot in ihren Himmel gehoben, dann, weil er Wahrheit nicht hehlte, als Volksverführer, Landesverräter geschmäht: Deutschenschicksal; ewige Wiederkunft des Gleichen. Hat irgendein Tor, schon excellent oder erst ministrabel, die jung klingende Kunst dieses schlanken Naturalisten dem Genius Dantes ebenbürtig gewähnt? Anderer Widerspruch als durch ein Lächeln wäre Verschwendung. Neben Petrarca könnte Walther sich ohne Wank halten; dürfte sich vielleicht über ihn hinauf recken. Neben Dante, der einen Kosmos, einen von Menschheit erfüllten, schuf, für Jahrhunderte der Kulturforschung Arbeit gab und noch dem Greis Goethe hoch über dem Horizont seines Eckermann schien, würde er, wie Herr Mussolini fein sagte, ein Monte Pincio, tief, tief unter den Firnen der Himalayas.

In einem Buch von ungefähr tausend Seiten hat Mr. Clark gezeigt, welcher Wust falscher Meinungen, blöden Truges von Geschlecht zu Geschlecht sich vererbt. Daß Omar, der zweite Chalifa, nicht die Bibliothek von Alexandria verbrannte; Affen nie Flöhe haben; Kleopatra Griechin, nicht Afrikanerin, war; kein Vogel durch Kälte getötet wird; und so weiter. Diesen Wust hat keine Zeit so schnell gemehrt, keine so gläubig („pietätvoll“) fortgeschleppt wie unsere. Monarchenverschwörung nach dem Hochzeitmahl (mit Cumberland-Sauce) im berliner Kaiserschloß, vergiftete Brunnen, Autos, die unter Spionenaufsicht Goldlasten aus Deutschland spediren, Truppenvorstöße über unsere Westgrenze, Franzosenflieger über Nürnberg: so glorreiche Ausbrut der Augustsonne von 1914 müsse, wähnet Ihr, die Hirnhaut abgebrüht, den Trieb zu Skepsis geweckt, den Zweifel scharf gekantet haben? Irrtum, laß los der Augen Band! Die zweite Februarwoche hat erwiesen, daß morgen, noch im Winter, wieder möglich wäre, was, vor bald zwölf Jahren, in heißem Sommer geschah.

Damals wurde nicht nur ohne den Schatten eines Grundes, nein: trotz dem unzweideutig verneinenden Bericht des nach Belgrad entsandten Untersuchers, der Glaube gezüchtet, die serbische Regirung habe den Erzherzog Franz Ferdinand morden lassen und die Triple-Entente, deren harter Druck diese Regirung zwang, in aller Geschichte vorganglosen Ultimativforderungen zu gehorchen und dadurch den Frieden

zu retten, lange nach schleunigem Krieg. So dicke Brocken waren jetzt noch nicht zu verdauen. Doch was nicht ist, kann werden. „Du kannst im Großen nichts vernichten und fängst es nun im Kleinen an." Der bekanntesten Tragoedin Italiens wird das mit deutschen Bühnen fest vereinbarte Gastspiel abgesagt. Eine klassische Posse des alten Goldoni wird in einer ostdeutschen Provinzialhauptstadt ausgepfiffen. In Münchens Staatsoper gegen den Meister Verdi gelärmt. In Wien (wo ich den Ministerpräsidenten Koerber einst von Reichsrathssturm gepeitscht sah, weil er den Italern Tirols das Recht ihrer Nationalität weigere) müssen zwei junge italische Aerzte aus der Augenklinik eines Professors, der ihnen das beste Zeugniß giebt, scheiden, weil die deutschen Kollegen sich plötzlich eiskalt von ihnen abwenden. Ursache der Quadrivialregung? Der Revolutionär Mussolini hatte eine Rede gehalten, aus der ein paar ungebührlich scharfe Worte vorstachen, die aber auch den Wunsch nach würdig-freundlichem Verhältniß zu Deutschland aussprach und nur von unzähmbarem Verzerrungtrieb als eine „niedrige Schmähung des deutschen Volkes" denunzirt, der Rachsucht zu Atzung hingeworfen werden konnte.

Elftes Gebot: Du sollst Dir Feinde machen.

War dem Ausbruch des Monte Citorio kein Geräusch aus deuschem Getümmel vorangegangen?

Im Sommer schrieb ich an einen Politiker: „Daß unsere löblichen roten Regirer 1918 mit stetem ‚O rühret nicht daran' sich gegen Oesterreichs Angliederung sträubten, war Sekret aus den Drüsen feiger Unwissenheit. Nachzuholen ist das Versäumte einstweilen nicht. Aber auch dieser Fehler hat eine gute Seite. Wir sind nicht Nachbar Italiens, nicht mit dem südtiroler Aerger bebürdet, dem Südslawenreich und den Rumänen nicht allzu nah und, in ruhiger Haltung, nicht den Czechen verdächtig. Wenn Leichtsinn auch dieses winzige Bonum verlüdert . . . Geht das Preßgeschimpf weiter, dann verfeinden wir uns Italien, dessen ‚Deutschfreundlichkeit' doch von allen Heimkehrern gepriesen wurde, und knüpfen den Lateinerbund zu Abwehr des Germanismus, in dessen Willensjoch die altrömisch-venezianische Politik des Herrn Mussolini selbst unter angelsächsischem Nachdruck sich niemals ducken wird." Von Mond zu Mond wurde das Geschimpf lauter. Der verwegene Romagnole (über dessen „System" Herr Ludwig Bernhard, Ordentlicher Professor an der Universität Berlin, nach fünf Studienreisen durch Italien ein aus Nationalistengeist empfangenes, doch lesenswertes Buch schrieb) hieß nur noch „der Diktator". Er knebelt das Parlament, die Gewerkschaften

und Zeitungen. Richtig; da aber der schroffsten Abkehr von den Grundsätzen formaler Demokratie bisher die tief überwiegende Voksmehrheit zujubelte: ward Deutschland zum Vormund und Bakelschwinger bestellt? Seufzend hat selbst Mr. Lloyd George nach der Rückkehr vom Weihnachturlaub gesagt, er habe Italien nicht nur in strammster Ordnung, sondern in blühendem Wirtschaftlenz gefunden, jede Fabrik in Vollbetrieb, in jedem Industriegebiet neue Anlagen; und was dem Fremden Tyrannei scheine, werde im Land als notwendig und nützlich empfunden. Dem sind obendrein in Washington und London ungefähr fünf Sechstel seiner Schulden gestrichen, sind Tilgungbedinge gewährt worden, die es unter anderer Staatsform niemals erlangt hätte. Ein Volk ist frei, wenn seinem Bedürfniß die Einrichtung seines öffentlichen Rechtslebens genügt. Anklage, Rüge, Verdammung, die von außen her schallt, schadet in solchem Fall nur dem Land, aus dem sie hörbar ward.

Der bei uns in Allmacht aufgedunsenem, auch anderswo in der Wonne unverantwortlicher Macht schwelgenden Presse muß der Duce Gräuel sein. Aus ihrer Zunft sprang er auf, darf von sich sagen: „Nourri dans le sérail, j'en connais les détours"; und erweist seiner Amme nicht mehr Reverenz als Schillers Magister Tell dem Hute des (ersten) Landvogtes Geßler. Er kennt den „Betrieb", kennt all die hübsch vermummten Kuppler, die das Ethos, zu ersprießlicher Paarung, dem Geschäftsmann aufs Laken liefern, und läßt sich nicht in Ueberzahlung von Ueberzeugung ködern. Daß gegen so schmale Schätzung sich Abscheu aufbäumt, ist leicht begreiflich. Was wurde daraus? Alltäglich lasen wir, Italiens Volk ächze unter den Ruten, dem Fascio, des Diktators, der nur durch rohste Gewalt, nur hinter dem Schirm wüster Meuchlerschaaren und Räuberhorden sich noch halten könne, Triumphe erfälsche, Attentate erlüge und, als ein von Krankheit (Krebs, Lues, Paranoia: die Preßdiagnose schwankte) zermorschter, von Ohnmacht- und Tobsucht-Anfällen entkräfteter Mann, seit dem Herbst nur noch das in Grün, Silber, Roth leuchtende Schild vor der dreckigen Werkstatt sei, in der die unhemmbare Herrschsucht des gewissenlos blutgierigen Generalsekretärs Farinacci schalte.

Filmtext? Nein: Oeffentliche Meinung.

Auch im Schädel der Staatsrepräsentanten („denk' mal, Hedda!") brodelt Allzumenschliches. Ihre Haut muß hart, ihres Blutes Drang fest gedeicht sein, wenn sie einem Land gerecht bleiben wollen, aus dem immer nur Hohn und Schimpf in ihr Ohr hallt. Deutschland dürfte noch nicht vergessen haben, welche Fülle unnötigen Leides ihm aus der steten Be-

spöttelung, Verprügelung des King Edward, der Herren Grey, Winston Churchill, Lloyd George, Sasonow, Wilson, Poincaré erwuchs. Von dem Fascismus drohte ihm keine Gefahr. Dessen Grundsätzen haben nicht nur unsere unverlarvten Militaristen, sondern auch alle Noskiden nachgestrebt. „Nicht immer ist Gewalt unsittlich. Niemals darf sie Sport werden. Doch Moral befiehlt ihre Anwendung, wo sie von der Notwendigkeit der Stunde gefordert wird. Neben den Gewalttaten unserer Feinde und der von ihnen bewunderten Bolschewiken scheinen unsere ein Kinderspiel. Erst nach gründlicher Ueberlegung entschlossen wir uns zu Gewalt, die dann schöpferisch wurde (‚violenza realizzatrice‘) und heilsam wirkte. Sie hat den Aberglauben an die unwiderstehliche Gewalt des Generalstrike überwunden und in achtundvierzig Stunden mehr erreicht, als Predigt und Propaganda in achtundvierzig Jahren vermocht hätten.“ Das hat, im September 1922, Herr Mussolini in Udine gesagt. Ist in der „freisten Republik der Welt“ etwa Gewalt edelmutig gemieden, nicht das Standrecht verkündet, nicht hundertmal das Gitter der Verfassung zerbrochen worden und wurden nicht, obwohl niemals, wie in Italien, der Industrieapparat in der Hand des Proletariates war, Tausende, ein Gewimmel Unschuldiger oder in hemmungloser Wirrniß Gestrauchelter, erschossen, eingekerkert, in Aechtung und Elend gestoßen? Steht auf dem schwärzesten Blatt der Fascistengeschichte ärgere Schmach als die feige Metzelung der Frau Luxemburg, die Zertrampelung des sanften Gottsuchers Landauer, als das von deutschem Gerichtsverfahren, deutschem Strafvollzug Offenbarte? Auch Säuberung muß zu Haus beginnen. Hat ein Minister, der all Dies billigte, die Stirn, sich und seine Konsorten als Hüter „internationaler Moral“ zu bestrahlen, so erntet er Weltgelächter.

Das aber wird in der Heimat des eisenstirnigen Wagners unhörbar, wenn sie rundum mit Lüge gepolstert, allen von Drähten und Wellen übertragenen Geräuschen lästiger Tonart dicht verschlossen ist: und in der Kunst solcher Dichtung ist unsere Presse unübertroffen, unübertrefflich.

Ein Parteiführer, der in den höchsten Reichsämtern, zweien, die Unzulänglichkeit guten Willens herrlich bewährt hat, nennt im Reichstag Herrn Mussolini, den Geschäftsleiter einer uns offiziell befreundeten Macht, einen „sittlich und geistig verkommenen Menschen“. Der aber, so wird offiziös verkündet, von Studentenunfug gegen deutsche Zeitungen feierlich „Entschuldigung“ erbeten habe. Bayerns Ministerpräsident spricht im Landtag von der Pflicht zu „Befreiung“ der deutschen Tiroler. Laut wird, nicht von kleinen Leuten, zu Boykottierung Italiens, des Landes und seiner Waaren, auf-

gerufen; des Deutschtumes unwürdig soll sein, wer hinfüro an der Riviera di Garda oder di Levante, in Venedig, Florenz, Rom, Neapel, zwischen Wundern prangender Natur und Kunst . . . für sechzehn Mark hundert Lire einwechselt. Und in den Tagen heftigsten Schimpfgestöbers kommt, dicht hinter dem Großdeutschen Dinghofer, der kluge Prälat Seipel, der Oesterreichs Bundeskanzler war (und wohl wieder sein wird), nach Berlin, verkehrt mit den Häuptern der Regirung und zeigt sich dem „Anschluß" freundlicher als zuvor zugeneigt. Just in der Stunde vor Deutschlands Eintritt in den Völkerbund. Zufall? Rom glaubts nicht; wittert einen zwischen Berlin, München, Wien abgekarteten Plan: durch Trommelfeuer die den Anschluß hindernden Schanzen und Gräben „sturmreif zu machen"; und entmummt seine Brennerbatterien. Wer den Warnruf aus Feuerschlund nicht „eine vom Zaun gebrochene Schimpferei" nennt, ist, bei Wotans Lanze, kein Patriot. Und muß das römische Epigramm einstecken: auch die noch schlafenden Hunde habe der Benitissimo geweckt, damit ihr Gebell die Gelegenheit zu dröhnender Ankündung des Entschlusses gebe, der Eingliederung Oesterreichs in den Staatenorganismus der Deutschen mit jedem erlangbaren Mittel vorzubeugen. Das war das Ziel des Duce. Er hats erreicht.

Und die keuchende Dampfwalze deutscher Außenpolitik hat ihm den Schotterweg geebnet. Warum gerade jetzt die gelle Beschwerde über die Not der deutschen Südtiroler, erst jetzt über den Verfall des von vorfascistisch königlichen Regirungen ihnen verpfändeten Wortes? Daß aus Preußen, gegen das die Polen Jahrzehnte lang das „gebrochene Königswort" Friedrich Wilhelms schwenkten, aus dem preußischen Deutschland, dem Tirol nie zugehörte, die Beschwerde kam, mochte hingehen. Ward aber dem berliner Außenamt noch nicht bewußt, daß in Italien vor sieben Jahren, seit der Schöpfung des „Fascio di combattimento", Revolution begann und daß deren Führer an innenpolitisches Regirungversprechen nicht fester gebunden ist, als der Präsident der Deutschen Republik an Wilhelms sein dürfte? Am elften Tag nach der Rede, die zum Marsch nach Rom aufrief (und in den Majestätsatz mündete: „Unser Programm ist kurz und klar: Wir wollen regiren!"), haben die Fascisten Bolzano-Bozen besetzt, den deutschen Gemeinderat aufgelöst, den Bürgermeister Perathoner weggeschickt, die Provinzialregirung einem Kommissar ihrer Farbe unterstellt, der Hauptschule die italische Unterrichtssprache aufgezwungen und den Namen Scuola Regina Elena gegeben. So ging es auch in Meran, Brixen, Trient. Ueberlaut wurde der Beschluß verkündet, die schlaffe Duldung deutscher Selb-

ständigkeit durch ein strenges Regiment abzulösen, dessen Pflicht die lückenlose Italisirung des Landes sei. Und überlaut hallte aus allen Regionen des Königreiches Massenjubel zurück.

Zweiundfünfzig Monate sind seitdem verstrichen. Damals war fester Grund zu würdigem Widerspruch, Grund zu dem Mahnruf, nicht durch willkürlich barsches Schalten im Alto Adige siebenzig Millionen Deutschen die Neuvermählung mit dem Geist Italiens zu erschweren. An unseren Politikmachern klebt das Pech, das in Offenbachs Brigantenoperette die Sohle der Schutzmannschaft hemmt: „Par un malheureux hasard nous arrivons toujours trop tard.“ Dreißig Jahre lang schimpften sie Jeden, der ihnen „das Bild ihres Kaisers trübe“ (das Bild hochnäsiger Unwissenheit, gewissenlosen Lärmens und Fuchtelns, ohne den kleinsten Zug auch nur äußerlicher Generosität, auch nur normaler Mannheit); begreinten danach sechs Jahre lang „die Grausamkeit, dem Gestürzten noch Steine nachzuwerfen“; und fanden ihn dann „entlarvt“ (jottedoch!): als selbst schonunglose Entschleierung des potsdamer Nerochens nicht mehr zu nützen vermocht hätte. Wilhelm, „das Liebchen“, Holstein, „die Graue Exzellenz“, Oesterreichs Anschluß, der verblaßte, hektisch flimmernde Matrosenfilm des Herrn Dittmann: immer zu spät. Auch die anno Suedekum-Sakrow sub auspiciis Friderici versäumte Expropriation der gekrönten Expropriateurs wird kaum noch erwirkbar sein. Berlins Salonsüdtiroler hatten für ihren Alarmschuß gar eine Zeit gewählt, in der selbst Unbefangene aus dem Knall schließen mußten, im Völkerbund wolle Deutschland der Kurator Oesterreichs sein. Deshalb hat der sonst schweigsame Romagnole, der als eine stumme Schicksalsmacht thronen möchte, zwei lange Reden, „im Volkston“, gehalten.

Zwei. Der Replik des berliner Außenministers (der das mildeste Urteil nur nachflüstern dürfte, sie habe mit der Akustik Deutschlands, nicht Europas, gerechnet) blitzte aus Roms Senat eine Duplik nach, die den Angreifer aus dem Ring schleuderte. Knock out. Das würde durch die wörtliche Wiedergabe erwiesen, die hier, leider, unmöglich ist. Horchet wenigstens auf die Nebengeräusche. Dreimal heben sich, zu Huldigung, die Senatoren vom Sitz; dreimal rollt Beifallsdonner durch den Saal, über dem noch das Weihezeichen S P Q R leuchtet. Präsident Tittoni, einst dem Fürsten Bülow befreundet, an den sein vierzehnter Erbe wie Weißbier an Asti spumante erinnert, läßt die „mächtige Bekundung nationaler Abwehreinheit“ ins Protokol der Sitzung eintragen. Herr Mussolini kann Depeschen und Briefe zeigen, in denen deutsche Tiroler, Lehrer, Kaufleute, Gastwirte, sich heftig gegen „Ent-

stellung und Einmischung“ wenden. Aehnliche Proteste kommen aus Turin, Bergamo, Lucca; ein besonders stacheliger aus Mailands Deutschenkolonie. Ein züricher Dozent schreibt, auf der Wanderung durch Südtirol habe er gesehen, wie das Volk „freiwillig, nicht unter fascistischem Druck, sich gegen die voreilige Hilfe von draußen wehre“. (Gegen die Hilfe, nach der die Nachbarn, die österreichisch gebliebenen Nordtiroler, schreien; gewiß nicht, weil Boykottirung des Südens ihnen den Fremdenstrom zutreibt.) Was aber hörten wir? „Rückzug Mussolinis!“ Der im Senat sprach: „Mit stärkstem Nachdruck bestätige ich Geist und Wortlaut meiner ersten Rede“. Der jeden im Reichstag gesprochenen Satz zerrauft und jeder Instanz, auch dem Völkerbund, das Recht geweigert hat, in Italiens Verhältnis zu seinen deutschen Bewohnern, der „Reliquie“ aus uralter Zeit, dreinzureden. „Er bläst ab“. „Die ganze Welt gegen den Uebermut des Fascismus.“ „Im englischen Unterhaus zeigt Baldwin demonstrativ seine Empörung über Mussolini“. Dem er zwei Wochen zuvor das Hauptstück der Schulden gestrichen und dessen König vor elf Jahren von England die Bürgschaft für die Brennergrenze empfangen hat. „Vollkommener Triumph unseres Außenministers, der über die römische Chamade kein Wort mehr verliert.“ An solchen Lügenblöcken ist das Kaiserreich deutscher Nation zerschellt. Liegt das Erlebnis fruchtlos?“ „Unsere Außenwelt ist ein Phantasieprodukt, wobei frühere Phantasie als gewohnte, eingeübte Tätigkeiten wieder zum Bau verwendet werden.“ Auf der dürren Haide deutscher Politik fand Nietzsches Offenbarung noch nirgends Gehör.

Right or wrong.

Der Fall Mussolini ist nur ein Gleichniß. Als Einzelfall lehrt er, daß der Schutz einer Minorität nicht ihrem Stammstaat, der immer des Strebens nach „Erlösung Unerlöster“, des Irredentismus, verdächtigt wird, anvertraut werden darf, sondern dem Völkerbund oder einem Minoritäten-Trust obliegen muß, der klaren Mindestforderungen überall geltende Rechtskraft sichert. Heute sollte das Gleichniß paradigmatisch lehren, welches Unheil in Deutschland der fortwährende Aberglaube an die Patriotenpflicht zu Lüge erwirkt. Mit diesem Gepäck nach Genf? Das Reisegeld wäre ins Wasser geworfen.

Ob Polen, Spanien, Brasilien schon im Frühjahr oder erst im Herbst Dauersitze im Rat des Bundes erlangen, ob sie auch fortan nur zu Erörterung, deren Gegenstand sie „besonderes interessiert,“ nach der Vorschrift im Vierten Artikel des Cove-

nant dorthin eingeladen werden: Das ist für England wichtig (nicht nur der Dominions wegen, die dann auch Sitze im Rat fordern könnten); ist für Deutschland eine schief gestellte Prestigefrage, also ein winziges Ding. Nicht aus dem Zustand, den die deutsche Delegation in der Versammlung und im Rat findet, sondern aus der Summe ihres Wollens und Trachtens wird Schicksal. In den Klammern von Ethos und Telos hängt alle Entscheidung. Soll an der Rhône die Ruchlosigkeit anderer Völker, gar die „Unschuld“ deutscher Kaiserei, wärs mit unsauberstem Werkzeug, erwiesen werden? In die vom Pflug des Volksfleißes gefurchte Erde würde neues Leid, neues Giftkraut gesät. „Right or wrong, my country“: der verderblichste aller schönklingenden Sätze. Grundsatz der Francfälscher und Vememörder, deren Sittlichkeit auf seinem Pfahlgerüst makellos prangt. Patriotismus ist Religion oder Tand; und nur die Schmarotzer der Religion gedeihen am Spalier der Lüge. Wer nicht, Nation oder Einzelmensch, nach dem Mahnwort mutiger Weisheit, dem Leben das Abbild der Ewigkeit aufzudrücken vermag, der lerne wenigstens fühlen, daß die schmählichste Schändung des Vaterlandes von der Verpflichtung zu Unwahrhaftigkeit droht.

LEOPOLD SCHWARZSCHILD

DIE ARBEITSLOSIGKEIT

1.

Die Ziffer der Arbeitslosen steigt Tag um Tag. Sie hat, während sie noch im Oktober auf 260 000 hielt, den Pegelstand von 2 Millionen schon seit Wochen überschritten, — ungerechnet die Kurzarbeiter, deren die (unvollkommene!) Statistik ja auch über 1 Million zählt.

Nach dieser Verfassung des Arbeitsmarktes zu urteilen, gibt es nichts Desolateres auf der Welt als die deutsche Wirtschaft. Schon liegt jeder zehnte Angestellte ganz oder halb auf der Straße, und noch immer scheint der Verelendung kein Ende gekommen, —: jede neue Woche bringt neuen Alarm, im Galopp scheint die Schwindsucht der Existenzbedingungen fortzuschreiten.

Aber es ist ein Rätsel in dieser ganzen Lage! Denn während aus den Erwerbslosenziffern geschlossen werden muß, daß die Wirtschaft tatsächlich immer mehr ins Stocken gerät (— woher sonst soll die steigende Arbeitslosigkeit wohl stammen? —) deuten andere Zahlen mit absoluter Eindeutigkeit darauf hin, daß von einer fortschreitenden Ver-

schlimmerung der Krise gar nicht die Rede sein kann, daß die Kurve, im Gegenteil, wieder aufwärts geht.

Eines der wichtigsten Symptome ist der Güterverkehr auf der Eisenbahn, über den allwöchentlich Bericht erstattet wird. In der ersten Januarwoche war, mit einer durchschnittlichen Transportleistung von 96 500 Wagen täglich, tatsächlich ein Minimum erreicht. Aber schon in der ersten Februarwoche war man wieder auf einem Durchschnitt von 107 500 angelangt, — was zwar auch noch schlecht ist (im Vorjahr lagen die täglichen Anforderungen um rund 8000 Wagen höher), immerhin aber eine kräftige Tendenz zum Bessern zeigt.

Auch die Steuereingänge des Reiches im Monat Januar sind überraschend, — besonders die Umsatzsteuer, die ja ebenfalls ein bedeutungsvoller Gradmesser für die Lebendigkeit des wirtschaftlichen Getriebes ist. Im ersten Monat eines Quartals erbringt die Umsatzsteuer stets höhere Resultate als im vergangenen Monat. Aber während sich dies Plus im Juli (verglichen mit Juni) nur auf rund 25 Prozent belief, im Oktober (verglichen mit September) nur auf rund 33 Prozent, ist es im Januar (verglichen mit Dezember) auf nicht weniger als 47 Prozent gestiegen! Das ist teilweise natürlich auf das Weihnachtsgeschäft zurückzuführen, das — mindestens was den Detailhandel anbelangt, — erst in den Umsatzsteuerziffern des Januar sich auswirkt. Aber selbst wenn man dies in Betracht zieht, ergibt sich noch immer ein Bild von so passabler Durchschnittlichkeit, daß es ganz und gar unmöglich wird, die riesige Arbeitslosigkeit und ihr unablässiges Steigen nur noch einem bodenlosen Tiefstand der Wirtschaft oder gar einer immer noch schärfer werdenden Absatzstockung zuzuschreiben. Man muß sich entschließen, nach anderen Ursachen zu suchen.

Und in der Tat gibt es eine Ursache von fundamentaler Bedeutung, die das Problem in ganz ungewohntem Lichte zeigt.

2.

Die Tatsache nämlich, die fast immer übersehen wird, ist, daß wir bei Akutwerden der jetzigen Erwerbslosigkeit fast 4½ Millionen Erwerbstätige mehr hatten als unserer Bevölkerungszahl, wenn wir die Vorkriegsstruktur unseres sozialen Organismus als Maßstab akzeptieren, entsprechen würde!

Im Oktober 1925, bei Beginn der Krise, gab es in Deutschland rund 32½ Millionen Erwerbstätige, gegenüber einer Gesamtbevölkerung von rund 62 Millionen.

Im Jahre 1907, als die Bevölkerung Deutschlands ungefähr ebensogroß war wie die des heutigen, verkleinerten Territoriums, waren es aber nur 28 Millionen! Und auch 1914, bei 68 Millionen Gesamtbevölkerung, belief sich die Ziffer der Erwerbstätigen nur auf rund 30 Millionen, — was bei schematischer Reduktion auf die heutige Bevölkerungsziffer sogar nicht einmal ganz jener Quote von 28 Millionen entspräche!

Jedenfalls: zwischen Vorkrieg und Gegenwart sind die Erwerbstätigen, die früher nur rund 45 Prozent der Gesamtbevölkerung ausmachten, auf etwa 53 Prozent des Volksganzen gestiegen, — in absoluter Zahl, wie schon gesagt, ein Plus von rund 4½ Millionen Köpfe.

Woher das kommt, ist kein Mysterium. Wir haben ein großes Heer aufgelöst, das nun in den Arbeitsmarkt drängte. Wir haben die Frauenarbeit, die vor dem Kriege noch nicht sehr populär war. Und wir haben endlich den verarmten Rentnerstand, der ebenfalls, sehr gegen seinen Willen, gezwungen wurde, wieder nach Erwerb zu suchen. Es ist nicht schwer, sich über die ökonomische Genesis dieses Zuwachses von 4½ Millionen Arbeitender klar zu werden!

Unglücklicherweise ist es aber um so schwerer, sich auch über die Folgen Rechenschaft zu geben!

Denn plötzlich erhebt sich die Frage, ob diese ganze Arbeitslosigkeit, vor der wir schaudernd und ratlos stehen, denn überhaupt noch als Krisenerscheinung mit vorübergehendem Charakter betrachtet werden kann, ob sie nicht vielmehr ein Ausscheidungsprozeß von definitiver Natur ist, — ein Ausscheidungsprozeß ganz analog demjenigen, durch den seit Wochen und Monaten die ebenfalls über alles Vorkriegsmaß gestiegene Zahl von Firmen wieder auf „normales“ Niveau gebracht wird, — eine „Reinigungskrise“ hier ebenso wie dort?!

Wenn diese Frage bejaht werden müßte, so wären alle Aktionen, die in nervöser Sorge jetzt veranstaltet werden, — mit Mitteln, die übrigens, selbst günstigstenfalls, natürlich nicht ausreichen können — von vornherein zum Scheitern verurteilt; und die Ueberzahl der Arbeitsbegehrenden würde, wie immer der Prozeß sich individuell auch vollziehe, nur dadurch aus der Statistik der Erwerbslosen verschwinden können, daß sie es nach einiger Zeit endgültig aufgäbe, sich auch nur noch um Arbeit zu bewerben.

Ist diese Entwicklung zu erwarten?

3.

Ich muß zunächst kurz dem Einwand begegnen, daß die überzähligen 4½ Millionen Erwerbstätigen von der Verminderung der Arbeitszeit wieder kompensiert würden.

Das ist ein Argument, das nicht gelten kann. Denn erstens besteht der Achtstundentag weithin gar nicht mehr. Zweitens aber wird er ja gerade mit der (richtigen!) These gefordert, daß das Produkt achtstündiger Arbeit nicht geringer sei und sein dürfe als das Produkt zehnstündiger. Erfahrungen haben das teilweise schon bestätigt; und wo das Ergebnis vorderhand noch nicht gut genug ist, besteht wohl Einverständnis darüber, daß es bald gut werden soll. Jedenfalls wird niemand behaupten, daß, weil die Arbeitszeit verkürzt worden ist, auf die Dauer mehr Arbeitskräfte notwendig seien und sein dürften. Entweder die Theorie des Achtstundentags realisiert sich; dann bleibt der etwa noch bestehende Mehrbedarf an Arbeitskräften kein Dauerzustand. Ober aber sie realisiert sich nicht; dann wird der etwa noch bestehende Achtstundentag kein Dauerzustand bleiben.

Auf die Dauer haben wir es mit einem echten Plus zu tun. Und die Frage der Fragen ist: kann dies Plus unter den Verhältnissen, mit denen wir zu rechnen haben, im deutschen Wirtschaftsprozeß aktiviert und auch nur mit dem durchschnittlichen Reallohn der Friedenszeit ausgestattet werden?

Will man darauf einigermaßen stichhaltig antworten, so ist zunächst ein kleiner Ausflug in die Theorie notwendig, — man muß auf die Quellen von Lohn und Einkommen zurückgreifen.

Niemand von Lenin bis Helfferich hat je bestritten, daß aller Lohn und alles Einkommen, die in einem Lande insgesamt bezogen werden könnten, im wesentlichen von der Menge seiner Gütererzeugung bestimmt ist. Zu addieren oder zu subtrahieren sind allerdings noch gewisse Zinszahlungen und Dienstentschädigungen, die das Ausland entrichtet oder empfängt. Aber das sind nur eben Korrekturen, — im Prinzip steht allein die Güterproduktion zur Verfügung. Von ihr müssen alle Glieder des Volkes ernährt werden, ob sie direkt an der Produktion beteiligt sind oder nicht. Und es kann zwar der Anteil des Einzelnen an dem Gesamtfonds verschieden groß ausfallen, — alle möglichen Ursachen, von der höchsten Genieleistung angefangen bis zur pursten Hochstapelei, können dem Einzelnen dazu verhelfen, daß er sich eine besonders dicke Scheibe von der allgemeinen Wurst abzuschneiden vermag. Aber die Summe all dieser Einzeleinkommen ist streng determiniert: sie kann weder größer noch kleiner sein, als die Summe der Gütererzeugung, zuzüglich oder abzüglich jener Auslandskorrekturen.

Nachdem diese ewige und unter jedem Wirtschaftssystem gleich gültige Wahrheit festgestellt ist, können wir einen Schritt weiter gehen; wir können zu ermitteln versuchen, wie groß dieser entscheidende Einkommensfonds denn im heutigen

Deutschland ist und wie er sich seit der Vorkriegszeit verändert hat.

Die günstigste Schätzung ist, daß die Gesamtmenge der Produktion und damit des grundlegenden Einkommenselements wieder ungefähr auf Friedensstand angelangt ist. Das wird von Pessimisten zwar noch bezweifelt, kann aber für unsere Zwecke akzeptiert werden.

Unter dieser Annahme würde heute mit ungefähr der gleichen Gesamt-Einkommensmöglichkeit wie vor dem Kriege zu rechnen sein. Das stimmt aber nicht ganz, und zwar eben wegen jener relativ kleinen Korrekturen aus dem Auslandsverkehr.

Diese letzteren stehen vorderhand allesamt noch ungünstiger für Deutschland als vor dem Krieg. Seine eigenen rechtmäßigen Empfänge vom Ausland (Transportwesen, Dividenden, Bankgebühren, Vermittlertätigkeit) sind vermindert. Seine Verpflichtungen aber (Schuldzinsen, Reparationen usw) sind gestiegen.

So gelangt man zu dem ziemlich sicheren Ergebnis, daß der gesamte Einkommensfonds, über den Deutschland heute verfügen kann, — Zahlen mögen hier vermieden werden, — etwa 5 bis 7% geringer ist als vor dem Krieg.

4.

Es frägt sich nun, wie die Verwendung und Verteilung dieses leicht verminderten Gesamteinkommens sich vollzieht.

Immer teilt sich die Verwendung des nationalen Gesamteinkommens in zwei Hälften:

Die eine, kleinere Hälfte — der terminologische Fehler, von ungleichen Hälften zu reden, sei mir verziehen! — wird kapitalisiert, das heißt, in werbende Anlagen umgewandelt (Auffrischung alter und Aufrichtung neuer Produktionsmittel und -stätten.)

Die andere, größere Hälfte wird konsumiert, das heißt: sie wird verzehrt und verbraucht.

Da nun das Einkommen der arbeitenden Masse bis zum heutigen Tag in allen Ländern der Welt so gut wie ganz auf Konsumzwecke draufgeht (die Kapitalisation wird überall, in kapitalistischen oder kommunistischen Wirtschaften, von den Eigentümern der Produktionsmittel, den Kapitalisten oder dem Staat, durchgeführt, der Arbeiter kommt selten über Konsumeinkommen hinaus!) — da das Einkommen der breiten Massen überall nur Konsumzwecken dient, muß es notwendigerweise auch aus der Konsumhälfte bestritten werden, das heißt: aus demjenigen Teil des Einkommens, der nach Abzweigung der Kapitalisationshälfte noch übrig bleibt.

Es ist aber sicher, daß diese Kapitalisationshälfte, was Deutschland anbelangt, in den nächsten Jahren relativ größer werden wird als vor dem Krieg (wenn sie nicht, offen oder verschleiert, schon heute relativ größer geworden ist!); denn gerade der unbedingte Zwang, die Gesamtproduktion und das Gesamteinkommen zu steigern, wird zu erhöhter Investitionstätigkeit führen, — als der Vorbedingung erhöhter Produktion. Für die Konsumptionshälfte des an sich schon verminderten worden ist. Und diese doppelt verringerte Quote wieder ist es, gegenüber Vorkriegsverhältnissen noch einmal verringert worden ist. Und diese doppelt verringerte Quote wieder ist es, die auf die drei Schichten der Konsumteilnehmer: Unternehmer, Rentner und Lohnempfänger repartiert werden muß.

Die Unternehmer (deren wahrer Nutzen in der Kapitalisationssphäre liegt), werden auch in Zukunft schwerlich mehr konsumieren als im Frieden, ihr Anspruch an die Konsumptionsmasse darf höchstens als gleichgeblieben gelten.

Die Rentnerschicht dagegen hat ihren Konsum stark einschränken müssen, — die Titel, die ihnen einen bevorzugten Anspruch auf die Konsumptionshälfte gaben, sind großenteils ja annuliert worden.

Was bleibt demnach für die arbeitende Masse übrig? Ihr Einkommen muß, wie wir gesehen haben, aus einer doppelt verminderten Quelle fließen: aus dem gesunkenen Gesamteinkommen, innerhalb dessen auch die Konsumptionsquote noch einmal herabgedrückt worden ist. Als Ausgleich bleibt nur das Plus, das sich aus der geringeren Beteiligung der Rentnerschicht an dieser Konsumptionshälfte ergibt. Aber es ist nicht zu viel behauptet, wenn man sagt, daß dies Mehr und Weniger sich bestenfalls ausgleicht. Keinesfalls wird, in absehbarer Zeit, ein größerer Lohnfonds als vor dem Krieg zur Verfügung stehen.

Ist dem wirklich so, dann gibt es aber auch keine Aussicht darauf, ein Plus von 4½ Millionen Erwerbstätigen zum Vorkriegsreallohn unterzubringen.

Das wird erst möglich sein, wenn (und in dem Maße, in dem) die heutige Produktion über Vorkriegsstand steigt. (Gerade wenn dies erreicht werden soll, ist aber auch eine besonders starke Vorweg-Kapitalisation notwendig, die zunächst auf eine weitere Verknappung des Lohnfonds hinausläuft.)

Wenn und insolange die Produktionssteigerung dagegen nicht gelingt, scheint es tatsächlich nur zwei theoretische Möglichkeiten zu geben:

Entweder die 4½ Millionen werden absolut ausgeschieden, verschwinden als „Reservearmee“ vom Arbeitsmarkt.

Oder die Lohnrate sinkt so, daß die 32½ Millionen heutiger Erwerbstätiger zusammengerechnet nicht mehr beziehen, als vor dem Kriege die 28 Millionen.

Die zweite Alternative ist wohl die unsympathischere!

5.

Wenn bisher der Zustand ein anderer war, d. h. wenn die 32½ Millionen, zusammengerechnet, bisher wahrscheinlich höhere Reallohnsummen empfingen, als vor dem Krieg die 28 Millionen, so war dies nur durch einen Umstand zu erklären, der, im Rahmen einer leidenschaftlich nach Vorkriegsverhältnissen zurückstrebenden Wirtschaft, auf die Dauer sich nicht halten kann. Es ist nämlich offenbar ein Teil der Auslandskredite nicht für Anlage-, sondern für Lohnzwecke verwandt worden, nicht für Kapitalisation also, sondern für Verbrauch. (Oder, genauer ausgedrückt: es sind dem Gesamteinkommen nicht zur Gänze all jene Kapitalisationssummen entnommen worden, die bei vorkriegsmäßigem Gesamtlohnaufwand hätten entnommen werden können; man hat lieber mit Auslandskredit nachgeholfen.)

Dies hat andererseits zweifellos dazu geführt, das zwar nicht das isolierte Einkommen des einzelnen Erwerbstätigen, wohl aber das Einkommen vieler Haushalte sich gehoben hat. Bedenkt man, daß das Einkommen der in die Erwerbstätigkeit zurückgekehrten Rentnerfamilien fast durchweg kleiner geworden ist, als es war, so wird umso klarer, daß umgekehrt das Einkommen vieler Arbeiter- und Angestelltenfamilien sich verbessert haben muß, — auf jede 5köpfige Familie entfällt ja heute im Durchschnitt ein halber Verdiener mehr! Auf diese — im Einzelnen geringe, insgesamt sehr erhebliche — Verbesserung nicht der individuellen, sondern der Familienlage sind ohne Zweifel auch jene kleinen Mehrbedürfnisse zurückzuführen, die, verglichen mit der Friedenszeit, heute befriedigt werden können: der Kinobesuch, die Seidenstrümpfe der Kontoristin und sonstige kleine Zusatz-Gewohnheiten.

Aber so herzlich man jedermann diese kleinen Nettigkeiten gönnen wird, so wenig ist zu erwarten, daß die grausamlogische Konsequenz, mit der die Wirtschaft ihren Rückwärtsmarsch zum Ausgangspunkt von 1914 dahinwalzt, gerade von diesen Strohhalmen sich aufhalten lassen wird.

Ich sage nicht, daß die Seidenstrümpfe verschwinden oder daß die Kinobesucher sich vermindern werden. Vielleicht wird man sie mit Einsparungen auf anderem Gebiet bezahlen.

Aber ich sage: es scheint mir unvorstellbar, daß inmitten des Weges, den unsre Wirtschaft nun einmal läuft (und offenbar auch laufen muß!) — daß inmitten dieses Weges 4½ Milli-

onen Menschen mehr als vor dem Krieg dauernd das vorkriegsmäßige Primär-Einkommen werden beziehen können. Die Entwicklung scheint mir unvermeidlich dazu führen zu müssen, daß, wie leidensvoll die Umschichtung auch sein möge, mindestens große Bruchteile dieser $4\frac{1}{2}$ Millionen zunächst einmal wieder in die Schlupfwinkel der Subsidiär-Ernährung zurückgedrängt werden, aus der sie gekommen sind; und daß sie daraus erst dann wieder, nach und nach, ins freie Feld eigener Erwerbstätigkeit werden zurückkehren können, wenn die jetzige Periode der „Normalisierung“ beendet sein wird und eine Entwicklung beginnt, die über den Pegel der Vorkriegswirtschaft wieder hinausführt.

Selbstverständlich liegen, wenn diese Meinung sich bestätigt, weittragende praktische Folgerungen auf der Hand.

Aber davon soll in diesem Rahmen nicht mehr die Rede sein. Es möge genügen, daß ein Zusammenhang, der ganz dunkel auch von anderen schon geahnt zu werden beginnt, über den allzuviel nachzudenken man anscheinend aber noch scheut, hier zum ersten Mal zur Debatte gestellt wird.

ALFRED POLGAR

GOLDSUCHER CHAPLIN

Dieser Mensch, der da unter den Goldsuchern Alaskas seine wunderlichen Wege watschelt, ist vom Himmel gefallen. Er hat keine Heimat und keine Abkunft, kein Woher und kein Wohin, er ist rundherum ganz und gar einzeln, ohne Bedingtheit durch Nahes oder Fernes, er ist nicht geworden, sondern so, mit Stöckchen, zerflossenen Schuhen und unverlierbarem Hut, aus der Hand Gottes gesprungen. Er geht ohne Ziel durch die Zeit, durch den Raum. Ahasverisches schwebt um die obstinate Erscheinung; daß sie jemals jünger gewesen, ist so unwahrscheinlich, wie daß sie jemals altern könnte. Ohne Winterrock im Alaska-Schnee erfriert sie nicht, ohne Nahrung verhungert sie nicht, was andere tötet, tötet sie nicht. Es kann ihr Alles geschehen, aber es kann ihr nichts geschehen: denn sie kommt aus dem Märchen und kehrt wieder heim ins Märchen, ist dem Augenblick nur wie geliehen von der Ewigkeit, treibt sich unter Menschen umher wie ein Kobold, der von einem guten Geist in ihresgleichen (zu unerforschlichem Zweck) verwandelt ward.

Aus diesem verstohlen Märchenhaften fließt der Zauber der Chaplin-Gestalt, das Ewig-Kindliche in uns tief befriedigend und beglückend. Die Herkunft der Figur aus solcher Fremde macht es, daß sie, ob zwar den Bezirk gemeiner Lebenswahrheit und -Logik niemals verlassend, doch auch niemals heimisch in ihm ist (da steckt das Rührende), daß sie gegen Tücken des Subjekts und Objekts viel schlechter gefeit scheint als die anderen (da steckt das Komische) und doch auch wiederum weit besser, kraft ihrer heimlichen Märchen-Potenz (da steckt das Befreiende der Figur).

Solche Chaplin-Figur ist unsterblich auch in anderem Sinn als dem der Berühmtheit: so, als ob der Steckbrief der Vernichtung, der hinter allem

Lebenden her ist, in welchen Winkel faktischer oder eingebildeter Welt es auch flüchtet, gegen sie nicht erlassen wäre. Davon die himmlische Unbefangenheit, der unzerstörbare Gleichmut, zu dem sie aus Schmerz und Freude immer wieder hinfindet. Die gehören zu ihr wie der Hut und das Stöckchen, die ihr ja auch manchmal abhanden kommen, aber niemals wirklich verloren gehen.

*

Durch den kostbaren, restlos in die Realität verkochten Zusatz von Irrealität werden Chaplins Figuren unserem Hirn und Herzen so schmackhaft. Sie sind, in verhatschten Schuhen, gleichsam immer eine Spanne über der Erde, hiedurch weniger standfest, aber eben hiedurch auch besser fliegebereit als alle anderen. Würde es wen überraschen, wenn Charlie plötzlich senkrecht in die Lüfte stiege, der Schwerkraft, mit der er sich trotz manchem Aerger doch auch ganz gut vertragen hat, freundlich Lebewohl winkend? Solcher Chaplin-Mensch weilt nur als Gast in der Kausalität, aus der er sich jeden Augenblick wegbegeben kann. Wie rührend und komisch, daß er's nicht tut, sondern durchhält, lieber lächerlich wird als unhöflich!

*

Genial ist des großen Humoristen Folgerichtigkeit im Unwahrscheinlichen. Die Komik des Einfalls z. B., daß er, vom Hunger geplagt, seinen lächerlichen Schuh kocht und frißt, steckt durchaus in des Einfalls klownhafter Abseitigkeit. Daß der Hungrige aber dann, wenn er beim Essen zu den Schuhnägeln kommt, diese wie Knochen sorgsam abnagt, ist schon Witz von ganz anderer, um eine Schraubenwindung höherer Art. (Logik des Absurden.) Bezaubernd die Kurzschlüsse in Chaplins Denkapparat, die Weitsprünge seiner Associationen. Wenn er, kaum daß er den Schuß auf den Bären abgegeben hat, auch schon, im selben Atem gewissermaßen, Teller, Eßzeug, Salz auf den Tisch stellt, — eine Garbe humorigen Lichts sprüht aus diesem unvermittelten Nebeneinander des Anfangs- und Endglieds einer logischen Reihe. Das ist Geburt des Spaßes aus der Phantasie, einer unendlich liebebereiten Phantasie, die keiner Erscheinung nein sagen kann.

*

Es ist ein Geheimnis von Chaplins darstellerischer Kunst — die im Film „Goldrausch" ihre sublimste Feinheit offenbart —, daß, von ihr bestimmt, alle Bewegung immer wie Reflexbewegung erscheint. Ein Zucken im Gesicht, eine winzigste Gebärde, wird so Spiegel inneren Vorgangs. Und alles Spiel: Charakter.

*

Chaplins Stummheit ist artikuliert. Wenn die Schrift auf der weißen Fläche Bewegung seiner Lippen in Lautzeichen wiedergibt, wirkt das nur störend, gleichsam als Rückfall in eine primitivere Ausdrucksform. Wort, ihm „in den Mund gelegt", ist dort Fremdkörper.

Alles Witzige und Rührende, Feine und Drastische dieses wunderbaren Filmspielers wird, wie Text und Musik, gebunden durch seine vollkommene Grazie. Sie ist der Faden, mit dem Chaplins Erde an den Sternen hängt. Sie erzeugt die spezifische Chaplin-Welle, die Ströme von Sympathie in den Raum sendet. Ein paar Augen im Kopf, etwas Herz im Leibe, genügen als Aufnahmeapparat.

FRANCIS J. OPPENHEIMER

„PUNCH"

In England weilende Ausländer würden viel leichter verstehen, warum eine gewisse ehrwürdige Wochenschrift, die in Anführungsstrichen sich als die berühmteste humoristische Zeitschrift der Welt ausgibt, von den Eingeborenen für so sehr komisch gehalten wird, wenn sie ein wenig mehr Verständnis für die Tatsache hätten, daß Britannia eine wahre Manie für Versicherungsprojekte jeder Art hat. Genaue Zahlen kann ich nicht angeben, wohl aber mit Sicherheit behaupten, daß Versicherungen eine der Hauptindustrien des Landes sind. Lloyds ist nicht nur ein Firmenname; es ist eher ein Seelenzustand der Engländer.

Alles in England ist „gedeckt". Regentage bei den Rennen, Schweinefieber auf den Bauerngütern. Das Regierungsversicherungsgesetz erhält die Erwerbslosen das ganze Jahr über erwerbslos, just wie jenes pseudo-humoristische Blatt seine blöden Leser das ganze Jahr über blöde erhält. Denn der „Punch" ist wirklich gerade so eine feststehende Einrichtung wie der Tower von London oder die Löwen, die auf dem Trafalgar Square ihr elendes Dasein fristen. Und warum sollte man wohl ausgerechnet von einem Engländer erwarten, daß er seinen köstlichsten geistigen Besitz, seine „Insularität" aufs Spiel setze?

In der Herrenfaust den „Punch", woraus er seine wöchentliche Rente Pseudo-Humor bezieht, kann er allüberall in seinen eigenen langsamen Geistesprozessen schwelgen, im Zuge, im trauten Heim, ohne Unterbrechungen oder was noch schlimmer ist, ohne andere Gesichtspunkte als seine eigenen fürchten zu müssen. Das sind nämlich die einzigen Katastrophen, vor denen Engländer wirklich Angst haben. Brennende Häuser, sinkende Schiffe, ungünstige Schlachten locken nur etwas Temperament aus ihnen heraus. Wenn man sie aber überrumpelt, ihnen einen neuen Gedanken (oder eigentlich überhaupt Gedanken) entgegenstellt, so schleudert man sie dadurch in einen geistigen Zustand, der sie zu einem „Haßgesang" anfeuern könnte, wären sie nur eine musikalische Rasse. Ja, im „Punch" wird das nationale Phlegma gegenüber neuen Ideen geradezu weißglühend.

Wenn er sich in die kleinstädtisch beschränkten Seiten dieses Budgets abgestandener Späße vergraben hat, ist der Engländer völlig gesichert dagegen, daß ihn etwa in seinem Klub jemand anspricht, der in der Welt etwas herumgekommen ist, wie auch seine brahmanische Versenkung in den „Punch“ allen kundtut, daß er für geistvolle Störungen oder kontinentale „Reaktion“ unzugänglich ist. In seinem Blatt wird ihn wenigstens nichts Neuartiges schockieren. Nichts ihn etwas voraussehen lassen. Das ist der hervorragendste Dienst und auch die größte Errungenschaft des „Punch“, denn er ist auf der ganzen Welt die einzige Person, die es fertig gebracht hat, nichts vor ihren Lesern vorauszusehen. Dieses „Nichtvoraussehen“ illustriert er.

Kein wahrer Brite kann bei der Lektüre des „Punch“ je den Boden seiner geistigen Nahrung unter den Füßen verlieren. Wenn er tief in seinem Polsterstuhl verschanzt sitzt, und der „Punch“ ihn beschirmt, läuft er keine große Gefahr in bezug auf internationalistisches Denken. Oder daß etwa Witzespfeile oder Geistesblitze ihm ungemütliche Gefühle verursachen. Er kann gemütlich ausruhen vom Ankauf „britischer Ware“ und „britische Gedanken“ denken.

Das ist John Bulls größte Tragödie. Allerdings nicht, weil es sich hier nicht um Ideen handelt, sondern um Geistesübungen, die englische Philosophen behindert haben, die Tatsache zu wittern, daß der Konflikt zwischen Wissenschaft und Religion eine rein politische Frage ist wie die Kohlenversorgung, Indien oder Aegypten. Und doch ist seine ganze schwerfällige Metaphysik diesem einen langweiligen Thema gewidmet.

Das ist auch nicht allzuschwer zu verstehen. Heinrichs des Achten „Church of England“ angreifen heißt den Staat angreifen. Ja, wer nur einen Atemzug philosophischer Verdächtigung gegen jene 39 Artikel tut, der hört auf zu atmen. Unter derselben „Church of England“ kann man aber mit einer wissenschaftlichen Theorie, die aus einem Menschen einen Affen macht, auftauchen und doch in der Westminster Abtei begraben werden. So geht Hand in Hand mit einer engherzigen englischen Theologie eine ebenso engherzige Geschichte der Naturwissenschaften, die sich beide listig damit befassen, ihre eigenen Produkte in Mißkredit zu bringen.

Was kann also der britische Philosoph anders tun, als einen diplomatischen Kompromiß zwischen diesen beiden britischen Gebilden schließen? So werden zwei liberale Richtungen von diesen metaphysischen Zeitdienern in dasselbe philosophische Kabinett gebracht — fast jeder englische Philosoph war ein Premierminister oder ein Lord. Das erkärt auch die prachtvollen Mißgeburten, die der Engländer so liebt —

jene endlosen „Vereinbarungen". Glücklicherweise gibt es dafür Kompensationen, denn diese unreifen materialistischen Auffassungen von der Natur (rein britische Schöpfung) haben die köstliche Lyrik des Shelleyschen Naturalismus unter Qualen ins Leben gerufen, gerade wie Nietzsches Urparagraphen eine ästhetische Retorte sind, aus der unter psychologischen, propagandistischen Krämpfen das Massenbewußtsein in den Entente-Ländern künstlich erzeugt wurde. Aber „das ist etwas ganz anderes", wie dieser der Zukunft ein Schnippchen schlagende Humoristiker selbst sagen würde.

Wenn ein Engländer, um Churchills robuste Ausdrucksweise zu gebrauchen, der kürzlich dem englischen Staatsschatz sieben neue Kreuzer abgezapft hat, jene „soliden, nüchternen" Scherze liest, kann er auf einen wöchentlichen Anfall von Verdauungsstörungen rechnen, wodurch er dann ständig in dem brummigen Zustand bleibt, in dem er sich für einen „praktischen Denker" hält. Oder wenn unerwarteterweise über dem Hyde Park die Sonne (das verschmitzte alte Ding) hervorbricht, kann er immer die grauen Seiten dieser literarischen Arche Noah aufschlagen und seine gewohnte Trostlosigkeit wieder herstellen. Gegen den Regen einen Regenschirm, gegen die Sonne den „Punch" -- so bleibt dem Engländer nichts zu hoffen. Wenn man John Bull bei Ale und Beef in dieses Blatt versunken sieht, scheint er von Augenblick zu Augenblick englischer zu werden, wie Emerson beim Lesen der Times es an sich bemerkte. Jemand hat gesagt, wenn man weiß, was Plato von den Dingen glaubte, braucht man die Sache nur umzukehren, um einen ziemlich klaren Begriff über Aristoteles' Anschauungen zu bekommen. Man wende aber die Seiten dieses melancholischen „Schriftwerkes", bis daß sie zerreißen, man wird auch nicht die leiseste Andeutung darüber finden, was Shaw oder sonst ein Kosmopolit über irgendein Gebiet denkt. Und wenn ein Exemplar des „Punch" in einer typischen John Bull-Familie verlegt ist, herrscht Bestürzung. Panik. Als ob die Feuerversicherungspolice verloren gegangen wäre.

Aber dieser Lloydssche Gargoyle kann noch mehr, als seine Leser gegen das Aufkommen unbequemer Gedanken versichern. Er bringt ihnen Beef ins Gehirn — es gibt ja auch ein vielgepriesenes Universalgetränk in England, das sich für Beef in flüssiger Form ausgibt. Was soll man da sagen? Und die Königlichen „Buveeters" im Blutigen Tower in London erregen den Neid jedes Straßenobsthändlers. Der letztere nennt sie denn auch irrtümlich „Beef Eaters" (Beef-Esser) und setzt ihnen damit eine nationale Krone auf den Dickschädel. Was alles zusammen bedeutet, daß England dauernd Beef ißt, Beef trinkt, Beef denkt.

„Oh weh, oh weh, oh weh!“ kreischt der ursprüngliche Kasperle (Punch) auf den Hintergassen, wie er sein Weibchen mit dem Knüppel verprügelt. Auf jeden einzigen Fall benötigt England dringend eines Swift, der ihm ein für allemal bewiese, daß Beef die Essenz der Weltweisheit nicht enthält. Ob der Vegetarismus nun weiß, worüber er kaut, die Tatsache steht fest, daß die Engländer, die unglücklicherweise zu wenig nach gallischem Salz Verlangen tragen, sich zu fest auf den Glauben an Beef verlassen.

Indem er das Gemüt seines Lesers so fest macht, wie die Armmuskeln eines Cricketspielers, schützt auch dieser kleine bucklige Kasper sein ultra-naives Bewußtsein vor Weichlichkeit und Sentimentalität. Eine unsichtbare, aber darum nicht weniger wirkliche Außenbefestigung der Britischen Inseln. Daß ein kranker Nerv bei der Entdeckung feinerer Wahrheiten eine Rolle spielen könnte, kommt diesem rotnasigen Pseudo-Humoristiker nicht bei. Allerdings befaßt sich ja auch der „Punch“ nicht mit irgendwelchen wilden Geistesrichtungen, sieht, hört, erzählt weniger Böses von den Dingen dieser Welt als sechs chinesische Elfenbeinäffchen. Es hat eine Zeit gegeben, wo Männer Männer und Herren Herren waren, wo es keine Verbrüderung zwischen den Klassen und Massen gab, und das vergißt der „Punch“ keinen Augenblick.

Ohne Weltschmerz — an der Krankheit leiden alle wirklich großen Humoristiker — ohne Willen zum Zweifel, zur schweren Metaphysik, ohne Ahnung von der französischen liberté, égalité, fraternité, bleibt „Punch“ der Wächter über alles, was die Jugend vergessen hat, verlacht ihr höchstes Streben mit einem Pantoffelepigramm.

Natürlich krittelt und knurrt er ein bißchen. Aber all' seine Klagen halten sich innerhalb der Londoner Gemeindegrenzen, richten sich gewöhnlich gegen Wassermangel, Lärm, mangelhafte Kanalisation und andere belanglose englische Themen, die in das Sehfeld seiner kleinen Knopfaugen fallen. Der alte Bursche hat eine wirkliche Leidenschaft, die Gier nach physischem Behagen. Daher Kreuzzüge nach allerlei Kissen, geistigen und physischen, daher der Glaube, nach Hobbes, daß das Wohlbefinden das Ziel der Menschheit sei. Hobbes, nicht Nietzsche oder ein anderer deutscher Philosoph war es übrigens, der zuerst beweisen wollte, daß Macht Macht ist. Im Zweifelsfalle lese man seinen „Leviathan“.

Ein Mystiker ist der „Punch“ nicht, wohl aber ein Charakterbildner „par excellence“. Jeder kann über einen guten Witz einmal lachen. Dieser unzufriedene alte Krüppel bekommt seine Leser dazu, wochaus wochein, jahraus jahrein über denselben alten Witz zu brüllen. Nach der Theorie: „Wenn ein

Witz für unsre Vorfahren schlecht genug war, muß er für uns gut sein" quälen sich allerorten traurig ausschauende Engländer mit dem Bleistift in der Hand, die ältesten Geschichtchen der Welt in der neuesten Nummer dieses anachronistischen Blättchens zu entziffern.

Und wenn ein von dem klaren Himmel droben bedrückter Engländer in den Kolonien mit der Post sein Exemplar vom „Punch" bekommt, erhält er die erneute Sicherheit, daß im „lustigen England" noch immer alles grau ist — und ist glücklich.

Sein Buckel erhält ihm eine angeborene Uebellaunigkeit, er zetert gegen jeden Uebergriff in den physischen Komfort seines Lesers, aber den Kopf jemals aus dem Sande der Vergangenheit hervorziehen kann er nicht. Er ist zu lange daheim geblieben, hat zu emsig vom verkehrten Ende ins Teleskop geschaut — jetzt sieht er Komik, wo gar keine Komik ist. Und auch seine unverbesserliche Verehrung für alles Vorherdagewesene, für Sitte, Gewohnheit, die große Drei im britischen Leben, sein äußerster Widerstand gegen etwaigen Kosmopolitismus im Geiste, machen es diesem großen Feinde alles Wechsels — dieses Schreckgespenstes der Engländer — zur angenehmen Aufgabe, den Sinn fürs Lustige aus einer vergangenen Periode zu verewigen und seine Wahrnehmungen geräuschvoll vorzuführen.

Zum Beispiel wird dieser hundertjährige Greis, der wahrscheinlich als kohlebrennender Humoristiker seine Laufbahn begann, höchstwahrscheinlich auch als solcher enden und dem Zeitalter der Elektrizität ebenso den Kampf ansagen, wie er auch seinem Spleen gegen die „Frechheit des Dampfes", wie er es nannte, Luft machte, als vor hundert Jahren die erste Lokomotive (die er als Jaggernaut-Opferwagen verhöhnte) auf die hinzuströmenden Bäuerlein losgelassen wurde. Auch liegt urkundlich fest, daß er die Einweihung der Londoner Elektrischen Untergrundbahn nicht mitfeierte.

Dieser Kämpe für die entschwundene goldene Zeit ist auch für die Rechte der Raucher eingetreten, ebenso hat er kürzlich stolz mit krummem Finger auf die Tatsache hingezeigt, daß er schon 1846 sich für Erfrischungswagen auf der Eisenbahn eingesetzt hat. Und als der Schüler, der die Eton-Chronik herausgab — weil er sich selbst so sah, wie andere ihn sahen — für die Schüler von Eton Abänderung der Tracht befürwortete, quietschte ihm dieser übellaunige alte Spaßmacher durch die asthmatische Nase zu: „Bleibt eurer Jacke und eurem Kragen treu!" Und dabei redet dieser zänkische Alte von „Journastischem Spektakel"!

Dreierlei stellt sich zur Diskussion: ein (für uns) neues Tonsystem; eine Komponistenschule, die sich in diesem System versucht; und ein neues Instrument, konstruiert für die Wiedergabe von Musikstücken, die in dem neuen — richtiger: in das neue System komponiert sind. Man befindet sich noch im Stadium der Versuche; nicht neue Kunstwerte sollen schon geschaffen, nur die Möglichkeit, neue Werte zu schaffen, soll fürs erste gewonnen werden. Das Ganze läßt sich immerhin eine Bewegung nennen; doch eine, die sich nicht durch Redensarten verdächtig macht, sondern durch sachliche, sehr exakte, sehr ernsthafte Arbeit empfiehlt. Ihr Inaugurator, Führer, Kopf ist der junge Professor Alois Haba, heute Leiter der Viertelton-Abteilung des Prager Staatskonservatoriums. (Das also gibt es schon: in Prag.) Nach seinen Anweisungen (und im Auftrag des tschechoslovakischen Kultusministeriums) hat die sächsisch-tschechische Klavierfirma August Förster den ersten Vierteltonflügel gebaut — den ersten: nämlich schon ihren zweiten, nachdem sie ihr erstes Modell, eine Art Doppelflügel, einstweilen verworfen und durch ein wesentlich vereinfachtes ersetzt hat, dessen Bild sich fast nur noch durch seine drei halb über-, halb hintereinander liegenden Klaviaturen von dem gewohnten unsrer Konzertflügel unterscheidet. Die Spielweise ist jedem Organisten vertraut; die Schreibweise, deren die Haba-Schule sich zur graphischen Darstellung ihres Systems bedient, kann es jedem Musiker nach kurzem Studium werden. Ohne technische Vorbereitung hat, im März 1925, als erster Eduard Erdmann in kleinem Kreis sich an das neue Instrument gesetzt und aus Habas Vierteltonsuite opus 16, sie ist in der Universaledition erschienen, den vierten Satz vom Blatt gespielt. „Ein Beweis", folgert daraus der Angeklagte mit einleuchtendem Recht, „daß meine Viertelton-Musik spielbar ist, und daß auch der Viertelton-Flügel sich auf Grund der traditionellen pianistischen Ausbildung sofort spielen läßt". Nun haben wir diesen Vierteltonflügel auch in einem öffentlichen Berliner Konzert vorgeführt bekommen, der Pianist Erwin Schulhoff meistert ihn mit Virtuosität, und er hat neben seiner die Kunst des Fabrikanten und der Komponisten Haba (Alois und Karel), Ponc und Kubin auf glaubhafteste Art als einen Komplex von Realitäten bewiesen, mit denen wir fortan zu rechnen haben. Da hilft kein Ignorieren mehr; man wird „Farbe bekennen", sich auf den allbeliebten „Boden der Tatsachen" stellen müssen, es gibt keine Wahl.

I.



ALOIS HABA, der Vierteltöner

Aber die Sache ist ja durchaus nicht erschreckend neu. In Wahrheit weder neu noch erschreckend. Dreieinhalb Jahrhunderte vor dem Försterflügel hat der Italiener Vicentino (der freilich unser temperiertes Halbtonsystem noch nicht, oder nur als theoretische Wünschbarkeit kannte) ein weit verschmitzteres Tasteninstrument, das „Archicembalo" konstruiert (das innerhalb einer Oktave zweiunddreißig Töne unterschied). Sollen wir heute uns verwirren lassen? Durch das — zugegeben, für uns befremdend neue System der Vierteltöne, System von vierundzwanzig Tönen statt unsrer zwölf, soll ja unsre ehrliche, alte Halbtonreihe nicht außer Kurs gesetzt, nur ergänzt, gewissermaßen verdichtet werden. Es handelt sich da nicht um ein Manöver zum Sturz der bestehenden Musikordnung, keineswegs etwa um einen heimtückischen Vorstoß im Bunde mit Schönbergianern und andern Musikverderbern, sondern um eine, zunächst technische, Verfeinerung, derengleichen im Bereich der Klangfarben, ihrer Differenzierung und ihrer Mischung, das neunzehnte Jahrhundert (bis ins zwanzigste) mit historischer Systematik bewirkt hat, und wie sie uns logischerweise auf dem Gebiet der Tonhöhen-Differenzierung, denn darum geht es, nicht für alle Zeiten wird erspart bleiben können. Aber das Gefüge unsrer Musik ist durch die Teilung der bisher kleinsten Intervalle, der halben in viertel Töne, so wenig bedroht, wie durch Halbierung des Rentenpfennigs, Einführung des halben Pfennigs als kleinster Geldeinheit, unsre Währung sich erschüttern ließe.

Das temperierte Zwölftonsystem ist eine alte Konvention, nichts weiter; durch Bachs „wohltemperiertes Klavier" hat die Konvention eine Art historischer Weihe empfangen, und die Weihe hält nun vor seit zweihundert Jahren. Aber daß es zwischen c und d nur einen einzigen, abwechselnd „cis" oder „des" genannten, Ton gibt, das glaubt doch nur der arglose Klavierdilettant, der ihn als erhöhte schwarze zwischen zwei weißen Tasten, also sozusagen schwarz auf weiß besitzt. Der Geiger und der Sänger wissen, daß da unendlich viele Zwischenstufen möglich sind. (Nicht nur die Zwischenstufen des Danebengreifens und Falschsingens.) Freilich, in der Gewohnheit unsres Musizierens gibt allzusehr das Klavier den Ton an: den Ton der temperierten Halbtonstimmung. So kommt es, daß das Ohr auch des „Musikalischen", nur auf Halbtonintervalle eingestellt, Zwischenwerte nicht unterscheidet oder jedenfalls nicht als Werte anerkennt, vielmehr die Differenz als „Verstimmung" empfindet; so kommt es, daß dem ungeübten Hörer, selbstverständlich wird er es nicht zugeben, das Vierteltonklavier

ein wenig den Eindruck eines verstimmten Klaviers macht. Es wäre nützlich, in unsern Konservatorien Vierteltonmusik einzuführen: als Mittel, das Gehör zu schärfen. Selbstverständlich, auch das Vierteltonsystem mit seinen (willkürlich) fixierten Intervallen wäre nichts andres als eine neue Konvention. (Nur: eine verfeinerte.) Und sie würde zunächst nur erzieherisch wirksam werden; aber der Effekt würde im Orchesterspiel (dergleichen wird in Prag schon versucht) bald zu spüren sein. Und wenn die Musiker sich erst gewöhnt haben, differenzierter zu hören, würden sie vielleicht lernen, in der Musikintuition differenzierter zu fühlen. Wagner hätte den Tristan anders komponiert, hätten ihm für das Ausdrucksmittel der Chromatik die Nüancen des Vierteltonsystems zur Verfügung gestanden. (Trotzdem wollen wir uns mit dem Tristan, so, wie Wagner ihn geschrieben hat, auch weiterhin zufriedengeben.)

PASCAL

GEDANKEN

Die katholische Religion verpflichtet niemanden, seine Sünden ohne Unterschied öffentlich zu bekennen. Sie duldet es, daß man vor allen anderen Menschen verborgen bleibe, doch nimmt sie hiervon einen einzigen aus . . . Nur diesen einzigen Mann auf der Welt gebietet sie uns nicht zu täuschen und legt ihm dafür unverbrüchliches Schweigen auf . . . Kann man sich etwas Liebevolleres und Milderes denken? Und dennoch ist die Verderbtheit des Menschen so groß, daß er selbst diese Vorschrift noch als Härte empfindet. Und sie ist eine der Hauptsachen, die einen großen Teil Europas zum Abfall von der Kirche trieben.

•

Alle Menschen hassen sich von Natur. Ich nehme es als eine Tatsache: wenn sie genau wüßten, was die einen von den andern reden: es gäbe keine vier Freunde auf der Welt.

PAUL MORAND GALANTES EUROPA

Chronik des 20. Jahrhunderts

Einzig autorisierte Übersetzung von Walter Mehring

8. Fortsetzung

Antworte, Echo!

Ich hatte alle Gründe, der Freund von Marie-Louise R... zu werden; und wenn auch nicht ihr Freund zu werden, so doch wenigstens nach außen hin Beziehungen zu ihr zu unterhalten; wie man so Beziehungen in gewissen Pariser Gesellschaften anzuknüpfen pflegt, wobei man sein Herz zu Hause läßt. Ich war mit ihrer Familie liiert. Einige meiner Kameraden zählten zu ihren vertrauten Geschöpfen. Wir besaßen dieselben Angewohnheiten, bewohnten Nachbarhäuser, und schließlich gehörten wir zur selben Generation, d. h. zu einundderselben Geheimsekte, zu ein und demselben unsichtbaren Volke. Ich hielt also alle Zugänge besetzt. Indeß, sie wünschte nie, meine Bekanntschaft zu machen; ich meine — denn auf die Dauer konnte sie es ja nicht vermeiden, daß ich ihr vorgestellt würde, — ich meine, sie wollte mich nicht bei sich empfangen, sie wollte nicht, wenn ich ihr bei dritten Personen begegnete, ihren brüsken Tonfall mir gegenüber unterlassen oder endlich einmal ihre auffällige Nichtbeachtung meiner Anwesenheit aufgeben. Sie ließ mich ausdrücklich vor allen Leuten fühlen, daß ich nicht existierte. Nie vergaß sie, mich zu vergessen. Ich erkundigte mich, ob ich sie irgendwie irritiert hätte, ob sie durch so viel gemeinsame Freunde gegen mich voreingenommen wäre, ob man mich verleumdet hätte; ich konnte nichts erfahren. Einige Leute sprachen mit ihr zu meinen Gunsten. Sie zog es vor, keine Antwort zu geben.

Marie-Louise war groß, wie es Französinnen selten sind; sie hatte eine Haut, die die Nachahmung einer Haut schien, so bleich, so einheitlich war sie, ohne jede Besonderheit, ohne Glanzlichter, ohne Tiefen; vom Stadtleben entfärbt. Unter gewölbten Brauen, Veilchenaugen, ungetrübt von nie vergossenen Tränen, erzeugten einen Eindruck, der die Grenzen des Achten Arrondissements überschritt. Bei all ihren Bemühungen, meine Existenz abzuleugnen, konnte Marie-Louise nicht ignorieren, daß ich sie anhimmelte. Ich suchte es zu verstärken. Vergeblich; umsonst meine Liebesklagen. Ich verließ Paris vor drei Jahren zu weiten Reisen, ohne daß sie jemals ihren Gesichtsausdruck verändert hätte.

In der ersten Zeit geschah es mir oft, daß ich in der Erinnerung an sie Halt suchte, aber mein Gedächtnis — einzige Altersstütze meiner Abenteuer — ließ mich im Stich. Das Bild Marie-Louisens, wie all die jener Menschen, an die man nicht mehr denkt, stieg auf und erblich im Maße, wie es anwuchs, dann neigte es sich und ging unter in jener düsigen Auflösung, die mit organischen Ueberresten durchsetzt ist und nutzlos den von Vergessenheit verwischten Namen trägt.

Einige Jahre später gondelte ich fünftausend Kilometer von Paris entfernt. Seit zwei Tagen hatten wir das Land verlassen, mitten in einem Sturm, der sich nicht legen wollte. Da es sehr heiß war, schlief ich tagsüber in meiner Kabine, und man brachte mir kalte Bouillon und die Radios. Um Mitternacht stieg ich auf Deck und blieb dort bis zu jener grünlichen Ankündigung backbords: dem ersten Vorzeichen des Tages. Jeden Morgen, kurz nach drei Uhr, flaute der Wind ab, ohne daß die Wellen — schlaffen, mondbestrichenen Hügelreihen — niedriger gingen. Ich nutzte es, um lautlos auf Gummisohlen einen kleinen Marsch oder Dauerlauf, zu machen. Eines Nachts hielt ich vor einer erhellten Deckkabine an, deren Luke nicht geschlossen war. Eine junge Frau, die sich allein glaubte, badete dort. Ich sah sie nackt, kaum benetzt, denn sie wusch sich in Seewasser. Es war Marie-Louise. Sie selbst? Ich auskultierte meine Erinnerungen: ja, dieselben Veilchenaugen, ins Leere geöffnet, die gleichen, glatten Haare; nein, mehr als sie selbst; jemand, der sie Zug um Zug nachbildete; eine Schwester? Ein Abguß? All das mit solcher Präzision wiedergegeben . . . . . Lange Zeit verharrte ich im Dunkeln, nacheinander so fest davon überzeugt, daß sie es war, dann wieder, daß sie es nicht war, so gespannt, daß mir der Kopf schwindelte. Längs einem unbeweglichen Himmel schwankte des Packetboots Takelage. Mit beiden Händen hielt sich das junge Weib an der Wanne fest, aus der sich bei jedem Anbranden des Meeres das Wasser über den Fußboden ergoß.

Ich notierte die Nummer der Kabine.

Sie, die dort wohnte, hieß Mrs. Amelita W. Am nächsten Morgen wurde ich ihr vorgestellt. Es war die Gattin eines Astronomen; sie wollte sich mit ihrem Gatten in der Südsee treffen. Sie sprach nicht französisch. Als ich sie fragte, ob sie irgendwie mit Marie-Louise R. verwandt sei, sah sie mich verständnislos an. Sie war nie nach Frankreich gekommen; nicht einmal nach Europa; sie kannte dort niemanden.

Das erste, was bei einer langen Ueberfahrt über Bord fällt, ist die Zeit. Ich vermag die Stunden nicht zu bestimmen, die zwischen diesen ersten Worten und jener Nacht vergingen, da

Amelita in ihrem Sträuben nachgab und da ich sie ganz nah bei mir, auf Deck, in Polstern auf den Flaggen fremder Nationen bettete. Die Lust, die ich dabei empfand, war zunächst indirekt; wenn ich sie berührte, schien's mir, als ob fünftausendachthundert Kilometer weit in Nummer 26 Rue Miromesnil mein Finger auf den Punkt genau eine Erregung bei Marie-Louise auslöste. Die Mystiker versichern, daß kein Gebet im Raum verloren ginge; noch weniger ein Kuß. Ich rächte mich durch die Ferne an Marie-Louise; ich behexte einen, der mir feindlich war, aber an Stelle eines Wachsbildnisses besaß ich zu dieser Verzauberung das allerbeseelteste Hilfsmittel. Natürlich erleichterte mir Amelita die Dinge:

Ich weiß nicht, was mir vor Ihnen alle Verstellung untersagt, seufzte sie. Niemals bin ich so gewesen. Vom ersten Tage an kam es mir so vor, als ob ich Sie schon kannte.

Darf man es wagen, zu behaupten, daß die Welt von unbekannten Wechselbeziehungen, lebendigen Anspielungen, unsichtbaren Symmetrien erfüllt wird? Haben unsere Handlungen ein doppeltes Antlitz? Oder sind sie nur wie ein Phänomen der Strahlenbrechung, jener Strahlen, die beim Passieren gewisser Kristalle sich spalten?

Dem heißen Sturme ergab sich das Packetboot bedingungslos. Passagiere, die Kühlung suchten, kamen, um, wie wir, auf Deck zu schlafen. Der Boden war von ihnen übersät wie von Leichen am Ende einer Tragödie. Plötzlich nahm das Meer den Platz des Himmels ein, dann stieg der Himmel, es in die Tiefen schleudernd, wieder empor. Man hörte die Schüsseln fallen und die vergessenen Gläser im Rauchzimmer wie Ladenfenster bei einem Krawall zerklirren. Manchmal kroch der Steward auf allen Vieren mit einem Napf zwischen den Zähnen vorüber.

Glücklich wie ein amnestierter Deserteur kehrte ich zurück. Paris zog seine schöne Frühlingshaut an. Bloß der Eiffelturm hatte noch keine Blätter. Einige Tage nach meiner Ankunft begegnete ich Marie-Louise. Sie erkannte mich wieder und, zu meiner größten Verwunderung, sandte sie mir als erste ein Lächeln; ihre Blicke waren erfüllt von dem Wunsch, mich zu entschädigen.

— Warum bin ich zufrieden, daß Sie wieder zurück sind? sagte sie zu mir.

(Fortsetzung folgt.)

GLOSSEN

WENN DER VÖLKERBUND GEGEN UNGARN EINSCHREITET — —

Wie man es in der ersten Aufregung über die Frankenfälscher gefordert hat, dann sollten sich in den die Exekutive beantragenden Ländern Ausschüsse von kunstliebenden Männern bilden, die die Aufmerksamkeit des Völkerbundes auf einen Zweig ungarischer Nationalbetätigung hinzulenken hätten, die mindestens ebenso ärgerniserregend ist wie die Herstellung von fremden Noten. Es handelt sich hierbei ebenfalls um Noten, aber sie dienen nicht zur Finanzierung patriotischer Unternehmungen ungarischer Notabilitäten, sondern zur Hervorbringung der für solche erhabenen Momente nötigen Stimmung, lassen sich ohne jegliche Gefährdung seitens ausländischer Kriminalbeamten in jeder beliebigen Menge herstellen und geben, obwohl echt ungarisch, an Falschheit und Verlogenheit den gefälschten Banknoten nichts nach. Jedes Volk hat die Musik, die es verdient; wenn man einmal einen Abend im Kaffeehaus, in dem z. B. eine ungarische Zigeunerkapelle schluchzt und heult, zugebracht hat — wenn man das aushält, notabene: ich, für meinen Teil, gehe lieber einen Monat ins Gefängnis . . .

Nicht umsonst ist dieses Ungarn das bevorzugte Reich der Operette; nicht umsonst hat ein Greuel, wie die „Gräfin Mariza", auf der Bühne und auf der Leinwand einen solchen Riesenerfolg bei allen Anhängern des schlechten Geschmacks gehabt. Wie verführt diese ungarische Musik? Durch Benebeln. Wie macht sie gefügig? Durch Sentimentalität. Was ist ihre Leidenschaft? Exhibitionismus. Statt stolz ist sie eitel, statt ritterlich bramabasierend, statt geistreich verschlagen, statt kühn blendend, statt verwegen schweinisch. Ueberall ist sie das Gegenteil von Offenheit, Klarheit, Aufrichtigkeit. Man muß russische, spanische, italienische, kurz jede andere Art von Nationalmusik dagegen hören, um diesen Charakterunterschied sofort gewahr zu werden. Kann man sich z. B. einen Czardas noch in der Landschaft, in der Weite der Ebene, inmitten verdorrten Grases und spärlicher Bäume, vorstellen? Es ist unmöglich; nichts erweckt in gleichem Maße die Assoziation an kitschigstes Ballett wie dieses Wort; Czardas: das ist für uns die Lackstiefeletten-Pußta, die fürs Parkett gezähmte Leidenschaft, die mühselige Exekution eines weniger feurigen, aber dafür umso lauteren Temperaments. Heiß flüstern die Geigen — nebbich —. Liszt ist zum guten Teil mitverantwortlich an der Popularisierung dieser schlechten Musik und nirgends offenbart sich seine kompositorische Unbedenklichkeit mehr als in dem Willen zur Verbreitung dieser Verfälschungen. Man kann dem Kapellmeister Rappée, der — Ironie des Schicksals — offenbar selbst Ungar ist, gar nicht dankbar genug sein, daß er die Liszt'schen Rhapsodien durch seine Jazzparodie so herrlich unmöglich gemacht hat. Wer da noch nicht merkt, wo das Falsche und wo das Echte liegt, dem ist nicht mehr zu helfen.

Also dieser Angelegenheit möge sich der Völkerbund annehmen! Er befreie uns von dieser „heißblütigen," „schwermütigen," „sinnverwirrend leidenschaftlichen" Musik, diesem Prototyp künstlerischer Verlogenheit, er lasse die edlen Herren Gömbös und Ulain sich

daran berauschen, — wir andern wollen nichts mehr davon wissen! In dem bekannten gepfefferten Buch „Die Memoiren einer Sängerin," die der Schröder - Devrient zugeschrieben werden, ist eine saftige, vom ungarischen Hochadel veranstaltete Orgie beschrieben, welche Prinzen, Magnaten und Polizeipräsidenten mit ihrer Teilnahme beehren; man kann da wunderschön die Namen der jüngst bekanntgewordenen Herren einsetzen, es ändert nichts an der fröhlichen Sache. Für derartige intime Lustbarkeiten mag man die ungarische Musik immerhin gestatten; im Uebrigen: Verbot durch den Völkerbund. Einen aber darf dieses Verbot nicht betreffen: den großen Musiker Bela Bartók, in den sich das Echte gerettet hat.

K. H. Ruppel

WIEDER EINER RUINIERT

Unter den älteren Bühnenautoren Frankreichs gab es nur noch einen, der noch als dichterische Realität galt: es war der Vicomte François de Curel. Von denen, für die Antoines Faust im Théatre Libre die Bresche geschlagen, war er der Einzige, der stets bemüht und oft imstande war, ein großes modernes Problem dramatisch auszuweiten. Er verfiel manchmal der Rhetorik und öfter noch einer abstrusen Dialektik: mißverstandener, unvergorener Ibsen. Aber er war ernst und wuchtig und ein Feind des Parisianismus. Es schien ein Glück für ihn und für uns, daß er ein reicher Mann ist, denn er konnte sich die Integrität leisten.

Nach seinem letzten Stück: „La Viveuse et le Moribond" (im Théatre des Arts) muß man wenn nicht seinen Nekrolog, so doch seine Abdankungsurkunde niederschreiben. Man sieht ungefähr, was er wollte. Einen Weg finden, der die von moralischer Verlotterung bedrohte Kriegsjugend retten kann; Klärung der widerlichen so eigentümlich nach Dancing, Krankenhaus und amerikanischen Zigaretten riechenden Nachkriegsatmosphäre. Aber er ist gar nicht auf dem Laufenden, ich meine seelisch. Die Jugend hat ihn und andere alte Herren nicht nötig gehabt. Die, welche zum Verludern bestimmt waren, sind in dem Sumpf auf ihre Art glücklich; die anderen taten das Gegenteil von dem, was man ihnen anriet und beißen sich durch. In ihrer ureigenen Angelegenheit können nur sie selbst sich helfen.

Wenn man ungefähr sieht, was de Curel in seinem Stück wollte, so sieht man gar nicht, was ihm gelang. Es ist ein peinliches Durcheinanderreden von unmöglichen Menschen, die ihre Tatenlosigkeit durch mystische Verzückung maskieren. Ein ermüdeter Krieger, der sich an einer sonderbaren Braut Chisti moralisch emporrankt und eine junge Dame, die auch was retten möchte, aber nicht auf ihre Pläsierchen verzichten kann, übrigens die einzige einigermaßen wahre Figur des Dramas. Der Dialog, der nie de Curels stärkste Seite war, ist gequält, bald aschfahl, bald himmelstürmend. Alles vollzieht sich im Zeichen der Langeweile.

Die Ursache dieses auffallenden Versagens eines Mannes, der so starke und geschlossene Werke wie „Le Repas de Lion" und „La Nouvelle Idole" geschaffen? Er kommt

nicht los vom Krieg und seiner Problematik, das heißt von einem seelischen Komplex, den er nicht durchlitten, sondern nur angestiert hat. Daher die Greisenhaftigkeit seines heutigen Schaffens, die Ohnmacht einer analytischen Kraft, die sonstwo nicht am Objekt zersplitterte. Er war nicht einmal berufen, viel weniger noch auserwählt.

Schon sein erstes Kriegsstück „Ferre inhumaine" war ein eklatanter Mißerfolg. Der Beischlaf eines französischen Aviatikers und einer deutschen Fürstin war eine reich melodramatische Fundierung eines vaterländischen Konflikts. Aber es wehte doch noch tragische Luft in diesen Forto, weil die Unerbittlichkeit eines Schicksals ihn belebte. Hier haben wir nichts als kleine Abenteuer, die mit großen Gesten aufgedonnert werden. Es tut einem leid um François de Curel. Es wäre vielleicht besser gewesen, er wäre kein reicher Mann, dann hätte er möglicherweise nicht die Gelegenheit gehabt, diese Spielerei für eine Dichtung auszugeben, an die der gute Antoine umsonst seine Regiekunst verschleuderte. Das Stück wurde zuerst in Monte-Carlo aufgeführt. Man hätte es auf dem Spielbankterritorium seine Bretterkarriere vollenden lassen sollen.

Frantz Clément (Paris)

GNADE UND KRISE

Im Spätsommer 1923 wird ein tschechoslowakischer Offizier auf einem Felde in Böhmen ermordet aufgefunden, es ist ein Hauptmann Hanika. Nachforschungen führen zur



Verhaftung seiner Frau und Schwiegermutter, endlich seines eigentlichen Mörders, eines jungen Menschen, der anscheinend von den Frauen zur Tat angestiftet war. Nachforschungen ergeben weiter, daß der Hauptmann, ehedem k. k. Offizier, eine sehr merkwürdige Ehe geschlossen hatte: Die Schwiegermutter war eine Engelmacherin, die Tochter war von ihr auf den Strich geschickt, der Hauptmann ließ sich von der Engelmacherin unterhalten, und als sich Konflikte entwickelten, wollte der Hauptmann weder von der Tochter noch von der Kasse der Engelmacherin lassen, man wußte sich keinen Rat und ließ ihn umbringen — von einem Bravo. Der Bravo wird eingekerkert, die Tochter zum Tode verurteilt, die Schwiegermutter kommt ins Zuchthaus. Und der ganze Prozeß wird sehr anschaulich und geistvoll in einem Außenseiterbande der „Schmiede" von Hermann Ungar geschildert.

Frau und Tochter zum Tode verurteilt? Man faßt sich an den Kopf. Wo ist der Schuldige? Und jenes Wort Werfels kommt einem in den Sinn: „Nicht der Mörder, der Ermordete ist schuldig." Es handelt sich nicht darum, daß der Hauptmann die Tochter einer Engelmacherin heiratet. Sondern es kommt in Frage, daß er von der Engelmacherin ausgehalten wurde. Aus diesem Moment entwickelt sich der ganze Konflikt, der schließlich zum Mord auf dem Acker führt und die sozialen Zustände in der jungen Republik grell beleuchtet. Schwerlich zeugt der Fall für die tschechoslowakischen Offiziere. Eigentlich ruht hier das Schwergewicht des Falles. Der Weg schlecht bezahlter Offiziere scheint tatsächlich zuweilen entweder zum Fememord oder zu einer Art Zuhälterei zu führen. Die Zerrütung des Mittelstandes, die unsichere ökonomische Lage reißt schwankende Existenzen rettungslos in den Abgrund. Vielleicht hätte jene Frau den Hauptmann retten können, aber wer wird unbedingt heroische Taten von einem Menschen erwarten, der immer nur in einem Milieu der Fäulnis aufgewachsen ist? Wer wirft den Stein?! Der Präsident gleicht aus, indem er begnadigt. Aber hinter jenem einen Hanika tauchen die Gesichter vieler anderer Hanikas auf, versinken, verkommen. So führt ein solcher Prozeß zuletzt nicht nur zur Enthüllung sozialer Mißverhältnisse, er wirft auch die Frage auf, aus welchen Elementen setzt sich eine neue Armee zusammen. Die bürgerliche Armee spiegelt die Schichtung der Gesellschaft, des Staates wider, dem sie dient. Die Fäulnis der Gesellschaft wird sich nicht von der Armee fernhalten lassen, ja sie wird vielleicht sogar zuerst in der Armee auftreten, weil hier der Druck stärker ist, zu repräsentieren, und zwar mit dürftigsten Mitteln. Die Armee ist tatsächlich die äußerlich sichtbarste Visitenkarte der Nation, und der Begriff der Repräsentation ist in einem sehr hohen Sinne zu nehmen. Die Gefahr der Erstarrung, der Enge, ist nahe, sie schaffen neuen Druck und häufen die Konfliktmöglichkeiten. Wunder, daß ein Hanika versinkt? und am Ende das Mündungsfeuer des Revolvers aufblitzt? Ist nur Hanika schuldig? Die Gesellschaft ist schuldig. Ein proletarischer Offizier wird nicht ins Lumpenproletariat versinken, denn das Lumpenproletariat ist die notwendige Ergänzung zur bürgerlichen Gesellschaft. So erscheint die Begnadigung des Präsidenten als Anklage gegen das System und auch gegen die Armee. Die Augen der Gnade scheinen geschlossen, denn sie können den Anblick der

Zerrütung nicht ertragen. Aus solchem Gnadenakt spricht tiefstes Schuldbewußtsein und Hoffnungslosigkeit.

Kurt Kersten

ANEKDOTENVERWERTUNGSSTELLE

Unter den reizenden „Pariser Justiz-Geschichten", die das „Tage-Buch" letzthin brachte, befindet sich auch diese: „Auf einem allegorischen Gemälde, für den Justizpalast bestimmt, war die Justiz dargestellt, wie sie das Recht umarmt. Der Maler, der sein Werk ausgestellt hatte, zeigte es Aristide Briand, der damals Justizminister war.

„Sie verstehen die Anspielung, Herr Minister, die Justiz umarmt das Recht."

Briand lächelt:

— Ja, ich verstehe, sie umarmen sich vor der Trennung, sie sagen sich Lebewohl; sie werden sich vielleicht nimals wiedersehen!"

Unter meinen Büchern befindet sich ein altes französisches Buch aus dem Jahre 1743 „Le passetemps agréable". Eine Sammlung alter Anekdoten von Alexander dem Großen bis zum Jahre 1743. Darin lese ich:

Monsieur de Bautru sah eines Tages über einem Kamin die Figuren der Gerechtigkeit und des Friedens, die sich küßten.

„Sehen Sie," wandte er sich an einen Freund, „sie umarmen sich, sie küssen sich — sie sagen sich Lebewohl — auf Nimmerwiedersehn." Statt Frieden — Justiz und statt Monsieur de Bautru — Briand. Wem Gott Ruhm und Erfolg gibt, der braucht für Anekdoten nicht zu sorgen. Sie sind wie kleine Staatsgewänder, die einander die Berühmten seit Jahren immer wieder vererben. Manche sind vom vielen Tragen schon so verschlissen, daß sie zerfallen.

Bis vor kurzem kamen den Großen die Anekdoten zugeflogen, sie wußten nicht woher. Eines Tages hatten sie eine am Leibe — der Volksmund hatte sie darauf gespieckt. Heute ist das ganz anders. Seitdem die Literatur und Publizistik bis ins kleinste spezialisiert ist, ist die Anekdote das Primäre geworden und die Berühmtheit wird darangespickt. Es gibt Anekdotenverwertungsstellen.

Eine solche Stelle, die deutsche Zeitungen mit Anekdotenfüllsel versorgt, scheint in Wien zu sitzen. Die Tätigkeit dieser Anekdotenverwertungsstelle ist sehr einfach. Sie schlägt einen ganz alten Jahrgang der „Fliegenden Blätter" auf. Nimmt den ersten besten Witz. Zum Beispiel: Huber im Dorfwirtshaus: „Kommt denn heute der Seff nicht her?"

Wurzelbauer (weil Seff eine lange Nase hat): „Noch a bissl Geduld, seine Nase ist schon herinnen."

Zu diesem Witz wird jetzt eine Berühmtheit gesucht. Wer sollte es in Wien anders sein, als Peter Altenberg. Also: Peter Altenberg saß mit Artur Schnitzler im Café Museum und wartete auf den Schriftsteller B. (wozu lange nachdenken? B. klingt gut), der eine fürchterlich lange Nase hatte. „Kommt denn der B. noch immer nicht?" fragt Schnitzler. „Noch fünf Minuten Geduld," sagt Peter Altenberg, „seine Nase ist schon hier." Merkwürdig, wie geistreich, wie beladen mit historischen Gefühlswerten so ein Witz wird, wenn statt Wurzelbauer Peter Altenberg dasteht. Der blasierte Literaturfeinschmecker lächelt: Verfluchter Kerl, der Altenberg! Ein einziger Band „Fliegende Blätter" liefert für ein Menschenalter Altenberganekdoten.

Dabei hat sich eine gewisse Regel herausgebildet. Weiß der Himmel warum, in Deutschland, in Frankreich, in England machen alle Anekdotenverwertungsstellen die Dichter, die Komponisten, besonders aber die Maler zu kotzgroben Rüpeln. Ob eine Anekdote von Baudelaire, von Dumas, von Wedekind, von Lenbach erzählt wird, fast immer gibt der Künstler irgendeine grobe, verletzende, detrahierende Antwort.. Immer macht er den Partner klein, zu einem dummen Kerl, Idioten. Wenn nur der hundertste Teil dieser Anekdoten wahr wäre, wären die Großen taktlose Grobiane allesamt. —

In neuester Zeit haben sich die Anekdotenverwertungsstellen noch unterspezialisiert. Jetzt gibt es auch schon Abteilungen für den „Gerichtssaal" der Zeitungen. Wieder werden die alten „Fliegenden" oder „Meggendorfer" hergenommen, irgendein komischer Richter-Deliquenten-Dialog wird herausgesucht und dann zu einer Gerichtsverhandlung vor dem Landgericht I ausgebaut.

Eigentlich sind diese Anekdotenverwertungsstellen klug und sympathisch. Wir sind nicht so reich an Lustigem und Geistreichem, daß wir uns den Luxus erlauben dürften, es nach einmaligem Gebrauche achtlos wegzuwerfen.

Arnold Hahn

DAS VATERLAND

Ein Berliner Journalist, der in Locarno war, erzählt dem Abgeordneten Dr. B. völlig hingerissen seine Eindrücke von Chamberlain.

„Glauben Sie, dieser Chamberlain, das ist ein Kosmopolit und ein großer Patriot dazu; das ist ein wahrer Pazifist, der sein Vaterland liebt, das ist ein Vorbild für uns alle!"

„So", entgegnete Dr. B., „seit wann lieben Sie denn Rumänien so sehr?"

INHALT DES LETZTEN HEFTES
(Heft 8)

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin SW 19, Beuthstraße 19. Telefon: Merkur 8790, 8791 8792. Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin W 35, Genthiner Straße 22 — Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin SW 19, Beuthstraße 19. — Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79813. Wien 156791. Bankkonto: Commerz- u. Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstr. 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Prikopy 6 — Druck von Wilhelm Greve, Berlin SW 68, Ritterstraße 50. — Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Beuthstr. 19.

Bezugspreis durch die Post in Deutschland pro Monat 2,— Reichsmark, pro Quartal 6,— Reichsmark; unter Streifband im Inlande und nach Oesterreich monatlich Reichsmark 2,25, vierteljährlich Reichsmark 6,50. Für das übrige Ausland nur Streifbandlieferung monatlich Reichsmark 2,50, vierteljährlich Reichsmark 7,—. Zahlungen in ausländischer Währung werden zum amtlichen Tageskurs der Berliner Börse am Eingangstage gutgeschrieben.

Inseratenpreise: Grundpreis für die ganze Seite 125 Goldmark. Bei größeren Abschlüssen progressive Wiederholungsrabatte auf den Grundpreis.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion, auch wenn Rückporto beiliegt, keine Verantwortung.

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, erste Märzwoche.

Die deutsche Demokratie ist — um ein Wort zu variieren, das im alten Oesterreich-Ungarn oft gebraucht wurde, — durch Faulheit gemildert. Durch die Faulheit der Abgeordneten nämlich, deren Mehrheit, in allen Parteien, ihre Gesetzgebertätigkeit darauf zu beschränken scheint, daß sie nach dem jeweiligen Beispiel oder Beschluß des Fraktionsvorstandes mit Ja oder Nein stimmt. Die parlamentarische Kontrolle der Regierung, die Sinn und Inhalt aller Demokratie ist, erfordert aber Arbeit, wirkliche Arbeit, und zwar gerade dort, wo die Kontrolle am leichtesten durchführbar und praktisch am wirksamsten ist: bei der Etatsberatung. Gewiß gibt es in allen Parteien Abgeordnete, die mit Arbeit überhäuft sind; aber wieviele von ihnen haben sich die Mühe genommen, die Etatsvoranschläge für 1926 auch nur zu lesen? Tatsache ist jedenfalls, daß nicht im Reichstag die wirklich fundierte Kritik geübt worden ist, — die größten Ungeheuerlichkeiten beispielsweise im Reichswehretat, sind außerhalb des Parlaments entdeckt und von den Abgeordneten ist die Arbeit Außenstehender dann nur übernommen worden. Es scheint keinen Abgeordneten mehr zu geben, der einen Etat so gründlich durchzuarbeiten, mit anderen Etats zu vergleichen und kritisch so zu zerpflücken verstünde, wie man es früher vom alten Eugen Richter gewohnt war. Die kommunistische Parteizentrale hat kürzlich dem Abgeordneten Korsch eine öffentliche Rüge erteilt, weil er seine parlamentarischen Funktionen vernachlässigt habe. Man hat an diesen ungewöhnlichen Vorgang hämische Glossen geknüpft. Aber wäre nicht das kommunistische Beispiel einiger Nachahmung wert? Es könnte nichts schaden, wenn auch andere Parteien die Tätigkeit ihrer Abgeordneten unter die Lupe nähmen, und nicht duldeten, daß sich ihre Parlamentarier nur mit der Ehre und den Vorteilen des Mandates begnügen.

Ungarns königlicher Gesandte in Berlin, Herr von Kanya, wollte dieser Tage, wie das in der Saison so üblich ist, die diplomatische Welt in seinem Hause empfangen. Seit Wochen waren die Einladungen ergangen, aber der Erfolg war diesmal viel geringer als sonst bei ähnlichen Veranstaltungen. Es zeigte sich, daß nur wenige der Eingeladenen den Wunsch hatten, die Gastfreundschaft eines Mannes zu genießen, dessen enge Verbindungen mit den Budapester Francfälschern notorisch festgestellt sind. Sowohl die Botschafter Frankreichs und Englands wie der deutsche Außenminister und der Staatssekretär des Auswärtigen Amtes sagten höflich ab, und Herr von Kanya mußte schließlich die ganze Veranstaltung ausfallen lassen. Herr Stresemann und Herr von Schubert halten es also für unter ihrer persönlichen Würde, gesellschaftlich mit einem Manne zu verkehren, der längst hinter Schloß und Riegel säße, wenn er nicht den Schutz seiner diplomatischen Vorrechte genösse. Warum glauben sie aber, daß die Würde des Staates, den sie repräsentieren, geringer einzuschätzen ist? Herr von Kanya, der Allgemiedene, macht noch immer keine Anstalten, freiwillig aus Berlin zu verschwinden. Er leidet nicht an einem Mangel von Verschämtheit. Ist es nicht Zeit, daß die deutsche Regierung ihm endlich zu verstehen gibt, was sein eigenes Tatkgefühl ihm offenbar noch nicht sagt: daß wir ebenso wenig Verwendung für ihn haben wie für seinen Landsmann Trebitsch-Lincoln.

Wozu gibt es ein Parlament, wenn es möglich ist, daß ein Staatsministerium ohne parlamentarisches Federlesen durch einen einfachen Ukas die gesellschaftliche Struktur des Staates tiefgehend beeinflussen und verändern kann? Vor einigen Tagen lasen wir in der Morgenzeitung, das preußische Staatsministerium habe beschlossen, das Schulgeld der höheren Schulen von 120 Mark auf 200 Mark zu erhöhen. Das preußische Staatsministerium hat beschlossen! Und damit ist die Sache erledigt. Mit einem Satze schnellt das Schulgeld — schon das Wort ist für einen modernen Staat beschämend — um zwei Drittel in die Höhe. Die Barriere, die die Lebensbahn des armen Kindes von der des reichen trennt, wird mit einem Male um zwei Drittel erhöht. In die „freie Bahn dem Tüchtigen" wird eine neue Hürde eingebaut, die nur von gut genährten Pferden übersprungen werden kann. Mit dürren Worten: Das Proletariat, der verarmte Mittelstand wird mehr denn je in die Kaste der „Handarbeiter"

zusammengedrängt, die geistige Arbeit, die Arbeit am Staat, soweit sie Beamtenarbeit ist, die Führung des Staates wird mehr denn je für die geldprivilegierten Klassen reserviert. Diesen Effekt wird kein Stipendienpflästerchen verdecken. Die höheren Schulen werden noch mehr als schon jetzt Reinkulturen reaktionären oder wenigstens konservativen Geistes werden, man wird harmonisch ganz unter sich sein, kein Proletarierrebell wird den unreinen Geist seines Familienmilieus hineintragen. Und was die Hauptsache ist: auch weiterhin werden die deutschen Sozialdemokraten keinen Nachwuchs geschulter Intelligenz haben, kein Reservoir an Führern, keine Geistmannschaft, die sie als Weichensteller des Staates in niedere und höhere Beamtenposten einschieben können. Sie werden ewig die Regierten bleiben. Um wieviel schlauer waren die Tschechen des alten Österreichs! Sie warfen kolossale Massen ihrer Jugend in die höheren Schulen. Das Schulgeld war niedrig, und in den meisten Fällen gestundet oder erlassen. Eine riesige Ueberproduktion an tschechischer Intelligenz war die Folge. Im ganzen Oesterreich saßen tschechische Beamte. Anders die deutschen Sozialdemokraten. Unter dem sozialdemokratischen Ministerpräsidenten wird in Preußen nur noch das Leitseil verstärkt, an dem sie in ewiger Unmündigkeit geführt werden sollen. Und eins gegen hundert ist zu wetten, daß die 31 Millionen Mehreinnahmen nicht zu kulturellen Zwecken, sondern zur Ziegenkörung oder Unterstützung landwirtschaftlicher Großbetriebe Verwendung finden werden. Noch niemand hat gewagt, die Lustbarkeitssteuer auf die Pferderennen auszudehnen, weil dadurch die Pferdeaufzucht geschädigt werden könnte. Für die Menschenaufzucht scheinen keine so zarten Bedenken zu bestehen.

Kürzlich meldeten die Blätter, der Fraktionschef des Zentrums, Herr Fehrenbach, wäre in Freiburg i. Br. bedenklich erkrankt. So wahrscheinlich bei dem hohen Alter des Zentrumsführers eine solche Nachricht klingt, es dürfte nützlich sein von der Vorgeschichte dieser Erkrankung den Vorhang fortzuziehen. Bekanntlich hat Herr Fehrenbach während des ersten Lutherkabinetts, unter dem Einfluß Stegerwalds, ziemlich scharf Kurs nach rechts gehalten, was zu heftigen Zusammenstößen mit der Linken und zum demonstrativen Austritt Dr. Wirths aus der Fraktion führte. Der Parteitag in Cassel im vergangenen November brachte dann Wirth einen großen Erfolg und Herrn Fehrenbach . . . einen Achtungs-

applaus. Die Gegensätze schienen immerhin überbrückt zu sein, man sah die Rückkehr Wirths in die Fraktion nahe, rechnete auch damit, daß Herr Fehrenbach, der sich bei den Zoll- und Steuerkämpfen als ein nicht mehr ganz der Aufgabe gewachsener Führer erwiesen hatte, nunmehr jüngeren Kräften den Weg freimachen werde. Nichts geschah. Da richteten vor einigen Wochen 35 Fraktionsmitglieder, unter ihnen der linksstehende Abg. Dr. Dessauer ein Memorandum an den Vorstand, in dem u. a. die Verringerung dieser 25köpfigen Körperschaft auf 7 Personen gefordert wurde. Zwischen den Zeilen aber lag deutlich der Wunsch vor allem nach einem Wechsel der Fraktionsleitung ausgedrückt. An dem Tage, an dem die Neuwahl auf der Tagesordnung stand, verließ Herr Fehrenbach Berlin. Herr Fehrenbach fuhr in sein heimatliches Breisgau und wurde krank. Herr Dr. Wirth dürfte kaum in die Fraktion zurückkehren, solange Herr Fehrenbach, der ihn brüskierte, ihr Leiter ist. Herr Fehrenbach liegt in Freiburg krank. Seine Krankheit scheint begründeter als oftmals seine Politik.

In der Beurteilung der Affäre Jürgens begeht die Presse den einen grundlegenden Fehler: sie stellt die ganze Angelegenheit als einen privaten Sündenfall des Richters Jürgens dar und untersucht eingehend die Wirtschaft im Hause dieses richterlichen Beamten, anstatt sich um die Justizwirtschaft zu bekümmern, in der eine belastete Persönlichkeit dieser Art zu hohen Würden gedieh. Auf den Versicherungsbetrüger Jürgens loszuschlagen, ist herzlich billig, aber war der Untersuchungsrichter Jürgens, der Konstrukteur einiger politischer Prozesse, die heute kein Mensch mehr als Glanzstücke der Themis betrachtet, weniger anfechtbar? Solange ein Richter nicht gestohlen oder gefälscht hat, ist er scheinbar unantastbar. Daß er in politischen Fällen aufdringlichst Tendenz macht, zweifelhaft manipuliert, das darf nicht stören. Der Herr Justizminister „deckt“ und weist die Kritiker als Beschmutzer des Strahlenkleides der Gerechtigkeit entrüstet ab. Herr Jürgens hatte Pech. Warum mußte er auch ins Versicherungsressort Methoden tragen, die in der Justizbranche längst nicht mehr Erstaunen machen? Er hätte bis zur gesetzlichen Altersgrenze weiter amtiert, getragen von dem Vertrauen seiner Vorgesetzten, von seinem Minister durch Dick und Dünn verteidigt. Sein Dämon trieb ihn in Regionen, wo 2 × 2 noch immer 4, Mein und Dein noch immer deutlich geschieden ist und Kriminalität nicht durch einen schwarzen Talar kaschiert wird.

Seit sich die Aerzte in hundert Handelskammern und Spezialvereinen zusammengeschlossen haben, unterscheiden sie sich als Bürger kaum mehr von Markthallenstandbesitzern, Taxameterfahrern und Friseuren. Sie sind eine „M a s s e A r z t“ geworden. Eine Innung, eine Zunft. Zum Teufel ist die alte aristokratische Haltung (-und Schätzung)! Sie geben „Richtpreise“, „Minimaltarife“ heraus, sie boykottieren den Kollegen, der die Zunftpreise unterbietet, sie benützen die Konjunktur, sie beißen wie die Wölfe um sich, wenn sie irgendeine gesetzgeberische Gefahr für ihr Portemonnaie zu sehen glauben, — kurz, nicht anders macht es der Zentralverband der Eierhändler. Wieweit das alte, wahre ärztliche Standesgefühl schon erloschen ist, beweist eine Eingabe der Dermatologischen Gesellschaft (unterstützt vom Groß-Berliner Aerztebund) an den Magistrat Berlin. Die Dermatologische Gesellschaft macht beileibe keinen wissenschaftlichen Vorschlag zur Verbesserung der Volkshygiene. O nein. Sie verlangt nur einfach, der Berliner Magistrat möge sofort und umgehend die Ambulatorien für Geschlechtskranke an den Berliner Krankenhäusern aufheben. Nichts weiter. Diese Ambulatorien behandeln nämlich mittellose Geschlechtskranke, verarmtes Bürgertum, verschämte Krankenkassenmitglieder umsonst, ganz umsonst. Es soll zwar so etwas wie eine Wohlfahrtspflege und eine große Weltbewegung zur Ausrottung der Geschlechtskrankheiten geben — aber in der Vollversammlung der wohlklingenden Dermatologischen Gesellschaft hat man alles durchschaut: Es ist schmutzige Konkurrenz! Die Ambulatorien sind aufzuheben und die Leute in die Sprechstunden der Dermatologen zu treiben. Hoffen wir, daß weniger berufsflinke Gewerbe dem schönen Beispiel der Dermatologen folgen. Die Hoteliers werden — wir wollen es zu ihrer Ehre annehmen — gegen die Asyle für Obdachlose protestieren, die Versicherungsgesellschaften gegen die Kriegsinvalidenpensionen.

Tapferkeit und Geschicklichkeit finden sich so gut bei Straßenräubern als bei Helden; der Unterschied zwischen beiden besteht darin, daß der Länderbezwinger ein erlauchter Räuber ist, und der andre nur ein Wicht von dunkler Herkunft; der eine trägt für seine Gewalttätigkeiten Lorbeer davon, der andere den Strang.

Friedrich der Große.

Sechs Jahre hat es gedauert, bis auch in Deutschland das Gefühl dafür erwachte, daß irgendein Erinnerungszeichen, ein Symbol anständig sei!

Drüben hat man, kurz nach dem Waffenstillstand, den Unbekannten Soldaten gewählt. Vor der namenlosen Masse, vor dem Opfer schlechthin, zündete man ewige Flammen an. Und die großartigste Geste war die Minute des Schweigens, die alljährlich, um dieselbe Stunde, allen Verkehr jäh stocken, allen Arbeitslärm schweigen läßt, — ein Augenblick nur der Besinnung, aber ein packend intensiver.

In Deutschland gab es weder ein allgemeines Symbol, noch gab es einen neuen Stil dafür. Gefeiert wurde viel, aber privat und zersplittert. Und keine neue Note trug dem Unterschied Rechnung, der zwischen der Weltkatastrophe und früheren Konflagrationen einen prinzipiellen und endgültigen Trennungsstrich zieht: der grauenhaften Quantität, in der die Opfer hatten hinsinken müssen, und der Mechanisierung, die, — statt des Feldherrn und der Führer, — Verbände, Ziffernkolonnen, glanzloses „Menschenmaterial" zum eigentlichen Inbegriff der Kriegsführung gemacht hatte. Diese Feiern, mit Kriegerdenkmälern, Fahnen und Orden, projizierten nur die verklungene Romantik von 1870 in die Gegenwart. Und dies Getue um den Zentralpunkt einiger Generäle und Marschälle, wäre, nachdem die Heldenrolle der Kommandeure ausschließlich auf Aktenführung und Telephongespräche reduziert worden war, selbst dann nur Museumsdienst gewesen, wenn es sich nicht um geschlagene Generäle gehandelt hätte.

Darum war es vielleicht ein berechtigter Gedanke, die versäumte Geste noch nachzuholen und einen Gedenktag festzusetzen, dessen Wesen durch den Namen „Volkstrauertag" zunächst annehmbar charakterisiert schien.

Nach den Erlebnissen des letzten Sonntag muß gesagt werden, daß auch dieser verspätete Versuch nur üblen Nachgeschmack hinterlassen hat.

Denn auch was jetzt veranstaltet wurde, war nicht etwa eine Angelegenheit des Volkes, — auf das Volk als Träger des Leides bezüglich, das Volk als Träger der Trauer zusammenfassend, — sondern eine Beamten-, bestenfalls eine Vereinsangelegenheit. Im Reichstag hörte man sich, autorisiert durch sieben verschiedene Arten von Eintrittskarten, langweilige Bedeutungslosigkeiten eines Pfarrers an. Das Reichswehr-Offizierkorps hatte einen noch exklusiveren Appell in einer Kirche. Auch verschiedene Verbände versammelten ihre Würdenträger. Im übrigen eisige Gleichgültigkeit.

In den Theatern, Kinos und Varietés wurde Repertoire gespielt. Die Tanzlokale waren gefüllt wie je. Und wenn in der ganzen Stadt Berlin, außer an den amtlichen Gebäuden, hundert Fahnen auf Halbmast hingen, so war das schon ein Maximum.

Wollte die Obrigkeit das Volk von der Erinnerung ausschließen? Oder interessiert sich das Volk nicht für seine Toten?

Nichts von alledem!

Aber die Wahrheit ist, daß der Geist, in dem die Obrigkeit die Erinnerung aufzog, und der Geist, in dem das Volk sie empfindet, so diskrepant sind, daß schon damit jeder echten Beteiligung das Todesurteil gesprochen ist. Und die Wahrheit ist, daß man den Regierungsgeist schon witterte, als er sich noch gar nicht dokumentiert hatte, und darum schon im voraus Abstand nahm, sich irgendwie mit ihm zu dokumentieren.

Denn der Geist der Massen, wenn sie ihrer Toten gedenkt, ist der wilde Wunsch, daß nie wieder gleiches Verhängnis entstehe. Welches aber ist der Geist der Regierung? Als historisches Dokument sei ihre Kundgebung noch einmal hier verzeichnet:

> In stiller Trauer gedenkt das deutsche Volk am heutigen Tage seiner Brüder, die in dem größten aller Kriege ihr Leben gaben für die Verteidigung der Heimat.
>
> Für uns sind sie in den Tod gegangen. An den Gräbern unserer Gefallenen, die sich für uns alle opferten, soll die Zwietracht schweigen. Mahnend steht vor uns das deutsche Leid, das heilige Opfer der im Kriege Gebliebenen, die starben, damit Deutschland lebe.
>
> Aus dem Leid wuchs immer des deutschen Volkes höchste Kraft. Wenn heute die Flaggen halbmast wehen, wenn große Scharen sich zu würdigen Gedächtnisfeiern still vereinen, soll der Entschluß in uns sich festigen, im Glauben an Deutschland das Wort zu würdigen:
>
> „Nimmer wird das Reich zerstöret,
> wenn Ihr einig seid und treu!"
>
> Berlin, den 28. Februar 1926
>
> Der Reichspräsident — Die Reichsregierung
> von Hindenburg — Dr. Luther

Nicht durch den Inhalt ist sie, wie man sieht, markant, sondern durch den Nicht-Inhalt! Das Wort „Friede" kommt nicht darin vor. Auch kein Wort des Bedauerns, daß die Katastrophe hereinbrechen mußte! Auch kein Wort des Wunsches, daß sie nicht noch einmal sich wiederhole.

Es ist keine Kundgebung des Königs von England, oder des französischen oder amerikanischen Präsidenten zu einem Kriegsgedenktag bekannt, in der nicht gerade diese, der deutschen Regierung anscheinend unbekannten Regungen mit hervorstechendstem Nachdruck betont worden wären!!

Wer ist verantwortlich? Nach § 50 der Reichsverfassung nicht Herr von Hindenburg, sondern Dr. Luther. Auch er wird den Text wohl nicht selbst verfaßt haben. Aber er pflegt doch zu lesen, was er unterschreiben soll. Und daß ihm beim Lesen der Mangel nicht selbst auffiel, daß ihm das Fehlen der echtesten, wichtigsten Note entging, das läßt leider keine angenehmen Schlüsse zu.

Um dieselbe Zeit bereitete sich Dr. Luther zur Abreise nach Genf vor. Um dieselbe Zeit arbeitete er an der Rede, die er in Hamburg hielt. Um dieselbe Zeit gab Mussolini dem „Petit Parisien“ das Interview, in dem er mit heftigstem Nachdruck erklärte, der Geist Deutschlands sei aggressiv und unfriedlich wie je.

Hat Herr Dr. Luther, vor Genf und nach Mussolini, bedacht, daß man das Wort Frieden nicht nur als Exportartikel behandeln kann, lediglich für den Verschleiß im Ausland bestimmt, sondern daß es auch ein sehr erwünschter Artikel für den heimischen Konsum ist? Und daß man, ohne unfreundliche Stimmungen zu erwecken, ebensowenig mit verschiedenen Begriffen im In- und Ausland operieren kann, wie mit verschiedenen Preisen?

EIN RICHTER

LÜTZOW - PROZESS

Verfahrensbeginn: Anzeige eines Vaters bei der Staatsanwaltschaft, der Sohn sei vom Schulleiter Freiherrn von Lützow stark geschlagen worden; Weitergabe der Akten an die Kriminalpolizei zur Ermittlung. Kaum sind einige Vernehmungen im Unzuchtsdezernat des Kriminalkommissars Strewe erfolgt, als das Amtsgeheimnis von der Polizei verletzt wird und die Polizeikorrespondenz den wesentlichen Inhalt der Vernehmungen unter den Titeln: „Freiherrliches Prügelpädagogium“, „der zweite Fall Dippold“, „schwere sexuelle Verfehlungen“, in der Oeffentlichkeit verbreitet. Die von hohen Polizeistellen immer wieder betonte Vorschrift, die Hilfe der Presse nur zur Aufklärung von Verbrechen zu benutzen und keine Verfolgten vor Klärung des Sachverhalts durch Prangerung zu verurteilen, wird nicht beachtet. Die unzulässige Veröffentlichung beeinflußt die meisten noch nicht vernommenen jugendlichen Zeugen, denen unwahr Gedrucktes zum wahrhaftig Erlebten wird. Polizei verdunkelt den Tatbestand, anstatt ihn zu lichten.

Die Sexualdetektive bekommen Witterung: neues Material für ihre Sammlungen, Hervortreten in der Oeffentlichkeit, Gebühren für Sachverständigengutachten. Auf Grund der Zeitungsnotizen, ohne die geringste Kenntnis des Materials und des Beschuldigten rubriziert bereits Dr. Placzek in seinem sogenannten „wissenschaftlichen Werke“ „Homosexualität und Recht“ den Freiherrn von Lützow zwischen Dippold und Haarmann: „Noch unvergessen ist der Name jenes „Jugenderziehers“, der den ihm anvertrauten Sohn eines Großindustriellen zu Tode peitschte. In Kürze

wird der Leiter eines Erziehungsinstituts vor den Schranken des Gerichts erscheinen, um sich wegen zahlreicher, ihm zum Vorwurf gemachter homosexual-sadistischer Vergehen zu verantworten. Endlich ist die monströse Gradsteigerung homosexuell-sadistischer Artung in dem Falle Haarmann bekannt geworden." Trotz solcher tiefgründigen Stellungnahme traut ein Sachverständiger sich später in der Hauptverhandlung die notwendige Unbefangenheit zu.

Wer sein wissenschaftliches Leben in sexualibus verbracht hat, muß dabei sein. Mit dem okkulten Sanitätsrat Moll tritt die Staatsanwaltschaft, mit dem Sanitätsrat Magnus Hirschfeld die Verteidigung in Verbindung. Moll wird zur Erstattung eines Gutachtens aufgefordert, obwohl schon im ersten Stadium der Voruntersuchung vom Angeklagten der Einwand der Befangenheit gemacht wird. Dutzende gleichwertiger Gutachter stehen in Berlin zur Verfügung, es bleibt bei Moll trotz der Gefahr, daß Arbeit und Kosten unnütz vergeudet werden, wenn dem Ablehnungsantrag in der Hauptverhandlung stattgegeben wird. Bereits am ersten Tage geschah dies: Zwei große schwere Taschen mit Gutachtermaterial wurde aus dem Verhandlungssaal getragen. Ihr Inhalt kostet den preußischen Justizfiskus 5 bis 7 000 Goldmark.

Der Begriff der Prozeßökonomie bleibt dem gesamten Verfahren gegen von Lützow fremd. Hunderte von Zeugen wurden in der Voruntersuchung vernommen, 75 Einzelfälle von der Staatsanwaltschaft zur Anklage gestellt. Die Strafkammer des Landgerichts hielt es nicht für richtig, einige krasse Fälle herauszugreifen und nur ihretwegen das Hauptverfahren zu eröffnen. Sie verzichtete auf die Arbeit der Auswahl und rückte die gesamte Anklage ohne die geringste Abänderung in das Formular des Eröffnungsbeschlusses ein. Die Staatsanwaltschaft unterließ es, wenigstens in der Hauptverhandlung, auf die vielen, völlig unerheblichen Fälle zu verzichten, den Prozeß dadurch um Wochen abzukürzen und dem Staate Zehntausende Mark zu ersparen.

Mochten die Schöffenrichter das Hauptverfahren durchführen! Keiner der beiden Vorortrichter war bisher je in irgend einem Prozesse hervorgetreten, weder der Vorsitzende Feußner, noch der Beisitzer Kumbier hatte jemals an einer Verhandlung ähnlicher Größe mitgewirkt. Feußner war überhaupt während seiner langen Richterlaufbahn stets mit Zivilrecht befaßt gewesen, bis er vor zwei Jahren Strafrichter wurde. Etwas Seltsames geschah: Seit Jahren erschienen zum ersten Mal in Moabit zwei Richter, die den Namen „bon juge" verdienen. Die Art ihrer Rechtsfindung erübrigt die Mitwirkung von Verteidigern und Sachverständigen. Jedes Aufwühlen der Kinderseelen wird peinlich vermieden; Dinge, die niemand angehen, werden von den Richtern nicht in die Oeffentlichkeit gezerrt. Solches bleibt allein den Sexualdetektiven überlassen. Dem Dr. Placzek genügt es nicht, daß der Angeklagte sein Geschlechtsempfinden als normal bezeichnet; er will jeden Kuß und jede Nacht genau beschrieben haben, um sein eigenes Gutachten abgeben zu können. Für das Urteil im Lützow-Prozeß wird es gerade deshalb entbehrlich sein. Prinzipiell muß endlich wiederum betont werden: der Strafrichter hat nicht das Sexualleben von Angeklagten und Zeugen zu durchforschen, er hat lediglich zu prüfen, ob ein Angeklagter strafbare Handlungen begangen hat.

Es ist der 29. Mai 1903 alten Stils, der 11. Juni nach unserer Zeitrechnung, Tag, in dessen Morgengrauen ein Fenster im linken Flügel des Belgrader Königsschlosses heftig ausgestoßen ward und eine helle Stimme den drunten aufmarschierten Truppen zurief, daß es keine Tyrannen mehr gebe. Gleich darauf flogen zwei nackte, blutbefleckte Leichen durch dasselbe Fenster und klatschten in die Blumenbeete des Parks, und wieder über ein Kleines zogen, Hüte schwenkend, Studenten durch die Straßen: Es lebe die Freiheit! Es lebe Serbien! Es lebe die Republik! Wenn sich damals und fernerhin gern die Reportage mit der Ausrottung der Obrenowitsch befaßte, ohne viel in Rücksicht zu ziehen, daß mit diesem Ereignis die moderne politische Geschichte Serbiens anhebt, so hat neuerdings ernste historische Darstellung die Mairevolution aufs Korn genommen. Ein jüngerer Belgrader Schriftsteller, Dragischa Wassitsch, auch in Roman und Novelle erprobt, schildert in einem Buch „Neunzehnhundertdrei" auf Grund von zeitgenössischen Zeugnissen und fleißig gesammelten Angaben aus erster Hand eindringlich die Tat selbst wie ihre Voraussetzungen und Auswirkungen; es ist ein historisches Quellenwerk, das die Uebertragung ins Deutsche schon lohnte.

Aus anderen Zeichnungen ist das Profil des jungen Königs Alexander Obrenowitsch bekannt, der, von Natur nicht unbegabt, als haltloser Neurastheniker jeder moralischen Hemmung enträt. Wie die kleinen deutschen Zaunkönige des achtzehnten Jahrhunderts den *roi-soleil* nachäfften, so sieht dieser gekrönte Psychopath in — in wem anders als in Wilhelm II. sein erlauchtes Vorbild. Sklavisch kopiert er dessen Handlungen. 1897 stiftet der Hohenzoller die Zentenarmedaille, den „Zitronenorden", und verleiht seinem Großvater das Prädikat „der Große"; ein Jahr darauf begnadet der Obrenowitsch seine Garde mit einer Denkmünze und bestimmt, daß sein Vorfahr Milosch auch im amtlichen Schriftverkehr als „der Große" zu bezeichnen ist. Aber erst die Heirat mit der um zehn Jahre älteren, schönen Hofdame seiner Mutter, Draga, geborenen Lunjewitza, verwitweten Maschin, reißt den König 1900 auf die steilste Höhe des Selbstherrscherwahns hinauf. Sein Vater Milan, seit 1889 als Monarch abgedankt, aber seit 1897 wieder als Befehlshaber der serbischen Streitkräfte so etwas wie Mitregent, bekommt den Laufpaß, weil er sich der Verbindung mit der Vielverschrienen widersetzt. Daß er sich ja nicht wieder ins Land traut! Ein Militärkordon sperrt Donau- und Save-Ufer. Versucht er zu landen, dann Gewalt gegen Gewalt! „Fällt er dabei, dann ist es seine Schuld", sagt der unnatürliche Sohn dem Kriegsminister und denkt: Dann um so besser!

Da feile Kreaturen auf den Brauenwink Alexanders springen, liegt Friedhofstille über dem Lande; politische Totenstarre hält die Bauernmasse in Bann· Von der Bildungsschicht beugt sich ein Teil dem Despoten, ein größerer Teil beobachtet und wartet ab, nur ein kleines Fähnlein schlägt sich auf Tod und Teufel gegen das Regime. In Makedonien und Altserbien züngelt die Flamme aus dem morschen Gebälk der türkischen Herrschaft; morgen kann die Orientfrage abermals auf der Tagesordnung stehn, und Serbien wird für den Ruf der Stunde taub sein, weil den Entarteten an seiner Spitze der Duft von Weiberbrüsten toll macht — welche Schmach! Wenn die Oppositionspresse diese Saiten aufzieht, verfängt es nicht zuletzt bei dem Offizierkorps, in dem es ohnehin von Unbehagen und Mißmut brodelt. Was für ein Affentheater, als die Vertreter der Regimenter vor der Eheschließung Seiner Majestät ins Schloß berufen wurden, ihre Meinung zu sagen. Sie waren samt und sonders dagegen, aber zu Wort kamen sie nicht. Der König in den Saal, mit gespieltem Schneid, den Treueid vorgelesen, Appell: Bitte die Herren, mich gegen die Verleumder zu verteidigen, die mich wegen meiner Heiratsabsichten anormal nennen!, Händedrücke für ein paar Generale und wieder hinaus. Auf dem Heimwege löst sich Verdutztheit in grimmen Worten, namentlich bei den jüngeren Offizieren. Was für ein Charlatan und Großsprecher! Und diesem König, der seine Mutter eine Hure, seinen Vater einen Schmutzlappen schimpft, sollen wir die Treue halten? Die heftigsten Verwünschungen stößt ein junger Oberleutnant der Infanterie aus, dessen Namen Klio noch in einem verhängnisvollen Augenblick aus den Falten ihres Gewandes hervorziehen wird; Dragutin Dimitrijewitsch heißt er, wird von den Freunden Apis gerufen, und elf Jahre später sind in der Geschichte des Attentats von Sarajevo ein paar Seiten mit seiner Handschrift geschrieben.

Je mehr die Staatsfinanzen verlottern, je ohnmächtiger Serbien dasteht, je seltener der Zahlmeister die Gehälter in Bar auf den Tisch legt, desto bösere Blasen quellen im Offizierkorps auf. Im Sommer 1901 verrät ein Oberleutnant des fünften Reiterregiments, Antonije Antitsch, etlichen Kameraden, Infanteristen, aber dem vierten Reiterregiment „Königin Draga" zugeteilt, daß er schon mit dem Gedanken gespielt habe, den König samt seiner Kebse zu töten, wenn er als Diensthabender abends den Bräutigam zur Türe der Braut begleiten mußte. Die horchen auf. Gleichen Tags reicht man im Kasino eine russische Zeitung herum; auf dem Titelblatt das Bild von Dragas Bruder mit der Unterschrift: Der präsumtive serbische Thronfolger — höhnisches Gelächter, Flüche, geballte Fäuste. Dimitrijewitsch und noch ein paar Offiziere werden zugezogen. Verständigung

vollzieht sich schnell. Aber selbstverständlich! Umhauen den faulen Stamm, Serbien retten, der Freiheit eine Gasse! Beschluß: am 11. September während des Balles im Restaurant Kolaratz das Königspaar mit Messern zu erstechen, die vorher in Blausäure getaucht wurden. Eine Katze muß als Versuchstier daran glauben, aber Alexander und Draga bleiben, vielleicht gewarnt, dem Abend fern. Umsonst sind die Dolche präpariert.

„Große Kinder in Uniform“ nennt Wassitsch die Verschwörer; keinen Augenblick zerbrechen sie sich den Kopf darüber, was nach der Tat sein wird. Erst im November wird ein Politiker eingeweiht, Djordje Gentschitsch. Der hat, angeekelt von der Heirat des Masochisten mit der Sadistin, sein Ministerportefeuille hingeworfen; dann hat ihn ein gefälliges Gericht zu sieben Jahren Gefängnis verurteilt, weil er in Privatbriefen über die Majestäten geraunzt hatte. Jetzt ist er Feuer und Flamme. Im Weingarten seines Schwiegervaters treffen sich ein paar Gesinnungsfreunde und beraten über die Besetzung des erledigten Throns. Ein deutscher Prinz? Geht nicht wegen Rußland! Ein russischer Großfürst? Verstimmt Deutschland! So einigt man sich leicht auf den Prinzen Peter Karadjordjewitsch, der, Enkel des „Schwarzen Georg“, Herzogs im Befreiungskrieg gegen die Türken vor hundert Jahren, seit einer Ewigkeit als Prätendent in Genf sitzt. Sein Schulfreund Nikola Hadschi Toma wird hingeschickt, Serbiens Thron anzubieten. Der fast Sechzigjährige läßt den Boten nicht ausreden, schüttelt den grauen Kopf — zu oft haben ihn die Berufspolitiker hinters Licht geführt! Aber als er vernimmt, daß junge Offiziere die Sache in der Hand haben, nickt er eifrig Zustimmung. Dann ja, dann gerne! Fortan bleibt er aber aus dem Spiel. Nur sein Verwandter Jascha Nenadowitsch, in Wien wohnhaft, hält ihn auf dem Laufenden.

Während die Zivilverschworenen die Führer der Oppositionsparteien bearbeiten und für ein Konzentrationskabinett werben, das nach der Tat die Zügel ergreifen soll, spannen die Offiziere das Netz der Verschwörung über das ganze Land. In jeder Garnison sitzen Vertraute, und manch einer reist, ungeduldig, nach Belgrad, ob es noch nicht losgeht. Der 23. März 1903 reißt die letzte Planke zwischen Herrscher und Volk weg. Diesen Tag sieht die Hauptstadt eine bewegte Straßenkundgebung von Studenten, Handlungsgehilfen und Arbeitern gegen die Dynastie. Ein junger, hochgewachsener und kühner Hochschüler führt die Demonstranten gegen die Gendarmenkette und steht wie ein Turm in der Schlacht mit den Bütteln, Dimitrije Tutzowitsch, nachdem der gefeierte Schöpfer der serbischen Sozialdemokratie; im November 1914 liegt er mit einer Kugel im Herzen auf dem Schlachtfeld von Lasarewatz. An diesem

Märztag färbt sich das Pflaster Belgrads rot; fortan ist das Regime blutbesudelt, fluchbedeckt und reif für die Axt.

In der Nacht zum 29. Mai soll sie an die Wurzel gelegt werden. Halb Belgrad, Kleinstadt und in sich versponnen, weiß, ahnt, fühlt, daß etwas in der Luft liegt. Spitzel schnuppern um jeden Wirtshaustisch. Darum sitzen die Verschwörer lange vor Mitternacht in fünf Gruppen vor aller Blicken in Restaurants, junge, harmlose Offiziere, die, alles Mißtrauen einzuschläfern, trinken, singen und lachen. Immer wieder zerreißt das Bild des Kommenden den Nebel ihrer lärmenden Fröhlichkeit. Aber keiner fällt auf. Nur der Ingenieur-Oberleutnant Milutin Lasarewitsch trägt in der warmen Sommernacht einen Mantel und wehrt fast leidenschaftlich ab, als der Kellner beim Anziehen hilfsbereit herzuspringt — in den Taschen bauscht sich Dynamit.

Gegen ein Uhr finden sich alle im Allgemeinen Offizierkasino ein. Für die Spitzel draußen wird die Komödie weitergespielt. Die einen erhitzen sich um Shakespeare, andere heucheln Trunkenheit, zur Musik erklingen Volkslieder, und als ein nicht Eingeweihter den Tanz der Königin Draga verlangt, tanzen, von schauerlichem Galgenhumor umwittert, ihn ein paar Verschwörer — dideldumdei! Als sie unter sich sind, flüstern umhergehend die Hauptleute Dragutin Dimitrijewitsch und Antonije Antitsch einer Gruppe nach der anderen ihre Weisungen zu. Alles ist im Lot, das Konzert am Hof beendet, die Aufputscher der Truppen nach den Kasernen unterwegs, der Generalstabsoberst a. D. Alexander Maschin, Schwager der Königin aus ihrer ersten Ehe, bereit, den Befehl über die Garnison zu übernehmen, die zur Besetzung des Post- und Telegraphenamtes, der Stadtverwaltung, der Ministerwohnungen und der Ortskommandantur bestimmten Abteilungen abgerückt.

Dreiviertel zwei schlägt es, da schneidet Dimitrijewitschs klare Stimme: „Meine Herren, vorwärts!" Gespräch, Gesang und Gelächter mitten durch. Noch ein fanatischer Schwur: beim Mißlingen wird keiner den anderen verraten, beim Gelingen keiner einen Lohn heischen, und die Offiziere stürzen ins Freie, wo in der nächtlichen Stille nur die städtischen Straßenkehrer ihre Staubwolken aufwirbeln.

Einer der Leutnants stammelt etwas von versagenden Nerven und drückt sich bei Seite. Wer achtet's! Aber wo bleibt das Bataillon des sechsten Regiments, zu dieser Stunde an dieser Stelle erwartet? Der Rittmeister Ljuba Kostitsch, eben mit einer Schwadron der königlichen Garde anrückend, ruft deshalb Dimitrijewitsch entsetzt zu: „Apis, Apis, was richtest Du mich und mein Kind zugrunde?" Aber wer fackelt lange! Im Laufschritt nimmt Apis die Spitze der Truppe; schon ist er

mit den schnellsten der Offiziere an dem ersten eisernen Schloßtor. Ihre Leiber fliegen mit aller Kraft gegen das Gitter. Aufgescheucht von dem Lärm, stieben in den hohen Kastanien links und rechts der Straße die Dohlen hoch. Ihr Gekrächze und Flügelschlagen stört die Wache auf. Aber schon rast, mit im Bunde, von innen der Gardeleutnant Schivkowitsch heran und schließt mit zitternder Hand das Tor auf.

Dimitrijewitsch und die Seinen dringen ein und eilen — zwei Wachsoldaten öffnen den Vorgesetzten widerstandslos eine Glastür — Revolver in der Faust, in das Zimmer des Offiziers vom Tagesdienst. Hauptmann Miljkowitsch, gerad von einer Auslandsreise zurückgekehrt, ruht auf seinem Lager und denkt nach Hause, wo seine junge Frau in Wehen liegt; aus Pflichtgefühl hat er das Angebot des Königs, bei ihr zu bleiben, abgelehnt. Ueber ihn beugt sich Dimitrijewitsch, beschwört ihn: „Sei ruhig, sei gescheit, mach keine Dummheiten!" Aber der Erschreckte greift unter sein Kopfkissen nach der Waffe, und der Leutnant Borivoje Jowanowitsch tötet ihn durch einen Schuß in den Kopf.

Darüber stürzt aus dem Nebenzimmer im Nachthemd der Adjutant des Königs, Oberstleutnant Naumowitsch, herein. Er steckt mit den Verschwörern unter einer Decke und hat vergeblich versucht, dem Hauptmann zu einer ordentlichen Bettschwere zu verhelfen, doch der Leutnant Militsch Simeunowitsch, selbigen Tages aus Pirot angelangt und nicht im Bilde, streckt auch ihn mit zwei Schüssen tot nieder.

Für Dimitrijewitsch sind's Bagatellen. Er ruft nach den Schlüsseln zu den weiteren Gemächern. Vergebens, weder bei dem Ordonnanzoffizier noch bei dem Adjutanten finden sie sich. Dynamit her! Ein Donner erschüttert das Schloß, die Mauern wanken, die Beleuchtung erlischt, die Türen klaffen. Ueber die Treppe im Dunkel huscht eine Gestalt. Der fliehende König? Apis hinterdrein. Schüsse. Ein Gardist der Schloßwache ist's, der, sich wendend, seinen Verfolger dreifach schwer verwundet.

Niemand gewahrt es. Denn Bestürzung nagelt die anderen Verschwörer im Schlafgemach des Königspaares fest. Es ist leer. Auf dem Boden liegt, noch warm, Zeichen jäher Flucht, eine seidene, zusammengeknäulte Bettdecke, auf dem Nachttisch der Königin, bei Seite 80 aufgeschlagen, ein französischer Roman. Wie ein Zeichen prallt den Eindringlingen sein Titel *„La trahison"* entgegen, denn eben prasselt draußen eine Salve. Ertönt dort nicht ein schriller Hilfeschrei des Königs? Ist man verraten? Gilt es zu sterben?

Blinder Alarm! Es gab eine Schießerei mit ein paar Wachen; aber jetzt haben Oberst Maschins Truppen, siebente Infanterie und ein Reiterregiment, den Konak umstellt. Auch

die Stadt ist in den Händen der Umstürzler. Alles wäre klar und glatt. Nur fehlen zum vollen Triumph zwei Leichen. Umsonst ist die wilde Jagd der Offiziere durch alle Säle, alle Zimmer gefegt, kostbare Gobelins, wertvolle Bilder mit ihren Schüssen durchlöchernd, da sie hinter jeder Wand ein Versteck, eine Geheimtür vermuten.

Das Morgengrauen kriecht bleifarben am Himmel herauf. Die Nerven fangen an zu flattern. Wird die Dynastie nicht bald erledigt, droht mit allen Schrecknissen der Bürgerkrieg. Endlich ein Entschluß hinter fiebernden Stirnen: eine Frist von zehn Minuten dem festgenommenen ersten Adjutanten, General Lasa Petrowitsch. Hat er bis dahin den König nicht gefunden, springt er selbst über die Klinge.

Wieder irrt der Zug aufgeregter, beschmutzter, übernächtigter Männer durch die Flucht der Zimmer. Wieder endet die Untersuchung im Schlafgemach. Da, während die Blicke verzweifelt umhertasten, entdeckt der Leutnant Welimir Wemitsch in der Tapete eine winzige Vertiefung wie ein Schlüsselloch. Vergebens wehrt, betroffen, der General ab; seine Blässe spricht gegen ihn.

„Eine Axt her! Hier ist eine Tür!"

Der General: „Nicht! Nicht! Ich werde rufen!" Und mit lauterer Stimme: „Majestät! Majestät!"

Nichts antwortet.

Der Hauptmann Radiwojewitsch donnert an die Geheimtür, brüllt: „Aufmachen!" Der Adjutant wiederum, flehend: „Majestät!" Und nach einer kleinen Pause: „Ich bin's, Ihr Lasa. Oeffnen Sie Ihren Offizieren!"

Hinter der Tür her kommt die gewohnt ruhige, unbewegte Stimme Alexanders: „Kann ich mich auf den Treueid meiner Offiziere verlassen?" „Nein! Keineswegs!" schreit Wemitsch wild. „Jawohl! Jawohl!" übertönt ihn, ins Zimmer tretend, der mitverschworene Leutnant Peter Markowitsch.

Die schmale Tür des Boudoirs der Königin öffnet sich. Zwei krampfhaft verschlungene, fast in eines fließende weiße Schatten erschimmern im Dunkel, eine Erscheinung. Währt sie einen Augenblick, zwei, drei? Eine Feuergarbe fährt aus den Revolvern Ristitschs, Wemitschs und Radiwojewitschs. Der König, vom ersten Schuß tot, sinkt hin. Ueber ihn stürzt, ihn verzweifelt mit ihrem Leibe deckend, Draga. Noch nach der zehnten Kugel zuckt das Leben in ihr.

Es ist der 29. Mai 1903 alten Stils, genau drei Uhr fünfzig Minuten vormittags.

Der erste halbe Tag auf einem Schiff, das man vier Wochen lang nicht verlassen wird, bringt, wenigstens mir, wahrscheinlich aber allen Passagieren, vor allem ein Gefühl des Schreckens. Man schaut in die Gesichter der Mitreisenden und möchte eigentlich gleich wieder ans Land. So ging mirs vor zwei Jahren auf einer Reise nach Spitzbergen, und genau das gleiche Gefühl packte mich, als ich in Genua das schöne Schiff der Sitmarlinie, die „Neptunia“ bestiegen hatte. Ich kannte das Schiff, als es noch „Peer Gynt“ hieß und einem deutschen Besitzer gehörte, ich kannte seinen ruhigen, schwer zu beirrenden Gang, seine breiten Promenadendecks, seine luftigen Kabinen. Auf der „Neptunia“ fahren Deutsche, darunter zur Hälfte Oesterreicher, daneben Italiener und Engländer mit. Lauter hell gekleidete, für See und Sonne freundlich kostümierte Leute. Trotzdem dieser panische Schrecken? Ueberlegt man die Sache, ist sie gar nicht mehr so verwunderlich. Wenn wir zu Beginn unserer Lebensreise alle Gesichter vorgeführt bekämen, denen wir in den verschiedenen Stationen unseres Daseins begegnen werden, wir würden wahrscheinlich auch sofort die Rückreise ins Nirwana antreten wollen. Ich bin immer vor Gruppenbildern schwermütig geworden. Gesichter und Figuren sollen nicht regimenterweise auf einen Eindrucksmenschen losmarschieren. Ein Antlitz soll zu Einem sprechen, dann wieder eins, dann noch eins. Man verdaut Gesichter nur langsam — vorausgesetzt, daß man überhaupt das Auge hat, Physiognomien aufzunehmen. Der Stumpfe freilich nimmt alles und nichts auf.

Aber nach ein paar Tagen merkt man erleichtert, daß die benachbarten Gesichter kein Grund zur Dauermelancholie sind. Freilich gibt es immer ein oder das andere Gesicht, das man ohne erklärbaren Grund mit einer Art Feindseligkeit betrachtet. Gott weiß, was für ein verjährter Urahn-Instinkt sich da in uns und meistens auch in dem feindlichen Gegenüber meldet. Aber die „Neptunia“ ist geräumig, es gibt drei verschiedene Decks, und wenn man Glück hat, und man kann dieses Glück erzwingen, so sieht man sich nicht einmal bei den Mahlzeiten, weil der Speisesaal eine große Galerie hat, auf der serviert wird. Im übrigen wird die umgebende Welt allmählich erträglicher, weil sie sich in Freiheit ordnet. Das amorphe Anfangsgedränge macht einer natürlichen Ordnung Platz, es finden sich die zueinander Gehörigen, und es entsteht

Geselligkeit durch die richtige Gliederung und Absonderung. Vor allem tut sich die unerträglichste Nation der Welt sofort und instinktiv in einem Rudel zusammen: Die Kleinbürger. In irgendeinem Schiffswinkel finden sie sich sogleich, sogar die Sprachgrenzen überspringend, und bleiben beieinander hocken — in ihrer lärmenden Lustigkeit, in ihrer hemdärmeligen Ulkstimmung, in dem Mut zur öffentlichen Trivialität, der geradezu das Wesen des genießenden Kleinbürgers ausmacht. Auf der „Neptunia" ist diese turbulente Nation zum Glück nur schwach vertreten, fast gar nicht durch Deutsche, die zu arm geworden sind; es wäre denn, man rechnete die Schweizer mit, die uns eine kleine, aber ziemlich laute Gesangvereinsdelegation gesendet haben. Aber da von hundert Reisenden achtzig ruhig in der Sonne liegen wollen, verstummt auch der Schwyzer Singverein schon am zweiten Tag. Nur bei festlichen Gelegenheiten, Einfahrt in die Häfen, Landung im besonnten Capri, kann auf ein kleines Deck-Konzert nicht verzichtet werden.

Das große Reise-Vorbild sind immer noch die Engländer. Sie halten das allerwichtigste Gebot des Mitreisenden strikt ein: sie schweigen. Es ist Abendsonne, wir fahren im Golf von Neapel ein. Die Schweizer Kleinbürger, gewiß sehr brave Leute, müssen O bella Nàpoli im Chor zum besten geben, die Deutschen sängen am liebsten mit, traun sich aber, eingeschüchterte Waldmenschen, doch nicht, die Oesterreicher lächeln nachsichtig, die Italiener staunen und raunen — aber die Engländer stehen daneben und schweigen vernichtend! Ein Drittel der Passagiere sind Engländer, aber man hat von ihnen noch keinen öffentlichen Laut, kein lärmendes Spiel, kein bißchen Im-Vordergrund-stehn wahrgenommen. Sie machen sich angenehm, indem sie sich ganz unbemerkbar machen. Das mag ihre Art Arroganz sein, sie fühlen sich als Herrgötter und sind fast unsichtbar.

Die Reihen ordnen sich. Es finden die Bridgespieler aller Nationen zu einander, kein Sternenhimmel, kein Möwenflug, kein rötlicher Abendfels kann diese Entschlossenen und Hingegebenen stören. Es finden zu einander die Sonnen-Fanatiker. Sie lassen vom Stewart ihre Liegesessel auf das höchste Deck tragen und sie haben nur einen Ehrgeiz, in der Sonne zu liegen und zu bräunen. Es gibt Rekords im Braunwerden, und wer diesen Rekord erreichen will, stört seinen Bräunungsprozeß nicht durch Lesen, Reden oder sonstwie den Unfug einer Tätigkeit. Zehn Stunden in der Sonne liegen — das ist Beruf genug!

Die jungen Menschen sind während der vierwöchentlichen Fahrt im Mittelmeer schwer beschäftigt, denn sie tanzen. Es wird zwischen erstem Frühstück und Dejeuner getanzt, versteht sich, im eignen Ballsaal, es wird nachmittags getanzt, und es wird, wie es sich gehört, nach dem Souper bis in die Mitternacht getanzt. Eine junge Dame hat auf der „Neptunia" durchschnittlich sechs Stunden täglich zu tanzen, sie hat sich mindestens zweimal umzukleiden, kein Wunder, daß die Damen, trotz reichlichster Nahrung, jeden Morgen zur Wage eilen und sich ihre kleine Abnahme des Gewichts bescheinigen lassen. Eine Reise von Genua nach Konstantinopel — Haiffa — Alexandria — das ist eine Gelegenheit 26 Tage je 6 Stunden zu tanzen und diese Beschäftigung nur gelegentlich durch die hurtige Besichtigung von Pompeji oder Jerusalem zu unterbrechen. Die jungen Damen tanzen sich durch — von Genua bis Nazareth.

Wäre noch ein Wort über das Nebeneinander der Nationen während einer so freundlichen vierwöchentlichen Schiffsfahrt zu sagen. Was die Engländer anlangt, so geben sie sich gemeinhin weder mit Italienern noch mit Deutschen, aber eigentlich auch nicht mit ihren Landsleuten ab. Sie sehen die Andern nicht, sie weichen dem Nebenmenschen aufs höflichste aus und ihr Schweigen zwingt zum Gegenschweigen. Vom Standpunkt eines ermüdeten Nervenmenschen gibt es keine angenehmeren Nachbarn. Viel inniger sind, trotz Mussolinis vergiftenden Reden, die Beziehungen zwischen Deutschen und Italienern. Nur ein bestimmter Assessorentyp kahl geschorner Schädel mit klein-winzigem Scheitel auf der Kopfhöhe — eignet sich nicht zur internationalen Konversation. Aber was der Italiener an angeborener Gentilezza, der Deutsche an williger Bewunderungslust mitbringt, das erzeugt, allen napoleonischen Attituden zum Trotz, nach ein paar Tagen Nebeneinander eine kindliche Gemütlichkeit, die aus dem Kern beider Nationen stammt.

Im übrigen kann ich von diesen Freuden der Geselligkeit nicht viel berichten. Mein Liegestuhl steht auf dem höchsten und verlassensten Deck, die Tanzmusik wird hier fast unhörbar, ich genieße die Freuden des Stummseins, die Wollust der nicht geführten Gespräche.

Tag für Tag beschwor Torquemada Ferdinand und Isabella, die Seelen ihrer Untertanen, die ihnen von Gott anvertraut worden waren, nicht in Verderbnis sinken zu lassen, er wies auf die Gefahr hin, die jedem Gläubigen durch den täglichen Umgang mit den Leugnern und Feinden Christi, den Knechten des Teufels, drohte. Ueber jede andere Pflicht sei diese den Königen von Gott auferlegt worden: die Ungläubigen zur Kirche zu führen, die Gläubigen vor dem Gift der Gottlosigkeit zu bewahren. Das einzige Mittel, dieses Werk zu vollbringen, wäre aber die heilige Inquisition, die schon einmal, in Südfrankreich, alle Ketzerei mit der Wurzel ausgerissen hatte. Härter noch werde in ihrem Land die Arbeit sein, denn nicht um verirrte Christen handelte es sich, sondern um Mohammedaner und Juden, offene oder versteckte Feinde Christi und der von ihm eingesetzten Kirche.

Im Dunkel der Geschehnisse, im Gewühl der Leidenschaften steht plötzlich eine Gestalt vor uns, die mit eisernen Händen in die Geschichte greift: der Dominikanermönch Thomas de Torquemada. Ueber seinen Ursprung, über die Zeit seiner Geburt wissen wir nichts, in seinen Adern floß jüdisches Blut vermischt mit iberischem. Torquemada ist einer jener Fanatiker, die von einem einzigen Gedanken völlig beherrscht werden, die nicht Gerechtigkeit kennen und nicht Liebe, die vom gesunden Menschenverstand ebensoweit entfernt sind wie von jeglicher Weisheit, die aber wie aus einem Vulkan heraus, gleichsam als eine blinde Kraft der Natur, Großes zu bewirken vermögen. Sie sind nicht Menschen, wenn Mensch sein auch menschlich sein heißt, sie sind eine Idee oder eine Geisteskrankheit in Menschengestalt — wie man will. Sie können nur eines denken, fühlen und wollen: ihren Zweck; und nur eines tun: ihn in der Welt durchzusetzen. Mit welchen Mitteln, das kümmert sie nicht. Sie sind nicht machtgierige Egoisten (wie Napoleon etwa), sie sind völlig selbstlose Sklaven ihrer Idee, Apostel ihres Glaubens, unterworfen dem Phantom, das als einzige Vorstellung ihres Lebens ihnen vor Augen steht. Verwandt sind sie im Menschenbereich den höchsten Liebenden, den Mördern aus Eifersucht. Sie alle sind dumm und blind, rennen über Hindernisse, und seien es Menschenleben, ihrem Ziel entgegen. Erscheint uns aber ein Mensch, der wie Othello von einer einzigen großen Leidenschaft hingepeitscht wird, bei aller Verblendung doch dem Menschlich-Erhabenen nahe, so spüren wir in diesen Monomanen einer Idee zwar Größe, aber nicht Menschlichkeit mehr. Denn das untrügliche Urteil unseres Herzens billigt der Leiden-

schaft jede Dimension zu, auch wenn sie Menschenmaß hinter sich läßt; der Kopf aber, der toll geworden ist, der sich gebärdet, als wäre er ein Herz — und das ist der Fanatiker — der ist über den Bereich der Menschlichkeit hinausgeschritten, in ihm ist nicht menschliches Fühlen ungeheuer geworden; ein Gedanke will vielmehr die Welt unterjochen, was ihm entgegensteht, muß zugrunde gehen.

Immer wieder tauchen im Lauf der Menschheitsgeschichte solche Erscheinungen auf, Männer unfaßbarer Willenskraft, unfaßbar vielleicht darum, weil sie einen einzigen Gegenstand hat: ihre fixe Idee. Wissen wir denn, was wir schaffen könnten, wenn wir unser Denken und unser Gefühl gewalttätig kastrierten, um unser ganzes Leben lang einen einzigen Gedanken zu denken, eine einzige Tat zu wollen?

Ein solcher Mensch ist Torquemada gewesen, und vielleicht können wir ihn uns anschaulicher vor Augen führen, wenn wir an einen andern, an einen Fanatiker seiner Art denken, den wir alle miterlebt haben: Lenin. Auch er war völlig von einer Idee besessen, der Idee des ökonomischen Kommunismus, auch ihm war völlig gleichgültig, wie viele Hunderttausende sterben mußten, damit sich das Phantom seines Kopfes mit Wirklichkeit umkleide. Zu dieser Verwandtschaft, wenn nicht Gleichheit — es gibt ja eigentlich keine Nuancen des wahren Fanatikers, jeder ist ganz — kommt noch, daß beide Gerichtshöfe geschaffen haben, um alle aus der Welt zu befördern, die sich nicht jener einzigen Idee beugen konnten. — Torquemada die Inquisitionsgerichte — Lenin die Revolutionsgerichte.

Isabella war eine bigotte Frau, die unter dem Einfluß ihres Beichtvaters Torquemada, Priors des Dominikanerklosters von Santa Cruz in Segovia, stand. Schon ehe sie den Thron bestieg, hatte sie ihm ein Gelübde in die Hände gegeben, daß sie als Königin Unglauben und Irrglauben in Castilien ausrotten und daß sie nicht ruhen wollte, ehe nicht jeder Bewohner ihres Landes ein treuer Sohn der katholischen Kirche geworden wäre. Ihr Gemahl Ferdinand war ein kalter, grausamer, nur auf seine Macht bedachter Fürst, er und Isabella haben den letzten Thron maurischer Herrscher auf der Halbinsel zerbrochen, haben, ohne ihrer Eide zu achten, mit Schwert und Scheiterhaufen Mauren und Juden zum katholischen Glauben gezwungen und, um dies zu erreichen, gemeinsam mit dem Papst eine neue Inquisition gegründet. Ein Glaube, eine Sprache, ein König sollten in ihrem Reiche herrschen. Für ihr Wirken hat ihnen der Papst den Beinamen „Die katholischen Könige“ verliehen. Unsichtbar, aber unentrinnbar steht hinter ihnen der gewaltige Mönch Torquemada.

Nach der Eroberung von Granada (1492) war dem Reich eine große Anzahl mohammedanischer Untertanen zugewachsen, und die Könige zeigten sich geneigt, dem Drängen Torquemadas um Vertreibung der Juden Gehör zu geben. Aber die Juden des Landes boten ihnen eine außerordentlich hohe Geldsumme, um die Heimat nicht zu verlieren, und Ferdinand, dem wohl aller Glaubenseifer nur ein Vorwand für seine weit ausgreifenden Herrscherzwecke gewesen ist, war gewillt, den Handel abzuschließen. Da drang der Mönch in die Gemächer der Könige ein und hielt ihnen das Kruzifix entgegen mit den Worten: „Hier ist der Gekreuzigte, den Judas für dreißig Silberlinge verkauft hat, jetzt wollt ihr ihn wiederum für eine größere Summe verkaufen! Ich lege mein Amt nieder, mich wird kein Vorwurf treffen, aber ihr seid Gott Rechenschaft schuldig für euer Tun!" — Das Angebot wurde zurückgewiesen, am 30. März 1492 unterfertigten Ferdinand und Isabella das Gesetz, wonach innerhalb der nächsten vier Monate alle Juden entweder zur Taufe kommen oder bei sonstiger Todesstrafe das Land verlassen mußten. Sie durften von ihrer Habe mitnehmen, was sie konnten, nur nicht Gold und Silber; was sie nicht mitzuführen vermochten, sollte dem königlichen Schatze zufallen, der noch überdies eine hohe Abgabe forderte. Torquemada ergänzte dieses Gesetz und verbot allen Christen unter schweren Drohungen, den Auswanderern irgendwie behilflich zu sein, sie zu beherbergen oder ihnen Nahrungsmittel zu überlassen.

Torquemada starb am 16. September 1498. Er hat niemals ein privates Leben geführt, nicht einmal ein Bild von ihm ist erhalten. Er war nichts als der Apostel seiner Idee — ein Mönch, der das Schwert in der Rechten, das Kreuz in der Linken trug. Wer sein Haupt nicht zum Boden neigte, dem wurde es zur größeren Ehre Gottes abgeschlagen. Von allen menschlichen Eigenschaften hat nur Herrschgier in ihm gelebt. Torquemada ist eine der großen Mönchgestalten, die die Kirche über die Welt zum Sieg geführt — und die Gott über der Kirche vergessen haben.

J. STAVNIK

LENGLEN CONTRA WILLS

Weil in Cannes bei schönem Wetter zwei junge Damen sich einander gegenübergestellt, weil sie, durch ein Netz getrennt, den Beschluß gefaßt, sich von Zeit zu Zeit einen Ball hinüberzuwerfen, weil die eine Dame hübsch, die andere aber furchtbar häßlich ist, weil nach einigem Hin- und Herwerfen die Dame mit der häßlichen Nase die Dame mit der hübschen Nase besiegt hat, deshalb haben alle großen Blätter englischer Sprache dies- und jenseits des Ozeans den Kopf verloren. Ganze Redaktionen

wurden nach Cannes gesendet, um das große Ereignis zu beschreiben. Die fixesten Reporter berichteten über den Charakter und die Laune der beiden Damen; sie wachten über ihre Nahrung und kabelten der neugierigen Welt, ob die Dame mit der häßlichen Nase Schnitzel mit Spinat und jene mit der netten Stumpfnase Roastbeef mit Kartoffeln gegessen hat. Sie beschrieben ihren Schlaf, wobei der Reporter, der den Schlaf der hübschen Dame beschreiben mußte, wesentlich besser daran war, als jener, welcher den Schlaf der häßlichen Dame nach Amerika kabeln sollte.

Man interessierte sich für jede Betätigung der beiden Damen und Reporter waren, gleich Detektiven, an allen, aber auch allen Orten aufgestellt, welche für die gesundheitlichen Funktionen der beiden in Betracht kamen. Die Verdauung der beiden wurde bewacht, ihre Atmung beschrieben, und wenn die beiden verheiratet wären, so hätte man nicht gezögert, auch ihre Gatten zu überwachen, um aus deren mehr oder minder liebender Haltung auf die Erfüllung der ehelichen Pflichten zu schließen, deren Betätigung ja auf das Hin- und Herwerfen der Bälle von Einfluß sein könnte. Zwei Mastodonten der englischen Presse, der „Daily Mail" und der „Daily Mirror" aber, mieteten eigens zwei Flugzeuge, sandten sie nach Cannes und ließen sich die Photographien der beiden per Flugzeug nach London bringen, damit das Publikum um einige Stunden früher die graziösen Posen der Spielerinnen bewundern kann.

In Wirklichkeit sind die beiden natürlich gar nicht graziös. Beide haben furchtbare Plattfüße, die so groß sind wie das britische Weltreich, oder der Goldvorrat der amerikanischen Reservebank. Wenn sie springen, dann sehen sie aus wie Elefanten, welche einem Nilpferd einen Fußtritt geben wollen. (Ich habe diese Pose noch nicht im Tiergarten bewundern können, aber seitdem ich die Photographien des Matches Lenglen-Wills gesehen habe, kann ich mir eine genaue Vorstellung machen, wie dies aussehen muß.) Nichtsdestoweniger bilden die beiden Damen eine Art internationales Ideal und das Publikum verlangt eine genaue Beschreibung ihres Lebens, ihrer Liebe und ihrer anderweitigen Betätigungen. Auch will man sie um jeden Preis verheiraten, und findige Reporter kabeln jeden Tag eine Verlobung der Dame mit der häßlichen Nase, während die hübsche Dame mit der netten Stumpfnase noch von derartigem Unglück verschont geblieben ist.

Immerhin hat diese Taktik einen gewissen philosophischen Sinn. Sie kann sich auf die beste Tradition Dantes stützen der ja auch seine intimsten Feinde in der Hölle braten läßt. Warum sollte sich ein Reporter nicht auch einmal rächen und seine politischen Feinde mit Suzanne Lenglen verheiraten?

Das Match Lenglen-Wills hat aber einen Fehler, der die ganze schöne Kombination zunichte macht. Erstens hat man keinen Totalisator aufgestellt, der anständige Wetten ermöglicht hätte. Zweitens behandelte man die beiden Damen, wie wenn sie vernünftige Wesen wären, während man so interessanten und viel sympathischeren Rennpferden weniger respektvoll entgegenkommt. Im Namen der sportlichen Demokratie verlange ich daher, daß man allen in großen Rennen eingeschriebenen Stuten dieselbe Behandlung zuteil werden läßt, wie den beiden in Cannes Bälle hin- und herwerfenden Damen. Denn entweder leben wir im Zeitalter der sportlichen Demokratie oder nicht. Schließlich muß der Mensch Prinzipien haben.

AUS MEINEM PANOPTIKUM

II.



ROALD AMUNDSEN

Chronik des 20. Jahrhunderts

Einzig autorisierte Übersetzung von Walter Mehring

9. Fortsetzung

Lorenzaccio, oder die Heimkehr des Verbannten

I.

Obwohl sein Warten fünfzehntausend Abende schon währte, d. h. zweiundvierzig Jahre etwa, war Tarquinio Gonçalves voll Ungeduld, heimzukehren. Die Nacht zögerte, zu kommen. Seit dem frühen Morgen lag er auf dem Grase der Quarantänestation, am linken Ufer des Tajo, gegenüber von Lissabon und hatte jetzt all das gesehen, was die Sonne während eines Tages mit einer ihrer Lieblingsstädte anstellen kann; man gibt es auf, all die Spiele zu nennen. Ohne daß der Portugiese seine gelblichen Augäpfel nach den Schläfen herauszudrehen brauchte, überblickte er zwanzig Kilometer Küste vom Kloster des Hieronymusordens Belem und seinem Schachbretturm aus Elfenbeinschnitzerei bis zu den Salinen von Sacavem im Norden, diesen Schneefeldern.

Bei Tagesanbruch, zur Stunde, wo Lissabon unter dem atlantischen Brodem schläft, hatte man den Staatsmann ausgebootet. Als sich dies Moskitonetz hob, war die Stadt in ihren matten Farben aufgetaucht; noch heute das, was sie für das XVIII. Jahrhundert gewesen, eine Musterstadt, die den Regeln des Städtebaues aber auch einer ganz seltenen Schönheit konform ist.

„Vasco de Gama", denkt Gonçalves, „verbrachte die Nacht vor seiner Abreise von Lissabon nach Indien auf den Knien. So werde ich meine Rückkehr aus dem Exile feiern."

Er kniet nieder und weint. Ausgestreckt auf dem rissigen Beton — weil er zum Stamme der romantischen Verbannten gehört, — begießt er mit seinen Tränen das verbrannte Gras, das um die Lafetten mit dem Wappen derer von Braganza wuchert. Die Sirenen lassen die Luft des Hafens mit ihren Abschiedsgesängen erbeben. Es ist Sonntag, und von überall hallt Glockengeläut: die Stadt vibriert, wie ein Glas unter dem angefeuchteten Finger. Drauf schläft Tarquinio Gonçalves, um dessen Hals das noch beschlagene Opernglas gehängt ist, ein; sein Mund ist offen, besetzt mit leuchtenden Zähnen, seine krausen, gefärbten Haare schmelzen an der Sonne wie Asphalt, seine Lippen sind

blau, seine Nasenlöcher ausgeweitet. (Erinnern wir uns, während er schläft, daß sein Großvater mütterlicherseits Gouverneur von Mozambique war.)

Als Tarquinio Gonçalves gegen Abend erwacht, hat sich Lissabon sein volles Relief gegeben. Wie auf einer Staffelei präsentiert, am Berghang aufgebaut, steigt es bis zu diesem portugiesischen Himmel, wo August Comte, der Sonne zugewendet, regiert. Am Horizonte Mühlen; derselbe Wind, der unten die Segel bläht, mahlt oben das Korn. Unsichtbar hinter Lissabon fällt die atlantische Steilküste ab, ganz in „Contre-alizés" und andere Aequatorwinde gebadet. Gonçalves denkt: fett oder mager, glühheiß oder schattenkühl, scheint auch das Leben dem Gesetz der Wasserscheide zu gehorchen. Und selbst die Häuser; so liegt z. B. zur Rechten sein dürres Stadtpalais, während zur Linken sich seine Sommerresidenz, im Süden von Cintra, hinter diesen Ajudabergen, befindet, die am östlichsten Punkt Europas, wie ein Balkon mit Camelie und Farnkräutern, blühend in die Oede des Meeres hinausragen.

Nun mit der Nacht, unter dem Einfluß von Ebbe und Flut dreht der Tajo bei und steigt wieder an, als wenn er Portugal mittendurch spalten wollte. Die Stadt erleuchtet sich, und das ist ganz wie eine dieser optischen Ansichtspostkarten, hinter denen eine Kerze bewegt wird. Mitten auf dem Fluß und immer im Sinne der Strömung haben sich die Packetboote der „Royal Mail", der „Messageries" und auch ein Transatlantic von der „Booth Line" in der komischen Reuse des Watts verfangen; weiter unten verlassen die Fischer von Ovar das „Strohmeer", diese Flußgeschwulst. Hinter Afrika versank rotgewendet die Sonne; die Welt ist gerichtet. Die Flußhäfen rauchen.

II

Im Rücken der Westminsterabtei, auf feuchtem Untergrund, im nebligsten Winkel Londons, ohne Zweifel auf einer ehemaligen Furt erbaut, wo, vor den acht Millionen Einwohnern, die wilden Ochsen hinkamen, um rings um ihre Hufe rum das schlammige Wasser zu saufen, finden sich kleine Straßen eines trostlosen, anglikanischen XVIII; mit möblierten Wohnungen für Chargierte ohne universitäre Zukunft, d. h. ohne sportliche Erfolge. Tarquinio Gonçalves hatte sich, nach seiner Verbannung in Sao Thome (wo er nur zwölf Jahre geweilt hatte, dann durch eine Amnestie befreit wurde), in London ansässig gemacht. Er hatte dort siebenundzwanzig Jahre gelebt. Niemals hatte er dies Viertel verlassen, selbst

nicht an den heißesten Tagen, selbst nicht am Bank Holiday im August, der ihn an seine schlimmsten Zeiten der Internierung erinnerte, niemals war er an den Gedenktagen zu seiner Legation gegangen. Um neun Uhr jeden Morgen begab sich der Portugiese zur Bibliothek des British Museum. An den Festtagen blieb er im Bett.

Tarquinio Gonçalves, wer hat diesen portugiesischen Gambetta vergessen? Ein verfehltes Leben, das steht fest. Antimonarchist unter der Monarchie und als solcher bestraft, verlor er, allzu lauer Demokrat, seine besten Freunde, als die Republikaner ans Ruder kamen. Isoliert durch sein désinteressement, seine hochmütige Ablehnung von Bündnissen und Pfründen, liberal, aber Anti-Freimaurer (ließ er nicht die indischen „Logen“ schließen?), Traditionalist aber Feind der Jesuiten, hatte er sich bald allgemeinen Haß zugezogen. Seine politische Moralstrenge machte ihm das Leben schwer. Einzig ein Zufall hatte ihn unter der Regentschaft an die Spitze der Regierung gebracht. Er spielte dort die Rolle, die man kennt. Er erwies sich als brillanter Redner, aber äußerst eigenmächtig, über die geringsten Angriffe der Opposition geriet er außer sich. Daher: Zensur, Zeitungsverbote, summarische Urteile. Gefürchtet von denen, die das neue Gesetz im Ratshaus proklamierten, als englandfreundlich verdächtig, beargwöhnt von denen, die er als Gymnasialpauker in einem wahren Rausch absurde Verfügungen zu unterzeichnen, bloß um ihre Namen im „Diario do Governo“ prangen zu sehn — kennzeichnete, Zielscheibe der Feindschaft für Mitglieder der Geheimbünde, die er beschuldigte, ins Leere hinein zu konspirieren, anstatt etwas für die Preissenkung des Kabeljaus zu tun, hatte er bald die ganze Nation gegen sich. Er wurde seinerseits beschuldigt, persönliche Interessen zu verfolgen. Die Monarchie hatte ihn auf das Fort von Caxias geschickt; die Regentschaft hatte ihm die Insel Sao Thomé reserviert; was die Republik betrifft, so ließ sie ihn in London, im Exil, in jenem Wandelgang des Great College St., wohin ihn seine Gedanken heute abend zurückführen.

Ein sonniger Tag in Lissabon, und alles ist vergessen . . . Warum, eigentlich ist er nicht mehr in London? Plötzlich erinnert er sich an die Reutermeldung, die er letzten Monat in der Pall Mal Gazette gelesen hatte. (Er hatte die Zeitung jede Nacht am „Tube“eingang gekauft.)

Aus Lissabon:
Der Professor Amarante
bildet ein Concentrations-Kabinett

Sieh da! Narcisso Amarante, sein Mitschüler vom Lycie Henri IV., sein Jugendfreund, Professor der Pflanzenphysiologie an der Universität Coimbre, in schwerer Stunde zum Ministerpräsidenten gewählt. Gonçalves hatte es vorausgesagt: die Republikaner hatten es zu weit getrieben, die Stürme des Krieges haben Portugal nicht verschont; der Bolschewismus hatte es sich auserkoren, mehr als sonst ein europäisches Land; die Elektrizität fährt zuerst in die Spitzen, denkt der Verbannte. Ein Unionsministerium ist notwendig geworden. Wird aber Amarante, dieser brave, schwache Gelehrte, bremsen können? Aechzen wird er wie eine Bremse, aber wird er auch abstoppen: Dieser großherzige Freund, der ihm noch am selben Abend, als er zur Macht kam, ein Telegramm nach London sandte und ihn einlud, in sein Land zurückzukehren; er, dank dem er nun wieder hier ist; Gonçalves zweifelt, ob der sich wird halten können. Die Kriegsschiffe da, die jetzt auf dem verdunkelten Tajo schlafen, wie Caïmans, Gonçalves sieht sie hinter ihrer Panzerung bevölkert von aufrührerischen Offizieren, verbitterten Seeleuten, verhetzten Maschinisten. Noch einige Monate Konzessionen an Moskau, und die Revolution bricht aus; die Forts von Lissabon werden Feuer speien. Der „Vierzehnter-Mai“ mit seinen weißen Zwillings-Panzertürmen wird auf die Pulverfabriken schießen, die mit Gedonner in die Luft fliegen werden; der „Siebzehnter-September“ (Ex-Kronprinzessin Caecilie) wird den „Fünfzehnter-August“ in die Luft sprengen; der „Zweiundzwanzigster Oktober“ wird seinen Schiffsschnabel in den Tajo stippen, mit einem Volltreffer aus den Batterien des Arsenals, und dieses unglückliche Land, das von Revolutionen wie von Kolikanfällen gequält ist, wird seinen Leidensweg über Invasionen, Erdbeben und politische Mordtaten wieder aufnehmen.

III.

So denkt Tarquinio Gonçalves, während er nach Almada hinuntersteigt. Als Landesverwiesener, ganz im Geheimen, kehrt er zurück, denn die Regierung sitzt noch nicht fest genug, um ihm einen Triumph zu zahlen. Er grüßt die alten portugiesischen Häuser, deren Dächer an den Ecken nach oben gebogen sind wie die der Pagoden. Er strolcht am Gefängnis entlang mit seinen vergitterten, scheibenlosen Fenstern. Das erinnert ihn an seine Karzerzeiten und die braune Wollhose (in die er sich immer, aus Koketterie, eine Bügelfalte machte); an seine Promenaden im Gefängnishof von Villa Nova, Filzhut auf und in Arrestantenpantoffeln; an seine Zelle von Pedras Tinhosas, mit Bilderausschnitten aus Zigarrenkisten ge-

schmückt, und auf dem Tisch einen Band Gil Vicente, den Portugiesischen Plautus; oder auch an die Strafanstalt Bombom, wenn er, in Kuttentracht, den Dienst beim zweiten Konduktor am Elektrizitätswerk versah.

Tarquinio hat nichts vergessen. Aber er ist stark, allen Kerkern hat er widerstanden. Durch die Eisengitter lassen die Gefangenen eine Konservenbüchse an einem Endchen Bindfaden herunter. Er wirft einen duro hinein, der in das Thun-Oel fällt, empfängt Segnungen auf sein Haupt und setzt seinen Weg fort, der mit stachligem afrikanischem Aloe gesäumt ist. Auf der Mole erwartet ihn der Schiffer. Man legt sich bei der Fähre in Schlepptau und die beiden Boote durchqueren den Tajo. Sowie man außerhalb der Strömung ist, läuft man Lissabon mit Rudern an.

Gonçalves erkennt die Stadt nicht mehr wieder. Seinerzeit stieg sie mit ihren Gärten bis zum Flußufer, sich dort zu erfrischen. Heute dreht sie den Rücken und sucht sich ihre Eleganz in absurden Vierteln. Man hat einen Hafen angelegt, als ob der Tajo keiner wäre. Eine Partie, an deren Ausführung sich spanische Unternehmer beteiligten, ist eingestürzt, und das gibt wenigstens ganz malerische Ruinen; aber die andere ist ein französicher Hafen, rationell, mit Speichern und modernen Vervollkommnungen verbaut.

Gonçalves landet im Osten des Handelsplatzes, dessen Stufen ins Wasser reichen. Auf die am wenigsten glitschige setzt er seinen Fuß, der in grauem Antilopenlederschuh mit hohen Opernsängerabsätzen steckt. Vor ihm: seine ehemaligen Sklaven, die Ministerien, in Schlachtordnung aufmarschiert, darunter das mächtigste: die Portugiesische Administration; rechts, an der Ecke der Arkaden, der Platz, wo seine Allerkatholischste Majestät, König der Algarven, Herr von Guinea und der eroberten Gebiete, niedergemetzelt wurde.

Gonçalves lächelte, sich von Polizisten und alten Bekannten umringt zu sehen: dem opportunistischen Admiral Silva da Lama, seinem ehemaligen Marineminister, Mauvel de Lobos, einem schönen Portugiesen von jenem Blond des spanischen Galiciens, keltischer Abstammung, Amandio Abren, dem ehemaligen Oppositionsführer, einem Banditen mit olivgrünem Gesicht; seinem treuen Rodrigues Cardoso, schließlich. Alle, selbst die Verräter, selbst die Polizisten umarmt er, und, nach dem er sich von ihnen verabschiedet hat, verläßt er sie, Trauer im Herzen, voll jener uralten maurischen Melancholie.

IV.

Des Diktators platte Nase schlürft die Luft ein. Immer die alten Gerüchte von Lissabon, nach Fisch zuerst, nach frisch

gemahlenem Kaffee sodann. Er geht die Augustastraße entlang, folgt der Flugbahn, die in den Revolutionstagen die Geschosse von den Torpedobooten zu den politischen Cafés des Rocio nahmen. Diese Cafés, wieder so voller Verschwörer wie zu seiner Zeit — wie oft hatte er diese Höhlen der „Weißen Ameisen" schließen lassen! — öffnen sich gleich Fressen mit brasilianischen Aromen parfümiert. Die Haufen wimmeln bei der Verkündung von Lotterienummern und politischen Neuigkeiten, vollführen Chinesische Schattenspiele vor Journal-Transparenten; über all das fegen die Wirbelwinde hin, die innerhalb vierundzwanzig Stunden aus den vier Himmelsrichtungen anbrausen; eine Spezialität des Landes. Er aber durchquert diese Gestikulationen, die Arme am Körper wie angelötet, ganz englisch, frei wie ein losgeketterter Gefangener. Darauf gewinnt er die Avenue der Freiheit, klimmt eine steile Straße an, und entdeckt an einem verborgenen Plätzchen sein Palais. Er sieht den Torweg wieder, und darüber sein Familienwappen und schwere manuelische Skulpturen: indische Früchte, Anker, Taue, Affen, eine ganze versteinerte Geographie. Die großen Residenzen dieses Viertels, mit einem unerhörten Aufwand erbaut, erzählen ähnliche Histörchen von Vermögen, die bei Prozessen, Verbannungen, Revolutionen oder Finanzskandalen draufgingen. Wie alle andern ist sein Haus vermietet worden; er weiß nicht mal, an wen.

Die Haupttür steht halboffen. Gonçalves kann dem Verlangen nicht widerstehen, sie aufzustoßen, wie er es als Kind tat, als er noch groß genug war, um an den Klopfer ranzulangen. Dahinter: ein Pförtner in amerikanischem Gehrock mit schwarzseidenen Aufschlägen. An der Art, wie er gegrüßt wird, merkt Gonçalves, daß er sich in einem öffentlichen Gebäude befindet. Man fordert ihn auf, sich die Treppe hinaufzubemühen. In der mannshohen Antichambre erkennt er den alten Faience-Fries in entfärbtem Auberginenweiß wieder, mit der Darstellung eines antiken Kampfgepräges; die Mauer darüber ist bis zu den Deckenbalken mit johannisbeer-rotem Damast bekleidet, und der weiße Kalk schimmert durch die Risse. Oben auf der monumentalen Treppe, mit einem wuchtenden Geländer aus Stahl und Kupfer, das berühmt in Lissabon ist, empfängt ein Mann der Levante den Verbannten und zeigt sich sehr entgegenkommend:

— Der Herr haben gewiß die Karte vergessen. Macht zehn Reale.

Und also erfährt Tarquinio Gonçalves, daß sein Geburtshaus ein Nachtklub geworden ist.

(Fortsetzung folgt)

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, erste Märzwoche

Darf man auch Herrn Dr. Reinhold, in dessen Ressort jetzt ja allerhand Steuerreformprojekte erwogen werden, ganz schüchtern wieder einmal an das Thema Erbschaftssteuer erinnern? Im Finanzjahr 1925, das am 31. März abläuft, sollte diese (nicht gerade ungerechte) Abgabe ganze 36 Millionen erbringen! Aber nicht einmal dies glorreiche Resultat wird erreicht werden —: wenn man auf 27 Millionen kommen wird, wird man froh sein! Das ist fast der niedrigste Ertrag unter allen deutschen Steuerarten, sogar die Totalisatorsteuer gibt mehr her. Aber es ist auch der niedrigste Erbschaftssteuerertrag in allen europäischen Kulturländern! England, wo bekanntlich die Krämer und Schacherer wohnen, zieht aus der Nachlaßbesteuerung in diesem Jahre rund 1200 Millionen, — etwa 45 mal mehr als wir. Trotzdem ist es noch keine Beute des Bolschewismus geworden, und weder der Familiensinn, noch die Lust am Kapitalisieren scheinen bisher zerstört. Wäre es nicht auch bei uns möglich, die Quote, deren Geringfügigkeit ohnehin schon ein kleiner europäischer Skandal ist („Der Ertrag aus dieser Steuer ist, von fast jedem Standpunkt aus gesehen, außerordentlich niedrig", urteilen höflich, aber bestimmt die Dawes-Experten), — wäre es nicht möglich, die Quote auch hierzulande endlich angemessen zu steigern und dadurch die Lastträger, die im realen, im schöpferischen Wirtschaftsprozeß schwitzen, entsprechend zu entbürden: die Arbeiter, Angestellten und Unternehmer? Die Umsatzsteuer z. B., obwohl vom 1. April auf 0,6 Prozent ermäßigt, liegt (mit ihrer Tendenz, sich in jeder Ware zu vervielfachen) nach wie vor als schwerer Druck auf Preis und Verkehr. Sie wird im nächsten Jahr bestenfalls 900 Millionen tragen. Wäre es nicht ratsam, sie noch etwas weiter herunterzudrücken und dafür die Erbschaftssteuer weniger kulant zu tarifieren?

Apropos Dawes-Experten: In deren Gutachten stand auch der Satz „die Ausgaben für das Heer können noch herabgesetzt werden". Als dies gesagt wurde, schrieben wir 1924; und Heer und Flotte standen im Reichsetat mit 450 Millionen zu Buch. In prompter Befolgung des Sachverständigenratschlags hat man im folgenden Jahr, 1925, die Heeresausgaben auf 560 Millionen herabgesteigert. Und für das be-

vorstehende Jahr 1926 ist die Ermäßigung nach oben schon bis zu 685 Millionen gediehen. So sind wir also — lest we forget! — schon wieder auf den halben Vorkriegskosten von Heer und Flotte angelangt; während wir 1924 noch bei einem Drittel hielten. Und obwohl das Heer nur noch $^1/_7$ seiner Vorkriegsstärke besitzt, die Flotte gar in Atome zersplittert ist, bilden sie — abgesehen von den Pensionen — noch immer den fettesten Posten im ganzen Haushalt. Alle übrigen Personalausgaben, zusammengenommen, erfordern nur 526 Millionen, alle übrigen Sachausgaben nur 466. Was tut der Reichstagsausschuß? Er streicht 8 Millionen und freut sich seiner Sparsamkeit.

Der deutschen Seeschiffahrt geht es anscheinend wieder recht gut; und wenn der unglückliche Ballin die Erholung hätte voraussehen können, die schon wenige Jahre später wieder erreicht worden ist, so hätte er in jener chaotischen Zusammenbruchsnacht wohl nicht zum letzten Trostmittel gegriffen. Der Tonnage-Aufbau ist (zum Teil mit Reichssubventionen) schon bis ungefähr zur Hälfte des Vorkriegsstandes gediehen. Und gerade in letzter Zeit gab es eine Reihe von Fusionen, die für den Unternehmungsgeist und die Kapitalkraft der größeren Rhederfirmen ein höchst beachtliches Zeugnis ablegen. Der Norddeutsche Lloyd nahm Ende des Jahres drei Gesellschaften in sich auf — Rolandlinie, Hamburg-Bremer-Afrikalinie und Dampfschiffrhederei, — und gelangte damit, was die Tonnage anbelangt, an die Spitze aller deutschen Gesellschaften. Auch die Weser-Werft fesselte er, um einem unliebsamen Prozeß zu entgehen, an seinen Wagen und konnte die Kapitalien, die zu all diesen Transaktionen notwendig waren, ohne sichtbare Schwierigkeiten aufbringen. Eine neue Großrhederei — die Drittgrößte der Deutschen — entstand dadurch, daß die Deutsch-Austral- und -Kosmos-Linie vor einigen Wochen die Stinnesflotte übernahm; auch hier scheint die Bezahlung (6 Millionen bar, 21 Millionen Schuldübernahme), keine besondere Anstrengung gekostet zu haben. Und nun kommt auch die Hapag, bei der es eine Weile still war, und schickt sich zu einer neuen Erweiterung an. Sie will die drei Harriman-Schiffe Cleveland, Resolute und Reliance (die übrigens auch vor dem Kriege schon Hapag-Schiffe waren) für etwa 12 Millionen Mark übernehmen, rund 57 000 tons, die nun ihr wieder den Vorrang vor dem Lloyd verschaffen würden. Aber es ist wohl nicht nur Eifersucht auf das Größen-Klassement, die den spiritus rector der Hapag, Herrn Warburg, zu diesem Schritt bewog, — obwohl der Wettlauf um höhere Tonnage seit

alten Zeiten ein traditioneller Faktor in der Geschäftspolitik beider Firmen ist. Gerade der Rückkauf der drei Harriman-Schiffe zeigt vielmehr, wie sehr sich die deutsche Handelsschiffahrt wieder auf normaler, sicherer Basis fühlt. Denn diese drei Dampfer sind von Harriman kurz nach dem Kriege in die bekannte Korporation mit der Hapag eingebracht worden —: Harriman lieh die Schiffe, die Hapag ihre Mannschaft, ihre Erfahrung, ihre Organisation. Es war der einzige Weg, auf dem sie damals wieder ins Geschäft kommen konnte, nicht nur wegen ihres Tonnagemangels, sondern auch weil es noch zu schwer war, unter deutscher Flagge auf den Meeren zu segeln, Passagiere zu locken, Häfen anzufahren. Darum das Sternenbanner und das Halbpart-Geschäft. Aber die Zeiten haben sich geändert und die Hapag fühlt sich wieder stark genug, das Rennen auch alleine zu machen. Der Kauf der drei geliehenen Schiffe bedeutet, in mehr oder weniger weitgehender Form, auch das Ende des ursprünglich bis zum Jahre 1940 abgeschlossenen Korporationsvertrages: die Hapag hat ihre „zweite Pubertät" vollendet, sie hat ihre Selbständigkeit wieder erlangt.

Das ist schon an sich ein sehr erfreulicher Vorgang. Aber er ist auch erfreulich als Beispiel und Symptom. Als es im Jahre 1920 zu dem Vertrag Hapag-Harriman kam, gab es viele Aengstliche, die eine ewige Unterwerfung in ihm sahen —: Ueberfremdung, Knebelung, Zinsknechtschaft für alle Zeiten. Es ist — zum erstenmal in der Praxis, — hier bewiesen, daß das alles furchtbar übertriebenes Zeug ist. Nennt es, wenn Ihr wollt, Knechtschaft statt Hilfe, oder Anlehnung, oder einfach Geschäft —: Hauptsache ist, daß man irgendwie wieder zu Prosperität kommt. Ist das erreicht, so läßt sich immer wieder miteinander reden. Und sogar wenn man die Lösung dann etwas teurer bezahlen muß, ist man immer noch besser gefahren, als wenn man aufrecht, selbständig und billig ein Pofel geblieben wäre.

In der vergangenen Woche hat die Reichsbank wiederum für 54 Millionen Bargold eingekauft, — das heißt: sie hat zinstragende Devisen in zinslose Metallbarren eingetauscht. Der Gesamtvorrat von Gold ist damit auf 1361 Millionen gestiegen, — allein seit dem 1. Januar also ein Plus von 153 Millionen! Worauf deutet diese ununterbrochene Mehrung eines an sich doch toten Schatzes hin? Als Deckungsreserve scheint

des Guten jetzt reichlich genug vorhanden. Selbst Ende 1913 (nachdem bisher beispiellose und historisch vielleicht nicht ganz uninteressante Käufe vorangegangen waren, nämlich nicht weniger als 317 Millionen, gegen nur 193 in 1912!) — selbst Ende 1913 lagerten nur 1169 Millionen in den Reichsbankkellern, Ende 1912 aber sogar nur 776. Nimmt man diese letztere Summe, die ungefähr der normale Stand im Rahmen der durch die Bankenquête von 1908 empfohlenen Goldpolitik war, als Maßstab, so sind wir über alle Vorkriegsusancen längst hinaus, sogar wenn man eine sehr ausgiebige Wertverminderung des Goldes in Betracht zieht. Deutet die Vermehrung, die trotzdem noch unablässig erfolgt, darauf hin, daß Herr Dr. Schacht bereits Vorbereitungen dafür trifft, auch wieder effektive Goldmünzen ausprägen und in Verkehr bringen zu lassen? Das neue Bankgesetz sieht ja bekanntlich die „Einlöslichkeit" des Papiergeldes, — wenn auch vorerst noch suspendiert —, als Normalzustand vor. Aber niemand hat wohl daran gedacht, daß im Zeitalter der neueren Theorie, die den echten Goldumlauf als ganz und gar überflüssig und verschwenderisch nachweist, ernstlich noch einmal eine echte Goldwährung etabliert werde, mit zinsfressenden Louisd'ors in Herrn Jedermanns Tasche. Den „Normalzustand", der laut § 52 des neuen Bankgesetzes durch übereinstimmenden Beschluß des Reichsbankdirektoriums und des Generalrats hergestellt werden kann, hielten wir bisher für eine papierne Fiktion, an deren Verwirklichung niemand denke. Ist das ein Irrtum? Drängen vielleicht die Amerikaner darauf, daß ihnen ihr Gold abgenommen werde, und sei es auch für einen höchst entbehrlichen Luxus? Es gibt in der Tat kaum noch eine andere Erklärung.

Der Handel und die Industrie, der Bücher und Briefverkehr, die Gemeinsamkeit aller höheren Kultur, das schnelle Wechseln von Haus und Landschaft, das jetzige Nomadenleben aller Nicht-Landbesitzer — diese Umstände bringen notwendig eine Schwächung und zuletzt eine Vernichtung der Nationen, mindestens der europäischen mit sich: so daß aus ihnen allein, in Folge fortwährender Kreuzungen, eine Mischrasse, die des europäischen Menschen, entstehen muß. Diesem Ziel wirkt jetzt, bewußt oder unbewußt, die Abschließung der Nationen durch Erzeugung nationaler Feindseligkeiten entgegen, aber langsam geht der Gang jener Mischung dennoch vorwärts, trotz jenen zeitweiligen Gegenströmungen: dieser künstliche Nationalismus ist übrigens so gefährlich, wie der künstliche Katholizismus es gewesen ist, denn er ist in seinem Wesen ein gewaltsamer Not- und Belagerungszustand, welcher von Wenigen über Viele verhängt ist, und braucht List, Lüge und Gewalt, um sich in Ansehen zu halten.

Nietzsche

GLOSSEN

DAS MIRAKEL VON DEN SOLDATEN

Die Franzosen sind sehr stolz auf ihren großen nationalen Film „Das Mirakel der Wölfe“. Das ist eine sehr turbulente Geschichte aus der goldenen Ritterzeit, da die eisernen Männer des Königs gegen die eisernen Männer des Herzogs von Burgund stritten und die guten Bürger, wie immer, die Kosten für das muntere Ringelstechen zahlten. Eine Generation nach der Heiligen Johanna macht sich ein tapferes junges Mädchen in schauriger Winternacht auf, um das gesalbte Haupt des Königs aus der Hand haßgieriger Feinde zu retten. Aber ein Rudel hungriger Ardennerwölfe hetzt die Arme durch den nächtlichen Wald, bis sie endlich zu Tode erschöpft niedersinkt, in frommer Ergebung die mörderische Schar erwartend. Doch anstatt sich auf ihr Opfer zu stürzen, ziehen die Bestien einen magischen Kreis um das Mädchen, legen sich lammfromm zu ihren Füßen nieder. Das Mirakel ist geschehen. Es rauscht wie Glockengeläut durch die kahlen Baumkronen, frohe Botschaft allen Ungläubigen: durch das Medium eines reinen Mädchens ist der König gerettet; das unvernünftige Getier selbst hat für Frankreich entschieden und fletscht die Zähne wider Burgund. Gloria in excelsis deo! Noch für Jahrzehnte wird Ludwig XI. seine Feinde köpfen, hängen, rädern, pfählen.

Soweit die Filmlegende. Inzwischen wurde die Welt viel wunderloser, immer seltener Intervention himmlischer Mächte. Selbst Lucifer manifestiert sich nicht mehr persönlich, sondern überläßt die Wahrnehmung seiner Interessen den Menschen selbst, weil er sie da in guten Händen weiß. Und dennoch geschehen auch heute noch Zeichen, die wie mit erhobenem Zeigefinger ins Unbegreifliche weisen und zu stiller Demut auffordern. Es gibt noch immer Mirakel, wenn auch in profanerer Hülle.

Im Oktober 1917 wurde in Vincennes die Tänzerin Mata Hari als Spionin erschossen. Was sie ausspionierte, wird wohl die heute noch streng verschlossene Aktengruft einmal ausplaudern und soll uns hier nicht bekümmern. Aber nicht soll vergessen werden, daß von den zur Exekution kommandierten Soldaten zwei in Ohnmacht fielen. Zwei Soldaten, mit dem dienstlichen Befehl, auf eine Frau zu schießen, fielen in Ohnmacht.

Diese Frau war nicht jung und schön und nicht von jenem Glanz von Reinheit umflossen wie die kleine Heldin der nationalen Legende. So sahen die Soldaten sie vor sich: ein gezeichnetes Lastergesicht, das schwarze Haar im Angstschweiß an der Stirn verklebt, ein Weinen zerrt um die Mundwinkel und aus den aufgerissenen Augen fliegt letzte weibliche Neugierde in die Gewehrläufe. Das war keine heilige Märtyrerin Cäcilia oder Metella, von Sphärenmusik erfüllt und auf der Stätte der Qual schon von Cherubsflügeln umrauscht. Das war Mata Hari, die Pariser Bajadere, die Tänzerin aus Mischblut mit der gelben Haut der Asiatin, die mit ein paar Perlenschnüren behängt zu nächtlichen Orgien jener Welt tanzte, die auch im Kriege scharfe Mittel zur Bekämpfung der Langenweile anwenden mußte. Und wenn

in diesen gräßlichen Sekunden etwas von den Geräuschen ihres Lebens in ihr klang, so war es das Gerassel von Tanzmusik in nächtlichen Bars, das Klirren der Sektgläser und das Gewieher aufgepeitschter Laffen.

Nein, kein Seraph schwebte für die herab. Nur zwei Soldaten sahen plötzlich schwarze Flecke vor den Augen, wankten etwas, tasteten vorschriftswidrig nach der Herzgrube und kippten wie gefällte Stämme. Was mag sie gefühlt haben in diesem Augenblick? — Schleuderte Hoffnung eine Leuchtrakete vom Herzen ins Hirn? Präludierte ein zitterndes Stimmchen ein Lebenslied? Da zerfetzte die Salve den letzten Klang.

Aber diese zwei Soldaten, diese Duponts oder Lerois, was ließ sie in Ausübung harter militärischer Pflicht so schwach werden? Hatten sie sich von ihren kriegerischen Funktionen höhere Vorstellungen gemacht? Nichts, nichts sprach für das Weib auf dem Richtplatz. Diese Frau hatte, woran wohl kein Zweifel war, den Müllers und Schulzes, Duponts und Lerois Feinden, verräterische Signale gegeben, und wenn nächtlich Bomben auf die Häuser von deren Eltern und Kindern klatschten, so war es dieser Frau Schuld. Und doch, wie die Poilus die Gewehre auf ihr menschliches Ziel richteten, da war es nicht die vielmals todeswürdige Sünderin, da war um sie der magische Kreis der gepeinigten Frau und in ihren aufquellenden Augen lasen sie die ewigen Schriftzeichen der Todesangst, und es sprang ein Zittern daraus in ihre Knie und warf sie.

Das ist vielleicht nur ein mageres Wunder. Denn Mata Hari wurde nicht gerettet, um als büßende Magdalena für die unverwelkliche Heilbotschaft zu zeugen. Vielleicht war es auch gar kein Mirakel und alles ging mit rechten Dingen zu. Vielleicht gibt es nämlich heute gar keine richtigen Soldaten mehr, vielleicht hatte schon das Geschlecht von 1914 zu dem Handwerk gar keine Beziehungen mehr. Wir können ja alle im Grunde gar kein Blut mehr sehen. Nicht gemeinsamer Mut, gemeinsame Furcht hält diese Heere falsch beschäftigter Zivilisten zusammen, läßt sie bald nach hinten fliehen, bald vorwärts in den Feind hinein. Der Krieg ist nur noch Sache beruflich Passionierter, und wer, wie die beiden Soldaten, in die Augen der zu Tode Geängsteten sah, der blickte in den Spiegel der eigenen Todesfurcht und schwand dahin im Entsetzen vor dem entschleierten Bild.

Wahrscheinlich sind Dupont und Leroi von ihren Vorgesetzten nachher furchtbar gerüffelt und zur Nervenauffrischung schleunigst an die Somme geschickt worden. Aber sie haben in ihrer Schwäche ein Zipfelchen vom Kleide der Menschheitsehre erhascht und gerettet. Und wenn sie heute nicht von Gas erstickt oder von einem Projektil zerrissen, irgendwo im Massengrab ruhen, so wünschen wir ihnen von ganzem Herzen ein behagliches Rentnerdasein, unbeschädigt von der Inflation und eine friedlich blühende Nachkommenschaft. Und wenn sie einmal ins Jenseits eingehen, dann bitte nicht in die Abteilung kriegerischer Helden, sondern dort, wo Kinderseelchen mit Bleisoldaten spielen. Da werden niedliche kleine, Lausbubenengel, das Käppi schief aufs Ohr gesetzt, zu ihrem Empfang Ehrenwache stehen. Denn wenn der Mensch auch nicht gerade gut ist, das haben Dupont und Leroi demonstriert, so ist er doch bei weitem besser als sein Ruf.

Lucius Schierling

RANGORDNUNG

Leo Blech, lange Jahre Generalmusikdirektor der Berliner Staatsoper, ist der Berliner Staatsoper, so lasen wir kürzlich, von neuem verpflichtet worden. Aber schon am nächsten Tag erfuhr man: der Generalmusikdirektor kehrt nicht als Generalmusikdirektor, sondern (nur) als Kapellmeister zurück. „Generalmusikdirektor“ bleibt er trotzdem; aber nicht dem Generalmusikdirektor, Kleiber, dem „ersten“ (also: zweiten) Kapellmeister, Szell, ist er koordiniert.

Was heißt das? Wer „koordiniert“ eigentlich in Preußen? Wenn wo mehr sind: wer bestimmt, wer mehr ist? Früher hatten wir für so schwierige Entscheidungen Wilhelm den Zwoten. Dem kam die Erleuchtung direkt von Gott, und er besetzte die ersten Plätze der Zeitgeschichte; er hat einst den Grafen Zeppelin zum größten lebenden Deutschen ernannt. Wer ernennt in der Republik?

Kapellmeister dirigieren, Generalmusikdirektoren dirigieren. Beide tun dasselbe, auch ein Generalmusikdirektor ist ein Kapellmeister. Welcher Unterschied besteht also zwischen einem Generalmusikdirektor, der Kapellmeister — und einem Kapellmeister der Generalmusikdirektor ist? Wenn man näher hinsieht, sieht die Sache so aus: Kleiber duldet keinen andern Generalmusikdirektor neben sich, Szell duldet keinen zweiten Generalmusikdirektor über sich, das haben sie beide vertraglich. Auch wenn Kleiber nichts dagegen hätte: Blech darf nicht mehr sein als Szell. Auch wenn Szell es erlaubte: Blech darf nicht ebensoviel sein wie Kleiber. Vertrag hin, Vertrag her — hätte Szell am Platz des „ersten Kapellmeisters“ nicht versagt, es wäre nun nicht notwendig, ihm einen wahrhaft ersten zu „koordinieren.“ Einen wahrhaft ersten, der doch wiederum hinter dem allerersten, Kleiber, erst als der zweite rangiert? 1923 wurde als Blechs Nachfolger Kleiber berufen. 1926 wird Kleibers Vorgänger, Blech, zurückgerufen; das sind Tatsachen. Und Tatsachen, sind stärker als Rangordnungen, die auf dem Papier stehen. Vielleicht nicht in Ministerien; sicher in der Realität des Musiklebens.

Das Rangordnungsfieber grassiert in der deutschen Kapellmeisterschaft. Wenn Dr. Hans Luther die Frage vorgelegt bekäme: „Wen halten Herr Reichskanzler, selbstverständlich von Herrn Reichskanzler abgesehen, für den bedeutendsten Reichskanzler der Gegenwart?“ — der begnadete Frager bekäme was zu hören. Kleiber, in solchem Fall, läßt sich zur Antwort nicht nötigen; er spricht, wie Wilhelm, Zeitgeschichte. (Die Welt hat es schriftlich.) Die größten lebenden Kapellmeister, antwortet er, sind Klemperer und Furtwängler; dann kommt Bruno Walter.

Nach Klemperer und Furtwängler kommt Walter, sagt Kleiber. (Walter ist nicht Klasse Kleiber, will er sagen.) Ein Kapellmeister, der seine Kollegen numeriert, ist gewiß komisch. Noch komischer ist dies: seit Walter, den Kleibers Spruch zum zweiten Mann degradiert, in Berlin als Generalmusikdirektor der Stadtoper wirkt, merkt Berlin, daß der Generalmusikdirektor der Staatsoper kein Walter ist; und weil Berlin das merkt, wird ihr verflossener Generalmusikdirektor zurückgeholt. — Blech kommt zurück, aber Blech „kommt nach Kleiber“ (in der Rangordnung); er wird gewissermaßen nur mit Walter koordiniert . . .

Das sind sehr lächerliche Sorgen. Aber an der Wucherung solcher Lächerlichkeiten krankt das deutsche Musikleben.

Klaus Pringsheim

HOCH VOM NOCKHERBERG

Im Südosten von München, über der altbewährten Vorstadt Au, erhebt sich der Nockherberg.

Wenn man das bayerische Flachland — Adolf Hitler zur Freude — mit dem alten Palästina vergleicht, so entspricht um diese Jahreszeit der Nockherberg dem Berge Horeb.

Denn hoch vom Nockherberg strömt der Geist, der Bayern erfüllt, in die Ebene und teilt sich allem Volke mit: die Ausgießung des Starkbiers vollzieht sich auf dem Nockherberg.

Wie Ereignisse immer ihre Schatten vorauswerfen, so auch hier.

Noch sind die ersten Fässer kaum entspundet, und schon erblicken wir wieder Adolfs Mannen mit dem frischgeputzten Hakenkreuz auf der Brust (im „Kurier" war von ihm die Weisung ergangen, es „tunlichst" zur Schau zu tragen — d. h., wenn es aus Gründen des Mutes und im Geschäftsinteresse geraten erscheint) und hören das malzige Heilgeheul der Jünglinge, die Adi zur Anbetung seines Abgotts Mussirol gegen die apfelsinenboykottierenden anderen Spießer mobil macht.

Vom Starkbier entfesselt, lassen schon etliche der sechzehn Unterhäuptlinge gellende Rufe nach der Vermählung Stresemanns mit dem Laternenpfahl erschallen und über ein Kleines wird das Kraftgefühl wieder so weit gediehen sein, daß tollkühne Burschen, nächtlich vom Nockherberg niederbrausend, als Hakenkreuzlschreiber vor die Synagoge ziehen. — Donnernd schallt der Ruf: „G'suffa!" durch die Nacht, die Flammen der Begeisterung lodern immer mal wieder; immer mal wieder brüllen die Löwen dem Bräu und wiehert die Tatkraft neuen Katern entgegen.

Peter Scher

CORINTH ÜBER SICH SELBST

Der seltsamste Ausspruch, den ich von Corinth gehört habe, lautete: „Eigentlich bin ich ein Humorist! Ich habe von früher Jugend an alle Menschen bewundert, die eine wohlgeformte Redeweise haben. Auch in mir steckt oft ein fröhlicher, witziger Einfall; ich möchte manchmal einen Scherz machen oder einem Menschen etwas Nettes sagen, und immer gerade in solchen Fällen ist der Betreffende tödlich beleidigt und sagt zu den andern: Der Corinth ist ein Grobian!

Genau so steht's mit dem Geiz, von dem ich eine große Portion haben soll. Ob das nicht eher Schüchternheit ist? Manchmal möchte ich jemand etwas schenken, aber der Kerl sagt ja nichts. Von selber kann ich's ihm doch nicht anbieten, sonst glaubt er, das Bild gefalle mir nicht, oder es sei nichts wert. Wenn er aber etwas sagt, dann ärgere ich mich und denke, der Bursche will meine Dummheit ausnützen. Dann kriegt er's erst recht nicht."

\+

Dem Druckergesellen, der die Bogen seines Malerbuches gedruckt

hatte, schrieb Corinth auf seinen Wunsch eine Widmung in das fertige Buch: Dem Buchdrucker, Herrn Blume, zur freundlichen Erinnerung — der dankbare Autor Lovis Corinth. Er setzte seine Brille umständlich wieder ab, sah mich schmunzelnd an und sagte: „Ich schreibe so gern das Wort ‚Autor', das sieht ‚gebildet' aus. Aber was ich dem Mann in das Buch geschrieben habe, ist mindestens 500 Mark wert."

*

Gute Urteile in der Presse über seine schriftstellerischen Erzeugnisse freuten Corinth sehr. „Immerhin wäre es mir lieber, wenn die Kritiker nicht finden würden, daß sich meine Bücher ‚gefällig' lesen. Das ist nämlich ein Beweis dafür, daß ich keine edle Sprache schreibe, sondern mehr so wie ein Gelegenheitsdichter. Der olle Franzose hat das wohl gewußt, Stendhal; er las jeden Morgen im ‚Code Napoléon' und sagte, so muß man schreiben.

Abends, am Ofen, zünde ich mir eine Zigarre an und hole ab und zu die Bücher hervor, die ich geschrieben habe. Ich bemühe mich, sie kritisch zu lesen; hol's der Teufel, ich bin dann immer wieder stolz auf mich!"

Paul Eipper

NUR FÜR PASTOREN UND LEHRER?

Im „Buchhändlerbörsenblatt" vom 16. Februar 1926 kündigt Herr Eugen Diederichs das neue Buch seines Verlages „Der große Bauernkrieg" (Zeitgenössische Berichte, Aussagen und Aktenstücke. Mit 18 Abbildungen. Uebertragen und eingeleitet von H. Brand) mit folgenden Worten an: „Das Bauernkriegsbuch interessiert alle Pastoren, Schullehrer und größere Gutsbesitzer auf dem Lande." Der Verleger irrt sich; das Buch interessiert auch solche Menschen, die keine Pastoren oder Schullehrer sind und sich in ihren kühnsten Träumen nicht als „größere Gutsbesitzer auf dem Lande" gesehen haben. Es interessiert alle die, die so unmodern sind, ein Minimum an Rechtsgefühl und Sympathie für die Unterdrückten zu besitzen.

Die Deutschen kennen ihre Geschichte nicht und vom Bauernkrieg wissen sie im allgemeinen nur, was an Reminiscenzen aus dem „Götz von Berlichingen" oder bestenfalls aus dem „Florian Geyer" haften geblieben ist. Sie wissen nicht, daß der Bauernkrieg — um mit Christian Morgenstern zu reden — „ein durchaus deutscher Gegenstand" ist. Deutsch ist der Mangel an Einheitlichkeit in der Bewegung, deutsch ist die Vertrauensseligkeit der gepeinigten Masse, deutsch ist der Glaube an Autoritäten, die sich im kritischen Augenblick gegen die Unterdrückten wenden. Deutsch ist der Versuch, den Befreiungskampf der eigenen Klasse mit der „Erlösung" der Menschheit zu identifizieren.

Wir lesen in diesem tendenzlos ausgewählten und gut ausgestatteten Urkundenbuch, wie unritterlich sich der verlogene Junker Götz von Berlichingen gegen die Bauern benahm, als das Unglück in Geschwadern über sie kam. Wir hören von der sozialen Gärung in den Städten, vom Aufruhr in Rotenburg, wo Karlstadt und andere Prädikanten hoffende Herzen begeisterten. Wir lesen im „Tagebuch des Hans Lutz", der als Herold das Heer des Schwäbischen Bundes begleitete, das die Bauernbewegung niederwarf. „Da hatte der Henker nit Strick genug und hing drei an einen Baum." In einem anderen Dokument heißt es vom Herzog von Lothringen, der ein gewaltiger Bauernmörder war: „traf

die Bauern zu Lupstein, erschlug beiläufig 4000." Beiläufig!

Der arme Bauer hatte „die Freiheit der Christen, so die Gewissen betrifft, für seines Leibes Bedrängnis mißverstanden." Es war eben sein Pech, daß er für Metaphysik so wenig Verständnis hatte und sich mit dem Gedanken nicht abfinden konnte, für die Freuden des Jenseits das bißchen Plackerei im Diesseits in Kauf zu nehmen.

„Solche wunderliche Zeiten sind jetzt, daß ein Fürst den Himmel mit Blutvergießen verdienen kann besser, denn andere mit Beten." Wer schrieb so? Natürlich ein deutscher Professor. Martin Luther hat durch diesen Satz verdient, daß sich sämtliche Priester sämtlicher Konfessionen während des vierjährigen Großschlachtens, das unser Bedürfnis nach Pathos „Weltkrieg" nennt, auf ihn berufen könnten. Luther hat den an den Bauern verübten Massenmord als Kreuzzug angesehen. Daß er dabei im guten Glauben handelte, spricht um so mehr gegen ihn.

Das deutsche Volk, dem die Abfindung seiner Fürsten soviel Schmerzen macht, sollte in diesem Buch einmal nachlesen, wie deutsche Fürsten sich mit ihren entwaffneten Untertanen „abgefunden" haben.

Wirklich, Herr Eugen Diederichs, das Buch ist uns wertvoll, auch wenn wir keine „Pastoren, Schullehrer und größere Grundbesitzer auf dem Lande" sind.

P. M.

GESCHICHTEN VON LUCIEN GUITRY

Ein bekannter Bühnendichter schickt Lucien Guitry sein letztes Manuskript. Da er wußte, wie er mit ihm dran war, schrieb er ihm in einem beiliegenden Briefchen: „Ich wette ein Zwanzigfrankenstück mit Ihnen, lieber Freund, daß Sie mein Stück nicht lesen werden."

Guitry sandte ihm einen Scheck im Betrage von zwanzig Franken und schrieb dazu: „Sie haben gewonnen, lieber Freund!"

*

In einem Restaurant in Bordeaux brachte ein Kellner dem Künstler eine Tasse Bouillon.

„Nehmen Sie sie wieder mit", sagte er barsch, „sie ist nicht heiß genug."

Einige Minuten später kam derselbe Kellner mit einer anderen Tasse zurück.

„Noch nicht heiß genug!" sagte Guitry.

Der Kellner verschwindet und kommt mit einer dampfenden Tasse zurück.

„Nicht heiß genug", wiederholte unerbittlich der Künstler.

„Aber hören Sie mal, mein Herr", sagte der ungeduldig gewordene Kellner, „wie können Sie das sagen, da Sie noch nicht einmal gekostet haben?"

„Solange Sie Ihren Finger in die Brühe tauchen können", erwiderte Guitry, „ist sie sicher noch nicht heiß genug."

*

Guitry wohnte eines Tages einem Vortrag von B.., einem weitschweifigen Akademiker, bei.

„Er ist ganz voll von seinem Thema", sagte ein Freund Guitry ins Ohr.

„Aber wie langsam entleert er sich!" entgegnete dieser.

Von demselben Redner sagte er zu Freunden: „Seine Vorträge sind alle nach demselben Schema gebaut. Im ersten Teil sagt er, was er sagen wird; in dem zweiten sagt er es; in dem dritten sagt er, was er gesagt hat."

Man empfahl Guitry einst eine hübsche junge Schauspielerin, deren Rollen bis dahin darin bestanden hatten, einen Brief auf einem Plateau zu bringen.

„Könnten Sie nicht", meinte der gute Freund, der sich für das hübsche Mädel interessierte, „ihr Rollen von etwas mehr Wichtigkeit anvertrauen?"

„Jawohl, jawohl", sagte Guitry toternst, „sie wird von heute an nur noch eingeschriebene Briefe bringen."

F. C.

ANEKDOTE

Die Beleidigung

Ein Pariser Gericht hatte einen jungen Mann zu 16 Franken Geldstrafe verurteilt, weil er seine Schwiegermutter öffentlich als Kamel bezeichnet hat, ohne gereizt worden zu sein.

Der junge Mann wundert sich über eine solche Strafe für einen Ausdruck, den er bei Familienbeziehungen für durchaus nicht ungewöhnlich hält.

— Es ist also wirklich eine Beleidigung, eine Frau „Kamel" zu nennen?

— Zweifellos.

— Und wenn ich nun ein Kamel „gnädige Frau" nenne, ist das auch strafbar?

— Nein!

Hierauf gibt sich der Schwiegersohn zufrieden, zieht vor seiner Schwiegermutter den Hut und begrüßt sie:

— Auf Wiedersehn, gnädige Frau.

INHALT DES LETZTEN HEFTES

(Heft 9)

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin SW 19, Beuthstraße 19. Telefon: Merkur 8790, 8791 8792. Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin W 35, Genthiner Straße 22 — Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin SW 19, Beuthstraße 19. — Postscheckkonto: Berlin 15 129 Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79813. Wien 156791. Bankkonto: Commerz- u. Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstr. 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Prikopy 6 — Druck von Wilhelm Greve, Berlin SW 68, Ritterstraße 50. — **Anzeigenannahme**: Karo-Reklame G. m. b. H., Beuthstr. 19.

Bezugspreis durch die Post in Deutschland pro Monat 2,— Reichsmark, pro Quartal 6,— Reichsmark; unter Streifband im Inlande und nach Oesterreich monatlich Reichsmark 2,25, vierteljährlich Reichsmark 6,50. Für das übrige Ausland nur Streifbandlieferung monatlich Reichsmark 2,50, vierteljährlich Reichsmark 7,—. Zahlungen in ausländischer Währung werden zum amtlichen Tageskurs der Berliner Börse am Eingangstage gutgeschrieben.

Inseratenpreise: Grundpreis für die ganze Seite 125 Goldmark. Bei größeren Abschlüssen progressive Wiederholungsrabatte auf den Grundpreis.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion, auch wenn Rückporto beiliegt, keine Verantwortung.

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, zweite Märzwoche.

Die Beratung des Reichswehretats hat abermals mit einem mühelosen Siege des Herrn Geßler geendet. Dabei war diesmal seine Position schwächer als sonst und das der Opposition zur Verfügung stehende Anklagematerial umfangreicher und dichter als früher. Freilich auch nach diesem Erfolg soll man Geßler nicht überschätzen. Er verdankt ihn wahrlich mehr der Bescheidenheit dieses Parlaments, das während Militärdebatten immer eine Art von Habt - Acht - Stellung einnimmt, als der Brisanzkraft seiner Argumentation. Was er sagte und von seinen Hörern mit Wonne geschlürft wurde, war im Grunde nur, daß die Abneigung der Herren Offiziere gegen den republikanischen Staat schon anfinge, sich etwas zu geben. Was wäre eigentlich mit einem Kriegsminister des alten Regimes geschehen, der treuherzig versichert hätte, daß die Herren Leutnants sich so ganz langsam an die Person Seiner Majestät gewöhnten? Der Reichstag aber war sehr zufrieden, und wenn man nach dem Grund dafür sucht, so hat man ihn wohl in der aufschlußreichen parenthetischen Bemerkung „Heiterkeit" zu suchen, die selbst das kürzeste Presseexcerpt der Rede drei-, viermal enthält. Geßler macht es eben mit Humor. Selbst am Katafalk der Republik würde ihn diese köstliche Muttergabe des nervenkräftigen süddeutschen Stammes, dem er entsprossen, keinen Augenblick verlassen. Immerhin ist es neulich — natürlich außerhalb des Reichstags — doch einmal gelungen, den Herrn Minister zur Ernsthaftigkeit zu zwingen. Das war bei einer Debatte im Demokratischen Klub, wo ein junger Abgeordneter den Herrn Minister von vornherein ersuchte, hier nicht mit seinen gewohnten Witzchen und Mätzchen zu operieren, sondern wirklich Rede und Antwort zu stehen. Herr Geßler, der begriff, daß seine erprobte Büffet-Diplomatie an diesem Ort nicht verfing, wurde daraufhin nicht nur ernst, sondern sogar furchtbar gereizt, und wenn auch der Abend weiter kein Ergebnis hatte, so gab es doch einmal einen wütenden Geßler zu sehen. Leider legt das Parlament mehr Wert auf die sonnigen Seiten seines Wesens. Deshalb wird man wohl noch oft bei Geßler-Reden sagen können: Heiterkeit im Reichstag — Unruhe im Ausland — Trauer in Deutschland.

Der demokratische Parteivorstand hat seine Parole, das Volksbegehren für die Fürstenenteignung nicht zu unterstützen, mit der offenen Rebellion in seinen Reihen teuer bezahlen müssen. Gegen seinen Willen betreiben angesehene demokratische Politiker eine tatkräftige Propaganda für die Fürstenenteignung. Darf man die Disziplinbrecher verdammen? Es ist ein alter politischer Erfahrungssatz, daß man um der Autorität willen niemals Parolen ausgeben darf, deren Nichtbefolgung man gewärtigen muß. Die Frage der Fürstenabfindung durfte nicht als eine Angelegenheit betrachtet werden, die man auf Grund von Beratungen in Parteiführer-Konventikeln in die ruhigen Bahnen einer parlamentarischen Regelung hineinzwängen kann. Sie hat eine echte, große Volksbewegung ausgelöst, und es ist nicht ihr Größtes, daß sie die Schranken der demokratischen Parteidisziplin zerstört hat: sie hat selbst die Front der Deutschnationalen erschüttert, deren frühere Anhänger scharenweise Anhänger der Fürstenenteignung geworden sind. Man kann trotzdem der Ansicht sein, daß ein annehmbares Kompromiß in der Abfindungsfrage besser ist als die Ungewißheit, ob sich bei einem Volksentscheid die erforderlichen 20 Millionen Stimmen erfassen lassen. Aber gerade im Interesse eines solchen Kompromisses, zu dem noch Zeit genug ist, mußte alles getan werden, um den Eindruck des Volksbegehrens zu steigern. Das Argument der vielen Millionen Namen, die unter dem Antrag auf eine restlose Enteignung der Fürstenhäuser stehen, wird auf die parlamentarischen Befürworter der fürstlichen Forderungen durchschlagender wirken, als die Ueberzeugungskraft demokratischer Parteiführer bei den vorausgegangenen Verhandlungen um ein Kompromiß.

In Braunschweig wurde der sozialistische Landesschulrat Dr. Stölzel zu 8 Monaten Gefängnis verurteilt, weil er zweimal das amtliche Telephon zu Privatgesprächen benützte und einige Probeexemplare von Schulbüchern aus seinem Amt nach Hause nahm. Der Fall ist von der Linkspresse kritisiert worden, wie vorher ungezählte Justizskandale auch. „Es ist schwer", schrieben die Tagesblätter, „zu glauben, daß Richter, die derartige Urteile fällen, nicht bewußt das Recht beugen". „Haben wir überhaupt noch eine „Rechtsprechung" in Deutschland?" „Der Mißbrauch des Richteramts zur Bekämpfung politischer Gegner hat den letzten Rest von Vertrauen in die deutsche Justiz zerstört." Solche Urteile über die deutsche Justiz haben wir nun hundert- und tausendmal gelesen. Sie haben durch den notwendigen überreichlichen Gebrauch ihren Sinn verloren und sie locken nicht einmal mehr

einen Staatsanwalt zur Einleitung eines Verfahrens wegen Beleidigung. Wir brauchen neue Worte! Wir brauchen ein neues Vokabularium zur Anprangerung der deutschen Justiz!

Es müßte von Gesetz und deutscher Republik wegen eine Standes-Notordnung herausgegeben werden. Ein Codex, in dem genau beschrieben wird, wie die einzelnen Stände und Bevölkerungsschichten ihre Not den Behörden und der Oeffentlichkeit vor Augen führen dürfen und sollen. Ein ungeschriebenes Gesetz scheint ja schon zu existieren, nur ist es nicht genügend bekannt und es kommt deshalb oft zu unangenehmen, ja blutigen Mißverständnissen. Ganz richtig und im Sinne des zu schreibenden Codex haben vor kurzem die Winzer in Berncastel ihre Not zum Ausdruck gebracht. Sie haben das Finanzamt, das Gerichtsgebäude, das Polizeiamt demoliert, die Akten teils verbrannt, teils auf die Straße geworfen, kurz, sie haben den nachlässigen Staat, der es gewagt hat, anderer wichtiger Interessen wegen ein ihnen ungünstiges Handelsabkommen mit Spanien abzuschließen, einmal ordentlich übers Knie genommen und ihm sozusagen den Staatspopo (Akten und Sitzgelegenheit haben einen engen Zusammenhang) gehörig versohlt. Hätte das ein anderer, von den Deutschnationalen weniger beschirmter Stand getan ,so hätte es Landfriedensbruch, Auflehnung gegen die Staatsgewalt, vielleicht sogar Aufruhr geheißen. In diesem Falle war es aber vollkommen korrekt. Regierung und Parlament, durch die wohlverdienten Schläge gebessert, beeilten sich atemlos, alle Forderungen der Winzer zu erfüllen und ihnen ein Schmerzensgeld von einigen Millionen zu bewilligen. Dagegen waren vor einigen Tagen einige hungrige Erwerbslose in Darmstadt der Meinung, daß es ihnen nach der ungeschriebenen Standes-Notordnung erlaubt sei, vor dem Rathause durch einen einfachen, schlichten Aufmarsch für die Erhöhung ihrer Bezüge zu demonstrieren. Das war natürlich ein Irrtum. Denn im nächsten Augenblick erschien die grüne Schutzpolizei mit Panzerautos, Maschinengewehren, Roß und Reitern, und richtete die Läufe ihrer Waffen schußbereit auf die armen, harmlosen Teufel. Wenn die dummen Erwerbslosen ein wenig in der Geschichte der deutsch-republikanischen Notpraxis bewandert gewesen wären, hätten sie wissen müssen, daß derartige Demonstrationen mit Toten, Verwundeten und einigen tausend Jahren Zuchthaus enden. Welche Folgen für sie Nothinweise wie die der Winzer haben könnten, ist gar nicht auszudenken. Ein Vergleich der Vermögensverhältnisse der Weinbergbesitzer und der arbeitslosen Arbeiter ist natürlich für die deutsche Standesnotordnung und die deutschen Gerichte ganz belanglos.

Wer diesmal nach Genf fuhr, wußte von vornherein, daß er Zeuge zweier nur äußerlich zusammenhängender, in Wahrheit isoliert nebeneinander herlaufender Handlungen sein werde. Einer formalistischen: der Aufnahme Deutschlands in Bund und Rat. Und einer wesentlichen: dem Kampf um die sonstigen Ansprüche auf Ratssitze.

Aber diese zweite, wesentliche Handlung entpuppte sich schon nach kurzer Beobachtung als eine Angelegenheit, deren Charakter ein ganz anderer ist, als die Weltöffentlichkeit annimmt (verleitet von einer erstaunlich irreführenden Diskussionsprozedur). Sie hat nämlich nicht nur mit Deutschlands Aufnahme, sondern mit Deutschland überhaupt einfach nichts zu tun. Ein Fall von Unzufriedenheit nicht mit irgendwelchen deutschen Forderungen, sondern mit dem Völkerbundstatut liegt vor. Einige Regierungen rebellieren gegen den Grundgedanken des Bundes: gegen den Gedanken, daß es in internationalen Fragen möglich sei, objektiv gerechte Entscheidungen zu fällen; daß ferner der eingesetzten Spruchinstanz auch der Wille zu Objektivität und Gerechtigkeit zugetraut werden könne; und daß jede Nation sich also auch dann gesichert fühlen könne, wenn sie dem Spruchgremium — eben dem Rat — nicht selbst angehört. Die Staaten, die jetzt nach garantierten Ratssitzen drängen, — Spanien, Polen und Brasilien, — und teilweise sogar mit ihrem Austritt drohen, bestreiten de facto diesen Grundgedanken und machen damit eine Situation evident, in der es um weit mehr geht, als um Einzelstreitigkeiten: nämlich um das Problem der Funktionstätigkeit des Bundes an sich, — das Problem, wie weit er sich an wichtigere Fragen überhaupt jemals wird herangetrauen können und was zu tun und zu unterlassen ist, um diese jetzige Funktionsfähigkeit zu stärken.

Damit wird aber zugleich mit besonderer Aktualität wieder einmal unterstrichen, daß auch die Institution Völkerbund selbst aus zwei Hälften besteht, deren innerer Zusammenhang vorerst noch recht vage ist —: und zwar ebenfalls aus einer formalistischen und einer wesentlichen.

Die formalistischen Elemente, der Apparat, die façon d'être, sind voll ausgebildet, der Mechanismus läuft.

Aber wofür er eigentlich läuft, und mehr noch: wofür er, ohne Gefahr, zu versagen, in Gang gesetzt zu werden vermag, das ist, noch heute, selbst den Nächstbeteiligten unklar. Bisher hat man noch nicht sehr viel riskiert, die Maschine läuft vorwiegend noch um ihrer selbst willen. Das kann vielleicht gar nicht anders sein, — man hat wahrscheinlich recht, nur

äußerst vorsichtig, mit Probebelastungen sozusagen, sich vorzutasten. Auch ein Völkerbund wird nicht fertig hergestellt, sondern muß sich, in sorgfältiger Pflege, erst entwickeln.

Aber das ändert nichts daran, daß das Mißverhältnis zwischen dem imposant ausgebildeten Apparat und der Arbeitsleistung, die man ihm schon zumuten zu können glaubt, eine Tatsache ist, auf die ein gut Teil der Skepsis und der Ironie zurückführt, zu der sich gerade intelligentere und vorurteilslose Beobachter des Getriebes, das in heutigen Völkerbundmeetings herrscht und das sie umgibt, oft bestimmt fühlen. Abgesehen davon, daß sie einen Säugling für etwas Fertiges, einen Anfang für den Höhepunkt halten, haben sie mit ihrer Enttäuschung oder ihrer Heiterkeit nicht so ganz unrecht.

Denn obwohl gewisse nützliche Arbeiten von Kommissionen nicht zu leugnen sind und obwohl es an sich schon ein Vorteil ist, daß die Regierungschefs der wichtigeren Länder mindestens einmal im Jahr zusammentreffen müssen und sich ohne spezielles Aufhebens mit einander aussprechen können, ist der vorwiegende Eindruck, — heute noch, — doch der einer kolossalen Windmaschinerie.

Wer es niemals miterlebt hat, wird sich zum Beispiel kein Bild von dem geschäftigen Nonsens machen können, der zu gewissen Zeiten in der Wandelhalle des Generalsekretariats vor sich geht. Dieser Bazar, veranstaltet von Delegationsmitgliedern, Zeitungsleuten und politischen Globetrottern, dieses Hin und Her von Wichtigkeiten, die sich als falsch, und von Richtigkeiten, die sich als belanglos entpuppen, bleibt unvergeßlich. Und es ist nicht etwa nur eine periphere Nebenerscheinung, sondern eine ziemlich treffende Symbolisierung des ganzen Standes der Dinge. Denn nicht anders wirken auch die eigentlichen Versammlungen. Reden werden hier gehalten, deren Text schon stundenlang vervielfältigt vorliegt; sie werden von einem (englischen oder französischen) Dolmetscher noch einmal wiederholt, obwohl auch die Uebersetzung schon längst in Blei steht; Abstimmungen werden vorgenommen, deren Ergebnis haargenau vorausbekannt ist; und jede Diskussion bezieht sich entweder auf Geschäftsordnungsfragen, oder auf Dinge, die, weil die eigentliche Auseinanderstezung schon vorausgeführt worden ist, gar keiner Auseinandersetzung mehr bedürfen. Zuweilen sieht es so aus, als ob diese ganzen Assemblées, in denen jeder Vertreter den anderen bei jeder Gelegenheit lobt und rühmt, nur eine Amtsversicherung auf Gegenseitigkeit seien: jedes Volk bekommt zu Hause groß aufgemacht zu lesen, welch ehrenvolle Worte seinem respektiven Minister wieder einmal gewidmet worden sind. Und

jedes denkt: „Er muß doch ein Kerl sein, hochgeschätzt in der internationalen Welt!“

Dies, in Wahrheit, ist der Völkerbund, wie er ist: eine gewaltige Verpackung mit winzigem Inhalt. Niemand sollte diese Feststellung scheuen, am wenigsten wir grundsätzlichen Völkerbundsadvokaten. Aber ebensowenig sollte verkannt werden, daß keine von seinen führenden Persönlichkeiten mit diesem Entwicklungsstadium zufrieden ist. Die Hoffnung, mehr aus ihm machen zu können und der Wille dazu sind sehr viel stärker, als die berufsmäßigen Verneiner glauben machen wollen. Und viel von dem Theater, das getrieben wird, geschieht nicht etwa, um ein Negativum, das man als Dauerzustand wünschte, zu bemänteln; sondern um die Tradition für ein Positivum zu schaffen und zu erhalten, zu dem man mit der Zeit zu gelangen hofft.

Von Briand, der unter den diesmaligen Figuranten wohl der Angesehenste ist, weiß jeder und erkennt jeder, daß er sich der Aufgabe, zur Pazifikation Europas beizutragen, mit wirklicher Leidenschaft unterzogen hat. Sie ist das Alterswerk, das der Siebzigjährige sich gesetzt hat; und der Charme seiner Verhandlungskunst, die dichterische Hellsicht, mit der diese kleinen funkelnden Augen, eingebettet in ein zerknittert wammiges Greisenantlitz, in die geheimsten Regungen ihres Vis-à-vis eindringen, die Ueberredung, die er zu entfalten vermag, — sie gelten als größtes Aktivum einer Organisation, deren Wesen es ja nicht sein kann, jedes Einzelinteresse zu wahren, sondern gerade umgekehrt: Interessen zu beschwichtigen und abzuschleifen. Was der alte, gebeugte Mann im Dienste dieser Aufgabe allein physisch leistet, ist ohne Beispiel. Auch ein Jüngling würde ohne letzte Hingabe nicht dies Pensum vollbringen: in der Nacht von Freitag zum Sonnabend, mit zweimaliger Rede, Kammersitzung bis 4 Uhr morgens. Um 4 Uhr Verlust der Mehrheit, um 5 Uhr Kabinettssitzung, um 6 Uhr Demission. Abends 8 Uhr Abreise nach Genf, Nachtfahrt. Am Morgen Ankunft, Bad, Gang zu Chamberlain. Dann elf (elf!) Ministerbesprechungen, darunter eine vierstündige im Kreise der Locarnopartner. Und sofort, in Nachtfahrt, zurück nach Paris und am Morgen schon wieder Kabinettsbildungs-Konferenzen! Die Autorität, die allein von der Intensität dieser Arbeitsleistung ausstrahlt, ist nur zu ermessen, wenn man den Tonfall hört, in dem die Kollegen aus andern Ländern davon sprechen.

Chamberlains Stellung ist weniger günstig. Er bringt das Gewicht der Weltmacht mit, aber sein persönliches Prestige hat dermaßen gelitten, daß er es für das klügste hält, bei Ge-

legenheit offen zu bekennen: „Ich habe einen Fehler gemacht und gestehe es ein!“ Er steht einer heimischen Presse gegenüber, die gewiß niemals in den Ton schroffen Angriffs verfällt, von der aber die ältesten Kenner versichern, noch niemals habe (mit alleiniger Ausnahme der „Morning Post“) so absolute Einmütigkeit in allen Lagern geherrscht, und zwar so absolut oppositionelle Einmütigkeit! Chamberlain ist also aus der Contenance gebracht. Er wittert überall Fallen, glaubt zuweilen an ganz falschem Ort, daß man ihm Meinungen in den Mund legen will, hat in einer einzigen Pressekonferenz zweimal nervöse Zusammenstöße mit Gesandten großer heimischer Zeitungen gehabt, und treibt hilfsbedürftig in einem Dilemma zwischen Zusagen, die er früher gemacht, und Direktiven, die ihm seine Regierung auf den Weg gegeben. Als aktive Potenz ist er für dieses Mal, obwohl ihm alle Ehren gezollt werden, die dem Vertreter Seiner Britischen Majestät gebühren, fast lahmgelegt. Er gehört eher zu jenen, die der Vermittlung bedürfen, und die es, dank eingeborener Ehrlichkeit, nicht fertig bringen, dies Schwächegefühl abzustreifen und sich so zu geben, als seien sie die Alten.

Dadurch sind die Deutschen noch mehr in den Vordergrund gerückt als sie es, dem Anlaß der Tagung entsprechend, ohnehin schon sein würden. Und man darf anerkennen, daß sie ihren Vorteil ausnützen. Das Hotel Metropol ist zu einem Zentrum geworden, in dem alle Welt, nicht nur die deutsche, verkehrt. Hier sitzen Luther und Stresemann abends beim Bier, reden mit jedem, sind mit jedem befreundet, machen den deutschen Standpunkt klar und werben ohne Zweifel viele Sympathien. Der Kanzler hat den Tonfall höchster Ehrlichkeit und ist ein weit größeres Temperament als gewöhnlich angenommen wird. Man kann ihn nicht als Genie bezeichnen, — das ist er nicht und prätendiert er nicht zu sein. Es ist überhaupt eine schlechte Zeit für Genies, — Gott gebe, daß wir, was die Politik anbelangt, einige Jahre keine Genies auftauchen sehen. Die Epoche braucht Beruhigung, nicht Aufschwung; sie braucht, eine Weile, möglichst unsichtbare Politik —: zu alledem eignet sich der ehrlich-fleißige Handwerker besser als der intuitive politische Künstler. Und außerdem braucht der politische Künstler, wie jeder andere, zureichendes Material. Sein Material sind die Menschen, die Zeitgenossen. Aber wie Michelangelo weder den Moses noch die Pieta aus Lehm hätte machen können, so könnte wahrscheinlich auch ein politischer Künstler erster Ordnung aus dem Menschenlehm dieses Nachkriegs kein Gigantenwerk aufrichten. Luther versucht es nicht und wird nicht darauf angesprochen; aber er genießt eine

Schätzung, die nicht abgestritten werden kann, und er verstärkt sie, indem er sich als bedingungslosen Völkerbundsanhänger bekennt, und indem er klar macht, daß der deutsche Standpunkt nur der Standpunkt des Völkerbunds selber sei. Denn wie könne ein Gremium mit dem Statut des Völkerbundsrats, ein Gremium, das alle Beschlüsse nur einstimmig fassen dürfe, — wie könne es funktionieren, wenn man es immer mehr erweitere? Und wo würden die Ansprüche aufhören, wenn man jetzt Polen, Spanien, Brasilien und vielleicht sogar noch China hineinnehme?

Es ist nicht viel gegen dies Argument zu sagen. Aber es ist vielleicht zu fragen, wie es eigentlich geschehen konnte, daß gerade Deutschland, das vorerst noch gar nicht im Bund ist, zum Verteidiger des Bundes gegen sich selbst werden könnte! Es hat weder gegen Spanien, noch gegen Brasilien etwas einzuwenden, es ist direkt nur gegen Polen. Polen ist in der Tat, so wie es heute ist, kein übermäßig angenehmer Verkehr. Es hat die Züge jener peinlichen Gattung Menschen, die mehr gelten wollen, als sie gelten, und dabei doch das dumpfe Gefühl haben, daß sie nicht einmal so viel sind als sie gelten. In diesem doppelten Minderwertigkeitsbewußtsein liegt die Quelle vielen Zwistes und vieler Zerrerei. Es scheint mir nicht, daß jene, die den Völkerbund insgesamt als Farce abtun, ein Recht haben, dieser ganzen Frage Bedeutung beizumessen; wenn sie überzeugt sind, daß die Veranstaltung selbst eine Farce ist, so kann es ihnen gleichgültig sein, wer an ihr beteiligt ist und wer nicht. Aber obwohl somit die Ratsfrage eigentlich nur für die Völkerbundsfreunde wichtig ist, bleibt es doch dunkel, wieso gerade Deutschland in diesem Fall zur Führerrolle kam. Deutschland konnte sagen: „Ich kenne die Bundesverhältnisse noch nicht, ich kenne noch nicht die Arbeitsweise im Rat. Theoretisch zweifle ich an der Nützlichkeit jeder Vergrößerung. Aber da zur Aufnahme neuer Mitglieder Einstimmigkeit notwendig ist, und da jetzt zehn Nationen dem Rat angehören, so will ich nicht klüger und völkerbundsenthusiastischer sein, als diese zehn. Wenn Spanien die Stimmen der übrigen neun Teilnehmer, — Englands, Frankreichs, Japans, Italiens als ständiger Ratsmitglieder, Belgiens, Brasiliens, Uruguays, Tschechoslowakiens und Schwedens als nichtständiger — erhalten kann, wenn also die Aufnahme überhaupt möglich sein wird, so werde ich, ohne jede Erfahrung im Völkerbundsmechanismus, diesem Votum der Eingesessenen nicht entgegentreten. Ich bin dabei, wenn alle anderen dabei sein werden, — stehe also außer Diskussion, bin vollkommen passiv und brauche an den Verhandlungen wohl nicht teilzu-

III.



ARISTIDE BRIAND

nehmen!“ Dies hätte die Neuankömmlinge davon befreit, schon beim ersten Besuch, vor aller Welt, die Rolle der Schwierigen zu spielen. Und die Lage wäre trotzdem dieselbe geblieben: denn die Opposition gegen Spanien ist ja auch jetzt weniger deutsch als schwedisch. Was aber Polen anbelangt, das nach dem Uebertritt Spaniens vom nichtständigen zum permanenten Sitz Anspruch auf den freiwerdenden nichtständigen erhoben hätte, wäre eine fast ebenso einfache Stellungnahme möglich gewesen: „Im Gegensatz zu den ständigen Sitzen, die das enge Gremium des Rates vergibt, sind die nichtständigen von der Versammlung zu wählen, — von einer Versammlung von über 50 Stimmberechtigten! Auch hier wollen wir nicht der Störenfried sein. Bringt die Angelegenheit ruhig vor die Vollversammlung, wir werden an der Abstimmung nicht teilnehmen. Sollte Polen gewählt werden, in Gottes Namen. Aber wir dürfen darauf hinweisen, daß Polens letzte Kandidatur nur das Votum von 16 Staaten fand!“

Das Resultat solch passiver Haltung wäre gewesen, daß niemand Deutschland hätte Vorwürfe machen können, und daß sachlich doch dasselbe herausgekommen wäre, wie jetzt: irgend ein Hoffnungsschimmer für Spanien, wenn auch nicht für sofort; und eine Vertagung der polnischen Aspiration, in Formen, die das Kabinett Skryzinski nicht sofort zum Sturz bringen würden.

Aber etwas ähnliches wird, wie gesagt, ja auch jetzt kommen. Und wenn man bedauern mag, daß Deutschland ohne Not und ohne sichtbare Logik in den Mittelpunkt der ganzen Diskussion geriet, so braucht man sich um die Folgen doch nicht allzusehr zu ängstigen Es ist unmöglich, daß Regierungen wie die heutige deutsche, englische und französische, deren politisches A und O die Linie Locarno-Völkerbund war und ist, einen vollkommenen Bankerott dieser Politik riskieren könnten. Sie sind nicht in Genf, um als Leichen heimzukehren!

Dr. FERDINAND FRIEDENSBURG
Polizeivizepräsident

DIKTATUR

Unter den vielen gedankenlosen Schlagworten, die seit den Zeiten der Kriegspropaganda die politische Vorstellungswelt des deutschen Bürgertums beherrschen, hat der Ruf „Nur die Diktatur kann uns retten" eine besonders ernste und bedrohliche Bedeutung erlangt. Der Wunsch, das Schicksal Deutschlands durch einen Diktator in gewalttätige Hände nehmen zu lassen, trat besonders im Jahre 1923 hervor, als unter dem Eindruck der Erfolge Mussolinis, im Banne des Elends und der Verwirrung der Inflationszeit, die Ludendorff und Hitler ihre Stunde gekommen wähnten. Seltsamerweise hat aber der Glaube, daß Wille und Befehl eines einzelnen, möglichst rücksichtslosen Mannes am besten geeignet seien, ein modernes Weltvolk zu leiten, die Jahre der Verzweiflung überdauert; noch heute genügt die kleinste Stockung des parlamentarischen Regierungsapparates als Anlaß, um die Sehnsucht nach der Diktatur hell wieder aufflackern zu lassen. Unablässig wird in einem großen Teil unseres politischen Schrifttums gepredigt, das demokratische System habe abgewirtschaftet, sei überhaupt für unser Volk ungeeignet und müsse schleunigst durch die Herrschaft eines einzelnen Mannes ersetzt werden. Freilich müßte dieser in der Lage sein, die Ideale des sogenannten gebildeten Bürgertums in seiner Person zu vereinen, den Krückstock des Alten Fritzen, die Realpolitik Bismarcks mit Blut und Eisen und das Trommlerpathos Hitlers. Nur, über die Person des Auserwählten geht der Streit. Von Ludendorff bis Stresemann gibt es wohl keinen Politiker der Rechten, dem man nicht schon die hohe Aufgabe zugetraut und auch mehr oder weniger offen angeboten hätte. Das Eigenartige dieser Diktaturträume ist ja, daß sie im Gegensatz zu allen tatsächlichen Diktaturen der Geschichte nicht von dem Manne selbst ausgehen, den die Sehnsucht nach Macht treibt und der suggestiv die Massen mitreißt, sondern der Verlegenheit; sie verdanken ihre Beliebtheit bei gewissen Teilen der Bevölkerung dem Ressentiment, der Abneigung gegen den bestehenden Staat, dem Mangel an Bürgerstolz und Verantwortungsgefühl, dem Haß gegen das alle Schichten gleichmachende System, der Knechtsseligkeit des Spießers. Dieser Spießer will vor allem nicht mehr der Demütigung ausgesetzt sein, Arbeiter und Angestellte als Gleichberechtigte im politischen Wettbewerb neben sich zu sehen. An die gottgewollte Abhängigkeit von König und Adel, Geheimrat und Unteroffizier, von denen er auch die zuverlässige Vertretung seiner Klasseninteressen erwarten durfte,

ist er seit Jahrhunderten gewöhnt; sie verletzt seinen Stolz nicht mehr. Lieber selbst nichts zu sagen haben, als das Bürgerrecht mit dem Proletariat teilen!

Aber wenn auch sicherlich in diesen Empfindungen und Vorurteilen eine Hauptwurzel der Sehnsucht nach der Wiederkehr der Monarchie — und mangels geeigneter Thronkandidaten nach der Diktatur — liegt, so lassen sich doch freilich die Schwächen und Mühseligkeiten des demokratisch-parlamentarischen Systems nicht leugnen. Auch ihretwegen ist ein Ausschauen nach verbesserten oder gar ganz neuen Wegen immerhin begreiflich. Wem es an Wissen und Einsicht fehlt, um die ungeheure Kompliziertheit moderner Staats- und Weltpolitik zu erkennen, unterliegt nur zu gern der Versuchung, von einer Vereinfachung des äußeren, technischen Apparates der Politik eine Erleichterung für die Lösung der politischen Probleme selbst zu erhoffen. Man vergißt, daß die Politik zur Zeit Friedrichs des Großen, ja selbst noch zur Zeit Bismarcks ein Kinderspiel gewesen ist im Vergleich mit den Aufgaben des heutigen Staatsmannes. Der in den meisten Ländern beklagte Rückgang in der Zahl der staatsmännischen Begabungen beruht sicherlich nicht zum geringsten Teil auf der Tatsache, daß die Anforderungen unvergleichlich gewachsen sind. Das jämmerliche Versagen der sogenannten big four, der vier „Großen“ in Versailles, findet seine Erklärung, wenn auch nicht Entschuldigung zum großen Teil in ihrem persönlichen Unvermögen, die ungeheure Tragweite der nationalpolitischen, wirtschaftlichen, sozialen Entscheidungen zu bewältigen.

Rein äußerlich ist das Gebiet des Stofflichen und Personellen, dessen Kenntnis für den Staatsmann unerläßlich ist, ungeheuerlich gewachsen. Genügte noch vor fünfzig Jahren die Kenntnis der europäischen Karte und eine persönliche Vertrautheit mit den paar Männern, die in jedem Staate die Geschicke lenkten, allenfalls verbunden mit einigem Einblick in die Grundregeln von Schutzzoll und Freihandel, um eine erfolgreiche Politik in Paris, London oder Berlin zu führen, so ist heute das Wissen um die Aussichten der Oelgewinnung in Mossul, die Mehrheitsverhältnisse des südafrikanischen Parlaments, die Stellung der einzelnen chinesischen Generäle zum Marxismus, die Zahl der Arbeitsstunden in Neuseeland, ja eigentlich sogar auch um die technische Entwicklungsmöglichkeit des Explosionsmotors für denjenigen unentbehrlich, der die ersten Anfängerversuche als europäischer Politiker machen will.

Stärker noch als auf irgend einem anderen Gebiete des menschlichen Lebens offenbart also die Politik die furchtbare Erfahrung, daß wir in unserer Erkenntnis und unserem Wissen nicht entfernt Schritt halten mit dem riesenhaften technisch-wissenschaftlichen Apparat, den wir uns selbst gebaut haben und in rasendem Tempo immer weiter ausbauen. Dieses Mißverhältnis zwischen unserer eigenen Weltschöpfung und unseren Kräften bildet die eigentliche Tragik unserer Zeit. Unklarheit und Unsicherheit sind die Folge. Es fehlt an Religion, auch an klarer, unbeirrter Weltanschauung, die in dem Chaos der Erscheinungen um uns auch dem Unbekannten gegenüber wenigstens Richtschnur und Halt geben könnte. Natürlich vermögen unsere Führenden, unsere Politiker und Staatsmänner, vor allem auch unsere Parlamentarier und Minister, als Menschen unserer Zeit, die allgemeine Hilfslosigkeit nur mitzumachen und mühselig, mit Sachverständigen, Referenten und Sekretären, wenigstens die unentbehrlichste Ressortkenntnis aufzubringen.

Ohne Frage hat das demokratische System unserer Zeit die ohnedies vorhandenen Schwierigkeiten, die in dem Ueberhandnehmen des zu beherrschenden Wissensstoffes der Politik liegen, rein äußerlich vermehrt. Jeder, der im öffentlichen Leben oder in der Verwaltung steht, weiß, welche unglaubliche Verschwendung an Zeit und Arbeitskraft durch das Mitspracherecht aller möglichen Stellen und Organisationen bei jeder erdenklichen Entscheidung entsteht. Der harmlose Zeitungsleser wundert sich schon über die Häufung von Fraktions-, Ausschuß- und Plenarberatungen im Parlament, die das Zustandekommen irgend eines verhältnismäßig belanglosen Gesetzentwurfes begleiten. Die Hauptarbeit ist aber längst erfolgt und die Oeffentlichkeit erfährt zum Glück nur in seltenen Streiflichtern, welch unerhörter Aufwand an Beratungen und Beschlüssen schon bei den Lokal- und Provinzialbehörden, womöglich auch schon in den örtlichen parlamentarischen Vertretungen der Bevölkerung, Kreis- und Provinzialtagen und -Ausschüssen, ferner in Handwerkskammern, Handelskammern, Innungsausschüssen, Verbandssekretariaten und Verbandsversammlungen einschließlich der Mitwirkung der Spitzenorganisationen voraufgegangen ist, ehe die Regierung überhaupt in der Lage war, nach Anhörung des gesamten Kabinetts, des Reichsrates und Reichswirtschaftsrates und stets unter getrennten Beratungen im Spezialausschuß und im Plenum überhaupt einen Gesetzentwurf vorzulegen. Es wäre eine überaus reizvolle Aufgabe, einmal statistisch die Zahl der mitwirkenden Personen, Arbeitsstunden und das verbrauchte Material fest-

zustellen, das zum Zustandekommen einer Entscheidung notwendig ist, die der absolute König vielleicht mit einem Federstrich, nach kurzer Rücksprache mit seinem Kabinettsminister, erledigt hätte.

Die Hypertrophie des Wissensstoffes und der Organisationen, die übrigens mehr oder weniger für die Verhältnisse in allen Staaten zutrifft, bewirkt erklärlicher Weise gerade bei den Aktivsten und Schaffensfreudigsten im öffentlichen Leben ein lähmendes Gefühl der Ohnmacht und legt, auch manchem Gewissenhaften und Verständigen, den Gedanken nahe, an die Stelle der sorgfältigen Erforschung aller einzelnen Voraussetzungen einer Entscheidung — was ja doch aussichtslos erscheint — den harten, raschen Entschluß des instinktiv handelnden Genies und Willensmenschen zu setzen. Leider ist die Schwächlichkeit der republikanischen Verwaltung recht dazu angetan, die Sehnsucht des deutschen Bürgertums nach einem eisernen Regierungswillen zu verstärken.

Durch Ausschaltung des komplizierten, weitverzweigten parlamentarischen Apparates mit seinen zahllosen Instanzen und Köpfen würde der Weg zwischen der regierenden Stelle und der Bevölkerung außerordentlich abgekürzt, ein ungeheurer Aufwand gespart, die Unmittelbarkeit der Regierung, ein überaus wichtiger Erfolg, gesichert und eine breite Quelle für unsachliche Beeinflussungen verstopft. Das wären alles Vorteile, an denen auch der glühendste Anhänger der Demokratie nicht vorübergehen dürfte. Dieses Ergebnis setzt aber eben wieder das Wirken eines Genies und Willensmenschen voraus — und zwar eines Genies und Willensmenschen, der doch auch die sachlichen Voraussetzungen seiner Entscheidung überblickt, der also doch wieder das Wissen und die Erfahrungen besitzt, deren Erlangung als so schwierig erkannt worden ist. Daß Intuition und rasche Entschlußfähigkeit nicht genügen, um den großen Staatsmann zu verwirklichen, erkennen wir an Lloyd George, der beide Eigenschaften, verbunden mit Beredsamkeit und starkem inneren Schaffenstrieb in hervorragendem Maße besaß, wegen seiner Unwissenheit und Oberflächlichkeit aber doch seine Partei ruinierte und sein Land zu einem für alle Beteiligten verderblichen Frieden führte. Kenntnisse, Beobachtungsgabe, Erfahrung sind unentbehrlich. Um die idealen Vorteile der diktatorischen Regierung zu verwirklichen, bedarf es also eines idealen Menschen als Diktators. Die ganze Weltgeschichte hat kaum ein halbes Dutzend solcher Menschen aufzuweisen. Die gegenwärtige Welt, nicht nur unser Volk, kennt sie überhaupt nicht.

Wir befinden uns in einem tödlichen Dilemma; weil unsere Politiker mit dem Staatsapparat nicht fertig werden, sehnt man sich nach der Diktatur. Gerade diese verlangt aber Männer ganz anderen Formats. Weil wir keine diktatorischen Naturen haben, erstrebt man die Diktatur, — und man kann ruhig folgern: hätten wir Männer, die zur Diktatur geneigt sind, so bedürften wir gar nicht mehr der diktatorischen Formen. Das wirkliche Genie, das Intuition, Willen und Wissen vereint, würde sicherlich mit Leichtigkeit sich innerhalb des bestehenden Apparates durchsetzen und sich seiner bedienen. Die Menschen von heutzutage freuen sich genau wie zu allen Zeiten über kraftvolle Führung. Die Frage der Einführung der Diktatur dürfte eigentlich erst zur Erörterung kommen, wenn sich herausstellen sollte, daß wir diktaturfähige Staatsmänner haben, und daß diese sich in dem gegenwärtigen Apparat nicht zur Geltung bringen können. Nichts davon ist zu sehen. Um aber parlamentarischen Rednern und braven Ressortbeamten die Arbeit zu vereinfachen und ihre Kritisierung zu verhindern, dazu ist das zweischneidige Schwert der Diktatur wahrlich zu gefährlich.

Die Geschichte lehrt uns, daß auch erfolgreiche Perioden eines absolutistischen, diktatorischen Regiments dem betreffenden Volke in der Regel recht schlecht bekommen sind. Selbst die deutschen Musterbeispiele, die Zeiten Friedrichs des Großen und Bismarcks, wurden naturnotwendig gefolgt von einem Erlahmen des lebendigen Verantwortungsgefühls der Völker und infolgedessen früher oder später vom Zusammenbruch. Es ist ja so grundfalsch, in den demokratischen Grundsätzen, der Forderung nach voller Mitarbeit und Verantwortung des ganzen Volkes, eine bloße theoretische Konstruktion zu sehen. Ein modernes Weltvolk, mit unzähligen Fäden des Nachrichtenverkehrs täglich und stündlich an jeder kleinsten Verschiebung seines Schicksals beteiligt, muß in vollem Umfange auch mitverantwortlich sein. Eine Unabhängigkeit zwischen Subjekt und Objekt der Regierung ist, da sie innerlich nicht mehr möglich ist, äußerlich ein Unding; der Versuch, sie durchzuführen, wird für beide Teile verderblich. Es kommt viel weniger darauf an, theoretisch vortreffliche Gesetze zu erlassen als Gesetze, die dem Bewußtsein des Volkes entspringen und entsprechen. Wenn wir den mühevollen und verwickelten parlamentarischen Apparat in Bewegung setzen, um ein neues Gesetz mit der öffentlichen Meinung in Einklang zu bringen, so schaffen wir damit die wichtigste Voraussetzung für eine wirkliche Geltung und ein wirkliches Bestehen dieses Gesetzes. Der Staatsmann, der mit dem Ausland einen Staatsvertrag ab-

schließt, mag die Rücksichtnahme auf Parlament und öffentliche Meinung lästig empfinden und verwünschen. Er bedarf ihrer aber, weil der ausländische Staat seinen Vertrag nicht mit einer jederzeit absetzbaren oder sterblichen Einzelperson, sondern mit dem sehr viel dauerhafteren und zuverlässigeren Vertragsgegner, der Mehrheit des anderen Volkes abschließen will. Diktatorischen Regierungen, wie den gegenwärtigen politischen Systemen in Italien und Rußland, pflegt die öffentliche Meinung der Nachbarländer nicht nur aus Prinzipienreiterei Mißtrauen entgegenzubringen, sondern weil solche Regierungen ihrer Natur nach sprunghaft unübersichtliche Entwicklungen zeitigen und niemand weiß, wer einen in diesem Jahre abgeschlossenen Vertrag im nächsten Jahre einzulösen imstande sein wird. Gerade die wiederholt gekennzeichnete außerordentliche Kompliziertheit unseres öffentlichen Lebens und die durch die Entwicklung des Nachrichtenverkehrs bedingte Anteilnahme der Bevölkerung am öffentlichen Geschehen machen eine Ausschaltung der öffentlichen Meinung für längere Zeit unmöglich. Selbst ein größenwahnsinniger Diktator wie Mussolini wagt nicht, seine Regierung in den leeren Raum hinauszubauen, sondern schafft sich ein Scheinparlament, um einen Rest von Verbindung mit der öffentlichen Meinung aufrechtzuerhalten.

Die unendliche Vielseitigkeit der politischen Probleme der Gegenwart läßt sich nur bewältigen durch den Parlamentarismus, der die Zusammenfassung und Auflösung dieser Vielseitigkeit bedeutet. Die Schwerfälligkeit muß in Kauf genommen werden und man sollte sich auch im politischen Leben der Langmut und Nachsicht befleißigen, ohne die es doch auch sonst im menschlichen Leben nicht abgeht.

Gewiß mag es in Deutschland an der bewußten verantwortungsfreudigen Teilnahme der Bevölkerung fehlen und gewiß mag daher das demokratische System gelegentlich bedenklich leer laufen. Wir büßen damit die Sünden der jahrhundertelangen Unmündigkeit. Jeder Schritt zurück zu diesem Zustand, wie ihn eine verfassungsmäßige oder verfassungswidrige oder sonstwie geartete Diktatur bedeuten würde, müßte aber die vielbeklagte politische Unreife des deutschen Volkes noch verstärken und würde sich deshalb auf die Dauer am schlimmsten rächen. Nicht darauf kommt es an, dem deutschen Volke die Verantwortung zu nehmen, sondern, gerade im Gegenteil, es zur lebendigsten Mitarbeit und Mitverantwortung am Schicksal der Nation heranzuziehen.

Professor Dr. JULIUS HIRSCH
Staatssekretär z. D.

ZUM THEMA ARBEITSLOSIGKEIT

Zu den in Leopold Schwarzschilds Artikel „Die Arbeitslosigkeit" in Heft 9 des „T.-B." aufgeworfenen Fragen haben wir uns an einige der vorzüglichsten Kenner des deutschen wie des internationalen Wirtschaftslebens gewandt. Hier steht als erste Antwort die von Professor Dr. Julius Hirsch. Weitere werden folgen.

Sie fragen nach meiner Auffassung zu Ihrer Darlegung in Nr. 9 des Tagebuchs über die deutsche Arbeitslosigkeit und deren Ursachen. Die Arbeitslosennot ist in der Tat wohl das dringlichste Wirtschaftsproblem Deutschlands, wenn man auch in der großen Oeffentlichkeit sonderbar wenig davon spricht. Sie erfordert aber eine weit ausführlichere und gründlichere Behandlung, als das im Rahmen eines Briefes möglich ist. Deshalb hier nur drei Punkte der Erörterung:

1. Ueber das Verhältnis von Beschäftigten zu Nichtbeschäftigten.
2. Ueber die früheren Erwägungen (insbesondere Rathenau's Arbeitsstundenrechnung in Cannes).
3. Ueber die Beschäftigungsmöglichkeiten für das Plus von Händen.

I.

Daß wir mehr Beschäftigte haben als in der Vorkriegszeit, wurde zum erstenmal in der Denkschrift dargelegt, die Anfang 1924 dem Dawes-Comité von der Reichsregierung vorgelegt wurde. Sie zeigte, daß im jetzigen Reichsgebiet im Jahre 1907 ungefähr eben so viel Menschen wohnten wie jetzt, daß es aber damals nur $27^1/_4$ Millionen Erwerbstätige auf diesem Gebiete gab, während

> „insgesamt die Zahl der Erwerbstätigen heute auf annähernd 33 Millionen geschätzt werden kann".

Da das in Petit-Druck gegeben war, die wenigsten Menschen überhaupt Tabellen und noch weniger den Petit-Druck darunter lesen, so habe ich die Tatsache, außer im „Magazin der Wirtschaft", in der ganzen deutschen Literatur, die mir vor Augen gekommen ist, kaum erwähnt gefunden. Und, was noch betrüblicher ist: Auch nicht in den deutschen Maßnahmen. Schließlich war dazu aber auch noch kein unmittelbarer Anlaß nicht gegeben. Die Menschen waren noch in Arbeit, die Tatsache, daß wir so viel mehr Menschen beschäftigen konnten — eine Tatsache, die übrigens nicht nur für Deutschland, sondern für ganz Europa gilt — hätte gegenüber der Arbeitgeber-

Verbands-These von der traurigen Passivität unserer Wirtschaft etwas zweifelerregend gewirkt; so wurde sie von rechts jedenfalls nicht hervorgehoben und von links teils nicht erwähnt, teils vielleicht ebenfalls kaum bemerkt.

Das Ausland aber bemerkte sie und zwar sehr nachdrücklich.

II.

England nämlich litt nach dem Kriege unter der Last seiner drei Millionen Arbeitslosen zwar nicht materiell, aber psychisch in einem Ausmaße, das die geruhsamere deutsche Bürgerseele sich kaum vorstellt. Wenn England sich nach dem Diktat von London so schnell zum energischen Vorkämpfer der Entlastung Deutschlands gemacht hat, so vor allem deswegen, weil es den Zwangsverkäufer auf dem Weltmarkte für Reparationsdevisen nicht ertragen, den deutschen Warenabnehmer nicht entbehren und die deutsche Mithilfe für den Wiederaufbau der Arbeitsmöglichkeit in Europa gewinnen wollte. Bei alledem stand der Ausländer, dem die Inflationserscheinungen und die diesen wieder zugrunde liegenden tieferen Ursachen völlig unverständlich war, vor einem großen Rätsel. Jeden Deutschen, dem er begegnete, fragte Lloyd George: „Wir haben drei Millionen Arbeitslose. Ihr habt keine. Alle Eure Arbeitskräfte sind praktisch in Arbeit. Soweit man sieht, arbeiten sie auch fleißig; folglich müssen sie Güter hervorbringen (they are producing wealth). Wo bleibt Ihr mit diesem neu geschaffenen Arbeitsprodukt?"

Die Antwort auf diese immer wiederholte Frage war Rathenau's berühmte Arbeitsstundenrechnung.

Er erklärte dem Sinne nach: Die wirklichen Arbeitsstunden Deutschlands können nicht viel über 50 Milliarden im Jahre liegen. Sie müssen früher höher gelegen haben. Nun haben wir zwar unsere Leute vorderhand noch ungefähr alle in Arbeit. Aber nur dadurch, daß sie für etwas arbeiten, für das unser Vorkriegsdeutschland nicht zu arbeiten brauchte, und für das auch die andern Nationen, insbesondere England, nicht arbeiten müssen. Deutschland muß nämlich, auf's Jahr gerechnet, 9 bis 9,8 Milliarden Arbeitsstunden mehr als früher leisten; beinahe $^1/_5$ seiner Arbeiter, obwohl beschäftigt, arbeitet also für etwas, wofür früher nie ein Deutscher zu arbeiten brauchte. Die Berechnung dieses Mehrbedarfs von Arbeitsstunden sah so aus (wobei die Arbeitsstunde, in Vorkriegsgoldwert gerechnet, mit $^2/_3$ Mark eingesetzt war und wobei 2400 Arbeitsstunden = 1600 Mark das Jahresäquivalent eines Arbeiters bedeuten):

	in Milliarden Arbeitsstunden	in Milliarden Goldmark	in Millionen Arbeitskräfte
Vor dem Kriege hatte Deutschland an Zinsen für sein Auslandskapital 1—1½ Milliarden jährliche Einnahmen, für die es nichts zu tun brauchte. Die fehlen jetzt. Für den Gegenwert der damals eingeführten Rohstoffe und Lebensmittel muß jetzt gearbeitet werden. Obendrein müssen Reparationen gezahlt werden. Da wir in Cannes 500 Millionen Goldmark Barleistung und eine noch nicht näher definierte Summe an Sachleistungen übernehmen mußten, so wurden auch diese Posten dazu addiert. Und es ergab sich für fehlende Auslandszinsen, für zusätzliche Auslandsverschuldung und für Reparationen ein Mehrbedarf von Arbeit	3,75	Vorkriegswert 2,50	1,56
Für verlorene Schiffahrtsfrachten, die wir früher vom Auslande erhielten und jetzt dem Auslande zahlen müssen, für nicht mehr geleistete Bank-, Versicherungs- und Transportleistungen ergibt sich ein weiterer Arbeits-Mehrbedarf	1,66	1,11	0,69
Allgemeine Schlechterstellung wegen der Gebietsverluste......	1	0,66	0,41
Verlust an landwirtschaftlicher Fläche, auszugleichen vielleicht teilweise durch Mehrschaffung von Düngemitteln.............	1,82	1,21	0,76
Verlust an Industrierohstoffen (Kohle, Metalle, Holz etc.)	0,83	0,55	0,34
zusammen	9,06	6,02	3,76

Rathenau's glänzende Rede ging über den Erdball, obwohl die Arbeitsstundenrechnung hier und da bezweifelt wurde. Vielleicht stärker als diese Rechnung noch wirkte auf die Gehirne der Maßgebenden jenes wunderbare Beispiel, das ich Ihnen einmal als die „Geschichte vom Pferd von Cannes" erzählte. In Deutschland ist, soweit ich sehe, die ganze Feststellungs- und Betrachtungsweise bezüglich der Arbeitsstunden kaum mehr wieder aufgenommen worden, nur ge-

legentlich von der Reichskreditgesellschaft. Und doch bleibt sie für eine volkswirtschaftliche Gesamtrechnung des Unternehmens Deutschland und für die Frage, wie man den Arbeitslosen hilft, entscheidend.

III.

Gälte diese Rechnung heute noch in vollem Umfang, so gäbe es auch heute noch keine Arbeitslosen.

Nun war aber einmal bei der obigen Rechnung die Zahl der Arbeitsstunden Deutschlands unterschätzt, und manche Verluste waren vielleicht ein wenig hoch angenommen. Wäre nämlich die Rechnung für die ganzen letzten sieben Jahre exakt gewesen, so hätte ja der glänzende Wiederaufbau des deutschen Eisenbahnwesens, der Wiederaufbau von drei Fünfteln der Flotte, die Wiederherstellung der deutschen Industrie, der zu weit gehende Ausbau unseres Bergbaues, die Wiederauffüllung der Läger gar nicht stattfinden können. Das alles ist aber in den letzten sieben Jahren geleistet worden, und unsere gegenwärtigen Schwierigkeiten rühren nun teilweise gerade davon her, daß diese Wiederaufbau- und Wiederauffüllungsarbeit im wesentlichen vollendet ist. Denn dadurch wurde ein Teil des Mehrbedarfs von Arbeit wieder überflüssig.

Andeutend gesprochen: Von 1919 bis Anfang 1924 befanden wir uns in einer Wiederauf- und Ausbauperiode. Der Ertrag des Arbeitslohnes wurde durch das grausame Mittel der Inflation verkürzt, um den Wiederaufbau der Produktionsmittel zu schaffen. In den Jahren 1924 und 1925 wurden zunächst noch die begonnenen Inflationsbauten weitergeführt. Dann aber wurde für die mobilen Mittel, insbesondere die Wiederauffüllung der Läger, gesorgt. In der ausländischen Presse lasen Sie eine geheimnisvollerweise nur dem Auslande bekanntgegebene Statistik, nach der die Lagerbestände Deutschlands von Anfang 1924 bis Mitte 1925 sich um 6½ Milliarden erhöht haben sollen. Da die ganzen Auslandskredite Deutschlands von Herrn Präsidenten Schacht wohl richtig auf 3½ Milliarden geschätzt werden, so ist, wenn man dieser amtlichen Schätzung, die ich allerdings für zu hoch halte, einmal folgt, etwas weniger als die Hälfte der zusätzlichen Lagervorräte noch aus dem Ueberschuß unserer Volksarbeit geleistet worden. Die Bauten, von der Reichskreditgesellschaft mit 2½ Milliarden Reichsmark jährlich geschätzt, sind ebenfalls zusätzlich aus der Volksarbeit entstanden; ferner die bessere Eindeckung der Vorräte im Privathaushalt, die immerhin noch eingetretenen Betriebsverbesserungen in Groß- und vor allen Dingen auch in Kleinbetrieben. Daß bei alledem

auch der Staat noch 2½ Milliarden aus der Wirtschaft herausnahm, ohne sie gerade in besonders zweckmäßiger Form der Wirtschaft zuzuführen, erforderte sicherlich weitere Zusatzarbeit; und schließlich haben wir während des ersten Dawes-Jahres mit Hilfe von Auslandanleihen fast eine Milliarde bezahlt und für die Vergrößerung unserer Exportmöglichkeit mindestens noch einmal denselben Betrag hinauslegen müssen.

Ich will an dieser Stelle die deutsche Arbeitsstundenrechnung von heute noch nicht aufmachen, auch nicht die Frage erörtern, ob wirklich, wie unsere amtliche Statistik anläßlich der Dawes-Untersuchung es zeigt, 5¾ Millionen Arbeitskräfte mehr in Arbeit sind als in der Vorkriegszeit. Da die besagte Statistik bei der Bevölkerungszahl, wie die Volkszählung zeigte, um ungefähr eine Million zu hoch angenommen war, nehme ich einmal an, daß es auch bei den Erwerbstätigen der Fall war. Man kommt damit ebenfalls ungefähr auf ihre Zahl von 4½ Millionen. Wollen wir aber, andrerseits, einen provisorischen Vergleich mit demjenigen ziehen, was in der Rathenau-Rechnung as notwendige Mehrarbeit gegenüber der Vorkriegszeit erscheint, so möchte ich, ohne hier eingehende Kritik zu üben, die folgenden Posten auch heute noch als zweifellosen Mehrbedarf bezeichnen:

Die fehlenden Auslandszinsen zuzüglich der Reparationszahlung werden auch heute noch ungefähr ebensoviel Mehrarbeit erfordern wie damals.

Die fehlenden Rohstoffe im Lande (die wir natürlich von draußen beziehen können, aber nur unter Zahlung von Unternehmergewinn und Zins ans Ausland, also schließlich doch teurer, das heißt mit mehr Arbeitsaufwand), möchte ich auch mit einer halben Milliarde Arbeitstunden veranschlagen.

Und obwohl wir unsere Handelsflotte teilweise wieder aufgebaut haben, fehlt an dem andern, was wir früher dem Ausland an Dienstleistungen geben konnten und wofür wir schon Gegenwert hereinbekommen, auch wohl noch ½ Milliarde Arbeitsstunden.

Das Manko an landwirtschaftlicher Fläche dagegen haben wir ziemlich weitgehend durch unsere Düngemittelindustrie ausgeglichen.

Ich möchte also annehmen, daß 4¾ Milliarden Arbeitsstunden oder beinahe 7 Prozent Arbeitsleistung gegenüber früher für das gleiche Produkt notwendig ist. Das bedeutet, daß ungefähr zwei Millionen Arbeitskräfte infolge der ungünstigeren Gestaltung des Gebietes, der Reparationsleistungen und des Wegfalles unserer Auslandforderungen mehr für Arbeit notwendig sind (sie also auch mehr finden), um das gleiche Produkt wie früher zu schaffen.

Sind darum die andern zwei bis zweieinhalb Millionen zu dauernder Arbeitslosigkeit verurteilt?

IV.

Einiges mag schon noch durch die Verkürzung der Arbeitszeit drauf gehen; viel ist es bestimmt nicht, während es in England allerdings nach meinen Beobachtungen einen bedeutenden Betrag ausmacht.

Im übrigen kommt jetzt nach dem Wiederaufbau der Wiederumbau! Wir beginnen jetzt Amerika zu buchstabieren. Und nachdem zuerst einige Annexionsgelehrte und auch einige Wirtschaftsführer uns mitgeteilt hatten, das ginge in Deutschland ganz bestimmt nicht, wallfahrtet jetzt jeder, aus dem Betriebsverlust des vorigen Jahres, nach Amerika (Leider bedeutet fahren in diesem Falle nicht immer erfahren! Kürzlich sagte mir ein kluger deutscher Bankier: „Die Leute lesen Ihr Amerika-Buch falsch. Sie fangen von vorn an, wo die Sache vom laufenden Band steht. Das wollen sie in ihrem Wäscheschneidereibetrieb dann auch einführen, anstatt hinten zu lesen, wo steht, daß ein Monat verlängerter Kreditgewährung wichtiger ist, als sämtliche laufenden Bänder!“)

Diese Umstellungsarbeit würde mehr Arbeit bedeuten. Es kommt nur darauf an, wie man sie finanziert. Auch andere Stücke der Wiederauffüllungsarbeit sind noch nicht vollendet. Unser Außenhandel hat seinen alten Anteil am Welthandel auch angesichts unserer verminderten Volkszahl noch nicht wieder. Die hier, gegenüber früher, verlorene Arbeitsmöglichkeit bedeutet immerhin noch etwa 600 000 Mann.

Endlich aber übersehen Sie, wie ich glaube, bei Ihren Darlegungen zweierlei: Zum einen, daß es eine Gesetzmäßigkeit kapitalistischer Wirtschaftsführung ist, nicht nur aufzubauen und zu erhalten, sondern auch aus- und weiterzubauen. Wäre der unglückselige Weltkrieg nicht dazwischen gekommen, unser Unterschied gegenüber Amerika wäre nicht halb so groß. Was dort vor sich ging, war nur die ruhige Weiterentwicklung im selben Sinne, wie bei uns etwa zwischen 1904 und 1914. Helfferich schätzt den jährlichen Zuwachs an Volkseinkommen in den ersten 25 Jahren der Regierungszeit seines Kaisers auf jährlich $1^{1}/_{10}$ Milliarde. Das bedeutete damals eine jährliche Mehrbeschäftigungsmöglichkeit von etwa 700 000 Menschen. Es ist nicht die geringste Ursache erkennbar, warum das jetzt anders werden soll. Im Gegenteil: Bei vernünftiger Politik ist das große innere Arbeitsreservoir immer wieder zu ergänzen durch das andere, auf das Rathenaus großzügigster Gedankengang in Cannes und Genua zielte, nämlich Rußland.

Deshalb ist für die zwei Millionen Arbeitsloser die Arbeitsmöglichkeit durchaus zu schaffen, — auch produktive Arbeitsmöglichkeit, auch solche, die gar nicht beim gegenwärtigen Arbeitsertrage Halt zu machen braucht. Denn auch dies lehrt schließlich doch Amerika, wenn man es nicht vorher gelernt hat: Rationellere Arbeit bedeutet höhere Genußmöglichkeit der Massen und damit wieder größere Arbeitsgelegenheit. Nur darf man sich nicht aus theoretischen Erwägungen bange machen lassen vor etwas, was vielleicht einmal später kommt, vor der „Transfer-Gefahr", (Lieber kein Geld annehmen, als etwa einen kleinen Bruchteil davon einem andern geben.) Vor allem darf man, wenn man Außenhandel treiben will, nicht vergessen, daß die Kreditfristen im Außenhandel doppelt so groß geworden sind wie in der Vorkriegszeit. Und wenn man selber — auch dank törichter Steuer- und kurzblickender Kapitalpolitik — im eigenen Lande nicht genügend Kapital frei stellte, darf man die vom Auslande zufällig gerade uns gebotene Hilfe nicht aus ganz unhaltbaren Gesichtspunkten ablehnen. Das plötzliche Anwachsen der Arbeitslosigkeit bei uns im September letzten Jahres hängt gar nicht etwa damit zusammen, daß die Auffüllungs- und Ausbauarbeit mit einem Ruck vorbei gewesen wäre, sondern daß der Kapitalstrom vom Auslande, der das ganze Jahr vorher reichlich geflossen war, eine Weile lang abgestoppt wurde, weil aus innerdeutschen Gesichtspunkten und aus mißverstandenen Transfervorstellungen die Kreditnahme der öffentlichen Körperschaften eine Weile gehindert wurde. Wir waren folglich stolz, daß unsere Auslandschuld sich nicht vermehrt hatte, beobachteten mit mathematischer Genauigkeit, daß die „schauerliche Passivität der Handelsbilanz" sich in eine rosige Aktivität verwandelt hatte, und in merkwürdiger, prästabilierter „Harmonie" wuchs mit der sinkenden Passivität der Außenhandelsbilanz — also mit der Abnahme der Auslandkredite — die Zahl unserer Arbeitslosen. Hemmt man nicht die Neuschaffung und den Neuzufluß von Kreditmitteln, so beschäftigen wir auch die andern zwei Millionen wieder mit

Reparationsleistung
Außenhandels-Ausweitung

Verbesserung und Schaffung höherer Leistungskraft unseres heimischen Arbeitsapparates. Das letzte schafft am meisten.

Und den Mehr-Menschen brauchen wir auch den Arbeitsertrag nicht zu kürzen; das Renteneinkommen, das die Inflation mindestens zu drei Vierteln wegfraß, steht schließlich jetzt mit für Löhne bereit. Normaler Weise werden wir in nicht zu ferner Zeit die Vorkriegs-Produktion überschreiten, wenn wir uns nicht selber der uns gebotenen Arbeitsmittel (Kredite) berauben.

Aus diesem Grunde bin ich kürzlich öffentlich so nachdrücklich für die freie Kapitalwirtschaft eingetreten, insbesondere für Freiheit der Kreditnahmen im Auslande. Daß darüber hinaus weitgehende organisatorische Maßnahmen nicht nur richtig, sondern dringlich notwendig sind; daß insbesondere die innere Finanzierung nutzbringender Anlagen, auch wenn sie erst in weiterer Ferne Renten zu bringen versprechen, dringlichst der Durcharbeitung und der Vorschläge bedarf, das brauche ich Ihnen jetzt nicht zu sagen; es wird nächstens wohl eingehender darüber zu sprechen sein. Hoffentlich nicht wieder, wie in den letzten fünf Jahren so häufig, — zu spät.

EIN RICHTER

JUSTIZ-TAGEBUCH

Die Landesverratsprozesse von 1925

Bei der Beratung des Justizetats hat Paul Levi im Reichstag unwiderlegt behauptet, daß im Jahre 1925 wegen Landesverrats 940 Jahre Zuchthaus verhängt worden sind. Ein großer Teil der Verfahren wegen Landesverrats und Verrats militärischer Geheimnisse ist auf Antrag des Oberreichsanwalts bei preußischen Oberlandesgerichten anhängig gewesen. Im Laufe des Jahres 1925 sind in die Register der Staatsanwaltschaften bei den Oberlandesgerichten (Kammergericht) 209 Strafsachen wegen Landesverrats neu eingetragen worden. 67 Verfahren wurden davon unerledigt in das Jahr 1926 übernommen. Von den übrigen sind 37 durch Verurteilung, nicht eines durch Freisprechung, erledigt. Der Rest fiel durch Einstellung, Amnestie und auf andere Art fort.

In Preußen haben im Jahre 1925 67 Hauptverhandlungen in Strafsachen stattgefunden, für welche die Oberlandesgerichte in erster und letzter Instanz zuständig waren (Landesverrat, Spionage). In den 67 Hauptverhandlungen sind insgesamt 93 Personen verurteilt, nur 6 freigesprochen worden. Für die Angeklagten bestand also eine Wahrscheinlichkeit von 94 Prozent, verurteilt zu werden. Die größte Anzahl der Hauptverhandlungen fand vor dem Strafsenat des Kammergerichts statt, nämlich 18. In diesen 18 Hauptverhandlungen wurden von 32 Angeklagten nur 2 freigesprochen. Für die übrigen Hauptverhandlungen waren die Oberlandesgerichte in Hamm, Königsberg i. Pr., Cassel und Breslau zuständig.

Die im preußischen Justizministerium für den Landtag ausgearbeitete Zusammenstellung über die Landesverratsprozesse läßt zwar die große Bedeutung dieser Verfahren und den besonders hohen Prozentsatz der Verurteilungen erkennen. — Vor anderen preußischen Gerichten werden etwa 25 Prozent der Angeklagten freigesprochen. — Die wichtigsten Punkte sind jedoch unberücksichtigt geblieben. Es fehlen die Angaben darüber: Wie viele der 67 Hauptverhandlungen aus 1925 haben unter Ausschluß der Oeffentlichkeit stattgefunden? Wieviel Jahre Zuchthaus, Gefängnis und Festungshaft sind über die 93 Verurteilten verhängt worden? In wieviel Fällen ist ein Strafsenat über den Strafantrag der Staatsanwaltschaft hinausgegangen?

Wenn sich der Landtag allein mit den obengenannten Zahlen begnügt, kann er ein klares Bild über die Geheimverhandlungen der oberlandesgerichtlichen Strafsenate niemals gewinnen.

Preußens politische Gefangene

Das preußische Justizministerium hat letzthin einen Nachweis über die Zahl der in preußischen Strafanstalten vom 1. Januar 1926 befindlich gewesenen politischen Gefangenen zusammengestellt. Was das Ministerium unter dem Begriff des „politischen Gefangenen" versteht, ist unbekannt. Es scheint ihn eng auszulegen. Gegen 324 wegen politischer Straftaten verurteilte Personen war am 31. Dezember 1925 die Strafvollstreckung nicht zu Ende geführt. Von ihnen waren verurteilt: zu Geldstrafen 80 Personen, zu Festungshaft 17 Personen, zu Gefängnis 116 Personen, zu Zuchthaus 111 Personen. 189 dieser Personen verbüßten am 31. Dezember 1925 ihre Strafe.

Aus der Zusammenstellung geht hervor, daß etwa ein Drittel der Personen, die wegen sogenannter politischer Straftaten verurteilt worden sind, die schwerste Art der Freiheitsstrafe verbüßen müssen, nämlich eine Zuchthausstrafe. Der Zuchthausstrafe wird damit für die politischen Verbrechen eine ganz besonders hervorragende Bedeutung attestiert, die in starkem Gegensatz zu der sonstigen Bedeutung der Zuchthausstrafe steht. So wurde bei 954 449 Verurteilungen wegen Verbrechen und Vergehen gegen Reichsgesetze überhaupt im Jahre 1923 in 10 123 Fällen eine Zuchthausstrafe verhängt. Den 32 Prozent Zuchthausstrafen bei politischer Kriminalität stehen also nur 0,01 Prozent bei allgemeiner Kriminalität gegenüber.

ROBERT SCHEU

GEDANKEN

Nur das kann dir niemand nachmachen, was du selbst niemandem nachgemacht hast.

*

Ein armseliges Talent, das seinem Besitzer niemals lästig fällt!

*

Gekaufte Liebe ist eine umständliche und kostspielige Art der Selbstbefriedigung.

*

Das Weib ist ein Saisongeschäft.

*

Ein Spruch muß leuchtend, aber auch einleuchtend sein.

*

Narben sind die Handschrift des Schicksals.

BALDER OLDEN

EIN LEBEN IN PURZELBÄUMEN

(Zu den gesammelten Werken Franziska Reventlows)

„Ich war wie jemand, der nicht normal seinen Weg gehen kann, immer in Purzelbäumen."

Sie war ein dänischer Typ, klein, zierlich, elastisch, ungeschminkt viel pariserischer als die echten Pariserinnen mit Rouge, ein bißchen schnodderig, sehr geistreich, ein bißchen sentimental. Auf zierlichsten Füßen stelzte sie durch den aufgeweichten Boden der Münchner Vorstadt Schwabing und schien immer unberührt, blank gewaschen, unberührbar, auch wenn sie fast versank.

Ich lernte sie kennen, als ich noch sehr jung war und sie noch sehr jung schien, obwohl ein großer, schöner Bub, ihr vaterloses, ganz privates Götterkind, dazu zwang, ihre Jahre nachzurechnen. Ein so schillerndes Frauenzimmer war mir nie begegnet — ich wußte bald, wie tief in Elend und Verstrickung sie war, und träumte laut davon, ihr zu helfen, ihr „Retter" zu sein. So waren ein paar Monate meines Lebens ganz erfüllt von einem Kultus für diese reizende Gottheit, die kein kleinstes Detail ihres Lebens geheim hielt, mir aber immer neues Geheimnis schien.

Dann trennte uns das Leben — mir blieb von all dem Weihrauch, den ich zu ihren Füßen verbrannt hatte, ein wenig holder Duft zurück. Es kamen andere Länder, andere Gottheiten.

Für ihren Buben raufte sie um Geld und Brot, sie hatte viele Berufe. Sie war Dichterin. Ihr Bekenntnisroman „Ellen Olestjerne" lag als ein schön gebundenes, stattliches Buch vor und wurde von strengen Kritikern ernst genommen. Der Simplizissimus liebte ihre kapriziös-revolutionären Skizzen, und man hätte sie für eine Begeisterte halten können. Aber sie selbst sagte, daß sie schriebe, wie die Arbeitslosen im Winter Schnee schaufeln. Wenn man sie fragte, ob sie Schriftstellerin sei, kam ihr das vor, als würde ein arbeitsloser Schneeschaufler mit dieser Tätigkeit identifiziert. „Was mich selbst in solchen Fällen aufrecht erhält, ist ausschließlich der Gedanke an das Honorar. Ich glaube unbedingt an den Schwachsinn des Weibes, und zwar aus eigener schmerzlicher Erfahrung."

Sie war Uebersetzerin, den ganzen Prevost, den man damals für pikant und literarisch hielt, hat sie in bitterer Frohn ins Deutsche übertragen. Man diktiert dergleichen heute ins Stenogramm, wenn man halb die Sprachgewandtheit der Reventlow besitzt, und zwei Bogen ist keine überwältigende Tagesleistung. Aber sie schrieb alles mit der Hand und schrieb alles noch einmal mit der Hand ab. Beim zwölften oder vierzehnten Buch erst merkte sie, daß schon die erste Niederschrift druckreif war.

Sie bildete sich zur Schauspielerin aus und durfte ein paar Mal auftreten.

„Um Halbsechs oder Fünf aufstehen, Hausarbeit, Bubi versorgen, üben, übersetzen, abends wieder eine Stunde üben und schreiben."

In jenem Frühling aber machte sie in Kunstgewerbe. Irgendwo hatte sie das Rezept, neue Bierkrüge in altdeutsche Humpen zu verwandeln, geschenkt bekommen, hatte das Honorar eines Bandes in Bierkrügen und Farben angelegt, malte, brannte, schuftete von fünf Uhr morgens bis in die späte Nacht.

Sie rechnete mit den Festspielen in Oberammergau als Markt für ihre ungeheuerlich stilechten Produkte.

Eines Tages fuhr ich mit ihr nach Oberammergau, und wir gewannen das volle Interesse des Kommerzienrates Lang, Pontifex Maximus von Oberammergau. Sie schickte einen halben Waggon Ware ins Passionsdorf.

Es wurden zwei Stück verkauft. Sie lud die ganze Fracht auf einen Kahn und versenkte sie im Großheßlohersee, nachdem sie ein halbes Jahr lang gehofft hatte, diese Krüge würden sie zur reichen Frau machen. Sicher hat sie über diese Enttäuschung keine Träne vergossen und war keine Stunde schlecht gelaunt. Es war wohl eine Frau, die man bewundern konnte!

Eines Tages bekam sie einen Heiratsantrag. Irgend ein baltischer Baron war unter Kuratel gestellt worden, mit der Bedingung, sein Vater würde diese Maßregel aufheben, wenn es ihm glückte, eine wirklich repräsentable und kluge Frau aus der Gesellschaft zu gewinnen. Man hatte ihm die kleine Reventlow für dergleichen empfohlen.

Eine wirklich repräsentable Frau . . . Die Geschichte ihrer Jugend, ihre Flucht aus dem puritanischen Elternhaus, ihr tiefes Untertauchen in der Boheme hatte sie selbst geschildert und drucken lassen. Es gab auch einen kleinen Roman „Das gräfliche Milchgeschäft" aus ihrer Feder, es gab Wolzogens Roman „Das dritte Geschlecht", in dem sie als „die reizende, kleine Frau von Robitschek" so durchsichtig geschildert war — verliebt, verspielt, deklassiert mit innigster Liebe zu dieser Sache — daß es eines Dutzends portraittreuer Illustrationen des genialen Caspari nicht bedurft hätte, um zu verraten, wer Wolzogen Modell gestanden hatte. Es gab einen Prozeß wegen Blasphemie, begangen im Simplizissimus, es gab, es gab . . . . . .

Trotzdem geschah das Unglaubhafte. Die Ehe wurde geschlossen, der baltische Baron verliebte sich in seine offizielle Frau. Sein Vater besuchte das Paar, verliebte sich noch mehr als der Sohn in seine offizielle Schwiegertochter, hob die Kuratel auf. Die Gräfin bekam ihr vereinbartes Honorar, legte es auf einer schweizer Kantonalbank an. Und jetzt sollte Bubi keine Schule, kein Weg zur Höhe verschlossen sein.

Dann geschah das noch Unglaubhaftere: die Bank verkrachte. Noch blieb die Aussicht auf eine Erbschaft, der Schwiegervater war alt und reich. Aber kurz vor seinem Tode erfährt er, daß man ihn hinter das Licht dieser blonden, geistreichen Schwiegertochter geführt hatte, und enterbt seinen Sohn.

„Es filmt wieder einmal", sagte sie, als man ihr die neue Hiobsbotschaft überbrachte.

Zu Beginn jener Episode erschien ich wieder in Schwabing. Franziska Reventlow war verschwunden, ich suchte sie den ganzen Tag. Abends sah ich in einem Buchladen „Von Paul zu Pedro" stehen. Soeben erschienen! Ich hatte keine Zeit ins Hotel zu gehen, auch nur ins nächste Café zu gehen. Vor einem hellbeleuchteten Ladenfenster stand ich und las. Das war eine Novelle in Briefen, deren Adressat nur ich sein konnte. Immer war die Rede von ihren Beichten und unseren Paraphrasen zum Thema Liebe, von einer bestimmten Teestube, in der sie mich ihren Konversationsliebhaber getauft hatte. Jetzt erfuhr ich, daß es neben dem Konversationsliebhaber noch ein „sujet" gegeben hatte. „Zu Ihnen flüchtete ich mich immer wieder, wenn er gar zu stumpfsinnig wurde. Nur wenn wir einmal unseren richtigen Platz nicht bekamen und Sie fern vom Kamin zu tiefgründig waren — dann bekam ich wieder Sehnsucht nach ihm und stahl mich ans Telephon."

Mir ganz besonders ins Stammbuch geschrieben, las ich da „am schlimmsten ist der Typus Retter — und glauben Sie mir, man darf sich noch so weit und noch so lang auf der schiefen Ebene befinden, es tauchen immer wieder Männer auf, die uns durch wahre Liebe retten wollen.“

Gekränkt war ich nicht, nein, neu entzückt. Aber mein Weg führte gerade aus Lappland über Schwabing nach Indien, ich fand keine Zeit, ihr auch diese neue Entzückung eines kalt Abgeduschten zu Füßen zu legen.

Dann gingen wieder viele Jahre hin, in denen ich nichts von ihr hörte, bis sie 1917 zu einer kurzen, phantastischen Berühmtheit kam.

Ihr Götterkind, dies ganz private, vaterlose Kind, um das ihr ganzes Leben sich bewegt hatte, war Soldat geworden. Sie holte ihn sich — setzte ihn in Konstanz in ein Ruderboot, legte sich selbst in die Riemen, wurde von Wachtbooten aus beschossen, brachte im durchlöcherten Kahn ihren Buben ans Schweizer Ufer. Alle Zeitungen der Welt waren voll von dieser Tat einer einzigen europäischen Mutter, die einfach nicht mittat, die so sehr Mutter war, daß sie keiner Nation und keiner Familie mehr angehören wollte. Diese Tat hatte nicht das geringste politische Motiv, obwohl man in lächerlichen Interviews, die über den Globus gekabelt wurden, aus der Gräfin eine Ententefreundin und politische Aktrice machen wollte. Sie dachte nicht daran, es zu sein, war mit deutschem Blut und deutscher Sprache viel zu organisch versippt, war viel zu unpolitisch, tausendmal zu kosmopolitisch, um sich in's Lager der Gegenpartei zu begeben. Sie war nur Mutter: bis zu einem Grad, daß jeder Krieg auf Erden unmöglich wäre, wenn alle Mütter so sehr Mütter wären. Und sie war eine Frau, deren Leben nicht nur in Purzelbäumen, sondern auch in Saltomortales ging.

Die Tat, ihren Buben aus dem Weltgemetzel zu retten, war die letzte Handlung ihres Lebens, von der man öffentlich sprach. Dann kam bald die letzte, schwere Krankheit. „Das Leben ist göttlich und der Tod entsetzlich“ hatte sie einmal im Kampf gegen den Hunger, kurz vor dem Operationstisch, von Schmerzen gefoltert, geschrieben. Jetzt erlag sie dem entsetzlichen Tod, arm, verlassen und verliebt wie immer und wie immer voll von blühenden Hoffnungen.

Im Verlag Albert Langen ist, sieben Jahre nach ihrem Tod, ein schönes, gewichtiges Buch erschienen, das in Golddruck auf rotem Leder den Titel führt „Franziska Gräfin zu Reventlow, gesammelte Werke.“ So ehrt man sonst jene Dichter, die dreißig Jahre lang mit Gott um beste Adjektive ringen, und deren Name längst in den Bücherschränken des gebildeten Mittelstandes glänzt, ehe man es wagt, ihn „gesammelt“ erscheinen zu lassen.

Ein Louise von François- oder Ebner Eschenbach-Typus ist diese dichtende Komtesse nicht, und man hätte aus ihren in Qual und Not und Sehnsucht nach dem Honorar hingeschriebenen Romanen auch kaum einen Band gesammelter Werke gemacht, wenn das Leben dieser Frau nicht so romanhaft und sie selbst nicht so über alles reizvoll gewesen wäre. Denn jedes Wort in diesen gesammelten Werken ist Antobiographie.

Kein anderer, so viele es auch versucht haben, war der Aufgabe gewachsen, dies Leben zu schildern, das sich aus Amouresken zur Tragödie zusammensetzte.

„Im Fieber versuche ich, mein ganzes Leben hinzuschreiben, all meine Träume, meine Sünden und mein Elend. Und später, wenn ich tot bin, soll mein Buch es hinausschreien unter die Menschen, wie ich geträumt und gesündigt habe und wie elend ich war . . . .“

Du steigst in die Elektrische Nummer soundso; Anhängewagen. Dösige Vormittagsstunde im menschenleeren Vorort. Dort der alte Herr schiebt gerade eine Rolle Kautabak zwischen die Kiefer; die Frau ohne Hut mit der Einholetasche liest die „Morgenpost." Es sind die Einzigen, die du bemerkst. Die andern verschwimmen in der unsagbaren Gleichgültigkeit des Begriffes Straßenbahn.

Doch zehn Minuten später schon wird der Wagen lädiert irgendwo halten. Daneben ein Auto, dessen zertrümmerte Laternen wie leere Augenhöhlen auf die zerquetschten Vorderpfoten starren. Der Rest ist Polizeibericht: „. . . ins Elisabeth-Krankenhaus kamen der 65 jährige Rentner H. (mehrere Knochenbrüche), eine Frau M. aus der Rheinstraße (Kopfverletzungen und Nervenchock); einige andere Personen, die durch Glassplitter verletzt wurden, erhielten auf der Rettungsstation einen Notverband."

Oder: Menschenauflauf mitten auf der Straße. Da steht, ein Bild unendlicher Melancholie, ein Grünkramwagen, so ein ganz altes verkümmertes Dingsda. Die Rückwand ist zertrümmert, und Passanten sind gerade dabei, ein paar Kohlköpfe, die noch herumrollen, zu entfernen. Der kleine spärliche Gaul ist ausgespannt; verständnislos beschnuppert er seine ausgefranste, zerschlissene Decke, die auf dem Asphalt liegt mit etwas darunter. Es wölbt sich nur ganz undeutlich und an einer Stelle, da sickert ein ganz dünner Streifen Blut unter der Decke hervor. Da steht dieses armselige Gespann wie ein Dokumentenwrack aus grauer Vorzeit, und wirkt hier an einem häßlichen Regentag nicht weniger schwermütig als Turners „Fighting Téméraire", Nelsons altes Admiralsschiff, zum letzten Mal ins Dock geschleppt, flankiert von großen drohenden Kästen und qualmenden Schornsteinen.

Das ist das Schlachtfeld des Verkehrs.

Wir haben diesen Verkehr zu einem gültigen Militarismus-Ersatz entwickelt, wo wir überschüssige Volkskräfte absetzen und die Blessuren uns holen, die der Locarno-Geist erspart. Wie die Aegypter die Krokodile anbeteten, die sie fraßen, sagt Anatole France, beten wir die Automobile an, die uns totfahren. Wir rufen nicht mehr Vaterland, sondern Tempo, und diesem Tempo opfern wir täglich Menschenleben, gesunde Glieder, noch intakte Nerven. Das ist der Moloch, der unsere Kinder verschlingt und die Greise wegputzt, die Ueberflüssigen, die nicht mehr mithalten können, und die wir den malmenden Rädern der Motorkarren und Omnibunden überlassen, weil wir den Brauch der Skythen, die alten Leute einfach abzuschlachten, als allzu primitiv empfinden.

Ja, wir sind geschäftig geworden, sehr geschäftig. Komisch nur, je pleiter wir werden, desto rapider wächst der Verkehr. (Selbst die Bettler Ecke Linkstraße tragen ihre Notlage im Telegrammstil vor, wie Leute, deren Zeit Geld ist.) Der Umsatz sinkt, der Verkehr debauchiert. Die Bewegung ist Selbstzweck. Die Bewegung ist alles, das Geschäft gar nichts. Man hetzt und hastet, selbst das Vergnügen wird zum Dampfbetrieb, die Erholung zu vorgeschriebenen Freiübungen, und damit das Inferno einen appetitlichen Namen hat, der auch ästhetisch Verwöhnten genügt, nennen wir es Rhythmus der Zeit, und sind stolz darauf, unter der Walze selbstangekurbelter Apparatur zu verröcheln.

Chronik des 20. Jahrhunderts

Einzig autorisierte Übersetzung von Walter Mehring

10. Fortsetzung

Lorenzaccio, oder die Heimkehr des Verbannten

V

Ermüdet blieb er da, die Beine eingezogen,, konnte es nicht fassen, daß er im Salon seiner Mutter wäre, wo soviel Routs und Bälle, soviel unsterblich gewordene mondäne Heldentaten stattfanden. Eine Flucht von vier anderen Salons mit vergoldeten Holzschnitzereien und eingelegten Spiegelglasplättchen schloß sich an; zwischen den Fenstern das G der Gonçalves in massiver Muschelarbeit, und in der Mitte, — Korb voll Licht, — ein Venetianischer Lustre aus milchweißem Porzellan, der den Buzentaurus mit seiner gesamten Takelage aus Eisendraht wiedergibt. Darunter der Spieltisch. Jeder Saal mit Roulettes, alle etwas schief, und Croupiers im Hinterhalt. Hier das zweifelhafte Baccara, dort die „coupe française", dieses bei uns in Frankreich unbekannte Spiel, wie fast alles, was man im Ausland französisch nennt. Ueber den Karten dominierend ein sehr gemischtes Publikum. „Abgebrannte" in Smoking und grauen Hosen, Unteroffiziere ohne Urlaubsschein, Abenteurer aus Angola, Mädchen aus den Bordells von Toulouse und einige Ausländer, englische Weinhändler und Deutsche, Commis voyageurs als Renommieronkels. Mitten im Lärm der Chips und entkorkter Brauselimonade kam die Nummer heraus, leuchtete auf, und die Harke des Croupiers beschrieb den beängstigenden Halbkreis.

Tarquinio Gonçalves spuckte aus.

— Schlappes Volk*). Selbstmörder-Volk, mit seiner tristen Kunst, seinen düsteren Vergnügungen, trotz soviel himmlischen und irdischen Gaben; Triumph der Kanaille, Demagogie „Läusevorrecht, die Löwen aufzufressen", Streiks, Geheimbünde, Wahlschwindel, Budget-Defizit, und dies Palais: Heulen — und — Zähneklappern.

Er richtete die Augen zum Plafond mit seiner perspektivisch verkürzten Säulenimitation, die bis zu einem Himmel aufstrebte, wo zwischen dekorativen Wolken von wüsten Adlern besessene Gottheiten vorüberzogen.

---

*) Der Verfasser teilt keine der Ansichten dieses verbitterten Helden über die edle portugiesische Nation.

— Das Spiel — und welches Spiel! — wie überall, wo Portugiesen dabei sind: gescheiterte Existenzen von Guinea, Roulettes von Mozambique mit Beteiligung der Beerdigungsinstitute, und Macao, diese Spielhölle des tiefsten Orients, wo die Felder im Mosaikpflaster eines öffentlichen Platzes Nummern, pair und impair, darstellten, so, daß die Anwohner von ihren Fenstern aus wetteten und ihre Einsätze in kleinen Körben an Bindfäden hinunterließen.

— Borgen Sie mir Geld für Essen, ich habe alles verloren.

Tarquinio Gonçalves klemmte sein Monokel unter die buschige Augenbraue und wandte sich ganz steif um. Der, der ihn ansprach, war ein Matrose vom Torpedo E 87, ein Mann aus dem Volke, blutjung, schwacher Anflug von Bartflaum auf den bleichen Wangen, üppiges Haar, Wolfsgebiß. Gonçalves erkannte in ihm einen dieser haltlosen, verkommenen Herumtreiber der Flotte, die dank ihrer schlaksigen Haltung und Anmaßung in den Waffenkammern und bei den Wachmannschaften unbestrittene Autorität genießen. Er wollte schon so einiges darauf erwidern, aber er gab all dem keinen Ausdruck. Zog aus seinem Portefeuille eine Banknote und steckte sie mit einer brüsken Gebärde in den Seemannsbusen, in den Ausschnitt eines stark dekolletierten Jersey, drehte ihm den Rücken und ging davon.

VI

Trotz dem Drängen seiner Freunde weigerte sich Tarquinio Gonçalves, in Lissabon zu bleiben. Man schlug ihm vor, ihm die Wiederbenutzung seines Palais zu verschaffen; er nahm nicht an. Uebrigens war das ein leeres Versprechen, denn diejenigen, die der Regierung von neuem zur Macht verhalfen, hatten feste Beteiligung am Spielgewinn und würden nie geduldet haben, daß man diesen Cercle schließe. Gonçalves zog sich in sein Landhaus, seine „quinta", eine Stunde von Lissabon entfernt, hinter den Ajudabergen, zurück.

Dort züchtete er Rosen, ohne seiner städtischen Eleganz zu entsagen, und man konnte ihn in Jackett, karrierten Beinkleidern und englischen Gamaschen beobachten, wie er eine Heckenschere in seinen buttergelben Handschuhen hielt; Camoëns rezitierend, wartete er, bis die Situation sich verschlimmere. Der Professor Amarante zögerte nicht lange, den extremen Parteien gegenüber Verpflichtungen einzugehen, die ihn an die Grenze der Konzessionen führten. In diesem Land, wo die Ministerien von der Opposition gefressen werden, wenn sie noch ganz grün sind, war die Reihe rasch an ihm. Er war

mehr als das Ende einer Regierung, fast die eines Régimes. Das Geld von Moskau war im Laufe des Winters mit vollen Händen ausgegeben worden. Unruhen brachen aus. Ein Komitee mit kommunistischen Tendenzen nahm, nachdem die Granaten auf den Barrikaden gereift waren, als Antwort auf die Wassertromben, die die reaktionären Geschosse im Tajo aufwirbelten, von Lissabon Besitz.

Während dieser Zeit bewässerte Tarquinio Gonçalves, Spritze in der Hand, seinen Garten, der in der Zeit seines Exils verwildert und Wald geworden war. Er düngte ihn ergiebigst und jätete das tiefverwurzelte Unkraut aus. Die Vegetation, die auf diesem atlantischen Gestade in den Höhlungen vulkanischer Erdspalten wuchert, an Ueppigkeit den Dschungeln von Ceylon oder den „chines" der Insel Wight vergleichbar, durchsetzt mit Riesenrhododendren, — Blüten, die sich vom dunklen Boden leuchtend wie Glacé-Leinewand abhoben — breitete sich um ein rosiges Louis XV.-Haus, das wie eine Tritonsmuschel gewunden und dessen Kanten und Umrahmungen weiß umrandet waren. Eins der wenigen in der Gegend, das den Erdbeben widerstanden hatte. Es war mit klobigen Möbeln — englischer Einschlag, aus Porto bezogen — ausgestattet unter zarten Pistazien-Plafonds mit weißer Stukkatur. Gonçalves hatte seinen alten Gärtner dort wiedergefunden und seine stockfleckigen Bücher; an den, nicht gerade kalten, aber doch windigen Tagen nahm er, wie einst, tiefschwarzen, langsam filtrierten Kaffee in einem Wintergarten aus der Don-Pedro-Zeit zu sich, wo ein wildes Durcheinander von Palmen, Papageien und chinesischen Porzellanvasen herrschte.

Die schöne Jahreszeit kehrte wieder. Die Revolutionäre, die am Ruder waren, hatten die Führer der Opposition hingerichtet oder ausgewiesen und führten eine Schreckensherrschaft. Viele ihrer Gegner konnten sich rechtzeitig ins Ausland begeben. Der Professor Amarante hatte sich nach Brasilien geflüchtet. Gonçalves war nicht belästigt worden. Er glaubte sich in Sicherheit. Aber seine Anwesenheit war ein schweigender Vorwurf. Obwohl er die Journalisten fortgejagt, seine Türe vor Bewunderern, Verrückten und Photographen verriegelt gehalten hatte, waren doch die Augen aller Ordnungsliebenden Portugals auf ihn, den nicht Geflüchteten, gerichtet. Vom Mann mit dem römischen Vornamen erwartete man das Heil. „Wird der alte Löwe nicht mehr sein Gebrüll erschallen lassen?" lautete die populäre Klage. Das Exekutiv-Komitee bekam Wind davon. Gonçalves Korrespondenz mit London wurde beschlagnahmt: er hatte sich darin unumwunden über die Regierung ausgesprochen. An einem Maimorgen war sein Schicksal besiegelt.

VII.

An diesem Abend hatte Tarquinio Gonçalves im Sommer-Eßzimmer diniert. Wenn sein Gesicht sich beim Leeren des Glases zurücklehnte, konnte es einen konkaven Plafond betrachten, der mit Porzellanfragmenten inkrustiert war wie ein Schwalbennest mit Scherbenstückchen. Das war eine alte portugiesische Sitte, daß man, wenn ein Haus durch den Besuch des Königs beehrt worden, nachher das ganze „Compagnie des Indes"-Service zerbrach, von dem der Souverain gegessen hatte; um das Souvenir zu erhalten, spickte man den Zement der Deckenwölbung mit dem zerbrochenen Geschirr. Gonçalves erinnerte sich, daß diese Wohnung mehrere Könige empfangen hatte. Er fühlte, erachtete sich in diesem Abendfrieden jenen toten oder entthronten Kronen überlegen. Er betrachtete sich ohne Traurigkeit in einem Spiegel. Seine Runzeln, graphische Darstellungen seines Lebens, entlockten ihm ein Lächeln. Mit seiner Anspruchslosigkeit fühlte er sich als Meister über allem. Nicht, daß er in Sicherheit war. Aber er ballte Kugeln aus den anonymen Briefen und warf sie den Fischen vor. Er hatte zu lange auf wirbelnden Ozeanen gelebt, zu oft Freiheiten seinem Lande und sich erobert als daß er die ministeriellen Banditen fürchtete. Und außerdem konnte sich seine Familie vieler gewaltsamen Todes Gestorbener rühmen. Rodrigues Gonçalves, Gouverneur von Zanzibar, war im XVI. Jahrhundert erwürgt, Amandio Gonçalves wenig später bei der Belagerung von Malacca tödlich verwundet worden, sein Großvater mütterlicherseits, Manuel Païva, einer der frühesten portugiesischen Journalisten, Redakteur des „Ephemerides nauticas" wurde öffentlich in einem Café ermordet, und Lorenço Gonçalves, Bischof von Porto anno 1833, von einem eifersüchtigen Ehemann in einem Spinde erledigt.

Tarquinio Gonçalves ging in den Garten hinaus. Basilienkraut, Pfefferbäume und Thymian, die allenthalben unter der Einwirkung unsichtbarer heißer Quellen sprossen, hauchten betäubende Düfte aus. Er setzte sich auf eine Bank aus blauem Steingut und zündete sich eine Zigarre ein. Die Luft war feucht. Seine großporige Haut schwitzte wie ein Oelkuchen.

In der Stille des Abends fiel eine reife Magnolie mit dem Geräusch eines zerbrochenen Kruges nieder und verstreute ihre Körner über den Boden, ließ ein Aroma von Muskat und Citrone ausströmen. Gonçalves wandte sich um. Nichts mehr. Aber das war nicht die bloße Stille, das war vielmehr eine bewohnte Stille. Er erhob sich, klemmte sein Monokel ein. Seine Raubvogelaugen durchspähten das dichte Laubwerk. Dann richtete

er sich wieder auf, die Ellenbogen zurückgereckt, die Brust vom Korsett gewölbt; am Finger blitzte ein brasilianischer Diamant drohende Feuer:

— Gehen Sie da raus, Herr!

Seine Stimme ließ das sanfte Tal erheben.

— Gehen Sie raus, ich befehle es Ihnen!

Worauf jemand ganz ruhig aus dem Laub zum Vorschein kam und das Gebüsch wie eine Tür hinter sich schloß. Er trug Marineuniform, ein Khakihemd und eine karrierte Mütze.

Er wiegte sich, wie der Kakadu hinter ihm in seinem Porzellankäfig. Gonçalves erkannte den abgebrannten Spieler wieder, dem er im Spielklub am Abend seiner Ankunft in Lissabon aus der Klemme geholfen hatte.

— Wirklich unerträglich, sagte er, wieder einer, der mich ermorden will.

— Ja.

— Sie könnten ruhig: ja, Exzellenz sagen.

Der Mörder lächelte höhnisch.

— Exzellenzen brauchen wir nicht mehr.

— Exzellenzen braucht man nicht mehr, aber es wird immer welche geben. Früher waren in Portugal alle Seeleute Exzellenzen. Die Eroberer des Meeres waren immer etwas überspannt. Sie schifften sich nach Indien barfüßig, eine Kerze in Händen, gesegnet von den Mönchen von Thovar, ein. Sie kehrten reich beladen mit jenen Entdeckungen heim, die die Welt in allen Fugen krachen ließen, und starben in Armut und Ehren. Heute gibt's keine Seeleute mehr, heut gibt's bloß noch Maschinisten, die man in Eisenschiffen wie in Lokomotiven aufs Wasser losläßt; Rumtreiber wie Du.

— Aufs Reden verstehst Du Dich. Aber das hier auch.

Der Matrose zog einen Browning raus.

Gonçalves wandte sich gegen ihn.

— Leg das Ding da hin! So! Das andere auch! Es würde mir völlig egal sein, von jemandem ermordet zu werden, der das Morden liebt, aber Du, Du bist ganz wie Deine Generation, Du liebst nichts. Du brauchst Geld, weiter nichts.

— Das war ich, der den Admiral Rosa Barocca runtergeholt hat.

— Dann halte Dich gefälligst an die Admiräle. Zum Morden auf festem Lande taugst Du nicht. Das erstaunt mich garnicht, daß Du mich um Geld zum Essen angepumpt hast. Jedesmal, wenn Du den Fuß von Deinem Schiff setzst, hörst

Du auf, ein vom Schicksal Erlesener, begreifst Du? ein Aristokrat zu sein. Ein armseliger Lump, weiter nichts, der von seinen Bedürfnissen beherrscht wird.

— Warum haben Sie mir neulich Abend soviel Geld gegeben?

— . . . Weil Du schön aussiehst mit Deinen weißen Armen eines unschuldsvollen Kriminellen, weil Du achtzehn Jahre alt bist und eine Haut ohne Runzeln hast, weil Du den phönizischen Gesichtsschnitt der Fischer von Ovar hast, weil Du ein Opfer der Fatzken im Gehrock bist, weil Du gut tanzt . . .

Tarquinio Gonçalves Stimme klang ganz rauh, als er sagte:

— Ich würde Dir noch viel mehr schenken.

Er streckte die Hand nach dem nackten Halse des Seemannes aus. Der bekam's mit der Angst, fintete und packte den Staatsmann um den Leib. In der Finsternis mischten sich ihre Knoblauch-süßen Atemzüge. Man hörte, wie die Bartstoppeln aneinander knippsten, wie die Manschetten knackten und die Knöpfe absprangen. Die Umarmung dauerte lange. Dann ertönte das Seufzen eines zu Boden geschleuderten Ringers, ausgestoßen von dem Jüngeren.

— Sie tun mir weh! — Genug!

Die Stimme von Gonçalves, überquellend von einer tyrannischen Begierde, stieg aus den Granatbäumen auf.

— Ich werde Dir sagen, was Du brauchst . . .

Der Mond erschien und die Nacht war überrumpelt. Ein Leuchten umspie die beiden Männer, mischte ihre Schatten in einen, der die Form von was phantastisch Rinderartigem hatte. Der Kies blitzte wie ein Geschmeide. Beim unschuldsvollen Duften der Linden, aufrecht, erprobt in allen Kolonial- und -Strafanstaltslüsten, hielt Tarquinio Gonçalves den jungen Seemann in seinen Eisenknien fest. Unter den Sternen, zwischen süßen Klagen, schöpfte der alte Staatsmann in Jackett und weißem Piqué-hemd inmitten seiner Freuden Atem.

Das Opfer erhob sich.

Unbeweglich, finster, dandyhaft wie Cypressen, seinen „Kronstadt"hut immer noch auf dem Kopfe, sah der ehemalige Verbannte zu, wie es seine Hosen hochzog.

Dann, ganz trocken:

— Zurück nach Lissabon! Sagen Sie ihnen, daß die Ermordung des Tarquinio Gonçalves nicht in Lieferungen getätigt wird. Heh, Sie, Sie haben was vergesen . . .

Er reichte dem Seemann zwei Stahllader mit intacten Kugeln, und fügte eine Rose hinzu.

(Fortsetzung folgt)

GLOSSEN

IDIOTENFÜHRER DURCH DIE RUSSISCHE LITERATUR

Es gibt Bücher, die von der ersten Zeile an fröhliche Zustimmung finden und unter scheinbarer Mehrung von Wissensgut den Nutzen oder Schaden stiften, vorhandene Meinung zu kräftigen und zu konservieren. Und es gibt andere, die den Widerspruch wie eine grelle Fahne wehen lassen, beim Lesen dreimal zugeklappt, mit einem Fluch endlich weggelegt werden und doch im diebessicheren Schubfach der Gesinnungen eine kleine Sprengpatrone zurücklassen. Wem vor solcher Konsequenz nicht bangt, dem sei Sir Galahads „Idiotenführer durch die russische Literatur" empfohlen (bei Albert Langen erschienen). Das ist ein schmales Bändchen von höchst ansehnlicher Stechkraft, nicht etwa eine Travestie, zu welcher Annahme der Titel verleiten könnte, sondern eine glänzend gerittene Attacke gegen die russische Literatur von Puschkin bis Gorki, gegen russisches Wesen von Rurik bis Lenin, gegen die Vergottung Tolstois und Dostojewskis außerhalb Rußands.

Eine Analyse des Buches, die naturgemäß alle Einwände umfassen muß, soll hier nicht versucht werden. Nur soviel: hier kämpft ein leidenschaftlich abendländischer Kopf mit Pathos und Witz dagegen, daß man von russischen Literaturdingen immer nur „mit Ehrfurcht", immer nur mit verdrehten Augen sprechen soll. Er untersucht mit unerbittlicher Präzision den russischen Geist und fragt, ob es berechtigt sei, ihm auch nur eine unserer alten und neuen Positionen zu opfern. Rußland, das ist des Buches bewegender Einfall, Rußland, das ist nicht Schicksal, Religion, Gestalt, das ist das Dahindösen einer amorphen Masse, mit dumpfem Körperleben und ungespültem seelischen Sein. Rußland, das bedeutet Entwicklungslosigkeit, Profillosigkeit, tausendjährige Stupidität, verbrämt mit Weltherrschaft- und Welterlösungträumen. Da die Individualgesichter fehlen, päppelt man die Not zur Tugend. Von den frühesten Literaturanfängen an rückt der Dummkopf, der Untermenschliche, der „Idiot" zur Mittelpunktfigur. Der geistig Geradegewachsene wird zum Sünder, dem Kretin gehört nicht nur das Himmelreich, schon auf Erden umwittert ihn Auserwähltheit, und sich vor ihm zu demütigen, wird eine Art Nationalreligion: „ Mit der Inthronisierung des Idiotenideals in der russischen Literatur aber beginnt nun die Welthetze gegen den vornehmen Menschen und die Vornehmheit als Qualität." Minderwertigkeit als Weltgesetz, das ist der letzte Sinn des Panslavismus, ist das tiefste Prinzip des Bolschewismus mit seinem Ritus des „Kollektivmenschen".

Das, was hier flüchtig angedeutet, schreibt Sir Galahad mit unerhört spitzer Feder nieder und mit der weißglühenden Gehässigkeit des geborenen Pamphletisten. Es gibt da keine freundlichen Konzessiönchen, sondern nur eine alles ekrasierende Besessenheit für die Idee. Man kann sagen, der Haß sei kein Maßstab, man kann These und Beweis ablehnen. Man kann sich aus der Entrüstung in den Spott flüchten. Gut. Aber ein Stachel bleibt doch. Das Problem sieht . . . anders aus als vorher. Das Russenevangelium ist nicht mehr unantastbar. Die Kritik hat begonnen.

C. v. O.

FILM

Ufa-Palast und Harold Lloyd

Im Gegensatz zum Theater, das es doch immer besser weiß, liebt der Film, und das ist einer seiner liebenswertesten Eigenschaften, daß man ihm die Meinung sagt. Der Ufa-Produktion wird man bald nichts mehr sagen können, da sie anscheinend aufhören wird, zu existieren und, wenn sie existiert, diese Existenz Antrieb und Atem aus Amerika erhält. Aber über das Programm ihrer großen Theater wird zu reden sein.

Die besten Kino-Programme sind immer die, in denen nur Filme, keine tänzerischen und gesanglichen Beigaben zu sehen sind. In Deutschlands größtem Kino, dem Ufa-Palast am Berliner Zoo, glaubt man allerdings, ohne diese, von Theater und Variété entnommenen Beigaben, nicht lebensfähig sein zu können, — eigentlich ein Armutszeugnis für den Film. Immerhin hat man dort den gewitzt-fulminanten Rapee, mit seinem guten Orchester und seiner noch besseren Jazzband. Er hat das Verdienst, die gute Jazz-Musik für die Massen populär gemacht zu haben.

Aber er muß auch zu den Tanz- und Gesang-Darbietungen des Beiprogramms spielen. Das wird sehr schmerzlich für ihn, schmerzlicher für uns sein. Man hat erfreulicherweise sentimentale Schmalzereien und altmodisches Gehops abgeschafft und ein zusammenraffendes, peitschendes Tempo für Gesang und Tanz gefunden. Jetzt wird dargeboten eine Art rapider Miniatur-Revue, die in den Kostümen brillant und geschmackvoll ist, im Tänzerischen aber noch unpräzis und lax. Das Solo eines Negers könnte Vorbild sein für die fünf Dutzend weißer Tanzmädchen. Der Gesang muß getilgt werden; er hemmt und peinigt im Riesenkino.

Als Hauptstück sieht man einen der hübschesten Harold Lloyd-Filme „Mädchenscheu". Wobei zu sagen ist, daß Lloyds Mimik hier, trotz äußerster Sparsamkeit, viel ausdrucksfähiger ist als früher. Das Wertvollste in diesem, wie in allen anderen Harold Lloyd-Filmen sind aber die Unmassen drolliger Einzeleinfälle und die tempobewegten Stellen. Beides ist hier musterhaft vorhanden: Eine sentimentale Liebesgeschichte zwischen schüchternem Schneiderlehrling und Millionärs-Flapper ist verblüffend und beglückend ganz in Humor aufgelöst. Und eine Jagd auf allen möglichen und unmöglichen Beförderungsmitteln, die, nicht gesehen zu haben, für jedermann eine verlorene Viertelstunde Lebensglück bedeutet.

Kurt Pinthus

POLITISCHES BONMOT

Wir lesen eine Meldung aus Prag:

> „Der Führer der in Opposition befindlichen slowakischen Volkspartei, Pfarrer Hlinka, wurde in Preßburg wegen Beleidigung des Präsidenten Masaryk zu 8 Tagen Arrest verurteilt. Hlinka hatte in einem Artikel den Präsidenten Masaryk wegen seiner Judenfreundlichkeit „Tateleben" genannt. Die erste Instanz hatte Hlinka freigesprochen mit der Begründung, daß der Ausdruck ein politisches Bonmot sei."

Kein Zweifel. Die erste Instanz hatte Recht. Die Bonmots von Politikern sind halt etwas anspruchslos.

KOSTBARE SCHUHE

In einem Luxusgeschäft der Rue St. Honoré stehen im Schaufenster ein Paar Schuhchen, würdig des Fußes einer Märchenprinzessin: farbige Seide mit handgestickten Blumen. Dieses Gedicht von süßen Schuhchen kostet die Kleinigkeit von . . . 1800 Franken. Das sind 300 Mark. Nur.

Ein boshafter Journalist erinnert bei der Gelegenheit an eine Kammerrede von Albert Thomas. Der Sozialist und Direktor des Internationalen Arbeitsamtes in Genf wetterte furchtbar gegen die Bolschewisten. Wütend rief er in den Saal:

„Ich habe in Moskau ein Paar Schuhe für 300 Rubel gesehen. Sollen hier vielleicht ähnliche Zustände kommen?"

Der kleine Schuh in der Rue St. Honoré kostet ungefähr das Doppelte.

TISCH MIT BÜCHERN

Epik

Es gibt nicht Peinlicheres, als die Ueberschwemmung des Marktes mit den Elaboraten filmischer Erzähler. Jener Schreiber also, die noch den Rest des lesenden Publikums durch „Kinetik" verderben möchten. Die „neue Sachlichkeit" ist das verlogene Aushängeschild für die zahlreichen knalligen Romane, die zu nennen ich mir gern versage.

Der mißverstandene Utrillo in der Literatur — das ist ein grausiges Kapitel. Wie unerreicht ist der Urgroßvater aller dieser Talmibücher, ist Steven-



son, dessen abenteuerliche Geschichten „Aus Nord und Süd“ auch Kiepenheuer in der glänzenden Uebertragung von Thesing und dessen Geschichte „Die tollen Männer“ der Verlag Buchenau & Reichert herausgibt. Hier ist die Substanz der Phantastik gehoben, das Bild der fernen Zonen lebendig geworden, greifbar das Fremdeste vor uns gerückt. Herrlich! Dieser ganz große Erzähler — ja, ein Erzähler, der diesen Ehrentitel verdient — zaubert die Materien, die Farben, die Gefühle, die Ereignisse vor uns hin. Es ist, als ob dieser reiche und wissende Geist sich Mühe gibt, sein persönliches Erleben und seinen Gedankenflug scheu zu verbergen, um ja den Strom der Erzählung nicht zu hemmen. Aber das Dichtertum des Stevenson bricht durch und leuchtet. Es ist ununterdrückbar — wie bei dem ihm sonst so fremden Kipling, dessen meisterhafte „Schlichte Geschichten aus den indischen Bergen“ (Kiepenheuer-Verlag) von der sachlichen Erzählung zur psychologischen überleiten.

Ganz fern von dieser Prosa, dem Seelischen lauschend, ein Roman des Pierre Dominique „Unsere liebe Frau von der Weisheit“ (Zsolnay-Verlag), eine dünne Handlung, die ein Dichter in sprachlicher Schönheit aufblühen läßt. Seltsam, die scheu tastende Art, für ein Gefühl den zartesten Vergleich, den behutsamsten Ausdruck zu finden: „Der Himmel ist hell und kalt wie eine kluge Ueberlegung.“ Das ist der Stil eines, der eigene Wege geht; man horcht auf und vergißt den Namen nicht. — Wie schwach dagegen der Roman des Fred Berence „Gerichtstag“ (bei Zsolnay), die psychologische Studie eines Vatermörders, dem die „mildernden Umstände“ nur so in den Schoß fallen. Es bleibt uns nichts erspart, nicht der Gallenerguß des Papas, nicht seine Wutausbrüche, seine Attacken auf die Mutter — — und all der wüste Lärm begründet nur eine Tat, die ohne dichterisches Interesse ist. Ein „Fall“, kein Problem; ein Vorgang, kein Schicksal.

Sehr eindringlich berührt der Versuch eines ganz jungen Epikers, im Innenraum der Novelle Seelisches und Fachliches zu gestalten. W. E. Süskind erweist sich mit der Erzählung „Das Morgenlicht“ (Deutsche Verlags-Anstalt) als starke Hoffnung. Er ist Einer der Wenigen, die es nicht verschmähen, der Tradition der deutschen Prosa ein wenig zu folgen, weil sich bald, schon in kleinen überraschenden Wendungen sich ankündigend, ein eigenes episches Bild gestalten wird.

Otto Zarek

*

Ich? Roman von Peter Flamm. S. Fischer-Verlag, Berlin 1926.

Ein Stoff von unheimlicher Kraft der Erfindung, meisterhaft gesteigert. Das erste epische Werk, das den wehenden Rhythmus des Films übernommen hat, ohne Filmersatz zu werden. Sondern immer bleibt hier das von keiner Optik zu übertreffende Wort. Ein Heimkehrer aus dem Schützengraben stiehlt einem Toten den Paß aus der Tasche, stiehlt aber damit zugleich auch die Seele des Toten und auch den Leib, den die Seele sich sehr bald bildet. Er erkennt die Wandlung erschreckt im Spiegel, und schon erkennt ihn auch der Freund des andern auf der Straße, nimmt ihn zur Gattin mit, die Frau nimmt ihn auf, ein herrliches Geschöpf hat ihm die Natur geschenkt. Soweit geht die Wandlung, daß er sogar auch das dumpf in sich verspürt, was an

Liebe und Haß vorher in der Seele des andern war. Die eigene Mutter erkennt ihn nicht mehr, nur der Hund des andern bleibt ihm gespenstisch fremd. Aber endlich muß der seltsame Dieb mit allem Glück auch die Schuld des andern auf sich nehmen: den Mord, den der andere im früheren Leben um einer Liebe willen begangen hat. Dieses Geschehen wird nicht in der hergebrachten „epischen Ruhe" erzählt, sondern hetzt wie ein blutiger Schatten vorbei, atemlos, man verliert selber den Atem dabei. Von jedem Wort rinnt gleichsam das Blut, so sehr ist es aus dem Innersten gerissen. Vielleicht ist kein zweites Buch so sehr der Ausdruck unserer Nachkriegszeit, die noch immer in eine Gestalt, die früher war, sich einstehlen will, bis sie eines Tages den Mut haben wird, sie selbst zu sein. Ein Buch, von dem in jedem Sinne das Wort gilt: magisch hinreißend.

Wilhelm Schmidtbonn

ANEKDOTE

Eine junge Anfängerin hatte mit Erlaubnis und Protektion Massenets die große Arie der Manon gesungen. Nach Beendigung stürzte sie aufgeregt zum Komponisten, der das Konzert mit seiner Anwesenheit beehrt hatte.

„Wie habe ich gezittert, lieber Meister, als ich sah, daß Sie da sind. Was müssen Sie zu Beginn gefürchtet haben . . . !"

Doch der Meister milde: „— Nein, liebes Kind, weder zu Beginn, noch in der Mitte, noch zum Schluß. Ich hatte mir die Ohren verstopft."

INHALT DES LETZTEN HEFTES

(Heft 10)

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin SW 19, Beuthstraße 19. Telefon: Merkur 8790, 8791 8792. Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin W 35, Genthiner Straße 22 — Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin SW 19, Beuthstraße 19. — Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79813. Wien 156791. Bankkonto: Commerz- u. Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstr. 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Prikopy 6 — Druck von Wilhelm Greve, Berlin SW 68, Ritterstraße 50. — Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Beuthstr. 19.

Bezugspreis durch die Post in Deutschland pro Monat 2,— Reichsmark, pro Quartal 6,— Reichsmark; unter Streifband im Inlande und nach Oesterreich monatlich Reichsmark 2,25, vierteljährlich Reichsmark 6,50. Für das übrige Ausland nur Streifbandlieferung monatlich Reichsmark 2,50, vierteljährlich Reichsmark 7,—. Zahlungen in ausländischer Währung werden zum amtlichen Tageskurs der Berliner Börse am Eingangstage gutgeschrieben.

Inseratenpreise: Grundpreis für die ganze Seite 125 Goldmark. Bei größeren Abschlüssen progressive Wiederholungsrabatte auf den Grundpreis.

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, dritte Märzwoche

Das Auswärtige Amt hat über einer Glosse, die vor vierzehn Tagen hier erschienen ist, anscheinend die Contenance verloren. Und es war doch nur eine wahre Geschichte erzählt worden, — peinlich allerdings für den ungarischen Gesandten Herrn von Kanya, um so ehrenvoller aber für Herrn Stresemann und seine Leute. Auch war es eine Geschichte, die schon deshalb als unbedingt verbürgt gelten kann, weil Herr von Kanya selbst sie vor Freunden so erzählte; und weil man, was immer man sonst von ihm denken mag, nicht annehmen kann, daß er sich zu seinen eigenen Ungunsten irrt. Herr von Kanya also (— von dem der Budapester Polizei- und Fälscherchef Nadossy gesagt hat „Vor Kanya können Sie ruhig reden, der ist eingeweiht!" —), Herr von Kanya, so notierten wir, hatte einige Wochen vor Genf zu einem diplomatischen Rout geladen; aber kurz vor dem Termin mußte er wieder ausladen; denn nicht nur so ziemlich das ganze diplomatische Korps, einschließlich des englischen und französischen Botschafters, sondern auch Stresemann und sein Staatssekretär von Schubert waren, unglücklicherweise, gerade an diesem Abend verhindert. Wir hatten an diesen Vorgang die Frage geknüpft, warum eigentlich ein Mann, der als überführter Fälschergenosse gesellschaftlich offenbar doch schon ausgespielt hat, — wieso ein solcher Mann trotzdem seine amtliche Rolle noch weiter spielen könne. Das hat das Auswärtige Amt in Erregung versetzt. Es ließ der Presse ein Dementi zugehen, — nicht etwa eine Richtigstellung des Vorgangs selbst, o nein, der wurde mit keinem Wort auch nur erwähnt, — statt dessen wurde aber um so nachdrücklicher erklärt, es sei unverantwortlich, solche Dinge zu behaupten, und es bestünden die besten gesellschaftlichen Beziehungen. Das wurde überall, auch in der Linkspresse, treulich nachgedruckt. Nach dem phantastischen Empfang, der vor einigen Wochen dem sogenannten ungarischen Kultusminister Klebelsdorf, dem Hejaskomplizen und Rassenschützlerhäuptling, vom amtlichen Berlin bereitet worden ist, war ja auch die Kanya-Freundschaft für Außenstehende vielleicht glaubhaft. Trotzdem möchte man annehmen, daß Herr Stresemann selbst, wenn er

in Berlin wäre, sich heute schon, im Gegensatz zu seinem Amt, energisch dagegen wehren würde, allzu guter Beziehungen zu Herrn Kanya bezichtigt zu werden. Er hat inzwischen in Genf gesehen, wie alle Regierungschefs, die etwas auf sich halten, etwa den Grafen Bethlen behandeln. Seine Ministerpräsidentschaft kann man dem Mann ja nicht nehmen. Aber jeder, der in Genf war, konnte beobachten, wie er in Acht und Bann getan war! Wie er, ohne daß irgendwer ein Wort mit ihm wechselte, verloren auf seinem Stühlchen hockte! Wie er, vorn und hinten von seinen Kriminalpolizisten bewacht, Bild eines Gefangenen, der seinen täglichen Hofspaziergang machen darf, durch die Straßen schob! Wie jeder Konnex zwischen seinem Hotelzimmer und den Quartieren aller anderen Delegationen fehlte. Herr Stresemann hat das erlebt. Er wird jetzt die anständige Regung, der er gehorchte, auch vor der Oeffentlichkeit nicht mehr abzustreiten versuchen, — sie war ja eine bescheidene Geste, verglichen mit der demonstrativen Distanzierung, die in Genf vor aller Oeffentlichkeit vor sich ging. Europa kann den Minister Bethlen nicht absetzen. Aber Deutschland kann den Gesandten Kanya heimschicken. Und damit es noch besser verstehe, wen es da überhaupt beherbergt, stellen wir, an anderer Stelle dieses Blattes, zunächst eine weitere Geschichte seines Lebens aus.

Der Wigwam der deutschen Rechtspflege kann mit einem neuen Skalp geschmückt werden, und selbstverständlich ist es wieder der Skalp eines Hochverräters. Nicht um einen jener beschaulich-zurückgezogenen Herren handelt es sich, die am Brandenburger Tor zufällig spazieren oder im Bürgerbräukeller zufällig Bier trinken gingen. Mit Lappalien befaßt sich die Reichsanwaltschaft nicht. Aber sie hat einen Nationalökonomen und einen Dichter gefaßt, — oder besser: einen Verleger und einen Herausgeber, die es unternahmen, mittels Abdruck von Zitaten aus früher erschienenen Werken dieser beiden die Verfassung des Deutschen Reiches gewaltsam abzuändern. Der Nationalökonom ist der nicht ganz unbekannte Karl Marx, wohnhaft zu London, verstorben 1883. Der Dichter ein gewisser Bruno Schönlank, dessen Spiel „Erlösung" vor fünf Jahren erschien. Daß man diesen Menschen — vielmehr: Jenen, die aus ihren längst gedruckten Büchern noch einmal etwas nachdruckten, — daß man ihnen jetzt endlich auf den Leib rückt, beweist nicht nur Konsequenz, es ist nicht nur eine Fortsetzung des Hochverratsverfahrens gegen den Schauspieler Gärtner, der Verse rezitierte, oder gegen den Schriftsteller Mühsam, der Verse schrieb. Nein, es zeigt auch, daß die Ent-



STRESEMANN

wicklung voranschreitet und daß wir uns sogar von Amerika nichts mehr vormachen lassen brauchen. Der Affenprozeß in Dayton oder der Kriminalfall der Prediger Savonarola und Hus waren juridisch-technisch ja nur auf der Behauptung aufgebaut, daß durch das Mittel der Sprache oder des Druckes Anschauungen umgestürzt werden können, — eine primitive These, ein selbstverständlicher Gemeinplatz. In Deutschland, wo das Gesetz leider geradezu gestattet, Anschauungen zu beeinflussen, mußte die Erfindungsgabe tiefer schürfen; für

unsre Affenprozesse ist uns also die Entdeckung gelungen, daß durch Sprache und Druck auch Staaten umgestürzt werden können. Heil, Deutschland immer mal wieder vornan! Dies alles geschieht übrigens unter dem Justizregime des Herrn Marx, der absoluter Vorgesetzter des Reichsanwalts ist. Es wird von ihm nicht nur geduldet, nein, wie wir gesehen haben, sogar gebilligt und verteidigt. Er war, mit manchem Lied vom braven Mann, der Präsidentschaftskandidat der Linken. Als es während der letzten Kabinettskrise zur Entscheidung kam, sagte ihm der Mitarbeiter, der ihn jahrelang mit Reden und Ideen versorgt, der auch die Präsidentschaftskampagne für ihn geführt: „Wenn Sie das Reichsjustizministerium übernehmen, können wir Sie politisch auf 1 Mark abschreiben!" Es ist vollbracht — er ist abgeschrieben!

Wieder sind zwei Mitglieder der Familie Barmat verhaftet worden. „Wegen Fluchtverdachts." Anerkannt sei, daß sich diese zweite Verhaftung in zivilisierteren Formen und ohne Aufgebot von Land-, Wasser- und Luftstreitkräften bewegte. Diese Annäherung an rechtsstaatliche Allüren sei gern zugegeben, aber bisher blieb noch immer die öffentlich erfolgte Behauptung unwidersprochen, daß die Ursache dieser erneuten und sehr überraschenden Verhaftung in der Denunziation einer Firma zu suchen wäre, die sich mit den Barmats in scharfer Konkurrenz um ein abzuschließendes Geschäft befand. Hier im „T. B." schilderte Henry Barmat im vorigen Jahre den unerhörten Existenzkampf der durch ein inzwischen entlarvtes politisches Manöver Bemakelten. Jetzt schien es der Zähigkeit der Brüder endlich gelungen, das Odium zu überwinden, und sogleich wirft ein fragwürdiger obrigkeitlicher Zugriff, dessen Beweger im Dunkeln bleiben, alles übern Haufen. Nach Zeitungsmeldungen dürfte der Prozeß vielleicht im September steigen, also etwa zwanzig Monate nach der ersten Verhaftung! Wirklich, die forschende und untersuchende Themis ist schrecklicher und grausamer noch als die rechtsprechende.

Zwischen des Hofpredigers Döhring deutschnationalem Blatt, auf dessen erster Seite sich gelegentlich ein offiziöser Freitisch für Herrn Stresemann befindet, und einem Münchener panbajuvarischen Organ ist Fehde ausgebrochen um das Denkmal Ottos des Faulen in der Siegesallee. Und zwar behaupten die Münchener, die karikaturistische Darstellung dieses zur erlauchten Familie der Wittelsbacher

gehörenden Potentaten zeuge von echt-preußischer Perfidie, worüber Döhrings geduldiger Prädikantenstuhl ins Wackeln gerät. Wir möchten den Herolden des großbayerischen Gedankens nicht gern Anlaß zum Triumphgeheul geben, aber ohne Zweifel wäre Otto der Faule etwas idealisierter herausgekommen, wenn er zufällig ein Hohenzoller gewesen wäre.

Nicht immer sind Nachrichten darauf berechnet, möglichst leicht und überall verstanden zu werden. Das Wolff-Büro meldete am Montag vormittag:

„Hindenburg, 15. März. Gestern früh setzten in einem Ortbetriebe des Andreasflözes III der Concordia-Grube die Kohlen infolge eines sogenannten Gebirgschlages ab und verschütteten drei vor Ort befindliche Füller."

Kohlen „setzten ab" und „vor Ort" wurden „Füller" verschüttet? Das Auge gleitet über die Uninteressantheit hinweg, so wie es dereinst, in großer Zeit, über die Mitteilung hinwegglitt, daß unsre Truppen sich „vom Feind abgelöst". Mit den Mächten wechseln auch ihre Unglücksfälle. Nur die leise Delikatesse, mit der davon geredet wird, bleibt.

Habent sua fata libelli: Wievieler Bücher Schicksal war Herr Neuhöfer, um den sich jetzt in Wien die Staatsanwaltschaft mit freundlichem Interesse bemüht? Dieser James Klein des Verlagbuchhandels, nicht vom Konserven-, wohl aber vom Alteisenfach zu Kunst und Literatur von der großen Inflationswelle hinübergespült, war Inflationsjahre lang — und das waren lange Jahre — einer der Meister des Verlags Georg Müller in München. In der Hand dieses Mannes lag das Schicksal von Autor und Buch, Annahme, Ablehnung, Honorierung, und — Verbreitung. Es ist fraglich, ob er jemals ein Buch seines Verlages gelesen hat. Bücher anderer Verlage sicher nicht. Man erzählt, daß er einmal beim Anblick eines Stapels Schopenhauerscher Bücher wütend ausrief: „Wieviel Belegexemplare bekommt denn der Herr Schopenhauer!" Ein anderes Mal emphatisch deklamierte: „Nach Casanova gehen wir nicht!" Anekdoten in Hülle und Fülle! Es war eine sogenannte Kraftnatur, eine Possenfigur, der lächerliche Koofmich, der von allen belacht und bespöttelt wird und dessen Kasse am Schlusse doch immer — recht behält. Ein Schulbeispiel für den „königlichen" Kaufmann, der deshalb königlich ist, weil er sich alles unterwerfen kann, indem er eben alles — zur Ware macht. Schließlich findet es doch niemand lächerlich, wenn ein Kaufmann Patente, Fabriken, Reedereien ankauft, besitzt und verwertet, von denen er im Grunde ebenso-

wenig versteht wie Herr Neuhöfer vom Inhalt seiner Bücher. Herr Neuhöfer hielt sich seinen Lektor, der Unternehmer hält sich seine Ingenieure. Vor dem klugen gewandten Kaufmann ist alle Ware gleich. Und wie als Probe aufs Exempel wird von allen Sachverständigen behauptet, daß der gute Neuhöfer, diese Inflationskraftnatur, für das Geschäftsunternehmen „Verlag Georg Müller“ durchaus von allergrößtem Nutzen gewesen sei.

STEFAN GROSSMANN (Rapallo)

AN DER LEICHE VON CARL HAU

Die Sonne glänzt über das Meer, die Feigenbäume und die Mandeln blühn, und Mimosen durchduften den Garten vor dem Fenster. Ich, Esel, lasse die Jalousien herunter. Aktschluß! Das Meer, die Feigenbäume und die Mimosendüfte haben zu schweigen! Das Wort hat eine Leiche — die Leiche des Carl Hau. Sie steht aus der römischen Campagne auf, hebt den Arm und zeigt mit langem Finger auf Herrn Trunk, der badischer Justizminister oder gar Ministerpräsident ist. Herr Trunk, kein Zweifel, ist der verantwortliche Redakteur dieses Selbstmordes.

Ein alter Richter und Verächter des Richtgewerbes sagte mir einmal: Ist es Ihnen nicht aufgefallen, daß die Unterschriften der Richter die unleserlichsten von allen Unterschriften sind? Das kommt, möcht' man psychoanalytisch sprechen, von ihrer Scheu, sich durch leserliche Unterschrift zur eigenen Tat zu bekennen. Je grausamer ein Richter, desto mehr fühlt er sich als Instanz, nicht als verantwortungsvoller persönlicher Schöpfer des eigenen Urteils. Die Brausewetter und Dransfeldt haben sich immer nur als personifiziertes Landgericht gegeben. Nur der ethisch hochqualifizierte Richter weiß, daß Urteilen ein persönlicher Schöpfungsakt ist, so gut und mehr als Aufsätze und Stücke schreiben. Die Unleserlichkeit der Unterschrift entspringt dem Bedürfnis, die letzte Spur des Persönlichen in dem Urteilsakt zu verwischen. Am liebsten würden die Dransfeldte und die Haß-Richter gar keinen persönlichen Schriftzug unter ihren Richtspruch setzen; je grausamer ein Richter, desto dringender sein Bedürfnis nach Anonymität und nach der falschen Würde der Anonymität.

Die deutsche Oeffentlichkeit tut den schlechten Richtern leider den Gefallen, sie im Dunkel ihrer Unleserlichkeit zu lassen. Viel zu wenig Richter sind zu dem ihnen gebührenden Ruhm gelangt, viel zu wenig Dransfeldte sind berühmt durch ihren persönlichen Ruhm. Aber im Falle Hau waren die Spuren nicht zu verwischen. Die Rückberufung des Hau ins Zuchthaus hat

Herr Trunk höchst persönlich unterzeichnet, er ist der eigentliche Autor dieses Selbstmordes.

*

Ich gehöre nicht zu denen, die Carl Hau für unschuldig gehalten haben. Ich habe vor einigen Monaten seinen Prozeß noch einmal aufmerksam durchstudiert, ein umfassendes Protokoll ist in der Sammlung berühmter Gerichtsfälle enthalten, die der Reporter Hugo Friedländer herausgegeben hat, ein Mann, der — welche Seltenheit in der deutschen Journalistik! — einen verwickelten Gerichtsfall (zwar in miserabelstem Reporterdeutsch, aber) in klarster Tatsachengliederung darstellen konnte. Hau hat sich in dem Mordprozeß vor soundso viel Jahren abscheulich-unsympathisch benommen, er hat mit unangenehmer Tücke den Mordverdacht auf die Tochter der von ihm erschossenen Frau Molitor zu lenken versucht, er hat die andere Tochter der Frau Molitor, seine eigene junge Frau, seelisch gemordet, er ist vor einem höheren Forum auch für den Selbstmord seiner Gattin verantwortlich. Ihm ist, ohne daß er den Versuch einer Ableugnung machen konnte, ein raffinierter Kreditschwindelversuch in Wien nachgewiesen worden, ein Verbrechen, das mit denselben Mitteln der Technik wie der Mord, mit verwirrenden Telegrammen eines geheimen Aufgebers, durchgeführt worden ist. Er hat unzweifelhaft an moral insanity gelitten und jedenfalls die Vernichtung zweier oder vielleicht dreier Mitglieder der Familie Molitor auf dem Gewissen, einer wehrlosen, vaterlosen Familie, in die er eines Tages eingebrochen war. Ich glaube auch kein Wort seiner übrigens höchst unsicheren Verteidigungsversuche nach seiner Freilassung. Aber er hat schließlich sechzehn oder siebzehn Jahre im Zuchthaus zu Bruchsal gesessen, er hat Einsamkeit und Trauer, Begrabenwerden seiner Jugend, Eintönigkeit der Zelle, erotische Zwangstugend und Zerstörung seiner frech angefangenen Carrière erlebt, er ist der guten oder bösen Laune von Zuchthausbeamten und -geistlichen fast zwei Jahrzehnte ausgeliefert gewesen. Was er verbrach, hat er als blutjunger Mensch von drei- oder vierundzwanzig Jahren getan, und es ist anzunehmen, daß der Vierzigjährige, endlich aus der Zelle gelassen, physiologisch und psychologisch vollkommen anders zusammengesetzt war als der Verüber des Verbrechens. Es gehörte schon eine ordentliche Trunk-Bürokratenbestialität dazu, die trockenste und deshalb die widerwärtigste Art von Grausamkeit, den einmal Begnadigten wieder in die Schreckenskammer des Zuchthauses stecken zu wollen.

Ein Kenner des deutschen Gefängnislebens, vielleicht der wissendste, sagte mir nach den Ullstein - Veröffentlichungen Haus: „Aus diesen Schriften können Sie erkennen, daß der Charakter dieses, wie jedes, Menschen, unveränderlich ist. Er ist

nicht gebessert und nicht gereinigt." War dieses oft gehörte Urteil nicht zu hart? und welche furchtbare Anklage gegen unser Strafvollzugssystem, wenn siebzehn Jahre Zuchthaus nicht imstande sind, am inneren Wesen eines jungen, geistigen Einflüssen zugänglichen Menschen irgendwas zu ändern. Im Falle Hau aber lag ein besonderer Grund vor, ihn in Freiheit zu lassen. Möglich, daß die verbrecherische Grundanlage Haus unverändert geblieben ist, seine Manifestierung war eine ganz andere geworden! Hau hat seine Ullsteinschriften selbst geschrieben, und er hat damit unzweifelhaft literarische Begabung erwiesen. In dem Augenblick aber, wo eine kriminelle Natur sich literarisch sublimiert, hört sie auf, gesellschaftsschädlich zu sein! Ich weiß nicht, ob Carl Hau ein Karl May oder ein Conan Doyle geworden wäre — auf dem Wege hierzu war er. Gerade der Grund, der Herrn Trunk veranlaßte, Hau wieder in die Zelle stecken zu wollen, wäre für einen Psychologen entscheidend für seine Freilassung gewesen. Goethe (ich wiederhole dieses Zitat alle drei Monate) hat von sich bekannt, daß er die Anlage zu jedem Verbrechen in sich getragen habe. Die Literatur ist das Mittel, antisoziale Instinkte sozialen Zwecken dienstbar zu machen. Wer sich in der Phantasie auslebt, braucht in der Realität nicht gefürchtet zu werden. Der Mörder Hau hätte sich entsühnt — durch Schreiben.

Diesen Selbstreinigungsprozeß hat Herr Trunk auf rohe Weise gestört. Der arme Teufel mußte aus Deutschland fliehen, das Häuschen seiner Mutter am Rhein war ihm verschlossen, die Möglichkeit, mit Verlegern und Filmfabriken zu verhandeln, war ihm genommen, das bißchen Geld, das er verdient hatte, war rasch aufgezehrt. Man kann feststellen: Wenn Herr Trunk Hau wieder auf den Weg des Verbrechens hätte treiben wollen, so war sein Entgnadigungsversuch das schärfste Mittel hierzu. Es hat denn auch in Baden und in Berlin Justizsadisten gegeben, die auf das neue crimen Haus nur so spitzten. Er ist, ein Gehetzter, Vaterlandsloser, Paßloser doch nicht wieder zum Verbrecher geworden, er hat lieber dieser Welt der Trunke Adieu gesagt.

Ich möchte nicht den Schlaf des Herrn Trunk schlafen. Oder doch? Hat Herr Haß um Fechenbachs wilen auch nur ein wenig leiser geschlummert? Ist Herrn Dransfeldt im Schlaf das Bild des von ihm zerstörten Stadtrats Eggert erschienen? Schnarcht Herr Niedner weniger, weil der arme Rezitator Gärtner nicht einmal begnadigt wird? Und ist Herr Marx, der ja immer als grausamer Richter geschildert wurde, als Reichsjustizminister nicht die Verschlafenheit selbst? Ach, diese deutsche Justiz raubt nicht ihnen, ihren Verübern, den Schlaf, sondern nur uns, ihren gemarterten Zuschauern!

HERMANN WENDEL

KANYA IST IM FALSCHEN GEÜBT

Sind Banknotenfälschungen ein Nationallaster der magyarischen Herrenschicht, oder von wannen kam den Windischgrätz und Konsorten die Uebung? Herr Koloman von Kanya, der, durch die Budapester Enthüllungen bis auf die Knochen bloßgestellt, dennoch von seinem Berliner Gesandtenposten nicht weicht noch wankt, kann den Weg zur rechten Antwort weisen, denn als sein Name schon einmal peinlich in die Oeffentlichkeit gezerrt wurde, geschah es auch einer Fälschung wegen, wenn auch nicht von französischen Francs. Als Chef des Literarischen Büros des österreichisch-ungarischen Ministeriums des Aeußern nämlich duldete, förderte und leitete Herr von Kanya im Spätherbst 1912 die Wochen währende wilde Hetze der schwarzgelben Presse gegen Belgrad wegen der, bald hieß es, Verhaftung, bald Mißhandlung, bald Verwundung, bald Ermordung, bald gar Entmannung des k. und k. Konsuls Prohaska in Prizren durch einrückende serbische Truppen; es galt, den Spießbürger bis zur Weißglut zu erhitzen, weil die Kriegstreiber am Ballplatz und in der Hofburg mit einem unmittelbar bevorstehenden Ueberfall auf Serbien rechneten. Erst als der Angriff abgeblasen war, bequemte sich die Presseabteilung des Herrn von Kanya zu der phlegmatischen Feststellung, „daß die im Umlauf gewesenen Gerüchte, wonach Konsul Prohaska serbischerseits auf seinem Posten förmlich gefangen gehalten, ja sogar mißhandelt worden wäre, jeder Grundlage entbehren“. Da sich im Wiener Parlament ein Sturm gegen diese Methoden erhob, stolperte ihr Ausführer, aber er fiel, wie nicht anders zu erwarten war, die Treppen hinauf.

Denn die Verbreitung von Gerüchten und Nachrichten, die jeder Grundlage entbehrten, gehörte noch zu den harmloseren Mitteln der habsburgischen auswärtigen Politik. Daß sie auch vor unmittelbaren schmutzigen Fälschungen nicht zurückschreckte, rückte der Friedjung-Prozeß zum erstenmal ins scharfe Licht der europäischen Oeffentlichkeit. Der etwas zu fixe Historiker beschuldigte im März 1909 in einem Artikel der „Neuen Freien Presse“ die Führer der serbisch-kroatischen Koalition in Kroatien und Dalmatien hochverräterischer Beziehungen zu Serbien; Zweck war, vor Europa den Nachweis zu liefern, „daß Oesterreich-Ungarn durch illoyale Verbindung Serbiens mit unlauteren Elementen unserer Monarchie genötigt gewesen sei, zu den Waffen zu greifen“, nicht mehr und nicht weniger; schon damals war im Verlauf der Annexionskrise ein Angriff auf den kleinen Nachbarstaat geplant. Es war das Pech

des Ballplatzes, daß es nicht dazu kam, denn nunmehr klagten die „unlauteren Elemente“, und siehe da! vor den Wiener Geschworenen erwiesen sich vierundzwanzig der fünfundzwanzig Schriftstücke, auf die Friedjung seine Bezichtigungen gestützt hatte, als ebenso freche wie plumpe Fälschungen. Erhalten aber hatte er sie aus den Geheimschränken des Ministeriums des Aeußern, und die kotigen Spuren der Fälscher leiteten geradenwegs in die k. und k. Gesandtschaft nach Belgrad. Selbstverständlich, daß auch hier der Kompromittierte, der Gesandte Graf Forgach, durch Versetzung nach Dresden und Ernennung zum Sektionschef Belohnung erfuhr!

Warum unter sotanen Umständen der Ballplatz in der von ihm heraufbeschworenen Juli-Krise des Jahres 1914 von dem bewährten Mittel der Urkundenfälschung keinen Gebrauch machen sollte, ist schlechterdings unerfindlich. Als dann Graf Berchthold das Ultimatum vom 23. Juli abgefeuert hatte, die Brandrakete, die Europa in Flammen setzen sollte, kündigte er den Mächten „eine Sammlung von Beweisstücken“ an, bestimmt, die Beziehungen zwischen den „serbischen Umtrieben“ und dem Attentat von Sarajewo zu belegen. Zwei Tage später wurde den österreichisch-ungarischen Vertretungen im Auslande zur Weitergabe dieses „Dossier“ über die „großserbische Propaganda“ übersandt. Das Aktenstück, Sammelsurium von Belanglosem, Verzerrtem und Schlimmerem, bemühte sich, die serbische „Narodna Odbrana“ als Mittelpunkt einer verbrecherischen und mit Gewalttaten arbeitenden Bewegung unter den Südslawen der Donaumonarchie hinzustellen; dazu diente vor allem Beilage 2, Auszug aus einer vom Hauptausschuß der „Narodna Odbrana“ herausgegebenen Werbeschrift.

Die „Narodna Odbrana“ war nicht, wie auch der deutsche Gesandte in Belgrad in seltsamer Unkenntnis über die Verhältnisse in seinem Amtsbereich nach Berlin meldete, eine „Geheimverbindung“, sondern eine sich offen betätigende nationale Organisation auf breitester Grundlage. Da sie ein Kind der Erbitterung war, mit der 1908 die Annexion Bosniens und der Herzegowina den letzten Serben durchtränkt hatte, verfolgte sie das Ziel, das serbische Volk leiblich und geistig, wie man so sagt, zu „ertüchtigen“ und derart auf den Entscheidungskampf vorzubereiten, von dem sie befürchtete, daß er ihm über kurz oder lang von dem Habsburgerreich aufgezwungen werden würde. Mochten einzelne ihrer Mitglieder auch vor dunklen Mitteln nicht zurückschrecken, die „Narodna Odbrana“ als solche warf sich nicht in letzter Reihe auf mühevolle Kleinarbeit durch den Kampf gegen die Tuberkulose, den Alkoholismus, das Analphabetentum, und nicht minder fiel die Gründung

von landwirtschaftlichen Genossenschaften, Lesehallen und Bibliotheken namentlich auf dem Lande in ihr Fach. An der Hand dieser Tatsachen wird Abschnitt XI der Werbeschrift, „Die neuen Obilitsche und Sindjelitsche“ benannt, verständlich, der in sinngetreuer Uebersetzung lautet:

„Vollkommen falsch ist die Auffassung, als gehöre Kossowo der Vergangenheit an und brauche nur gerächt zu werden. Das Feld von Kossowo ist auch heute unter uns, oder wir befinden uns auf ihm, und es ist keine Rede davon, es zu rächen, sondern auf ihm zu kämpfen. Das serbische Volk befindet sich ständig auf dem Feld von Kossowo, nur daß dieses seine Erscheinungsform ändert. Unser heutiges Kossowo z. B. ist die Finsternis und Ungewißheit, in denen unser Volk lebt. Die nationale Unaufgeklärtheit und die Ungeschicklichkeit jeder Hand, die schlechten Gesundheitsverhältnisse, die nationale Unorientiertheit, der übertriebene Parteizwist und andere Zerrissenheit usw. sind die neuen Türken, gegen die es auf dem neuen Kossowofelde zu kämpfen gilt. Diese Ursachen des neuen Kossowo sind unter uns lebendig, aber andere Ursachen leben draußen an unserer Nord- und Westgrenze: die Deutschen, die Oesterreicher, die Schwabas, mit ihrem Drang nach unserem serbischen und slawischen Süden. Finsternis und Unwissenheit unseres Volkes im Innern und der deutsche Anprall von außen sind die Türken, die wir heute auf dem serbischen Kossowo erwarten müssen, um mit ihnen für Serbiens Namen und Freiheit die Schlacht zu schlagen. (Im Original gesperrt.)

Ebenso fehlerhaft ist die Meinung, daß die Freiheit vollkommen sei, wenn ein Volk nicht physisch (körperlich) versklavt ist. Es gibt auch ein Versklavtsein durch Irrtümer, Vorurteile, Unwissenheit, Krankheiten, Trunksucht, Unaufgeklärtheit. Auch gegen alle diese Uebel ist der Kampf zu führen. Wie sich der Aufstand gegen die Dahijen erhob, muß sich ein Aufstand gegen diese Arten unseres Volkselends erheben, und muß die Befreiung von ihnen erstritten werden.

Irrig ist ebenfalls noch die Meinung, daß Krieg nur ist, wenn die Kanonen donnern und die Flinten krachen. Zwischen den Nationen gibt es niemals Frieden, weil das Leben unter einem Feldzeichen voranschreitet, auf dem das Wort Kampf geschrieben steht. Auch heute mitten im Frieden führt das serbische Volk den verzweifeltsten Krieg. Wehe dem von uns, der sich dessen nicht bewußt ist! Dieser Krieg ist unser heutiger Kampf für die Scholle, für Gesundheit, für Kultur, für Wissen, für die Schule, für körperliche Entwicklung — wie wir schon ausführlich in dem Artikel „Die neue jetzige Odbrana“ dargetan haben.

Indem sie so unsere heutige Lage auffaßt, sucht die „Narodna Odbrana“ in unbekannten kleinen Lehrern und Geistlichen, Studenten, Kaufleuten und sonstigen bescheidenen Arbeitern privater Initiative aller Richtungen die neuen Obilitsche und Sindjelitsche, die unser heutiges Kossowo, unser heutiger Befreiungskampf heischt. Wie dereinst Milosch Obilitsch durch die Schwerter und Lanzen der Türken zum Zelt Murats drang, ihn zu erdolchen, so muß heute der neue, moderne Obilitsch, der Lehrer, Geistliche oder welche nationale Arbeiter immer, durch Beleidigungen,

Verhöhnungen, Demütigungen, Ungerechtigkeiten und andere Opfer vorwärtsschreiten, um aus der Seele seines Volkes Finsternis und Unwissenheit auszurotten. Wie dereinst Sindjelitsch, die Freiheit des neu erstandenen Serbien schützend, mit der Schanze sich und seine Gefährten in die Luft sprengte, so muß heute der nationale Arbeiter oftmals sein und seiner Familie Glück vernichten, indem er Tag für Tag für die Befreiung unserer heutigen Gesellschaft von Gebrechen agitiert, wie es Krankheiten, Verelendung, Mangel an Nationalbewußtsein und unsere vielen anderen Uebel sind!

Auch der kulturelle Kampf fordert nicht minder als der Krieg sein Heldentum. Ein guter „Falke" (Sokol) und Schütze sein ist nicht leicht; von Vortrag zu Vortrag wandern, in Städtchen und Dörfern voller Feindseligkeit, Unverständnis, Bosheit und Neid andauernd für diesen oder jenen edlen Gedanken unserer nationalen Wiedergeburt kämpfen, auch das heißt ein Held sein. Die Arbeit in der Genossenschaft, in der Gesellschaft für Volksgesundheit und auf jedem anderen ähnlichen Felde ist mit physischen und geistigen, moralischen und materiellen Opfern verknüpft. Das gilt vornehmlich für die an uns angrenzenden Gebiete, die Türkei und Oesterreich-Ungarn, wo solche Arbeiter von den Behörden verfolgt und in den Kerker oder an den Galgen gebracht werden.

Wie uns das Kossowo der zersplitterten Lanzen und zerbrochenen Streitkolben einen Obilitsch gegeben hat und der gewaltige Kampf am Tschegr-Hügel einen Sindjelitsch, so muß auch dieser Kampf gegen Finsternis und Unwissenheit, unsere neuen Türken, und für Licht und Wissen, diese wahre Freiheit, neue ähnliche Helden schenken. (Im Original gesperrt.)

Die „Narodna Odbrana" zweifelt nicht daran, daß unser Volk im Kampf mit Flinte und Kanone gegen die Schwabas und unsere übrigen Feinde, dem wir entgegengehen, eine ganze Reihe von Helden stellen wird, aber die „Narodna Odbrana" begnügt sich damit nicht. Sie sieht auch in unserem heutigen sozusagen friedlichen Zustande einen Krieg und heischt auch in diesem jetzigen Kampf, den wir in Serbien und jenseits der Grenzen führen, gleichfalls Helden.

Mit diesem ihrem Verlangen betont die „Narodna Odbrana" in vollem Maß, wie wichtig für das Vaterland der von uns geforderte Kampf ist und wie ruhmvoll und ehrenvoll es ist, Kämpfer der „Narodna Odbrana" zu sein."

Als Berchtholds Handlanger, das „Dossier" zurechttiftelnd, das vor der Welt eine Kriegserklärung mit unabsehbaren Folgen rechtfertigen sollte, die Uebersetzung dieses Abschnitts las, runzelte er die Stirn. Das ging auf keinen Fall, war ganz unmöglich. Das bewies, als Mahnung zur nationalen, sozialen und kulturellen Aufklärung, geradezu das Gegenteil von dem, was der Ballplatz der „Narodna Odbrana" nachsagte! Aber sie sollte schon als Mörderzentrale erscheinen! Wartet, ihr Bazis! Und der Herr Sektionschef pfiff vor sich hin, nahm

einen Bleistift, strich hier, änderte da, schuf dort einen Uebergang, fügte noch eine Fußnote hinzu, und also wurde der „Auszug“ aus dem Abschnitt XI den Regierungen und der Oeffentlichkeit vorgelegt:

„Es ist ein Irrtum, zu behaupten, Kossowo sei gewesen und vorüber. Wir befinden uns mitten im Kossowo. Unser heutiges Kossowo ist die Finsternis und Unkenntnis, in welcher unser Volk lebt. Die anderen Gründe des neuen Kossowo leben an den Grenzen im Norden und Westen: die Deutschen, Oesterreicher und Schwaben mit ihrem Vordringen gegen unseren serbischen und slawischen Süden.“ Anknüpfend hieran wird unter Hinweis auf die Heldentaten des Obilitsch und Sindjelitsch auf die Notwendigkeit der Aufopferung im Dienst der Nation hingewiesen und gesagt: „Die nationale Arbeit ist mit Opfern verbunden, namentlich in der Türkei und in Oesterreich, wo solche Arbeiter von den Behörden verfolgt, in den Kerker und an den Galgen gebracht werden. Auch für diesen Kampf gegen die Finsternis und Unwissenheit sind solche Helden nötig. Die „Narodna Odbrana“ zweifelt nicht, daß im Kampf mit Gewehr und Kanone gegen die Schwabas und unsere sonstigen Feinde, dem wir entgegengehen, unser Volk eine Reihe von Helden stellen wird. Doch ist die „Narodna Odbrana“ damit nicht zufrieden, denn sie betrachtet auch die heutigen sogenannt friedlichen Verhältnisse als Krieg und fordert gleichfalls Helden für diesen heutigen Kampf, den wir in Serbien und jenseits der Grenze führen.“

Fußnote: Milosch Obilitsch (auch Koblitsch) schlich sich — nach der serbischen Tradition — nach der Schlacht auf dem Amselfelde in das türkische Lager und ermordete dort Sultan Murad (von Kallay, „Geschichte der Serben“, I. Bd.). Stefan Sindjelitsch, Knez von Resara, spielte während des serbischen Aufstandes (1807—1810) eine Rolle. 1809 verteidigte Sindjelitsch die Redoute von Tschagar gegen die Türken und soll sich, da er der Uebermacht nicht gewachsen war, mit einem Teile der Seinen und mit zahlreichen Türken in die Luft gesprengt haben. (von Kallay, „Die Geschichte des serbischen Aufstandes.“)

Jetzt hatte die Sache ein Ansehen! Jetzt war aus der Weisung zum Kampf gegen Unwissenheit und Stumpfsinn eine glatte Aufforderung zum politischen Meuchelmord geworden, wie man sie brauchte! Damit, abgesehen von der raffinierten Fußnote, auch der oberflächliche Leser mit der Nase daraufgestoßen werde, zog der Text des „Dossiers“ noch ausdrücklich den Schluß: „Auch auf dem Boden der Monarchie sucht die ‚Narodna Odbrana‘ jene Helden ‚für diesen heiligen Kampf‘, denen Obilitsch, der Mörder Murads, als nachstrebenswertes Beispiel nationaler Opferwilligkeit voranleuchten soll“.

So wurde es — auch ein Beitrag zur Kriegsschuldfrage! — gemacht! Aber wer wie so viele der magyarischen Granden diese saubere Schule durchlaufen hat, für den ist ein bißchen Banknotenfälschung eigentlich schon ein halber Rückweg zur Moral.

Ich danke Ihnen vielmals für die Zusendung Ihres ebenso ausgezeichneten wie interessanten Artikels über das Problem „Arbeitslosigkeit" im „Tage-Buch". Mich zustimmend oder widerlegend zu äußern, ist deshalb nicht ganz einfach, weil innerhalb des ganzen Fragenkomplexes eine Anzahl Daten geklärt werden müssen, die erst nach gründlicher Analyse ein Urteil und damit auch Lösungsmöglichkeiten ergeben.

Der grundlegende Gedanke, daß die momentane Arbeitslosigkeit nicht aus der akuten industriellen Krise und dem Readjustierungs-Prozeß entspringt, sondern die tieferen Gründe in der Tatsache zu suchen sind, daß mehrere Millionen Erwerbstätige in dem verkleinerten Deutschland bei dem gleichen Produktionsvolumen ihren Anteil am Sozialprodukt beanspruchen, ist zweifellos richtig.

Zu klären wäre vor allem aber in doppelter Hinsicht, wie sich die erwerbstätige Bevölkerung in den einzelnen Wirtschaftszweigen vor dem Kriege und heute zusammensetzt, wieviel von den Arbeitslosen auf diese verschiedenen Gruppen entfallen, und wie groß das zahlenmäßige Verhältnis zwischen Arbeitern und Angestellten ist.

Es könnte sich nämlich herausstellen, daß wir während des Krieges und während der Inflationszeit den gesamten bürokratischen Verwaltungsapparat in der Privatwirtschaft sowohl als auch an allen staatlichen Stellen so stark vergrößert haben, daß wir wesentlich mehr ein Problem der Angestellten-Arbeitslosigkeit haben als ein solches der Arbeiter.

Die Wiedereinbeziehung der Klasse der Rentner, zum Teil der freien Berufe, der pensionierten Beamten in die produktive wirtschaftliche Tätigkeit liegt auf derselben Ebene und ist keine Arbeiterfrage.

Soweit die ganze Frage als aktuelles Moment behandelt wird, ist es zweifellos, daß wir uns im Zustand der Repulsion von Arbeitskräften befinden, eine Tatsache, die auf die Modernisierung und Umstellung des deutschen Produktionsapparates zurückzuführen ist. Hier liegt eben ein großer Unterschied gegenüber den amerikanischen Verhältnissen vor.

Während in den USA die Ausdehnung des Marktes und der jährlich steigende Konsum immer neue Industrien und damit die Attraktion von Arbeitskräften automatisch herbeiführen, die jede menschenersparende Verbesserung des Produktionsapparates in Kürze überkompensieren, ist in Deutschland die dementsprechende Zeitspanne so groß, daß wir Jahre hindurch eine industrielle Reservearmee haben.

Die Lösung der Frage liegt also nur in der Vergrößerung und Erweiterung der Produktion, die nicht nur die Lohneinkommen auf der heutigen Höhe erhalten kann, sondern das Surplus an Erwerbstätigen zu ernähren imstande ist. Das hierbei zunächst die Kapitalisierungsquote für Vergrößerung des Produktionsmittelfonds erhöht werden muß, ist außer Zweifel; nur müssen die neu zu investierenden Kapitalien volkswirtschaftlich in die richtigen Kanäle gelenkt werden, und die ökonomische Organisation sich so einrichten, daß nicht nur Kapitalaufwendung gemacht wird, sondern auch die Produkteinheit sich proportional und mehr erhöht. Nur durch die Steigerung von Konsumgütern wird es möglich sein, der wirtschaftlichen und sozialen Gefahr einer riesenhaften Reservearmee vorzubeugen.

Dies alles scheint mir aber noch keine Lösung des aktuellen Stadiums der Arbeitslosigkeit zu sein, sondern ist nur in the long run richtig. Was aber kann man gleich tun?

ARNOLD HAHN

LITERATUR UND WELTGELTUNG

Gäbe es ein literarisches Parlament in Deutschland, ein Parlament der Schriftsteller, so wäre seine erste und wichtigste Aufgabe die Schaffung einer Kommission, die über diese Frage zu beraten hätte! Warum findet das deutsche schöngeistige Schrifttum so wenig Resonanz in der außerdeutschen Welt? Warum liefert gerade der deutsche Schriftsteller so wenig weltgängige Ware? Ist das „Deutsche" die Ursache, eine komplizierte, schwerverständliche, starre Wesensart, ein Maschinenteil von so ungebräuchlichen Abmessungen, Bohrungen und Schraubenwindungen, daß es in die normalisierten Gehirnmaschinen der andern Weltbewohner nicht eingesetzt werden kann? Oder ist es der deutsche Schriftsteller? Der Mann, der den allmenschlichen Rohstoff seines Landes nicht zu allmenschlicher Ware verarbeiten kann?

Victor Auburtin durchsucht einen Madrider Altbücherwagen. Französische, englische Bücher in Fülle. Ein einziges obskures deutsches Büchlein. In Frankreich, in Italien, in Amerika, in Rußland, in der Tschechoslowakei gibt es Bibliotheken der Weltliteratur, die etwa unseren Reclambüchern entsprechen, internationale Sammlungen zeitgenössischer Romane und Dramen. Man wird in diesen Welt-

büchereien nur ganz spärlich deutsche Namen eingestreut finden. Meistens nur die deutschen Klassiker. Seit hundert Jahren scheint die deutsche Literatur für die Welt stumm zu sein. Im Orient, am Balkan, in allen jenen Ländern, in denen Kontakt mit dem Westen gesucht wird, sind in den Händen der mondänen Frauen, der weltsuchenden Männer, französische, englische und russische Romane, meist in der Originalsprache. Der deutsche Roman ist ungekannt und — ungesucht.

Man könnte nun sagen, daß weder „das Deutsche", noch der Schriftsteller Schuld an dieser Erscheinung trage, daß vielmehr geschichtliche und geographische Bedingtheiten hier die entscheidende Rolle spielen. Deutschland, in die Mitte Europas eingeklammert, ohne Weltküste, ohne alle Kolonien, in ewigem Kampfe um Einheit und Geltung, habe einfach keinen literarischen Auslauf gehabt und habe ihn noch immer nicht. Aber warum hatte das „barbarische, halbasiatische" Rußland diesen Auslauf? Warum die kleinen skandinavischen Länder? Und seltsam! Warum ging der Weg in die Welt, besonders der skandinavischen Länder, gerade immer über Deutschland, warum wurden diese Literaturen gerade in Deutschland erst zur Weltgeltung großgebrütet? Warum gelang es nie mit bodenständigen deutschen Werken? Man muß doch wohl Geographie und Geschichte bei dieser Betrachtung ausschalten.

Aber nun kommt eine ganz verwirrende Tatsache. Ich habe vor kurzem bedeutende deutsche Forscher, Wissenschaftler verschiedenster Gebiete, über ihr Verhältnis zur modernen deutschen Literatur befragt und die Gespräche in der „Literarischen Welt" veröffentlicht. Der Mediziner Geheimrat His, der Photochemiker Geheimrat Miethe, ja selbst der Altphilologe v. Willamowitz-Möllendorf gaben übereinstimmend die Antwort, daß die außerdeutsche Literatur eine größere Resonanz in ihnen auslöst als die deutsche. v. Willamowitz-Möllendorf schrieb wörtlich:

„Vielleicht ist es ein Symptom, daß ich vorziehe, englische, amerikanische, skandinavische Bücher zu lesen, nicht nur, weil ich gerne fremde Sprachen lese, sondern auch, weil diese mir *etwas sagen*." Diese hervorragend, geistigen, deutschen Menschen (mag man sich zum „Wissenschaftler" stellen wie man will) stimmen also vollkommen in den großen Welttenor ein. Hier kann es gar nicht das spezifisch „Deutsche" sein, was Mitschwingen und Wirkung verhindert. Es sind ja deutsche Gehirne, deutsche Milieumenschen. Es muß entweder

das spezifisch „Literarisch-Deutsche" sein, eine ungünstige, veraltete, überholte Fabrikationsmethode, oder — es ist der deutsche Schriftsteller selbst.

Die Entscheidung darüber, die Aufdeckung der tiefsten Ursachen, die Vorschläge zur Heilung müßte besagte Kommission besagten literarischen Parlamentes übernehmen. Der Verfasser fühlt sich nicht dazu berufen. Er will nur noch eine kurze Betrachtung über die Folgen der Tatsache, daß die deutsche Literatur nicht weltgängig ist, anstellen.

Die Hauptfolge ist: daß der deutsche Mensch in der großen, weiten Welt ungekannt ist. Die Welt ist in den französischen, englischen, russischen, skandinavischen Seelen heimisch, hat beim Lesen der Schriften dieser Menschen durch die Hostie des Buches wie durch Brot und Wein ein Teil ihres Wesens und Blutes in das eigene einverleibt. Wie durch die Bibel alle Christen die Wesensmöglichkeit des alttestamentarischen Juden, die Humanisten durch Plato, Sophokles und die anderen die Wesensmöglichkeit des alten Hellenen in sich tragen. Die Seele erhält durch diese Lektüre gleichsam die Transmutationsfähigkeit in die Seelenanordnung anderer Völker. Es ist so, als ob man Jugendjahre in einem fremden Lande verbracht hätte, von fremdem Klima, von fremdem Pulsschlag mitgebildet worden wäre. Es ist mehr als bloßes Verstehen, es ist ein Hineinwachsen. Das Unterbewußtsein hat den neuen Lebensrhythmus aufgenommen, man kann im Traum und im Fieber zum Franzosen, Engländer, Russen werden. Gorki, Dostojewski, Tolstoi haben wohl der Welt keine Definition Rußlands und des russischen Menschen gegeben, aber über die ganze Welt hin gibt es jetzt Menschen, in denen das russische Land mit Gutshöfen und Strömen, in denen das russische Seelenbild sich leicht und willig nachformt und auf leisen Anruf auftaucht.

Und da ist wohl der Grund zu suchen, warum die Nationen in der Welt so leicht verstanden, der Deutsche so ganz unverstanden ist. Und hier ist der Punkt, wo der Zusammenhang zwischen Literatur und Weltgeltung sichtbar wird, wo es sich zeigt, daß die Literatur nicht bloß ein politisches Imponderabile, sondern durchaus ein vollgewichtiges Ponderabile ist. Das Sichkennen spielt in der modernen Politik der Völker eine gewaltige Rolle, noch gewaltiger das Sicheinfühlenkönnen. Werden doch Volksbewegungen geradezu durch Literatur gemacht — durch die Presse. Mag der Weltkrieg auch zum größten Teil seine Ursachen in ökonomischen und machtpolitischen Faktoren haben, sicher ist, daß eine seiner

Ursachen, sein Anwachsen zum Kriege der Welt gegen Deutschland in der absoluten Unkenntnis des deutschen Wesens lag, daß die verlogenste und dümmste Propaganda gegen Deutschland daraus ihre Möglichkeiten zog. Es gab eben schon vor dem Weltkrieg eine literarische Entente der „Feindländer“. Deutschland hatte nicht die literarische Kraft, den Anschluß an diese Entente zu erreichen. Dadurch daß die Welt die deutsche Dichtung nur bis zu den Klassikern, vielleicht erst bis zu Heine, andererseits den wissenschaftlichen, technischen, kommerziellen, militärischen Elan des neuen Deutschlands kannte, wurde sie aus der Diskrepanz dieser beiden Phänomene zur Bildung eines falschen Bildes verführt, zur Annahme eines Ideale heuchelnden, im Grunde aber realistischen, herrschsüchtigen Deutschen, eines verdammenswerten, auszrottenden Hunnen. Viel hat sich bis heute an diesem Bilde nicht geändert. —

Nicht gar zu lange ist es her, daß die Völker erkannt haben, wie politisch wichtig die Verbreitung der Kenntnis ihres Wesens ist. Die Völkerpropaganda ist eigentlich erst seit dem Weltkriege ein Instrument der Politik geworden. Zeitungen werden aufgekauft, andere in fremder Sprache in fremden Ländern herausgegeben. In den Ministerien gibt es Zentralstellen für die Außenpropaganda. Es handelt sich durchaus nicht bloß um den Fremdenverkehr. Daß aber die schöne Literatur, das Buch, das Drama, das schöngeistige Essay, das Grundelement dieser gewünschten Außenwirkung ist, scheint man noch nicht erkannt zu haben. Kein Zeitungsartikel wird je eine fremde Seele dauernd formen, die Fremden die auf Tage oder gar Wochen ins Land kommen, werden es kaum berührt wieder verlassen. Eine weit- und tiefschauende Regierung müßte erkennen, daß sie vor allem dem literarischen Erzeugnis die ganze kinetische Energie ihrer Propaganda zuführen müßte. Sie dürfte das deutsche Buch nicht sich selbst überlassen. Das beste Buch bedarf heute des Vorspanns der Propaganda. Aber auch die deutschen Schriftsteller müßten sich ihrer weltpolitischen Bedeutung bewußt werden und gründlich untersuchen, wie sie den Isolationsring, der sie zur Zeit umgibt, sprengen könnten. Sie müßten sehen, wie sie im besten literarischen Sinne Männer von Welt werden, wie sie Hemmendes, Altes, Einseitiges, Verbohrtes abwerfen könnten. Sie sollten die Mühen und Experimente, die Resonanz der Welt zu finden, nicht hochmütig und mitleidig dem deutschen Film überlassen.

IV.



THOMAS MANN

Wäre auch nicht ein Ahnen um dieses seltsame Leben zu uns geweht, hätten auch die liebevollen Hände des Alfred Döblin nicht die Gestalt dieses unheimlich-eigenartigen Dichters abgetastet: sein Gedicht spräche doch zu uns die eindringliche Sprache eines verwirrten, wehen, zerrissenen Lebens. Sein Gedicht — denn dieser Band „Dichtungen", den der Gustav Kiepenheuer Verlag als erstes Zeugnis für das Schaffen des Jakob Haringer herausbrachte (three cheers für den mutigen Kiepenheuer!!) ist ein einziges, weitgespanntes Gedicht, bald orkanhaft auflohend, bald sanft in wiegender Form gleitend, bald zu epischer Sprache einmündend. Nicht von zwangsläufiger aber gewollter Einheit der lyrischen Struktur also, nicht von der Originalität des Stigma, das uns sofort den Werfel, die Lasker-Schüler, den Gottfried Benn verrät. Die Einheit dieses Gedichtwerks ist nicht formal, sondern in einer anderen Zone des Innen gelagert: eine Einheit der Sprachmelodie, ein eigener, höchstpersönlicher Zugriff des Dichters, gaukelnde Bilder im Wort zu packen.

Dies ist seine Eigenart: ohne den Umweg über den Symbolgehalt eines Wortes noch nicht gesehene Zusammenhänge herauszustellen; aber nicht klangliche Zusammenhänge, die Rilke findet, sondern Verwandtheiten des sachlichen Bildes. Dieser Lyriker ist ein Lyriker des Auges: er kam, er sah — und seine siegreiche Sprachkraft ist ein Seh-Erfolg. Vagabund von Beruf, Wanderer durch Fügung, hat er das Herz der Welt pochen hören; die Landschaft in allen Luftgraden gesehen, im Abendlicht, im Dämmern, im grellen Tag . . . und diese Fülle, diese sach-gefüllte Fülle, die er in sich auftrank, drängt zu elementarem Ausdruck. Seine Sprache packt den Naturvorgang, um einen Wesensvorgang zu bezeichnen. Beispielsweise beginnt er ein Poem:

„Nun kommen die großen Traurigkeiten wieder
wie wilde Matrosen."

Und mit dieser ungeheuren, einzigartigen Zeile leitet er ein Gedicht ein, daß „Strauss, Kaiserwalzer" heißt. Und endet: „Verlöscht ist das Gold deiner Blumen und meine grüne Kinderei."

Man könnte sagen, diese stilistische Haltung sei nicht nur eines originalen Talentes notwendiger Ausdruck, sondern tiefer fundiert, im Wesensgrund, im inneren Aufriß des Menschen. Ja, das ist richtig. Denn wie der „Zugriff" dieses lyrischen Temperamentes strahlenden Vers und flammendes Wortbild aufleuchten läßt, genau so schlägt seine Pranke oft ins Dunstige, ins Gestrüpp und Verworrenheit. Manche Zeilen sind genialisch-dumm, dem Grabbe verwandt, ohne die Klarheit der eroberten Substanz. Oder was heißt dies: „Bist umknospet Julileib" — oder vielleicht: „Der Schwermut Abziehbilder blühen." Das ist nicht spätes Expressionistentum, das ist — ganz „einfach" — entgleist, hingehauen, an den Wegrand gespuckt, aufgelesene Brocken der Landstraße. Daneben aber blühen dann Zeilen auf: „Du hörst dein Herz klappern, glucksende Schnapsflasche" — oder: „Ueber des Herzens Tapete kriechen des Todes Würmer. Die letzte Elektrische der Hoffnung fährt heim . . ."

Und wir sind geblendet von der visionären Bildkunst dieses irdischen Vaganten, dem, auf den schlechtgepflasterten Pfaden im Salzburgischen oder im Bayerischen, im Gefängnis oder im Asyl, stilistische Einsicht

kam, dem ein Ausdruckswille sich ergab, der korrespondierend mit Utrillo und Lascaut sich als „Neue Sachlichkeit" zeigt.

Nur freilich, daß die Motive dieses Sachlichen, ebenfalls aus der Seh-Sphäre gewonnen, weiter, naturnaher, unmittelbarer wachsen. Die Sentiments sind die beliebtesten Gegenstände, die Haringer nachzeichnend besiegt. Nachzeichnend, ja; er beobachtet sie, bildet sie nach. „Prolog zum Sterben" oder „Sonett am Abend" nennt er diese Poeme.

Man sagt (oder ist dies nicht eine epidemisch verbreitete Ansicht?), die Lyrik sei da, um froh zu machen. Die Melancholie, die Traurigkeit, das Leid, wenn sie besungen werden, erheben uns zu irgendwem und irgendwie. Die verhaltene Klage, die in allen Strophen des Jakob Haringer ist, macht nicht froh. Die unwirkliche Welt des Gedichtes bannt uns nicht vollends, sie ist fadenscheinig, man kann hindurchsehen, ein anderes Lebensbild ist darunter. Der unrealistische Lyriker ist von Realismen behaftet. Die drängen sich vor. Man könnte sagen, sein Leid sei oft Klang im Orchester der Sprachmusik — — oft aber nur eine Reminiszenz an privates Erleben, hineinkonstruiert in das Gedicht-Gebäude. Im Heineschen Vers trauert die Welt — bei Haringer trauert der Dichter um die Welt. Die verlorene Welt, die dem Vaganten das harte Gesicht zeigt. Dadurch verliert er nicht immer den Charakter der Sentimentalität. („Tätst du nicht weinen über dies süße kleine Donaulied".)

Wesentlicher als dieser Bruch im Bau des lyrischen Werkes ist der Bruch überhaupt, der Bruch in der Wesenssphäre dieses Dichters. Die eine Hand streckt sich nach den Gebilden des Daseins, kosend, sie streichelnd, mit der Zärtlichkeit eines Whitman-Menschen — — die andere wühlt in den Nachtgesichten und im Schattenspuk, und böse Geschwüre der Seelen brechen auf und speien Eiter. In sein Leben eingeschlossen, grauenvoll beengt durch das Furchtbare seines Schicksals hat der Dichter kein Organ, die Antithese zu fühlen — und verwirrt sich im Durcheinander der Empfindungen. Wenn dieser „Bruch", dieses chaotische Treiben der Welt des Vaganten entspricht (erinnern wir uns nicht dieser Erscheinung bei Peter Hille?) — dann sei sie hingenommen ohne Vorwurf. Es wäre leicht zu sagen: oft fehle dem Dichter die Furcht, so daß die Wortkatarakte herabstürzen, ohne Formen zu bauen. In eine Versfolge wie den „Jahrmarkt" ist soviel Echtes, Wundervolles, Plastisches, ist soviel Melodie und Sprachreichtum geschüttet, daß man sich schämt zu sagen: im Grunde bliebe dies Gedicht sinnlos und amorph. Und doch ist es so, und es muß ausgesprochen werden.

Die Größe Haringers ist sein ur-lyrisches Genie: zu sehen und Worte zu haben für das Gesehene. Eine Welt ging in ihn ein. Haringer, der Vagant, ein kranker, nicht mehr junger Mann, hungert in einem Asyl, einem Krankenhaus, in einer Höhle der Berge. Reißt ihn das Buch aus seiner Armut, dann werden seine Verse glätter, seine Gesichte aber blasser werden. Sein Buch ist wie ein Bergpfad, der in großer Höhe durch Kalkgestein führt: spitzes und abgebröckeltes Gestein — und dann wieder Ansiedlungen seltenster Pflanzen, wahre Fundgruben der Form. Es lohnt sich, in diesem Bande zu wühlen, um Oasen der Sprache aufzuwittern. Du findest dann am Wegrand eine Zeile wie diese:

„In den Stunden des Glückes hast du Genossen und Frauen.
In den Gewittern des Narrens weinst du verzweifelt allein."

. . . So dir
Auch Vögel zwitschern, Herbstblumen und Mai erglühn —
Freund, wie arm dies alles — Der Freuden
Göttlichste ist ein Menschenherz. Ach das war
Das alte Lied, du liebst mich noch . . . schöne Kinderchen mit
Lauten,
Purzeln über die märzlichen Anlagen. Ein Hirte
Der Ziegen seine Sorgen anvertraut; vertönt
Das letzte Gold eines Knabenhimmels. Im Sarg
Schläfst du vorm Haus der untreuen Liebsten,
Herbstlich zittert's letzte Gesträuch wie ein Menschenherz
ohne Trost und Tag
Das Eismeer der Narrnis erfriert dich Verbrannter
Es ist keine Stunde mehr, wo du der ganzen Welt verzeihst
Und silbernes Flüstern eines verlorenen Paradieses, der
Liebe letztes Lebewohl. Es nebelt —
Erst am Abend funkeln Lichtlein auf —
In den Stunden des Glückes hast du Genossen und Frauen,
In den Gewittern des Narrens weinst du
Verzweifelnd allein.

PAUL MORAND **GALANTES EUROPA**

Chronik des 20. Jahrhunderts

Einzig autorisierte Übersetzung von Walter Mehring

11. Fortsetzung

Ich stecke Moskau in Brand!

I.

Ich ging, um einen Lohn, um den süßesten Lohn, jenen den man nicht verdient, zu empfangen. Ich kam zum Liebestreffen. Ich stieß die von Fingern fettige Entreetür des Hauses, wo Wassilissa Abramowna wohnte, auf, ohne den Concierge zu fürchten — der Concierge, letzter König Frankreichs, der, bei uns dazu da ist, um sein Stichwort in den Simultankomödien der Mietshäuser zu geben —; tastend stieg ich die neun Etagen

hinauf, die mich von ihr trennten; das war noch viel. Die Treppe sah so aus wie alle russischen Treppen nach der Verstaatlichung der Wohnhäuser; d. h. sie war im Oktober 1917 zum letzten Mal gefegt worden. Mittags war's dort stockdunkel. Meine Füße warm von Galoschen und mein Gewissen von den dreizehnhundert Sünden beschwert, die ein Mensch, nach der Lehre der Kasuisten, begehen kann. Niemals würde sie mir solches Herzklopfen verursachen wie diese Stufen.

Wassilissa gehörte zu den am häufigsten gesichteten Frauen Moskaus — dort, wo man gewöhnlich alles tut, um nicht gesehen zu werden. Bei meiner Ankunft am Bahnhof war es bereits abgemacht, daß ich mich in sie und keine andere verliebte. Und wieder einmal gehorchte ich. Jedes Land, wie jeder Tag, ist ein Geschenk; man muß sie nehmen, wie sie kommen.

Wassilissa Abramowna war selbstverständlich ganz das Gegenteil ihres Renommees einer exzentrischen Frau. Welches Weib empfände es nicht erniedrigend, gar zu öffentlich als Liebeszauberin tituliert zu werden. Nicht daß sie die Gelegenheit zu irgend einer Tollheit ausließ; — hier wie anderswo lieben gewisse Frauen das, was ihnen am wenigsten liegt — aber sie tat es, ohne zu brüskieren, mit Zurückhaltung und allem Respekt vor der spartanischen Enthaltsamkeit rings um uns. Ich war auf irgendwie wildere Farben gefaßt. Und war entzückt, enttäuscht zu werden. Die Ereignisse bedeuteten für sie weder Entfesselung noch Versiegen, und denen, die zu ihrem Kreise gehörten, erhielt sie ihre begnadete Geschmeidigkeit, ihre ursprüngliche Sanftheit. Sie war nicht eine von den Modernen. In den Epochen allgemeiner Verwirrung erschien mir das kostbarer als alles andere. In diesem Sinn allein konnte sie „ein nationales Gut“ heißen; eine Kunstprobe, die man der Allgemeinheit wieder zur Verfügung stellen muß, wenn man von ihr gekostet hat. Es machte mir Spaß, mir auszudenken, daß das Proletariat Wassilissa genau wie einen berühmten Sänger oder eine große Tänzerin nicht ohne weiteres aus Rußland fortziehen ließe, bevor sie nicht ein Lösegeld als Unterpfand für ihre Rückkehr erlegt hätte.

Es war beim Großen Roten Derby, als ich ihre Bekanntschaft machte, aber ohne sie zu sehen. Die Pferderennen im Winter endigen gewöhnlich in der Dunkelheit, bei künstlichem Licht, denn es ist schwer, die indolenten Moskowiter-Sportsmen vor den ersten Nachmittagsstunden aus dem Bett zu kriegen. Der Starter hatte gerade das Abfahrtszeichen mit seiner Laterne gegeben, wie ein Stationsvorsteher, und wie ein Schwarm aufgescheuchter Raben preschte es los. Die elektrischen

Bogenlampen erhellten einzig die fleckenlose Bahn. Der Himmel hing schwer voll zuckriger Wolken, die vor dem Mond vorüberzogen. Es taute, und aus dem Durcheinander der Räder — es war ein buggy-Rennen — beim Rauch der Koksöfen, Schnee, Dreck und Geschrei, lösten sich schon die siegreichen Jockeys und trieben die Gäule an, deren Hufe die matschige Eisschicht glatthämmerten.

Ich hatte, wie gesagt, blindes Zutrauen zu dem reizenden Vermittler, der mich zu ihr führte. Ich habe Herrn Iwan Mussin den Meister der Roten Grazien genannt; er ist einer jener seltenen Wieder-Alliierten, Diplomat des ancien régime, sehr eitel auf sein hübsches, aufrichtiges Gesicht, auf seine gewählten Manieren und auf seine berückende Phantasie-Uniform der Roten Armee, deren Diensteifer die Fremden auf ihren Reisen sehr angenehm empfinden. Auf Ehrenwort und ohne Vorbehalt erklärte ich meine Gefühle Hals über Kopf als Gefangene jener Gestalt, die, unbeweglich in Filzstiefelchen mit Pelzbesatz, in einer hermetischen Lederkappe, um den Hals durch einen roten Foulard abgeschlossen, an jenem Abend auf dem Sattelplatz vor mir stand, und keine andere war als Wassilissa Abramowna.

Aber erst am übernächsten Tage, im Theater Baumberg, konnte ich meine Beteuerungen wiederholen, ohne mich zu belügen. Wo sonst sollte man aufrichtig sein, wenn nicht in einem Theater der Avant-garde? Der Saal war zum Bersten voll: Die Männer in Sweater, Khakihemd und schwarzer Krawatte, die Frauen in dunklen Blusen. Alle diese knochigen und schattengehöhlten oder runden und grünlichen Gesichter sahen wie Rembrandtköpfe aus, die zu Ehren der Oktobertage aus der Eremitage befreit waren.

Es war Premierenabend.

Ich erkannte die Loge von Wassilissa Abramowna an ihrem Parfüm wieder: reine Vanille ohne Zusatz.

Sie stellte mich ihren Gästen vor: einem kleinen Mädchen, deren Zöpfchen mit roten Bändern zusammengebunden war, Generalin der Kaukasus-Pioniere; einem „Monsieur de Paris", der an die Tschuwaken Schleppautos mit einem Empfehlungsschreiben von Anatole France vertrieb; einem Genossen mit glattrasiertem Schädel, und einem mongolischen Offizier in schwarzer Wachsleinwand, der gerade seine Entlassung beim lieben Gott persönlich eingereicht hatte, um der Partei beizutreten, und dessen Haare wieder sproßten und bereits drei Zentimeter Länge erreichten. Ich hatte den Platz ihr gegenüber, und während sie mir erklärte, was ich von dem neuen Stück versäumt hätte, das übrigens, wie ich bemerkte, nichts

anderes als „La Dame aux Camélias“ war, hatte ich die schönste Gelegenheit, sie zu betrachten. Wassilissa war so indolent, daß sie selbst stehend aussah, als ob sie im Bett läge; wie bei manchen ihrer afrikanischen Schwestern, konnte man eher aus dem Volumen ihres Fleisches als aus ihren Gesichtszügen ahnen, daß sie Jüdin war. Obwohl sie sich Kommunistin nannte, obwohl sie bei gegebener Gelegenheit ihren Katechismus aufsagen konnte, hatte sie doch nur wenig politische Ueberzeugung, so rosig schien ihre Haut. Sie war von einem so häufigen Typus, daß jeder Mann glaubte, sie schon besessen zu haben: und gerade das brachte ihr zweifellos bei allen Nachsicht und Sympathie ein.

Die Bühne war in mehreren Etagen abgeteilt, und die Schauspieler, die Backen blutrot und die Augen kohlschwarz geschminkt, stürmten über Außentreppen von einem zum andern, spielten und redeten wie Wahnsinnige und alle zu gleicher Zeit. Unter dem Schnürboden, in einer Goldkuppel, hockte, wie eine Mosaikfigur, ein Pianist verstaut, der die pathetischsten Stellen mit Geräuschen begleitete. Diese Arbeitsleistung hätte eigentlich erlauben müssen, daß das Stück früher aufhörte. Aber die Handlung hüpfte auf den vielfältigen Ebenen hin und her — und blieb immer weit entfernt von dem, was wir die „Cameliendame“ nennen. Vater Duval entschloß sich plötzlich, um sich über die dummen Streiche seines Sohnes hinwegzutrösten, zu den Negern zu gehen. Inmitten einer großartigen Phantasie zog er in Timbuktu ein. Ich wollte gerade meiner Heiterkeit Ausdruck geben, als ich zum ersten Male bemerkte, was mich im neuen Rußland seitdem immer wieder erstaunte, nämlich, daß niemand lachte. Das verlieh den Massen, den Schauspielern, der Straße einen Ausdruck von Entbehrung, der nicht ohne Größe war.

Bald erreichte das Stück die Grenzen des Expressionismus. Alle — Schauspieler wie Verfasser — hatten in allem Abschreckenden und Gewalttätigen gewütet, und das Resultat war dieser Ausstattungs-Albdruck. In Marguerite Gautiers Zimmer kam ein Esel und fraß alle Blumen ab, die auf ihrem Totenbett waren. Als Armand Duval ihn fortjagen wollte, feuerte er hinter aus, gab eine Salve von sich, flüchtete sich nach oben zum Pianisten und käute dessen Haare an.

In aller Rüstigkeit feierte das Stück sein fünfstündiges Bestehen . . .

Am Ende der Vorstellung verabschiedete sich Wassilissa Abramowna von ihren Genossen, lehnte das Anerbieten ab, im Kabinett des Direktors ein Glas Tee zu Ehren des jungen

Autors M. Koenigsberg zu leeren, und in Begleitung eines schweigsamen, aber sichtlich verliebten kommunistischen Freundes traten wir den Heimweg an.

In dieser Nacht fror es Stein und Bein. Ich schlug vor, eins von den amerikanischen Autos, die aus der Beute von Murmansk stammen und ein Vermögen kosten, zu nehmen. Aber wahrscheinlich um nicht durch übertriebene Ausgaben aufzufallen — wer erkennt da noch die Russen wieder? — zog Wassilissa es vor, zu Fuß nach Hause zu gehen. Wir beiden Männer nahmen sie unter den Arm.

Wir wateten durch dreckigen Schnee, der zu einer gelben, dickgefrorenen Staubschicht geworden war. Und dieser Eiskaffee hörte bis zum Roten Platz nicht auf. Die lombardische Umwallung zeichnete die Silhouette ihrer zweizackigen Zinnen, Mauereisen und Türme bald am Grunde ladunder Kasernen — Triumph der Nikolaus über die Iwans — bald hoch über den Goldzwiebeln und grünen Fayencen der Glockentürme ab, die wie ein Schauspieler vor der Rampe von unten beleuchtet waren. Dominierend über dieser italienischen Akropolis wetzte eine Fahne, von inneren unsichtbaren Feuern geschürt, schweigend und theatralisch ihre böse Scharlachzunge in der Nacht. Schon passierten wir das ebenfalls rotbeflaggte Mausoleum Lenins, dessen Photographie in achtfacher Vergrößerung an der Mauer klebte. Rechts und links am Eingang zum Grabmal hielten zwei Soldaten unbeweglich und steif wie gefrorene Störe in Fischbuden Wache.

Ich war stolz auf meine neue graue Astrachankappe, ich sah darin wie ein Nepman, ein Schieber aus, und ich schlug einen Besuch im Zigeunerviertel vor Man bat mich, leise zu sprechen. Meine Begleiter sahen sich um, ob uns niemand folgte. Sie lehnten ab, es wäre zu spät, sagten sie, und die Straßen dort sehr gefährlich. Als ich darauf bestand, um zu essen — denn in Rußland gibt es zwar Mahlzeiten, aber keine feste Essenszeit — wurde der Genosse in schwarzer Bluse, der mit uns war, von einer wahren Panik ergriffen. Sein Apostelausdruck veränderte sich und ich sah seine Henkerblicke. Ein „Reiner“ — diese Tempelritter! — ein „Reiner“ darf sich um keinen Preis, besonders nicht in Gesellschaft von Frauen oder Fremden, in Kabaretts sehen lassen und die Zensur verbietet selbst schon das Wort Fox-trott, das dort gleichbedeutend mit kapitalistischer und westlicher Ausschweifung ist.

Der Begleiter, mit seiner dickgefüllten Aktentasche unter dem Arm, verduftete, und nun, da er uns verlassen hatte, konnte endlich unser Inneres in eine Ewigkeit von Glück sich wandeln. Im Nu verschwand mein Hunger, oder ein anderer

nahm seine Stelle ein. Ich brachte Wassilissa Abramowna zu ihr nach Hause. Wir winkten einen Schlitten heran. Unter der Pelzdecke preßte sich mein Bein über das ihre. Ich hielt sie um die Taille gefaßt, hinter den ultramarineblauen Röcken des Kutschers, und wir glitten ohne Licht und ohne Geräusch über das Glatteis hin, das wie ein Kuchen mit Zuckerguß krachte, Jeder hat schon einmal gelesen, daß eine nächtliche Fahrt in der Troika mit einer Russin göttlichste Anregung ist. Ach, die Troikas sind dahin, wie die Promenaden auf den „Inseln", die Badereisen im Kaukasus, der Handkuß nach der Mahlzeit und die Uniformen des Generals Durakin. Wir begnügten uns mit einem Iswostschnik für zwei Rubel.

Claude Anet belehrt uns, daß die russischen Frauen sich sofort hingeben; die Schwierigkeiten kommen hinterher. Man könnte immer gleich mit dem Beginn anfangen. Ich schlug vor, „unsere Seelen zu erproben". Ich kannte nun das slavische Herz und fürchtete keinen jener Widersprüche, die jedesmal für den Fremden eine wunderbare Ueberraschung bilden. Ich küßte Wassilissa Abramowna.

— Nochmal? fragte sie vorwurfsvoll, als ich mich ihr von neuem näherte.

Ihr Mund war so lang, daß ein einzelner Kuß ihn nicht erfassen konnte. Ich entschuldigte mich:

— In Rußland sind die Entfernungen so groß.

Was nach diesem Kuß von ihren Lippen kam, war ein Rendez-vous bei ihr am übernächsten Abend um sieben Uhr.

— Sie werden niemanden sonst einladen?

— Ich verspreche es Ihnen, sagte sie.

Die Tramways fuhren breit aufblitzend die Twerskaja entlang. Unter ihnen flammte der Schnee grün. Und diese Tramways waren mit revolutionären Bildern bemalt. Man sah ein schwarzes Schiff mit der Aufschrift: Lenin, den Ozean Bourgeoisie durchpflügen. Die Luft dieser Stadt ohne Rauch, Gletscherluft, drang mühelos durch die Brust bis tief in die Lungen ein.

— In der Liebe, nicht wahr? in der Liebe, bedeutet Franzose sein schon die Hälfte des Weges. Wäre ich eine Ausländerin, ich würde die Franzosen anbeten, sagte ich.

(Ob unsere Väter ahnten, daß sie uns mit solchem Propagandamittel begabten?)

Ich führte meine Hand in die sammetweicheste aller Muffen.

— Wie wenig entwickelt Sie sind, gab sie zur Antwort.

(Fortsetzung folgt)

Den Vergleich mit sich selbst hält keiner aus.

*

Was das Eisen nicht heilt, wird das Feuer heilen. — Was das Feuer nicht heilt, wird das Licht heilen!

*

Wie viel gesunde Einfälle verdanke ich meiner Krankheit!

*

Warum wird man nicht gleich in der Hölle geboren, warum muß man sie erst durch ein Leben verdienen?

*

Die Geselligkeit ist der Gefängnishof, in welchem sich die Sträflinge von ihrem Ich erholen.

*

Wie tief ist die Sonne unseres Zeitalters gesunken, wenn solche Pygmäen solche Schatten werfen!

*

So weit reicht die Herrschaft eines Mannes über eine Frau niemals, daß er auch ihrer Eifersucht gebieten könnte.

*

Bei der Unterhaltung zweier Genitale ist nicht nur jeder Dritte überflüssig, sondern sehr häufig auch die beiden Personen, welche diesen Genitalen angehören.

*

So eklig die Melancholie der Dürftigkeit ist, so bezaubernd ist die Melancholie der Kraft.

*

Du beklagst dich über die Geistlosigkeit deines Wirkungskreises, bist diesem aber gleichwohl Geist schuldig geblieben.

*

Das also sind deine Vorwürfe; und welches sind deine Vorschläge?

*

So hoch das Postament ist, auf welches wir eine Frau stellen, so hoch müssen wir hinterher klettern, wenn wir sie erobern wollen.

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, dritte Märzwoche

Subventionen

Wir sind gewohnt, das moderne Wirtschaftsleben im ganzen als einen Prozeß zu begreifen, der seine Dynamik in sich selber trägt, fast unbeeinflußt vom Willen der Menschen. Schon vor 100 Jahren wandte man auf ihn ein Bild an, das uns aus Goethes „Zauberlehrling" geläufig ist. Wie der Besen dort Wasser holt und das Haus überschwemmt, so habe auch der Kapitalismus, einmal vom Menschen entfesselt, seinen eigenen inneren Motor, der ihn vorwärtstreibe nach seinen eigenen Wesensgesetzen. So richtig diese Auffassung für das regelhafte Geschehen im modernen Wirtschaftsleben ist, so wichtig ist es, nie zu vergessen, daß dies regelhafte Geschehen nicht nur zur Ausnahme geworden ist, sondern beinahe immer die Ausnahme war. Am Anfange der kapitalistischen Aera stand der staatliche Eingriff, das Privileg, das vom Zunftzwang befreite. In der Gegenwart sind es eine Fülle verschiedenster staatlicher Maßnahmen, die den Gang der Wirtschaft tiefgreifend beeinflussen. Mit allen erdenkbaren Mitteln greift der Staat in das Leben der Wirtschaft ein. Seine Steuergesetzgebung, seine Zollpolitik und die Frachtenpolitik der von ihm beeinflußten Eisenbahnen sind Faktoren, die in allen Ländern der Welt ihren Einfluß auf die Wirtschaft ausüben, die eine Produzentengruppe begünstigend, die andere hintansetzend. Dabei bringt es die Verstricktheit aller wirtschaftlichen Interessen mit sich, daß der Vorteil einer Erzeugergruppe beinahe stets der Nachteil einer oder aller anderen ist. Wie nach dem Gesetz von der Erhaltung und Konstanz der Energie natürliche Kräfte weder verlorengehen noch vermehrt werden können, so geht im Wirtschaftsleben kein wirtschaftliches Gut wirklich verloren; jeder wirtschaftliche Vorteil aber, der irgend jemandem zugewandt wird, wird gleichsam einem begrenzten Vorrat entnommen, aus dem ihn sonst ein anderer entnommen hätte. Jeder staatliche Eingriff führt in der modernen Wirtschaft zu einer gleichsam unnatürlichen Kräfteverteilung, zu einer Störung der „natürlichen" Ordnung, die sich sonst hergestellt hätte. Stets dienten Steuern, Zölle und Verkehrspolitik der Aufgabe, in außerordentlich wirksamer Weise gewissen Interessentengruppen wirtschaftliche Vorteile zuzuschieben. Stets wurden auch diese üblichen Mittel staatlicher Wirtschaftspolitik, die an sich ja schon im Widerspruch zum Ideal der automatischen Wirtschaft stehen, durch andere ergänzt, die noch viel unmittelbarer auf das Ziel der Unterstützung be-

stimmter Wirtschaftszweige abzielten. Am gigantischsten waren wohl die Subventionen, die in unerschlossenen Ländern an Eisenbahngesellschaften gegeben wurden. Die großen transkontinentalen Eisenbahnen Amerikas bekamen wahre Königreiche geschenkt. Aber in kleinerem Maßstabe gab es Subventionen immer und überall. Auch die Schiffahrt war und ist ein beliebtes Objekt derartiger Wirtschaftspolitik. Und die Gegenwart sieht in der englischen Kohlensubvention geradezu einen Schulfall solcher Methoden vor sich.

Auch die deutsche Wirtschaftspolitik ist vor der direkten oder der indirekten Subvention nie zurückgeschreckt. So ist der Reichstag gegenwärtig mit einer Subvention für die restlichen marokkanischen Unternehmungen der Gebr. Mannesmann befaßt. So hat soeben eine große Subventionsaktion einen Abschluß gefunden, deren Tragweite der Oeffentlichkeit nicht genug zum Bewußtsein gekommen sein dürfte. Die oberschlesische Eisenindustrie war niemals recht gesund. Schon vor dem Kriege existierte sie wesentlich auf der Grundlage einer indirekten Subvention, in Form günstiger Ausnahmetarife der Staatsbahn. Sie trug nicht den ihr zustehenden Anteil an den Kosten des Eisenbahnbetriebes, und den entstehenden Ausfall hatte letzten Endes der preußische Steuerzahler zu tragen. Krieg und Inflation brachten auch hier, wie überall in der Schwerindustrie, Hochkonjunktur, unterbrochen vom oberschlesischen Polenaufstand, später aber überkompensiert durch die Ruhrbesetzung. Wie überall, wußte man aber auch hier nicht, wie Inflations- und Konjunkturgewinne am vorteilhaftesten in Sachwerten zu investieren seien, und erweiterte die Kapazität der Betriebe um 40—50%. Dann kam die Stabilisierung und eine sparsam-rechnerische Frachtenpolitik; die Ausnahmetarife kehrten nicht wieder, aber die Inflationsbauten mußten zu Ende geführt werden. Und obwohl anfangs der Segen der Rentenbankkredite noch reichlich floß, fand man doch eines Tages, daß erstens auch sie noch zu gering waren, während zweitens die Banken plötzlich erklärten, daß sie sogar noch über das hinausgingen, was man mit gutem Gewissen nach Oberschlesien legen dürfe. Man appellierte also an die Preußische Staatsbank, die noch ein paar Millionen dazu gab und den Banken gegen ihr Giro die allzu schwer gewordenen Kredite abnahm. Diese Transaktion gab den Banken zunächst eine Atempause. Das änderte nichts daran, daß sich sehr bald zeigte, daß die oberschlesische Eisenindustrie mit Verlust arbeitete. Man beschloß also die Sanierung durch Fusion der beiden notleidenden Gesellschaften Caro und Oberbedarf. Dann wurde es auf einmal still, bis man hörte, daß

mit dem Seehandelskredit von 46 Millionen etwas nicht stimme; man hatte entdeckt, daß dieser Kredit praktisch ebenso groß sei wie das Aktienkapital der neuen Gesellschaft, und wollte ihn also los werden, ohne ihn zu bezahlen. Zunächst gab es ja noch Aufruhrschäden aus dem Jahre 1922, die das Reich jetzt in Goldmark vergüten sollte. Lag es aber außerdem nicht im Reichsinteresse, einen so schweren Finanzskandal zu vermeiden, wie ihn der Zusammenbruch so alter Unternehmen dargestellt hätte? Man verhandelte und legte Bilanzen vor, die nach zuverlässigen Meldungen dem kritischen Blick der Revisoren nicht recht standhielten. Das Ergebnis war, daß die Behörden zu der Meinung kamen, hier müsse helfend eingegriffen werden. Gegen Uebernahme von 10 Millionen wurden die Banken aus ihrer Mithaftung entlassen. Die übrigen 36 Millionen ließ man ziffernmäßig als Schuld bestehen, gestand aber solche Zahlungsbedingungen zu, daß man selbst offiziell einen 15 Millionen-Verlust der öffentlichen Kassen zugestand; in Wirklichkeit, d. h. wenn man nicht mit imaginären Zinssätzen rechnet, dürfte der Verlust beträchtlich höher sein. Wer zahlt diese Subvention? Sie ist der typischste Fall der Wirtschaftspolitik, die die staatliche Steuerwirtschaft ermöglicht hat. Die Ueberschüsse der Steuereinnahmen führten zur Kredithergabe, die sich jetzt in ein ansehnliches Bargeschenk verwandelt hat. Zugute kommt diese Subvention viel weniger den oberschlesischen Werken, die doch nicht hätten zahlen können, als den Banken, die die Haftung für den Kredit übernommen hatten. Ihnen werden die Kosten falscher und leichtsinniger Finanzpolitik abgenommen. Ihnen wird die schwierige Verteidigung vor der G. V. erspart. Nicht einmal wegen der unwahren Bilanzen werden sie zur Verantwortung gezogen. Zur materiellen Schädigung des Staates tritt die moralische Schädigung des Wirtschaftslebens, die darin liegt, daß die verantwortlichen „Prominenten" ungenannt und unbekannt bleiben.

Ein ähnliches Interessentengeschenk wird jetzt vorbereitet. Die Roggenstützungsaktion, die der Graf Kanitz mit Hilfe der Reichsgetreidestelle vornehmen wollte, soll nach dem Wunsche der Majorität eines Reichstags-Unterausschusses einer privaten Gesellschaft anvertraut werden, die von Kreisen der Landwirtschaft und den großen Düngemittelsyndikaten gegründet worden ist. Dieser Gesellschaft will man zinslos einen Kredit von 30 Millionen aus Reichsmitteln geben. Eine Reichsaufsicht ist nur in ganz lockerer Form vorgesehen. Das Interessanteste an dieser Subvention ist, daß man noch nicht genau weiß, wem sie, wenn sie zustandekommt,

eigentlich zugute kommen wird. Gedacht ist sie als eine Hilfe für die Landwirtschaft. Erfahrungsgemäß dürfte aber die Landwirtschaft den größten Teil der Ernte bereits verkauft haben. Besonders die roggenbauenden Großgrundbesitzer des deutschen Ostens dürften unter dem Druck der landwirtschaftlichen Kreditinstitute auf Kreditrückzahlung ziemlich ausverkauft haben. Für deren Notlage kommt also die Stützungsaktion schon zu spät. Als Kanitz mit seinem Gedanken herauskam, war noch Zeit; jetzt sind fast 4 Monate vergangen. Beträchtlichen Gewinn dürfte also nur ein Teil des Getreidehandels aus der Aktion ziehen. Für die Landwirtschaft wird nicht viel dabei herausspringen. Gewinnen werden aber auch die Düngemittelsyndikate, die sich der „Stützungsaktion" so eifrig annehmen. Der Düngemittelabsatz war bisher nicht sehr günstig, wenngleich keineswegs so ungünstig, wie er meistenteils hingestellt wird, zumal technische Momente beim Absatzrückgang bestimmter Düngemittel eine wichtige Rolle spielen. Die Syndikate rechnen so, daß bei steigenden Roggenpreisen die Landwirtschaft sich von der ohnehin unsinnigen Extensivierungspropaganda des Reichslandbundes völlig emanzipieren und mehr Düngemittel kaufen würde als beim jetzigen Preisstande. Wenn man die Preissteigerung auf Kosten des Reiches erzielen kann, dann kann man das Experiment ja ruhig machen. Bricht die Aktion zusammen, so gehen Mittel des Reiches verloren, die Absatzsteigerung ist aber vielleicht schon vor dem Zusammenbruch erreicht. Gelingt sie, so hat man die Absatzsteigerung und den guten Ruf, etwas für die notleidende Landwirtschaft getan zu haben. Auch dann aber trägt noch jemand anders die Kosten. Wenn nämlich das Reich kein Geld verlieren sollte, so tragen die Kosten der Aktion die Käufer des Roggens. Das sind viel weniger die Brotkonsumenten als diejenigen Landwirte, die den Roggen verfüttern. Ihnen gesellen sich wahrscheinlich auch noch die Landwirte zu, die überhaupt Futtergetreide zukaufen müssen. Der Sturz der Roggenpreise hat das übrige Futtergetreide nach sich gezogen, ihr Steigen dürfte es ebenfalls mit erfassen. Die Sanierung des Roggenpreises ginge auf Kosten der viehhaltenden Landwirtschaft.

Hinter der oberschlesischen Sanierung stehen Prestigerücksichten, hinter der Roggenstützung verbirgt sich ein geschäftlicher Plan; anders steht es mit der jetzt geplanten Subvention des deutschen Weinbaus. Die chronische Weinbaukrise der Vorkriegszeit war durch Krieg und Inflation in Vergessenheit geraten. Die Stabilisierung brachte

sie wieder zum Vorschein. Als der deutsch-spanische Handelsvertrag abgeschlossen wurde, machte man ihn für die Krise verantwortlich, die schon ein halbes Jahr vor dem Abschluß akut geworden war. Eine zügellose Agitation setzte in den Weinbaugebieten ein, — eine Agitation, in der der Reichslandbund voranging, um bald von einigen Zentrumsabgeordneten übertrumpft zu werden. Das erste Ergebnis war bekanntlich die Kündigung des deutsch-spanischen Handelsvertrages, die für die Arbeitslosigkeit von Zehntausenden deutscher Arbeiter verantwortlich ist. Ihr sichtbarstes Ergebnis war der Sturm auf das Bernkasteler Finanzamt. Was haben die Winzer an Subventionen erhalten? Im Jahre 1924 erhielten sie einen Kredit von 30 Millionen, an dessen Rückzahlung niemand glaubt. Außerdem erhalten sie 25 Millionen Mark = $^1/_3$ des Aufkommens der Weinsteuer als Subvention. Das sind 55 Millionen für einen Produktionszweig, dessen Jahresprodukt sich auf 120—130 Millionen belaufen mag (nach amtlicher Schätzung beträgt der Wert der Weinmosternte im Jahre 1925 84 Millionen, zu denen hier 50% zugeschlagen sind, um den Wert des Weins zu erhalten). Das ist aber noch immer nicht genug für die Demagogen des Zentrums und der Deutschnationalen. Zunächst soll jetzt auch noch die Weinsteuer aufgehoben werden. Und nicht genug damit, muß natürlich den Winzern auch ein Ersatz für die ausfallende Subvention aus der Weinsteuer gegeben werden. Man hat also einen weiteren „Kredit" von 50 Millionen vorgeschlagen. „Wir wollen keine Almosen", erklärte mannhaft der Deutschnationale Haag, als der Reichstag die Einsetzung des Hilfsausschusses beschloß. Sie wollen nur Subventionen, die fast ebenso hoch sein würden, wie ihre gesamte Produktion, — also wirklich kein Almosen. Das Geheimnis dieses großen Eifers liegt natürlich auf der Hand. Die Winzer dürften etwa ½ Dutzend Reichstagsmandate zu vergeben haben. Warum soll nicht das Reich den in Frage kommenden Parteien die Opfer bringen, deren sie zur Aufrechterhaltung ihres Prestiges unter den aufgehetzten Winzern bedürfen?

Ganz ähnlichen Motiven entsprang ja auch die englische Kohlensubvention. Das konservative Kabinett wollte keinen Streik riskieren, die Arbeiterschaft fühlte sich mit den Bergarbeitern solidarisch, so zahlte man also die Subvention, die sich im Dezember 1925 auf zirka 60 Mark pro Kopf des Bergarbeiters belief. Es gelang, die Produktion um 25% zu steigern, es gelang, durch die Preissenkung, die die staatliche Subvention bis tief unter die Produktionskosten ermöglichte,

den Exportmarkt zu beleben und sogar einen Teil der Schiffahrt von der Oelfeuerung zur Kohlenfeuerung zurückzuführen. Dafür erhielt man ein Defizit von ein paar hundert Millionen Mark. Solche Resultate erweckten natürlich auch in Deutschland Appetit. Schon vor der englischen Subvention war im deutschen Kohlenbergbau ein großer Rationalisierungsprozeß im Gange, der Zehntausende von Arbeitern arbeitslos machte. Gleichzeitig hatten sich, dank der Preispolitik des Kohlensyndikats, Haldenbestände von Millionen von Tonnen angesammelt. Was lag also näher, als jetzt die englische Subvention für die eignen Nöte verantwortlich zu machen! Ueberkluge Leute erfanden auch noch die „richtigen" Argumente für eine deutschen Kohlensubvention. Die englische Subvention sei nur ein Vorspiel zu einem internationalen Kohlenkartell, in dem die Engländer sich eine unverhältnismäßig hohe Quote sichern wollten. So berät man denn jetzt auch in Deutschland, wie man den Kohlenbergbau subventionieren könne. Verbilligte Exportkredite, Tarifermäßigungen und offene Subventionen wurden in den Kreis der Betrachtungen gezogen. Die Unternehmer bearbeiteten die Bergarbeiter, das Wirtschaftsministerium nahm sich der Sache an, der Kanzler wies in einer großen wirtschaftspolitischen Rede vor seiner Genfer Reise darauf hin. Und obwohl wir noch nicht wissen; was geschehen wird, — daß etwas geschehen wird, ist fast schon nicht fraglich.

Inzwischen hat aber die englische Kohlenkommission ihren Bericht erstattet. Und dieser Bericht ist bereits subventionsfeindlich! Der „Kampf um die Exportquoten" scheint aufgegeben worden zu sein. Mit der klassischen Klarheit der englischen Sprache steht im Bericht der Satz, der das ganze System der Subventionen verurteilt: „Es ist unhaltbar, daß die anderen Wirtschaftszweige besteuert werden, um in einer einzelnen darniederliegenden Industrie den Unternehmern ihre Gewinne und den Arbeitern ihren Lohn zu sichern, zumal wenn Gewinne und Löhne in der übrigen Wirtschaft oft nicht höher und manchmal sogar niedriger sind". Das ist das Urteil, das die Engländer fällen, nach einer fast halbjährlichen praktischen Untersuchung einer der größten Hilfsaktionen, die je ein Staat einem einzelnen Wirtschaftszweige zuteil werden ließ! In Deutschland aber geht das System der Subventionen seinen Gang. Und im Deutschen Reichstag gibt es schon einen besonders geheimen Unterausschuß, in dem hinter verschlossenen Türen die Subventionierung der letzten wirtschaftlichen Ueberreste deutscher Marokkopolitik beraten wird!

GLOSSEN

HUNGERKÜNSTLER

Wie alle großen Moden kam natürlich auch die große Hungerkünstlermode von Paris nach Berlin. Am Oranienburger Tor, in dem Restaurant mit dem verheißungsvollen Schilde „Zum Krokodil“ sitzt seit 24 Tagen der große Jolly und vollführt die große Kunst des Hungerns in einem Glaskäfig. Es ist statistisch nachgewiesen, daß 88% der Zuschauer nach Bewunderung Jollys dem Dufte des krokodilischen Sauerkrauts nicht widerstehen konnten. Da anscheinend also Jolly und Krokodil mit dieser brotlosen Kunst gute Geschäfte machen, fühlen plötzlich eine Menge Leute die Berufung in ihren Eingeweiden, ja es gibt sogar schon hoffnungsvolle moderne Kinder, die durchaus „Hungerkünstler“ studieren wollen, wie ehedem „Kaiser“.

Nun erhebt sich aber für den deutschen Gelehrten die bedeutungsvolle Frage, ob der Name Hungerkunst überhaupt berechtigt ist. Schlägt man die großen Wörterbücher der deutschen Sprache nach, die Abhandlungen des Erasmus von Rotterdam, Budenius, Liberius, Schelling, Fechner und des großen Karl Lehmann, so wird man überall mit dem Begriffe „Kunst“ den Begriff der Tätigkeit, des „Ausübenden“, Schöpferischen verbunden finden. Da aber der Hungernde ganz im Gegenteil selbst die primitivsten Tätigkeitshebel der Kinnladen, des Magens und des Darms in seiner ganzen Länge abstellt, müßte man notgedrungen zu dem paradoxen Begriffe einer negativen Kunst gelangen. Das scheint nun doch wohl nicht angängig. Jedenfalls hat Rabelais': „Ars honeste in societate petandi“ ein größeres Anrecht auf diesen Namen. Was übrigens von den meisten namhaften Gelehrten durchaus anerkannt wird.

Eine andere Frage, die von der Berliner Polizei in aller Schärfe aufgeworfen wurde, ist die, ob es gestattet werden kann, daß ein deutscher Staatsbürger zynisch und mit Hinblick auf Entlohnung sozusagen Selbstmord unter der Zeitlupe begeht. Abgesehen davon, daß die deutsche Menschensubstanz, also ein deutscher Nationalgeist, vor den Augen der Behörden um mindestens 60 Pfund Fleisch vermindert wird. Es gibt allerdings kein Gesetz gegen den Selbstmord in Deutschland. Auch ist — soweit uns bekannt ist — die Polizei noch nie gegen das ziemlich weit verbreitete Laster des unfreiwilligen Hungerns eingeschritten. Das mag wohl stimmen. Aber die Polizei kann sich mit vollem Rechte auf den Präzedenzfall des § 218 berufen. Bekanntlich macht sich keine Mutter strafbar, deren Kind aus Mangel an Nahrung oder infolge der kinderfresserischen Verhältnisse in Massenquartieren stirbt. Sie wird aber sofort eingesperrt, wenn sie durch eine kleine Abtreibung die wirksamste prophylaktische Maßregel gegen das sonst Unvermeidliche ergreift.

Die ganze Sache wächst sich also zu einem Kampf um eine elementare Menschheitsforderung aus: um das „Recht auf Hunger!“ Es wundert uns, daß dieser Kampf so wenig Widerhall findet und daß sich unsere freigeistige Jugend nicht um die Vorkämpfer dieser gerechten Sache schart. Ist es jemals einem römischen Prokonsul eingefallen, einem Säulenheiligen in Aegypten, der dreißig Jahre auf einem Fuße auf einer Säule stand, diese Mensch-

heitstat zu verbieten? Haben die päpstlichen Behörden des Mittelalters je Anstoß daran genommen, daß sich eine fromme Frau in ein feuchtes Loch in der Mauer eines Hauses in hockender Stellung einmauern ließ und 40 Jahre lang auf ihrem Unrat wohnte? Bitte, Herr Polizeipräsident, besuchen Sie eines unserer großen Varietés und sehen Sie mal zu, wie ein kleiner Junge mit dem Kopfe auf einer 10 m hohen Stange steht, auf dem rechten Fuß einen Stuhl, auf dem linken die Flagge der Vereinigten Staaten von Liberia, auf einer Stange, die sein Papa auf der Nase balaciert. Sie amüsieren sich, Herr Polizeipräsident — warum verbieten Sie nicht? Und noch eins! Was würden Sie dazu sagen, wenn Sie in einem Geschichtswerke fänden, daß Torquemada die Ketzer zwang auf teuflischen Rädern, die sie mit ihren eigenen Füßen in rasendem Tempo fortbewegen mußten, sechs Tage und sechs Nächte in einem engen Kreise herumzufahren? Von Zeit zu Zeit nahm man sie von den Rädern, wusch sie, stärkte sie, um sie in teuflischer Weise von neuem für die Inquisitionsqualen gebrauchsfähig zu machen. Fürchterlich! Gegen die Sechstagerennen haben Sie aber anscheinend nichts auszusetzen. Konsequenz, Herr Polizeipräsident! Und begreifen Sie endlich, daß wir uns durch eine einfache Polizeiverordnung weder das Recht auf den Hunger, noch das Recht auf die Schaulust nehmen lassen!

A. H.

EINE GEDÄCHTNISREDE

Henry Marcel hatte als Direktor der Beaux-Arts den offiziellen Auftrag, das Denkmal für den verstorbenen Gavarni auf dem Saint-Georges-Platz in Paris einzuweihen. Die Nord-Südbahn existierte damals noch nicht, und man hatte an dem Gitter gegenüber dem Hause von Thiers eine Tribüne errichtet, die rot ausgeschlagen und mit der Trikolore geschmückt war.

Auf dieser Tribüne hatte Marcel inmitten einer Reihe von anderen offiziellen Persönlichkeiten Platz genommen. Er erhob sich und fing seine — man muß immer wieder betonen offizielle — Rede so an:

„Meine Herren, wenn Gavarni, anstatt in Stein auf dieser Säule, noch lebend unter uns weilte und und hier sähe, was für eine wundervolle und komische Karikatur hätte er von uns gemacht!"

Das Gelächter bei der Totenfeier war unbeschreiblich und wiederholte sich des öfteren im Verlauf der Rede, die noch mit anderen Bosheiten „geschmückt" war.

FILM

Der Film der Geschlechtskrankheiten

„Falsche Scham" nennt sich dieser Film mit ein bißchen falscher Scham, denn das klingt lockender, geheimnisvoller und weniger kraß als „Film der Geschlechtskrankheiten", wie er eigentlich heißen müßte. Einst nach der Revolution, zur Zeit der Aufklärungsfilme, die Verschleierungs- und Aufreizungsfilme waren, erstickte man das Sachliche geschlechtlicher Dinge in der Wattehülle verlogen-kitschiger Handlung. Dann zeigte man das rein Medizinisch-Diagnostische in wissenschaftlichen Kulturfilmen so trocken, daß das Publikum sich abwandte. Jetzt bewegt man sich auf mittlerer Linie und flicht das Orientierend-Wissenschaftliche in kleine Spielhandlungen ein; jedoch immer so, daß Aufklärend-Belehrendes niemals von den Geschehnissen erdrückt wird . . . und immer ist Ab-

schreckendes und Hoffnungbringendes geschickt dosiert.

Ist das Experiment geglückt? Das kann nur die Wirkung erweisen. Denn dieser Film darf weder als Spielfilm beurteilt werden, noch als wissenschaftlicher Film, sein Sinn und Ziel wurzelt einzig und allein in der Wirkung. Und die ist unleugbar aufrüttelnd: Bisweilen windet man sich kotzübel vor Grauen. Und wird doch wieder ins Heiter-Lichtvolle geführt. Man glotzt entsetzt ins entstellte Leidensgesicht der Menschheit — und wird entlassen mit dem frohen Kinderblick, den der stramme Säugling eines geheilten Syphilitikerpaars triumphierend in Großaufnahme übers Publikum lächelt.

Erfreulich für die Zuschauer ist, daß sie nicht lange mit theoretischer Belehrung in ermüdenden Trickzeichnungen und erklärenden Zwischentiteln gequält werden, sondern daß Ursachen, Folgen und Heilungsmöglichkeiten klipp und klar in tatsächlichem Geschehen am lebendigen Objekt gezeigt werden. Da möchte man allerdings manchmal aufschreien und dem Saal entstürzen, wenn in gräßlicher Nahaufnahme schleimtriefendes Tripperauge sich öffnet oder der Zug eines Totentanzes, wie ihn kein Maler so scheußlich ersann, der Zug der an Leib und Geist von Syphilis Zerfressenen über den Korridor der Klinik wankt. Manchmal wird das schreckende Grauen ganz in schauspielerische Leistung aufgelöst, z. B. wenn der von Rückenmarksschwindsucht tapernde Bauerngreis aus dem zwangsweise verkauften Gut ins Armenhaus geschafft wird (alles „wegen einer Viertelstunde vor vierzig Jahren"), während sein Weiblein in paralytischer Tobsucht mit den losgerissenen Steinen ihres Herdes das Häuslein zerschmeißt. (Der Himmel bewahre die verehrungswürdige Schauspielerin Frieda Richard vor solchem Ende.)

Auch der starke Mann geht mit tränendem Auge hinweg, aufgewühlt durch den Jammer, den jede Minute des Lebens uns Umgetriebene in Fleisch und Blut jagen kann . . . und gerührt zugleich, daß ein Arzt, ein wenig Salvarsan und Genügsamkeit den Menschen wieder zu so viel Glück führen kann.

*

Der Geiger von Florenz

Und derselbe schwere Mann sitzt dann eine halbe Stunde später vor einer anderen Leinwand (im Gloria-Palast) wieder mit tränendem Auge über den lieblichsten, leichtesten, lichtesten Film, den man bislang in Deutschland sah. Gerade dem geifernden Krankheitsgrauen entronnen, empfindet man um so sieghafter, um so beglückender die Anmut des Menschlichen, wie sie sich offenbart in Elisabeth Bergner, die mit dieser Rolle in die erste Reihe der Weltfilmspielerinnen einrückt.

Der Film selbst, Taugenichts-Romantik eines aus Erziehungszwang nach Italien entrinnenden Backfischs, ist zwar Quatsch ohne Sauce, will auch nichts anderes sein, und wirkt gerade deshalb so heiter, weil er Birch-Pfeifferisches, Amerikanisches, Eichendorffisches und wirklich Filmhaftes ohne Übergänge, ohne Motivierungen (durch P. Czinner) zusammenhaspelt. Man sieht die Bergner da als liebend-trotziges Töchterlein, wie sie mit der verhaß-

ten Stiefmutterdame auf abendlicher Terrasse Bowle mixt, wie sie nachdenklich-erbost kreuz und quer über den Rasen stapft wie Felix der Kater, und verzückt mit Blumen und Hunden spielt. Man sieht sie dann im Kostüm des Mädchenknaben Rosalinde durch Italien hüpfen, im südlichen Licht zauberhaft verschmolzen mit Landstraße und Park. Man versinkt in den süßen Bogen ihrer fliehenden Stirn, in die samtbraunen Riesenpupillen, deren Bewegung musikalischer spricht, als die bewegtesten Worte, in diese geschmeidigen Beine, die nicht gehen, nicht Gewicht des Körpers tragen, sondern so völlig entschwert schweben, daß sie auch den Scherz des Regisseurs vertragen, mit Zeitlupe aufgenommen zu werden. Welche Frau noch darf dies wagen?

Hier hat der Film eine neue Aufgabe gelöst: Anmut eines seltenen Wesens so hinreißend zu zeigen, daß der Zuschauer in diese Sphäre des Leichten sich hinzuschwingen gezwungen ist. Nicht in Kitschgefühl zerträufelt, sondern sanft emporgehoben. Da sitzt der schwere Mensch und spricht Franz Werfels Verse vor sich hin vom „erdenlos schwindenden Schritt: Schwinge Dich hin, schwinge ins Schreiten mit! / Schreiten entführt / alles ins Reine, alles ins Allgemeine. / Schreiten ist mehr als Lauf und Gang, / Der sternenden Sphäre Hinauf und Entlang, / Mehr als des Raumes tanzender Ueberschwang. / Im Schreiten der Menschen wird die Bahn der Freiheit geboren. / Mit dem Schreiten der Menschen tritt / Gottes Anmut und Wandel aus allen Herzen und Toren."

Nachdem solchermaßen ein seherischer Dichter die kommende Gestalt einer geniehaften Spielerin vorankündete, schweigt der Kritiker und beschließt, sonst ganz unromantisch, eine Ansichtskarte mit dem Bildnis dieses Wunderwesens aufzustellen.

Kurt Pinthus

TISCH MIT BÜCHERN

Essayistisches

Die Kraft des Essays ist eine rein ideeliche; das Sprachlich-Stilistische ist nur werthaltig, weil es die gefundenen Ideen, die gesichteten und erschauten Materialien eingängiger und darum edler nahezubringen vermag. Ein Essay ohne ideeliche Vertiefung aber, ein Essay ohne die Erfassung einer Materie ist sinnlos, ist Makulatur. Der Essayist ist Diener an der Sache — nicht schöpferischer Geist, der sich frei bewegen darf im Raume des Gedankens. Darum ist der große Essay in Deutschland so selten: weil nirgends der souveräne Verzicht auf originale Haltung, die überlegene Aufgabe einer Ichposition so ungern vollzogen wird, als im deutschen Schrifttum. Wenn darum — neben Stefan Zweig, neben Thomas Mann — ein neuer Essayist von Format auftritt, so ist er doppelt zu begrüßen.

Valeriu Marcu hat mit seinem ersten Buche seine Begabung für den soziologisch-historischen Essay bewiesen. Er zeigt in dem Bande „Schatten der Geschichte" (bei Hoffmann u. Campe, Berlin), daß er es vermag, vor den Tatsachen zu sitzen, bis sie sich ihm erschließen. Das sachliche Beschauen ist es, was ihn auszeichnet. Er weiß den Extrakt der Geschehnisse zu ziehen, wenn er die Gestalten Trotzki oder Sinowjew aus der Mitte des historischen Prozesses aufwachsen läßt. Seine Sprache ist knapp und schlagkräftig, die Ironieen mancher Zeiten und mancher Essayisten haben seiner angeborenen Dialektik vorwärtsgeholfen. Marcu entlarvt aber erst seine eigentliche

Begabung, wenn er sich aus lebendigem Impuls über das Politische hinaus zur wesentlichen Problematik treiben läßt. Man fürchtet zuerst die Kühnheit, die die Hände nach Stendhal oder nach Baudelaire ausstreckt — — und stellt ehrlich unerstaunt fest, daß hier Einer bis in die Vorhöfe des Lebens, von dem er spricht, vorgedrungen ist. Er sieht freilich Baudelaire, wie er sich vom Untergrund der sozialen und politischen Zeitgliederung abhebt. Aber er spürt doch die Lagerung der wesentlichen Probleme, und, indem er sie streift, hebt er den soziologischen Essay.

Wie stark wirkt der Kontrast, wenn man dann einen Essayband liest, der so garnicht „dienend" ist, sondern, erfüllt von der Ueberheblichkeit des „Unbedingten", von der Anmaßung des intellektuellen Subjektivisten.

Hermann Kesser beispielsweise mischt nicht, was sich ihm bietet, sondern bietet, was er sich mischte: er bedenkt die heterogensten Gegenstände mit seinem homogenen Denken und umrahmt diese „Erörterungen" Strindbergs und Beethovens und Deutschlands usw. mit pathetischem Titel: „Vom Chaos zur Gestaltung" (Frankfurter Sozietätsverlag). Was da zutage tritt, ist aber nur Apfelmus. Eine Kostprobe: „Wirkliche, dichterische Dichter . ." (welch verabscheuungswürdiger Pleonasmus) . . . „die niemals Gefühlsabschaffer sein können. . ." (oh, ich sage nur: prägt Worte, die Eure Gedanken um einige Grade verschönen). Und: „Eine Natursentimalität, ein Naturgefühl mit Tiefgenuß und Tiefblick wird das Geschenk der Dichter an die Menschen von morgen sein." Diese Tiefseeexpedition erschließt keine Welten und keine Tiefen. Der Dichter Kesser atmet nur in den ausgestreuten Gedichten, den Atem von gestern.

Es ist erstaunlich und begrüßenswert, wenn sich Essayisten von Rang in den Dienst der jungen, der gegenwärtigen Dichtung stellen. Kann man denn, gegen die Moles gestellt, militant für den Geist, eine zu starke Phalanx gegen das Ungeistige führen? Die Adhäsion, das zähe Kleben am gestrigen, bedingt schärfsten energetischen Impetus. Uns fehlt die zentrierende geistige Kampfschrift für eine neue, für unsere Zeit. Aber ist es nicht sinnlose Vergeudung, wenn sich auf die einzige, starke, geprägte Gestalt der zeitgemäßen Dramatik, sogleich drei Essayisten stürzen? Eben erst hat Bernhard Diebold zur Stellungnahme zum Problem Georg Kaiser („Der Denkspieler Georg Kaiser" — Frankfurter Verlagsanstalt) gezwungen — da wirft der Verlag Die Schmiede gleich zwei Georg Kaiser-Bücher auf den Markt. Georg Kaiser in Ehren — sein Kampffeld ist die Bühne, und im Zeichen der Bühne siegte sein theatralisches Genie. Aber die Problematik dieser Gestalt — einmal von Diebold in der Geist-Leib-Antithese gefaßt — ist nicht umspannend, nicht allgemeingültig genug, um die Analysis von zwei so starken Köpfen wie Ludwig Lewin und Max Freyhan zu fordern. Ludwig Lewin findet die Formel für Kaisers Grundtendenz: „Die Jagd nach dem Erlebnis" — und subsumiert unter diesem Titel die Einzelphasen seines dramatischen Werdeganges. Dieses Buch, knapp, gehaltvoll, geistreich geschrieben, sei deshalb empfohlen, weil es in klarer Gliederung die dramaturgische Einführung zu jedem Drama Georg Kaisers gibt. Max Freyhan indessen versucht in dem Buch „Georg Kaisers Werk" an die allgemein-ästhetischen Probleme dieser eigenartigen Gestalt heranzukommen. Die drei Werke divergieren in ihren

Resultaten kaum. Ihr Studium bereichert — ihr Vorhandensein aber deutet noch nicht die Problematik der Gesamtsituation, in der das deutsche Drama mit und durch Georg Kaiser sich befindet, hinweg.

Von diesen Essay-Büchern führen Stufen oder (wenn man so will) Welten zu dem köstlichen Geschenk des Oskar Loerke, „Zeitgenossen aus vielen Zeiten" (S. Fischer Verlag), dessen sublimer Titel schon verrät, daß hier ein Denker sich um eine höhere Aktualität bekümmert. In dieses Werk sind Substanzen für zehn Werke verarbeitet; der erste Teil, der Gestalt Bach geweiht, ist in nuce ein ganzes Werk, eine unentfaltete Philosophie der Tonkunst. Selbst in den hingeworfenen Skizzen, den fünf Bruckner gewidmeten Seiten etwa, sind endgültige Prägungen und letztliche Einsichte.

Otto Zarek

ANEKDOTE

Die hinterlassenen Briefschaften Victor Hugos, besonders die Liebesbriefe, finden zurzeit wieder viel Interesse. Trotzdem sie bisher nicht gesammelt veröffentlicht sind, ist eine Menge von ihnen doch schon bekannt. Eins dieser Billetts verdient wegen seiner Originalität wieder hervorgeholt zu werden.

Eines Abends speiste der Dichter mit Juliette Drouet am Ufer des Sees von Enghien. In seiner Serviette fand er folgendes Dokument.

„Ich bestätige, von Herrn Victor Hugo viel Liebe und Freundschaft erhalten zu haben und verpflichte mich, diese sofort zurückzuzahlen.

Juliette Drouet."

INHALT DES LETZTEN HEFTES

(Heft 11)

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin SW 19, Beuthstraße 19. Telefon: Merkur 8790, 8791 8792. Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin W 35, Genthiner Straße 22 — Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin SW 19, Beuthstraße 19. — Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Wien 156 791. Bankkonto: Commerz- u. Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstr. 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Prikopy 6 — Druck von Wilhelm Greve, Berlin SW 68, Ritterstraße 50. — Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Beuthstr. 19.

Bezugspreis durch die Post in Deutschland pro Monat 2,— Reichsmark, pro Quartal 6,— Reichsmark; unter Streifband im Inlande und nach Oesterreich monatlich Reichsmark 2,25, vierteljährlich Reichsmark 6,50. Für das übrige Ausland nur Streifbandlieferung monatlich Reichsmark 2,50, vierteljährlich Reichsmark 7,—. Zahlungen in ausländischer Währung werden zum amtlichen Tageskurs der Berliner Börse am Eingangstage gutgeschrieben.

Inseratenpreise: Grundpreis für die ganze Seite 125 Goldmark. Bei größeren Abschlüssen progressive Wiederholungsrabatte auf den Grundpreis.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion, auch wenn Rückporto beiliegt, keine Verantwortung.

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, vierte Märzwoche

In Köln wurde dieser Tage das zweite Befreiungsfest gefeiert. Seine besondere Weihe erhielt der Tag durch die Anwesenheit des Reichspräsidenten; und es ist nur selbstverständlich, daß Herr von Hindenburg auch eine Rede hielt. Nun hatte da gewiß niemand eine romanisch-temperamentvolle Kaskade erwartet. Rhetorik à la Briand gedeiht hierzulande nicht. Und wenn sie sogar gediehe, hätte wahrscheinlich doch Herr Stresemann recht, der an einem trüben Genfer Abend vorm Glas Bier elegisch feststellte, daß man in Deutschland, wenn man ernst genommen werden wolle, auf eine gewisse Ledernheit streng bedacht sein müsse. Indessen gibt es auch darin Abstufungen. Und leider muß gesagt werden, daß gerade die willigsten Verehrer des Reichspräsidenten und seines Amtes einigermaßen entsetzt darüber waren, welche Art von Manuskript man dem alten Herrn diesmal in die Hand gegeben hat. Sie fanden, daß der verantwortliche Autor sich denn doch ein wenig mehr hätte anstrengen müssen; und daß dieser absolute Mangel von Inhalt und Profil beinahe schon eine Respektlosigkeit gegen den höchsten Repräsentanten deutscher Regierungsgewalt bedeute. Denn auch auf geistigem Gebiet — und gerade dort! — müsse Herrn von Hindenburgs Umgebung doch ehrerbietig genug sein, nur das Beste eben noch für gut genug zu halten. Es ist scheinbar etwas richtig in dieser Kritik. Aber es scheint nur, — denn tatsächlich leidet die Art und Weise, in der solche Reden gegenwärtig zustande kommen, eher an zu viel als an zu wenig Gewissenhaftigkeit. Nach den herrschenden Gepflogenheiten ist anzunehmen, daß z. B. für die Kölner Rede schon frühzeitig von nicht weniger als neun verschiedenen Stellen Entwürfe angefordert worden sind. Nämlich vom Reichsinnenministerium, vom Ministerium für die besetzten Gebiete, von der Reichskanzlei, von der Reichspressestelle, vom Koblenzer Reichskommissar für die besetzten Gebiete und von vier Referaten des Auswärtigen Amtes: Referat Deutschland, Referat besetzte Gebiete, Referat Frankreich und

Referat England. Jeder dieser Entwürfe wird „Gesichtspunkte“ enthalten haben; und jede der beteiligten Stellen wird in wochenlanger Auseinandersetzung gegen die Gesichtspunkte der anderen wieder Bedenken geltend gemacht haben. Es ist kein Wunder, daß es dem geplagten Staatssekretär Meißner, zu dessen Amtspflichten die endgültige Verarbeitung und Berücksichtigung all dieser Wünsche und Gegenwünsche gehört, schließlich durchaus nicht mehr gelingen wollte, ein demosthenisches Manuskript für Herrn von Hindenburg anzufertigen. Und gewiß ist es kein Zeichen von Unfleiß.

Nicht nur in volkstümlichen Besprechungen der Reichsverfassung, sondern auch in wissenschaftlichen Betrachtungen ist von Volksbegehren und Volksentscheiden bisher meist behauptet worden, für Deutschland seien sie praktisch unbrauchbar. Was man sich bei uns von der Schweiz erzählte, führte zu der Ansicht, diese demokratischen Zierden der Verfassung seien nur für kleine Verhältnisse geeignet. Nun zeigt sich, daß man sich offenbar entweder die Schweiz zu klein oder Deutschland zu groß vorgestellt hat, vielleicht sogar beides, da man ja hierzulande solchem doppelten Irrtum leicht zugänglich ist. Das Volksbegehren ist im ganzen gut gelungen. Allerdings hat sich gezeigt, daß es nur von organisierten und organisatorisch leistungsfähigen Gruppen durchzuführen ist. Wenn der Kuczynski-Ausschuß, dessen Initiative rühmenswert bleibt, allein gelassen worden wäre, dann hätte es bei der Listenverschickung und bei der örtlichen Propaganda wohl etwas gehapert. Aber der stimmberechtigte Teil des deutschen Volkes hat sich durchaus nicht als zu schwerfällig erwiesen, um aus seiner diffusen Anonymität zu einheitlichem politischen Handeln gebracht zu werden. Man sieht aus den langsam sickernden Statistiken des Reichswahlleiters, daß weder durch den Zwang, den Namen selbst zu schreiben, noch durch die Nötigung, das öffentlich zu tun, dem deutschen Wähler zu viel zugemutet wird, — außer in Bayern, Pommern und Ostpreußen. Man hat außerdem erfahren, daß selbst sanfter Widerstand der Behörden und bevormundende Erklärungen der Reichsregierung, von gewissen Parteiparolen ganz zu schweigen, einen großen Teil des Volkes nicht davon abgebracht haben, seinen eigenen Willen zu bekunden. Was die Aufnahme des Ergebnisses von Genf in Deutschland auf ihre Art bewiesen hat, das bezeugt das Volksbegehren in Zahlen: das deutsche Volk wird mündig; es verliert etwas von seiner Autoritäts-

gläubigkeit, seinem Respekt vor feinen Leuten und seiner anerzogenen Artigkeit. Wenn also dieser erste Versuch, ein Volksrecht anzuwenden, die Schule der Demokratie gewesen ist — wie es so schön ausgedrückt worden ist, — dann war es eine Schule ohne Schulmeister, ja gegen die Erzieher, und insofern wirklich etwas Neues.

Der Verdacht, daß der Banknotenfachmann Arthur Schulze, den seinerzeit Prinz Windischgrätz zur Unterstützung seiner Franc-Fälschungen engagiert hatte, an den Folgen einer Vergiftung gestorben sei, ist unbestätigt geblieben. Die gerichtsärztliche Obduktion ergab ganz natürliche Ursachen für seinen Tod: „hochgradige Lungen- und Brustfellentzündung" . . . . „Eine hinzugetretene Embolie . . . ." Die Staatsanwaltschaft und die Kriminalpolizei stellten ihre Ermittlungen ein, und sie und wir dürfen uns in dem ruhigen Bewußtsein wiegen, daß so romantische Tötungsmittel wie Gift in deutschen Gefängnissen nicht zur Anwendung kommen. Wenn der Tod einen Untersuchungshäftling seinen Richtern entzieht, so handelt es sich zumeist um einen Vorgang, der sich sozusagen geschäftsordnungsmäßig zugetragen hat, entsprechend den bei der Behandlung von Häftlingen üblichen Gebräuchen. Auch Höfles Tod brachte niemandem eine Anklage wegen Mordes ein. Doch als Höfle im Moabiter Untersuchungsgefängnis gestorben war, tagte ein parlamentarischer Untersuchungsausschuß und stellte fest, daß die Methoden der Krankenbehandlung in Moabit das Leben eines jeden gefährden, der, möglicherweise vollkommen unschuldig, in Haft gerät. Nichts scheint sich seit diesen Feststellungen geändert zu haben. Einen ganzen Monat lang befand sich Schulze im Untersuchungsgefängnis. Man sperrte ihn in eine Isolierzelle, als er dem Wärter Geschirr an den Kopf warf und sich die Kleider vom Leibe riß, man brachte ihn schließlich, drei Tage vor seinem Tod, ins Irrenhaus. Aber die „hochgradige Lungen- und Brustfellentzündung", an der er starb, wurde einen ganzen Monat lang von den Gefängnisärzten nicht bemerkt; und in das Krankenhaus, wohin der Kranke gehörte, wurde Schulze nicht überführt. Soll man von einem zweiten Fall Höfle sprechen? Von „Fällen Höfle" erfahren wir leider nur, wenn die Opfer Personen sind, die im Mittelpunkt des öffentlichen Interesses stehen, ehemalige Minister oder Francnoten-Fälscher. Keine Statistik aber verrät, an wie viel Namenlosen und Unbekannten die Gefängnismedizin das Werk einer erbarmungslosen Justiz vollzieht.

Eine besondere Rolle spielen bei uns seit etwa einem Jahre die parlamentarischen Untersuchungsausschüsse. Sehen wir von denen ab, die Entstehung von Krieg und Revolution zu erforschen haben — rein historische Aufgaben also — so bleiben noch immer etliche andere, die sich teils mit den Fememorden, teils mit der Korruptionskampagne des vergangenen Jahres zu befassen haben. Beigetragen zu ihrer Belebung hat sicherlich das Gefühl, daß Themen solcher Art bei unserer Justiz sehr schlecht aufgehoben sind. Was die Herren Richter denn auch durchaus richtig erkannten und was sie auf ihrer letzten Tagung zu gereizten Worten gegen diese Institution befeuerte. Schon dieses Mißtrauen der Justiz allein genügte, um die Notwendigkeit der Untersuchungsausschüsse zu beweisen. Leider ist deren rechtliche Situation noch durchaus problematisch. Das zeigte sich schon sehr deutlich, als vor dem Femeausschuß des preußischen Landtages einige Zeugen sich renitent gebärdeten und der Ausschuß sich zunächst ans Justizministerium mit der Bitte um Aufklärung über seine Kompetenzen wenden mußte. So scheitert ein an sich brauchbarer Gedanke an dem völligen Mangel an Befugnissen. Von langer, mühevoller Arbeit, erregten Debatten, endlosen Vernehmungen bleibt nichts als ein Schlußbericht an das Parlament. Ein Torso, mit vielleicht wohlgebildetem Kopf, aber die Gliedmaßen fehlen.

Bericht aus dem Abfindungsausschuß: „Vor Schluß der Debatte stellte der Vorsitzende Dr. Kahl als Wunsch des Ausschusses fest, daß das Reichsjustizministerium sich aktiv an der Arbeit für den Gesetzentwurf beteiligen möge." Herr Dr. Marx hat sich in der Tat bisher nicht beteiligt! Während zum Beispiel Preußen fortgesetzt in die Debatte eingreift und Herr Höpker-Aschoff, der dort zuständige Minister, ununterbrochen auf Verbesserungen dringt, hat der Volksblockkandidat und Reichsbannermann es bisher nur ein einziges Mal für nötig befunden, auch nur in persona zu erscheinen. Und was er dabei sagte, war mehr Sabotage als Arbeit. Jetzt muß ihn der Volksparteiler Kahl auffordern, sich doch gefälligst nicht zu verstecken! Wie war es doch? „Bis auf eine Mark abgeschrieben!"

LEOPOLD SCHWARZSCHILD

WIE STEHT ES UM EUROPA?

Den starken Männern im deutschen Land ist unerwarteter Sukkurs erwachsen. Zwei Tage nach Genf sind in Washington Auszüge aus einem Bericht veröffentlicht worden, den Mr. Houghton, amerikanischer Botschafter in London, seiner Regierung über die Lage in Europa unterbreitete.

Da stand nun zu lesen, Europa habe, soweit seine Staatsmänner in Betracht kommen, von den Lehren des Krieges nichts profitiert. Der Völkerbund sei „sehr weit davon entfernt, ein wirklich überstaatliches Werkzeug für die Organisation des Friedens zu sein". Eher gleiche er der heiligen Allianz von 1815, — mit dem Unterschied, daß er nicht einmal 40 Jahre Frieden verbürge. Frankreich sei Führer dieses Allianz-Systems, es werde von seinen Trabanten unterstützt und schleife, wider ihren Willen, auch Englands Staatsmänner mit.

Welche Stichworte für unsere Intransigenten! Sie lieben Amerika ebensowenig wie irgend ein anderes Land. Und der General Dawes, zum Beispiel, war ihnen stets nur ein Mann, der im Auftrag seiner Regierung, des Herrn Morgan, der Weltfinanz, der Juden, der Franzosen, der Engländer und des Restes der bewohnten Erde grausame Sklavenketten für Germanien schmiedete. Soll man aber, wenn dieselbe Regierung, die im Konzern der Versklaver führend war, nun plötzlich einige Unliebenswürdigkeiten über andere Konzernpartner veröffentlichen läßt, — soll man, nur um konsequent zu bleiben, auch dann genötigt sein, mit dem wacker gepflegten Groll und Mißtrauen zu reagieren? Nein, ein Daniel kommt zu richten, ein Daniel. Hört, was dieser weise, höchst gerechte Richter über Euren Geist von Locarno und diese ganze Genfer Komödie sagt!

Nun, wir hören es und sind dennoch nicht erschüttert.

Was aus amerikanischem Munde über Europa geäußert wurde, durfte leider schon früher nicht immer als kategorische Wahrheit gelten. Mr. Houghton mag heute wirklich der Ansicht sein, die in so ungewöhnlich auffallender Form publiziert wurde (— obwohl es Leute gibt, die während der Berliner Daweszeit ganz anderes von ihm hörten —). Auch sein Staatssekretär Kellog mag ihm beipflichten (— obwohl mir von der Londoner Konferenz des Jahres 1924 gewisse Stunden in Erinnerung sind, in denen der damalige Botschafter Kellog ebenfalls höchst optimistisch redete). Ob sie Europa aber ganz richtig sehen, ist noch immer die Frage. Und zwar eine Frage, die umso berechtigter ist, als unglücklicherweise immer klarer wird, welche Fehler im amerika-

nischen Urteil über Europa gerade in jenem säkularen Zeitpunkt bestanden, in dem von Richtig und Falsch nicht nur eine Tagesstimmung, sondern eine Weltordnung abhing.

Es wird von diesen Fehlern noch die Rede sein.

Zuvor aber sind einige andere Erwägungen notwendig.

II.

Die erste (nebensächlichere) Bemerkung, die gestattet sein mag, ist, daß Regierungs-Kundgebungen nicht immer an die Adresse gerichtet sind, an die sie zunächst gerichtet scheinen. Mr. Houghtons Bericht scheint die Absicht zu haben, belehrend auf Europas Regierungen einzuwirken. Aber wahrscheinlich ist, daß er mehr ein Plädoyer sein sollte, — ein Plädoyer für die amerikanische Regierungspolitik vor der öffentlichen Meinung des eigenen Landes.

Diese Politik war ja, seit 1919, ein Im-Stiche-Lassen des eigenen Werkes. Man hat einen Völkerbund gegründet und ihm dann sofort die kalte Schulter gezeigt. Jedesmal, wenn eine Krise in Europa eintritt, sagen nun Idealisten: „Das wäre nicht so schlimm geworden, wenn wir dabei wären!" Jedesmal in einem solchen Augenblick müssen also die Realisten sagen: „Ihr seht, das ist so schlimm, daß wir unmöglich dabei sein können!" Und da die Realisten an der Regierung sind, können sie es unter der Autorität eines Gesandtenberichtes sagen.

Aber es gibt noch einen wichtigeren als diesen U. S. A.-Aspekt —: das ist der pan-amerikanische. Um ihn zu verstehen, muß man auf die Angelegenheit Brasilien eingehen.

Es ist bekannt, meines Wissens aber noch nie scharf betont worden, daß nicht etwa ein europäischer, sondern ein außereuropäischer Konflikt zum Mißfall der letzten Völkerbundsversammlung führte. Die europäischen Schwierigkeiten sind, wie durchaus vorauszusehen war, gewiß erst nach einigem Drehen und Wenden, schließlich aber doch sehr anständig beigelegt worden. Da kam der Brasilianer Mello Franco. Und an seinem unvorhergesehenen, aber unerschütterlichen Verlangen nach einem ständigen Ratssitz scheiterte jeder weitere Lösungsversuch.

Mit welcher These aber wurde diese Forderung begründet? Weniger mit einer brasilianischen als mit einer amerikanischen!

Die brasilianische Seite der Sache (— sie ist in Deutschland nicht in einer einzigen Zeitung gezeigt worden! —) war diese: „Brasilien ist, was den Gebietsstand anbelangt, das größte Land der Welt nach China. Es bedeckt eine Fläche

von 8½ Millionen Quadratkilometern, während sogar die Vereinigten Staaten nur 7,8 Millionen ihr eigen nennen, — ganz zu schweigen von den Europäern oder von Japan, mit ihren lumpigen 3—500 000. Unsre Bevölkerung zählt zwar nur rund 35 Millionen. Aber auch damit bleiben wir nur um ein Geringes hinter den 40 Millionen etwa Frankreichs zurück. Und unsre Bevölkerung wächst sehr rasch, in 5 Jahren werden wir auch mehr Menschen haben als die europäischen Hauptländer! Mit einem Wort: wir sind eine Großmacht geworden, — dem Gebiet nach überwältigend, der Bevölkerung nach sehr ansehnlich. Es geht nicht mehr an, daß man uns, zusammen mit den Kleinmächten, in die Kategorie der Nichtständigen verweist, — wir können nicht mit Uruguay zusammen rangieren, dessen Territorium wir ums 45fache und dessen Bevölkerung wir ums 20fache übertreffen. Oder mit Schweden, dessen Gebiet über 20 mal in unseres zu stecken ist, und das wir an Menschenzahl fast ums 6 fache schlagen. Wir sind tatsächlich eine neue Großmacht, das muß jetzt endlich anerkannt werden!"

Die amerikanische Seite der Sache aber sah so aus: „Trotz dieser unsrer Großmachtqualität kämpfen wir nicht einmal für unser Land, sondern für unseren Kontinent. Das einzige ,was wir wollen, ist, daß nicht nur Europa und Asien sondern auch Amerika sein verbürgtes, von keinen Zufälligkeiten abhängiges Recht auf Vertretung im Völkerbundsrat erhalte. Ein solches Recht, ein solch ständiger Ratssitz, ist im Statut für die Vereinigten Staaten vorgesehen. Aus den bekannten Gründen üben sie ihr Recht nicht aus, ihr Ratssitz ist nach wie vor unbesetzt. Wir erklären feierlich, daß unser Anspruch nur für die Zeit erhoben wird, in der die Vereinigten Staaten abseits bleiben. Sollten sie jemals zum Bunde zurückkehren, so werden wir sofort verzichten. Bis dahin aber sind wir Amerikas Champion, bis dahin müssen wir verhindern, daß Amerika schlechter dasteht als andere Erdteile!"

Lassen wir vorläufig unerörtert, wieviel Richtiges oder Falsches in diesem Anspruch steckt. Selbst wenn die Regierungen der übrigen südamerikanischen Staaten erklärten, sie seien an diesem Championat Brasiliens uninteressiert, so ist doch gewiß, daß es unter ihren Völkern Strömungen geben muß, die Mello Francos Verhalten billigen und bewundern werden. In Brasilien selbst wird diese Strömung sogar vorherrschen. Und es ist klar, was es für die Vereinigten Staaten, die ja so dezidierten Anspruch auf amerikanische Führerschaft erheben, — es ist klar, was es für die Staaten bedeuten muß, wenn im Süden (vielleicht sogar im eignen Land) der Ein-

druck entsteht, daß Brasilien eigentlich viel fähiger und an viel wichtigerer Stelle für Amerika eintrete als die selbstsüchtig-abseitige Washingtoner Macht.

Um diesen Eindruck abzuschwächen, um diese Washingtoner Abseitigkeit noch einmal zu erklären, konnte eine recht düstere Schilderung des europäischen Chaos nur nützlich sein. Es wäre also sehr wunderbar, wenn solche Erwägungen, als der Houghtonsche Bericht verfaßt und veröffentlicht wurde, gar keine Rolle gespielt haben sollten.

III.

Wie steht es aber in Wahrheit um Europa? Sieht der alte Kontinent wirklich so hoffnungslos aus, wie er sich, hinter der großen Hornbrille, in Mr. Houghtons etwas träumerischen Augen zu malen scheint? Gibt es wirklich Gründe für die seltsame Harmonie, die plötzlich zwischen den Lenkern der amerikanischen Politik und den Lenkern der Vaterländischen Verbände Deutschlands festgestellt werden muß? Und wenn Europa hoffnungslos ist, — warum ist es hoffnungslos?

Niemand, der bei Trost ist, überschätzt den Völkerbund; und die Worte, die ihm vor vierzehn Tagen gerade hier gewidmet worden sind, waren so skeptisch und realistisch, daß sie sogar von Blättern der Rechten mit warmem Behagen zitiert werden konnten. Wir wissen alle, daß er, für schwierigere Lagen, im Augenblick noch nicht in Betracht kommt. Und das einzige, was uns von Herrn v. Graefe trennt, ist, daß wir eine bessere Entwicklung wenigstens für möglich halten, während man drüben sogar diese Möglichkeit verneint.

Aber das erste, was für die hoffnungsvollere Meinung spricht, scheint uns der wütende Eifer und die Energie, mit denen gerade diesmal verhandelt worden ist. Die Regierungen, die in den letzten Wochen mit dem Aufgebot aller Leidenschaft um Ratssitze kämpften, können unmöglich der Meinung gewesen sein, daß es sich um einen Sitz in einem ganz belanglosen Theaterstück handle. Und wenn sie das angenommen hätten, (und wenn sie entschlossen wären, nur Theater zu spielen,) so hätten sie schlicht mit den Achseln gezuckt, oder hätten sich ihre Verzichte rasch bezahlen lassen, mit Konzessionen außerhalb des Bundes. Aber sie kämpften, die Sache war ihnen also wichtig. Das ist ein sehr freundliches Symptom.

Der zweite optimistisch-stimmende Tatbestand aber ist, — immer wieder muß darauf verwiesen werden, — daß innerhalb der europäischen Mächte die Einigung schließlich doch gelang. Fehler wurden begangen und dementsprechend gab es

V.



MELLO FRANCO

Schwierigkeiten. „Aber es ist falsch", sagte ein deutscher Abgeordneter, „Schwierigkeiten mit Katastrophen zu verwechseln." Katastrophen traten intereuropäisch überhaupt nicht ein. Und das Bemerkenswerteste ist, daß sie gerade durch ein Zusammenwirken der Großmächte verhindert wurden, daß also gerade die verrufenen Großmächte es waren, die einig darin waren, daß Einigkeit hergestellt werden müsse.

Und das führt uns zu einer wirklichen europäischen Entdeckung.

IV.

Während nämlich noch immer über die „Diktatur der Großmächte" gejammert wird; während Mr. Houghton eine einzelne Großmacht als Quell des Uebels bezeichnet; während hierzulande noch immer empfohlen wird, Deutschland solle nach seinem Eintritt in den Bund als Pionier der Kleinen auftreten, — während alle Welt in den Großen die Störenfriede, in den Kleinen die Geknechteten sieht, hat sich die Situation schon von Grund aus geändert. Im Völkerbund gab es diesmal aktenkundig nur einen einzigen Terror: den der Kleinen. Und ich fürchte, daß es auch in Europa nicht viel anders steht!

In Wahrheit kann man nur unsrem Spießer erzählen, die Ergebnislosigkeit Genfs sei von Frankreich eingefädelt. Diesem Spießer hat man gesagt, mit Locarno seien wir in eine gräßliche französische Falle gelockt worden. Aber diese Falle wird ja erst geschlossen, Locarno wird erst rechtskräftig, nachdem Deutschland in den Bund aufgenommen sein wird. Also muß Frankreich größtes Interesse am Zustandekommen der Aufnahme haben. Es ist idiotisch, sowohl den Locarnovertrag wie das Ereignis, das sein Inkrafttreten verhinderte, als gleich tückischen Anschlag der gleichen Regierung auszugeben. Aber niemandem, der in Genf war, ist überdies auch nur im geringsten zweifelhaft, daß gerade Frankreichs Vertreter rettete, was gerettet werden konnte, daß Briand, nach einem vorschnellen Versprechen, mit allen Kräften zur Einigung drängte, und daß er sie auch überall durchsetzte, wo sein Einfluß ein genügend großer war, also gerade bei seinen kleinen „Trabanten". Herr Stresemann selbst hat das im Reichstag bestätigt. Von Chamberlain wird zwar mit Recht gesagt, daß er nicht glücklich operierte (— dasselbe ist hier, schon vor vierzehn Tagen, in gewisser Hinsicht auch den Deutschen vorgehalten worden, und es ist nichts an diesem Urteil zu korrigieren! —), aber niemand hat je behauptet, daß er Krisen gewollt, oder daß er nicht friedfertig und sehr geduldig an der Lösung der Krise mitgearbeitet habe.

Im aktuellen Falle Genf sind also gerade die Großmächte unschuldig. Und wenn von Schuld überhaupt geredet werden soll, so liegt sie in Ursachen, an denen, wie nicht verheimlicht werden kann, gerade die Vereinigten Staaten hervorragend beteiligt waren: nämlich erstens in dem Bundesstatut, das auf ganz unhaltbaren Fiktionen aufgebaut ist. Und zweitens in einer Staats- und Regierungsmentalität, die durch dieselben Vorgänge, die dem Völkerbund das Leben gaben, auch schon völkerbundswidrig erzogen wurde.

Was das Statut anbelangt, so wäre es endlich an der Zeit, offen auszusprechen, daß sein tragender Grundsatz pure Romantik ist. Nämlich der Grundsatz der Gleichheit aller souveränen Staaten! Verbunden mit der Einstimmigkeit, die für alle Ratsbeschlüsse verlangt wird, läuft das auf den krassen Zustand hinaus, daß ein einzelner, noch so kleiner Staat, allen übrigen Knüppel zwischen die Beine werfen kann. Es ist tatsächlich eine abenteuerliche Vorstellung, daß z. B. das Votum Uruguays, um bei diesem durchaus ehrenwerten Ratsmitglied zu bleiben, alle übrigen Mächte verhindern können soll, eine gemeinsam als richtig erkannte Maßnahme durchzuführen. Dies würde entweder dazu führen, daß, — außerhalb des Bundes, — machtpolitische Druckmittel gegen Uruguay angewandt werden würden, — was gewiß nicht in der Absicht des Völkerbunds läge. Oder daß von winzigen Minoritäten überwältigende Majoritäten tatsächlich tyrannisiert werden könnten, was nichts mit der Demokratie zu tun hätte. Oder, schließlich, daß der Bund überhaupt auseinanderbräche. Daß solche Fälle nicht Theorie sind, haben wir jetzt schon erlebt; und je aktiver der Bund wird, umso häufiger müssen sie sich ereignen. Ein Statut, das zwischen Abessinien und England in keiner Weise unterscheidet, — das also die Stimmkraft nicht ungefähr nach der Volkzahl abstuft, — und das überdies in vielen Fällen gar noch Einstimmigkeit fordert —: ein solches Statut fußt auf poetischen Vorstellungen und muß entweder vor der Wirklichkeit versagen, oder verhindern, daß man sich auf wirklichere Dinge überhaupt einläßt.

Es wird doppelt gefährlich, wenn Staaten entstanden sind, denen gerade die Eigenschaft der Souveränität als wertvollste Patengabe auf den Weg gegeben worden ist, und wenn man die Völker überhaupt gelehrt hat, Souveränität als köstlichstes aller Güter anzubeten. Denn was immer sonst auch gesagt worden sei: Die Neu-Entdeckung des unglückseligen Nationalitätenprinzips, die flammende Propagierung dieses staatlichen Wunderdogmas während des Krieges, — sie haben nicht nur bestehende Staaten auseinandergerissen (während man getrennte Staaten hätte zusammenschweißen müssen), sie haben Europa nicht nur zer-

splittert statt es zu vereinheitlichen, — sie haben auch zu einer Stärkung des Souveränitätswahnsinns in allen Ländern, in den alten wie in den neuen, geführt, die in frappantem Gegensatz zu den Völkerbundsthesen stand, die man im gleichen Zuge durchsetzen wollte. Wenn Polen jetzt nach einem Ratssitz verlangte, so war eben dieser Souveränitätswahnsinn die Ursache: es wollte in einer Körperschaft, in der Einstimmigkeit notwendig ist, die endgültige Garantie dafür, daß es seine Individualität gegen jeden Einfluß durchsetzen könne. Und ebenso Spanien. Und ebenso Brasilien. Aber Völkerbund heißt gerade Schmälerung der Souveränität! Unfreiheit des Handelns, Unselbständigkeit, — das nur ist die Basis, auf der er ausgebaut werden kann. Und Amerika sollte, nachdem es das Evangelium der Freiheit und der Selbständigkeit gepredigt, nicht so überaus verwundert sein, daß das Gegenteil dieses Evangeliums noch nicht sehr populär ist.

V.

Wie im Völkerbund, so steht es aber auch in Europa. Warum sollen wir uns Illusionen vorspiegeln? Tatsache ist, daß die Kleinen (— die zahlreicher gewordenen Kleinen —) den Frieden mehr bedrohen als die alten Großen. Das war früher schon so und hat sich heute noch verstärkt, zumindest entsprechend der gewachsenen Zahl. Der große Staat trägt seine eigene Verantwortung; der kleine aber stützt sich auf einen großen, und wird um so kühner, je weniger er selbst riskiert. Es ist die Erfahrung, die man auch bei Kaufleuten macht: mit eigenem Kapital ist man vorsichtiger als mit fremdem! Wenn Großmächte sich in die Haare geraten, so meistens, weil irgendeiner aus der kleineren Clientel, gestützt auf die Souveränität, aber vertrauend auf Schutz, sich in ein blödes Abenteuer eingelassen hat.

Die Lage Europas ist hoffnungslos, wenn die Kleinmächte, mit ihrem tausendfachen Weh und Ach, fortfahren, die Großmächte de facto zu beherrschen.

Sie ist absolut nicht hoffnungslos, wenn, viel mehr noch als jetzt, dezidierte Großmachtpolitik getrieben wird.

In dem Augenblick, in dem Deutschland — als anerkannte Großmacht! — wieder in die aktive Politik zurückkehrt, gibt es keinen dringenderen Wunsch an seine Regierung, als daß sie sich nicht beschwatzen lasse, Fraktionsvorstand einer Mittelstandspartei unter den Nationen zu werden, — Kopist der muffigen Mittelstandspolitik, die tatsächlich von Wilson inauguriert wurde.

Die Großmächte haben den Weg der Verständigung beschritten. Sie werden ihn leichter weiter finden, wenn sie sich, unbeschwert von allem Pietismus, frei und offen zu dem Grundsatz bekennen, daß das größere Glück der größeren Zahl eine wichtigere Angelegenheit ist als sogenannte Souveränitäten. Und wenn sie den moralischen Mut aufbringen, die frömmelnde Unwahrheit „Jeder Staat ist gleich" — diese Unwahrheit, an der der Völkerbund, Europa und die Welt krankt, — durch die feste Maxime zu ersetzen: „Jeder Staat kann mitmachen! Kein Staat darf hindern!"

STEFAN GROSSMANN

IM AUTO SAUSEND DURCH PALÄSTINA

I.

Landung in Haiffa, das bedeutet wirklich: Betreten Asiens, Auslöschung Europas, andere Welt. Ehedem, als Konstantinopel noch nicht europäisiert war, gab's den Uebergang am Bosporus. Aber nicht bloß der Fez, der Frauenschleier und die Hunde sind aus Konstantinopel weggefegt, es ist, bis auf ein paar verlassene zauberhafte Sultansschlösser, ernüchtertes, schofel-elegantes parvenierendes Europa geworden. Erst in Haiffa, hier aber sofort, schon im Hafen, beginnt der Orient. Tolles Geschrei aus unzähligen Booten, Schwierigkeiten der Landung des schwerfälligen Dampfers, Aufgeregtheit, Rufe, Mißverständnisse, Heranrudern, Ins-Wasser-Springen helfender Araber. Es ist, als käme hier zum ersten Male ein Dampfer aus Genua an! Herrliches Aufregungsdurcheinander. Auf dem Kai stieren die ersten Dromedare zu uns her. Der junge Araber, der von der Fähre ins Meer sprang, war meine erste arabische Liebe. Unvergeßlich, wie schnell er den Kaftan über die Ohren zog, wie er die braune Brust entblößte, wie er blitzte vor Begier, etwas wahrscheinlich ganz Unnötiges zu tun und wie er, ganz wie ein Hund, fast stehend, mit kleinen Handbewegungen durch die Bucht schwamm. Mit einem leidenschaftlichen Vorurteil für die Araber stieg ich ans jüdische Land.

Rasch ins Auto. In fünf Stunden sind wir in Jerusalem! . . .

Es gab jüdische Chauffeure und arabische. Ein Zufall wollte es, daß ich keinen jüdischen Chauffeur erwischte. Ich saß neben einem Araber, der rotbraun gefärbt, metallisch strahlende Augen, schmale wildgeschwungene Nase — meine Existenz kaum beachtete. Er sauste durch das Land, sauste und sang. Ununterbrochen summte er vor sich hin, kein Lied, keine Melodie, keine muselmannische Litanei — es war ein langes, ganz leises Tönen. Es war tönender Gleichmut der Seele.

Haiffa lag schon lange hinter uns. Wir flogen schon, übrigens auf wohlgepflegten Straßen, durch das heilige Hügelland. Vor uns die dunkeln Berge mit ehrwürdigen Namen. Neben uns schwarzgrüne karge Wiesen mit unerhört roten Anemonen. Erst hielt ich sie für Mohn, doch sie waren heller. Immer waren wir, tagelang, von diesen brennend frischen, von diesen flammenden Anemonen begleitet. Palästina, das bedeutet für mich: Steiniges, kaum grünendes Bergland, überstreut mit hellroten Blüten. Dann und wann eine Schafherde, eintöniges dunkles, fruchtloses Land. Steine, Steine, Steine! Jedes Stück Weide niedergeschlagen durch faust- und kopfgroße Steine. Ich begriff das bittere Bibelwort: Steine statt Brot. Wo, wo, wo, frage ich mich stundenlang, wo konnte hier Milch und Honig fließen? Vielleicht, einstmals, ehe diese Steinflut niederprasselte.

Erste Kolonien der Juden. Ganz arme, ganz primitive Holzhäuschen. Kinder spielen, etwas verschmutzt, auf den erdigen Wiesen. Sehr europäische Väter sehen gedankenvoll unserem Auto nach . . . In der nächsten Minute flitzen wir an einem arabischen Dorf vorbei. Die Steinhäuser sind wie aus den Felsen geschnitten. Fels und Haus des Arabers, das ist eins. Sind es nur Eingänge zu Felshöhlen? Führen diese dunkeln, viereckig ausgehauenen Tore ins Innere der steinernen Berge? Käm hier einmal ein starker Sturm, ich zitterte für die schnell aufgestellten Holzhütten der Juden, die Steinhäuser der Araber sind nicht zu erschüttern . . .

Mein arabischer Chauffeur sieht mich mit seinen metallischen Augen an, als erräte er, was ich denke, . . . und singt. Hält die Hand an der Kurbel, das sausende Fahrzeug zittert in seiner Hand, er summt sein Liedgebet.

Die blauen Berge kommen näher und werden dunkles Gestein. Im trockenen Wiesenland Steine, Steine, Steine. Unfruchtbarkeit rings um mich, stundenlange, graugrüne Unfruchtbarkeit. Zum Trost nichts als der helle Unfug der Anemonen . . .

Ein Auto mit deutschen Vergnügungsreisenden rast an uns vorbei. Ein vergnügter Assessor hält die Hände als Trichter vor den Mund und megaphoniert: „Rin nach Nazareth."

In fünf Minuten sind wir in Nazareth. Das ist Nazareth? Das? Ja, der Name ist geblieben. Nichts als der Name. Arabische Häuser, christliche Hospize, kein altes Haus, nichts als schäbige Modernitäten. Vorwärts, Chauffeur, vorwärts! Im Vorbeisausen nur schnell ein englisches Schild angestaunt:

Jimmy - Bar

Nazareth

Vor uns auf dem Berge, zur Krönung des Gipfels, ein Riesenkasten. Deutscher Imponierungsbau? Nein, ein italienisches

Kloster! Es könnte vom kaiserlichen Regierungsbaumeister Müller hingeprotzt sein. Aber die Italiener snd ja noch ärgere Wilhelmisten! . . . Keine Sehenswürdigkeiten, bitte, ich will die neue Kirche nicht sehen, die dort errichtet wurde, wo einst, der Ueberlieferung nach, Maria . . . . . Von allen Erinnerungsindustrien ist die religiöse die unerträglichste. Rasch, rasch, rasch, singender Chauffeur!

Hügeliges Land . . . Weit drüben die roten Dächer einer geordneten jüdischen Kolonie. Ueber die Paßhöhe, hier, schritten die Juden, als sie aus Aegypten kamen. Das war, damals, gelobtes Land? O, Moses, Du starbst, ehe Du hinkamst . . . Heute schrecken die Steine. Berge kommen näher, auf denen kein Baum steht. Steinerne Welt! Ist sie bezwingbar?

Der Oelberg wird sichtbar. Das — der Oelberg? Wo sind die Oelbäume? Wo der Passionsweg? Dort, wo das Kreuz gestanden, hat S. M. der Kaiser, versteht sich, kolossale Kiste hinsetzen lassen. Eitel Friedrich hat eröffnet. Es steht übrigens eine ganze Kistensammlung hier. Italiener, Amerikaner, Deutsche, Skandinavier, alle haben den Oelberg bebaut.

Es wird Abend. Ziemlich viel Betrieb am Oelberg. Unmöglich, selbst in der Stunde der Dämmerung, sich hier die Nacht der letzten Verlassenheit vorzustellen.

Das Auto des Assessors hat eine kleine Panne. „In 'ner halben Stunde," schreit der Assessor fröhlich, „sind wir in Jerusalem. Bißchen spät, nich? Glauben Se, daß was los ist? Hat Jerusalem eijentlich 'n Nachtleben?"

(Ein zweiter Aufsatz folgt!)

Der Generaloberst von Plessen hat Pech. Einmal wollte er sich mit der Pistole vor seinen allerhöchsten Herrn stellen, als der von einem Standesherrn gelinde freimütig geschildert worden war, und da war es just der frühere Jesuit Graf Paul Hoensbroech, der sich nicht schießen wollte. Das andere Mal geriet er an den „Emil Ludwig alias Cohn", den er als waffenunfähig abtun zu können wähnte, und mußte die Erfahrung machen, daß der Geist sieghafter ist als das Pulver, zumal derer, die es nicht erfunden haben. Von einem dritten Mal hat man nichts vernommen, nämlich von einer Herausforderung an jenen Generalleutnant Grafen Waldersee, der die Veröffentlichung der Aufzeichnungen seines Oheims, des Weltmarschalls, veranlaßt hat. Und doch sind diese drei Bände das Furchtbarste, was über Wilhelm II. erschienen ist. Und der Generalleutnant von zweifelloser Satisfaktionsfähigkeit.

Doch wenn der alte Kommandeur des kaiserlichen Hauptquartiers dem „Emil Ludwig alias Cohn" die nötige Unbefangenheit abspricht, so ist ihm vielleicht in einem Fall beizupflichten, nur vom entgegengesetzten Standpunkt, als ihn der Adjutant a. D. einnimmt. Ludwig hat in der Darstellung der Beziehungen zwischen Wilhelm und seinen Eltern Licht und Schatten ungerecht verteilt, nicht zuungunsten, sondern *zugunsten* des Sohnes. Er urteilt herb über die angebliche Lieblosigkeit besonders der Mutter, während er die Lieblosigkeit der Gegenseite nachsichtig zu erklären und zu entschuldigen sucht. Schon auf den ersten Seiten des Buches, das Herr von Plessen „mit Abscheu aus der Hand" wirft, sagt er der Kaiserin Friedrich nach: „Statt Mitleid trug sie heimliche Vorwürfe gegen den durch den verkrüppelten Arm entstellten Sohn im Herzen." „Durch Schuld dieser Mutter wurde das Herz des Knaben verbittert." „Diese starke Mutter zog ihren schwachen Gatten mit sich fort, und obwohl den Knaben von außen die stärkste Suggestion zugunsten seines Vaters traf, blieb sein zurückgestoßenes Herz versteinert." Immer wieder ist vom „Haß der Eltern" die Rede. In den hundert Tagen der Regierung Kaiser Friedrichs sei „die Feindschaft gegen den Sohn noch gestiegen". „Friedrichs Pose und Eitelkeit, Viktorias Ehrsucht und Trotz" werden hervorgehoben. Was Waldersee und Eulenburg, Wilhelms Ohrenbläser, gegen dessen Eltern zum Besten geben, wird von Ludwig gutgläubig verzeichnet. Er hat nicht einmal ein bitteres Wort für die Aeußerung, die Prinz Wilhelm in San Remo tat. Dort wurde er, seiner Aeußerung an Waldersee nach, durch das Benehmen der Mutter gekränkt. „Sie hat mich behandelt wie einen Hund." Wogegen der Herausgeber der Denkwürdigkeiten Waldersees selber auf einen sehr abweichenden Bericht des Hofstaatssekretärs R. Dohme verweist; danach klagte die Kronprinzessin über das brutale Auftreten ihres Sohnes:

> „Man will den Kronprinzen zur Abdankung (zum Verzicht auf die Thronfolge) zwingen; unser eigener Sohn stellt sich auf die Seite der Bewegung. Sein Hiersein war furchtbar; er trat als der Herr auf; wir waren bereits zur Bedeutungslosigkeit herabgesunken; man wollte nicht mehr mit uns zählen."

Das stimmt zu den von Ludwig wiedergegebenen Mitteilungen Eulenburgs: „Der Vater ist ihm immer der fremde Mann, die Mutter die dem Vaterland feindliche Engländerin . . . Er (der Prinz) steht immer auf dem

Standpunkt, daß die Regierung des Kronprinzen, d. h. der Kronprinzessin, das Verderben des Vaterlandes bedeutet." Als nach der Rückkehr von San Remo Prinz Heinrich für die Mutter Partei nahm, habe Wilhelm gerufen: „Es ist übrigens sehr fraglich, ob ein Mann, der nicht sprechen kann, überhaupt König von Preußen werden darf." In Dohmes Bericht über den Besuch in San Remo heißt es weiter, Prinz Wilhelm habe zu seiner Mutter gesagt: „Wäre Papa doch bei Wörth (19 Jahre früher!) gefallen; das wäre glücklich gewesen." „Aber Wilhelm, rechnest du das Glück, das er die ganze Zeit über genossen, rechnest du mein, unser aller Glück so wenig?" „Nein, es wäre doch besser gewesen." Zu dieser Zwiesprache bemerkt Emil Ludwig nur: „Liebevoll ist es nicht, aber verständlich von einem Prinzen, der in diesen zwanzig Jahren wenig Glück vom Vater erlebt hat und der zudem für den Tod anderer gern romantische Umstände wünschte." Man wird nicht behaupten können, daß aus diesem Satz eine besondere Voreingenommenheit gegen Wilhelm II. spreche . . .

Waldersee und Eulenburg, die wichtigsten Gewährsmänner Ludwigs für die Familientragödie, sind deshalb keine klassischen Zeugen, weil gerade sie vom Gegensatz des Prinzen zu seinen Eltern persönliche Vorteile erhofften. Waldersee, sein engster Vertrauensmann und täglicher Gesellschafter, träufelte ihm so lange Gift ins Ohr, bis Jung-Wilhelm in seiner Mutter eine Landesverräterin sah. „Er weiß es", schreibt Waldersee schon am 10. Juni 1884, „daß sie bewußt für englische Interessen gegen preußische und deutsche arbeitet. Bei seinem durchaus preußischen Gefühl kränkt ihn das tief, und es wird ihm oft schwer, seinem feurigen Temperament Zügel anzulegen." Waldersee gaukelt ihm vor, die Eltern seien auf ihn eifersüchtig. Am 5. Januar 1885 verzeichnet er eine heftige Szene zwischen Sohn und Mutter; das Verhältnis werde immer schlechter. „Ich fürchte, daß die Lebhaftigkeit des Prinzen zu schlimmen Szenen führt." Des Prinzen, nicht der Mutter. Was Ludwig ebenso wenig übernimmt wie den Zusatz vom 16. Januar 1885: „Vielleicht hat er (der Prinz) nicht übertrieben viel Herz; ich meine aber, daß das gerade für ihn und für seine Zukunft ausgezeichnet ist." (!) Die Prinzessin Wilhelm stellt sich an die Spitze eines Bazars für die Stadtmission Stöckers, während der Kronprinz Stöckers antisemitische „Bewegung" als die Schmach des Jahrhunderts bezeichnet. Waldersee ist sehr mißtrauisch — im Oktober 1886 — weil Bismarck sich bemüht, „den Prinzen zu milderen Auffassungen seinen Eltern gegenüber zu bringen." Im Dezember um so heftigerer Zusammenstoß, wobei Waldersee notiert: „Jede Verschärfung des Verhältnisses zwischen der Kronprinzessin und Prinz Wilhelm zieht mir naturgemäß den Haß der hohen Frau zu." Sie war eben auf der richtigen Fährte. Während der Kronprinz sterbenskrank in San Remo lag, veranstaltete Waldersee in seinem Hause die Versammlung, in der Prinz und Prinzessin Wilhelm Herrn Stöcker, dem „neuen Luther" huldigten. Wenige Tage vorher hatte der fromme General in sein Tagebuch geschrieben: „Gott wolle dem Kronprinzen ein baldiges und leichtes Ende schenken!" Wenige Tage nachher dagegen ließ der Kronprinz an die „Vossische Zeitung" telegraphieren, er habe erklärt: „Ich hoffe den Berliner Muckern zu zeigen, daß ich noch nicht aus dem letzten Loche pfeife." Die Waldersee-Versammlung hatte am 27. November 1887 stattgefunden. Am Tage vorher schrieb der General, die Kronprinzessin scheine „nahezu wahnsinnig" zu sein; man glaube sogar, sie intrigiere „gegen uns" mit den Orleans. Am 2. März 1888: „Sie scheint kaum mehr zurechnungsfähig." Am 11. März,

zwei Tage nach Kaiser Friedrichs Thronbesteigung, erklärt der Intimus, der Lehrmeister, der Mentor dem neuen Kronprinzen, das Kaiserpaar werde so viel Ungereimtheiten begehen, daß sie ihm, dem Nachfolger, „den Boden in bester Weise vorbereiteten." So durfte eine Hofschranze vor dem Erben der Krone über dessen Vater und Mutter sprechen, ohne zur Tür hinausgeworfen zu werden. Freilich, wie Wilhelm zu seinen Eltern stand, hat auch der Minister Lucius von Ballhausen berichtet. Eines Tages wurden der Berliner Oberbürgermeister v. Forckenbeck und andere Freunde des Kronprinzen von den Hoffestlichkeiten ausgeschlossen. Die schwarze Liste wurde auch den prinzlichen Höfen zur Nachachtung zugeschickt. „Prinz Wilhelm hat das beim neulichen Diner des märkischen Provinziallandtages mit großem Gusto erzählt und bemerkt: Das wird an einem gewissen Hof große Freude erregen." So geschehen im März 1887. Der „gewisse Hof" war der seiner Eltern. Bei Ludwig, der sonst Lucius oft zitiert, sucht man diese Mitteilung vergebens . . .

Aber Eulenburg! Er hat von der Kaiserin Friedrich geschrieben: „Eine Mischung von hervorragendem Verstand und koburgischer Schlauheit, von hoher Bildung und eisernem Willen, nebenbei Habgier, Mangel an christlichem Glauben" — und Ludwig bezeichnet dieses Urteil als zu hart. Er gibt eine Aeußerung wieder, die sie — nach Eulenburg — einst ihrem Sohn gegenüber getan haben soll: „Wenn dein Vater vor uns sterben sollte, so gehe ich fort; ich bleibe nicht in einem Lande, wo ich nichts als Haß und nicht einen Funken Liebe empfangen habe." „Der Sohn wußte längst, die Mutter war immer Engländerin geblieben", fügt Ludwig hinzu. Eulenburg berichtet jenen angeblichen Ausspruch der Kronprinzessin unter dem 7. Juni 1887. Er habe mit Waldersee beim Prinzen im Marmorpalais soupiert, Balladen gesungen und ihn dann ins Schlafzimmer begleitet. Hier kam das Gespräch auf das schwere Leiden des Kronprinzen. „Der Prinz sprach mit Ernst, aber ohne jede Wärme." Am 14. November 1887 verzeichnet Eulenburg: „Was Prinz Wilhelm ganz und gar beschäftigte, war die Frage einer Regentschaftseinsetzung." Und wiederum sagte Wilhelm — dieses Mal — zu seinem Freund: „Es ist übrigens sehr fraglich, ob ein Mann, der nicht sprechen kann, überhaupt König von Preußen sein kann." Uebrigens schildert Eulenburg verschiedentlich, wie Prinz Wilhelm durch maßlose Aeußerungen über ihre englische Verwandtschaft und über England seine Mutter geflissentlich verletzte und wie er, „der stets ein Superlativ war", sich zu Ausbrüchen hinreißen ließ, „die weit über das Ziel hinausschossen . . ."

Wilhelm II. selbst behauptet, er sei in den 99 Tagen der Regierung seines Vaters „innerlich empört" gewesen über die mehr und mehr sich bemerkbar machende Feindschaft gegen seine Mutter und tief verletzt von der „Verleumdungskampagne", die ihn mit seinem Vater „im Zwiespalt befindlich" schilderte. In der Tat, so ist zu lesen in des Kaisers Buch „Ereignisse und Gestalten." Er spricht von seinem „heißgeliebten Vater". Von der Mutter erwähnt er beiläufig, sie habe, „dem englischen Liberalismus huldigend", den Minister von Puttkamer, „den altpreußischen konservativen Herrn", nicht gemocht. Gewiß, das hat sie nicht. Weder sie noch Kaiser Friedrich, der Puttkamer, dem Gönner Stöckers und Günstling Wilhelms, den Laufpaß gab. Als Kaiser Friedrich die Augen geschlossen hatte, wollte sein Sohn und Nachfolger den abgesägten Minister sofort ins Amt wieder einsetzen, was nur Bismarck verhinderte. Jedenfalls, größere Gegensätze als zwischen dem zweiten und dem dritten Kaiser sind nicht zu denken.

Wilhelm II. nahm nicht einmal Anstand, sich dem Berliner Oberbürgermeister gegenüber unwillig die Lobsprüche der Presse auf seinen Vater zu verbitten, auf seinen „heißgeliebten" Vater. Doch mag die Mutter sprechen. Zu den Personen, die auf der „schwarzen Liste" standen, gehörte der freisinnige Abgeordnete Schrader. Mit dessen Gattin unterhielt die Kaiserin Friedrich einen lebhaften Verkehr. Der Briefwechsel enthält drastische Schilderungen der Hetze, die gegen den Dulder auf dem Thron und seine Lebensgefährtin getrieben wurde, gegen „Cohn I., den Judenkönig", und gegen die „Engländerin", die von der konservativen Meute ebenso angekläfft wurde wie in der französischen Revolution die „Oesterreicherin" von den Roten. Am 28. November 1888 schreibt Wilhelms Mutter von Windsor Castle an Frau Schrader:

> „Ich fühle mich körperlich und geistig matt und zerschlagen, und die Erinnerungen, die mir hier auf Schritt und Tritt entgegentreten, sind schrecklich wehmütig . . . Was hört man von dem armen verfolgten eingesperrten G (effcken, der des Kronprinzen Kriegstagebuch veröffentlicht hatte)? . . . Doch ich sage lieber nicht, was ich denke, jedenfalls nicht auf Papier; da in Berlin russische Zustände herrschen, könnte ich Ihnen damit schaden. Im Polizeistaat darf man ja überhaupt gar keine Meinung haben."

Wilhelm hat damals die Veröffentlichung des Tagebuchs Viktorias „Rache" genannt. In allerjüngster Zeit aber hat er dieses Tagebuch in unverkürztem Wortlaut herausgeben lassen, wobei Bismarcks Ruhm nicht erhöht wird. Am 1. Mai 1889 klagt Kaiserin Friedrich ihrer Freundin, daß in Schloß Friedrichskron, dreißig Jahre ihr home in Glück und Leid, das Hofleben schon wieder losgehen solle; das tue ihr unbeschreiblich weh, es „schmerzt, wie so vieles, vieles andre." Am 27. Juni 1889, ein Jahr nach dem Tode Kaiser Friedrichs, schreibt die Witwe an Frau Schrader:

> „Zwischen meinem Sohn und mir besteht kaum noch eine Verbindung; er scheint meine Existenz kaum noch zu kennen, und ich muß immer und immer erfahren, wie in seiner ganzen Umgebung gegen mich gehetzt und gearbeitet wird; wie ich verleumdet und verschrien werde. Dies ist sehr bitter und schwer zu tragen. Er ist voller Mißtrauen gegen mich, es ist der Clique gelungen, ihm dieses beizubringen, daß er jedwedes im voraus glaubt, das gegen mich vorgebracht wird . . . Dies Kreuz in Geduld tragen zu allem Weh, welches mein Herz zerreißt, ist furchtbar schwer."

Kaiser Friedrich hatte dem Neuen Palais den Namen Friedrichskron gegeben. Wilhelm II. hielt es für schicklich, das Andenken seines „heißgeliebten Vaters" dadurch zu ehren, daß er Friedrichskron in Neues Palais zurücktaufte. Viktoria am 6. Juli 1889 an Frau Schrader:

> „Wie unendlich weh es mir getan hat, den Namen „Friedrichskron" abschaffen zu sehen, können Sie sich denken. Ich empfinde es als eine tiefe und nicht unabsichtliche Kränkung und bin in allen meinen Gefühlen hierüber wie über vieles, vieles andere tief verletzt. Mein Leidenskelch ist bitter und voll zum Ueberlaufen."

Aber Wilhelm hob auch die Verordnungen seines „heißgeliebten Vaters" über die Vereinfachung der Uniformen und die Verminderung der Orden alsbald auf und erfand neue Schnüre und Bleche und Schärpen und Kostüme und verlieh seinem Puttkamer den Schwarzen Adler. Die „Eng-

länderin“ indessen klagte, daß ihr Sohn für ein gutes Verhältnis zu England, wovon sie und ihr Mann viel gutes „für beide Länder, zumal für Deutschland“ gehofft hatten, keinen Sinn habe. Immer wieder bedauerte sie, daß bei ihm das Mißtrauen gegen die Eltern festsitze und der Glaube an die ihm zugetragenen Märchen unerschüttert sei: „Das tut weh.“ Aber — und die folgenden Sätze finden sich auch bei Ludwig — „Das Ende des Dramas ist noch nicht da. Was können wir noch erleben . . . Mir erscheint die Monarchie auf eine harte Probe gestellt, und ich zittere vor einer schlimmen Wendung.“ In diesem Brief verurteilte sie auch die Art, wie Bismarck gestürzt wurde. Jetzt sei aus der Umgebung Wilhelms jeder Kopf geschwunden, der ihm imponieren konnte. „Es besteht kein Verkehr bei Hofe, der vertiefend, veredelnd und belehrend wirkt . . . Die Ansichten und Gefühle eines Autokraten und eines preußischen Leutnants und eines preußischen Korpsstudenten reichen nicht aus.“ So die Mutter über den Sohn, dessen Leute in der Todesstunde des Vaters Schloß Friedrichskron abgesperrt und alle Papiere beschlagnahmt hatten, als sei die kaiserliche Witwe reif, nach Spandau gebracht zu werden. Ja, sie hat viel gelitten und erduldet, und, allerdings, indem sie auf Wilhelm hinweist, behauptet sie rundweg, daß daran „er hauptsächlich schuld war“.

Nach den Briefen der Mutter, die des Sohnes. Am 25. Mai 1884 schreibt Prinz Wilhelm an den Zaren Alexander III., den er vorher besucht hatte:

> „Um eine Gunst bitte ich Dich: mißtraue Deinen englischen Onkels! Laß Dich nicht erschrecken durch Dinge, die Du von meinem Vater hören wirst. Du kennst ihn, er liebt die Opposition, er ist in den Händen meiner Mutter, die ihrerseits durch die Königin von England geleitet wird, und sie läßt ihn alles durch die „englische Brille“ sehen . . .“

Am 19. Juni 1884 schreibt er abermals dem Zaren über die „englische Seite“. Die Mutter, die alles getan habe, seine Reise zu verhindern, habe ihm einen kühlen Empfang bereitet. Aber auch der Vater. Es habe eine förmliche Explosion gegeben. „Schließlich gab es kein gehässiges Beiwort, das er nicht gebrauchte, um Euch auf das Schwärzeste zu malen. Ich versuchte vergeblich alle diese Hiebe zu parieren . . . Zur Antwort behandelte er mich als Russophilen, Russifizierten, dem man den Kopf verdreht habe, und Gott weiß was noch. Dann gab er mir einen Ueberblick, wie man bei uns die Politik machen müsse. Das war ein unbeschreiblicher Gallimathias.“ So schreibt der Prinz über seinen „heißgeliebten Vater“ an einen fremden Herrscher, und fügt hinzu: „Der Fürst von Bulgarien hat — by fair means and foul — meine Mutter in seine Tasche gesteckt und so natürlich auch meinen Vater . . . .“

Emil Ludwig hat des Kaisers Eltern Unrecht getan — zugunsten des Kaisers. Aber verdient er darum Vorwürfe, wie sie der Generaloberst von Plessen gegen den „Emil Ludwig alias Cohn“ häuft, weil er die Geschichte zu ungunsten des Kaisers gehässig gefälscht habe? Mitnichten; auch für seine Voreingenommenheit gegen Friedrich und Viktoria fehlt es nicht an der psychologischen Erklärung. Sie liegt in dem Ueberschwang der Liebe zum Eiseren Kanzler, die Ludwig in seinen Bismarckbüchern bewiesen hat. Takt, vornehme Gesinnung, exaktes Quellenstudium verlangt Herr von Plessen vom Schriftsteller. Sie sind auch denen zu wünschen, die das Buch kurzer Hand in Bausch und Bogen verdammen.

Der einstmals oberste Landesbischof aber, der von Doorn aus neuerdings Jahwe den Krieg erklärt und Weisungen zur „Reinigung" der Bibel gegeben hat, wird vielleicht Betrachtungen darüber anstellen, ob in den zehn Geboten noch ferner stehen dürfe: „Du sollst Vater und Mutter ehren, auf daß es dir wohlgehe . . ."

EIN RICHTER

WIESE UND ANDERE LANDESVERRATER

Am Freitag, den 13. Februar 1926, hat das Justiz-Tagebuch das kammergerichtliche Urteil gegen den ehemaligen Unteroffizier Erich Wiese der Oeffentlichkeit bekannt gegeben, der wegen „Kriegsverrats" zu einer Zuchthausstrafe von zwölf Jahren verurteilt wurde. Am Freitag, den 19. März, hat der Amtliche preußische Pressedienst gemeldet: Aus Rücksicht auf verschiedene für eine Milderung sprechende Umstände ist durch Erlaß des Staatsministeriums die Strafe des Wiese, für den sich übrigens auch frühere Offiziere, die mit ihm zusammen in Gefangenschaft gewesen waren, verwandt hatten, auf zweieinhalb Jahre Zuchthaus ermäßigt und die Untersuchungshaft angerechnet worden. Wiese kommt in Kürze zur Entlassung aus dem Zuchthaus.

Der Kampf, den das „Tage-Buch" und gleichzeitig der „Montag Morgen" gegen das grausige Urteil über Wiese geführt haben, ist also nicht vergeblich gewesen, — obwohl die übrige Presse, wie gewöhnlich, wenn es sich nicht um eigene Entdeckungen handelt, den Fall Wiese fast ausnahmslos totschwieg. Immerhin darf man aus diesem Erfolg die Hoffnung schöpfen, daß der Kampf gegen das Justizunrecht nicht ganz vergeblich sein muß, daß es außer der Justiz noch ein Recht gibt, und daß sich das Recht gegen die Justiz allmählich durchsetzen muß.

Die Begnadigung Wieses bedeutet mehr als einen Gnadenerweis für den Verurteilten, sie bedeutet eine scharfe Rüge des oberlandesgerichtlichen Urteils. Selbst wenn der Strafsenat den Tatbestand des Kriegsverrats feststellen zu müssen glaubte, — juristisch war er schon mangels des subjektiven Tatbestandes nicht gegeben — so durfte er doch niemals über das vom Beamten der Generalstaatsanwaltschaft beantragte Strafmaß hinausgehen. Der Senat mußte, wenn er überhaupt verurteilte, die Mindeststrafe aussprechen und gleichzeitig bedingte Strafaussetzung gewähren oder sofort von Amts wegen die Akten dem Justizministerium mit der Bitte um Begnadigung weiterreichen. Er hat dies unterlassen, und auch die Generalstaatsanwaltschaft, „die objektivste Behörde der Welt", hat in fast zwei Jahren nichts für eine Begnadigung getan. Erst auf unsere Veröffentlichung hin hat das Ministerium zugunsten von Wiese eingegriffen. Wann wird es zuungunsten derer eingreifen, die nicht früher für Wiese eingetreten sind?

Daß ein Fall Wiese überhaupt möglich war, dafür sind nicht nur die Richter, sondern ebenso die Vorschriften unserer miserablen Strafprozeßordnung verantwortlich.

Nach der neuen Gerichtsverfassung kann das Reichsgericht in Landesverrats- und Spionagesachen „von minderer Bedeutung" die Verhandlung und Entscheidung auf Antrag des Oberreichsanwalts dem Oberlandesgericht

überweisen. An der Hauptverhandlung vor dem Reichsgericht nahmen ursprünglich 13 Reichsrichter teil, deren Zahl allmählich leider verringert wurde. Die Größe des Kollegiums garantierte eine Vielheit von Rechtsansichten und eine besonders sorgfältige Durchprüfung des Tatbestandes. Die Strafsenate der Oberlandesgerichte bestehen nur aus fünf Richtern. Sie sind für die Landesverratssachen in erster und letzter Instanz zuständig. Schon allein diese Vorschrift birgt eine außerordentliche Gefahr für die Rechtssicherheit in sich. Vor der Radbruch-Emmingerschen Justizverschlechterung waren nur die erstinstanzlichen Urteile des Reichsgerichts nicht anfechtbar. Bei kleineren Vergehen, die im Höchstfalle mit zwei Jahren Gefängnis bedroht sind, hat jeder Angeklagte die Möglichkeit, eine Prüfung der Sachlage durch die Gerichte dreier Instanzen herbeizuführen. An den Urteilen wirken 14 Richter (10 Juristen und 4 Laien) mit.

Die allein vor 5 Richtern des Oberlandesgerichtes zur Aburteilung kommenden Straftaten sind meist mit einer Mindeststrafe von 10 Jahren Zuchthaus und teilweise sogar mit dem Tode bedroht. Es besteht nicht der geringste Grund dafür, daß die Landesverratssachen nicht ebenfalls wie andere Kapitalverbrechen vor das Schwurgericht kommen und damit die Aburteilung vor 3 Richtern und 6 Laien sowie weiteren 5 Richtern in der Revisionsinstanz vor dem Reichsgericht ermöglicht wird.

Die Unanfechtbarkeit der oberlandesgerichtlichen Urteile hat für die Richter psychologische Folgen. Sie nimmt ihnen, die bei fast jedem anderen Richter bestehende Scheu davor, daß sein Urteil von dem Richter höherer Instanz aufgehoben wird und die Aufhebung mehrerer Urteile bei Beförderungen und Versetzungen übel vermerkt werden könnte. Gerade diese Einstellung bewirkt es aber häufig, daß der Richter einen starren Standpunkt aufgibt und einen billigen Ausgleich zu finden sucht, der die Einlegung von Rechtsmitteln völlig erübrigt.

Ueber 90 Prozent der Landesverratsverfahren fanden unter Ausschluß der Oeffentlichkeit statt. Die Staatssicherheit erschien bei öffentlicher Verhandlung gefährdet. Ob der Begriff der Staatssicherheit dabei verkannt wurde, kann wegen der Unanfechtbarkeit der Urteile von niemand nachgeprüft werden. Dabei ist es besonders beachtenswert, daß als Sachverständige über Fragen des Landesverrats und der Spionage vom Kammergericht meist Offiziere des Reichswehrministeriums, kaum jemals dagegen politisch vorgebildete Beamte des Auswärtigen Amtes herangezogen wurden. Die Einstellung dieser Sachverständigen und die Auswirkung ihres Gutachtens gegen die Angeklagten ist hinlänglich bekannt. Die Geheimhaltung der Urteile erfährt eine wirksame Unterstützung auch dadurch, daß Urteilsausfertigungen vom Kammergericht den Verteidigern nicht, wie dies sonst im allgemeinen üblich ist, erteilt werden, sondern den Anwälten zugemutet wird, die meist sehr umfangreichen Urteilsgründe sich selbst aus den Akten abzuschreiben.

In Preußen hat die auf dem Rechtswege unanfechtbare Rechtsprechung der Oberlandesgerichte bereits mehrfach eine Korrektur auf dem Verwaltungswege erfahren müssen. Die Zuständigkeit des preußischen Justizministeriums für die Begnadigung ist übrigens zweifelhaft. Von der Wissenschaft wird der Standpunkt vertreten, daß der Reichspräsident das Begnadigungsrecht in den vom Reichsgericht den Oberlandesgerichten überwiesenen Sachen auszuüben hat.

FRANZ MOLNÁR

RANDNOTEN ZU ALFRED POLGARS BUCH

Ständige, niemals erlahmende Bereitschaft aller fünf Sinne, und sogar auch jenes sechsten, von dem ich einmal las, daß er nur den Fledermäusen eigen sei. Farbe, Geruch, Klang, Form, Geschmack können ihm nicht verborgen bleiben. Im Empfinden ist er unbarmherzig objektiv: die Farbe ist ihm nicht lieber als der Klang, der Geschmack nicht lieber als der Duft. Er schwelgt im Bewußtsein seiner scharfen Sinne und läßt sie spielen. So scharf sind seine Sinne, daß nur die Tierwelt Vergleichsmöglichkeiten bietet.

*

Ich glaube, die Dinge fürchten sich vor seinem Auge. Was er anblickt, das ist verloren. Ein flüchtiges Bild, eine menschliche Gestalt, ein Gesprächsfragment, eine Straße, eine Wiese, eine Stube, ein Gesicht. Im Augenblick, wo er sein Auge darauf richtet, nimmt er es aufs Korn und streckt es mit teuflischem Volltreffer nieder. In einer tausendstel Sekunde springt er zu seinem Opfer, zieht ihm das Fell ab, zerschneidet, seziert, präpariert und klassifiziert es. Im nächsten Augenblick schon hat er sich abgewandt, nervös nach neuen Opfern ausschauend, eine sehr gute Flinte in der Hand.

*

Die Flinte benutzt er zuweilen, um mit ihr unwahrscheinlich kleine Zielpunkte auf den ersten Schuß zu treffen, — ein emporgeworfenes Geldstück im Fluge abzuschießen, das ist ihm nichts Besonderes, — am liebsten zielt er in dunkler Nacht nach der Spitze einer in die Luft geworfenen Nähnadel. Und er trifft sie.

*

Seine Eigentümlichkeiten sind die der klassischen, großen Romandichter. Warum er keine Romane schreibt? Ich glaube, es graut ihm vor der Verantwortung, die mit der großen Komposition zusammenhängt, vor den obligatorischen Unanständigkeiten der großen Komposition, vor einem etwaigen großen Erfolg, vor einer zufällig großen Auflagenziffer, einer bis in die großen Massen sich auswirkenden Popularität. Auf mich macht er immer den Eindruck eines ausgezeichneten Sängers, der sich krankhaft davor fürchtet, an die Metropolitan Oper engagiert zu werden.

*

Diese kleine Form, die er gewählt hat, behütet ihn vor gar vielem. Seine Gegner mögen sich anstrengen, so viel sie

wollen, sie können ihn nicht packen. Er schlüpft ihnen blitzschnell durch die Finger. Er schreibt in Zeitungen: will einen Tag leben. Erstaunlich, daß er diese kleinen Prachtwerke jetzt zu einem Bande gesammelt hat. Schwalben im Käfig?

*

Kleinmalerei? Nein. „Klein - Färberei“ möchte ich diese Methode eher nennen, die jener Tätigkeit des Bakteriologen ähnelt, wenn er für unser Laienauge unsichtbare kleine Lebewesen mit einem Farbstoff blau färbt, damit sie jedermann erkennbar werden, der in das Mikroskop hineinblickt.

*

Punkto Herz: Es gibt in der Literatur solche, die man „Herzzipfel-Zeiger“ nennen könnte. Diese tun so, als wäre ihnen versehentlich ein Knopf am Anzuge offen geblieben, und der Zipfel ihres Herzens guckte nun heraus; sie tun, als hätten sie es nicht bemerkt und warten darauf, daß jemand sie nun auf diesen Fehler an ihrer Toilette aufmerksam mache — dann erröten sie und schließen rasch den Knopf. Dann gibt es „Herz-Schminker“, die da glauben, daß ihr Herz nicht rot genug sei und die alle Augenblicke Rouge auflegen. Es gibt „Herz-Exhibitionisten“, die so schamlos beständig ihr Herz zur Schau tragen, wie jene ein Jahr alten Kinder, die man fortwährend schelten muß, damit sie das Hemdchen nicht immer hochnehmen. Es gibt solche, die ein Herz-Verstecken spielen: fortwährend verbergen sie ihr Herz und fühlen sich furchtbar beleidigt, wenn wir nicht sogleich bei ihnen danach zu suchen anfangen mit dem Ausruf: „Sie Schelm, Sie haben doch ein Herz, Sie wollen es nur nicht zeigen!“ Natürlich schreibe ich diese Aufzählung nur nieder, um festzustellen: A. P. gehört zu keiner von diesen Kategorien. Ich glaube nicht naiv zu sein, wenn ich bei einem Dichter mich auch über diese Frage verbreite. Um die Wahrheit zu gestehen: auch ich habe in diesem grausam klugen Buche nicht das gefunden, was die Leser der Einfachheit halber Herz zu nennen pflegen. Wenn man aber das Buch aus der Hand legt, empfindet man eine würgende und schmerzliche Sympathie für diese Art der Weltbetrachtung. Als Kinder haben wir in der Sternenkunde gelernt, daß es Sterne gibt, die man auch mit den feinsten Instrumenten nicht sehen kann, — auf ihr Vorhandensein kann man nur aus den Störungen schließen, die sie auf die sichtbaren Himmelskörper in ihrer Umgebung ausüben, aber ihr Vorhandensein, ihr Sein ist unumstößlich erwiesen, wenn sie selbst auch für den Refraktor ewig unsichtbar sind. Ich habe immer das Gefühl gehabt, daß diese Sterne Gott näher sind, als die sichtbaren.

PAUL MORAND

GALANTES EUROPA

Chronik des 20. Jahrhunderts

Einzig autorisierte Übersetzung von Walter Mehring

12. Fortsetzung

Ich stecke Moskau in Brand!

Wassilissa Abramowna ist unter den Begünstigten. In einem geräumigen, eleganten Appartement bewohnt sie ein fast vier Quadratmeter großes Zimmer für sich allein, während die Wohnungsnot in Moskau zwingt, nicht mehr als 2,20 Kubikmeter Luft pro Kopf zu gewähren. Da alle Häuser als Brennholz verwertet worden waren, hat sich das durchgesetzt, was man „Häufung" nennt. Deswegen fand ich bereits im Vorzimmer achtzehn Paar Stiefel oder Ueberschuhe, die den diversen Mietern dieser Etage gehörten. Ich stellte die meinigen dazu, was bei der Hitze eine ganz nette Wasserlache verursachte; und warf meinen Pelz der Zofe über den Arm.

Ueber der beblümten Leinewand des Paravents sehe ich Wassilissa, ihre Augen sind unverändert wie Anemonen. Sicherlich ist sie in Erwartung der Liebe. Sie beendet ihre Toilette. Ich fühle mich beredt und dumm wie Bohnenstroh. Ich sage ihr, ich hätte vor ihr schon Freundinnen gehabt, aber ich würde es nie mehr wieder tun. Ich bin ein nagelneues Ich. Schulden vergangener Regierungen erkenne ich nicht an.

— Ich liebe keine Geschenke, erwidert sie, während sie sich die Hände wäscht.

Sie zeigt mir ihre Lederweste und ein Leinenkleid, die im Speiseschrank hängen.

— Sie brauchen bloß noch zu sagen, daß „Sie mir bei der Wahl meiner Toiletten behilflich sein würden" oder vielleicht daß wir „ehrliche Kameraden" sein wollen; oder mich „geliebte Freundin" zu nennen; ausgezeichnet wäre das!

Sie fügt hinzu:

— Ich habe es Ihnen ja gesagt; Sie stammen aus einem Lande, das „hintenan" ist.

Sie hebt sich hart vom glatten weißen Grunde des Kachelofens ab, gleich den Bas-reliefs von Susa, die die Herren Dieulafoy ausbuddelten.

— Wassilissa, mein Gefängnis, ich liebe sie.

— Ich habe nichts für Sie übrig.

Ich werde sie in meine Arme schließen.

Geräuschlos, wie auf Vampyrflügeln, ist die Zofe ins Zimmer gekommen. Wenn ich mich nicht täusche, will sie Geld haben. Ein derbes Mädchen mit einer Schmachtlocke über der

Nase wie die russischen Gäule. Während Wassilissa hinter dem Paravent verschwindet, betrachte ich ihre Wohnstätte. Hauptmöbel: ein Telephon. Das Telephon spielt eine ungeheure Rolle seit der Revolution. Es hat den Samowar, die Heiligenbilder und die gezähmten Raben abgelöst. Es ist äußerst „kommun". Man schleppt es immerzu durch die Wohnung zum Gebrauch der verschiedenen Mieter. Auf einem niedrigen Stuhl steht das Waschbecken mit dem Wasser, in dem sie sich eben gewaschen hat. Neben dem Pianino aufrecht ein Fahrrad. Auf dem Pianino Geschirr, ein Tisch und Schemel ringsum; auf der Erde Bücher; viele Koffer; eine Leninbüste.

Die Zofe ist fort. Man wird uns nicht mehr unterbrechen.

— Que pensez — vous de l'amour?

— Le Mour, la police criminelle?

— Non, l'amour.

— Ich bin keine Theoretikerin. Sehen Sie bei Lenin nach, Seite 1125, Band IX.

Ich verstehe: Lenin, das ist Confuzius.

— Ernsthaft: Wenn ein Ausländer, der Sie liebt . . .

Die Tür öffnet sich halb. Niemand tritt ein. Wassilissa Abramowna antwortet einem unsichtbaren Frager. Ich höre, daß man sie um Unterstützung bei einer einflußreichen Persönlichkeit wegen eines Passes bittet. Sie verspricht es. Sie sagt:

— Suchen Sie mich an einem andern Tag auf. Man wird Ihnen ein Spanferkelchen machen.

Das Telephon läutet.

— Hier: 30 — 32 — 64

— Aber ich bitte Sie . . .

— Ich danke Ihnen —

Während sie antwortet (es handelt sich um jemanden, der die Telephonnummer von der Schwester einer Freundin sucht) dringt, ohne anzuklopfen, ein großes, rothaariges, verkommenes Individuum ein, sieht aus wie 50 % Kriegsbeschädigter, skorbutzerfressener Kiefer; hat ebenfalls eine Aktentasche unter dem Arm. Es ist ein heimlicher Kaufmann. Vertreibt Platinzähne, Totenzähne. Er erklärt, daß die Särge von Leningrad infolge der Ueberschwemmung von selbst fortgeschwommen sind bis zum Finnischen Meerbusen hinunter und dort ihre toten Passagiere von sich gegeben haben. Er schlägt Kapital draus und will, daß wir von dem Fund profitieren . . .

Wassilissa streichelt mir die Backen.

— Ich bitte Sie, regen Sie sich nicht auf. Es ist so schwierig, allein zu bleiben. Uebrigens: wozu? Hat jemals ein Russe daran gedacht, sich vor anderen Zwang aufzulegen?

— Ich bin es müde, zu warten. Zahlen Sie mir meine Entschädigung für Ueberbürdung aus. Wollen Sie mir nicht

antworten, Wassilissa? Denn Sie verstehen mich sehr wohl! Worum es mir geht, ist ganz klar und deutlich . . .

— Das ist sehr schwer! Man muß das lange vorbereiten. Den Nachbarn muß man Theaterbillets schenken, die Zofe zu ihrem Syndikat schicken . . .

— Und die Cabinets particuliers?

— Existieren nicht mehr. Man könnte in irgend eine Bibliothek gehen, aber da drängt sich alles hin. Im Sommer sind die Wälder da . . . aber Sie sind in eine schlechte Jahreszeit geraten.

Die Tür springt geräuschvoll auf. Ein Kind tritt ein, schon ganz verfallen, kleiner Orientale, anmaßend und kriecherisch.

Ohne sich zu entschuldigen:

— Wird er kommen, der Goldwasser?

— Ja, er kommt zum Essen zurück, erwidert Wassilissa Abramowna.

— Ich bin im Vorbeigehen raufgekommen. Dann warte ich eben auf ihn.

— Wenn Sie wollen. Setzen Sie sich. Hier ist Tee.

Schon wieder die Zofe mit ihren Schmachtlocken und der dreckigen Schürze über dem dicken Karnickelbauch. Wieder flüstert sie ihrer Genossin — Gnädigen was ins Ohr, und diese gibt ihr wieder Geld.

Durchs Fenster sehe ich die Nacht anbrechen. Der Himmel wird plötzlich heller als die Erde. Die Nacht hier hat ihren eigenen Brauch „der nicht der unsere". Hier vom neunten Stockwerk aus überblickt man Moskau bis zum Mönchsberg, konzentrische Stadt, wo das Ausland so herumkreist wie in einem russischen Herzen: Wolkenkratzer, Goldkuppeln, griechische Kreuze mit Ketten beladen, und die Moskwa, deren Kinder mit ihren Schlittschuhen das Eis schleifen. Die verkitteten und mit Watte abgedichteten Doppelfenster lassen keinen Lufthauch durch, aber der Schnee wird von einem Sibirischen Wind hochgewirbelt. Er heftet sich an Bäume und Fassaden und zieht ihre Umrisse weiß nach. Ich fühle mich behaglich. Es ist warm wie tief in einem Bett.

Wassilissa nimmt die Teller vom Pianino, die Servietten aus dem Koffer und deckt den Tisch. Sie holt kaukasischen Chambertinkäse, Marmelade und irdene Töpfchen mit Weintrauben in Essig eingemacht und gezuckerte Champignons hervor. Das adoptierte Kind sieht Wassilissa an. Er hat mehr Lust auf sie als auf Suppe. Er ist jung und welk; seine Nase und sein Mund sind zehn Jahre älter als das übrige Gesicht. Er versteht uns nicht, wenn wir französisch sprechen, aber in seinen Augen lese ich, daß er alles begriffen hat. Uebrigens

ist Wassilissa heute Abend so durchsichtig, daß man in ihr das Wasserzeichen sehen kann; (es sind nicht meine Initialen!) Ich kann mich nicht enthalten, zu sagen, daß ich sie von zwei Männern geliebt weiß.

— Von drei; erwidert sie.

— Sind die Männer für Sie Notwendigkeit oder Leidenschaft?

Diese unbedeutende Unterhaltung entzweispaltend tritt, als wäre er zu Hause, ein Riese mit einem runden Handkoffer ein. Er steuert, ohne guten Tag zu sagen, hinter den Paravent, zieht sich aus und setzt sich nackt in das Waschbecken. Läßt das Wasser aus dem Samowar über Kopf und Bauch rinnen.

— Wassilissa, ich hab Flöhe! Vom andern, da red ich garnicht! Ich würde nicht sehr erstaunt sein, wenn ich wieder den Typhus einschleppe. Ich hab gestern meine Gedichte in der Synagoge von Minsk vorgetragen: Das ist das Resultat.

Dieses ist, stark und nackt wie seine Dichtungen, Mardochai Goldwasser, der rote Poet. Er hat ein Gesicht wie ein Boxer — diese jüdisch-amerikanischen Boxer, Neuerscheinungen im Ring — ein offenes, sympathisches Gesicht, einen feingeschnittenen, bösen Mund, und was Sauberes in seinem Blick und Gebärde. Er ist literatenhaft verwildert, und ausgesucht vernachlässigt. Man hat solche Typen schon in Bloomsbruy oder in der Rotonde gesehen. Goldwasser hat um 1914 herum von Apollinaire beeinflußte Verse veröffentlicht. Aus der Schweiz nach Rußland um 1917 herum zurückgekehrt, begann er für die Propaganda zu arbeiten. Seine Gedichte sind mehrfarbig mit zerschnittenen Photos gedruckt. Man verdankt ihm politische Theaterstücke, atheistische Kinderlieder, patriotische Hymnen, Oden auf landwirtschaftlichen Dünger, Kalligramme in Form von Hammer und Sichel, Reklamen für die staatlichen Industrien. Unerbittlich hat er die Marschlieder der Roten Armee, das neue Gesetzbuch, die Lebensmittelpreise, das Meßsystem für die Bauern und die Küchenvorschriften in Verse gebracht. Er ist aktiv, amtlich, bilderreich. Er ist der erste Russe, den ich lächeln sehe, den ich sprechen höre ohne daß er die Stimme senkt. Man entdeckt an ihm einen originalen Stil. Und er tut von sich aus alles dazu. Er boxt die Worte, gebraucht Kalauer, Derbheiten, Irrenmonologe, Folkloristisches, Bauernpatois, fremdstämmige Dialekte, den Atelierargot; all das im Licht außer Rand und Band geratener Bildung. Da ist eher Rückkehr zum Elementaren als tiefgründige Erfindung, Projektion auf die Gegenstände des „modernen Geistes“, die dadurch ganz neuartiges Aussehen gewinnen. Er spricht unaufhörlich von der „Wiederaufteilung

der Vergangenheit". Wie bei vielen jungen Deutschen und Russen richtete sich seine Verehrung auf Maupassant.

— Das ist ein ganz großer Schriftsteller, sagt er, aber natürlich nicht von heute. Alles ist neuzugestalten. So nehme ich mir seine Geschichten eine nach der andern vor und schreibe sie von Anfang an neu.

Träumerisch. Dann:

— Maupassant . . . Ich hoffe nicht wie er zu enden . . .

Goldwasser ist allzu sehr Künstler, als daß er nicht seinen Tick hätte; und zwar: Furcht vor Krankheiten; seine Ansteckungsphobie ist berühmt; dieser Kommunist reinigt jeden Gegenstand, den er berührt, sterilisiert sein Gedeck; trägt Gummihandschuhe, bringt die Türen so hoch an, daß niemand heranreicht. Das ist nicht Sauberkeit, sondern Prophylaxe. Außer Worten und Ideen ist für ihn alles infiziert. Aus möglichst weiter Entfernung interpelliert er die bockige Jöhre mit dem verdickten Hals, die den glorreichen Schriftsteller mit den Blicken eines Ladendiebes mustert.

— Wie heißt Du, Genosse?

— Joseph Antonowitsch.

— Woher kommst Du?

— Aus Odessa.

— Bringst uns die Cholera mit?

— So ungefähr. Ich bringe Ihnen Verse für Ihre Revue Buduchtscheij, „Die Zukunft".

— Ich veröffentliche nur meine eigenen Gedichte.

— Meine sind genau soviel wert wie Ihre.

— Wie alt bist Du?

— Fünfzehn. Goldwasser, ich bin gekommen, um Ihnen meine Gedichte zu verkaufen. Sie sind mit meinem Familiennamen gezeichnet: Israïloff.

— Du kannst sie Dir sonstwohin . . .

— Fünf Rubel! Ich geb sie Ihnen für fünf Rubel. Lassen Sie sie mich mal vorlesen. Ich weiß, sie werden Ihnen gefallen. Wenn Sie Ihnen nicht liegen, können Sie sich die fünf Rubel hier einstecken.

Der kleine Däumling aus Odessa kreuzt seine dreckigen Stiefel, öffnet seine Aktentasche und liest drei kurze Gedichte vor, die ich nur schlecht verstehe, aber als sehr drollig, wertvoll und sehr subtil empfinde. Sie kommen aus seinen Goldplomben wie Bucketts eines Taschenspielers heraus.

Goldwasser ist ganz frappiert. Breit in sein Fauteuil gepflanzt wie ein ehrenüberhäufter Greis, — Voltaire in Ferney, — ist er nicht fünfunddreißig Jahre alt? — konzentriert er sich

— Du hast gewonnen. Hier hast Du die fünf Rubel für Deine Gedichte. Sind zwar nicht ganz so gut wie Du meinst, aber Du liest sie wie der Deibel. Laß sie mir hier! Schieb ab!

Ich begreife allmählich, daß Wassilissa und Goldwasser zusammen leben; bei wem von den beiden bin ich eigentlich? Während er sich anzieht, teilt sie ihm mit, daß heute Zusammenkunft des Mieterrats (d. h. des Mieter-Sowjets) ist; daß ein Finanzminister gekommen ist, um ihn zur Rede zu stellen, weil er heimlich erfahren hat, Goldwasser hätte sich vorige Woche zu übertriebenen Ausgaben hinreißen lassen. Er müsse sich auf eine Zuschlagsteuer gefaßt machen . . .

Er, giftig:

— Da ist Dein dreckiger Coty dran schuld. Dein französischer Reispuder, hundert Franks die Schachtel.

Sie, verächtlich:

— Du bist Beamter fünfzehnter Klasse. Man hat Dich neulich auf einer Botschaft im Smoking gesehen; Du hast einen Paß für Paris verlangt, mein Lieber. Das kostet' Dich jetzt was!

Goldwasser hämmert mit der Faust aufs Piano.

— Immer dieselben, seit das Hosen trägt und sich die Haare abschneidet! Für die sind wir bloß noch Hampelmänner, was? Das will uns lehren, nach wissenschaftlichen Regeln zu leben!

Indem wurde ein Borschtsch aufgetragen, und wir setzten uns zu Tisch. Goldwasser beruhigte sich, zog seinen Becher aus der Tasche, denn er hatte auch dabei Furcht.

Ich fühlte, daß ich ihm auf die Nerven ging.

— Sie machen hier eine Umfrage? fragte er mich.

— Nein.

Sie kommen wohl, um Wassilissa Ambramowna nach ihrer Ansicht über das Stundenproblem zu fragen? In Rußland sind alle Umfragen sehr willkommen. Passen Sie mal auf, ich habe mir gestern eine Umfrage bei den Foetussen ausgedacht. Hat außerordentlich Erfolg gehabt. Wissen Sie, welches die Forderungen des Foetussyndikats sind? Ich habe folgende Antwort erhalten: 1. etwas Luft, zuviel „Häufung"; 2. zu dunkel. Sie fordern elektrisches Licht wie ganz Rußland. Dritter Punkt: Wissen Sie, wogegen sie protestiert haben? Gegen die Einführung von Fremdkörpern! Daran erkennen Sie deutlich die Syndikate wieder.

So. Genug gegessen. Rauchen Sie? Staats-Zigaretten. Sie haben Pappmundstück wie früher, aber sie sind ohne Geschmack, und die Russen rauchen sie nun bis zu Ende auf. Verfall.

(Fortsetzung folgt)

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, vierte Märzwoche

Als Herr Reinhold sein Amt antrat, erwartete man, daß der Kampf gegen die verhaßte Bürokratie des Finanzministeriums jetzt mit etwas mehr Energie und Nachdruck geführt werden würde als bisher. Die erste Enttäuschung brachte schon die Budgetdebatte im Haushaltsausschuß. Denn gemeinsam mit dem Vertreter des Reichswehrministeriums ließ auch Herr Reinhold gegen die Abstriche protestieren, die der Ausschuß vorgenommen hatte. Während der Hauptkampf gegen die Bürokratie offensichtlich auf der Ausgabenseite geführt werden muß, zeigte sich hier also, daß Herr Reinhold vorwiegend gegen die Geheimräte der Einnahmenseite, gegen die Steuerabteilung vorgehen wolle. Er schlug den Diener und ließ die Herren, die das große Ausgabenloch zu weit aufzureißen beliebten, unbestraft. Immerhin hatte sein Steuerermäßigungsprogramm wenigstens den Vorzug, sinnvoll und einigermaßen gerecht gegliedert zu sein. Zudem brachte es jedem eine Gabe, die Parteien schienen zufrieden gestellt. Plötzlich aber kam die Winzerpropaganda, und die hat nun einen Strich durch die Rechnung gemacht. Die Parteien, die an der Winzerdemagogie teilnahmen, forderten Aufhebung der Weinsteuer. Es ist vorige Woche hier gezeigt worden, daß das eine absolut unsinnige Maßnahme ist; aber der starke Mann, Herr Reinhold, gab nach, nicht ohne daß er zuvor andere, recht bescheidene Ermäßigungspläne als unannehmbar bezeichnet hatte, und nicht ohne zuvor hoch und heilig beteuert zu haben, einen Abbau der Weinsteuer werde er nie akzeptieren können. Aber die Linie des geringsten Widerstandes hatte dann doch zuviel Verlockendes. Nur, daß es alsbald auch mit den 80 Millionen Weinsteuer noch nicht genug war. Die Volksseele kocht nicht nur an der Mosel, sie kocht auch in Bayern, wo man nicht Wein, sondern Bier liebt. Die bayrische Bierbrauerei hat sich zwar schon in den Zollgesetzen eine Differentialrente gesichert und zwar beim Malz. Aber plötzlich erwies sich auch die Biersteuererhöhung, die am ersten April in Kraft treten sollte, nachträglich wieder als „untragbar", obgleich fast alle Brauereien im letzten Jahre sehr gut, einige 25 bis 30 Prozent ihres Aktienkapitals, verdient haben. Die Bayrische Volkspartei mußte also gegen die Durchführung der Biersteuererhöhung protestieren. Und auch hier gab Herr Reinhold nach. Dafür wird die Umsatzsteuer statt auf 0,6 Prozent nur auf

0,75 Prozent ermäßigt, und die übrigen Steuermilderungen werden überhaupt preisgegeben. Und so läßt sich das Ergebnis des Steuerabbaus, den Herr Reinhold uns versprach, in die einfache Formel fassen: „Alkohol gegen Preisabbau!"

Das Finanzprogramm der Reichsregierung ist von Haß und Gunst einiger Parteien zerstört worden. Ihr Wirtschaftsprogramm fand auf keiner Seite des Reichstags Widerhall. Man vermißte die Linie einer kontinuierlichen Politik. Das Kabinett, das uns Beschleunigung der Handelsvertragsverhandlungen versprochen hatte, ließ den Reichswirtschaftsminister in einer Weise gegen die englische Handelspolitik Front machen, die die Gefahr eines Handelskrieges sehr bedrohlich naherückt. Zum mindesten nimmt der Kampf um die Kohlensubventionen immer greifbarere Formen an. Das neueste Projekt soll angeblich dahin gehen, dem Ruhrbergbau die Differenz zwischen dem Reparationskohlenpreis und dem Inlandspreis als Subvention zu zahlen. Dabei dürfte es sich um eine Summe von 4 bis 5 Millionen Mark monatlich handeln, die etwa 8 Prozent der monatlichen Lohnsumme ausmachen würde. Tatsächlich hat der Ruhrkohlenbergbau ja niemals den übersteigerten Inlandspreis für die Reparationskohle erhalten und er soll nun den „Ausfall" vom Reich bezahlt bekommen. Auch hierüber ist in der vorigen Woche schon gesprochen worden. Aber trotz all der taktischen und ökonomischen Gründe, die gegen eine Subvention sprechen, scheinen auch hier die Dinge viel weiter gediehen zu sein, als man die Oeffentlichkeit bisher ahnen läßt.

Merkwürdig wenig war vom Reichswirtschaftsminister über den größten aller handelspolitischen Skandale zu hören —: kaum ein Wort seiner Rede gab Auskunft über die deutsch-spanischen Verhandlungen. Dabei liegen hier die Dinge offenbar außerordentlich ungünstig für Deutschland. Spanien gefällt sich augenblicklich allerdings darin, die europäischen Großmächte handelspolitisch zu brüskieren. Es hat soeben Maßnahmen gegen die englische Kohleneinfuhr getroffen, die den Protest der britischen Regierung herausgefordert haben. Es hat ihnen ein Einfuhrverbot gegen Farben und Sprengstoffe folgen lassen, das sich gegen Deutschland richtet. Aber über die Gründe, weshalb die Verhandlungen auch unsererseits nicht weiter kommen, hat der Reichswirtschaftsminister nichts gesagt. Sollte der Weinzoll noch

immer die verhängnisvolle Rolle spielen, die den deutsch-spanischen Handelsvertrag zerschlagen hat?

Ebenso unbefriedigend waren die ministeriellen Auslassungen über die handelspolitischen Beziehungen zu Frankreich. Während der Minister verschwommen von der internationalen Planwirtschaft für Eisen schwärmte, — (und Planwirtschaft scheint man in Deutschland, nachdem sie im nationalen Rahmen unmöglich geworden ist, jetzt gern in internationalem Rahmen zu projektieren) — haben die deutschen und französischen Eiseninteressenten offenbar ihren zweiten Luxemburger Pakt geschlossen. Während die Oeffentlichkeit von dem Phantom des internationalen Eisenkartells bis an den Indischen Ozean ergriffen war, sind zum mindesten die Umrisse eines neuen großen Vertragswerks zwischen den beiden Schwerindustrien Deutschlands und Frankreichs festgelegt worden, die von dem Luxemburger Abkommen nicht wesentlich abweichen dürften. Die Quelle, aus der die Kartellmärchen stammten, ist noch unbekannt. Sie haben jedenfalls ihren Zweck erfüllt. Die deutsche Oeffentlichkeit hat noch nicht gemerkt, daß der deutsch-französische Handelsvertrag nur noch eine Frage unwesentlicher und hauptsächlich formaler Verhandlungen sein dürfte. Die Schwerindustrie hat die Rosinen aus dem Kuchen genommen, — die Eisenzölle, — und Deutschland hat für die sonstigen Verhandlungen keine großen Kompensationsobjekte mehr in der Hand. Während man der Schwerindustrie gestattete, ihr Preisdiktat gegenüber der verarbeitenden Industrie zu befestigen, hat man ihr gestattet, derselben verarbeitenden Industrie die Aussichten auf einen günstigen Absatzmarkt in Frankreich zu verderben. Dabei ist der deutsche Export nach Frankreich, (das vor dem Kriege zu den größten Absatzmärkten für deutsche Waren gehörte), so stark zurückgegangen, daß Frankreich im deutschen Außenhandel zur Zeit kaum noch mehr bedeutet als Spanien.

Trotz dieser Handelspolitik, die uns allein in Spanien und Polen einen Exportverlust von monatlich rund 30 Millionen kostet, hat sich der deutsche Export während des ganzen Jahres 1925 gesteigert; und die Februarziffern deuten zum ersten Male auch wieder auf eine Steigerung des Fertigwarenexports hin, der seit dem dritten Vierteljahr stagnierte. Der Februar, als kürzester Monat, weist zwar stets einen Rückgang des Außenhandels auf; der Rückgang der Fertig-

warenausfuhr war aber diesmal beträchtlich geringer, als es der verkürzten Zählperiode entsprochen hätte. Das Aktivum der Handelsbilanz ist jedenfalls auch diesmal gestiegen, — in gewissem Sinne bedrohlich gestiegen! Nimmt man die Sachlieferungen auf Reparationskonto, rund 60 Millionen im Februar, hinzu und zieht die verkürzte Zählperiode in Betracht, so genügt der Ueberschuß beinahe, um selbst den für die Normaljahre der Reparationszahlungen erforderlichen Transfer durchzuführen. Die Reparationsfähigkeit Deutschlands wird durch dies Ergebnis eines Krisenmonats zwar keineswegs schon endgültig erwiesen; aber bemerkenswert ist das Ergebnis immerhin.

Bei Beratung des Landwirtschaftsetats wird man jedenfalls von neuem das Klagelied über die „Preisschere" hören, das angesichts der am 1. August zu erwartenden Zollerhöhungen ja auch notwendig ist, wenn kein zu heftiger Widerstand gegen diese Fortsetzung der Fehler des vorigen Jahres auftreten soll. Demgegenüber ist es interessant, sich einmal ein ungefähres Bild von der Einkommenslage der Landwirtschaft zu machen. Eine solche Rechnung ergibt zunächst beim Brotgetreide die überraschende Tatsache, daß die Landwirtschaft an der Ernte des Jahres 1925 zweifellos beträchtlich mehr verdient hat als an der Ernte des vorangegangenen Jahres. Zwar: der Geldwert des Ertrages eines Hektars Roggen, wenn man sich den Verkauf nach bestimmten Prozentsätzen über das Jahr verteilt vorstellt, betrug von August 1924 bis Februar 1925 212,97 Mark, von August 1925 bis Februar 1926 210,38 Mark, weist also einen kleinen Rückgang auf. Bei Weizen ergibt die gleiche Rechnung aber eine Steigerung von 269,82 Mark auf 353,69 Mark. Der Rückgang beim Roggen ist beim Weizen also weitaus überkompensiert. Ferner ist der Wert der beschaupflichtig geschlachteten Schweine von 1924 bis 1925 um rund 200 Millionen gestiegen. Ebenfalls gehoben hat sich der Wert des Milchertrages. Nach allen objektiven Merkmalen hat sich also die Lage der Landwirtschaft, gegenüber dem Vorjahre, nicht verschlechtert, sondern gebessert, — soweit nicht die ungesunde Kreditpolitik des vorigen Erntejahrs oder die Einseitigkeit von Betrieben, die ausschließlich auf Roggen und Kartoffeln aufgebaut sind, zu Krisen geführt haben. Dies ist sicherlich weithin im deutschen Osten der Fall. Helfen kann gerade in solchen Fällen nur die bekannte, gründliche Reinigung, so schmerzhaft sie für die Opfer ist.

GLOSSEN

RICKELT

Er war einst bei Brahm. Er hat unter Brahm die beleibten Bürgermeister und Kleinbürger gespielt, die in skandinavischen Dramen als episodische Kontraste zu den Adelsmenschen, den Rosmer und Stockmann, auftreten. Schon damals war es sein mutig vorgestrecktes Bäuchlein und sein aufgeregt roter Kopf, immer knapp vor dem Schlaganfall, die ihn in erster Linie zu diesen Kleinstadthonoratioren legitimierten. Brahms Prinzip war es ja immer, Charaktere durch verwandte Naturen spielen zu lassen, Kainz war Tasso, Sauer war Werle, na, und Rickelt gab den cholerischen Philister . . . Aber er war bei Brahm! Unmöglich, einen geistigen Einwand gegen Rickelt zu erheben, er war bei Brahm.

Es gab eine Zeit, in der Gustav Rickelt in der Genossenschaft notwendig war. Vor fünfzehn Jahren. Deutschland war reich, die Provinztheater konnten sich anständige Gagen leisten, es war nicht nötig, daß die erste Sentimentale die heimliche Freundin des referierenden Stadtverordneten war. Damals fuhr Rickelt mit seiner großen Ledertasche durch die Provinzen und brachte entweder einen abgewürgten Theaterdirektor oder einen nützlichen Kollektivvertrag ins Genossenschaftshaus zurück. Er war öffentlich so sittlich wie der norwegische Kleinstadtpastor, den er oft bei Brahm gespielt hat; wehe dem Direktor, der einmal eine Soubrette in den Schenkel gezwickt hatte, das hatte er nun mit einem teuren Kollektivvertrag zu zahlen. Die Schenkel der Soubrette wirkten, dank Rickelts energischer Kleinarbeit, eminent sozialpolitisch. Kam weder Kollektivvertrag noch Gagenerhöhung zustande, dann wurde der zwickende Direktor unbarmherzig und öffentlich enthüllt, viel unbarmherziger und öffentlicher als vorher die Soubrette, und da der deutsche Cant in Stadtverordnetenversammlungen nicht minder mächtig ist als in englischen, so hat Rickelt nicht wenig Direktorenköpfe abgeschlagen. Mancher harmlose Dummkopf von Direktor ziert Rickelts große Skalp-Sammlung. Aber nun, wie Gustl Waldau einst in seinem Scheidungsprozeß sagte, als man ihm einige Dutzend Ehebrüche nachwies, „es läppert sich halt zusammen", in zwanzig Jahren hat Rickelt vielen Provinzensembles viele Siege erzwungen. Die Provinz hat nicht vergessen, die Provinz hat ihn jetzt wiedergewählt. Er ist der starke, der unbezwingbare Führer der Provinz. (Und er war bei Brahm!)

Es ist kein Zufall, daß er für James Klein gedichtet hat. Er hat immer eine ganz geheime, um Gotteswillen nicht offen geäußerte Zuneigung zu den armen Teufeln von Direktoren gehabt, die so dumm waren, ihre Soubretten in die Schenkel zu zwicken. Unter vier Augen weinte er Tränen um seine Opfer. Da kam James, Herr über so und so viel hundert Schenkel, und bat ihn um seine Mitarbeit. Endlich einmal kam er zu einem Schenkeldirektor nicht als Henker und, wenn schon nicht als Mitzwicker, so doch als Mitdichter. Freudig schlug er ein.

Die Genossenschaft hat ihn wiedergewählt, erstens die Provinz und zweitens die gealterten Soubretten, ich meine nicht die Rickeltianerin Frau Ilm (sie war immer heiser-tragisch), der Kritiker Herbert Ihering bekam einen strengen

Verweis. Gustav Rickelt wird weiter wirken, voll und ganz. Zwar die Zeiten der Provinzhinrichtungen sündiger Direktoren sind vorbei. Wer will noch zwicken? Auch der Reichtum der deutschen Städte ist dahin und auch die stattlichen Kollektivverträge. Das deutsche Theater ist im Sterben, es stirbt in München, es stirbt in Dresden, es stirbt erst recht in Lübeck und Gleiwitz. Die Bühnengenossenschaft nimmt diesen Sterbeprozeß auf zweierlei Weise zur Kenntnis: sie gliedert sich die Filmstatisterie an und wählt Rickelt zum Präsidenten der Sterbenszeit. Es ist nichts dagegen zu sagen, schon weil er ja seinerzeit bei Brahm war . . .

Carlotto Graetz

TRIUMPH DER ESELEI

Dem aufmerksamen Leser wird es nicht entgangen sein, daß sich das Gesicht der Zeit verändert hat. Das Gesicht der Zeit ist — nicht so sehr die Zeitung, als vielmehr die Miene des Lesers, mit der er in die Zeitung sieht.

Sollte das ein Aphorismus sein?

Man sollte Aphorismen nie in Gedanken ausarten lassen.

Immerhin: es sei!

Es hat eine Zeit gegeben, in der wir die Zeitung von vorn lasen und von hinten überflogen.

Vorn und hinten — das sind: Politik und Inserate.

Heute lesen wir Inserate und überfliegen Politik.

Warum?

Weil der Zug der Zeit im Inserat stärker zum Ausdruck kommt als in der Politik.

Wieso?

Weil das Inserat der Ausdruck des Lebens ist. Es duldet kein Vorurteil.

Und die Politik?

Der Ausdruck des Klebens — am Vorurteil.

Sollte das wieder ein Aphorismus sein? Es ist unmöglich, keine zu machen. Denn siehe, o Mensch: Auch die Miene des Lesers, mit der er in die Zeitung sieht, ist nicht das richtige Gesicht der Zeit.

Das richtige sieht jeder nur im Spiegel.

Die Zeit hat ein Eselsgesicht.

Peter Scher

EINER, DER WIEN HASST

Dem Herrn Max Herrmann (Neiße) — einem jener Links-Außen-Glossisten des Deutschtums, denen im Augenblick, wo sie im Journalismus unterkriechen dürfen, schwarze Brillenränder ums Aug' wachsen — ist im „Berliner Tageblatt" allmonatlich die Berliner Kabarett-Schau ausgeliefert.

Statt nun mit Grazie die Scham zu bemänteln, daß er sich einer so schutzbedürftigen, windigen Materie voll Rigorosität nahen müsse, und jenen Ton ausfindig zu machen, der zwischen Ironie und Gutmütigkeit liegt, stürzt sich dieser Maxe amtsfroh in seine Aufgabe, stellt Seriositätskanonen gegen eine Front auf, die nur von der Duldung der Zeitgenossen lebt.

Das ist eine Art Vertragsbruch; ein Sprung aus dem enfant terrible-Hinterhalt. Aber begreiflich, wenn man die Wonne in Betracht zieht, irgendwo Richter sein zu dürfen.

Max Neiße (Herrmann) müßte sich sagen, daß das heutige Kabarett in Bausch und Bogen eine Peinlichkeit ist; und umso peinlicher, je mehr auf die Marke „Kleinkunst" erpicht, je prätensiöser, versnobter aufgetan. Großstadt-Realistik, Dirnen-Balladen mit Scheinwerfer, mit dem Bein ausgeführte Essays, Aphoriiiismen, Bänkelg'schnas sollten ihm ein Greuel sein. Statt dessen eifert er gegen

die „Verwienerung" und die „Weana".

Nun, es ist nicht leicht, für sie eine Lanze zu brechen. Aber noch schwerer, sich für die eine oder andere ethnographische Nuance des Kabaretts zu entscheiden. Ob Patschweichheit, Anbiederung, Zwinkergemüt, mondänes Gemauschel — oder „Justav jib die Chose her", Keßheit, mal rann — Rhythmus und Poliiitik, das ist bajuvarisch gehüpft wie borussisch gesprungen. Ja, man könnte sagen, daß die Wiener Ausgabe ihre Unseriosität und Selbstverulkung voraus hat. (Dies wird ja auch einer der Gründe sein, warum die Berliner Kabaretts so viele Wiener Kräfte heranziehen.)

Max Herrmann hingegen, gestern noch über allen kulturellen Gipfeln, verwandelt sich im Rezensionsfall sofort in den jovial-militanten „Bundesbruda". Um kein Jota besser, als der Kammrrad, der dem dusligen Oessrreicha auf die Schultern klopft. Und bietet das ganze Geringschätzungsvokabular dafür auf.

Schlüge er mit derselben Hand auch nach rechts, ließe keinen Zweifel darüber, daß er die Marke Berlin genau so über hat, es wäre nichts dagegen zu sagen. Aber die Lobverteilung ist ja hier das Verräterische. Er leidet absolut nicht unter den befrackten Esprit-Oberkellnern da oben, wenn sie Berliner Mundart sprechen, er liebt sichtlich die aus dirnenbleichgefärbten Gesichtern anspringenden Zeilen:

„Nu rrin in den Kanal"

oder

„Wenn unsa Deutschland seinen Willem wieda hat"

oder

„Mensch, Du brauchst Marie",

er sieht gerne die Drehung verschmockter Tanzleiber, er ist nun einmal für die „Kleinkunst". Seine Pathos- und Seriositäts-Entschlossenheit macht eben wie bei allen diesen Schwarzbebrillten auch vor solchen Rayons nicht Halt, die eigentlich deren Entthronung dienen. (Getreu dem Stil jenes Berliner Rezensenten, der mir, als ich einst in Berlin einen Vortrag über Dadaismus hielt, den Vorwurf machte, ich hätte den Dadaismus nicht genug ernst genommen.)

Da möchte ich ihm aber doch raten, sich einmal eine Berliner Kabarett-Parodie des von ihm unter so strenge Lupe genommenen Professor Wiesenthal anzuhören: das Dramolett „Das tote Kind", Dirnenlieder, einiche Aphorrilismen und Schnurren . . .

Vielleicht ginge ihm dann ein Licht darüber auf, daß dessen „verbindliche, legere, schmusige Art" und sein „zweifelhafter Zynismus der Wiener Revolverpresse" — ich fühle mich betroffen! — Stefansturm-, nein Eiffelturmhoch über dem abgeschmackten Kultur-Geblödel steht, das hierzulande als größte Kleinkunst gilt. Daß eben dieser Zynismus als ad absurdum-Führung alles deutschen Pathos und als naturburschenhafte, naive Kabarett-Persiflierung ansprechender, humorvoller und überlegener ist, als die auch im Spaß nicht des „Berliner Tageblatt"-Essays vergessende Fatzkerei, mit ihren Sentenzen-Ansagern, Sozial-Stürmern, Knochenweibern, ihrer chronischen Unheiterkeit und den Adjektiven, die ein Max Hermann (Neisse) daraus schindet.

Anton Kuh

DIE BANKNOTENFÄLSCHER UND DIE HITLEREI

Als die Behauptung auftauchte, Hitlers Bewegung, nicht er selbst, sei mit französischen Franken gefüttert worden, da lief Adolf Hitler sofort zum Richter. Er verklagte den einen der beiden Herausgeber des „Tage-Buches", er verklagte den verantwortlichen Redakteur des „Berliner Tageblattes". Beide Prozesse hat er nach einiger Zeit stehen lassen, in beiden Fällen hat sein Anwalt, wohl aus triftigen Gründen, entscheidende Termine verstreichen lassen. Auf deutsch gesagt: Hitler muß Gründe gehabt haben, nach den Quellen des schnell verrauchten Reichtums seiner Bewegung nicht forschen zu lassen. Es gab, wenigstens in den Beweisanträgen, die das „Tage-Buch" vorbereitet hatte, Dinge, an die der Kläger nicht gerührt haben wollte. Dennoch wird kein in die Materie Eingeweihter heute noch glauben, daß die Partei Hitlers von den Franzosen mit teuren Tausendfrankenscheinen gekauft worden sei. Nein, so war es nicht. Auch in den Beleidigungsprozessen, die so jäh abgebrochen worden sind, wäre vermutlich kaum zu beweisen versucht worden, daß Mr. Dard oder Mr. Richet dem deutschesten Mann ein Frankenpaket übergab, dagegen wäre wahrscheinlich nachgewiesen worden, daß bestimmte Personen streng arischer Abkunft erstaunlich viel französische Banknoten, wenigstens in der Schweiz in Umlauf gebracht haben.

Es sind etwa drei Jahre her, da floß das Geld zu Hitler in Strömen. Zwei völkische Tagesblätter erschienen in München, das eine sogar in Times-Format, völkische Buchhandlungen taten sich plötzlich auf, die Schundliteratur des Herrn Rosenberg (der geschäftsgewandte Prokurist Hitlers bestreitet seine jüdische Abstammung) blühte. Es gab massenhaft Geld für alle Formationen, unbekannte Windjackenspender waren da, das von Ehrhardt nordwärts zu führende Heer kostete täglich ein Vermögen, nur zum Teil ist es aus bayrischen Staatskassen genommen worden. Herr Wrede rüstete eine völkische Kavallerie aus, und Herr Heiß war darum besorgt, wie man die völkische Artillerie durch Thüringen schleppen werde.

In diese Zeit fällt der Zwist mit den österreichischen Deutschnationalen, im besonderen die Auseinandersetzung des deutschöstereichischen Generals Kraus mit General Ludendorff. Es gibt ein kleines urdeutsches Grenzländchen zwischen Niederösterreich und Ungarn, das Burgenland. Dieses für die Approvisionierung Wiens wichtige Burgenland wollte Ludendorff den Madjaren zugesprochen haben, obwohl es durch Volksabstimmung seiner deutschen Bauernschaft Oesterreich zugefallen ist. Der General Kraus, bis zum Ausbruch dieses Konfliktes ein begeisterter Ludendorffanhänger, konnte diese Preisgebung urdeutschen Landes gar nicht begreifen . . .

Man soll Hitler nicht noch für dümmer halten als er ist. Er wußte ganz gut, daß die damals geplante „Eroberung Berlins" abgesehen von den Formationen, nur mit einem großen Kriegsschatz möglich war. Den besaß er damals. Er besaß ihn, offenbar zitternd, ob er ihn morgen noch besitzen werde. Deshalb bedrängte er den guten Kahr, von dem ihn ja eigentlich nur eine kleine Differenz im Tempo trennte. Aber Hitler hatte sehr triftige Gründe, den Feldzug nicht hinauszuschieben, daher das Eindringen in Kahrs Versammlung, die Schüsse im Hofbräu, das nervöse Losschlagen Hitlers. Er wußte oder ahnte: Eine kleine Ungeschicklichkeit in der Schweiz, ein kleiner Maschinendefekt in einer

befreundeten Hauptstadt und die ganze, nie mehr wiederkehrende Herrlichkeit war zusammengebrochen.

Es ist festgestellt, daß der Sekretär des Fürsten Windischgrätz Briefe an Ludendorff geschrieben hat (jetzt wird wohl dem österreichischen General Kraus ein Licht aufgehen). Es ist festgestellt, daß Mitglieder der völkischen Geheimorganisationen, nicht bloß die Erzberger-Mörder wiederholt als Kuriere in Budapest weilten. Man kann natürlich nicht nachweisen, daß Hitler selbst die ersehnten Pakete falscher Tausendfrankscheine bekommen hat, es ist durchaus möglich, daß die ungarische Verbrecherbande, der schließlich die Sachkunde eines gewitzten Polizeipräsidenten zugute kam, die Sache so geschickt arrangiert hat, daß Hitler heute sogar beschwören könnte, seine Hände seien rein und unbefrankt geblieben. Jedenfalls glaubt heute, auch in München, keine Katz' mehr das Märchen von der verrückten Finnländerin, die ihr Riesenvermögen für die Hitlerei aufgeopfert haben soll, und auch die Geldströme des Herrn Ford sind, wie man längst wußte, mehr Hoffnungen, höchstens schnell versickernde Bächlein gewesen. Aber man hatte triftige Gründe, alle diese Legenden aufzubauschen. Schließlich muß man bedenken, daß der Nationalanarchismus der Hitlerbewegung sehr gut zu dem dilettantischen Staatsromanplan paßt, den Erbfeind mit einer Druckerpresse zu vernichten. Irre ich nicht, so war es eine bayrische Feder, die sich zuerst zu diesem politischen Kriminalroman hergab.

Von den beiden völkischen Blättern in München ist eines schon gestorben. Das andere appelliert Tag für Tag an den Opfersinn der armen Esel, die es lesen. Das Heeresbudget Hitlers ist ganz zusammengeschmolzen. Man sagt, daß der arme Anstreicher, der seine Kriegspsychose leider nie in einer Heilanstalt auskurieren konnte, sogar den Canossagang zu den katholischen Herren des Bayernlandes getan hat. Welches Zusammentreffen abermals: die Hitlerbewegung vor dem Zusammenbruch — in dem Augenblick, da die Banknotenerzeugung in Pest jählings abgebrochen werden mußte. Der ganze Komplex könnte einen genialen Untersuchungsrichter locken. Hier wäre ein kühn verzweigter politischer Kriminalroman auszuheben, aber die Münchner Behörden müßten dabei mittun, und die werden sich hüten. Irgendwo werden in einer Schwabinger Schublade noch ein paar Packeln unbenutzter Tausender herumliegen. * * *

TISCH MIT BÜCHERN

Ewin Arnet, Emanuel. (Verlag Orell Füssli, Zürich.)

Der junge Mensch Emanuel, dessen Schicksal Arnet in seinem preisgekrönten Erstlingswerk schildert, ist, ohne Bindung an die geistigen Inhalte der Parteien, den politischen und menschlichen Tagesbegriffen einer programmatisch aufgepulverten Epoche ausgeliefert. Es ist der keineswegs singuläre Fall eines jungen Menschen der Nachkriegszeit, der, zwischen den Klassen, Meinungen und Parteien stehend, von ihnen aufgerieben wird und den Mut zur Objektivität mit dem Leben bezahlen muß. So offenbart dieses rücksichtslos die „Tragik der Neutralität" heroisierende Buch, von einer formal begabten Hand niedergeschrieben, die verzweifelte Problematik einer beziehungslos in den Raum gestellten Jugend, aus sich heraus neue Werte hervorzubringen. Es ist das Bekenntnis einer ganzen Generation.

Blaise Cendrars, Gold. (Im Rhein-Verlag, Basel.)

„Die fabelhafte Geschichte des Generals Johann August Suter“, der, nach Schwindeleien in Paris, große Ländereien in Californien besiedelt und sich zum reichsten Mann des Kontinents emporarbeitet. Eines Tages wrd auf seinem Grund und Boden Gold entdeckt. Suter verarmt unter den Verwüstungen der hereinbrechenden Goldsucherhorden und stirbt, elend, verlassen, im Kampf um sein Recht, auf der Straße in Washington.

Ein Tatsachenbericht mit seelischen Kraftfeldern. Die Geschichte einer immer tiefer in ihr Schicksal getriebenen Kohlhaas-Natur (Suter), amerikanisiert und ins Chronikalische projiziert.

Hans Sahl

HINDENBURG UND DRESDEN

Festtafel in Dresden, anläßlich des Besuches des Reichspräsidenten. Man sagt dem Oberbürgermeister vieles zum Preise der Stadt und Hindenburg bemerkt schließlich, daß er, als er zum letzten Male in Dresden war, als Feind kam, nämlich 1866.

„Ich habe aber nicht geschossen“, fügt er begütigend hinzu.

Darauf der Oberbürgermeister mit milder Verbeugung: „Das wäre auch verjährt . . .“

INHALT DES LETZTEN HEFTES

(Heft 12)

Redaktion des „Tage-Buch“: Berlin SW 19, Beuthstraße 19. Telefon: Merkur 8790, 8791 8792. Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin W 35, Genthiner Straße 22 — Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin SW 19, Beuthstraße 19. — Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79813. Wien 156791. Bankkonto: Commerz- u. Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstr. 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Prikopy 6 — Druck von Wilhelm Greve, Berlin SW 68, Ritterstraße 50. — Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Beuthstr. 19.

Bezugspreis durch die Post in Deutschland pro Monat 2,— Reichsmark, pro Quartal 6,— Reichsmark; unter Streifband im Inlande und nach Oesterreich monatlich Reichsmark 2,25, vierteljährlich Reichsmark 6,50. Für das übrige Ausland nur Streifbandlieferung monatlich Reichsmark 2,50, vierteljährlich Reichsmark 7,—. Zahlungen in ausländischer Währung werden zum amtlichen Tageskurs der Berliner Börse am Eingangstage gutgeschrieben.

Inseratenpreise: Grundpreis für die ganze Seite 125 Goldmark. Bei größeren Abschlüssen progressive Wiederholungsrabatte auf den Grundpreis.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion, auch wenn Rückporto beiliegt, keine Verantwortung.

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, erste Aprilwoche

Die österreichische Regierung handelte, als sie dem Reichspräsidenten v. Hindenburg das Große Goldene Ehrenkreuz ihres Landes überreichen ließ, vollkommen korrekt. Sie ließ einige Wochen vorher in Berlin anfragen, ob die Auszeichnung auch genehm sei und erhielt eine bejahende Antwort. Wie aber konnte dies Ja ausgesprochen werden? Steht nicht klipp und klar in Artikel 109 der Reichsverfassung, daß kein Deutscher Titel und Orden von einer ausländischen Regierung entgegennehmen darf? Gewiß, das steht drinnen. Aber man hat einen Ausweg gefunden. Die offizielle These ist jetzt, daß zwar gewiß verboten sei, einen Orden anzunehmen; aber der Empfänger betrachte das Schmuckstück auch nicht als Orden, sondern nur als *Andenken;* und Andenken anzunehmen, von wem auch immer, sei nirgendwo in der Verfassung verboten; auch Herr Ebert habe schon einen peruanischen Orden mit der gleichen Begründung akzeptiert. Hat Herr Ebert das wirklich getan? Nun, um so besser. Dann wird, wenn gegen solche Deuteleien protestiert wird, wenigstens der Eindruck vermieden, daß man gerade Hindenburg persönlich meine. Nein, nicht Hindenburg ist gemeint, sondern die Reichsverfassung; und schärfster Widerspruch muß dagegen erhoben werden, daß eine Schulklasse von Sophisten damit beschäftigt scheint, ihren Sinn und ihre klare Meinung wegzuinterpretieren. Selbstverständlich ist es staatsrechtlich einfach unmöglich, eine *objektive* Verfassungsbestimmung dadurch für unanwendbar zu erklären, daß man die Angelegenheit *subjektiv* anders deutet. Ein Orden ist objektiv ein Orden, auch wenn Herr v. Hindenburg ihn subjektiv als ein Andenken oder als ein Warenmuster oder als ein Bekleidungsstück auffaßt. Fängt man mit solchen Interpretationen erst einmal an, so gibt es überhaupt keine Grenze mehr für Verfassungsumgehungen. Dieser Typ von Umgehung auf Grund subjektiver „Wie ich es auffasse“ muß also grundsätzlich und von vornherein bekämpft werden —, und gerade dann, wenn der Anlaß nichtig scheint. Denn je geringfügiger die Angelegenheit ist — und ein weiterer Orden in seiner großen Sammlung war zweifellos auch für Hindenburg persönlich belanglos —, um so weniger dürfte, um solchen Unsinns willen, das Grundgesetz des Staates gebrochen werden. Schließlich hätte man ein Andenken ja auch in Form einer goldenen Tabatière oder eines

Bildes erhalten können. Wir sind an dieser Stelle, schon vor langer Zeit, für die Wiedereinführung von Orden in Deutschland eingetreten. Aber noch ist das Verbot unangetastet in Geltung. Und so lange es gilt, muß es beachtet werden, — besonders peinlich sicher von der Stelle, die gerade zu seiner Hut bestellt ist. Wenn Bayern, der gewohnheitsmäßige Verfassungsbrecher, blöde Titel verleiht, wundert sich niemand mehr. An der höchsten Verfassungsstelle aber darf nichts dergleichen geschehen. Es kann Herr von Seeckt nicht zum Generalobersten ernannt werden, denn Titel dürfen nach der Verfassung nur verliehen werden, wenn sie ein Amt bezeichnen, und das Reichswehrgesetz kennt kein Amt, das mit dem Titel Generaloberst bezeichnet würde, ja, es kennt nicht einmal diesen Ranggrad selbst. Und es dürfen von fremden Regierungen — wozu die österreichische vorerst ja noch gehört — keine Andenken akzeptiert werden, die für das Normalempfinden und nach üblichem Sprachgebrauch die Form und das Wesen von Orden angenommen haben.

Oft genug ist von Mussolini gesagt worden, die größte Gefahr für Europa habe er dadurch geschaffen, daß er seine Anhängerschaft mit Versprechungen von Ruhm und Glanz gewonnen habe. Denn solche Versprechungen müssen entweder verwirklicht werden, oder der Führer muß damit rechnen, daß die Masse sich verläuft. Eine Zeitlang war der faszistische Hunger nach Ruhm mit Feldzügen im eigenen Land zu sättigen. Jeder niedergeknüppelte Internationalist und jede erstürmte sozialistische Druckerei waren Heldentaten, aus denen man befriedigt entnehmen konnte, zu welchem Zweck man eigentlich Faszist sei. Aber die innere Schlacht ist ausgekämpft, jetzt müssen die Lorbeeren entweder außerhalb der Landesgrenzen gepflückt oder es muß eingestanden werden, daß Lorbeeren überhaupt kein Menschheitsziel sind. Wird es Mussolini, ohne seine Organisation zusammenbrechen zu sehen, möglich sein, die bescheidene Alternative zu wählen? Wird er den Mut aufbringen, seinen Leuten zu sagen, daß es jetzt nicht mehr auf Abenteuer, sondern nur noch auf Arbeit ankommt? Seit langem war es eine Schicksalsfrage, nicht nur für Italien, sondern für die Welt! Unglücklicherweise scheint es, als ob der Diktator weiter fortfahre, mit der Abenteuerlust seiner Mannen zu spekulieren. Im Hippodrom Villaglori hielt er am letzten Sonntag wieder eine Rede, in der folgende, höchst grausige Sätze vorkamen:

> „Kameraden! Ihr seid ohne Zweifel *ungeduldig in der Erwartung irgendeines Ereignisses.* Ich habe euch im letzten Jahre Gutes versprochen und hielt Wort. Werdet ihr mir glauben, wenn ich euch sage, *daß eure Ungeduld eines Tages befriedigt werden wird?* (Zurufe: Ja! Ja!) Die große Stunde schlägt nicht jeden Augenblick, und nicht auf allen Türmen.

Das Rad des Geschickes ist im ewigen Rollen. Weise ist derjenige, der, wachsam, es in dem Augenblick zu ergreifen weiß, wo es an ihm vorübereilt."

Man kann nicht so reden, ohne eines Tages gezwungen zu sein, die Versprechungen auch einzulösen! Man hat nur die Wahl, nach und nach als Schwindler betrachtet zu werden oder wirklich loszugehen! Furchtbare Sorgen kreisen um den Wetterwinkel im Süden!

In drei wildbewegten Reichstagssitzungen — man schrieb Juni und Juli 1922, es war unmittelbar nach dem Rathenaumord — brachte Reichskanzler Wirth, gegen eine tobende Opposition, das „Gesetz zum Schutze der Republik" zur Annahme. Mit lässiger Gleichgültigkeit, ohne Teilnahme der Regierung, unter Zustimmung aller Parteien außer der demokratischen, hat ein anderer Reichstag am 27. März 1926 ein Kernstück dieses Gesetzes, den Staatsgerichtshof, aus dem übrigen Paragraphengefüge herausgebrochen und auf den Kehrichthaufen geworfen. Ade, die Zeiten haben sich geändert, und das einzige, was vielleicht staunen machen konnte, war, daß auch die Rechte noch für die Aufhebung stimmte, obwohl gerade sie seinerzeit mit aller Wut gegen die Einführung gearbeitet hatte. Sie hätte jetzt ganz gut für „Kontinuität" sein können! Denn der Staatsgerichtshof *wider* sie war mittlerweile ja längst ein Staatsgerichtshof *für* sie geworden. Zuständig war er für Gewalttaten gegen die Republik oder gegen Mitglieder amtierender oder früherer republikanischer Regierungen; für öffentliche Verherrlichung, Billigung, Belohnung oder Begünstigung solcher Gewaltakte; für Aufwiegelung, Aufforderung oder Verabredung dazu; für Verleumdung oder Beschimpfung von Mitgliedern amtierender oder früherer republikanischer Regierungen; für Beschimpfung der republikanischen Staatsform oder der Reichsfarben; für Teilnahme an Verbindungen, deren Gewerbe es ist, die republikanische Staatsform zu untergraben. Nun, auf diesem Felde gab es von 1922 bis heute viel Beschäftigung. Von Kahr bis Wulle, von Hitler bis Seldte, von Lossow bis Arnim, von Ehrhardt bis Bazille, von Bewers- bis Ludendorff war allerhand zu tun — Mörder und Attentäter gar nicht eingerechnet! Aber der Staatsgerichtshof, den Herr Emminger ein „Revolutionstribunal" genannt hatte, begann sich mit jener spitzfindigen Verlogenheitstalmudistik, die das Reinrassigkeitsmerkmal so vieler deutscher Gerichte der Wiederaufbauära bildet, alsbald als Reaktionstribunal zu betätigen. Er entwickelte sich zur patentierten Kommunistenfalle. Und da die sogenannten „parlamentarischen Beisitzer", mit denen man ihn ausgestattet hatte, nur bei den Hauptverhandlungen anwesend waren, aber weder mit der Anklageerhebung noch mit den Ermittlungen, Vor-

untersuchungen und Verfolgungen oder Nichtverfolgungen etwas zu tun hatten — hier betätigte sich hauptsächlich der Betrüger Jürgens —, so hätten sie den wackeren Präsidenten selbst dann nicht ernstlich stören können, wenn sie es gewollt hätten. Nun, das alles können die ordentlichen Gerichte gerade so gut. Und wenn der Demokrat Brodauf der Auflösung widersprach, weil sie wie ein unangebrachtes Vertrauensvotum für die ordentlichen Gerichte wirken werde, so müssen wir mit aller Entschiedenheit sagen, daß *so* viel Vertrauen, wie dem Staatsgerichtshof gebührte, allerdings auch den ordentlichen Gerichten entgegengebracht werden kann. Wir vertrauen allerdings darauf, daß sie schlechter gar nicht sein *können.* In mancher Beziehung wissen wir sogar, daß sie tatsächlich besser sind. Noch in jüngster Zeit hat sich beispielsweise ereignet, daß eine ganz besonders ausgeklügelte (und ungesetzliche!) Spezialgrausamkeit des Staatsgerichtshofs aktenkundig wurde. Ein junger Kommunist war sechs Wochen lang von einem Landgericht inhaftiert. Während dieser Zeit hatte sein Verteidiger, wie es üblich und ohne schwere Gegengründe auch Vorschrift ist, Generalerlaubnis, den Inhaftierten nach Belieben zu besuchen und ohne Überwachung mit ihm zu sprechen. Dann wurden die Akten an den Staatsgerichtshof abgegeben. Und plötzlich wurde dem Anwalt die Sprecherlaubnis entzogen — man verlangte, daß er in jedem einzelnen Fall einen besonderen Antrag stelle und daß keine Unterredung ohne Aufsicht geführt werde. Und auf heftige Beschwerde kam ans Licht, daß der Staatsgerichtshof — widerrechtlich und als einziges deutsches Gericht — diese humane und wirklich höchst objektive Praxis für seinen Bereich allgemein verfügt habe, hoffentlich auch für die Untersuchungsgefangenen von rechts, die es allerdings seit Monaten nicht mehr gibt. Welches Vertrauen — welches *relative* Vertrauen auch nur — könnte man einer Inquisition entgegenbringen, deren Gehässigkeit so weit geht, verkniffen auch noch das primitivste Recht ihrer Opfer, das Recht auf Verteidigung, abzudrosseln? Eine Hexenzunft. Vorbei! Vorbei!

Warum haben sich die hohen Würdenträger sowohl der katholischen wie der evangelischen Kirche so entschieden gegen den Volksentscheid gewandt? Man sollte meinen, daß die Kirchen aller Konfessionen der Republik reichlich Dank schuldig seien! Haben vielleicht die Hohenzollern es *noch* besser gemacht, sodaß sie Anspruch darauf haben, mit persönlicher Treue der kirchlichen Oberen belohnt zu werden? Das könnte wohl höchstens für die Evangelischen gelten. Und auch da war es doch so, wie die unsterbliche Hofnotiz es ausdrückte: „Die Allerhöchsten Herrschaften besuchten heute den Dom, um dem Höchsten zu danken.“ Auf dem Parteitag des Zentrums ist es klar geworden, daß der

Katholizismus sich gegen die Enteignung stemmt, weil er fürchtet, nach den Fürsten könnten die Kirchen an der Reihe sein. Das ist wirklich ein recht kurzsichtiger Weitblick. Denn nichts könnte die öffentliche Meinung gegen jede Art von Vermögensanhäufungen so empören wie ein unbefriedigender Ausgang der Fürstenfrage. Eine höchst interessante Predigt, die der Berliner Hof- und Domprediger Doehring am letzten Sonntag über den Volksentscheid gehalten hat, zeigt aber, daß die evangelische Kirche sich nicht nur für das Eigentum als solches verantwortlich fühlt. Herr Doehring wandte sich gegen Volksentscheide *überhaupt;* und als Beweis für die Verderblichkeit dieser Institution führte er an, daß auch Christus nur durch einen Volksentscheid zum Kreuzestode verurteilt worden sei. Das Volk sei es gewesen, das sein „Kreuzige" gerufen habe. Also nie wieder Entscheidungen durch das Volk! Aber ist Herr Doehring nicht in erstaunlichem Irrtum über die Grundlagen des evangelischen Glaubens befangen? Nur der Kreuzestod Christi, nur er ist ja der Ausgangspunkt der Heilslehre. Ohne Kreuzestod keine Erlösung der Welt. Gerade die Gläubigen also müßten anerkennen, daß auch in jenem Falle Volkes Stimme Gottes Stimme gewesen ist.

Der österreichische Bundeskanzler Dr. Ramek hat seinem Berliner Besuch eine Visite in Prag folgen lassen. Er wurde dort vielleicht nicht mit der gleichen inneren Herzlichkeit empfangen wie bei uns, aber die gegenseitigen Versicherungen, in Freundschaft und Frieden leben zu wollen, ließen auch in der Hauptstadt der Tschechoslowakei nichts zu wünschen übrig. Vor allem aber nahm die Tatsache, daß Herr Ramek sich nicht nur von Hindenburg und Stresemann, sondern kurz darauf auch von Masaryk und Benesch zum Frühstück laden ließ, seiner Reise nach Berlin den Stachel oder die Bedeutung einer Demonstration für den Anschluß. Unsere Nationalintransigenten mögen aus diesem Grunde über die mangelhafte Nibelungentreue und die erneut bewiesene Unzuverlässigkeit der ehemaligen Bundesbrüder Klage erheben. Aber Oesterreich ist nun eben in seiner heutigen Lage nicht Herr seines Schicksals. Ausgehalten und kontrolliert durch den Völkerbund ist es darauf angewiesen, mit Tschechen, Jugoslawen und Italienern ebenso gute Freundschaft zu halten wie mit den stammesverwandten Deutschen. Ein Wiener Blatt hat anläßlich der Ramekschen Reisen die Situation Oesterreichs nüchtern und witzig mit der jenes Bettlers verglichen, der um 10 Uhr früh vor der jüdischen Synagoge und um 12 Uhr mittags vor der katholischen Kirche um milde Gaben bat. Befragt, wie er diese konfessionelle Gesinnungslosigkeit mit seinem Gewissen verantworten könne, gab jener zur Antwort: „Die Zeiten sind schlecht. Von einem Gott allein kann man nicht leben . . ."

O. L. DIE DENKWUERDIGKEITEN DES COLONEL HOUSE

Benjamin Disraeli sagte einmal, die Welt werde immer von ganz anderen Leuten regiert, als sie in ihrer Unschuld anzunehmen pflege. Unsere Tage bieten mehr als eine Bestätigung für diesen Satz. Auf der Bühne stand in Deutschland Wilhelm II. und gestikulierte ins europäische Parkett hinein — aber der Dichter der deutschen Politik, oder der Dichterling, wenn man will, hieß Baron von Holstein. Während des Weltkrieges war der große Mann der Gegenseite der Präsident Woodrow Wilson, auf dessen Stimme die Völker Europas lauschten, wie Moses und die Propheten auf die des Herrn Zebaoth. Und doch stand auch hinter Wilson eine „Eminence grise", eine „graue Eminenz", die ihm soufflierte; ein „wirepuller", der die Drähte zog, an dem die präsidentielle Puppe tanzte: der Colonel House.

Colonel House — der niemals Soldat war, sondern den Oberstentitel nur „honoris causa" trug — veröffentlicht jetzt seine Memoiren. Das heißt, er veröffentlicht sie eigentlich nicht: der „mysteryman", wie ihn die Engländer nannten, kann auch jetzt noch nicht ganz von seinen indirekten Regiekünsten und seinem geheimen Hokus-Pokus lassen. Seine Erinnerungen sind nicht von ihm selbst geschrieben, sondern herausgegeben von Charles Seymour, dem Geschichtsprofessor an der Universität Yale, dem House seine Briefe und Papiere ausgehändigt hat. („The Intimate Papers of Colonel House". Arranged as a narrative by Charles Seymour. 2 Vols. Ernest Benn. 42 s.) Der Professor hat das Material mit großer Geschicklichkeit und sicher auch mit Unparteilichkeit benutzt — wobei freilich zu bedenken ist, daß er das letzte Urteil noch nicht sprechen konnte, denn House ist noch am Leben und hat die beiden Bände sicher begutachtet, bevor sie in Druck gingen. Auch hat der Colonel wahrscheinlich dem Professor nicht alles Material zur Verfügung gestellt: und so vielleicht „das Beste von dem, was er weiß, dem Publikum nicht sagen" lassen. Aber die bisherige Veröffentlichung ist dennoch von großem Interesse, denn sie erzählt von den Beziehungen der Amerikaner mit den kriegführenden Mächten, deutschen wie gegnerischen, in den ersten drei Jahren des Krieges..

Schon die Karriere des Colonel House hat für deutsche Leser etwas Ungewöhnliches. Er stammte von Holländern, deren ursprünglicher Name Huis war, ab und seine Familie hatte schon einige Generationen hindurch in Texas gelebt, das damals noch einer der unruhigsten Staaten der amerikanischen Union war, Schon in frühester Jugend aber lernte er die Welt außerhalb seines Geburtslandes kennen, denn er wurde einst von seinen Eltern nach England auf die Schule geschickt. In die Heimat zurückgekehrt, beteiligte er sich am politischen Leben seines Staates,

aber, und das ist bezeichnend, schon jetzt immer hinter den Kulissen. Irgendein Amt suchte er nicht — sein Vermögen machte ihn unabhängig von den hiermit verknüpften Einkünften: und sein Sinn stand nach Höherem als nach dem Lampenlicht der Oeffentlichkeit und dem Beifallsklatschen des „profanum vulgus". Dieser Mann hatte keinen gewöhnlichen Ehrgeiz: was er wünschte und erstrebte, war wirkliche Macht. Schnell erwarb er sich in seinem Heimatstaate das Vertrauen der Regierenden, das er schon deshalb rascher als ein anderer gewann, weil er kein Mitbewerber, kein Futter-Aspirant, also kein Ränkeschmied und kein Kollegen-Dolchstößler war. In ganz kurzer Zeit wurde er der Freund des Gouverneurs von Texas, dem er schon in jungen Jahren unabhängige Ratschläge über Legislation, Stellenbesetzung, finanzielle Maßnahmen gibt. Der Erfolg auf kleinem Gebiet läßt House auch nach dem auf einem größeren Felde spähen: bald will er nicht allein Gouverneure, sondern auch Präsidenten machen. Er sieht sich unter geeigneten Kandidaten um, befindet aber einen nach dem anderen zu leicht. Schließlich verfällt er auf Woodrow Wilson, den großen Reformator-Gouverneur von New Jersey. Eines Nachmittags, Ende November 1911, lernen sich die beiden Männer im Hotel Gotham in New York kennen. Sie sind physisch wie geistig Antipoden: Wilson, groß, stattlich, nach außen wirkend und redegewandt; House klein, bedächtig, unpathetisch und humorvoll. Aber gerade diese Gegensätze berühren sich, und der elektrische Funke der Zuneigung springt sofort über. Nach einigen Wochen sind sie so intim, als ob sie lebenslange Freunde gewesen wären. Ein Jahr später triumphiert Wilson über die uneinigen Republikaner und wird Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika.

Bald wird House der zweitmächtigste Mann seines Landes. Wilson beschreibt ihn als sein „alter ego", als sein „independent self", dessen Gedanken mit den seinen parallel, ja ihnen oft vorausgingen. Der neue Präsident stützt sich in jeder Beziehung auf seinen stillen Teilhaber; er unternimmt nichts, ohne ihn zu befragen, ja, er läßt ihm mitunter vollkommen freie Hand. In der Außenpolitik hat Wilson ihn nur zu nötig: hier war und blieb er stets der Professor, und zwar der ungereiste und unbelehrte (oft unbelehrbare) Professor. Um die Welt außerhalb Amerikas hatte er sich nie recht bekümmert: hier war es House, dem er sich anvertraute und der schließlich den immerhin Widerstrebenden in eine Rolle hineinbugsierte, die viel zu gewichtig für ihn war und werden sollte: in die des Schiedsrichters im Weltkriege und des Begründers einer neuen Weltordnung. Der Prozeß war schwierig und langweilig, aber House führte ihn mit der ihm eigenen Energie durch. Vor dem Kriege und während desselben besuchte er Europa und knüpfte Verbindungen mit den leitenden Persönlichkeiten an. Der Kaiser wie Tirpitz empfingen ihn und benutzen

den „ehrlichen Makler“ ebenso gerne wie Mr. Asquith and Sir Edward Grey. Der Mann war eben nicht in offizieller Stellung: ihm konnte man schon ein Wort anvertrauen, ohne sich, falls es schief ging, zu tief zu kompromittieren. Daß das, was man ihm sagte, dem Präsidenten zu Ohren kommen würde, war sicher: denn man wußte, er war zu Hause gut angeschrieben; man hatte erfahren, er verkehrte mit Wilson direkt und in telegraphischer Geheimchiffre.

Von seinem Vorkriegsbesuche in Deutschland berichtete er, daß das Land unter einem „total verrückt gewordenen Militarismus“ („militarism run stark mad“) litte. Es wäre aber Unrecht zu glauben, daß er schon in den ersten Jahren des Krieges auf Deutschlands Niederlage (wie z. B. Mr. Gerard, der amerikanische Botschafter in Berlin, oder Walter H. Page, der in London) hingearbeitet habe. In Wahrheit wünschte er damals eine Remis-Partie, weil ein Sieg der einen oder der anderen Seite Amerika um die Schiedsrichterrolle und die große Idee der neuen Weltordnung hätte bringen können. Der Mann, man sieht es wohl, jagte nur großes Wild. Erst später, als die deutschen Generäle und Admiräle immer mehr die politische Führung — mit Unterstützung des deutschen Volkes, wohlverstanden! — in die Hände bekamen und immer intraktabler sich gebärdeten, wurde er in seinem Handeln unsicher. Aber jetzt war Wilson zum zweiten Male und unter der Parole „He kept us out of war“ (er hat uns vor Krieg bewahrt“) zum Präsidenten gewählt, und jetzt regten sich in dem Präsidenten zum ersten Male Gefühle der Unabhängigkeit, auch gegenüber House. Bis zum letzten Augenblick hat Wilson sich dann gegen die Kriegserklärung an Deutschland gesträubt — ja, in den letzten Monaten vor diesem Ereignis und trotz des Drängens von House mehr denn je. Da spielten — der Deutsche ist Christ und erweist seinen Feinden gern Gutes! — die deutschen Militaristen und Marinisten der Entente und ihrer Propaganda den besten Trumpf in die Hände und erklärten Feinden wie Neutralen den unumschränkten U-Boot-Krieg. Gegen Ende März 1917 fand House den Präsidenten endlich davon überzeugt, daß er um den Krieg doch nicht herumkommen könne. Nacht für Nacht hatte er mit sich gekämpft und gehofft, daß sich vielleicht doch ein friedlicher Ausweg finden lassen könne. Jetzt sagte er zu House: „Was kann ich anderes machen? Gibt es überhaupt etwas anderes als den Krieg?“ Angesichts der deutschen Provokation gab es eben nichts anderes, und der Krieg wurde erklärt. Aber die Vereinigten Staaten waren nicht gerüstet: und gerade darauf hatten die Deutschen gerechnet. „Amerika kommt zu spät“, meinten Hindenburg und Ludendorff. Es ist Colonel Houses Ueberzeugung, daß, wenn Wilson seinen Rat befolgt und beizeiten gerüstet hätte, er den beiden Parteien den Frieden, ohne einen Schuß abzugeben, hätte diktieren können.

In England sieht man Wilson bis auf den heutigen Tag als den Kriegsverlängerer an. Als der Präsident nach seiner Kriegserklärung in Liverpool landete, berichteten die englischen Zeitungen natürlich von dem ungeheuersten Jubel der Bevölkerung. Es war aber ganz anders gewesen: man hatte kaum die Hüte abgenommen. Und ein Augenzeuge des Empfanges erzählte, einer seiner Nebenmänner hätte unter dem unumschränkten Beifall der anderen gerufen: „Old chap, you come three years too late!" („Alter Junge, Du kommst drei Jahre zu spät!")

Aber nicht nur die Engländer haben an Wilson viel auszusetzen: auch das Bild, das House selber von seinem Freunde entwirft, ist nicht frei von Flecken. Der Colonel hat überhaupt — trotz oder wegen der Freundschaft — etwas vom zu aufrichtigen Freunde an sich: er ist das, was man in England „a diminisher", ein Verminderer des Ruhmes, nennt — einer von der Sorte also des Tacitus und des Saint Simon, die ja beide das böse Auge für menschliche Schwächen, wie für menschliche Größe hatten. „He dodges trouble", er geht Schwierigkeiten gern aus dem Wege, berichtet House von seinem Helden. „Sowie ich ihm etwas Unangenehmes sage, habe ich die größte Schwierigkeit, ihn bei der Sache zu halten." Und weiter: „Er hat viele und ungerechte Vorurteile."

Der Kritiker ohne Vorurteil (ohne bewußtes Vorurteil!) wird aber diese Kritik auch auf den Kritiker Wilsons anwenden müssen. Was Wilson fehlte, war dasselbe, was House nur zum Teil besaß: politischer Realismus. Auch der Oberst House, der aus diesen zwei Bänden spricht, hat etwas von jenem Idealismus und der Erdabgewandtheit an sich, die in niederen Sphären des Lebens durchaus angebracht und ebenso liebens- wie anerkennungswert sind, die aber auf der Menschheit Höhen nur zum Schaden der Menschheit angetroffen und geübt werden können. Schon in der heimischen Politik gehört er zu den „Liberalen", daher seine Vorliebe für den Demokraten und Reformator Professor Wilson. In der auswärtigen Politik schwärmt er für internationale Kooperation, die mit dem „uplift" („Emporziehen") der niederen Rassen durch „Mandate" beginnen und mit der Abschaffung der Konkurrenz, der Rüstungen und des Krieges enden sollte. „A large order" („ein großer Auftrag"), wie man im englischen Geschäftsjargon zu sagen pflegt. House — und nicht etwa Wilson — ist auch der Vater des Völkerbundes. Der Keim dieses „Covenant" (wörtlich: Bund Gottes mit den Menschen — man beachte die biblische Mentalität!) war schon im pan-amerikanischen Pakt enthalten, den House Wilson einst aufgeschwatzt hatte und der seinem Abschluß entgegensah, als der Weltkrieg jäh diese Blütenträume unschuldiger Gemüter zerstörte.

Auch Houses persönliche Neigungen und Urteile verraten den guten Menschen. Daß ihm der Kaiser und Tirpitz mißfielen, mag

ihm vergeben sein, wenn es auch nichts für die Größe dieser beiden beweist: aber was ihm in England gefiel, das macht ihn stark verdächtig. Da ist zunächst der schwer-englische, unmagnetische, unsichere, unorientierte Sir Edward Grey, den die deutsche offizielle Kriegspropaganda einst zum Machiavelli stempelte: die Marmorfliesen über des Florentiners Grab in Santa Croce haben sich sicherlich in jenen Tagen verschoben! Weiterhin war es der liebenswürdige Schotte Lord Balfour, dem seine Neigung galt, der Philosoph unter den englischen Staatsmännern, einer von jenen, die Nietzsche dafür verantwortlich gemacht hätte, daß der Name „Philosoph" in unseren Tagen zum Spott- und Schimpfnamen geworden ist. Mit den alten Tories hingegen, mit Bonar Law and Lord Curzon, die er als Reaktionäre ansah, ist er niemals intim geworden: sie waren anscheinend keine „uplifters", keine Luftschiffer, keine Schnellgläubigen der neuen Erlöserkirche von jenseits des Teiches. Nur Lloyd George, „the wizard", den brillanten Journalisten, den Bellachini und den Prestidigitateur unter Englands Politikern hat er in seinem wahren Werte erkannt: aber gerade an ihm schätzt er wenigstens den „American push" („die amerikanische Energie").

Diesen amerikanischen „push" hatte, trotz seiner bescheidenen Art und seines gutherzigen Wesens, auch der Colonel House, ebenso wie sein Freund Woodrow Wilson ihn hatte. Dieser amerikanische „push" aber geht, sobald er diese „schmutzige" Erde verläßt, direkt in den Mond. Auch House war, ist und bleibt ein Kind des Puritanismus und des Visionarismus, die in der Politik stets zum Somnambulismus führen; er bleibt es, trotz englischer Schulen und europäischer Reisen, und von ihm gilt darum dasselbe, was der Libretto-Dichter einst von dem sich kontinentalgebärenden Engländer sang:

„And in spite of all temptations
To belong to other nations,
He remains — American."

(„Trotz des Wunsch's, sich anzupassen
An die Sitten and'rer Rassen,
Bleibt er — Bruder Jonathan.")

Der amerikanische „push" in der Richtung eines „höheren", „reineren", „besseren" Lebens ist Europa teuer genug zu stehen gekommen und das durchaus nicht nur in blanker und klingender Münze: der Tribut, den wir dem amerikanischen Kapital zahlen, ist unbedeutend, verglichen mit dem, welchen wir dem amerikanischen Ideal zahlten und noch zahlen. . . .

Hat das alte Europa seinen amerikanischen Kindern wirklich nichts Neues mehr zu erwidern?

* * * ENDBILANZ DES VOLKSBEGEHRENS

Das Ergebnis des Volksbegehrens läßt sich jetzt genau überschauen; und es ist sehr charakteristisch für die Psychologie und die politischen Zustände in den verschiedenen Landesteilen, wie die Resultate sich gruppieren:

	Ergebnis des Volksbegehrens	Von der Gesamtheit der Wahlberechtigten (38.98 Millionen Menschen) beteiligten sich am Volksbegehren prozentual	hatten in der Reichstagswahl vom 7. 12. 24 die Arbeiterparteien prozentual erreicht	ergab sich im Volksbegehren also ein prozentuales Minus gegenüber den Arbeiterstimmen der Reichstagswahl	ergab sich im Volksbegehren also ein prozentuales Plus gegenüber den Arbeiterstimmen der Reichstagswahl
1. Niederbayern	61.822	7,8	12,5	4,7	
2. Ostpreußen	165.774	12,6	22,2	9,6	
3. Oberbayern-Schwaben	209.088	13,7	18,6	4,9	
4. Koblenz-Trier	119.056	16,1	11,1		5,0
5. Pommern	205.559	18,0	24,3	6,3	
6. Oppeln	147.330	18,7	12,9		6,7
7. Franken	321.694	20,9	24,6	4,6	
8. Weser-Ems	201.074	22,7	23,1	0,4	
9. Osthannover	153.900	23,7	25,6	1,9	
10. Frankfurt a. O.	244.578	23,8	26,5	2,7	
11. Düsseldorf-W.	261.500	24,8	19,9		4,9
12. Köln-Aachen	353.865	26,5	16,7		9,8
13. Westfalen-Nord	358.081	27,2	23,4		3,8
14. Mecklenburg	159.427	27,9	32,4	4,5	
15. Pfalz	157.417	28,7	28,0		0,7
16. Württemberg	480.032	29,1	20,9		8,2
17. Schleswig-Holstein	296.707	29,4	28,0		1,4
18. Breslau	384.178	33,3	28,3		5,0
19. Westfalen-Süd	586.212	34,1	30,0		4,1
20. Hessen-Nassau	538.038	34,6	28,5		6,1
21. Merseburg	309.046	34,9	34,2		0,7
22. Baden	499.233	35,1	19,0		16,1
23. Liegnitz	268.121	35,3	29,2		6,1
24. Südhannover-Braunschweig	441.099	35,4	33,0		2,4
25. Magdeburg	377.578	35,6	37,6	2,	
26. Hessen-Darmst.	325.756	38,2	30,2		8,2
27. Düsseldorf-Ost	530.740	39,5	27,6		11,9
28. Thüringen	562.523	40,1	33,1		7,0
29. Potsdam I	479.420	41,5	33,9		7,6
30. Potsdam II	514.034	44,0	30,1		13,9
31. Dresden-Bautzen	545.873	44,8	36,1		8,7
32. Hamburg	395.856	47,3	35,4		11,9
33. Leipzig	419.316	48,6	41,6		7,0
34. Chemnitz-Zwickau	577.165	50,0	38,7		11,3
35. Berlin	865.581	59,0	39,9		19,1
	12.576.673	32,0	27,4	Plus 4,6%	

Wir haben die Wahlkreise so angeordnet, daß derjenige, der das dürftigste Ergebnis brachte, an der Spitze steht; nämlich *Niederbayern,* wo nur *7,8 Prozent* der Wahlberechtigten sich eintrugen. Und daß die Liste mit demjenigen abschließt, in dem die höchste Beteiligung erreicht wurde; nämlich mit *Berlin,* wo *59 Prozent* der Wahlberechtigten für Enteignung stimmten.

Dazwischen liegen also die übrigen Wahlkreise. Und wenn man sich die zwölf schlechtesten vornimmt, so entdeckt man darunter nicht nur, selbstverständlich, die *ostelbischen* Bezirke Preußens, und nicht nur, selbstverständlich, die *bayrischen* (einschließlich Frankens), sondern auch alle diejenigen, in denen das *Zentrum* maßgebenden Einfluß ausübt. Trier, Düsseldorf und Köln, obwohl stark industriell bevölkert, rangieren unter den niedrigsten Beteiligungsziffern. Auch Weser-Ems, der Wahlkreis des demokratischen Führers Koch, gehört zu den schlechtesten Landesteilen.

Wogegen *Mecklenburg,* dem die Fürstenforderungen an die Existenz gehen, trotz seines reaktionären Regimes schon ziemlich weit in der Mitte steht; und Thüringen gar bis auf 41 Prozent kommt!

Am überraschendsten freilich ist *Baden,* das seine Auseinandersetzung ja sehr frühzeitig und auch relativ anständig vollzogen hat. Niemand nahm an, daß für ein rückwirkendes Enteignungsgesetz — dem also auch diese Auseinandersetzung wieder zum Opfer fallen müßte — in Baden etwas zu holen sein werde. Trotzdem trugen sich 35 Prozent der Wähler in die Listen ein, mehr noch als zum Beispiel im preußischen Hessen-Nassau!

Indessen gibt es noch eine andere Betrachtungsart als diese, die sich nur auf die Gesamtheit der Wahlberechtigten bezieht.

Wenn man nämlich die *Arbeiterparteien* als den naturgegebenen Heerbann des Volksbegehrens betrachtet, so lohnt eine Feststellung, in welchem Grade die Stimmen des Volksbegehrens gerade auf *sie* zurückzuführen sind.

Zu diesem Behuf muß der *Gesamt*beteiligung am Volksbegehren die *prozentuale* Stimmbeteiligung gegenübergestellt werden, die die Sozialdemokraten und Kommunisten bei der letzten Reichstagswahl erzielen konnten.

Dabei ergibt sich nun die merkwürdige Tatsache, daß in 10 Wahlkreisen *nicht einmal der Prozentsatz* der Wähler am Volksbegehren teilnahm, der bei der letzten Reichstagswahl proletarisch gestimmt hat. Nämlich in ganz Bayern (außer Pfalz), ferner in Ostpreußen, Pommern, Weser-Ems, Osthannover, Frankfurt a. d. Oder, Mecklenburg und Magdeburg. Am auffallendsten ist hier Ostpreußen! 22,2 Prozent der Wahlberechtigten haben in Ostpreußen bei der letzten Reichstagswahl kommunistisch oder sozialistisch gestimmt, aber nur 12,6 der Wahlberechtigten beteiligten sich am Volksbegehren — gewiß kein Zeichen für wirkliche Stimmfreiheit!

Umgekehrt ist aber in 25 Wahlkreisen der Arbeiterprozentsatz der Reichstagswahl vom Volksbegehren auch *übertroffen* worden. Am stärksten wieder in *Berlin,* wo die Arbeiterparteien bei der Reichstagswahl nur 39,9 Prozent der Wahlberechtigten für sich verbuchen konnten, während das Volksbegehren 59 Prozent auf die Beine brachte. Das Plus der Beteiligung am Volksbegehren, fast 20 Prozent der Gesamtwählerschaft, muß also aus Bürgerlichen bestanden haben! An zweiter Stelle in bezug auf diesen bürgerlichen Sukkurs steht ebenfalls, auffallenderweise, wieder *Baden.* Hier erreichte die Beteiligung am Volksbegehren 35,1 Prozent der Wahlberechtigten, aber die proletarischen Stimmen bei der Reichstagswahl hatten nur 19 Prozent ausgemacht. Es stimmten also fast doppelt so viel Wähler für das Volksbegehren, wie 1924 für die Arbeiterparteien eingetreten waren.

In ganz Deutschland lag die Beteiligung am Volksbegehren freilich nur um 4,6 Prozent höher als *jener* Prozentsatz der Wahlberechtigten, den die Arbeiterparteien bei der letzten Reichstagswahl hatten mobilisieren können. Sie hatten damals 27,4 Prozent der Wahlberechtigten für sich verbucht, während am Volksbegehren 32 Prozent teilnahmen. Es müßten also, um den *Volksentscheid* zu gutem Ende zu führen, immerhin noch weitere 18 Prozent der Wählerschaft gewonnen werden — in absoluten Ziffern 6½ Millionen. Und zwar müßten diese zusätzlichen 18 Prozent allergrößtenteils aus dem bürgerlichen Lager kommen; denn die Arbeiterparteien scheinen sich, am Resultat der Reichstagswahl gemessen, bis auf 451 000 Stimmen (eben in genau zehn Minus-Wahlkreisen) ausgegeben zu haben. 451 000 Stimmen aber sind nur 1¼ Prozent! Der fehlende Rest von rund 17 Prozent — der, wie gesagt, fast ganz aus dem bürgerlichen Lager kommen müßte — entspricht ungefähr den vereinigten Stimmenergebnissen des Zentrums und der Demokraten bei der letzten Reichstagswahl!

Es scheint also, daß das Ergebnis des Volksentscheids davon abhängen wird, ob es gelingen kann: 1. den bisher unbeteiligten Rest der Arbeiterschaft zu mobilisieren; 2. die schon gewonnenen Bürgerlichen festzuhalten; und 3. darüber hinaus noch ungefähr so viele Bürgerliche zu gewinnen, wie in der letzten Reichstagswahl für Zentrum und Demokraten stimmten.

STEFAN GROSSMANN

IM AUTO SAUSEND DURCH PALÄSTINA

II.

Abend ist's, wir sind an den Mauern Jerusalems. Ein deutscher Fremdenführer schwingt sich aufs Trittbrett, um uns zu zeigen, wo die alte Stadtmauer bloß für Wilhelms II. Einzug ausgebrochen wurde. Der Chauffeur verscheucht den Kerl, der in der heiligen Abendstimmung an den fürstlichen Hochmutsfatzken erinnerte, schroff vom Wagen.

Hügelig die Einfahrt, hügelig die Straßen, hügelig die gelbe, abendlich vergoldete Stadt. In den Straßen dieses bezaubernde orientalische Durcheinander, Autos und Esel, Dromedare und Wasserträger, schottische Soldaten, rotblond, kniefreies Röckchen, braunrote Araber, hochaufgerichtete Fürsten an menschlicher Würde, blasse polnische Juden im Kaftan, europäische Mädchen mit fleischgelben Strümpfen, entsetzlich viel Blinde, eingeschrumpfte Greise, von Knaben geführt, Judenkinder mit unvergeßlichen Augen, die Straße voll Lärm, es wird getutet und peitschengeschnalzt, es liegt ein vielstimmiges Gesinge in der Luft, dazwischen Schreie von irgendwo, Gelächter, und im Hintergrund das Lichtergefunkel der engen Bazarkorridore. Unmöglich, im Wagen zu bleiben, hinein in das wogende Durcheinander des städtischen Abends. Ich springe in das Hotel hinauf, die Sachen unterzubringen, kalte, ich möchte sagen: regnerische Zimmer, das

Bettuch fühlt sich feucht an. (Palästina, das im Vorjahre von 600 000 Fremden besucht war, hat kein ordentliches Hotel.)

Hinunter zur Klagemauer? Jetzt noch, abends? Die Steige sind holprig, mit buckligen Steinen gepflastert, ganz eng. Es geht erst durch die Bazargassen, sie sind fast finster, Laden an Laden, von weißgrellem Gaslicht grünlich beleuchtet. Plötzlich ist es schwarz. Hier blöken Schafe hinterm Gitter, ein bläuliches Licht in einem Steinhof, hier ist der Vorhof eines Bades, die Gassen holpern hinauf, hinab, stockfinstere Nebengäßchen mit schwatzenden Menschen im Dunkel, spärliches Kellerlicht: Eine Bäckerei, das Mehl schimmert weiß vom Boden. Ueber die Stiegen und Gassen ein Kommen, Laufen, Schreiten, jetzt hüpft ein Arabermädel mit der Springschnur die Stufen der überfüllten Gasse hinunter.

Da stehen wir an den Felsquadern der Klagemauer. Die Menschen werden klein vor dieser hohen Steinwand. Gesumme, Gesinge. Letztes Abendlicht. Das Gewimmel löst sich in Einzelfiguren auf. Da stehen einige Dutzend Leute, die singen und beugen den Rücken nach vorn, Singsang und Rückenbeugung im gleichen Takt, das Gesinge schwillt an, die Rückenbeugung wird tiefer . . . . Fremde kommen, Christen sind da . . . . wird das Lamento lauter, wenn die Fremden kommen? Ist es möglich, daß hier abgesammelt wird? . . . Nein, nein, jetzt tritt ein alter ehrwürdiger Jude auf einen Fremden zu, der den Hut abgenommen, und sagt galizisch-deutsch: „Bedecken Sie sich! Hier ist es die Ehre, was Sie erweisen, den Hut zu behalten auf dem Kopfe." Sah ich Geldscheine an der Klagemauer? Kann man ehrwürdig und zugleich ein Schnorrer sein? Aber da sitzt ein junger Jude auf der Erde, die Lippen murmeln, der Rücken beugt sich, das ist nichts als Inbrunst, nichts als Klage. Er sieht keinen Fremden, er gehört Gott . . . . Fast alle Fremden sind fort, die Nacht ist da, die Juden stehn beisammen und murmeln. Verlohnt es sich noch zu klagen? . . . . .

Weiter durch finstre Winkelgassen. Plötzlich steht man vor einem Tor. Eintretend ist man geblendet: ein weiter, mondscheinweißer Platz. Im lichtesten Licht der Nacht blinkt auf sanftem Hügel ein zarter Steinbogen. Dies ist der Platz vor der Omar-Moschee, lichtübergossen, zauberhaft unbegrenzt. Raum für zehntausend gläubige Muselmänner . . . Im nächsten Augenblick sind wir Eindringlinge schon ausgewiesen. Zeit des Abendgebetes, da werden Mahomets Gläubige unerbittlich gegen Fremde.

Abendkorso im europäischen Zentrum. Sprachendurcheinander: Englisch, arabisch, russisch, deutsch, auch dann und wann hebräisch.

Hier treff ich einen norddeutschen Juden, mit dem ich verabredet gewesen. Es ist (Verzeihung!) ein in Deutschland äußerlich vollkommen assimilierter Typus. Wenn man mir ihn vorgestellt hätte: Sohn des Rittergutsbesitzers Joachim von Prittwitz, ich hätte gefunden, daß Namen und Aussehen klappen. Ein schlanker, blonder, gescheitelter Mensch, Landwirt von Beruf, seit drei Monaten in Palästina, im Begriff das Stück Land zu suchen, wo er sich mit seiner Braut, gegen Eltern- und Freundeswillen, niederlassen und sein Leben aufbauen kann. Dieser Typ der Dreiundzwanzigjährigen, aus denen ein stählerner Wille leuchtet, gehört zu dem edelsten Menschentum, das mir im Leben begegnet. Ich sah und sprach nur einige. Wenn lauterste Besessenheit, demütig-fester Wille, Gläubigkeit des Hirns aus steinigem Boden Früchte wachsen lassen kann, dann müssen diese edeln Dreiundzwanzigjährigen siegen.

„Ach", sagte mir in Jaffa ein Palästinamüder: „Mit dreiundzwanzig Jahren, drei Monate nach der Ankunft, mit Geld für Bodenankauf, *vor* dem Ankauf, da ist es keine Kunst, zu strahlen. Sehen Sie sich den Mann mit dreißig Jahren an! Wenn man das *eine* Leben, das man hat, so ziemlich verspielt weiß, wenn man fühlt: Jetzt geht für mich das letzte Schiff, das mich zurückbringt, . . . ach, mein Lieber, unter den dreißigjährigen Kolonisten ist sehr viel Schwermut!"

Ich gestattete mir, jenem prachtvollen Jungen, der sich hier ansiedeln will, die Frage, nicht sehr laut, vorzulegen, ob es viel guten Bode gäbe. Ich hatte ja fast nur sehr steinige Strecken gesehen, stunden- und stundenlang.

„Gewiß gibt es guten Boden, der nur Wasser braucht, und Wasserzuleitung kostet Geld, und es gibt guten Boden, der sumpfig ist, und der nur Wasserableitung braucht, und auch das kostet Geld. Das palästinensische Feld — das ist eine Geldfrage."

Ich hütete mich zu antworten, ein Unwissender, der nur durchs Land gesaust. Aber ich sah die steinigen Weiden, die baumlosen Bergabhänge, das dürftige, steinvolle Ackerland, ich dachte an den Karst, von dem einst die K. K. Behörden in Oesterreich auch versicherten, er werde, entsteint und bewässert, fruchtbarer Boden sein. Hundert Jahre laborierte Oesterreich am Karst, die Steine sind geblieben.

„Haben Sie", sagte mein nicht zu erschütternder Freund, „haben Sie schon einmal in eine palästinische Orange gebissen?"

Er reichte mir sie beim nächsten Laden. Ich habe Orangen wie diese nie gesehen, sie hatte die Größe eines Kinderkopfes. Mein Freund zog sein Messer aus der Tasche und durchschnitt sie. Der blutrote Saft troff auf die Erde.

„Beißen Sie hinein!“ sagte er ganz stolz.

Ich trank die Orange, ich saugte sie, ich konnte sie nicht austrinken, der Mund war von süßestem, frisch-sauerem Saft voll. Man kennt die Orangen nicht, wenn man sie nicht in Palästina genossen hat!

„Jetzt muß ich Ihnen noch unsern Wein vorsetzen!“ sagte er kurz, als könne er mit Orange und Wein jeden Skeptizismus niederschlagen. Ich trank ihn abends. Es war ein spanisch schwerer, bernsteingelber, duftender Wein.

„Alle Weinländer seufzen, es wächst schon zu viel Wein auf der Welt,“ wollte ich sagen. Aber ich konnte es nicht, ich war zu feige. Es gibt eine Gläubigkeit, die ich nie anzutasten wage.

„Im übrigen“, sagte mein junger Jude abschließend, „ist auch unser Tabak vorzüglich!“

Es wurde Nacht, wir kehrten in unser kleines, nasses „Grand Hotel“ ein, aßen schlechtes Schaffleisch und tranken sächsischen Kaffee. Mein junger Kolonist riet mir, morgen vor allem nach Telavif zu reisen: „Sie müssen diese Stadt sehen, sie ist in zwei Jahren aus dem Boden geschossen, vor zwei Jahren noch 12 000 Einwohner, hat sie heute 45 000. Natürlich dürfen Sie sie nicht als Aesthet ansehen, stilistisch ist sie ja greulich, ein bißchen allerneuester Berliner Mendelsohn, dann wieder Wiener Sezession und dann italienische historisierende Häuser. Aber nun, wir kommen von überall her, und dieses Ueberall drückt sich auch im Nebeneinander der Bauweise aus . . . Sie werden übrigens staunen, wieviel hebräisch in Telavif geredet wird. Nicht nur auf der Universität.“

Ziemlich schüchtern warf ich ein: „Wird Einstein hebräisch lesen?“

Er leuchtete auf: „Ah, Sie wissen, daß Einstein unser erster Rektor wird.“

„Wer ist denn jetzt Rektor?“

„Vorläufig haben wir den Posten unbesetzt gelassen, wir hatten gehofft . . . , nun, wir warten, bis Einstein kommt. Er kommt sicher!“

„Ja,“ sagte ich nach einer Pause der verschluckten Sätze, „die Belebung des Hebräischen ist ein Wunder. Aber . . . “

„Zu einem Wunder soll man nicht Aber sagen!“

„Gewiß. Verzeihen Sie . . . . Was ich fragen wollte: Macht die Uebersetzung der wissenschaftlichen Werke für Eure Universitätszwecke nicht ungeheure Arbeit?“

„Ungeheure Arbeit,“ sagte der Dreiundzwanzigjährige mit einer jede Diskussion beendenden Festigkeit, „ungeheure Arbeit ist in Palästina kein Einwand“.

„Ich muß nur noch eine Kleinigkeit fragen," erwiderte ich, durch diese apodiktische Art etwas gereizt, „wie, wenn Ihr, sagen wir auf dem Gebiete der Chemie, eine wissenschaftliche Entdeckung mitteilen wollt, das könnt Ihr doch nicht hebräisch tun?"

„Uebersetzer genug!" Er war schon etwas mürrisch.

Ich wollte antworten, doch ich bemerkte, daß ich mit Aber angefangen hätte. Diesem jungen heroischen Juden war wirklich mit keinem Aber beizukommen.

*

Am anderen Morgen sausten wir nach Jaffa.

Wieder weites, steiniges Land, ach, noch steiniger, noch ärmer als gestern. Hellrote Anemonen jubelten aus den kargen Weiden. Bergland, in dem man stundenlang keine Siedelung sah. Dann kamen, wie aus dem Felsen gehauen, arabische Dörfer. Dann und wann braune Zeltlager der Fellachen.

Der Chauffeur hieß den Wagen über die Serpentinen sausen und . . . sang, sang seine endlose Litanei, Gebet oder Lied.

Endlich liefen wir hinab, der fruchtbaren Ebene von Jaffa zu. „Hier sind Felder," sagte ich zu dem Chauffeur, der ein paar Worte deutsch verstand, „aber wo sind die Bauern, wo sind die Dörfer?"

Der Chauffeur lachte und zeigte in die Erde.

Wie?

„Araber können in Höhlen wohnen," verstand ich endlich, „Araber brauchen nicht große Stadt."

Hier, im gesegneten Teil des Landes, wird der Kampf um den Boden mit Erbitterung, mit sehr viel List und mit der Geldunterstützung der zionistischen Fonds geführt.

„Juden . . .," stammelte der Araber, „reiche Freunde, Araber arm und allein. Telavif sehr große Stadt . . . zu große Stadt . . . viel zu viel Leute . . . viel zu schnelle Stadt . . . viele Häuser angefangen, zu viel Häuser angefangen."

Es ist eine Chauffeurmeinung, nicht von wissenschaftlicher Haltbarkeit, nur die Meinung eines Arabers. Er kann sich nicht vorstellen, daß eine Stadt in ganz kurzer Zeit von 12 000 fast auf ein halbes Hunderttausend anwuchs. Eine Handelsstadt. Sind viele Kolonisten. Händler geworden? Ich weiß es nicht, ich gebe kein Urteil ab, ich gebe nur wieder, was ein sehr einfacher Mann gesagt.

Jedenfalls begann mein Chauffeur wieder zu singen; nur schien sein Summen um eine Nüance fröhlicher als vorher.

Selbst die hartnäckigsten Gegner Aristide Briands können das Verführerische, das von ihm ausgeht, nicht ableugnen. Aber sie schreiben dieses Verführerische rein physischen Eigenschaften zu. Sie vergleichen Briand mit einem meisterhaft gespielten „Cello“, dessen Klang immer rührt, ganz gleich, welche Melodie hervortönt. Auch behaupten sie, daß Herr Briand außergewöhnlich feine Hände habe, die den Gesten, mit denen er seine Sätze unterstreicht, einen ganz eigenartigen Reiz verleihen.

Ihrer Meinung nach ist das also alles, was Briands Beredtsamkeit ausmacht, und seine im „Officiel“ nachgedruckten Reden bedeuten eine Enttäuschung.

Das ist rasch gesagt. Und wenn man uns einreden will, daß man Herrn Briand achtmal geholt habe, um ihm die Regierung anzuvertrauen, nur einzig und allein um des Wohllauts seiner Stimme und der Feinheit seiner Hände willen, so heißt das, seiner politischen Laufbahn eine ziemlich unwahrscheinliche Deutung geben. (Aber handelt es sich nicht gerade darum, uns weiszumachen, daß das demokratische Regime unfähig sei, seine Führer aus anderen Gründen zu wählen? . . .)

Man stellt Briands Trägheit gern in Gegensatz zu der überschäumenden Aktivität gewisser Politiker, vergleicht seine augenscheinliche Indolenz mit der nicht weniger augenscheinlichen Energie dieser anderen und seine angebliche Unwissenheit mit der Allwissenheit jener, die den Glauben erwecken möchten, alles zu wissen, ohne etwas zu lernen.

Soll ich ihn Punkt für Punkt gegen alle derartigen Anklagen verteidigen? Er selber wäre der erste, der darüber lachen (oder böse werden) würde, wie er der erste ist, der über die polizeiliche Bewachung lacht (oder böse wird), mit der man ihn zu seinem Schutze umgeben will.

*

Als die Herren Grünebaum-Ballin, Levy-Oulmann und Léon Blum die Texte ausarbeiteten, die die Anwendung des Separations-Gesetzes erleichtern sollten, unterzogen sie sich dieser Aufgabe mit der ganzen ihnen eigenen Gewissenhaftigkeit und juristischen Weisheit. Sie wogen ihre Worte ab und diskutierten über den geringfügigsten Ausdruck, der vielleicht eine doppelte Auslegung hätte zulassen können. Es wird erzählt, daß sie sich alsdann zu Herrn Briand begeben hätten, um diesem ihre fleißige Arbeit, die indessen nicht ganz zu ihrer Zufriedenheit ausgefallen war, zu unterbreiten. Es schien ihnen selber „ein gewisses Etwas“ zu fehlen, damit sie ganz auf der Höhe wäre.

Diese letzte Hand legte Herr Briand an, während er zwischen seinen Händen seine ewige Zigarette rollte . . . .

Diese Anekdote, die über meine persönlichen Erinnerungen hinaus zurückreicht, ist symbolisch. Sie charakterisiert Aristide Briand.

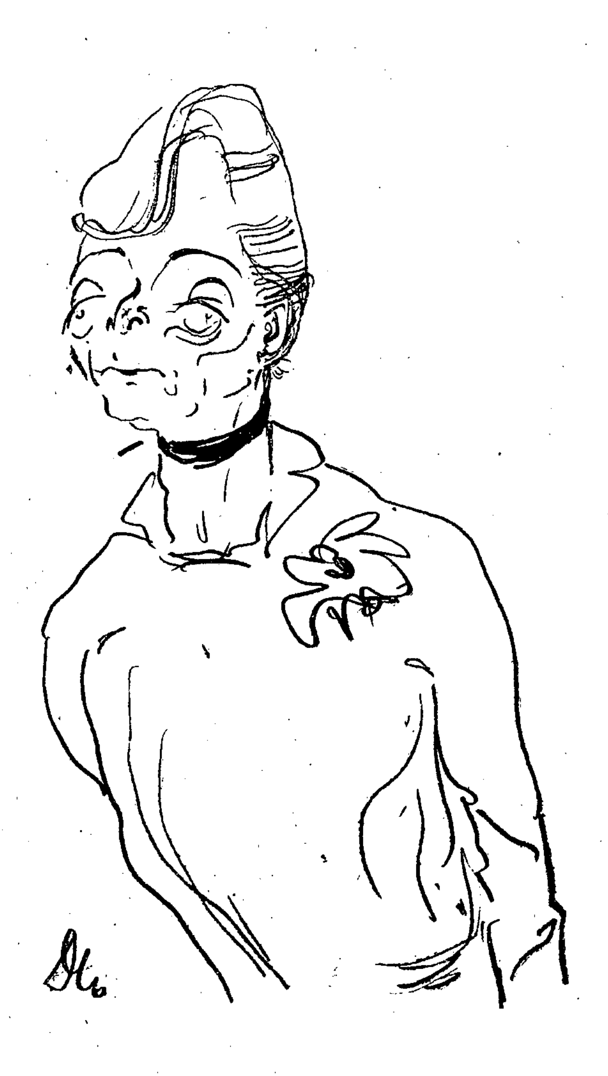
Er ist der Mann „der letzten Hand“.

Und erkennt man nicht *daran* den Staatsmann?

Gewiß besitzt er nicht den Ehrgeiz, alles zu kennen. Aber ein derartiger Ehrgeiz ist für jemand, der regiert, auch sehr gefährlich. Er verleitet ihn zum Hochmut, zur Nichtachtung der wirklichen Kompetenzen und zu den schwerwiegendsten Schnitzern. Oder, wenn der Regierende gewissenhaft ist, verurteilt ihn dieser Ehrgeiz zu ungezählten Aktenstößen und den kleinlichsten Einzelheiten — und jeder Horizont schwindet.

B. F. DOLBIN AUS MEINEM PANOPTIKUM

VI.



MRS. BESS MENSENDIECK

Briand denkt nicht gering von den Fachleuten und legt Wert auf ihre Ansichten. Aber er verstrickt sich nicht in das Labyrinth ihrer Arbeiten. Er zieht es vor, ihre verschiedenen Schlußfolgerungen gegen einander abzuwägen, sie zusammenzufügen und mit einander in Einklang zu bringen. Sein Geist ist nicht analytisch, sondern synthetisch. Und seine sogenannte „Trägheit" ist vielleicht nur ein Ueberlegen — vielleicht sogar ein unbewußtes —, ein Assimilieren, ein beständiges „Wiederkäuen".

So erscheint es *mir* wenigstens — wenn ich ihn vielleicht auch schlecht erkennen mag.

*

Ebenso wird von ihm gesagt:

„Geschicklichkeit — gewiß. Aber keine umfassende Idee."

Einer seiner Biographen — der anonym bleibt und wenig günstig berichtet — schreibt über die Rolle, die Briand während des Krieges gespielt hat:

„Es war ein glücklicher Instinkt, der ihn leitete, als es ihm gelang, auf dem Papier die Resultate und den Gewinn des Krieges durch Uebereinkommen mit unseren Alliierten festzusetzen."

Wenn man also Herrn Briand auf der Aktivseite eine unbestreitbar nutzbringende Handlung zuerkennt, so ist es „sein Instinkt", der ihn geführt hat, seine Grundsätze sind es nicht.

Lieber Himmel, ich bin gern bereit, dieses Urteil zu unterschreiben — wenn man unter „Instinkt" jene Fähigkeit der Synthese versteht, die mir für Briand typisch erscheint, jenen Sinn der Verallgemeinerung, der es ihm ermöglicht, die Probleme in ihrer Gesamtheit zu erfassen — was wohl die „allgemeinen Ideen" aufwiegt, an die sich die Staatsmänner anklammern, die beim kleinsten Sturmzeichen eine Rettungsboje benötigen.

Eine Geschichte, die Briands „Manier" gut kennzeichnet, ist die von der Konferenz von Calais. Er selber erzählt darüber:

„— Die Expedition von Saloniki war im Prinzip beschlossen. England sollte vier Divisionen schicken. Frankreich schickte drei. Meine Absicht war, fünf von den Engländern zu verlangen.

„Inzwischen trafen wir uns in Calais. Sofort nach Eröffnung der Versammlung erhebt sich Herr Asquith und erklärt mit ungewohnter Feierlichkeit:

„— Die Regierung Sr. Majestät hat beschlossen, nach Saloniki weder fünf, noch vier Divisionen zu schicken, sondern gar keine." —

„— Da kam mir eine Idee. Ich sagte:

„— Gut. Sprechen wir nicht mehr davon!"

„Da rief Herr Asquith aus:

„— Wie? Sie haben nichts darauf zu erwidern?"

„— Nein. Die Regierung Sr. Majestät hat ja *beschlossen*. Es ist gut. Sprechen wir nicht mehr davon."

„— Aber *Ihre* Divisionen sind doch bereits unterwegs?"

„— Jawohl."

„— Sie werden an Land gehen?"

„— Jawohl."

„— Aber sie werden ins Meer geworfen werden!"

„— Jawohl."

„— Hören Sie! Die griechische Regierung hat uns die Zusicherung gegeben, daß sie, wenn sie umkehren, ohne weitere Beunruhigung nach Frankreich zurückkehren können: ohne Torpedierung, ohne . . .

„— Aber gerade aus diesem Grunde werden sie an Land gehen. Denn Sie begreifen wohl, daß, wenn Ihnen die Zentralmächte durch die griechische Regierung diese Versicherung abgeben lassen, sie das tun, weil ihnen die Bildung einer interalliierten Front in Saloniki äußerst unangenehm wäre."

„Darauf antwortete mir Herr Asquith:

„— Können Sie mir eine halbe Stunde Zeit zu einer Besprechung mit meinen Ministern lassen?"

„Ich erwiderte:

„— Eine halbe Stunde. Eine Stunde. Zwei Stunden. Soviel Sie wollen. Mein Zug steht bereit. Er wird warten."

„Nach Ablauf einer Dreiviertelstunde kam Herr Asquith zurück und sagte zu mir:

„— Wir schicken nicht vier Divisionen, wir schicken fünf." — —

*

Herr Briand pflegt an einem ewigen Glimmstengel zu kauen, den er von Zeit zu Zeit aufs neue entzündet.

Herr Briand ist ein ausgezeichneter Angler.

Er liebt einsame Spaziergänge und daß man ihm . . . den Buckel runterrutscht.

Im Verlaufe der berühmten Golfpartie in Cannes, über die man sich so sehr lustig gemacht hat, wollte ihm Herr Lloyd George die Vorteile des Spieles erklären:

„— Es zwingt Sie, sich zu bewegen, wenn Sie dem Ball nachlaufen. Es ist hygienisch." . . .

„— O!" antwortete Herr Briand, „wenn ich mir ein bißchen Bewegung machen will, gehe ich auf die Landstraße hinaus, marschiere und stoße je nach Bedarf mit meinem Stock Kieselsteine vor mir her."

Er ist imstande, von Paris bis Nantes mit Freunden zu fahren und sie ausschließlich über die Landschaft, den Reiz des Landlebens, den Fang der Alose und die beste Zubereitungsart dieses delikaten Fisches zu unterhalten, über die Vorzüge der frischen Sardine und die feinste Marke der Oelsardine zu sprechen.

Er kann nach einem kleinen Frühstück im intimen Kreise ein paar reizende Worte sagen und die guten Speisen loben, ohne politisch zu werden.

Er versteht es, der Ruhe zu pflegen und — da er sehr wohl weiß, was er will — nicht immer den Eindruck eines unwirsch angespannten Willens hervorzurufen.

Wie könnte man nur durch *Beredsamkeit* den unbestreitbaren Reiz erklären, den er auf einen Lloyd George ausübte, als er, der nicht Englisch spricht, sich an einen Zuhörer wandte, der nicht Französisch versteht?

Es gibt eben Leute, die nur *eine* Sprache — nämlich ihre eigene — kennen, und die sich trotzdem überall verständlich machen. Und es gibt andere, die alle Idiome beherrschen und doch überall fremd bleiben.

Herr Briand gehört zu den ersteren: zu jenen, die sich verständlich machen, weil sie „menschlich" sind.

(Autorisierte Uebersetzung von Lina Frender.)

Aber die Luft um mich her, diese unnennbare Luft, sie vor allem war das Kompendium des Glücks.
„Spitzbögen."

Sie ist irgendwie aus der Geist-Rasse jener großen Französinnen, die, ohne irgendwie Rollen spielen zu wollen, Leben und Literatur zu einer Einheit verschmelzen. Annette Kolb scheint mir geradeswegs von der Madame de Sévigné abzustammen, die die zauberhaftesten Briefe der vor-flaubertanischen Zeit schrieb und Alltagsdinge in festlich-heiterer Sprache erzählte. Beide Frauen sind Aristokratinnen der Sprache und von graziöser Nervosität. Jetez-vous votre langue aux chiens? Wir kosten die Dinge und Erlebnisse aus und erzählen sie, wie wir sie sahen. Aber wir bewahren Haltung, verachten die Lyrik, Pathos ist uns eine unappetitliche Angelegenheit.

Annette Kolb ist Deutsch-Französin. Schon rein biologisch ist das eine gute Mischung, bei ihr aber besonders, da Frankreich sein bestes Lateinertum und Deutschland die gute Musik des alten (heute schon verschollenen) München hergab. Zwischen diesen Rassen blüht Annettes Atmosphäre, diese unnennbare Luft, als das Kompendium ihres Glücks. In ihr lebt sie mit ihrer Literatur eng beieinander. Eigentlich sind sie ja eins, und zwar im Sinn einer Identität, von der zumeist nur Frauen wissen: die in jedem Ding und jeder Verrichtung sich selber spüren und alle Landschaften in sich tragen. (Von Männern hat diese Identität keiner so stark erlebt wie Marcel Proust.) Marie de Sévigné erzählt einmal ihrer Tochter von einem großen Ereignis — es ist nur eine Hochzeit — und sagt: „Une chose qui se fera dimanche, et qui ne sera peut-être pas faite lundi." Annette begreift diese Wichtigkeit der Tage und würde es ähnlich sagen. Sie erlebt nicht bedächtig, langsam, trotz aller Detailerlebnisse, sondern sehr hastig und nervös, quer über den Kontinent. Und doch kost sie zärtlich die Dinge und Menschen, die sie liebt.

Annette Kolb hat einen einzigen Roman geschrieben (er wurde ihr einziger breiterer Erfolg), sonst Novellen, Essays, Tagebücher. Aber die literarischen Gattungen verändern unter ihren unruhigen Händen ihre Bedeutung. Schließlich handeln alle ihre Arbeiten von ihr selber, und da sie intensiv fragmentarisch und nicht formal-gestaltend erlebt sind, auch ihre Besten in einem bestimmten (unstofflichen) Sinne fragmentarisch: nicht Bruchstücke einer Konfession (im Sinne Goethes), sondern eher Bruchstücke des Bekenners, seines Erlebens, Sehens, Denkens. Diese Elemente wollen bei ihr keine objektive Gestaltung schaffen und in sich geschlossene Welten, sondern sie wollen Zeitinhalte und ihr feines Erlebnisbild widergeben. Wer Annette Kolb kennt, mit ihr

spricht, von ihrem Leben weiß, weiß damit auch, daß ihre Literatur nur in der Luft dieses Lebens und seines Stils gedeihen kann.

Ihr Roman „Das Exemplar" (vom Jahre 1913) ist fast ein wirklicher Roman. Er hat eine ganz frauenhafte, feine, unanalytische Psychologie und schon jene große schriftstellerische Kultur, die jede Zeile der Kolb auszeichnet. Ein Ausschnitt aus einem Leben wird gegeben, einem kleinen, zarten, unsicherscheuen Frauenleben, das einer Bergstraße gleicht. Mariclée hat kein Geld, lebt aber in Palästen, liebt den Glanz der großen Welt und ist doch durch viele Tiefen von ihr getrennt. Beziehungen zu Menschen und Dingen werden heute geknüpft, um morgen wieder abzureißen. „Sie stand sich nicht sehr nahe. Und darum gehörte sie zu jenen, heute nicht mehr seltenen Menschen, von denen behauptet wird, daß sie nicht lieben können." Sie resigniert nicht, da sie sich alle Möglichkeiten des Lebens offen läßt und das Leben nicht nur einmal lebt. Eine kleine Zeitspanne, eine Insel im Leben einer Frau ist in zarte englische Luft getreten. Das Leben Marclees wird weitergehen, und wir atmen eine Zukunft von milder und undämonischer Ruhelosigkeit.

Der Band „Zarastro" (1920) ist ein Buch täglicher Aufzeichnungen, ein kleines Tagebuch menschlicher Enttäuschungen. Schweizer Aufenthalte der gespannten Jahre 1917 und 1918 werden beschrieben. Die damalige Atmosphäre des Landes wird deutlich: Pazifisten, Defaitisten, Spione, Intriguen, Mißtrauen, grenzenlose Unbehaglichkeit. Diese Atmosphäre ist elektrisch geladen, und die Kolb gibt die Blitze. Ein prachtvolles Kapitel anschaulicher Zeitgeschichte ist die Schilderung des Sozialisten-Kongresses mit Eisner und Haase als Hauptfiguren. Sie mündet in der schmerzlichsten Erkenntnis des europäischen Bankrotts: „Wir stehen wieder am Anfang aller Tage: das heißt am Ende."

Die Novelle „Spitzbögen" (1925) ist ihrer inneren und äußeren Form nach vielleicht die typischste Arbeit der Kolb. Ein Fragment des Lebens und der Erzählung; ganz geistig, aber nicht abstrakt; ganz psychologisch und doch von Landschaften belebt; die „unitalienische" Erzählung einer italienischen Begebenheit. Mit der Gläubigkeit des Unanimismus eines Jules Romains, der die Götter der Städte und Häuser erfand, stellt Annette Kolb — in all ihren Arbeiten — die Seele der Räume dar. Sie empfindet etwa einen Saal als frohgemut oder eine Stadt als feindselig. Kammermusik ist diese Novelle, mozartisch-heiter und von bescheidener Schmerzlichkeit.

In ihren Aufsätzen stellen sich erlebte Gedanken und Anschauungen dar. Private Gespräche und Begegnungen setzen sich schnell um in lebendiges, zartes, geistiges Wort, ohne irgendwie Verrat an Geheimnissen zu üben. Und immer, bei jeder Zeile, assoziiert der Leser, der Annette kennt, ihre Gegenwart, diese nervöse, unruhige, beseelte und anmutige Frauenexistenz.

Tritt Fräulein Kolb nicht gerade in mein Zimmer? Beginnen nicht in schneller, erregter Sprache ihre Anekdoten, Pläne, Klagen und Randbemerkungen zu bunten Existenzen und Geschehnissen? Und werden nicht in diesen neuen Gesprächen neue Seiten geschrieben?

CARLOTTO GRAETZ

DIE FRAU, DIE IMMER NOCH LIEBEN WILL

Am erschreckendsten fiel mir die Sache, über die ich hier ein paar Worte sprechen will, eines Abends in einem Spielsaal an der Riviera auf. Fünf oder sechs Frauen von etwa fünfzig Jahren, dekolletiert wie Dreißigjährige, mit falschem und echtem Schmuck behängt wie Fünfundzwanzigjährige, in kurzen Kleidern wie Achtzehnjährige, saßen an den Spieltischen und hinter ihnen, dann und wann zu ihnen heruntergebeugt, in ostentativ innigem Geflüster, stand ein bis zur Widerwärtigkeit eleganter Junge, der sehr gut der jüngste Sohn der Dame hätte sein können. Es war aber nicht der Sohn, es war der Liebhaber der pompösen Dame. Mein etwas entsetzter Blick wurde hier nicht mehr verstanden, das Bild war hier schon zur Selbstverständlichkeit geworden. Die Erscheinung der älteren, noch nicht ganz reizlosen Dame, die sich einen jungen Freund beilegt, ist an der Cote d'azur eine alltägliche.

Warum ist der Beruf des jungen käuflichen Liebhabers widerwärtiger als der der jungen käuflichen Frau? Es fehlte ja in Cannes und in Monte Carlo nicht an weiblichen Pendants. Warum ist der Anblick einer jungen, liebenswürdig lächelnden Kokotte neben einem wohlgepflegten älteren Herrn keineswegs so abstoßend wie dieses neuzeitliche Bild der älteren Dame, die immer noch lieben will und die dafür einen grade gewachsenen Jüngling im Smoking zu finden weiß, ja, ihn öffentlich mit einer gewissen Genugtuung vorführt? Mit dem alten, alle Welträtsel aufschließenden Schopenhauer in der Hand wäre die Antwort nicht schwer: Der Sinn der Liebe ist das Kind. Eine unfruchtbar gewordene Frau hat kein Naturrecht mehr auf die Liebe. Aber man soll die Schopenhauerschen Erklärungen nicht gar zu eng auslegen, sonst wird seine Metaphysik der Geschlechtsliebe ein allzu plumpes System. Es wird auch ohne Fortpflanzungszwecke genug geliebt in der Welt und das ist gut so, das spannendste Spiel würde sonst zur rauschlosen Planwirtschaft. Auch die Frau, die keine Kinder mehr will, hat ein Recht auf das reizende Spiel (die Südseeleute haben für den Begriff Liebe nur das Synonym: Spiel). Aber warum haben unsere Großmütter sich mit fünfzig Jahren ein ehrwürdiges Spitzenhäubchen aufgesetzt, indes diese Damen im Großmutteralter sich nicht Spitzenhäubchen,

sondern, wie man fürchten muß, Spitzenhöschen anschaffen? Nun ist unseren Großmüttern ihrerzeit unzweifelhaft etwas Unrecht geschehen, sie wurden vielfach zu früh in den erotischen Ruhestand versetzt, meistens bald, nachdem sie ihrer Fortpflanzungspflicht Genüge getan. Die Frau, die nicht mehr bloß die Aufgabe hatte, Kinder in die Welt zu setzen, bekam damit ein Recht auf erotisches Erlebnis. In demselben Maße, in dem das Kinderkriegen rationiert wurde, wurde der Genuß um des Genusses willen gesucht, die Liebe wurde als l'art pour l'art betrieben. Wenn irgendeine Beschäftigung ihren Sinn in sich selbst trug, so war es dieses Spiel: L'amour pour l'amour. Ist es da zu verwundern, daß die reif gewordene Frau zuweilen noch nach Erfüllungen suchte, als sie schon fast passé war? Das Kind ist der ethische Sinn der Treue, ohne Kind verliert die eheliche Treue ihre wichtigste Fundierung und Legitimation. Die Frau von fünfundvierzig Jahren ist nicht mehr widerspruchslos zur Resignation gewillt. Gott weiß, wieviel Dummheiten Frau Nora Helmer, trotz ihrer drei Kinder, treiben wird, um endlich das Wunderbare zu entdecken.

Widerwärtig ist an dem ungleichen Paare in Cannes vor allem der faunische Jüngling. Daß die reife Frau der Bourgeoisie, von einem erotischen Zwang getrieben, Jünglinge sucht, schon Strindberg spottete darüber, ist am Ende verständlich. Erschreckend ist nur, daß sich diese Jünglinge finden. Erschreckend ist der neue Beruf des ausgehaltenen jungen Mannes. Die Maitresse war immer da, neu ist der Maitre.

Sind das alles nur französische Sorgen? Es ist jedenfalls bemerkenswert, daß ein junger Pariser Autor, J. J. Renaud, das Thema für so wichtig und allgemeingültig ansah, daß er es zum Thema eines Romanes: L e s C a r b o n n e s machte. Renaud steht den Carbonnes höchst unfreundlich gegenüber, er gönnt ihnen die teuer erkauften Freuden nicht, er spottet seiner Heldinnen und stellt sie in ihrer Unbeherrschtheit bloß. Er arbeitet vor allem ihre fatalste Eigenschaft heraus, ihre traurige Lächerlichkeit. Renaud ist, wie so viele Franzosen, die sich an heikle Themen heranwagen, im Grunde Moralist, und indem er die Carbonne beschreibt, will er sie töten. Immerhin ist sein Roman an der Riviera in der Hand aller Carbonnes und derer, die es werden würden, wenn sie den Mut hätten, spöttische Bemerkungen hinter ihrem entkleideten Rücken zu ertragen.

Dies alles, Carbonnes und ihre Gigolos, Renaud und seine Leser, gehört zu einer untergehenden Welt, in Paris genau wie in Berlin. Supersexualismus ist das Alterssymptom einer vergreisenden Gesellschaft. Das Problem, das in New York, in Paris und in Berlin erörtert wird, weil es dort besteht, wird in Moskau frisch belacht werden. . . .

Chronik des 20. Jahrhunderts

Einzig autorisierte Uebersetzung von Walter Mehring.

Schluß

Die Tür öffnet sich wieder. Wie halten das die Angeln bloß aus?

Wassilissa erhebt sich.

— Darf ich Ihnen meinen Gatten Ben Moisewitsch vorstellen?

Während man wieder zu essen beginnt, fangen wir beide an Deutsch zu reden. Ben Moisewitsch hat lange Zeit in den Vereinigten Staaten gelebt. Er drückt sich wie ein amerikanischer Großkaufmann, brutal und direkt, aus.

— Haben Sie mir eine Frage zu stellen? wandte sich Ben Moisewitsch zu mir.

— Ja! Was macht man in Moskau, um mit einer Frau allein zu sein?

Sind Sie verliebt?

— Sehr verliebt.

— Ganz einfach: man heiratet sie. Die Scheidung ist sehr leicht, aber der Gipfel der Geschicklichkeit ist: verlobt zu bleiben, damit jeder seinen Kubikinhalt Luft und seinen Zimmeranteil behält.

Wassilissa Abramowna, die aus Koketterie nicht aß (nicht dick werden wollen in Zeiten, wo man nicht weiß, ob man alle Tage was zu essen hat, das ist die wahre Eleganz), kehrte von einer langen telephonischen Unterhaltung zurück.

Moisewitsch betrachtet sein goldenes Armband und geht fort, ohne das Ende der Mahlzeit abzuwarten, nimmt aber Brot mit Kaviar und einen Turkestanapfel mit. Der C. D. M., der Mieterrat, verlangt nach ihm. Die heutige Abendsitzung wird sehr bedeutsam sein. Eine Frage ist auf der Tagesordnung: welche Maßnahmen sind zu treffen, wenn die Klosetts verstopft sind.

Ein kleiner Mann von der Universität Taschkent nahm den noch warmen Platz ein. Ein Freund von Moisewitsch.

Die Zeit schreitet vor.

Ich sehe schon, wir werden nie allein sein, Wassilissa Abramowna. Aber ich bin hartnäckig. Ich werde mir morgen den Portier vom Savoy-Hotel kaufen — der so aussieht wie ein venetianischer Senator. Sie kommen hinauf zu mir ins Zimmer.

— Wozu? Ist man nicht immer durch die Liebe selbst isoliert? Ist das Haus nicht gleichgültig?

Bis dahin war ich ihr wegen all der Störungen nicht böse gewesen. Sie war ja unschuldig daran, aber wenn sie sich auf meine Kosten lustig macht oder mich zum Popanz machen will, dann hat es geschnappt.

— Das ist kein Haus hier, erkläre ich, sondern ein Kasperletheater. Ich habe nie etwas Närrischeres gesehen.

— Sie sind undankbar. Wie soll man Ihnen glauben? Ich weiß wohl, wie man bei mir zu Hause sagte, daß die Herzen auf ihrer Spitze balancieren . . .

— Wassilissa, es handelt sich nicht um eine Gefühlsfrage, sondern um eine Raumfrage.

Sie seufzt tief:

— Die Männer denken nur daran, sagt sie.

Teure Phrase, man serviert sie Euch, gar gekocht in allen Ländern der Welt.

Ein vollendet schöner Jüngling unterbricht sie.

Mit seinem griechischen Profil und seinen englischen Koteletten gleicht er einem Gott der Restaurationszeit. Er geht auf Wassilissa Abramowna zu und küßt sie mit soviel züchtiger Inbrunst und so verhaltener Zärtlichkeit auf die Schulter, daß ich darunter leide. Mit einer bestrickenden Bewegung in den Hüften entledigt er sich seines Pelzes und schleudert ihn zu dem übrigen Pelzhaufen an der Tür. An seinen tänzelnden Manieren, an der ganzen professionellen Harmonie seiner Gesten, an seinen Armbändern, und an der späten Stunde, zu der er eintritt, erkenne ich, daß er Schauspieler ist und zu jener privilegierten Kaste, zu den Lieblingskindern dieser Revolution — wie aller anderen gehört.

Wassilissa Abramowna stellt den Staatswodka wieder zurück und holt, was sie für keinen von uns getan, Orangen-Wodka hervor, der bei armenischen Schmugglern gekauft worden ist. (Unter den äußeren Zeichen des Reichtums sind Essen und Trinken am wenigsten taxierbar, und man profitiert davon. Was soll werden, wenn man die Münder besteuert?) Wir hatten gepreßten Kaviar, er bekommt frischen. Ich leide noch mehr.

Sieh da! Ben Moisewitsch.

In seiner Erregung wirft er den Paravent um, was Goldwasser aufweckt. Umsturz eines Stoßes von Proklamationen in roten Anfangsbuchstaben: ES GIBT NUR SOZIALE KUNST. Die „Kabinett"frage im C. D. M. hat Anlaß zu einem Mißtrauensvotum gegeben, aber alles scheint darauf hinzudeuten, daß er, Moisewitsch, nicht gewählt wird.

— Diese Russen drängen sich überall hinein, schließt Goldwasser losprustend.

Und fügt hinzu:

— Komm her, Genosse, halte Dich an einem Poker schadlos!

Der Poker hat die aristokratische „*Préférence*" ersetzt. Wassilissa Abramowna nimmt nicht daran teil, aber ruht sich nahe bei uns und verwendet auf jedes unserer Spiele das Interesse,

das sie für uns vier Personen empfindet. Sie ist sichtlich erfüllt von der Freude, so uns alle als die Ihren zu wissen.

Ich schenke nicht mal mehr all den episodischen Personen Aufmerksamkeit, die sich immer weiter in diesen Käfig meiner entflogenen Amouren eindrängen. Jeder von ihnen gebraucht beim Eintreten dasselbe russische Wort — dessen ganzen Sinn ich nun endlich erfasse —: „Ich komme im Vorbeigehen herein."

Gegen sechs Uhr morgens speit der Samovar seinen Strahl und man serviert uns Tee, natürlich in diesen glühendheißen Gläsern, die man unmöglich in der Hand halten kann, seit es nicht mehr die kleinen silbernen Untersätze gibt, „die als konterrevolutionär betrachtet werden," sagt Rodstein höhnisch. Er und ich haben keine Kopeke mehr. Da Bargeld selten, und niemand mehr imstande ist, als letzten Einsatz ein herrliches Palais mit Fünfzig-Meter-Fassade zu verspielen, wie jenes an der Marienstiftkirche, das 1913 beim Bakkarat verloren wurde — so gibt man Pfänder. Boris wurde verurteilt, auf dem Piano, mit zwei Tellern in den Händen, zu knien; mir hingegen hing man um den Hals einen rosa Papierreifen mit einem Loch, um den Kopf durchzustecken, und ich mußte mich auf Ehrenwort verpflichten, nicht ohne den Reifen nach Hause zu gehen. Ich betrachtete mich im Spiegel und fand, daß ich wie eine Varieténummer aussah, bloß noch dicker und gelber mit diesem Clownskragen.

Moisewitsch, der meine Uebererregung bemerkt, zieht mich in einen dunkelen Winkel, als ob er in diesem schwarzen Kabinett mein Herz entsiegeln wollte. Er betrachtet mich, um die Mysterien okzidentaler Nerven zu ergründen.

— Wie ich sehe, sagt er zu mir, sind Sie verliebt! Das ist die Einweihung. Sie sind glücklich. Wir alle sind da durchgegangen. Wir sind nicht mehr glücklich, denn wir bluten nicht mehr. Goldwasser liebt Wassilissa. Und auch Boris liebt Wassilissa und auch ich und auch Sie. Gestehen Sie es, und Sie werden spüren, wie sich zwischen uns göttliche Waffenruhe einstellt. Vom Moment an, wo man gesteht, wird man, statt sich zu trennen, zu Brüdern.

Wassilissa Abramowna hörte ihn weinend an.

Ich blickte Moisewitsch tief in seine fetten Augen. Ich betrachtete Goldwasser, der in dieser Finsternis, in dieser Tabakshöhle ein Gedicht, „Frühling" betitelt, begonnen hatte. Ich betrachtete Boris, diesen Trottel, der auf dem Pianino kniete, die zwei Teller voll Wasser in den Händen, und ebenfalls weinte.

— Er liebt! heulte Moisewitsch. Der Franzose liebt Wassilissa! Wie der Schnee bei uns Himmel und Erde durcheinanderwirbelt, so sind wir alle durcheinandergewirbelt.

Seine Liebe hüllt uns in den Abglanz ihrer Strahlen und umgibt uns mit ihrer Pracht!

— Niemals, schrie ich. Denn das einzig Gute, wenn man eine Frau, und wäre es nur in der Vorstellung, liebt, ist, daß dies einen endlich von allen Menschen trennt.

Ich nahm meine snew-boots.

— Geh nicht fort, rief Moisewitsch zerrissenen Herzens. Ich kann nicht lieben, ohne daß man mich liebt. Auch ich will geliebt sein.

III.

Ich lief davon, barhäuptig, wie ein Irrer. Es schneite. Die Straßen waren verlassen, aber erleuchtet, alle Geschäfte erhellt aus Furcht vor Dieben und man sah die Wächter inmitten der Waren schlafend zusammengesunken.

Ein Kutscher döste auf seinem Schlitten, Zentaur mit unsichtbaren Beinen, voll Schnee der Bart. Ich wollte mich heimfahren lassen. Er lächelte und wies mich ab.

— Nimm den zweiten, Genosse! sagte jemand. Der erste ist ein Reiterstandbild des Gepëu. — (Politische Polizei) —

Meine müden, überspannten Nerven verstiegen sich zu einem Unterbewußtsein, das wohl von exzessiver Propaganda längst übersättigt war. Nach königlichem Blute trunken sprang ich aufrecht in einen Schlitten und schrie aus:

— „Nieder die Diktatur! Es lebe meine Freiheit!"

Köpfe tauchten an Fenstern auf. Männer, auf dem Wege zur Arbeit, stierten mich an und bildeten einen Auflauf.

„— Brüder", sprach ich in meinem stockenden Russisch, „ich künde Euch glücklichere Zeiten."

Es gab einen Moment Verblüffung. Nur die Kutscher, die alle Reaktionäre sind, spotteten.

— Das ist ein Unglücklicher, sagte einer von ihnen.

Noch wagte man sich nicht näher. Ich sah mich im Spiegel eines Ladens. Immer: ich! Vielleicht würde ich mich weniger verachten, wäre ich nicht gezwungen, mich Tag für Tag zu sehen? Und doch, heute ähnele ich mir gar nicht: Haare gesträubt, Gesicht dunkelrot, und der Pappkragen da um den Hals. Hinter mir gewahre ich ein Weib, dann zwei Männer sich mir zaghaft nähern. Ich begreife, daß die Stunde der Vergeltung gekommen ist. Ich wende mich um, bereit, einen nutzlosen Kampf einzugehen.

„— Seht! Es ist ein armer Irrer", sagt das Weib.

„— Ein Schwachsinniger", sagt ein anderer.

Dies klärt die Situation auf. Weit entfernt, mich zu ergreifen, falten die, die sich mir nähern, die Hände.

— Segne uns! sagen sie.

In der Straße verbreitete es sich wie ein Lauffeuer, daß ich Wunder vollbringen käme. Schon küßte man den Saum meines Pelzes.

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, erste Aprilwoche

Die Diskontermäßigung der Reichsbank kam diesmal zwar besonders überfallartig. Dennoch ist, wie anerkannt werden muß, nicht mehr die Kritik zu üben, die beim letztenmal, als man von 9 auf 8 % herabging, noch geboten schien. Ein wichtiger Grund für die Ruhe, mit der die Maßnahme diesmal aufgenommen wurde, ist die verbesserte Publizität des Reichsbankausweises, die mit der Jahresbilanz per 31. Dezember eintrat. Zum erstenmal seit der letzten Jahresbilanz gab die Reichsbank wieder ihren gesamten Devisenbestand an. So erfuhr man, daß das Konto „Sonstige Wechsel und Schecks" zu über 25 % aus Auslandswechseln bestand. Sollte die Summe von Auslandswechseln, die auf diesem Konto verbucht wird, inzwischen unverändert geblieben sein, so würde der Bestand der Reichsbank an *Inlandswechseln,* nach dem Stande vom 23. März, nur noch *wenig über eine halbe Milliarde* betragen, und der Reichsbanknotenumlauf wäre fast hundertprozentig mit Gold und Devisen gedeckt. Angesichts dieser Situation, in der die Reichsbank als Kreditquelle nur noch ganz minimal in Anspruch genommen wird, ist es berechtigt, zu sagen, daß das Zentralinstitut die Fühlung mit dem Geld- und Kapitalmarkt fast ganz verloren hat. Zu dieser allgemeinwirtschaftlichen Feststellung gesellt sich aber auch noch eine privatwirtschaftliche: nämlich, daß es der Reichsbank bei Fortdauer dieser Entwicklung kaum möglich gewesen wäre, auch nur ihre Geschäftsunkosten aus den spärlichen Gewinnen zu decken. Es war nicht nur ein Nachgeben gegenüber den augenblicklichen Geldmarkttendenzen, wenn die Reichsbank jetzt zur Diskontermäßigung schritt, sondern auch ein Gebot privatwirtschaftlicher Erwägungen; auch die Reichsbank versucht jetzt, nach dem Prinzip „Großer Umsatz — kleiner Nutzen" zu niedrigerem Diskontsatz den Kreis ihrer Schuldner auszudehnen. Welche Einwirkung diese Maßnahme auf die Konjunktur haben wird, ist schwer zu sagen. Wahrscheinlich fast gar keine. Denn die deutsche Wirtschaft befindet sich jetzt im Prozeß der Krisenliquidierung, in der Liquidität das erste Gebot des Geschäftsmannes ist. Ein Prozent Zinslast mehr oder weniger übt auf seine Entschließungen zur Zeit offenbar keinen Einfluß aus.

Preisermäßigte Ausfuhr und Zurückhaltung bei der Einfuhr: das sind die Kennzeichen des derzeitigen Außenhandels. Wieweit entsprechende Tendenzen auch *innerhalb* der deutschen

Wirtschaft wirken, ist schwer zu beurteilen. Immerhin scheint es, als ob die Indizes auch hier irreführten. Die Indizes zeigen nur einen ganz minimalen Preisabbau. Aber ein großer Teil des Preisabbaus geht wahrscheinlich *im Handel* vor sich, dessen Preisgebarung, soweit er nicht kartelliert ist, nur schwer erfaßt werden kann. Und was die Zurückhaltung beim Einkauf betrifft, kann man, mindestens soweit der Kleinhandel im Spiele ist, sogar gewisse ziffernmäßige Feststellungen machen, nämlich aus der Gestaltung der Sparguthaben. Die Entwicklung der ersten beiden Monate des Jahres legt den Schluß nahe, daß sich in der Zusammensetzung der Sparer und der Spargelder etwas geändert hat. Für den Januar wies die amtliche Statistik einen Zuwachs von 165,2 Millionen aus. Darin sind nun freilich die Zinsgutschriften für das Jahr 1925 mitenthalten. Ihre Höhe läßt sich nach Angaben der Berliner und der westfälischen Sparkassen auf zirka 3,6 % des Einlagenbestandes vom 31. Dezember schätzen, d. h. auf rund 58 Millionen. Damit übertrifft der Januar mit 107 Millionen neuer Einlagen beträchtlich die Ergebnisse der Vormonate (November 83,9 Millionen, Dezember 69,2 Millionen). Der Februar dürfte aber den Januar noch überbieten; nach den vorläufigen preußischen und bayrischen Angaben läßt sich der Zuwachs der Spareinlagen auf rund 130 Millionen abschätzen. Es zeigt sich hier also eine paradoxe Entwicklungslinie; steigende Spartätigkeit bei sinkendem Zinsfuß. Offenkundig kann dies nur eintreten, wenn der Kleinhandel seine Läger in dem Maße wiederauffüllt, in dem er aus den Beständen verkauft.

Auch das Bild der deutschen Konjunktur ist verschwommen. Der Arbeitsmarkt zeigt im Grunde noch keine Besserungszeichen. Die leichte Abnahme der Arbeitslosigkeit resultiert im wesentlichen aus den agrarischen Gebieten, während in den eigentlichen Industriebezirken noch kaum eine Veränderung der Gesamtsituation zu verzeichnen ist. Bemerkenswert ist nur eine *starke Fluktuation* der Beschäftigten, die darauf hindeutet, daß Geschäfts*belebung* in einzelnen Wirtschaftszweigen von einer *Verschlechterung* in anderen begleitet ist. Diesem Bilde stehen nun aber eine Reihe von Angaben und Mitteilungen gegenüber, die deutlich auf einen Anstieg der Konjunktur hinweisen. Die deutsche Rohstahlerzeugung ist im Februar, gegenüber dem Januar, um 7 bis 8 % gestiegen. Auch die Wagengestellungsziffern der Reichsbahn zeigen eine günstige Entwicklung, die Reichsbahneinnahmen haben sich von ihrem Tiefstande *schon* erholt. Ferner berichtet der Verein Deutscher Maschinenbauanstalten, daß im Februar eine Besserung der Geschäftslage bei seinen Mitgliedern eingetreten sei. Da diese Aufwärtsentwicklung keine isolierte deutsche Erscheinung ist, sondern Parallelen

in England, in Polen, in Oesterreich und anderswo hat, darf man vielleicht annehmen, daß der Tiefpunkt der Depression jetzt wirklich überwunden ist.

Immerhin bleibt das Bild undeutlich genug; und man darf sich nicht wundern, wenn angesichts der Undeutlichkeit und Schwierigkeit der Diagnose auch die politischen Faktoren, die das Schicksal der deutschen Wirtschaft beeinflussen, sich offenbar noch nicht recht haben schlüssig werden können, was eigentlich zu tun sei. Das Bild, das die offizielle Wirtschaftspolitik in den letzten Monaten bot, ist dementsprechend absolut unklar; und das einzige, was sicher zu sein scheint, ist, daß man an dem System der *Subventionen* vorerst gläubig festhält. Die Kohlensubvention ist allerdings noch nicht zustande gekommen, ihr Schicksal dürfte wesentlich von den Maßnahmen der englischen Regierung abhängen. Dafür aber ist, als weiterer Schritt, dem Siegerländer Eisenerzbergbau eine Subvention von 2 M. pro Tonne zugebilligt worden. Man sieht, wie auf dieser Linie immer energischer vorangegangen wird. Wogegen verschiedene andere, aussichtsreichere Kuren, die in Betracht gezogen waren, nicht recht vorwärtskommen. Da ist die Exportkreditversicherung, deren Schicksal noch in der Schwebe ist. Auch der Russenkredit ist noch immer nicht perfekt. Von der angeblich zu erwartenden Neuorientierung der deutschen Handelspolitik in Richtung auf stärkere Exportförderung ist es merkwürdig still geworden. Und während der Reichswirtschaftsminister sich energisch und entschieden für sie erklärt hat, beschreitet der Ernährungsminister, ganz im Gegensatz dazu, wieder den Kriegspfad des Reichslandbundes und teilt der erstaunten Oeffentlichkeit mit, daß auch die jetzigen Agrarzölle noch unzureichend seien. Aus dem Kampf zwischen Reichswirtschafts- und Reichsarbeitsministerium um die Förderung der Bautätigkeit ist das Reichsarbeitsministerium als Sieger hervorgegangen, und ein Kredit von 200 Millionen soll den deutschen Baumarkt befruchten. Aus dem Siedelungsprogramm der Reichsregierung wiederum, das der Reichskanzler vor vier Wochen ankündigte, ist ein deutschnationaler Antrag geworden, dessen verstecktes Ziel es ist, die Zuständigkeit in Siedelungsfragen vom Reichsarbeitsministerium auf das Reichsernährungsministerium zu übertragen. Jedes Ministerium hat so sein eigenes Programm: und „hätten sie den Stein der Weisen, der Weise mangelte dem Stein".

Eine wichtige Frage hat das Steuerkompromiß offengelassen, — eine Frage, um die demnächst zweifellos ein Kampf entbrennen wird. Es enthält nämlich eine Klausel, nach der, wenn aus dem

Branntweinmonopol höhere Erträge aufkommen, eine entsprechende Senkung der Zuckersteuer vorgenommen werden soll. Damit ist die Frage des Branntweinmonopols, für die bereits ein Untersuchungsausschuß des Reichstages besteht, unmittelbar aktuell geworden. Das Branntweinmonopol ist unbestritten das Sorgenkind unter den indirekten Steuern. Es verfügt über einen unfreiwilligen „eisernen Bestand" von weit über einer Million Hektoliter, der eine gefährliche Tendenz zum Wachsen zeigt. In seinem Geschäftsgebiet kommen ständig ungeheuerliche Schiebungen vor, die das Reich um viele Millionen schädigen. Und zufrieden ist offenbar niemand mit ihm. An drei Stellen scheinen vor allem die Schäden zu liegen, die geheilt werden sollten. Da sind zunächst *Zehntausende von kleinen Obst- und Weinbrennereien in Süddeutschland,* vor denen schützend das Zentrum steht. Sie sind in ihrer Existenz politisch unangreifbar und stellen eines der Zentren aller Branntweinschiebungen dar. Denn praktisch ist bei ihrer großen Zahl eine wirksame Kontrolle einfach undurchführbar. Dann kommt die *Organisation des Monopols.* Sein Beirat bestimmt den zu zahlenden Übernahmepreis. Da er wesentlich unter landwirtschaftlichem Einfluß steht, wird dieser Preis für die landwirtschaftlichen Brennereien so hoch bemessen, daß z. B. in diesem Jahr die Kartoffeln vorteilhafter im Rahmen des Brennrechts verwertet wurden als beim Verkauf zu menschlichem Verzehr. Schließlich gibt es, drittens, die *Absatzschwierigkeit.* Man bemüht sich zwar, sogar mit Verlustpreisen, in größerem Umfang auch Motor-Spiritus abzusetzen; eine eigne G. m. b. H. ist gegründet worden, um diesen speziellen Absatz zu fördern. Aber gegenüber den alten, jetzt meist von englischem und amerikanischem Kapital beherrschten Betriebsstoffvertriebsgesellschaften kommt man einfach nicht auf, In Frankreich hat man das Problem verhältnismäßig einfacher gelöst, indem man die Petroleumimporteure zwang, im Verhältnis zur Größe ihres Imports auch eine bestimmte Menge Spiritus abzunehmen; dies dürfte auch immer noch rationeller sein als der Aufbau einer neuen Absatzorganisation neben den schon bestehenden. In Deutschland aber scheint man von solchen Maßnahmen nichts wissen zu wollen. Da von einer befriedigenden Lösung sowohl dieses Absatzproblems wie der beiden anderen, mehr organisatorischen, nunmehr das Schicksal der Zuckersteuer abhängt, (deren Abbau insbesondere angesichts der gedrückten Lage des Zuckerrübenbaus von wirklicher Bedeutung für die Landwirtschaft wäre), sollte das Thema von der Oeffentlichkeit mit etwas mehr Aufmerksamkeit verfolgt werden, als ihm bisher gewidmet wurde, — was bei der Kompliziertheit des Gegenstandes und der noch größeren Kompliziertheit der um ihn herumgewobenen Gesetzgebung an sich ja auch ganz begreiflich sein mochte.

GLOSSEN

DER ENTTÄUSCHTE TASTSINN

Meine Reverenz — wie immer! — der modernen Frau! Meine Reverenz — wie immer! — dem modernen Körperkult! Der die Frauen aus dem Diluvium des Mastodontischen, Qualligen, Wabbligen, Watschligen, aus der Urzeit der Großmamiferen, Großbrüsteträgerinnen in die überhellenische Zeit der Biegsamen, Geformten, Schauwürdigen herübererlöst hat. Aber . . .

Aber erleben wir jetzt am Ende nicht eine Überspitzung des Ideals? Ist es jetzt nicht so weit gekommen, daß wohl die Kreisbogen mit gewaltigem Radius die Konturen der Brüste, Bäuche und Schenkel verlassen haben, daß aber an ihre Stelle nicht jene sonderbaren, länglichen Kegelschnitte, die Ellipsen, Hyperbeln, Parabeln getreten sind, sondern spitze, gebrochene Geraden? Kurz, wird nicht jenes harmonische Gleichgewicht von Linie, Schwellung und goldengeschnittenen Abmessungen ins Negative zerstört?

Man muß oft mit ja antworten. Der Grund ist ein zwiefacher. Einmal wird jeder Frauenkörper wahllos über dieselbe Kniebeuge, über denselben Schulterstand gemensendieckt (oder sonst was). Aber Individuum heißt nicht bloß Geist, sondern — vielleicht noch mehr! — Körper. Und wie es für Mathematik ungeeignete Geister gibt, so gibt es für Schulterstände ungeeignete Frauenkörper. Und wenn man diesen Körpern die Schulterstände einbüffelt, bleiben die Folgen nicht aus. Aber noch viel gefährlicher ist der Umstand, daß sich Frauen der Körperkultur in einem Alter zuwenden, in dem der Körper die natürliche Formbarkeit bereits verloren hat. Während der jugendliche Körper willig der Modellierung durch das Turnen folgt, Kräfte und Säfte einen berückenden Turgor, jene Schwellung, hervorzaubern und der einmal so modellierte Leib die köstliche Form bis ins hohe Alter wahrt, kann der Körper der älteren Frau nur eines tun — Fett verlieren. Die Körperkultur wird zur Entfettungskur. Und — Aufrichtigkeit, meine Damen! — etwas anderes wollen Sie gar nicht.

Aber die Rache des beleidigten Körpers, der sich gegen das ungewohnte Regime auflehnt, bleibt nicht aus. Die Frauenärzte flüstern es sich zu — sie werden es nie laut sagen: daß in dieser Aera des Frauenturnens die Unterleibsleiden zugenommen haben. Die moderne Frau gebärt nicht mehr so leicht wie das Tier des Waldes und Feldes. Wieviele kleine Reizungen, Närbchen bleiben, unbemerkt, nach einer Geburt zurück! Sie werden zu wahren Leiden großgeturnt.

Und was flüstern die Männer, die Ehemänner und die Liebhaber? Sie sind entzückt und stolz, wenn jetzt die Robe ihrer Dame frei und mit kleinem Faltenwurf fällt. Aber die sinnliche Liebe ist nicht die Domäne eines einzigen Sinnes. Sie beginnt mit dem Gesicht und endigt im — Tastsinn. Wenn das Kleid fällt und die Lampe erlischt, dann beginnt die Stunde des Ursinns, des Tastsinns. Dann hört der Körper auf, Kleiderträger zu sein. Dann muß aus den elastischen Schwellungen der Glieder, unter deren Haut ein klarer und gesunder Säftestrom kreist — sie gleichen Blättern, die nach dem Regen „strotzen" —, jener kreatürliche Magnetismus ausströmen, jene Wollust der Berückung, jene geheimnisvolle Urkraft der sich immer wieder neugebärenden Welt.

Wehe, meine Damen, wenn Sie zu stark auf das Auge gebaut und den Tastsinn vernachlässigt haben! Er wendet sich, tausendfach sensibler als das Auge, nur zu rasch ab, wenn er statt der lebendigen Form die schlaffe, welke, unelastische Hülle eines sinnlos entfetteten Körpers findet.

Arnold Hahn

GANZ WIE BEI UNS

„In diesem Lande, wo man die Richter aus den Leuten wählt, die zu dumm sind, um ihr Brot als Rechtsanwälte zu verdienen, bezahlt man sie sehr schlecht, und um dennoch welche zu bekommen, gestattet man ihnen, unverschämt und bissig zu sein!"

Prosper Mérimée (13. Juni 1861).

JUBILÄUM EINER KÖNIGIN

Zum 150. Geburtstag der Königin Luise wurden an ihrem Denkmal im Berliner Tiergarten zahlreiche Blumenspenden niedergelegt, meist mit Begleitschreiben der patriotischen Spender. Eines davon enthielt folgenden Text:

Meine sehr heißgeliebte, herzensgute Landesmutter Königin Luise!

Ich gratuliere Ihnen herzlichst zu Ihrem lieben 150jährigen Geburtstage. Mit freundlichen Grüßen

Ihre ewig dankbare
Frau Klara Senft

VOR GERICHT

Ein junger Mann ist angeklagt, versucht zu haben, seine Arbeitgeber mit vergiftetem Kuchen zu töten. Er ergeht sich in Beleidigungen gegen die Kläger, die seine Verurteilung verlangen.

Der Rechtsanwalt der Gegenseite scheint ihm mit Vergnügen zuzuhören. Und als der Verbrecher für einen Moment Atem schöpft, unterbricht er mit einer Anspielung aus Cicero:

— Fahren Sie nur fort mit Ihren Beleidigungen, Ihre Grobheiten sind mir lieber als Ihre Süßigkeiten.

DER MINISTER UND DER GROSSE KURFÜRST

Der viel umstrittene sozialistische Minister hat neulich im Parlament gesagt, auch ihm fehle es nicht an Respekt vor den preußischen Traditionen. So hänge zum Beispiel in seinem Arbeitszimmer das Bild des Großen Kurfürsten. Die Monarchisten murrten und lachten dazu, die Republikaner applaudierten. Ich halte es in diesem Fall mit den Monarchisten.

Verehrter sozialistischer Minister, zweierlei ist möglich. Entweder Sie fanden das Bild vor wie Tisch und Stuhl und Papierkorb, dann ließen Sie es eben am Platz, ohne dabei gerade von der Gipfelluft preußischer Geschichte umwittert zu sein. Oder ein geheimrätlicher Obertapezier drängte sich als Expert für standeswürdigen Wandschmuck auf und Sie entschieden sich für den Herrn Kurfürsten: a) weil sowas auf mehr konservativ gerichtete Besucher immer einen angenehmen Eindruck macht, b) weil dieser Dynast zu lange einbalsamiert ist, um die Inquisitorentalente Ihrer ganz radikalen Genossen zu reizen. Aber daß dieser majestätische Herr mit den apoplektischen Gewitterbacken nun gerade als seelische Kraftstation fungiert für die Stunden, in denen Sie an Preußen verzweifeln, lieber Gott, das zu behaupten, dazu gehören schon die Wunderwege einer Parlamentsdebatte.

Was war, Herr Minister, der Große Kurfürst für Sie vor Ihrer Ministerschaft? Eine verschwom-

mene Schulerinnerung, nicht mehr. Über Ihrem Schreibtisch da hingen wohl Karl Marx und der alte Liebknecht und irgendein Parteiveteran, der Ihren ersten Aufstieg sorglich hütete und förderte. Und über dem Sopha vielleicht vergilbte, polizeiliche Strafverfügungen, Trophäen aus der Wanderzeit, rote Schleifchen und eine längst blaßgewordene rote Nelke von jener Maifeier, da Sie, fiebernd vor Erregung, zuerst zu den Massen sprechen durften.

Gewiß, Herr Minister, es wird Ihnen schwer gefallen sein, sich von diesen Reliquien zu trennen. Ihr Herz zitterte und etwas in Ihnen opponierte, als Geheimrat Obertapezier Ihnen devotest erklärte, daß so etwas in Ministers Arbeitszimmer nicht gehöre. Und mag man Ihnen schon die Herrlichkeit der Vergangenheit an die Wände kleben, ohne daß Sie es hindern dürfen, irgendwo in dem weiten Raum wird wohl eine Ecke frei sein für die Niederungen der Gegenwart. Kennen Sie Käthe Kollwitz, Herr Minister, die größte und warmherzigste Frau, die jemals in der Welt den Zeichenstift führte? Kennen Sie die gräßliche Wahrheit ihrer Proletarierfrauen, kennen Sie diese zermergelten Gesichter mit leergebrannten, hoffnungslosen Augen, diese eingesunkenen Brüste und diese schrecklich gewölbten Leiber, vom Fluch der Fruchtbarkeit gezeichnet? Geben Sie einem solchen Bildchen Raum in Ihrem Zimmer, und Sie werden, wenn Sie zweifeln, Sohn des Volkes, nicht in der preußischen Geschichte zu suchen brauchen. Wer weiß, vielleicht war Ihre eigene Mutter eine solche Frau, und sie würde ungläubig gelächelt haben, hätte ihr ein Engel die frohe Botschaft zugeflötet, ihr Sohn würde einmal mit dem Herrn Großen Kurfürsten auf Du stehen.

Tun Sie ihn weg, den dicken Mann mit der riesigen Wollperücke. Was soll er Ihnen, wenn Ihr Blick einmal hilflos über die Wände irrt, weil die trockenen Akten unter Ihren Händen wie heißer Wüstensand zu glühen beginnen? Gloire des Helden zerpustet schnell, das Leid schwärt weiter. Was Der den triumphierenden Feinden nachrief, die ihm den oft verkauften Degen aus der Hand schlugen, das schreit tausendfach desperater aus so einem armen, armen Arbeitstier: „Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor . . .“

Lucius Schierling

MELDUNG AUS ROM

Helen Wills, die in Rom angekommen ist, um dort im Tennisklub gegen italienische Tennismeister zu spielen, erklärte, als man sie fragte, ob sie bei den faschistischen Feierlichkeiten zu Ehren des 7. Jahrestages des Faschismus zugegen sein werde: „Ich möchte lieber Tennis spielen als Mussolini sehen . . .“

(Vossische Zeitung)

DER VATER

Die Herzogin von Sutherland, Patronatsdame eines Londoner Mutterheims, besucht die Säle des ihrer Obhut anvertrauten Institutes. Große und liebenswürdige Dame, die sie ist, geht sie von Bett zu Bett, unterhält sich mit den mehr oder minder glücklichen Wöchnerinnen, streichelt die Babys, wiegt sie in den Händen usw. usw.

Eines der Babys, dessen kleiner Kopf sich schon mit einem zarten Flaum knallroten Haares zu bedecken anfängt, fällt ihr besonders auf. Die Herzogin betrachtet das Kind mit offenem Vergnügen, wendet sich dann an die Mutter, ein schönes, kräftiges Mädchen

mit rabenschwarzem Haar, und fragt: „Nicht war, der Vater war rothaarig, liebe Mutter?“ Diese hebt die Augen, sieht die Fragerin groß an, zaudert etwas mit der Antwort, besinnt sich aber endlich und sagt: „Ich weiß nicht, Madam, der Herr . . . der Herr hat seinen Hut aufbehalten.“

NETSCHAJEW

Nach langen Jahren steigt ein viel verlästerter Schatten auf, die Hand einer Greisin segnet ihn: der Schatten Netschajews, jenes Mörders Iwanows, eines russischen Studenten, Freundes des Schwagers Dostojewskis. Die Netschajewaffäre hat in den siebziger Jahren alle europäischen revolutionären Kreise tief erregt; als intellektueller Urheber wurde Bakunin hingestellt, sein Verhältnis zu Netschajew gab Marx und Engels Anlaß, den ersehnten Bannspruch über das längst verwünschte enfant terrible der Revolution anscheinend mit Fug und Recht zu fällen. Die Erklärung der I. Internationale zu dieser Sache liest sich wie ein wutschäumendes Pamphlet, Mehring schreibt, sie stehe „auf der untersten Stufe“ dessen, was Marx und Engels geschrieben haben. Die Netschajew - Iwanow - Affäre wurde der Anlaß zu Dostojewskis „Dämonen“. Die abenteuerliche Figur Netschajews, des „jungen Wilden“, des „kleinen Tigers“, wie ihn Bakunin nannte, rückte stark in den Vordergrund, und es kann absolut keinem Zweifel unterliegen, daß Netschajew hemmungslos Streiche vollführt hat, die furchtbaren Schaden angerichtet haben. Er hat entsetzlich gebüßt. Die Ermordung Iwanows wurde als Kriminal-, nicht als politisches Verbrechen interpretiert; Netschajew, der in die Schweiz geflohen war, wurde verhaftet. Alexander II. bestand auf der Auslieferung des jedenfalls für ihn gefährlichen Menschen (und das sollte man doch nicht vergessen), Netschajew kehrte in Ketten nach Rußland zurück, wurde eingesperrt und starb nach zehnjähriger, qualvoller Einzelhaft. Bakunin hat vergebens Himmel und Hölle in Bewegung gesetzt, um ihn zu befreien. Die I. Internationale beschimpfte Netschajew, während er eingekerkert war, — ich kann mir nicht helfen — sehr edel war die Handlungsweise wirklich nicht.

Und jetzt kommt Kunde von Netschajews Kerkerdasein: nicht ohne Erschütterung liest man in den schon genug aufregenden Erinnerungen der tapferen Wera Figner die Kunde über Netschajews letzte Jahre (Wera Figner. Das Attentat auf den Zaren. Malikverlag). Die Figner erzählt, wie eines Tages in einer illegalen Sitzung plötzlich ein Gefährte einen Zettel auf den Tisch warf: „Von Netschajew!“ Niemand hatte seit neun Jahren wieder etwas von ihm gehört, niemand wußte, ob er noch lebte oder tot war. „Dieser Brief trug einen streng sachlichen Charakter; keine Ergüsse, keine Sentimentalitäten, kein Wort von dem, was Netschajew durchlitten hatte und gegenwärtig durchlebte . . . Er schrieb wie ein Revolutionär, der soeben erst aus den Reihen der Kämpfer ausgeschieden ist . . .“

Man plante einen Befreiungsversuch, aber die Vorbereitungen wurden verraten, Mitglieder der

Organisation verhaftet, dann explodierten die Bomben gegen Alexander II.; Netschajew wurde vergessen und starb am 21. November 1881 — aber das hat man erst vor einigen Jahren erfahren. Sein Denkmal setzte nun Wera Figner — der Bann hat sich gelöst. Eine alte Frau, die selbst schon fast eine legendäre Gestalt noch bei Lebzeiten geworden ist, hat dies Wunder vollbracht.

Kurt Kersten

FILM

Die Nächte einer schönen Frau.

Verläßt man diesen Film Chaplins, den er nicht spielt, sondern spielen läßt, d. h. den er inszeniert hat, so wird man zunächst enttäuscht urteilen: das war ja die tausendmal verfilmte Schablonenkitschgeschichte von dem Provinzmädel, das, nach Paris verschlagen, als Kokotte lebt, zufällig, mitten im Rausch, den einst Geliebten als armen Maler wiederfindet, zwischen Luxusleben und sentimentaler Sucht nach Bürgerlichkeit schwankt, bis der Geliebte hops und sie, nach betränter Aussöhnung am Leichnam mit dessen Mutter, ins Kinderspital geht.

Aber, aber, aber... bedenkt man dann den Fall, so steigen unverwischbar - eindringliche Episodenbilder auf von nie gesehener Raffiniertheit und Treffsicherheit. Chaplin kniet sich nicht in die Grundhaltung hinein, sondern schwebt, lächelnd und sacht mit moralischem Finger drohend, darüber hin. Er walzt nicht die Sentiments aus, sondern formt und bosselt die Einzelheiten in der Mannigfaltigkeit des Geschehens. Er blättert ein Lebensbilderbuch präzisester Sachlichkeit auf.

Ein Kellner gießt Sekt ein: und es offenbart sich die hohe Schule diskret beflissener Dienstfertigkeit. In ganz knappen Ausschnitten wird Glanz und Elend der Courtisanen fast spielerisch, aber dennoch kraß deutlich. Während zwei Kokotten klatschen, sieht man nicht sie, sondern im Gesicht der Masseuse, von der gerade die Eine bearbeitet wird, Neugier und Mißgunst unter der Maske sauertöpferischer Uninteressiertheit. Wenn beim Atelierfest ein Modell enthüllt wird, zeigt Chaplin nicht den Nackedei, sondern die enthüllende Wirkung dieses Anblicks auf ein Dutzend Beschauer. Wir merken allmählich: für Chaplin ist dieser Film nur der Anlaß, Seelen und Schicksale zu entschälen mit dem Fanatismus der Menschenliebe, nicht mit Krampf und Schweiß, sondern mit leichter, lockerer Hand, zwischen Lachen und Weinen, so daß wir diese hundert kleinen Menschenschicksale lieben lernen wie er.

Und noch eins: Dieser Film meidet den Eklat. Nicht nur daß etwa ein einfahrender Zug, statt selbst gezeigt zu werden, nur in den vorüberhuschenden Licht- und Schatteneffekten auf der Gestalt der wartenden Heldin sichtbar wird. Sondern das ist ein Film des Aneinandervorbei. Von Anfang an: als die beiden Liebenden aus dem Provinznest fliehen wollen, und der Liebhaber durch den Tod seines Vaters zurückgehalten wird, über ihre Unentschiedenheit zwischen dem Luxus lässiger Liebe und redlicher Herzensneigung, bis zum Schluß, als das Auto mit dem einstigen Lebefreund an dem Leiterwagen vorbeifährt, auf dem die zur Kinderpflege heimgekehrte Heldin sitzt. Das alles ergibt eine Atmosphäre von Spannung, Ironie und Resignation. Diese Atmosphäre strahlt am vollkommensten aus dem von uns längst bekannten und geliebten Adolphe Menjou mit den vergnügten Aeugelein und den Schnurrbartspitzen, der nur

mit geringsten Veränderungen der Mundmuskulatur sich ausdrückt und sein elegantes Lebemannstum ebenso selbstverständlich - unaufdringlich wie sarkastisch - überlegen trägt.

Kurt Pinthus

OPERETTENTEXTE

Zu der neuesten Wiener Operette, der „Zirkusprinzessin", haben Julius Brommer und Alfred Grünwald ein Libretto mit zahlreichen Liebes- und Tanzliedern folgender Art gedichtet:

Die Fürstin Feodora singt:

„Sicher hat der Teufel die Lieb' erfunden,
Die bei Tag uns und bei Nacht
So viel Kummer macht.
Die uns schenkt so herrliche süße Stunden,
Die uns aber anderseits schlägt die
[tiefsten Wunden,
Drum frag' ich, drum sag' ich, drum
[möcht ich so gerne wissen:
Ja, ist denn die Liebe wirklich gar so
[schön?
Kann denn die Welt nicht ohne sie
[besteh'n?
Wenn uns Gott Amor oft so bang' macht,
Den einen krank macht, den andern
[schlank macht.
Ist denn die Liebe wirklich gar so schön?
Wenn uns die Männer so den Kopf
[verdreh'n?
Liebesbrief und Stelldichein,
Also bitte: muß denn so was sein?"

Ein anderes Tanzduett lautet:

„Liebling, frag' nicht warum. Mausi,
[frag' nicht warum,
Schatzi, frag' nicht, warum du mir so
[gut gefällst!
Du hast so schöne Wimpern, mit denen
[kannst du klimpern!
Du hast so was, so dies und das, weiß
[nicht was.
Dein Gang ist so elastisch, die Formen
[sind so plastisch,
Du hast den allerschönsten Wuchs, von
[Wien bis Buchs.
Liebling, frag' nicht warum . . . .
Dein Antlitz, dein geschwollnes,
Gemahnt an Gunnar Tolnaes,
So schön war noch kein Kinoprinz
Von Wien bis Linz."

Und im letzten Akt singt ein Fürst dieses „Wiener Lied":

„Wer sich einmal in dieser Stadt
Alle Mäderln gut angeschaut hat,
Kann vergessen sie nimmermehr,
Den treibt die Sehnsucht aufs neue stets
[her!
Und die Frauen erst, Herrgott! Ui jö!
Da staunt der Fachmann und sagt:
[Dulliö!
Und auch der Laie ist sehr entzückt,
Wenn so ein Wiener Haxerl er erblickt."

Die „Zirkusprinzessin" hatte bei ihrer Wiener Erstaufführung einen Erfolg, der ihr viele Hunderte von Wiederholungen und Aufführungen in den meisten Städten Europas sichert.

BRIEFE AN DAS TAGEBUCH

Der Herr Kanya

Die Mitteilungen des „T.-B." über Herrn von Kanya, der leider noch immer seine Tätigkeit als ungarischer Gesandter in Berlin ausüben darf, haben in den Kreisen der Berliner ungarischen Kolonie vollstes Verständnis gefunden. Die hier lebenden Ungarn empfinden es als Schande, daß ein Mann, der in der Francsfälscheraffäre eine so zweideutige Rolle gespielt hat wie Herr von Kanya, noch

immer als Repräsentant ihres Landes auftreten darf. Selbst das Organ der in Deutschland ansässigen Ungarn, der „Magyar Szemle", der naturgemäß auf ein gutes Verhältnis zur Gesandtschaft Wert legen muß, sah sich durch die allgemeine Stimmung in der ungarischen Kolonie veranlaßt, heftige Angriffe gegen die Budapester Regierungsstellen zu richten, deren Verhalten das im Ausland lebende Ungarntum in eine mehr als unangenehme Lage gebracht hat. Gemeint war damit nicht zuletzt, daß die Regierung Herrn von Kanya auf seinem Posten ließ. Hoffentlich nicht mehr für lange! *Ein Ungar*

TORQUEMADA

In Nr. 10 des „Tage-Buches" veröffentlichten wir einen Aufsatz „Torquemada" von Emil Lucka. Wir möchten unsere Leser besonders darauf hinweisen, daß Emil Luckas Arbeit seinem Buche „Torquemada und die spanische Inquisition" entnommen ist, das soeben im Verlag Karl König, Wien-Leipzig, erschien.

PHILOSOPHISCHE ANEKDOTE

Ja, warum denn nicht?

Ein ehemaliger Intendant erzählte:

„Ich stand dem Reichspräsidenten gegenüber, ich hatte ein Gespräch mit ihm zu führen, ich sagte: „Herr Reichspräsident, wir würden uns sehr glücklich schätzen, wenn Sie einmal zu uns in die Oper kommen wollten, wir würden unsere besten Stimmen singen lassen, unser Orchester ist das wohlklingendste, wir könnten Wagner oder Mozart aufführen oder einen Modernen."

Der Reichspräsident hörte mich an, obwohl er in die Luft schaute, dann sagte er ganz langsam, nach reiflicher Überlegung: „Tja .... Warum —— denn —— nicht?"

INHALT DES LETZTEN HEFTES

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin SW 19, Beuthstraße 19. Telephon: Merkur 8790, 8791, 8792. Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin W 35, Genthiner Straße 22. — Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin SW 19, Beuthstraße 19. — Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Wien 156 791. Bankkonto: Commerz- u. Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstraße 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Prikopy 6. — Druck von Gehring & Reimers, G. m. b. H., Berlin SW 68, Ritterstraße 75. — Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Beutstraße 19.

Bezugspreis durch die Post in Deutschland pro Monat 2.— Reichsmark, pro Quartal 6.— Reichsmark; unter Streifband im Inlande und nach Oesterreich monatlich 2.25 Reichsmark, vierteljährlich 6.50 Reichsmark. Für das übrige Ausland nur Streifbandlieferung monatlich 2.50 Reichsmark, vierteljährlich 7.— Reichsmark. Zahlungen in ausländischer Währung werden zum amtlichen Tageskurs der Berliner Börse am Eingangstage gutgeschrieben.

Inseratenpreise: Grundpreis für die ganze Seite 125 Reichsmark. Bei größeren Abschlüssen progressive Wiederholungsrabatte auf den Grundpreis.

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, zweite Aprilwoche.

Noch immer hat sich die deutsche Regierung nicht entschieden, ob sie die Einladung zur Teilnahme an der Kommission zum Studium der Ratsfrage annehmen oder ablehnen soll. Juristisch kann sie, solange sie dem Bunde nicht angehört, anscheinend nur als beratendes, nicht als stimmberechtigtes Mitglied eintreten. Auf die Stimmberechtigung scheint sie andrerseits aber gerade Wert zu legen; und bisher pflichtet ihr die Presse allgemein bei. Das Problem ist, wenn man es formal behandelt, in der Tat so knifflich, daß hundert Dissertationen darüber geschrieben werden könnten. Aber praktisch ist es — glücklicher- oder unglücklicherweise — *nur dann* wichtig, wenn man die Absicht hat, eine *falsche Politik* zu betreiben. Denn selbst wenn Deutschland jedes ordentliche Recht erhalten wird —: *klug* wird es nur sein, wenn es so verfahren wird, als besäße es *kein* Recht! Mit größtem Nachdruck muß gesagt werden, daß Deutschland unerhört falsch operieren würde, wenn es, als erste Handlung im Völkerbund, eine Einigung, die alle anderen unter sich etwa zu erzielen vermögen, durch seine Stimme verhindern würde. Das ist uns in Genf glücklicherweise erspart geblieben, obwohl wir schon nahe daran gewesen waren uns so weit festzufahren —: im letzten Augenblick wurde das starre deutsche Nein doch noch aufgegeben, und statt des Neuankömmlings Deutschland sprengte das alteingesessene Brasilien die Tagung. Bei den bevorstehenden Beratungen sollte man von vornherein entschlossen sein, unter keinen Umständen in der Rolle des Querulanten zu erscheinen. In Genf ist die deutsche Stellung so definiert worden, daß es im Völkerbundsmechanismus zu unerfahren sei, um sich im voraus mit Ratsveränderungen einverstanden erklären zu können. Nun gut, dieser Standpunkt führt ganz logisch dazu, daß man, wenn die Erfahrenen unter sich ein Einverständnis erzielen können, auch nicht der Besserwisser sein darf. Es wird furchtbar schwierig für die anderen sein, dies Einverständnis zu erreichen, vielleicht werden höchst komplizierte Satzungsänderungen dafür notwendig sein. Gelingt es den Eingesessenen aber überhaupt, sich irgendwie herauszuwinden, so sollte es eine ausgemachte Sache sein, daß Deutschland nicht noch Spezial-Schwierigkeiten anrichten wird. Man kann nicht den Augenblick, in dem man einer Gemeinschaft beitritt, dazu be-

nutzen, sich von vornherein verhaßt zu machen. Man kann auch nicht, während man den Beitritt in einen Bund verlangt, eine Politik betreiben, die möglicherweise zu seiner Explosion führen wird. Möge das Haager Exempel stets im Auge behalten werden! Es wäre ein unausdenkbares Unglück, wenn noch einmal eine Institution, die mindestens vorgibt, dem Frieden zu dienen, durch Zündung von Deutschland her in die Luft flöge!

Mitten in den schwersten Finanzsorgen und -debatten hat die französische Kammer ein Gesetz gegen den Gummischnuller der Säuglinge beraten und beschlossen. Es war ein kleines Meisterstück parlamentarischer Regie. Schon daß man den Gesetzentwurf zwischen die heftig umstrittenen, am Ende nur durch die Abstinenz der Sozialisten ermöglichten Steuergesetze schob, war virtuos. Plötzlich war eine Einheitsfront geschaffen, eine union sacrée contre la sucette. Um die Sache besonders wirksam hinauszustellen, hatte man den greisen, aber frischen Alterspräsidenten, den 82jährigen Professor Pinard, zum Referenten bestellt. Er wies nach, daß der Gummischnuller, der gefährlichste Infektionsübertrager, an Frankreichs brennendster Wunde, an der Säuglingssterblichkeit, hohe Schuld trage. Es wurde nicht bloß die Abschaffung, es wurde die Vernichtung aller noch existierenden Säuglingsschnuller beschlossen! Die Abgeordneten, die in die Osterferien ziehen, können ihren Wählern erzählen, daß sie nicht bloß den Franken, sondern auch den französischen Säugling vor dem Untergang zu retten bemüht gewesen. In den Wählerversammlungen der Provinz wird von dem Schnuller so viel geredet werden wie von der Kapitalabgabe. Der Schnuller, den man dem Säugling faktisch abgenommen, wird zum letztenmal verwendet — beim französischen Wähler. Finanzprobleme sind komplizierter als Kinderpflege. Aber wie wichtig ist es, eine unbefriedigende Session mit einem volkstümlichen Schnullergesetz zu beenden. Aerzte, Mütter, Kinderfreunde werden erfreut und selbst der murrende Steuerzahler blickt einen Moment lang abgelenkt zur Wiege des französischen Säuglings . . . Wann wird der deutsche Parlamentarismus die weise Technik dieser Schnuller-Episode erreichen?

Dieser Tage gab Adolf Hitler in seinem sterbenden Blättchen bekannt, daß er für seine Person vollkommener Antialkoholiker sei und daß er für die völkische Bewegung die Enthaltung von Bier, Wein, Schnaps für unbedingt wünschenswert halte. Man kann sich, wie so oft in Hitlers Tragikomödie, einer teilnahmsvollen Regung für den unpolitischen Apostel nicht erwehren. Abstinent in München? Wenn Hitler seiner Bewegung den letzten Todesstoß versetzen wollte, so hätte er sich dies trockene Bekenntnis ersinnen müssen. Hitler ohne Bürgerbräu? Jungmannen

ohne schäumendes Naß? Bayrische Politik ohne Maßkrug? Es ist ein ideologisches Moment in diesem armen Schwärmer, das ihn rührend macht. Kein Zweifel, vom Standpunkt einer unerbittlichen Rassenpflege hat der Abstinent Hitler ganz recht. Bloß vom Standpunkt des realistischen Politikers, der ein Volk mit seinen Tugenden und Lastern, so wie es ist, in seine Rechnung stellen muß, sieht Hitlers Bekenntnis wie ein Don Quichote-Streich aus. Nicht zu reden davon, daß das völkische Programm durch die Erkenntnis vom Fluche des Alkohols ein Loch bekommt. „Nüchtern wie ein Jude", heißt es einmal bei einem Shakespeare-Nachfolger. Wie, soll das verhaßte Volk, das nie besoffen wird, plötzlich ein Vorbild sein? Umgekehrt, die Pschorr und Sedelmayr, die Löwen-, Hof- und Spatenbrauer, die ihr eignes Volk mit braunem Saft, mit den Alkoholfeinden zu sprechen, systematisch vergiften, sind Zerstörer rassischer Kraft und stammen doch selbst aus gut germanischer Rasse? Oh, Hitler, indem Du diesen Knoten des völkischen Netzes durchhautest, löst sich vielleicht Schlinge um Schlinge . . . Der Maßkrug war die Waffe des völkischen Politikers. Weh dem Vulgärdemokraten, der wider den Maßkrug wirken will! Eine nationale deutsche Bewegung ohne Biertisch? Ein Volk von Wassertrinkern die völkischen Erneuerer? Der bierbäuchige Philister hört's und lacht. Armer Adolf, indem du dich vom Bürgerbräu losgesagt, bist du, der Staatenlose, auch volklos geworden. Ohne Bier kann man vielleicht eine Religion gründen, eine deutsche Nationalpartei niemals!

Schon die zahlenmäßigen Ergebnisse des Volksbegehrens in Ostpreußen ließen vermuten, daß im Herrschaftsgebiet der ostelbischen Junker wieder mit ähnlichen Mitteln gearbeitet worden sei wie in den Zeiten des seligen preußischen Dreiklassenwahlrechts. Wenn die Sozialdemokraten und Kommunisten bei den Dezemberwahlen 1924 allein 22,2 Prozent der ostpreußischen Stimmen auf sich vereinten, wenn für das Volksbegehren aber nur 12,6 Prozent der Wahlberechtigten stimmten, so läßt sich die Differenz nicht anders erklären, als daß die ostpreußische Bevölkerung durch Sabotage und Terror an der Ausübung ihres Stimmrechts gehindert worden ist. Eine Anfrage der kommunistischen Landtagsfraktion an die preußische Regierung stellt als Beispiel dafür einige Dutzend Fälle zusammen. Da werden Gemeinden aufgeführt, in denen überhaupt keine Listen zur Eintragung für das Volksbegehren aufgelegt wurden, oder in denen keine Bekanntmachung erlassen wurde, oder in denen ungültige Listen auflagen. Ein Gemeindevorsteher wird genannt, der Wahlberechtigte, die sich in die Listen einzeichnen wollten, kurzerhand vom Hof jagen ließ; ein anderer, der auf der Bekanntmachung den Vermerk gestattete, jeder, der sich einzeichne, kennzeichne

damit „seine gaunerhafte undeutsche Gesinnung" und ähnliches mehr. Diese Zusammenstellung wird von der ostpreußischen Rechtpresse nun nicht etwa verschwiegen, sondern vollinhaltlich wiedergegeben. Schamhaft und ängstlich sind die ostpreußischen Reaktionäre nicht: ihre Presse veröffentlicht die kommunistische Anfrage unter der stolzen Ueberschrift „Ostpreußische Ehrentafel". Das ist offen und wirkt fast wie Mannesmut. Aber das schöne Bild einer mutigen Fronde verdunkelt sich leider etwas, wenn man in Betracht zieht, daß schließlich *kein großes Risiko* damit verknüpft ist, in Ostpreußen gegen Verfassung und Recht zu frondieren. Es interessiert sich kein Minister und kein Staatsanwalt dafür.

Alle Ostern verlassen ein paar Tausend Abiturienten die höheren Schulen Deutschlands. Auf den Abgangszeugnissen befindet sich der schöne Vermerk: „er verläßt die Anstalt, um . . . . ." Und die freundlich befriedigte Neugier des Klassenlehrers füllt dort stolz aus: „um Rechts- und Staatswissenschaften zu studieren" — oder was sonst der Schüler nach langem Schwanken als sein Berufsziel angegeben hat. Wie aber kommen die jungen Leute zu ihrer Wahl? Warum wird dieser Jurist und jener Techniker? Man kann ruhig sagen: aus sinnlosem Zufall. Ist es nicht erstaunlich, daß im Zeitalter der Rationalisierung die Berufswahl so unvernünftig vor sich geht? Die Eltern sind der Beratung ihrer Kinder nur in seltenen Fällen gewachsen. Denn auch die Väter wissen meist nur in ihrem eigenen Fach Bescheid und haben, besonders wenn sie selbst „unstudiert" sind, phantastische Vorstellungen von den akademischen Berufen. Die Schule aber tut nichts dazu. Den Primanern wird zwar empfohlen, die *Berufsberatungsstellen* aufzusuchen. Aber das tun nur die wenigsten; und auch die bleiben unbefriedigt, da auch die Berufsberater, die ohnehin vielfach ungenügend vorgebildet sind, für ihre Aufgabe gar nicht ausreichen, sondern sich darauf beschränken, Statistiken zu produzieren und über die materiellen Chancen Auskunft zu erteilen. Warum halten den Schülern nicht Angehörige der verschiedenen Berufe Vorträge über die Eigenart ihrer Tätigkeit, über die Anforderungen ihrer Arbeit und die beste Vor- und Fortbildung dafür? Warum werden die Primaner nicht, statt mit griechischer und lateinischer Geschichte oder Synthax vollgestopft zu werden, in Führungen oder Unterrichtstunden mit den wichtigsten Erwerbszweigen vertraut gemacht? Ja, warum geschieht nicht, was beispielsweise in Amerika sich immer mehr einbürgert: warum werden die Schüler nicht wochenweise zu praktischer Arbeit beurlaubt, um systematisch die weite Wirklichkeit außerhalb der Schulzimmer kennen und auch die Reize und Vorzüge körperlicher Arbeit verstehen zu lernen? Nur so werden die Schüler gemeinsam mit

ihren Lehrern und mit Praktikern aller Fächer herausfinden, wohin ihre Neigung sie lockt, ihre Begabung sie weist. Man jammert darüber, daß unserer Zeit der Berufsidealismus verlorengegangen sei. Vielleicht fragen sich die berufsmäßigen Idealisten in der Schulverwaltung einmal, was sie durch richtige Berufsberatung dagegen tun könnten.

Die *preußische Akademie der Künste* soll nun auch eine Abteilung „Dichtkunst" erhalten. So macht denn der Staat dem Paria unter seinen Kunstpfleglingen endlich gnadenweise die Türe zu einem Hause auf, in dem er von Rechts und Ueberlieferungs wegen zuerst und zuoberst wohnen sollte. Akademie? ist das nicht ursprünglich jener Garten des Atheners Akademos, in dem der Dichterphilosoph Plato die Philosophiefreudigen (besser Sophiefreudigen) um sich versammelte? Haben sich da die „bildenden Künste" nicht ebenso unrechtmäßig zu Herren gemacht wie in den Museen, die ja alle nach dem herrlichen Museion in Alexandrien benannt sind, in dem die gewaltige Bibliothek und jener große Verein hellenistischer Dichter, Philologen und Literaten untergebracht war? Aber den Minister Becker werden wohl nicht klassische Gewissensbisse zur Eröffnung der Dichterabteilung getrieben haben. Vielleicht hat er erkannt, daß das Staatswohl, besonders die Außenpolitik — wir haben letzthin in einem Aufsatz „Literatur und Weltgeltung" davon gesprochen — verlangt, den deutschen Dichtern mehr Würde und Relief zu geben. Ein Dichter, der höchster Kunstwürdenträger seines eigenen Landes ist, wird auch im Auslande eher Respekt und Geltung finden. Und wenn unter einem Namen „Mitglied der preußischen Akademie der Künste" steht (hoffentlich nicht das abscheuliche „Professor"!), so ist er auch für das Ausland immerhin aus einer gleichgültigen Fülle Anderer herausgehoben. Aber es könnte allerdings auch sein, daß dem Minister eine Art *Belohnungsapparat für gutes dichterisches Betragen* vorgeschwebt hat. Daß er einen Sammelpunkt für dichterische Musterjünglinge und Musterpreise schaffen will, so recht etwas Staatliches. Der Himmel schütze uns davor! Oder es könnte auch umgekehrt sein, daß er die Dichtabteilung zur *Stätte des „modernen Geistes"* machen will. Fürchterliche Gefahr! Denn dann ist tausend gegen eins zu wetten, daß unsere Betriebsamen, die Dichtervereinsmeier, die Cliquenkönige, die Großschnäuzigen, im Handumdrehen mit dem Professortitel herumlaufen werden. Jedenfalls: uns bangt um das Schicksal der Dichterabteilung. Und wir erinnern uns des Spottverses, den der Philosoph Timon auf das ehrwürdige alexandrinische Museion schrieb:

Zahlreich werden gefüttert im stämmereichen Aegypten,
Bücherkritzler im Käfig der Musen, beständig sich zankend.

* * * WARUM WIRD VERTUSCHT?

Welcher Teufel reitet die deutschen Behörden und die Organe der deutschen öffentlichen Meinung, daß sie sich immer mehr in den Anschein verstricken, Freunde oder gar Begünstiger der Frankenfälschungsaffäre zu sein?

Seit Wochen schon kam man aus dem Staunen nicht heraus.

Da war die Sache mit jenem gewissen *Schulze* — ehemals Direktor der Russischen Staatsdruckerei, ansässig in Tempelhof bei Berlin —, den die Ungarn zum technischen Fälscherchef ausersehen hatten. Im „Tage-Buch“ ist schon vor vielen Wochen erzählt worden, wie wenig Interesse die Berliner Polizei für seine Existenz aufbrachte. Am 11. Januar schon wußte man, daß er mit der Affäre verquickt sei. Aber erst am 4. Februar veranstaltete man wenigstens eine Haussuchung. Inzwischen — am 24. Januar — war Schulze geflohen. Am 16. Februar stellte er sich freiwillig. Einige Wochen später starb er im Untersuchungsgefängnis.

Da war ferner die Sache mit den *Münchener* Fälschungen. Ueber allen Zweifel erhaben ist festgestellt, daß auch von Münchener nationalistischen Kreisen, und zwar im Sommer 1924, Frankennoten gedruckt worden sind, wahrscheinlich in Verbindung mit Budapest. Die Firma Schwarz ist als Klischeelieferantin festgestellt. Andere Teilnehmer, denen unter Androhung der Feme Schweigen auferlegt worden war, sind von dem ehemaligen Roßbachleutnant Ludwig Mayr im Februar dieses Jahres der Münchener Polizeidirektion mitgeteilt worden. Aber bis heute hat man noch nichts von einem Verfahren, geschweige von einer Bestrafung gehört. Im Gegenteil: als das Münchener Kommunistenorgan diese Angaben mit allen Details veröffentlichte, nahm die deutsche Presse einmütig keinerlei Notiz davon. Und die sozialdemokratische „Münchener Post“, als unmittelbare Nachbarin wenigstens zu einem Lebenszeichen gezwungen, mißbilligte nicht etwa das Verhalten der Behörden, sondern die unfeine Indiskretion der kommunistischen Zeitung.

Dann gab es den Fall des Herrn *von Kanya,* ungarischen Gesandten in Berlin. Der Mann ist in der Untersuchung derart bloßgestellt worden, daß keine Macht der Erde ihm mehr helfen kann. Einem Komplizen hat der Budapester Polizeichef Nadossy mitgeteilt: „Vor Kanya können sie ruhig reden, der ist eingeweiht.“ Auch gab es ein sehr kriminalromanhaftes Kennzeichen zwischen ihm und seinen Budapester Freunden. Man hatte eine Visitenkarte auseinandergerissen; die eine Hälfte hatte Kanya im Besitz; die andere, die so genau passend natürlich kaum nachgeahmt werden konnte, sollte als Legitimation für jene Sorte von Emissären dienen, von denen man wünschte, daß sie „ruhig mit Kanya redeten“. Als diese Tatsachen bekannt wurden, brach

das Berliner diplomatische Korps die gesellschaftlichen Beziehungen zu Kanya ab — und nicht nur das ausländische, sondern (glücklicherweise) auch das deutsche. Aber das mußte, im „Tage-Buch", nur mitgeteilt werden, und es mußte nur die Frage aufgeworfen werden, warum die deutsche Regierung den gesellschaftlich schon abgetanen Herrn nicht auch dienstlich endlich als persona ingrata erachte, als das Auswärtige Amt auch schon Schutzstellung einnahm. Oeffentlich bescheinigte man ihm herzlichste Beziehung. Nichtöffentlich machte man faule Flausen. Und wiederum stellte sich die ganze Presse, teils durch Verschweigen, teils durch freundliche Kommentare, auf die Seite des Assignatenfabrikanten (wiederum einschließlich der sozialdemokratischen!).

Nun, das alles war schon recht beunruhigend. Es wirkte, in seiner Häufung, wie eine Sympathiekundgebung für die ungarischen Abenteurer, die um so auffälliger und rätselhafter erscheinen mußte, als auch politische Richtungen an ihr teilnahmen, denen eine besondere Zuneigung zu dem gegenwärtigen Budapester Regime *in jeder anderen Hinsicht* kaum nachgesagt werden kann.

In den letzten Tagen hat sich nun aber eine weitere Tatsache ereignet, von der man nur sagen kann: hier ist Alarm notwendig!

Es handelt sich um folgendes:

Während der Prozeß gegen die Fälscher (oder das, was man Prozeß nennen wird) schon für April festgelegt war, ist er in der vorigen Woche, ganz plötzlich und überraschend, auf Anfang Mai verschoben worden. Grund dafür war eine Forderung der französischen Regierung, daß noch 16 neue oder bisher vernachlässigte Punkte in der Voruntersuchung geklärt werden müßten. Diese 16 Punkte beziehen sich hauptsächlich auf gewisse politische Zusammenhänge. Die Rolle der ungarischen Gesandtschaft in *Wien* wird gestreift. Vor allem aber befaßt sich ein Punkt sehr wißbegierig auch mit der ungarischen Gesandtschaft in *Berlin*.

Die Wiener Blätter vom 2. April enthielten nun eine genaue Aufzählung aller 16 Punkte. Der für Deutschland besonders interessante lautete im Wortlaut einer Morgenzeitung:

„. . . Die Franzosen verlangen ferner die *Einvernahme des Leiters der Berliner ungarischen Gesellschaft*, Baron *von Kanya*, den sie nach den jüngsten Erhebungen ebenfalls als *intellektuellen Urheber der Fälschungen* ansehen. Sie verlangen ferner genaue Aufklärung darüber, ob Zinkklischees vorhanden sind und bei wem, und wie die Papiermasse aus der *Dürener Fabrik in Deutschland* durch die Vermittlung des *Münchener Agenten Trautmann* nach Budapest geliefert wurde. . . . Die Franzosen interessiert auch jener Herr, der zuerst in Berlin Schulze aufgesucht und versucht hatte, ihn im Namen der ungarischen Regierung für die Aktion zu gewinnen. Es hat ganz den Anschein, daß die französische Regierung mit allen diplomati-

schen Mitteln die restlose Erfüllung dieser 16 Punkte durch die ungarischen Untersuchungsbehörden erzwingen wird. . . ."

Dies war, wie gesagt, schon am 2. April in Wien zu lesen, gemeldet aus Budapest, wo der Tatbestand also jedenfalls schon einen Tag früher bekannt war.

Was hörte davon das deutsche Publikum, dessen Presse sonst Wert darauf legt, jede neue Nachricht möglichst noch in der Stunde ihrer Veröffentlichung weiterzugeben?

Am 2. April hörte es nichts.

Am 3. April hörte es ebenfalls nichts.

Nachrichtenagenturen und Wolff-Bureau schwiegen auch weiterhin.

Nur einige größere Blätter brachten am 4. April endlich eine Privatmeldung. Aber was war aus der Sache da geworden? Wir zitieren im vollen Wortlaut das „Berliner Tageblatt":

Budapest, 3. April.

Der hiesige Vertreter der Banque de France, Rechtsanwalt Auer, hat an die Staatsanwaltschaft eine Eingabe gerichtet, in der der gesamte Komplex der Francsfälschung sozusagen von neuem aufgerollt wird. Die Franzosen wünschen, daß *in 16 Punkten eine neue Untersuchung* eingeleitet werde. Insbesondere wünschen die Franzosen, daß die *Rolle der ungarischen Gesandtschaft in Wien* geklärt werde. Es liegen nämlich Aussagen vor, daß die aus den Fälschungen eingenommenen Gelder bei der Wiener Gesandtschaft hätten übergeben werden sollen, auch sei diese Gesandtschaft betraut gewesen, eine zur Herstellung der falschen Noten notwendige Maschine durch Kuriere zu befördern. Ebenso soll die Angelegenheit des Bischofs Zadravecz neuerdings überprüft werden und eine Untersuchung gegen den Pater Bonis eingeleitet werden. Journalisten gegenüber erklärten die Franzosen, daß für sie die Untersuchung noch lange nicht abgeschlossen sei, weshalb sie noch weiter in Budapest verbleiben werden.

Das absolut Erschlagende dieser Meldung ist, wie selbst dem journalistischen Laien sofort auffallen wird, daß die für Deutschland *wichtigste* Seite der Sache — nämlich alles, was die *Berliner* Gesandtschaft betrifft — mit keinem Worte auch nur gestreift wird. Von der *Wiener* ungarischen Gesandtschaft liest man zwei Sätze. Die *Berliner* ungarische Gesandtschaft aber wird einfach weggelassen. Und *bis heute noch hat kein Deutscher aus seiner Zeitung erfahren,* daß das Kriminalverfahren nun auch offiziell gegen den Gesandten eröffnet werden wird, der Ungarns Regierung in seiner Hauptstadt vertritt. Während die Wiener Zeitungen selbstverständlich nicht die Anschuldigungen unterdrückten, die gegen den ungarischen Gesandten in Wien vorliegen.

Wir sind nicht imstande, uns über die Motive ein Bild zu machen, aus denen man es für ratsam oder notwendig hält, das deutsche Publikum in dieser Weise zu mißinformieren. In der Tat wird nur das *deutsche* Publikum falsch unterrichtet, — den

Franzosen ‚etwa' kann man ja die Forderungen, die sie selbst erhoben haben, nicht dadurch verheimlichen, daß man sie in deutschen Zeitungen nicht erwähnt. Welche Vorstellungen dieser Praxis eigentlich zugrunde liegen, ist also in Wahrheit vollkommen mystisch. Denn auch eine besondere Ungarn-Schwärmerei ist, mindestens in Redaktionen wie der des „Berliner Tageblatts", oder der „Frankfurter Zeitung" oder des „Vorwärts" kaum anzunehmen, — obgleich man in einzelnen Fällen, zum Beispiel als der Minister Klebelsberg, ein Heijasmann von reinem Wasser, kürzlich in Berlin weilte, seltsam begeisterte Töne auch aus der Jerusalemer Straße hörte.

Aber wenn die Motive unklar bleiben, so ist um so klarer — leider — die Wirkung. Denn sie kann nur sein, daß man in Frankreich zu dem Glauben kommen muß, daß die Deutschen eigentlich doch eine heimliche Inbrunst für jene hegen, die den Franzosen ein Schnippchen schlagen wollten — eine stille Freundschaft und ein Inschutznehmen wenigstens von hinterherum. Dieser Glaube ist absolut und positiv unberechtigt. Die Stimmung der wahren öffentlichen Meinung Deutschlands ist den Windischgraetzen, Nadossys, Zadraveczen, Kanyas und ihren Methoden gegenüber genau so feindselig wie in allen anderen Ländern des Kulturkreises. Warum aber wird ein anderer Eindruck erweckt? Warum wird vertuscht zugunsten von Leuten, denen man doch weder nützen *will*, noch, durch Fern-Vertuschung, nützen *kann?*

PETER AUER

DRILL IN DEN U.S.A.

Religiös entbrannte Laien sind fanatischer, als alle Clerici, zu Beamten erhobene Ladenschwengel sind die bureaukratischsten Bureaukraten, diensttuende Reserveoffiziere sind der Schrecken ihrer Kompagnien. So packt Staaten und Völker, die sich normalerweise glücklich preisen, Miliz statt stehenden Heers zu haben, der Furor militans, einmal aufgerührt, mitunter akuter und nachhaltiger als Länder mit ständiger Kriegsbereitschaft. Beleg hierfür sind die Vereinigten Staaten. Ihr martialischer Rappel, der sich beim ersten Anfall von 1916 in der „National Defense Act" kundgab und eine Zivilmenschheit von hundert Millionen Seelen mit einem Schlage in eine Produziermaschine für Schiffe, Tanks, Flugzeuge, Giftgase und Rekruten verwandelte, hat das Land so wild gemacht, daß es nicht einmal mit Friedensschluß seine Besinnung zurückfand. Im Gegenteil. Noch 1920 gab es statt Abrüstung einen neuen Anfall. Man schuf sich die „Amendments" zur Defense Act und blähte das Kriegsdepartment zu einer neuen Wichtigkeit auf, die keine Weltvorgänge rechtfertigten.

Die Blüte dieser Amendments war die Befugnis zur Einrichtung von *militärischen Ausbildungskursen für Zivilisten und Schüler* — von Citizens Military Training Camps (C.M.T.C.) und Reserve Officers Training Corps (R.O.T.C.). Offensive des Kriegsgeists gegen die zivile

Friedenswelt, hinausgetragen aus Kriegsministerium und Kaserne über die ganzen großen friedlichen Staaten. Offizieller militärischer Impfzwang für die heranwachsende Jugend. Injektion von Drill und Blutrausch gegen Friedenswillen und Volksbesinnung. Ueber die Giftschärfe der Behandlungsmethode geben die amtlichen Drillbücher Aufschluß, die für die Camps in Gebrauch sind.

„Immer denket daran," sagen die Instructions to Army Officers in Infantry Drill Regulations, „immer denket dran, daß eure Leute das Material sind, welches gemodelt und trainiert wird für das Handwerk der Schlachten. Allezeit und überall, auf dem Übungsplatze wie anderwärts, erscheine und benehme sich der Instruktor, wie ein trainierter Soldat es soll, der im Gemüt seiner Leute den Wunsch erewecken will, so zu werden, wie er selber ist."

Also Mars, geschient, glänzend und trutzig wandelnd unter Zivilkreaturen; das ist aber noch ein unschuldiges Idealbild, verglichen mit jenem, das den Instructions an anderer Stelle vorschwebt:

„Ziel aller militärischen Ausbildung ist, den Kampf zu gewinnen... Die Grundsätze des Sports und der Achtung für den Gegner haben keinen Platz in der praktischen Anwendung dieser Arbeit.... Um den Feind zu erledigen, der sich an einen klammert oder einen zu werfen bemüht ist, suche man um jeden Preis seinen Griff zu brechen, sei es durch Kniestoß in die Magengegend oder durch Blendung seiner Augen mittels Daumenstoßes.... Bajonett-Nahkampf ist nur deshalb möglich, weil rotblütige Menschen einen natürlichen Schlachtinstinkt besitzen.... Dieser innere Drang zu hauen und zu töten, muß vom Instruktor sorgfältig gehegt und ermutigt werden...."

Man wird zugeben, daß die amerikanischen Citizens Camps und Reserve Training Corps sich nicht wesentlich von wilhelminischen Kasernenhöfen unterscheiden, und daß hier nicht nur werdendem Friedenswillen, sondern auch anglo-amerikanischem Sportsmanship und Gentlemanwesen, wie allem Normalempfinden zivilisierten Menschtums, der Krieg erklärt wird.

Organisation, Mittel und Grenzen? Das Land ist in Militärbezirke zerlegt, das Kriegsdepartment registriert, diszipliniert und führt Aufsicht. Die Camps installiert und unterhält es gleichfalls. 1924/25 waren sechs Millionen Dollars dafür ausgeworfen. Die Camps und Corps sind den höheren Unterrichtsanstalten, den Colleges und High Shools, angegliedert. Die Institute werden höflichst eingeladen, Lehrer für die Ausbildung als Instruktoren zur Verfügung zu stellen. Das Kriegsdepartment veranstaltet die Kurse, die nicht kürzere Drillzeit als vier Jahre und nicht weniger als 90 bis 160 Stunden pro Jahr umfassen. Nach vollendeter Ausbildung werden die martialisch gemodelten Lehrer auf die Schul- und Universitätsjugend losgelassen. 226 höhere Anstalten genießen die Wohltaten der Camps, und 768 Offiziere und 1064 Mannschaften der regulären Armee halfen im letzten Jahre, sie ihnen vermitteln.

Der Gipfel ist, daß eine große Reihe von Mittelschulen und Universitäten den Kriegsdrill als *Zwangs*institution einführte und beibehielt. Es sind nicht weniger als 83 Colleges darunter; als fakultativ bezeichnen ihn nur 48. Die „Freiwilligkeit" ist natürlich auch nur in besonderem Sinne zu nehmen. Der Besuch der Camps wird dem Studio „nahe-

gelegt"; er wirkt sich aus bei den Prüfungen; es werden „Kompensationen" für ihn gewährt; die Drillobjekte bekommen Mäntel und Uniformen geliefert, die sich auch für Zivilkleidung eignen; man empfängt zuweilen sogar Stipendien, bis zu 93,60 Dollar jährlich. Bei so überzeugenden Argumenten kann es an Drillmaterial nicht fehlen. 1925 waren 125 504 Studenten und Mittelschüler eingetragen!

Solche Dinge können natürlicherweise nicht ins Unendliche dauern. Am wenigsten in einem Lande, das nicht die geringsten Aussichten auf einen neuen Krieg hat, weil es sich von europäischen Händeln ängstlich fernhält und im übrigen zu reich und mächtig ist, um sonstwo wirklich kriegswillige Gegner zu finden. Auch ist das amerikanische Volk im Grunde viel zu klarblickend und vernünftig, um allzulange Zwangsbenebelung zu dulden, dazu noch eine, die soviel Zeit und Geld verschlingt. Die Reaktion gegen den Wahnsinn hat denn auch kräftig eingesetzt. Erfreulicherweise gerade aus der Jugend heraus. Sie hat teils die Segnungen des Schlachtens mitschauend einschätzen gelernt, teils ist sie zu jung, um die Kriegstollwut mitgemacht zu haben. Der erste Anstoß kam aus religiösen Kreisen, den Organisationen der Y. M. C. A. (Young Men Christian Association) und den katholischen Zentren.

Die Schlachtrufe dieses unkriegerischen Kampfes sind Friedenswillen und Geistesfreiheit. Sein Signum der — Humor, das natürliche Privileg einer gesunden Jugend und zugleich des wahren Amerikanismus. Zwei Organe führten: der „Beanpot" der Bostoner Studenten und der „Campus" des College of City of New York. Das Pennsylvania State College war ein drittes Zentrum. Zahllose Universitäten und High Shools stützten die Kampagne.

Daß die Herren Rektoren, Dekane und Präsidenten freiheitliche Bewegungen der studierenden Jugend nicht gerade begeistert begrüßen, gilt auch für andere Länder. Die amerikanischen Grauköpfe waren nicht fortschrittlicher als unsere Roethes. Präsident Mezes in New York verbot kurzerhand den lustigen Feldzug des „Campus", der Rektor der Boston University sogar das Weitererscheinen des „Beanpot", bestrafte dazu seinen Schriftleiter mit dem Consilium Abeundi.

Die Bewegung wird durch solchen Widerstand natürlich aber nicht zum Stehen gebracht. Die Studentenschaft des New Yorker City College schreitet angesichts der Gewalt zu einem Referendum. 2092 Stimmen werden gegen, nur 354 für den Zwangsdrill abgegeben. Der Präses in seiner überlegenen Weisheit stellt durch Anschlag fest, die studierende Jugend sei noch viel zu unreif, um aus eigenem über die Frage urteilen zu können. Verhängnisvolle Sentenz: denn die liebe Jugend, keineswegs ganz so unreif, wie sie aussieht, stimmt einmütig zu und votiert deshalb feierlich, sie übergebe die Angelegenheit nunmehr den Alten daheim und der öffentlichen Meinung! Seitdem ist die Anti-Drill Campain ins breite Land, in die große Presse, in die Parteien und Parlamente der Staaten hinausgetragen. Alle besseren Zeitschriften helfen mit Leidenschaft sie zu führen, mächtige Organisationen, sie zu finanzieren.

Und so wird die Sache der Vernunft und des Friedens in den U. S. A., in denen sie lange Jahrzehnte relativ gut aufgehoben war, schließlich doch wieder über den Rausch eines recht gefährlichen Alkoholersatzes siegen.

Wer war *Frau von Heygendorf?* Welch eine Rolle hat sie im deutschen Geistes- und Gesellschaftsleben ihrer Zeit gespielt?

Es ist anzunehmen, daß selbst die gebildeten Deutschen — jene, die sozusagen immer mit einer heimlichen Enzyklopädie in ihrer Brust spazieren gehen — mit der Antwort auf diese Frage einige Atemzüge warten würden. Doch fragt man sie auf gut bürgerlich nach der *„Demoiselle Caroline Jagemann"*, ihren Leistungen und ihren — Amouren, da ist das ganz was anderes. Denn dann werden in dem „gebüldeten" Deutschen augenblicks Erinnerungen wach an den Musenhof zu Weimar, an die große, welt- und kulturgeschichtliche Aera, allda in dem versonnenen, versponnenen Städtchen an der Ilm, wo alle Genies der Welt sich ein Stelldichein gaben.

In diesem großen Leben der kleinen Stadt, in dieser historischen Umgebung fiel der besagten Demoiselle Caroline Jagemann eine offiziell zwiefache und insgeheim vielspältige Rolle zu. Denn erstens durfte sie mit Fug als die begabteste Schauspielerin und Sängerin eines dazumal noch nicht festgefügten Ensembles des von Goethe ins Leben gerufenen Theaters gelten (wie auch als berühmteste Tragödin und Sängerin, die zwischen Mannheim, Leipzig, Wien, Berlin und Venedig mit immer gleichem Erfolge umhervagierte), und zweitens hatte sie die Stellung einer offiziellen „maîtresse en titre" des durchlauchtigsten Landesherrn, als Gemahlin zur linken Hand — und als solche mit Namen, Titel und Würde einer Frau von Heygendorf ausgestattet, von der legitimen Herzogin-Gemahlin anerkannt, von der Weimaraner „Gesellschaft" — nach langen Kämpfen — toleriert, selbst von dem weimaranischen Jupiter, Goethe, als Mitarbeiterin und späterhin Mitregentin der von ihm geleiteten, seinen Namen tragenden Bühne estimiert.

Caroline Jagemann, sowohl die Actrice wie die Amoureuse — Tochter eines vielgelehrten Mannes, Bibliothekar und Lektor der Herzogin Anna Amalia — war eine ungewöhnlich gescheite Frau. Und darum ist es ihr als ein Verdienst zuzuschreiben, daß sie ihr buntscheckiges, mannigfaltiges, in Kunst und Leben abenteuerliches Erdenwallen aufgezeichnet hat. Daß sie sich auch nicht hat irre machen lassen durch den weltklugen Rat einer erfahrenen Freundin, die da abmahnte mit den Worten: „Memoiren schreiben? Daran habe auch ich öfters gedacht, aber — „Dichtung und Wahrheit" wie Goethe? Von ihm bleibt auch das Geringfügigste interessant, und seine Dichtung wird wieder zur Wahrheit, aber Memoiren von uns übrigen Erdenwürmern können nur Bedeutung gewinnen, wenn sie sich unver-

brüchlich an die Wahrheit halten, und dagegen flüstert einem das staatskluge „Alles, was du sagst, sei wahr, doch hüte dich, alles zu sagen, was wahr ist" wieder tägliche Bedenken ins Ohr." Caroline Jagemann, vital und schelmisch zumal, antwortete der Warnerin geradenwegs: „Ei was, lassen wir die Staatsklugheit flüstern, meinetwegen *brüllen,* wir gescheiten Leute tun doch, was wir wollen, und meine Memoiren sollen aufstehen, sobald ich mich niedergelegt habe. Schon jetzt würde ich manche schmachvolle Lüge zuschanden machen können, allein ich bin Epikuräerin und mag mir auch nicht einmal eine ärgerliche Viertelstunde bereiten."

Und wenn es auch nicht buchstäblich nach dem Willen der Memoirenschreiberin ging, nämlich, daß ihre Aufzeichnungen unmittelbar nach ihrem Tode auferstanden, um Zeugnis für ihr vielverleumdetes Leben abzulegen, sondern diese Dokumente vielmehr nach mancher bedeutender Werke Schicksal — „habent sua fata libelli" — noch mehr denn drei Viertel Jahrhunderte ahasverisch umhergeistern mußten, so darf doch endlich die Stunde begrüßt werden, wo diese Denkwürdigkeiten, von dem findigen *Sybillen-Verlag* in Dresden, geschickt gruppiert, das Licht der Oeffentlichkeit erblicken, um pietätlos und mit erfrischender Offenherzigkeit manche schon zum Dogma erstarrte Philologenlegende, geschweige denn Geschichtsfälschung sans phrase zu zerfetzen und zu zersetzen.

Gewiß: manche Autorität, manche durch die Patina der Geschichte fälschlich beglaubigte Tradition wird vor den objektiven Intimitäten Caroline Jagemanns kläglich zerstieben. Aber sei's drum! Besser echte, obzwar unliebsame Wahrheit als rosenrote oder himmelblaue, aber verlogene und verlegene Ueberlieferung!

Die Jagemann-Memoiren sind zum Unterschied von der sonstigen offiziellen und offiziösen Weimar-Literatur, „in amoris" wie „in politicis" schonungslos; auch liefern sie — gewissermaßen en passant — Beiträge zur preußischen Geschichte und zu den Historien der dynastischen „dii minorum gentium", wie sie noch immer in keinen öffentlichen Lehrbüchern der deutschen und preußischen Geschichte gefunden werden. Gerade diese Valeurs aber sind es, die den Denkwürdigkeiten Caroline Jagemanns wissenschaftlichen, historischen und politischen Wert leihen. Kein Frauenbuch, wie man zuvörderst vermeinen möchte; sondern vielmehr ein Buch für jene Männer, die man die rückwärtsgekehrten Propheten zu nennen pflegt.

Und es wird still und doch laut um uns. Die Geräusche der großen Welt ebben ab; aber das Konzert der schönen Seelen zwitschert und trillert um uns. Durch die verträumten Straßen der kleinen fürstlichen Residenz gleiten die Schattenrisse der Vielgenannten, Allbekannten, deren Größe auch dem Boden, auf dem

sie sich bewegten, einen durch die Aeonen tönenden Nachruhm schenken sollte. Wie ein absonderlich schnurriges Märchen dünkt es uns, daß es eine Zeit gegeben haben soll, wo die Menschen viele Stunden des Tages nichts anderes zu tun hatten als in sich selbst oder einer in den anderen hineinzuhorchen. Und es mag seltsam und ketzerisch klingen: je größer unsere Ehrerbietung vor den geistigen Großtaten ist, die die Weimarisch-Jenaische Welt um die Jahrhundertwende erfüllten, um so kecker und despektierlicher werden die Blicke, womit wir die Hofstaaten jener Gewaltigen, besonders aber ihre weiblichen Generalstaaten zu betrachten neigen. Die erotischen Idylle von Versailles und Trianon, die um die gleiche Zeit in den eisernen Würgearmen der Volksempörung ihre Sterbeseufzer aushauchten, hatten wenigstens einen grandiosen Leichtsinn, die aufreizende Frivolität einer moralverachtenden Weltanschauung besessen. Die süßen Schäferspiele von Tiefurt, Belvedere und Ettersburg behielten, wiewohl der Fürst mit dem Sänger ging, einen untilgbaren Anflug von Kleinbürgerlichkeit.

Als Tochter eines Hofbeamten gehörte Caroline Jagemann zu jenen bevorzugten Bürgerstöchtern, die häufig in Beziehungen zu Hof und Adel traten, die gemeinhin von der bürgerlichen Gesellschaft Weimars, der „Crapule", streng geschieden lebten. Diese Bevorzugung aber war insofern eine zweischneidige, als die jugendschöne Darstellerin nur zu bald das intime Interesse ihres Landesherrn auf sich zog. Es mag dahin gestellt bleiben, ob der üble Ruf, den Carl August als Mann nicht nur in besonders vorurteilsreichen Kreisen, sondern auch bei Weltmännern wie den Grafen Brühl und Seckendorff genoß, zu Recht bestand. Berichtet wird jedenfalls: „Der ‚Dux' stand bei den Hofkavalieren, dem Herderschen Kreis und der jungen Generation in puncto Liebesaffären in demselben übertrieben üblen Rufe wie Goethe; hier sprach man von Wolfsnatur, dort von Listen und Lüsten, und die bibliotheca erotica, die der Herzog später der Oberhofmeisterin seiner Schwiegertochter, der Gräfin Henckel, einer Liebhaberin solcher Kuriositäten, schenkte, vergrößerte die Meinung von seinen erotischen Extravaganzen." Es war demnach verständlich, daß Caroline Jagemann, der sich auf allen Bühnen des Reiches — von Mannheim an, wo sie — von Dalberg verständnisvoll gefördert — debütierte, bis zu ihren Gastspielen in Berlin unter Iffland und selbst in dem kunstsinnigen Wien eine ruhmreiche Karriere bot, lange zögerte, ehe sie sich künstlerisch endgültig an Weimar und menschlich an Carl August band, der ihr durch das Angebot seiner linken Hand sowie durch eine unbedingte Vormachtstellung an seinem Hoftheater ein hinreichendes Aequivalent für die Verengung ihres künstlerischen Horizontes und eine lange währende gesellschaftliche Aechtung zu bieten glaubte. Freilich, die legitime Gemahlin Carl Augusts sanktio-

nierte das illegitime Glück ihres Gatten offiziell, indem sie der Demoiselle Jagemann versichern ließ, daß „wenn ihr Gemahl sich solch ein *„Etablissement“* errichten wolle, sie, Caroline Jagemann, der Fürstin noch am angenehmsten sein würde.“ Dank dieser Protektion der Herzogin mußten auch jene Zirkel, die sich sowohl an Goethes noch nicht legitimierter Gemeinschaft mit der „Vulpia“ wie an Carl Augusts öffentlicher Herzdame entrüsteten, sich allgemach beruhigen und in die Dinge finden. Das Talent der Jagemann aber regelte selbst ihre Stellung Goethe gegenüber und entzog sie, nach ihren eigenen Worten, „der sklavischen Unterwürfigkeit, in der er die Theaterdamen sich gegenüber zu sehen wünschte“. Caroline Jagemann ward des Umgangs mit gekrönten Häuptern alsbald vertraut, und ihre unantastbare Stellung als Primadonna ließ sie ebenso kritisch, oft ketzerisch urteilen über die Hochmögenden ihres Verkehrs wie über die Mediokrität und das Désinteressement, womit Goethe der Weimarischen Hofbühne vorstand. Mit köstlichen Humoren, die ihre innerliche Unabhängigkeit verbürgen, erzählt sie beispielsweise, daß auch Prinz August von Preußen „ihr seine linke Hand offeriert habe, auf die sie bei ihrer Ansicht von linken Händen schmerzlos habe Verzicht leisten können“, oder sie weiß von regelmäßigen Theaterbesuchen des Königs von Preußen zu erzählen, und verzeichnet: „Ehe wir uns versahen, saß die dicke Majestät in der Loge und belohnte das, was ihm gefiel, mit Patschen ins feiste Händlein (aber auch *mit nichts weiter).“* Daß, und wie scharf die Jagemann über Goethe als Theaterintendanten urteilt, haben wir schon erwähnt, aber sie weiß sich auch klaren Blick seinen Menschlichkeiten gegenüber zu bewahren, und indem sie ausdrücklich hervorhebt, daß sie sich nicht wie „das übrige Theaterpersonal bei Goethe dadurch zu insinuieren suchte, daß sie der Vulpius den Hof machte“, rügt sie an Goethes Lebensgefährtin überdies, daß sie dermaßen aß und trank, daß ihre kindlich-naiven Züge den Ausdruck einer Bacchantin annahmen und daß sie Zusammenkünfte meist lärmender Natur mit obskuren Schauspielern und Frauen bevorzuge. Und sie fällt über Goethe das zutreffende Zeugnis: „Der Mann, den sie (die Vulpius) so tief verehrte, sanktionierte diese Lebensweise, hatte ein Wohlgefallen daran, wenn sie sich rücksichtslos ihren Vergnügungen überließ und erlaubte ihr, selbst als sie schon seine Gattin war, nach Lauchstedt und Jena zu fahren, um dort zu tanzen und sich von den jungen Herren verspotten zu lassen, wenn sie dem Punschglas so eifrig zugesprochen hatte, daß ihre Zunge lallte und ihr Angesicht wie Feuer glühte. Goethe dachte nicht daran, ein Wesen, das er sich so nahe gestellt hatte, als es noch bildungsfähig war, zum Hohen zu erheben, sondern überließ es seinen niedrigen Neigungen. — Als ich von Mannheim kam, war das Verhältnis öffentlich etabliert, und daß die Vulpius bei Goethe wohnte, für die

kleine Stadt etwas Unerhörtes. Er war der erste und einzige, der es wagte, die öffentliche Meinung ohne Scheu zu verachten, und man fand das um so verletzender, als man darin einen Mißbrauch des Vorrechts erkannte, das ihm die fürstliche Freundschaft in mancherlei Hinsicht gewährte. Der Totaleindruck, den ich von dem großen Manne erhielt, war *kein ganz vorteilhafter,* und wenn man sich meiner selbst geschaffenen Grundsätze erinnert, wird man diese Wendung begreiflich finden."

Das Jahr 1808 bildet den Gipfel der Jagemannschen Memoiren. Der korsische Imperator hatte seinen Einzug in Weimar gehalten und das „Parterre von Königen" — „zwei Kaiser, vier Könige und eine respektable Anzahl deutscher Fürsten" — zerstreute sich allabendlich in dem Heim der Musen. Alle Dekorationen und Garderoben — Geschenke der Kaiserin Josephine — von einem Reichtum und einer Echtheit, bislang in Deutschland nicht gekannt.

„Napoleon wählte das Trauerspiel zur Unterhaltung seiner Bundesgenossen, weil er es als hohe geistige Potenz einschätzte, Corneille zum Fürsten gemacht haben würde, wenn er sein Zeitgenosse gewesen wäre; dann war er stolz auf die Trefflichkeit der französischen Schauspielkunst, und schließlich wollte er sich als *Fürst Ganzgott den Halbgöttern gegenüberstellen,* ihnen Männer zeigen, ‚durch sich selber groß, fabelhaft in ihren Taten, Begründer ihres Stammes und göttlichen Ursprungs'. An jedem Theatertage bestimmte er das Stück und schwelgte dabei in der Erwartung des Eindrucks. So wählte er für den Anfang ‚Cinna', das ihm voller Anspielungen auf die gegenwärtige Lage erschien, und rieb sich vergnügt die Hände, als man ihn auf die Stelle:

„Die Staatsverbrechen all, dem Thron zulieb vollbracht,
Verzeiht der Himmel uns, der uns zu Fürsten macht."

aufmerksam machte. ‚Ausgezeichnet', rief er, *zumal für die Deutschen, die mir noch den Tod des Herzogs von Enghien vorwerfen; man muß ihren Moralbegriff erweitern.'* In Mahomet, diesem Ausnahmemenschen, der nichts durch die Ahnen, alles durch sich geworden ist, fand er sich selbst wieder, und Lafond mußte mit aller Kraft der Stimme betonen:

„Wer hat ihn zum König gemacht? Wer hat ihn gekrönt?
Der Sieg!"

Nach der Vorstellung fand im Schlosse Ball statt, wobei sich Napoleon angelegentlich mit Goethe und dem schnell herbeigeholten Wieland unterhielt. Kurz vor der Ankunft Napoleons hatte Goethe die Gelegenheit wahrgenommen, sich mit der Vulpia trauen zu lassen, und es wird ihr nachgesagt, „daß sie darum

VII.



OSCAR STRAUS

den Kopf nicht höher trug und ihre Gewohnheiten nicht veränderte; geistiger und poetischer wurde sie freilich auch nicht, nur daß die unbedeutenden Schauspieler und Schauspielerinnen ihr um so devoter den Hof machten." Wohingegen Demoiselle Jagemann, mittlerweile als Frau von Heygendorf nobilitiert, selbstbewußter als Mitregentin neben einem Goethe schaltete und waltete und von ihm als einzige Frau, mit Ausnahme der Fürstinnen, mit ausgesuchter Höflichkeit als „schöne Gevatterin" oder „liebe, teure Freundin" behandelt wurde. Der korsische Weltenstürmer, der die Frau nur kannte und nannte, wenn seine Menschlichkeit nach ihr verlangte, und der ihre Existenz vergaß, wenn der Rausch verflogen, hatte kein Verständnis für das Auf und Um pretiöser Sentimentalitäten. Er wurde denn auch an der Ilm, wo die Genies friedlich beieinander saßen und Tee tranken, in seiner phänomenalen Erscheinungsform nie begriffen. Der große Magus selbst, Goethe, Napoleons Bruder im Reiche des ewig Geistigen, *ahnte* nur das Feuergestirn. Völlig erfaßt hat auch er es nicht.

Unterdessen ging Carl August zuweilen nach Karlsbad, um sich die verstockte Galle, die ihn wie eine Kröte hatte aufschwellen lassen, glücklich, wenn auch schmerzvoll abtreiben zu lassen. „Die Karlsbader Loge", ein geheimes Polizeibureau, kontrollierte die Korrespondenz erlauchter Kurgäste, und dem nach Napoleons Ausspruch: „unglaublich weit gediehenen Brieföffnungsverfahren" verdankt die Nachwelt auch die Kenntnis etwelcher in den Memoiren verzeichneter Briefe der Liebesleute Carl August und Caroline Jagemann.

In Weimar selbst aber wurde weiter gelächelt, geliebt, getuschelt und intrigiert in den stillen Straßen und den stillen Stuben, auf dem Parkett höfischer Salons und dem grünen Rasen bürgerlicher Gärten. Europa strömte ab und zu, um etwas zu erhaschen und aufzufangen von den überlebensgroßen Gedanken, die diesen verkrochenen Erdenwinkel zur Wahlheimat erkoren. Frau von Heygendorf, alias Caroline Jagemann, aber blieb noch manches Jahrzehnt vorbehalten, um mit der Eloquenz einer großen Künstlerin und klugen Frau Kunde zu tun von dem Zeitalter der Heroen, das sie höchst unheroisch aus nächster Nähe mit hatte leben, lieben und leiden dürfen.

„*Kunstgefühle* erkälten das Herz", hat die herbe Egeria, Frau von Stein, gesagt. Die Denkwürdigkeiten Caroline Jagemanns bilden die lebendige Antithese zu der traurigen Weisheit einer Desillusionierten, die wohl selbst nie genug lieben konnte und die darum auch nicht genug geliebt worden ist.

ARNOLD HAHN

GESPRAECH MIT EINEM WAHNSINNIGEN

„Er war früher Professor der Mathematik," sagte der Anstaltsarzt, ehe wir in die Zelle traten. „Jetzt nennt er sich Consequentius I. Ein ganz seltener Fall von Größenwahn. Er hält alle Menschen für unmündige Kinder und Trottel. Er hält sie nicht bloß dafür, er beweist es ihnen auch. Na, Sie wissen, wie eben Wahnsinnige beweisen. Mir hat er schon zehnmal bewiesen, daß ich ein Hornochse bin. Hahaha. Na, ich diskutiere nicht mehr mit ihm. Sie können ja einmal Ihr Glück versuchen. Aber Vorsicht! Er beißt, spuckt und wirft mit harten Gegenständen."

Als wir in die Zelle traten, lag Consequentius quer über seinem Bette, die Beine in die Höhe gegen die Wand gelegt und las Zeitung. Er hatte ein rosiges, zahnloses, von weißem Bart und Haar umrahmtes Gesicht.

„Guten Tag, Consequentius."

„Wie oft soll ich Dir's noch sagen, kleiner Hornochse, daß Ihr „Schlechten Tag" wünschen sollt. Bißchen mehr Wahrscheinlichkeitsrechnung, Hornochse! Wie viele Menschen gibt es, denen Du wirklich etwas Gutes wünschst? Ihr seid einander alle zu viel im Wege, als daß Ihr Euch Gutes wünschen wolltet oder könntet. Ihr seid den ganzen Tag damit beschäftigt, Euch das Fell über die Ohren zu ziehen, einander unterzuducken, über einander hinwegzukraxeln, einander aus dem Wege zu räumen. Nach der Wahrscheinlichkeitsrechnung kommen auf einen, dem Ihr vielleicht, weil es gerade heute in Eure Rechnung paßt, Gutes wünscht, 500 Millionen, denen Ihr Schlechtes wünscht. Also: „Schlechten Tag, Herr Kollege!" oder „Hol Dich der Teufel."

„Schön, Consequentius. Aber hier bringe ich Ihnen einen Herrn, philosophisch mathematisch sehr bewandert, der darauf brennt, Ihre Meinungen zu hören."

„Also Du brennst, mein Kindchen? Wo brennst Du denn? Sieh mal an, der kleine Hornochse glaubt, daß ich eitel bin. Nun, nun, keine Furcht! Komm, setz Dich her, mein Kindchen. Ich liebe es manchmal, einen Spucknapf für meine Gedanken zu haben."

„Ich hörte, daß Sie ein Philosoph mit eigener Philosophie sind."

„Ich bin kein Philosoph. Ich bin ein Consequentist. Ein Philosoph ist nicht besser als ein Jurist und ein Jurist nicht besser als ein Gewürzkrämer und ein Gewürzkrämer nicht besser als ein Müllkutscher und ein Müllkutscher nicht besser als ein Pfaffe und ein Pfaffe nicht besser als ein vierjähriges Kind. Ihr seid alle spielerische, zerstreute, unmündige Geschöpfe. Es gibt keinen Gedanken, der je von Euch zu Ende gedacht worden wäre. Mitten in der Reihe hört Ihr auf, springt ab, fangt ein anderes Spiel an, setzt einen falschen Schwanz an. Ihr laßt Euch ablenken und beruhigen wie die kleinen Kinder. Alles baut Ihr nur zur Hälfte auf und laßt es unvollendet stehen, wie gotische Türme. Euer Recht, Eure Sitte, Eure Freundschaft, Eure Feindschaft, Eure Wirtschaft, Eure Höflichkeit, Eure Ehe, Liebe, Religion, alles, aber alles zur Hälfte gedeckt, zur Hälfte gebaut. Eure Gedankenwelt ist wie eine Stadt, in der alle Häuser im Rohbau, ohne Stockwerke und Dächer stehen geblieben sind."

„Und unsere Philosophen?"

„Eure Philosophen sind unmündige Kinder. Schopenhauer stößt mit seinen Gedanken ans Nirwana und keift im selben Atem mit ein paar kleinen Philosophie-Professoren. Nietzsche ist jenseits von Gut und Böse, aber er spricht wie ein Geck von „vornehm" und „aristokratisch", Goethe, auch eine Art Philosoph, schreibt den Chorus mysticus, legt sich zu Bett und steckt den Schlüssel zum Holzschuppen unter das Kopfkissen. Kinder, Kinder. Sie können nichts zu Ende denken, sie können keinen Gedanken — tun. Hätte es einen einzigen wahren Philosophen, also Consequentisten, gegeben, so wäre er ins Irrenhaus gegangen wie ich."

„Sind Sie denn freiwillig ins Irrenhaus gegangen?"

„Noch mehr, ich habe die Menschen gezwungen, mich herzubringen. Das heißt, sie haben sich infolge ihrer blöden Gesetze selber dazu gezwungen. Das Irrenhaus ist der Ort für den wahren Consequentisten. Hier kann ich alles zu Ende denken und zu Ende handeln. Das Leben, das durchschnittlich nur 60 Jahre dauert, wird mit zuviel Mühen, Leiden und Aergernissen bezahlt. Mein Kind, wenn Du's zu denken imstande bist: Der Sieg im sogenannten Kampf ums Dasein lohnt nicht. Warum soll ich also kämpfen, wenn ich auf die einfachste Art eine Sinekure haben kann, wo ich mein Leben wohlgenährt, in Haus und Park ableben kann? Gesetz und Sitte, die Ihr wie Eisenkugeln an den Füßen schleppt, gehen mich nichts an. Ich bin durch die Anstaltsmauern viel weniger eingeengt als Ihr da draußen durch Not-, Gesetz- und Sittenmauern. Warum soll ich nicht die herrliche Chance ausnützen, die Ihr mir gebt, um das leidloseste, freieste Leben zu führen, das es gibt. Dreimal haben sie mich schon entlassen, aber dank Eurem unmündigen Sittengesetz war ich immer wieder schon am nächsten Tage da."

„Wie war das möglich?"

„Ich will es Dir verraten, Kind. Aber Du wirst es doch nicht tun, Kind. Ich ging jedesmal zu dem Schupomann, der auf der Verkehrsinsel Ecke Friedrich- und Leipziger Straße steht, schwenkte den Hut, rief: „Es lebe Isabella von Aragonien!", ließ meine Hosen herunter und verrichtete meine große Notdurft. Nach drei Stunden war ich wieder in meiner friedlichen Zelle. Siehst Du, so leicht macht Ihr es einem Consequentisten, das herrlichste Leben zu führen." „Raus!" rief er plötzlich. Und ich hatte alle Mühe, schnell genug die Zelle zu verlassen, bevor mir ein Zinnteller an den Kopf flog.

PAUL RILLA

ARNOLD ULITZ

In Breslau zu wohnen ist nicht unbedingt schlimmer, als in Dresden, Leipzig, Frankfurt am Main zu wohnen. Das Gesicht der Stadt ist nicht übel, die Menschen nicht übler als anderswo. Und was das literarische Leben hierorts betrifft, so ist bekannterweise jeder schlesische Volksschulmeister ein Poet. Womit nichts gegen Hermann Stehr gesagt sein soll — und nichts für Paul Keller, die beide einmal Lehrer waren. Der Schriftsteller Arnold Ulitz, der es noch ist, allerdings in der gehobenen Form des Studienrats (einen zweiten dieser Art findst du nit), wohnt in

Breslau nicht nur aus Zufall, sondern aus Ueberzeugung. Denn dieser blonde, starkknochige Hüne mit dem prachtvollen russisch-bäuerischen Schädel hat eine rührende, beinahe schon wieder literatenhaft übertriebene Angst vor allem Literatenwesen der Zeit. Er ummauert sich mit Breslau (wo es nur den Paul Keller nebst dichtenden Volksschulmeistern gibt), er gefällt sich in dieser Umgebung östlich-spießiger Großstädtischkeit, deren peripherische Reize auszukosten er auf erstaunliche Art imstande ist. Er ist noch nie in Berlin gewesen (sechs Stunden Eisenbahnfahrt) und will es nie kennenlernen. Er tobt wohl mal hinüber nach Hamburg und durch alle Kaschemmen St. Paulis, aber Berlin — das sind die Literatencafés und Literatencliquen, das sind die Schreiber und Schwindler, das ist der beängstigende Kurfürstendamm, man weiß so gut, was es ist, wenn man es nicht kennt, und was soll einer, der begabte Bücher macht, neben den vielen anderen, die auch begabte Bücher machen. Unterdesen sträubt sich der Schriftsteller Ulitz keineswegs dagegen, in Breslau ein berühmter Mann zu sein, berühmt auch durch Erscheinung und besonderen Schnitt des Wesens, im engeren Kreis durch eine tiefsinnige Lust des Witzes, durch eine Vitalität des aggressiven Geistes, die sich in verwegenen Skurrilitäten entlädt. Er wäre ein glänzender Literat, wenn er sich nicht als Antiliterat trüge, was wiederum nur deshalb keine Schwäche bedeutet, weil er so stark ist. Mit allem Widerspruchsvollen zwischen naiv sinnlichem Behagen und einer fast dämonischen Geistigkeit gehört Arnold Ulitz zu den seltenen Gestalten der heutigen Literatur, bei denen Person und Werk vollkommen eins sind.

Dieses Werk steht in der Tat jenseits jeglicher Literatur-Aufmischerei der Zeit, obwohl sein Ruhm über die Begeisterung der Rezensenten längst nicht zu der breiten Wirkung hinausgediehen ist, die es nach Rang und Fülle seiner erstaunlich ungebrochenen, erstaunlich unproblematischen und höchst wahrhaftigen dichterischen Existenz verdiente. Vier Romane: „Ararat", „Die Bärin", „Das Testament", „Barbaren", — zwei Novellenbücher: „Die Narrenkarosse", „Die ernsthaften Toren", — zwei Gedichtbücher: „Der Arme und das Abenteuer", „Der Lotse" (alle im Verlag Albert Langen, München), es ist immerhin ein Bestand, der, wenn nur irgend dem äußeren Reichtum die innere Wirklichkeit entspricht, im allgemeinen Bewußtsein etwas bedeuten könnte. Dabei ist der Erzähler Arnold Ulitz in der Klarheit, Sicherheit und Natürlichkeit seiner geistigen und sinnlichen Mittel, in der vitalen Einheit von gedrungener Kraft, prall gefüllter Leiblichkeit, fabulierender Anmut und grübelnder Inbrunst heute beinahe ein singulärer Typus. Da ist nicht die psychologisierende und psychoanalysierende Nervosität und artistische Reizbarkeit, das tropisch wuchernde Zuviel einer intelligiblen Phantasie, wodurch heutige erzählende Bücher so unruhig, überpackt, klimatisch

schwankend und schwer verdaulich werden. Und wie es das Gegenteil von der geistigen Luzidität und zeichnerischen Intimität des stets verehrungswürdigen Thomas Mann ist, so ist es das Gegenteil von dem gewalttätig fressenden Psychologismus, dem turbulenten Farbenkoller des vehementen Alfred Döblin (den zu lesen eine Lust, aber nicht immer ein Vergnügen ist). Eher scheint etwas von der vegetativen Selbstverständlichkeit der Bücher Hamsuns, auch von dessen verschmitzter Hinterhältigkeit kreatürlicher Mysterien wenn nicht nach Rang und Grad, so doch als organisch wirkende Substanz dem Erzähler Ulitz gegeben zu sein.

Dreimal, in den Romanen „Ararat", „Das Testament" und neuerdings beruhigter in den „Barbaren" hat Ulitz so etwas wie einen Schicksalsmythos aus und über der Zeit gestaltet. Aber bewundernswert, wie er von vornherein aller Abstraktionen nur im konkreten Erlebnis sicher wurde. Zu so infernalischen Phantasmagorien er die Zeitproblematik aufjagte, so wenig verlor er sich an jene undeutliche poetische Schwarmgeisterei, die vor nebelhaft verschwimmenden Hintergründen ihre substanzlosen ekstatischen Prophetien arrangierte. Er kannte die Schlagworte, indessen er lebte ja, er spürte seinen Leib, er schloß nicht die Augen. Seine Zunge löste sich und sie stammelte nicht, auch nicht in den Jahren der allgemeinen babylonischen Sprachverwirrung. Noch wo Ulitz den abgründigsten Schrecken beschwor, war es Ueberwindung von Anarchie und Chaos, nicht so sehr durch das, was er an wohlmeinender Zukunftsgläubigkeit hinzutat (und was immer ein bißchen vage Gefühlserweichung blieb), als durch die Gestaltung selbst, deren zeugendes Ungetüm aller Auflösung widersprach. Der „Ararat' bleibt die sensationellste dichterische Bewältigung des Kriegs- und Revolutionsergebnisses, das „Testament" die verwegenste Apokalypse einer grausamen Zeitwende. Es wäre trotzdem nichts, wenn es nur der Reiz des Sensationellen wäre. Es ist erstaunlich viel, weil über die aktuellen Spannungen hinaus eine epische Welt existent wurde, die mit großartiger Endgültigkeit im Menschen beginnt und im Menschen sich beschließt. Das ist ganz selten in der heutigen deutschen Literatur: über der Direktheit des Stoffes, des Psychologischen, der poetischen Gebärde diese unaussprechliche, dennoch strömend beredte Lebendigkeit, darin sich gleichsam das Leben selbst bekennt und bejaht. So viel Nachdruck und Kraft der Erfindung, so viel Innigkeit und Sinnlichkeit der Gestalt, so verführerisch blühende Mannigfaltigkeit des Wortes, des Gesichts, des Charakters: es ist eine tief heraufgeholte Wirklichkeit, es ist ein Reichtum im elementar Schöpferischen, der sich verschwenden darf, weil er in allen Verwandlungen nur der eigenen Lust und Not gehorcht und also jeglicher Not und Lust dient. Ob Ulitz Urkräfte versammelt und Weltmassen schichtet oder einen armseligen bürgerlichen Katastrophenweg abschreitet, das bedeutet hier nicht Verengung

und dort nicht Erweiterung. Auch wo er (räumlich und seelisch) in die fernste Ferne schweift, wachsen ihm Menschen, Schicksale, Landschaften der nächsten Nähe zu. Das ist das wahre Geheimnis des Epikers: nicht das Alltägliche zum Abenteuer aufzutreiben, sondern das Abenteuerliche so wirklich zu machen, daß wir es selber, inmitten unseres Alltags glauben. Darum durfte Ulitz in seinem letzten Roman „Barbaren" das wahrhaftig nicht neue Thema: Zivilisationsverhängnis und barbarische Kulturmagie noch einmal als den Mythos vom ersten und letzten Menschen Ereignis werden lassen. Nicht ein Buch des literarischen Ressentiments, der lendenlahmen Flucht zur Primitivität, der als stumpfer Exotismus maskierten Neurasthenie, sondern tief lebendige Fülle einer selbstschaffenden Welt, darin sich Natur und Schicksal zu einem merkwürdig anfänglichen, zugleich fabelgewaltig raunenden, zugleich närrisch spiegelfechterischen Heldenepos verketten. Es ist wieder diese hinreißende Produktivität des Erlebnisses — und eine neue Helligkeit und Heiterkeit der Phantasie, die mit dem breit flutenden oder gelassen ruhenden und tragenden Geschehen auch den ganzen Umkreis der Deutungen und Beziehungen, der vor- und rückläufigen Sinn-Brechungen heraufhebt, ohne sich anders als eben im Geschehen, im zentral wirkenden und bewirkten menschlichen Zu- und Gegeneinander auszusprechen.

Daneben die kleine Form der konzentrisch geschichteten Novelle, der knappen, zum schnellen Einfall komprimierten Erzählung, des anekdotisch pointierten psychologischen Aperçus: auch das nicht Laune und Zufall, sondern seelische Erfahrung, die sich gern in ein absonderliches Helldunkel der abenteuernden Phantasie hinabgräbt, mit Narren und Käuzen haust, um jählings zum melancholischen Zynismus des Alltags emporzutauchen. Und neben dieser rhythmisch disziplinierten, bildkräftig durchwalteten, doch niemals beiläufig metaphorischen Prosa eine Lyrik, deren Sprachmelodie sich zwischen exzentrischer Ausschweifung und ganz stiller, besänftigter Musikalität als jeweils fruchtbarster Augenblick menschlicher Ueberwältigung durchaus bedeutend und eigentümlich bezeugt. Es soll hier keine literarische Ortsbestimmung eines Werkes versucht sein, dessen Ausdruck und Richtung zwar überraschend bestimmt durchgehalten sind, das aber immer wieder ein Anfang, ein Unterwegs, ein lustvoll verwegenes Ausschreiten bleibt. Arnold Ulitz ist heute siebenunddreißig Jahre alt, und so viel hinter ihm liegt, so scheint noch immer alles vor ihm zu liegen.

ARNOLD ULITZ GESCHICHTE EINES BRANDSTIFTERS

Ein Geschehnis, das zwar nicht alltäglich war, aber doch Tausenden hätte widerfahren können, ohne ihr Leben irgendwie zu färben, wurde für den siebenundzwanzigjährigen Junkerlein, einen Angestellten der Firma Schildmarck (Eisenwaren), entscheidend und bis zu seinem Tode folgenschwer.

Für einen Menschen wie ihn, den nur Fleiß, Redlichkeit und solider Lebenswandel auszeichneten, dem aber alle glückfördernden Gaben, wie einschmeichelndes Wesen, der Nimbus der höheren Schulbildung und gefälliges Aeußere fehlten — er hatte sogar ein Glasauge —, für einen wie ihn war es sehr schwierig, aus der Niedrigkeit emporzusteigen. Gnade genug war es schon für einen wie ihn, bei Schildmarck angestellt und mäßig bezahlt zu werden. Die Aufmerksamkeit der Abteilungsaufseher oder gar der obersten Chefs zu erringen, schien unmöglich. Da trat jenes Geschehnis ein.

In der Abteilung „Werkzeugmaschinen" brach durch Kurzschluß Feuer aus, und weil Junkerlein damals noch kein Mensch mit ablenkendem Eigenleben war, sondern nichts als ein fanatischer Angestellter mit Pflichtgefühl, erwies er sich als der einzige, der mit der Seelenruhe langer Dressur und mit der Kaltblütigkeit eines Helden durch raschen Zugriff ungeheures Unglück erstickte. Diese Verhütung eines Materialverlustes, der grade in jener Zeit allerschwierigsten Ersatzes mit Geld kaum zu bewerten war, zerschmolz für eine schicksalsträchtige Viertelstunde die Unnahbarkeit der höchsten Chefs zu einer fast unbesonnenen Gerührtheit. Junkerlein stand bebend vor ihnen, bebte noch mehr, als er durchaus Platz nehmen mußte, fühlte seine Hände geschüttelt, hörte das Wort Gehaltserhöhung wie Donnerschall, und als ihn Schildmarck junior, der Geschwätzigere der beiden, zum Aufseher der Abteilung Küchengeräte machte, erbleichte er, und Tränen traten ihm in die Augen. Da bemerkte der beobachtende ältere Schildmarck, daß das rechte Auge anders weine als das linke, fragte danach und erfuhr — jetzt selber ein wenig beschämt — durch den puterrot erglühenden Menschen, daß er allerdings ein künstliches Auge habe.

„Oh! Wohl im Kriege verloren!" sagte der Chef. „Na, trotzdem ein ganzer Mann sind Sie, mancher ist mit zwei Augen nur ein halber, haha!"

Und nun vollbrachte es sich ganz von selber: Junkerlein schämte sich einfach, die Wahrheit zu sagen. Da die Lüge besser in die Stimmung dieser gewaltigen Stunde paßte, konnte er nicht anders, er log. Es war fast, als tue er etwas Gelerntes, als erfülle er eine Pflicht. „Jawohl, in Flandern," sagte er, und er, der wahrlich nie gelogen hatte, war schon so höllisch klug, daß er insgeheim bedauerte: „Hätte ich doch nicht so einen allbekannten Kriegsschauplatz gesagt, das war dumm!"

Herr Schildmarck merkte natürlich nichts. Er stand auf und sprach freundlich: „Dann haben Sie sich heute zum zweiten Male das Eiserne Kreuz verdient, Junkerlein! Sie haben es doch sicherlich!" „Nur die zweite Klasse, Herr Schildmarck! Zur ersten war ich vorgeschlagen, da kam die Revolution!" Furchtbar, wie diese Lüge sich selber log! Junkerlein schämte sich jetzt. „Nie Soldat gewesen," rief die Scham und beglühte sein Gesicht, aber zugleich bekräftigte er seine Lüge aufs geschickteste, indem er eine soldatische Haltung annahm und dem gesunden Auge martialisches Feuer verlieh. Dadurch wurde das gläserne erst unheimlich und abstoßend, und Herr Schildmarck entließ den Günst-

ling mit einem Unbehagen, das er sich nicht anders als durch Gelangweiltheit deuten wollte. Junkerlein ging mit frechem Uebermut, der gar nicht seiner Art entsprach. „Wie soll es herauskommen?“ lachte er, „und wenn es auch herauskommt, gelöschtes Feuer ist gelöschtes Feuer! Und wer hat's gelöscht?!“

Alle fanden, daß seit jener Stunde sein Gesicht unruhig und dünkelhaft war. „Das Feuer ist ihm in den Kopf gestiegen,“ witzelte Bernhard Müller (der Sohn von Müller und Kayser, Leder en gros), „paßt auf, das gelöschte Feuer verbrennt ihm sein bißchen Gehirn!“

In der Abteilung „Küchengeräte“ waltete Junkerlein ernst und unerbittlich. Von älteren Abteilungsdirigenten übernahm er äffisch den gewichtigen Schritt, die lose, dennoch bedrohliche Herrenhaltung der Arme, die Plötzlichkeit des Kopfwendens und den ein wenig verkniffenen, doch sehr wachen Blick. Es war sein süßester Triumph, daß ihm fast nur weibliches Personal unterstand, denn ihm war seit langem klar, daß ihm bei diesen seidenstrümpfigen, albernen Wesen immer und ewig sein Glasauge im „Wege stand“, wie er sich ausdrückte, aber nun entging diesem einen Auge, das viel besser sah als ein halbes Dutzend fasliger, verliebter Bernhard-Mülleraugen, die widerlich plötzliche Verwandlung der Fräuleins ebenfalls nicht: wie sie nett waren, wie sie hurtig waren, wie sie fragen kamen, wie sie auf die Leitern stiegen, gerade wenn er kam, natürlich, damit er Beine sehe. Er sah sie sehr genau, diese Beinchen, aber das Vergnügen, das in ihm aufbrodeln wollte, wandelte sich taschenspielerisch in Verachtung um, und er erwog, ob es nicht überhaupt an der Zeit sei, sich nach einem Weibe umzusehen, das freilich höherer Artung sein müßte. Es konnte unmöglich noch schwer sein, irgendwo, im Geschäft oder auf der Straße, anzuknüpfen. Einfach auf ein hübsches gutgekleidetes, gebildetes Mädchen losgehen, einfach sagen: „Guten Tag, gnädiges Fräulein!“ „Bitte, ich kenne Sie ja gar nicht!“ „Wetten wir, daß Sie mich kennen, haha!“ „Was erlauben Sie sich denn, seien Sie nicht so frech, Sie — —!“ „Ehrenwort, Sie kennen mich! Haben Sie denn nicht im Generalanzeiger von mir gelesen?“ Donnerwetter, wie sie da respektvoll äugt, haha! „Im Generalanzeiger, mein Herr?“ „Jawohl, mein allerliebstes Fräulein, von dem riesigen Brandunglück, das nur durch das tatkräftige Eingreifen eines, hähä, gewissen Herrn Junkerlein in letzter Sekunde verhindert wurde — —?“ „Und dieser Herr Junkerlein?“ „Bin ich, allerdings! Der Herr Junkerlein bin ich!“

So erdachte er heitre Möglichkeiten, sah sich keck in allen Straßen um, wagte sich in vornehme Cafés, schwang sich hinter Damen, die ihm gefielen, auf die Straßenbahnen. Es war immer ein süßlicher Typ, etwa amerikanischer Filmdiva-Typ, der ihn betörte, und er zweifelte nie, daß es sich um Damen der feinsten Gesellschaftskreise handelte. Wollte er aber zuweilen wirklich versuchen, war er doch immer zu feige, verwandelte jedoch die Feigheit stets in etwas weniger Blamables und redete sich ein, die Richtige sei ihm noch nicht über den Weg gelaufen.

Grade in diesen Tagen verkündeten die Reklamesäulen das große alljährliche Kostümfest der Kunstakademie: „Vom Ichthyosaurus zum Radiofunk“, und da spürte Junkerlein unter Frost und Hitze: „Ich gehe hin,“ denn von den ungeheuerlichen Ausmaßen süßester und wildester Lebenslust dieser Feste wisperte jeder Philister, erschauerte, hatte Sehn-

sucht und schimpfte. Junkerlein erschauerte nur und sehnte sich. — In den acht Tagen, die er noch Zeit hatte, beging er drollige Torheiten. Er kaufte sich ein neues Glasauge, weil er sich sagte, daß Künstlerinnen einen schärferen Blick für Farben hätten, und in der Tat war das alte Glasauge um einen Ton zu hell. Er fand eins von täuschend ähnlicher Tönung, doch saß es nicht so gut; aber er meinte, das rühre von der Unbequemlichkeit des Ungewohnten. Am gleichen Tage noch einen Riesenfroschkopf aus Papiermasse. Er setzte sich ihn vor dem Spiegel auf, und mit zwei Frosch- und einem Menschenauge glotzte er gierig verzückt in sein Bild. Er zeigte sich auch der Wirtin mit erschreckendem Quaken. „Nein!" strahlte sie, „was in Sie gefahren ist!" „Jetzt haben wir einen Posten," antwortete er, „jetzt wollen wir das Leben genießen, haha, quak-quak!" Zu spät beinahe, am Tage vor dem Fest erst, fiel ihm schwer auf die Seele, daß der sonderbare Name Ichthyosaurus einen Sinn haben müsse, und so klopfte er eines Tages unverschämt kühn an Schildmarcks Kontor und bat um die Erlaubnis, im Konversationslexikon das fragliche Wort nachschlagen zu dürfen. „Kann ich Ihnen schneller sagen, irgendein Tier der Vorzeit, Schlange oder so etwas. Erledigt, nicht wahr?" Junkerlein verneigte sich. Ungnädig forschte der Chef, ob er denn etwa zum Fest ...? „Nein, nein!" log Junkerlein sofort, „mir fiel nur der Name auf. Ich habe ja leider keine bessere Schulbildung, aber wißbegierig bin ich." Das rührte den Chef. Junkerlein, der es erriet, feixte.

Von bohrender Erregung wie ausgehöhlt trat Junkerlein in den Saal der Tobsüchtigen. Als tausend Tänzerpaare wie wimmelndes Gewürm vor ihm sich drehten, wanden, vielfarbig aufflitzten, jählings erloschen, als nackte Arme, nackte Beine, leuchtende Nacken, preisgegebene Brüste unter phantastischem Licht unaussprechlich schön lohten, wurde Junkerleins Freude so schwer, daß seine Beine knickten, und er lehnte sich, nah an der Tür, gegen die mit bemalter Pappe verkleidete Wand. Den Froschkopf, unter dem sein lebendiger Kopf in Schweiß ausbrach, ließ er wie sterbend sinken, aber die Augen seiner albernen Maske waren groß genug, daß er auch so, bei gesenktem Froschkopf, mit hochgedrehtem lebendigen Auge die Herrlichkeit des Festes in sich hineinsaufen konnte. Er merkte nicht, daß die Malerei der Wand, an die er geflüchtet war, nur Kaltblütler darstellte: scheußliche Fische, Echsen, Molche, fliegende Schlangen, und sie alle schienen hier versammelt, um den mit warmem Blut Begnadeten zuzuschauen, denen mit warmem Fleisch, mit glatter Haut, den Säugetierweibchen mit milchzarten, paradiesischen Brusthügeln. „Ach, sind die Frauen schön!" sagte der Frosch und merkte nicht, daß unter ihnen zahlreiche Mädchen vom Schlage der Abteilung „Küchengeräte" waren, nur durch Schminke, Puder, Flitter und Alkohol zu Göttinnen gesteigert.

Manchmal patschte eine lilienweiße Hand gegen ihn, und ein sherrybrandyroter Mund sagte flüchtig: „Na, du Scheusal!" Jedesmal lächelte der Frosch geehrt erbebend, aber dies Lächeln blieb freilich ans richtige Gesicht gekettet, die Papiermasse der Maskenvisage blieb blöde, tot, häßlich. Eine Vollblütige forderte: „Quake mal, Frosch!", und er verneigte sich und machte „quak". Seine Stimme war matt vor Seligkeit und mißtönig wie in den Tagen des Stimmbruchs. Ganz langsam endlich begann er den Saal zu umkreisen. „Immer an der Wand lang", lachten ihm die Tanzenden zu. Jemand sprach: „Unbegreiflich, wie Menschen

sich so verhäßlichen können! Sind wir nicht ohnehin häßlich genug?" Junkerlein bezog diese Bemerkung allerdings nicht auf sich, sondern auf einige Herren, die sich ihre Gesichter höllisch bemalt hatten.

An drei Wänden des Saales war er entlang gerutscht, die vierte weitete sich zu einer Loggia, die wiederum fast saalartig war, und dort, in Kojen, die durch Pappdeckelblumen des Urwalds gegeneinander abgegrenzt waren, saßen die Prominenten: Professoren der Akademie, Dichter, Zeitungsleute und Mäzene, die den Geistigen, den in Ehren Ergrauten, den Glatzköpfen mit unsichtbarem alten Lorbeer und den Feuerköpfen mit noch wachsendem Lorbeer Sekt bezahlten. Hier saß auch ein Mädchen, das Junkerlein sofort für die Schönste des Festes erklärte.

Sie war schon müde. Ihre Gestalt lieblich wie die eines Kindes, ihre feinen Arme völlig nackt, ihr blondes, lichtbeflossenes Haar zärtlich verwirrt. Ihre Füße ruhten in einem Sessel, gewichtlos zierlich, ihr gebrechlicher Leib quer über dem Schoß eines Mannes in blauer Bluse, der wie ein russischer Bauer aussah. Ihre Augen waren geschlossen, aber sie lächelten dennoch, so wie auch ihr Mund glückselig lächelte, denn der Mann liebkoste immerfort mit großen Bildhauerhänden ihr Haar, aber nur die lichtesten und leichtesten Haare, die sich von der Hauptmasse lösten, als wollten sie entschweben, nur immer diese feinen Haare, und in solcher Ehrfurcht, daß Junkerlein sich sehr wunderte, weil das Gesicht dieses Mannes eigentlich finster und gewalttätig aussah. „Er ist nicht schön", sagte er sich, „und trotzdem liebt sie ihn. Warum nicht mich? Wer weiß, ob er schon mal ein Feuer gelöscht hat!" Und der Frosch stand und glotzte.

Zuweilen öffnete das Mädchen die Augen, vergewisserte sich, daß immer noch das finstre Gesicht über ihrem hellen stand, lächelte zufrieden und machte die Augen wieder zu. Einmal sah sie auch Junkerlein und rief leise: „Ein Frosch!" Er verneigte sich tief, der Mann in der Bluse sah ihn verächtlich an, wandte sich aber sofort ab und trank roten Wein, als spüle er Uebelkeit fort. Als aber Junkerlein stand, stand und stand, zuckten die Augenbrauen des Brutalen, und er sagte befehlerisch und anmaßlich: „Geh' in den Sumpf, Frosch, wohin du gehörst!" „Ja!" sprach auch das Mädchen, ohne die Augen zu öffnen, „er soll uns nicht anstieren, er soll in den Sumpf!" Mit dem Sumpf meinten sie also den Saal, obwohl auch im Saal an allen Tischen Wein getrunken wurde und an einigen sogar Sekt, genau wie hier. Diese beiden fühlten sich also nicht zugehörig, ihnen war also der Saal Sumpf, hoho!

Dieser affige Dünkel! Junkerlein dachte gar nicht daran, sie länger anzusehen, sie kamen ihm geradezu albern vor. Was ist denn an dem ganzen Mädchen dran? Was hat sie denn für dünne Aermchen, und wo hat sie denn den Busen, haha? Busen muß ein Weib haben. Ein Mann, der Feuersbrünste im Keime erstickt, will Frauen mit vollen Formen! Und er haßte die beiden und ging tollkühn quer durch den Saal. Er sah Herrn Bernhard Müller und rempelte ihn an. Müller, der ihn natürlich nicht erkennen konnte, sagte nur „Idiot". Er hatte eine Dame, deren Nase, wie Junkerlein hämisch konstatierte, viel zu lang war. Eine Jüdin wahrscheinlich, hähä!

Da plötzlich geschah etwas über alle Maßen Entsetzliches, und alle ließ es erzittern, nur Junkerlein nicht, denn daß es grade in dieser

Sekunde, und daß grade dies geschah, bewies ihm, hier walte Gott selber, um einen Gedemütigten und Mißhandelten vor aller Augen zu rechtfertigen und zu erhöhen, so daß die Herrschaften der Loggia ihn umarmen würden; und sein frecher Wahn war begreiflich, denn wunderbar fügte sich das Ereignis in die schon begonnene Verwirrung seines Lebens.

Ein dralles, grobzügiges Mädchen, als Bäuerin verkleidet und wahrhaft bäuerisch in ihrer tölpelhaften, groben Plärrigkeit, schrie gellend: „Es brennt! Es brennt! Rette sich wer kann!“

Todbleiche Leute. Sekundenlang kerzengrad Gesteifte, Erstarrte. Stolze Gesichter mit plötzlich klaffenden Kiefern, irre Hände, die wie Laub zitterten, und dann die eigenartige, ungeheuer viehische Gebärde der Todesangst und niedertrampelnden Flucht, Ellenbogen zum Stoß bereit, bissige Zähne unmaskiert sichtbar, unbesieglicher Wille, eher zu morden, als selber zu verbrennen. Das schöne blonde Mädchen schrie den Namen ihres Blaublusigen. Der saß noch da, besah forschend die mit Pappdeckel vermauerte Wand, in der es Fenster gab, wie er wußte, und zog langsam ein Taschenmesser hervor, um eine Luke zu schneiden. „Ruhe, nur Ruhe!“ sagte er. Junkerlein erkannte genial, daß dieser Mann als einziger außer ihm selber wußte, worauf es jetzt ankomme, und er wußte auch, daß er dem Gehaßten jetzt zuvorkommen müsse, er riß sich den Froschkopf vom Schädel und schrie mit phantastisch lauter Stimme: „Ruhe! Ruhe! Keine Gefahr! Kein Gedränge! Alles auf der Stelle stehenbleiben! Das Feuer ist am andern Saalende! Wer drängt, wird erschossen! Die Frauen zuerst hinaus! Ich rette euch alle! Ich habe mehr als einen Theaterbrand erlebt! Ich bin Junkerlein!“

Wirklich, man sah noch keine Flammen, man roch noch keinen Rauch, und man richtete sich auf an diesem Menschen, der auf einem Stuhl stand und großartig kommandierte. Die Musik brach ab, das Getöse brach ab, Totenstille lag wie ein Dach über den Schweigern und Horchern. Viele erfuhren erst jetzt vom Alarm und begriffen nur, daß es galt, den Türen möglichst langsam zuzustreben. „Sie sind ein Held!“ rief jemand. Der Blaublusige schnitt sich seelenruhig sein Schlupfloch durch die Pappdeckelwand, aber als Junkerleins Blick ihn traf, sah er soeben auf und nickte ihm kollegialisch, ein wenig lächelnd zu.

Und da schrie das Bauernmädchen, das man ganz vergessen hatte: „Ist ja alles nur Klamauk! Ich habe nur Ulk gemacht!“

Ein Herr, der soeben noch tränenüberströmt gestanden hatte, schlug ihr ein paar schallende Ohrfeigen rechts und links. „Wirklich wahr?“ schrieen Hunderte, „wirklich nur Ulk?“, und plötzlich löste sich die Todesangst ins Gegenteil: wieherndes Freudengelächter, idiotisches Heulen. Gellend pfiff man auf den Fingern, den Tod pfiff man aus. Frauen hob man auf die Schultern, Küsse knallten, man trampelte, aber man wollte niemanden mehr tot trampeln, nein, nein! Der Blaublusige steckte sein Taschenmesser ein und lächelte merkwürdig, als er sah, wie Junkerlein gebeugten Rückens von seinem Feldherrnstuhle stieg. „Lebensretter!“ rief man, „schade, jetzt ist die Medaille futsch!“ „Viel Geschrei um wenig Wolle!“ Bernhard Müllers fades Kavaliersgesicht, vom Angtschweiß eben verwichener Feigheit noch schmierig, zischelte plötzlich neben ihm: „Verfehlte Reklame, Junkerlein!“ und dann: „Menschenskind, du hast ja dein Auge verloren!“ Da griff Junkerlein ans linke Auge und fand es hohl. Das Glasauge war mit dem Frosch-

kopf schon lange irgendwo zerstampft. Er hielt die Hand vor die häßliche Höhle, als müsse er Blut zurückstemmen, und stürzte davon. Gelächter gab ihm Fußtritte, er stolperte die Treppe hinunter. Hier hielt man ihn für eine Schnapsleiche, hier draußen war keiner, der ihn in seiner Viertelminutenglorie gesehen hatte, aber hier draußen hielt ihn auch keiner für entehrt. Drinnen lachte man über die mißglückte Heldentat, draußen lachte man nur über den armen Leib, den man für betrunken hielt, der aber in Wahrheit nur nicht mehr stark genug war, eine zerstörte Seele zu tragen, ohne zu stürzen.

Junkerlein beruhigte sich wunderbar schnell. „So ein leichtsinniges, gedankenloses Frauenzimmer," sagte er sich, „dumm, wie Frauen eben einmal sind! Ohne Ahnung, was auf dem Spiel stand." Egal, ob es gebrannt hat oder nicht, er, Junkerlein, hat zweifellos Unglück verhütet, nur dumme Menschen können darüber lachen, er ist erhaben über das Gelächter der Dummen. Bernhard Müller sorgte für baldige Aufklärung. Sticheleien wollten an Junkerlein ritzen, unantastbar hochmütig ging er weiter seinen Weg.

Herr Schildmarck, der Ältere, sagte zu ihm: „Sie waren also doch beim Ball, Junkerlein?" Jawohl, er habe es sich im letzten Moment noch überlegt, er habe sich gern einmal unter „das heitere Künstlervölkchen" mischen wollen. „Sie scheinen professioneller Brandschadenverhüter zu sein! Daß Sie sich nur nicht von unserer Branche abwenden, Junkerlein!?" Er antwortete ruhig und würdevoll: „Ich wundre mich selber am meisten, Herr Schildmarck, grade bei Feuersgefahr stehe ich in ganz auffallender Weise meinen Mann. Die Herren Kunstakademieprofessoren haben mir jedenfalls ihren besten Dank ausgesprochen. Unglück muß ich also wohl verhütet haben." „Gewiß, gewiß," pflichtete Schildmarck ein wenig unsicher bei. Junkerlein durchschaute ihn, machte schmale, spöttische Lippen und glaubte zu wittern, daß man ihm seine eigentümliche Tat- und Entschlußkraft mißgönne. Er verachtete alle Menschen, Männer und Weiber und sogar den Chef. Er wußte, was seine Lebensaufgabe war: Brandkatastrophen zu verhüten.

Damals brannte die große Tapetenfabrik ab. Die ganze Nacht hindurch stand Junkerlein und schaute; jeder raketenhaft zum Sternhimmel schießenden Tapetenrolle sah er sehnsüchtig nach. „Feuer ist doch das Schönste auf der Welt!" stöhnte er, und Wollust berieselte ihn. Er fehlte als Zuschauer bei keinem Großfeuer mehr. Bengalische Streichhölzer kaufte er sich massenhaft, in entlegenen Vorstadtstraßen brannte er sie an, warf sie zu Boden, stellte sich ans gegenüberliegende Haus und sah das herrliche Blutrot lodern, schwach werden und sterben. Aber keinmal blühte ihm das Glück, ein Feuer beim Ausbruch als erster zu entdecken, es zu verhüten und allen Bernhard Müllers und blaublusigen Künstlern beweisen zu können, was für einer er war.

Als der Frühling die Herzen schmolz und die Parks mit Zärtlichen bevölkerte, wurde Junkerleins Liebe zu Feuer und Feuerwehr sonderbarerweise zur wahren Dämonie. Er zürnte dem Schicksal, daß es ihn nicht einem hübschen Feuerausbruch zwecks Erstickung im Keime entgegenführte, und weil er sich endlich ärgerte, wirklich nur aus Schmollerei, zog er eines Nachts boshaft den Feuermelder, flüchtete und rannte erst, als die Wagen heranpreschten, heuchelnd heran, aber insgeheim grinste er: „Wollt ihr etwa Unglück verhüten, was? Mißglückte Heldentat! Verfehlte Reklame! Viel Geschrei um wenig Wolle!"

Als ihm dieser Spaß zum elftenmal gelungen war, — er führte Buch —, erfuhr er aus den Zeitungen mit höchstem Genuß, wie sehr sich in letzter Zeit die Fälle häuften, wie „Bubenhände" immer wieder unnötigerweise die wackre Feuerwehr alarmierten, und daß es Pflicht des Publikums sei, der Polizei dabei zu helfen, „diesen oder vielleicht diesem Burschen das Handwerk zu legen". „Unnötigerweise?" lachte Junkerlein. Er kaufte ganze Stöße Zeitungspapier, behauptete, Tapezierer zu sein und sie als Wandbeklebung zu brauchen, und dann knäulte er Blatt um Blatt, häufte einen hohen Hügel unter den Gardinen seines Zimmers, zündete an und ging geruhig zum Feuermelder an der Straßenecke. Als die Feuerwehr heranbrauste, sank er, von irrer Lust bewältigt, gegen das Haus und stammelte nur mühsam seine eigene Hausnummer und seinen Namen. Die Brandstiftung war derart offenkundig, daß man ihn gleichen Tages verhaftete.

Schildmarck gab ein Gutachten ab, ließ unter anderem das Wort vom „professionellen Brandschadenverhüter" fallen, und Junkerlein selber gab derart seltsame Antworten, war derart wenig bemüht, sich zu entlasten, gestand vielmehr mit sanfter Heiterkeit seine Leidenschaft für Feuersbrünste, daß man ihn dem Psychiater zur Beobachtung überlieferte. In der Klinik, wo die zeitraubende Berufstätigkeit endlich wegfiel, verirrte er sich völlig in seinen Wahn.

Stunden- und stundenlang malte er sich große Feuer aus. Bäckereien waren seiner Phantasie längst zu gering geworden, halbe Straßen, ganze Viertel brannten. Und endlich brannte die ganze Stadt. Auf dreißig Chausseen rasen Feuerwehren heran, lange Güterzüge mit Flachwagen donnern hintereinander her, auf jedem Wagen Motorspritze, Magirusleiter, behelmte Männer mit Fackeln in den Händen. Er einigte sich mit einem verrückten Rechtsanwalt, einem Kommunisten, auf ein grandioses Projekt. Der Rechtsanwalt sollte die Stadt anbrennen, er selber wollte sie durch tatkräftiges Eingreifen „in zwölfter Stunde" retten. Ihre beiden Namen würden bis in die amerikanischen Zeitungen gelangen. Der Rechtsanwalt würde straffrei bleiben, da er doch irrsinnig sei. Beide würden gefilmt werden. Das Fräulein vom Akademiefest würde ihn im Kino sehen und rufen: „Das ist ja überhaupt der Frosch!" Er würde dann, falls er zufällig selber im Kino wäre, höhnisch antworten: „Geh in deinen Sumpf!"

Mit solchen gemeingefährlichen Absichten konnte Junkerlein natürlich nicht entlassen werden. Er klagte auch nicht. Sein höchstes Glück war ein schönes Abendrot. „Die Erde brennt!" rief er verzückt, „alle Länder brennen, die Meere trocknen aus! Auf den andern Sternen stehen viele Leute und staunen: ‚Ja, wo bleibt denn der Junkerlein? Hat er denn nichts gemerkt?' Meine Herren, den Junkerlein hat man eingesperrt."

Er wurde feinfühlig wie ein Tier, witterte die atmosphärischen Verhältnisse, die einer starken Abendröte günstig sind, und prophezeite schöne Sonnenuntergänge mit nie irrender Sicherheit. Orgien feierte er vor dem brennenden Himmel, dann sank er erschöpft um und blieb tagelang schwach. Gelegentlich bat er den Professor um Entlastung. „Ja, was wollen Sie denn für einen Beruf ergreifen, wie?" „Weltfeuerwehrmann", flüsterte Junkerlein in unendlicher Liebe, „ungeheures Unglück will ich im Keime ersticken, darin bin ich nämlich Fachmann, Herr Professor!"

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, zweite Aprilwoche.

Der Ultimo war diesmal an der Börse kaum fühlbar. Die Haussebewegung, die seit Wochen andauert, ging unverändert fort, und der Optimismus, der in ihr seinen Ausdruck findet, wurde durch Osterartikel des Reichsfinanzministers, durch optimistische Ausführungen in schwerindustriellen Generalversammlungen und durch die schwachen Andeutungen eines Konjunkturaufschwunges, auf die wir in der vorigen Woche bereits hinwiesen, vielleicht sogar ein wenig kräftiger belebt, als an sich gerechtfertigt wäre. Das Kursniveau hob sich neuerlich auf der ganzen Linie und der Geldmarkt blieb vom Monatswechsel so gut wie unberührt. Nicht einmal die Zahlung von 62½ Millionen Mark an den Reparationsagenten à conto der Industriebelastung, die die Ultimospannung hätte verschärfen sollen, konnte ihn erschüttern. Es ist kein Wunder, daß angesichts dieser Lage das Gerede von einer nochmaligen *Diskontermäßigung* (auf 6 Prozent) nicht verstummen will. Doch wird die Reichsbank, ehe sie weitere Schritte in der Richtung der letzten Maßnahmen unternimmt, erst einmal das Ergebnis der letzten Herabsetzung abwarten. Gerade der erwartete Konjunkturaufschwung würde zu neuer Anspannung des Geldmarktes führen, und es ist jedenfalls besser, den Diskontsatz nicht zu häufig wechseln zu lassen. Daß die Lage im Aprilwechsel so leicht blieb, wird übrigens nicht zuletzt dadurch erklärt, daß das Ostergeschäft im allgemeinen nicht glänzend war, so daß keine nennenswerte Kreditbeanspruchung von ihm ausgehen konnte.

Die Festigkeit der deutschen Börsen war um so überraschender, als wir *international eine Erschütterung der Devisenkurse* in ungewöhnlichem Ausmaße erlebten. Als gemeinsamer Hintergrund erscheint jenes mystische Etwas, das man internationale Devisenspekulation nennt, während die Begründungen für den Sturz der belgischen, französischen und russischen Valuta in der Regel auf die berüchtigte „Passivität der Handelsbilanz" abzielen. Im Falle Belgien scheint etwas Wahres an dieser These zu sein. Tatsächlich war die belgische Handelsbilanz in den letzten Monaten stark passiv, und zwar, wie es scheint, auf Grund umfangreicher Auslandskredite. Diese Passivität an sich ist kein Unglück; es scheint jedoch, als ob die *New Yorker Börsenkrise* in recht beträchtlichem Umfange zur *Zurückziehung* von amerikanischen kurzfristigen Auslandskrediten geführt hätte, einer Zurück-

ziehung, die in der Tat valutarische Folgen haben mag, wenn die Begleichung der aufgenommenen Schulden nicht in Gold, sondern in Guthabenform erfolgt, so daß auf einmal ein starkes Angebot in der Valuta des schuldenzahlenden Landes entsteht. Dies scheint bei Belgien der Fall zu sein. Wir erlebten einen ähnlichen Vorgang bei dem Sturze der polnischen Währung nach dem Ausbruch des deutsch-polnischen Zollkrieges, dem die rasche Zurückziehung deutscher und anderer Auslandskredite an Polen folgte. Belgien hätte wohl über die notwendigen Interventionsfonds in Gold und Devisen verfügen können; es scheint jedoch, als ob die belgische Industrie den neuen Geldentwertungsstoß nicht ungern sähe, der ihr vor allem den (angesichts der internationalen Kartellpläne beim Eisen kräftig einsetzenden) Kampf um die Exportquoten erleichtern dürfte. Demgegenüber scheint die Regierungspolitik freilich an dem „Stabilisierungskurs" von 107 belg. Frs. für das englische Pfund festzuhalten, während die gegenwärtige Pfundparität über 130 liegt. Jedenfalls hat sich der belgische Finanzminister in diesem Sinne geäußert, ehe er zu Besprechungen über eine Stabilisierungsanleihe nach London fuhr.

Wenn die belgische Frankenkrise offensichtlich *nicht* durch nachlässige Finanzpolitik verursacht ist, scheint die gegenwärtige französische Situation vom finanzpolitischen Standpunkt aus noch keineswegs hinreichend gesichert zu sein. Zwar ist das Budget verabschiedet und das Kabinett Briand gerettet worden; aber die entscheidende Frage, nämlich, wie die schwebende Schuld der *„Bonds de la Défense Nationale"* fundiert werden könne, ist noch nicht gelöst worden. Herr Péret hat sich hierzu nach dem eben errungenen Erfolg in der Kammer zwar insofern geäußert, als er auf die Notwendigkeit einer gesunden Tilgungspolitik hinwies; aber er gab nicht an, was darunter zu verstehen sei. Als sicher kann man jedenfalls annehmen, daß die radikalen Vorschläge des amerikanischen „Institute of Economics", die auf *Zinsherabsetzung für die gesamte Inlandsschuld* abzielen, keine Gegenliebe bei ihm finden werden. Eine freiwillige Fundierung zu *erhöhtem* Zinssatz würde jedoch das kaum erlangte Budgetgleichgewicht wieder gefährden. Man darf neugierig sein, wie das Problem gelöst werden wird; und man kann es begreifen, daß die „internationale Devisenspekulation" und die französische Kapitalflucht immer noch mit weiterer Francbaisse zu rechnen scheinen. Auch in Frankreich dürfte übrigens die fortschreitende Geldentwertung nicht ohne Bedeutung für den Quotenkampf sein, zumal die zunehmende Kartellierung der französichen Eisenindustrie es ihr offenbar immer mehr ermöglicht, den Inlandspreis verhältnismäßig rasch der Geldentwertung nachgleiten zu lassen und im Export die Dumpingprämie auszunutzen.

Wenn die Frankenkrise an den internationalen Devisenmärkten mit gewisser Regelmäßigkeit sich zu wiederholen pflegt, so ist in den letzten Tagen auch eine anscheinend vollkommen stabile Währung affiziert worden, die zwar im Devisenhandel keine große Rolle spielt, aber dennoch von außerordentlicher Bedeutung ist, nämlich die russische. Seit der russische Getreideexport die in ihn gesetzten Erwartungen nicht erfüllte und die Russen genötigt waren, den deutschen Hundert-Millionen-Kredit mit Gold abzudecken, das ursprünglich zur Deckung des Notenumlaufs bestimmt war, hat in deutschen Wirtschaftskreisen das Vertrauen in die russische Zahlungsfähigkeit und die Sicherheit der russischen Währung einen schweren Stoß erfahren. Auch wenn der Thyssenkonzern noch soeben große Lieferungsverträge mit dem „Donugol" abgeschlossen hat, war nicht zu verkennen, daß man den Russen nicht mehr recht traute. Insbesondere die Haltung der deutschen Banken zu dem neuen Russenkredit machte dies deutlich. Nachdem der russische Index im Kleinhandel schon ziemlich lange eine *innere* Geldentwertung angezeigt hatte — die letzte uns bekannte Ziffer stand auf 234 —, hat inzwischen der Tscherwonetz auch an den Auslandsmärkten einen *Sturz um etwa 100 Prozent* erlebt. Nach Nachrichten aus Riga, die mit Vorsicht aufzunehmen sind, soll die Inflation wesentlich von *überreichlicher Kreditgewährung des Staates an die Industrie* ihren Ausgangspunkt genommen haben. Ihr Vorhandensein wird jedenfalls kaum mehr zu bestreiten sein. Die Sowjetregierung, die seinerzeit die Stabilisierung mit viel Geschick vorgenommen hat, scheint der neuen Situation gegenüber die Nerven zu verlieren. Jedenfalls beginnt auch sie wieder den uns aus den Zeiten der Inflation wohlbekannten Kampf gegen *„Valutaspekulation"* und *„Preistreiberei"* aufzunehmen, der an den Oberflächensymptomen zu kurieren versucht und an den wesentlichen Problemen der staatlichen Finanzpolitik vorbeigeht. In größerem Zuge gesehen, scheint sich mit dem Tscherwonetzsturz übrigens jenes System zu rächen, das mit einem unglaublichen Protektionismus versuchte, die Industrie auf Kosten der Landwirtschaft zu beleben und das, während es an vielen Punkten gleichzeitig einsetzte, doch nicht dem zentralen Problem des *Verkehrswesens* genügende Aufmerksamkeit schenkte. Was nützt dem Lande eine chemische Industrie, wenn es nicht in der Lage ist, sein Getreide zu befördern? Was nützt ihm ein erfolgreicher Kampf mit der englischen Kohle in Griechenland und Italien, wenn Moskau und Leningrad nicht ausreichend mit Kohle versorgt werden können? Immerhin wird man annehmen dürfen, daß die Russen der Situation Herr werden können, und der neue deutsche Kredit wird ihnen eine wichtige Hilfe dabei sein. Die Zinsdifferenz, um die man sich mit den deutschen Großbanken stritt, ist durch die

neuerliche Diskontherabsetzung der Reichsbank verringert und unerheblich geworden. Gelingt es den Russen, auf dem Wege über diesen deutschen Kredit für die nächsten Jahre etwas mehr Bewegungsfreiheit zu erhalten, gelingt es ihnen weiter, im Zusammenhang damit der inflationistischen Tendenzen der eigenen Wirtschafts- und Handelspolitik Herr zu werden, so dürfte die russische Währungskrise überwunden werden.

Sollte der Russenkredit Wirklichkeit werden, so wird die Schwerindustrie außerordentlichen Gewinn aus ihm ziehen. Sie ist kapitalkräftig genug, um das (durch die Regierungsgarantie verringerte) Risiko auf sich nehmen zu können; und die Bildung des neuen *Stahltrustes* dürfte eine weit stärkere Wahrnehmung aller denkbaren Exportchancen veranlassen, als bisher üblich war. Insbesondere wird die Verbilligung der Produktion den angegliederten Betrieben der eisen*verarbeitenden* Industrie die Möglichkeit geben, zu günstigen Preisen auf dem Weltmarkt konkurrieren zu können. Es ist kein Zufall, daß bisher gerade Otto Wolff und Thyssen im Hinblick auf die neue Kreditaktion die größten Lieferungsverträge mit Rußland abgeschlossen haben. Gerade der Thyssenbesitz scheint besonders für den Export gerüstet zu sein. Denn August Thyssen hat ein Besitztum hinterlassen, das an technisch-ökonomischer Durchrationalisiertheit die anderen in den Stahltrust eingebrachten Betriebskomplexe beträchtlich überragt. Nach der modernen Religionssoziologie hätte er als Katholik ja eigentlich kein Unternehmer sein dürfen; denn die Unternehmereigenschaften gehören nach dieser Theorie zur protestantischen Erbmasse. Dennoch blieb er bis an sein Lebensende im Grunde der Typ des deutschen „Ironmaster". Dieser kluge, alte Mann baute keinen „Vertikalkonzern", eroberte keine Großbanken und dachte nicht daran, durch Zeitungen Stimmung für sich zu machen. Während des ganzen Taumels von Krieg und Inflationszeit hindurch blieb er der Mann, der mit ein paar tausend Talern angefangen und Hunderte von Millionen verbaut hatte. Fast unbemerkt wurde er zum reichsten Deutschen, während andere Aktienpakete und Unternehmungen kauften, an denen ihre Unternehmungen zugrunde gingen oder noch heute schwer zu tragen haben. Aus einer anderen Generation stammend, ragte der alte Thyssen wie ein Denkmal in unsere Zeit hinein. Aber mitten in der Krise griff diese neue Zeit auf seine alten produktiven Gedanken zurück und fing noch einmal mit eben jener vertikalen Konzentration von Kohle und Eisen an, die er begann, und auf der er den größten europäischen Industrietrust aufbaute. Der Sohn scheint ein anderer Typ zu sein. Er war schon einmal Nationalheld, er macht kein Hehl aus seinen deutschnationalen Anschauungen und gilt als ein phantasiereicher Mann. Wird er das väterliche Erbe zusammenhalten?

GLOSSEN

REISEN ZWECKS ANSICHTSKARTEN

In der Berliner Hütte des Alpenvereins, hingepflanzt auf die Zillertaler Gipfel, sind im vorigen Jahr von jedem Besucher durchschnittlich drei Ansichtskarten täglich beschrieben und weggeschickt worden. So fleißige Schreiber sind nur die deutschen Touristen.

Ist es erlaubt, ein Wort gegen diese Geisteskrankheit zu äußern? Es gibt Fanatiker der Ansichtskarte, die eigentlich bloß reisen, um „herzliche Grüße" mit Ansichten abzusenden. Wenn diese Erkrankung selten wäre, wenn sie vor Europa zu verheimlichen wäre! Aber diese Ansichtskartentouristen machen Deutschland auf dem Nordcap ebenso lächerlich wie in Bombay. Sie haben kaum Zeit, zu sehen und zu hören, weil sie, kaum eingetroffen, schon zum Tintenfaß stürzen. In der heimischen Berghütte kennt man diese Schwachsinnigen und lächelt über sie, denen es nur darauf ankommt, in die Welt zu schreiben: „Ich bin da gewesen". Man lächelt, weil man's weiß, sie sind so erfüllt vom Eifer der Ansichtskartenabfertigung, daß sie kein Auge haben für die Welt, aus der sie grüßen. Besonders Damen, für die Ansichtskartenbeschmierung eine Art des geistigen Kaffeekochens im Freien bedeutet, laborieren an der schriftlichen Grüß-Sucht. In großen Hotels, auf Schiffsreisen kann man den deutschen Typus des systematischen Ansichtskartenversenders beobachten, er okkupiert gewöhnlich von neun bis zwölf Uhr den Schreibtisch, den andere für ein paar Sekunden benutzen möchten, hat sein Notizbuch vor sich liegen und schreibt nun, begeistert von dem herrlichen Neapel, respektive Christiania, respektive Zillertal, genau nach dem vorliegenden Verzeichnis an alle Bekannten seines Umkreises Ansichtskarten, die beweisen (zum Neide des Empfängers), daß er *da* gewesen. In Wirklichkeit war er gar nicht da! Er hat seine kleine Beziehungswelt von Plauen oder von Steglitz mitgenommen, er hat sie keinen Augenblick innerlich verlassen, denn hätte er sie glücklich verloren, dann schriebe er ja keine Ansichtskarten an Frau Oberpostrat und auch nicht an Klencke, in Firma Klencke und Sohn. Ansichtskarten sind meistens der unterfertigte Nachweis des toten Erlebens. Deshalb tun die sächsischen Weltreisenden so klug daran, sich ihre Ansichtskarten zu wohlfeilem Preis schon vor Antritt der Reise in Leipzig für alle Stationen anzuschaffen. Sie könnten sie eigentlich in Leipzig gleich beschreiben, die paar Adjektiva, die verwendet werden, sind immer dieselben, und sie ergeben sich schon aus den kolorierten Karten. Die Karten sind richtig, die Grüße sind vernünftig, das einzig Überflüssige ist ... die Reise. Gäbe es eine in den verschiedenen Orten funktionierende „Ansichtskartenabfertigungsstelle", der man seine Karten mit Unterschrift zur Versendung anvertrauen darf, so könnte man eigentlich die Reisekosten sparen und zu Hause bleiben.

Die Ansichtskarte stammt aus der sächsischen Seele, die freilich bis nach Königsberg und Köln verstreut ist. Sie bedeutet das Surrogaterlebnis des Reisenden. Es ist der Bliemchenkaffee des Touristen. Der Reisende gibt sich nicht dem Eindruck, sondern dem Abdruck der Ansichtskarte hin. Das Große verkümmert zur farbigen Niedlichkeit, die Welt kann nicht mehr überraschen und staunen machen, das

Klischee des Eindrucks ist vom Fabrikanten längst vorgesehen, das ganze Universum ist bereits in Sachsen koloriert worden, der Ansichtskartenmensch hat, wohin er auch ausreiße, für jedes Stück Welt drei Dutzend fertige Klischees zur geneigten Auswahl. Es ist keine schwere Erkrankung des Geistes, aber eine widerwärtige, lästige Seuche. Sie gehört in diese papierne, druckerschwarze Welt, in der niemand mehr naive Ansichten des eignen Auges, jedermann nur fix und fertige Ansichtskarten der fürsorglichen Industrie besitzt.

Carlotto Graetz

VOM BORN DER RECHTSWISSENSCHAFT

„Die Wirkung der Revolution zeigt sich weniger auf rechtlichem als auf tatsächlichem Gebiete, indem durch Abbau alter, tüchtiger Beamter und durch Aufnahme ganz ungeeigneter und gar nicht vorgebildeter Parteibonzen die Verwaltung dem Parteimißbrauch und dem Schiebertum preisgegeben wurde. . . ."

„Schon machen sich aber Anzeichen geltend, daß auch die rechtsstaatliche Periode durch eine neue höhere Entwicklungsstufe überwunden wird — die der demokratischen Korruption . . ."

„Wenn die Reichsverfassung Art. 137 den Religionsgesellschaften Vereinigungen gleichstellt, die sich die Pflege einer Weltanschauung zur Aufgabe machen, so ist das Blödsinn . . ."

Aphorismen aus dem Jahresbericht des Kriegervereins in Schmachtenhagen? Nein, aus: *Conrad Bornhak, Grundriß des Verwaltungsrechts* in Preußen und dem Deutschen Reiche, 8. Auflage 1925, A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung Dr. Werner Scholl, S. 24, 28 und 186. Verfasser gehört als Professor der Berliner Juristenfakultät an und unterrichtet in Wort und Schrift die akademische Jugend der deutschen Republik über öffentliches Recht.

Conrad Kaiser

INTERNATIONALES AUS MÜNCHEN

Wie immer auch die Macht der Tradition respektiert zu werden verdient — wenn man sich das Haar schneiden läßt, muß es erlaubt sein, einen Kunstgewerbler mitzubringen.

Zwecks Überwachung.

Was hatte also der bärtige Herr die Stirn zu runzeln und mit den Augen zu rollen, als mein Freund dem Friseur ein paar harmlose architektonische Finessen bezüglich der Hinterkopfanlage vorschlug!

Allerdings darf nicht verschwiegen werden, daß sich der Vorgang in München abspielte und daß mein arbiter elegantiarum norddeutsch sprach.

Wie dem auch sei: der bärtige Herr begann uns intensiv zu hassen, was er durch Brummen und geringschätziges Verfolgen der Prozedur zum Ausdruck brachte. Wir kehrten uns indessen nicht daran und führten die wichtige Aktion mit Glück zu Ende.

Da — als alles überstanden schien und der Gehilfe bereits trinkgeldfreudig die Hand ausstreckte, mußte es meinem Begleiter einfallen, ans nahe Telephon zu treten und einer Dame diesen Satz ins Ohr zu flöten:

„Sweetheart! If your husband does not come back before tomorrow you must stay with me by all means to-night!"

Der vom immer noch nicht entladenen Groll zum Zerspringen gestraffte bärtige Mann hörte das befremdliche Geräusch und fuhr

wie von einer Natter gestochen herum:

„Französisch aa no'! Da hört si' doch alles auf!"

Unverkennbar wallte sein Blut. Der Nerv des Nationalismusses war empfindlich getroffen; die Katastrophe schien nicht zu umgehen.

Da beugte sich mein Begleiter nahe ans Ohr des aufgeregten Schnurrbarts und sagte liebenswürdig lächelnd: „Ich hab' ja gewußt, daß außer Ihnen hier niemand italienisch versteht!"

Und mit dem Finger am Munde: „Aber bitte — Diskretion!"

Einen Augenblick war es still. Dann sagte der bärtige Mann — und ein angenehm versöhnlicher Zug machte sein Gesicht direkt liebenswert: „Ein ganz ein gebildeter Herr, der Herr Ausländer ... un' so vui' Lebensart!"

Peter Scher

BELLA,
EIN POLITISCHER ROMAN

Ein politischer Roman aus Frankreich. Er ist von Jean Girandoux, einem höheren Beamten des Quai d'Orsey, der gleichzeitig zu den besten französischen Romanciers der Generation der Vierzigjährigen gehört. Bis jetzt hat er vier Bücher gegeben: Adorable Clio, Simon le Pathétique. Siegfried et le Simonoin und Julie au pays de Hommes, die im Stil verblüffend neuartig waren, aber ach so flimmerig, so preziös, so wortakrobatisch, daß sie einem den Spaß an launiger Phantasterei, ausgelassenem Humor und guter, krauser Karikatur, die sie enthielten, arg verdarben. Nun hat Girandoux einen politischen Roman geschrieben, einen fehlerhaften, aber um so ergötzlicheren, einen ungerecht sein wollenden, aber um so scharfsichtigeren, politischen Roman. Die Dame Bella, die zwischen den apokalyptischen Haßexzessen zweier politischer Familien zermalmt wird, ist gleichgültig; sie wurde erfunden, um den Männerstreit so zu entgiften, daß er einem normalen Leser erträglich war.

Was ist das Gute, Richtige, Erkennerische in diesem Buch? Es soll knapp festgestellt werden, nicht als literarische, sondern als politisch-psychologische Ausbeute. Bella wurde sofort als Schlüsselroman verkannt. Es ist kein Schlüsselroman. Wie, was, wird man mir sagen, die Rebendart sind die Poincarés und die Dubardeau sind die Berthelots, und das soll kein Schlüsselroman sein? Die Rebendart sind nicht die Poincarés, aber zu einem der Rebendart, zu dem Haupt-Rebendart hat ein Poincaré, der Raymond Poincaré, als Modell herhalten müssen. Die Debardeau sind nicht die Berthelots, aber sie benehmen sich so, wie die Berthelots sich in ähnlichen Situationen benehmen würden, und besonders der Haupt-Berthelot von heute, der Philippe Berthelot, der Briands ergebener und wertvoller Helfer und Freund ist. Alles andere ist Klatsch und ödes Philistertum.

Denn es kam Jean Girandoux politisch nur auf eines an, das ist, uns zu veranschaulichen, daß hohe Politik in Frankreich nicht der Kampf von Parteien und Parteiführern ist, sondern von Männern, die geistig und ethisch so verschieden gebaut sind, daß sie sich nicht ausstehen können und ihre Antipathie bis zur gegenseitigen Ausrottung treiben. Und von Familien, die im Kampf um die Macht mit ihrem Heerbann in den Streit ziehen und auf dem Forum um Sein oder Nichtsein würfeln. Dieser Roman ist einem Deutschen, der um die Erkenntnis französischer Art bemüht ist, so

ungeheuer wertvoll, weil er ihm die menschlichen Konflikte erschließt, deren Exponent die politische Aktion ist. Politik ist hier mehr als ein Handwerk, mehr als eine Befriedigung des Willens zur Macht; es ist eine Leidenschaft, ein Spiel, höchste Bestätigung des Ich und daher eng verbunden mit den Heimlichkeiten des Instinktlebens.

So steht in diesem Roman Sippe gegen Sippe; ein Geschlecht setzt die Suprematie seines Blutes gegen ein anderes durch. Schach und Würfelspiel sind gut genug für das Parlament, aber letzten Endes geht es um die Geltung der Stammesangehörigen. Es ist ein sublimierter, abstrakter Haß und eine ins Geistige hinein verfeinerte Rachsucht, die sich betätigen. Und so werden die Frauen, die die Angriffspotenz ihrer naiven Natur mitbringen, in den Wirbel gezogen. So wird jeder politische Kampf ein tragisches Motiv, und wenn der Erfolg und die Dienstleistung fürs Land auch problematisch bleiben, es ist immer eine Wirklichkeit da: das heroische, verheerende Element des in seine Sippe verflochtenen Individuums.

Daß Bella eine ergötzliche Porträtgalerie und eine respektlose Entlarvung der Verruchtheiten des politischen Getriebes ist, das ist schöne Nebensache; Hauptsache bleibt die Synthese von der Familienidee als Trägerin des Kampfes um die Vorherrschaft im Staat.

Frantz *Clément-Paris.*

KAISERLICHES AUS KIEL

Dem Jahresbericht des „Kaiserlichen Jacht-Klubs" in Kiel für 1925 entnehmen wir:

„Zu neuen Ehrenmitgliedern wurden ernannt: Ihre Majestät Kaiserin Hermine, Ihre Kaiserliche und Königliche Hoheit die Frau Kronprinzessin und seine Exzellenz Großadmiral von Köster ..."

„Für die würdige Ausstattung des Clubs hat uns der Allerhöchste Kommandore (d. i. Wilhelm II., zur Zeit Doorn) eine größere Anzahl wertvoller Oelgemälde aus dem Kieler und Berliner Schloß zu treuen Händen allergnädigst zur Verfügung gestellt ..."

„Seitens der Reichsmarine wurde dem Kaiserlichen Jacht-Klub Unterstützung aller Art zuteil ......"

BRIEFE AN DAS TAGEBUCH

Zum Fall Wiese

Im Zusammenhang mit dem Fall Wiese, den das „T.-B." in Nr. 13 behandelte, dürfte vielleicht ein ähnlicher Fall interessieren, der allerdings ganz anders auslief:

Mein Bruder geriet gegen Schluß des Krieges in französische Gefangenschaft. Dort wurde er einer Kompagnie zugeteilt, die einen deutschen Feldwebel als „Etatsmäßigen" hatte, der den Kriegsgefangenen ihr ohnehin schweres Leben zur Hölle machte

Er unterschlug Brotrationen und Löhnung und denunzierte seine Kameraden bei den französischen Vorgesetzten. Mein Bruder brach endlich aus dem Lager aus, wurde aber nach einigen Tagen wieder gefaßt, ins Lager gebracht, mit den hämischsten Bemerkungen und Hohngelächter vom Feldwebel in Empfang genommen und dann von den Franzosen bestraft.

Nach der Rückkehr aus der Gefangenschaft stellten mein Bruder und mehrere seiner Kameraden bei einem deutschen Gericht Strafantrag gegen den Feldwebel. Dort stellte sich aber der Gerichtshof — anders wie im Fall Wiese — auf folgenden bemerkenswerten Standpunkt: Der Feldwebel sei von dem Augenblick an, als er in Gefangenschaft fiel, nicht mehr

deutscher Vorgesetzter gewesen, sondern erst von den Franzosen wieder dazu bestimmt worden. Darum gehöre die Sache gar nicht vor ein deutsches Gericht. Im übrigen ließen sich die Unterschlagungen nicht mehr nachweisen. Der Feldwebel habe auch einen sehr schweren Stand gehabt, zumal die Leute, der er unter sich hatte, aus dem Rheinland und dem Industriegebiet stammten, die ja immer unzufrieden wären. (Die Gerichtsverhandlung fand irgendwo in Ostelbien statt.) Dazu fand dann der Richter schöne väterliche Worte über das Vergessen und Vergehen der Zeit usw. Zum Schluß der Verhandlung sah es dann ungefähr so aus, daß nicht der Feldwebel, sondern seine früheren Untergebenen die Schuldigen waren. Die Komödie endete mit Freispruch des Feldwebels.

E. Fr.

DER HUT

Eine kleine Geschichte, die ich im Gerichtsbericht einer Wiener Zeitung finde. Eigentlich keine Anekdote, sondern eine philosophische Erzählung:

Ein angetrunkener Mann war ins Wasser gefallen. Der Fluß hatte sehr starkes Gefälle. Ein Retter, der nachsprang, hatte stark mit den Wellen zu kämpfen, dann sprang ein zweiter nach, und nach ermüdenden, lebensgefährlichen Anstrengungen gelang es, den Betrunkenen ans Land zu bringen. Sie führten ihn zu einer Station. Auf dem Wege wurde der Betrunkene nüchtern, man sah ihm an, daß ein Denkprozeß in ihm vorging. Plötzlich riß er sich los und schrie seine Retter fast drohend an: „Mei Huat!"

LITERARISCHER MASSSTAB

Der spanische Dichter Blasco Ibanez verteidigt sich gegen Vorwürfe in einer Zuschrift an die „Vossische Zeitung":

„Was meinen von anderer Seite erwähnten Niedergang als Autor anbelangt, so erwähne ich, daß Mr. Hearst gerade jetzt meinen in Arbeit befindlichen Roman über Columbus und die Entdeckung Amerikas „Las requezas del Gran Kan" zur Veröffentlichung in seinem Magazine „Hearst International" für den Preis von 75 000 Dollar erworben hat."

ZUR FÜRSTENABFINDUNG

Aus den Kriegen 1866 und 1870/71 gibt es nach einer Mitteilung des Reichsverbandes zur Unterstützung deutscher Veteranen e. V. noch rund 100 000 Veteranen und Witwen in Deutschland. Sie stehen im Alter von 74 bis 96 Jahren und erhalten eine staatliche Rente im Betrage von 12,50 Mark pro Monat. (Im Winter 20 Mark.)

DER WOHLERZOGENE RÄUBERHAUPTMANN

Einer der letzten korsischen Banditen von großer Tradition ist Francesco Micaelli. In einem Brief an den „Petit Marseillais" beklagt er sich in nachstehenden wohlgesetzten Worten über die Taktik der Gendarmen von Bastia, die sich seit einiger Zeit als Touristen verkleiden, um in dem Maqués, der Wildnis, den Räubern nachzuspüren.

„Ich weiß" — so schreibt er — „daß diese Handlungsweise der Initiative des die Gendarmerie von Bastia kommandierenden Obersten zuzuschreiben ist, der wenig dankbar ist für die Dienste, die ich der Region von Tiumorbo geleistet habe. Wenn Tiumorbo ruhig ist, so verdankt er das tatsächlich meiner Wachsamkeit.

Der Herr Oberst ist erstaunt, daß ich in der Wildnis seit achtzehn Jahren hause, ohne daß man mich verhaften konnte. Das ist aber kein Wunder, denn: 1. die Sanftmut meines Charakters; 2. meine Gleichgültigkeit gegenüber politischen Fragen; 3. die Dankbarkeit von Tiumorbo im allgemeinen, weil ich stets über seine Sicherheit gewacht; 4. die Tatsache, niemand je ausgeplündert zu haben, all das bewirkt, daß ich die allgemeine Hochachtung, die stets mein vornehmster Schutz war, genieße.

Es wäre mir peinlich, nach solchen Anstrengungen den guten Ruf zu gefährden, den ich mir geschaffen habe. Wenn trotzdem die Verkleidungsprozeduren, die ich weiter oben festgestellt habe, andauern sollten, versteht es sich von selbst, daß bedauernswerte Irrtümer, die den wirklichen Touristen nur zum Nachteil gereichen würden, sich einstellen könnten."

ANEKDOTE

Im Metropolitain sitzt Sascha Guitry einer jungen Dame gegenüber, die ihre Beine so ungeniert kreuzt, daß sich vor Sachas Augen sonst sorgfältig Geheimgehaltenes ausbreitet.

Die Mitreisenden wechseln bedeutungsvolle Blicke. Die junge Dame spielt die Harmlose.

Da zieht Sascha den Hut, verbeugt sich und sagt mit ausgesuchter Höflichkeit: „Pardon, mein gnädiges Fräulein, Sie haben doch sicher nichts dagegen, daß ich meine Hosen anbehalte?"

INHALT DES LETZTEN HEFTES

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin SW 19, Beuthstraße 19. Telephon: Merkur 8790, 8791, 8792. Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin W 35, Genthiner Straße 22. — Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin SW 19, Beuthstraße 19. — Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Wien 156 791. Bankkonto: Commerz- u. Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstraße 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Prikopy 6. — Druck von Gehring & Reimers, G. m. b. H., Berlin SW 68, Ritterstraße 75. — Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Beutstraße 19.

Bezugspreis durch die Post in Deutschland pro Monat 2.— Reichsmark, pro Quartal 6.— Reichsmark; unter Streifband im Inlande und nach Oesterreich monatlich 2.25 Reichsmark, vierteljährlich 6.50 Reichsmark. Für das übrige Ausland nur Streifbandlieferung monatlich 2.50 Reichsmark, vierteljährlich 7.— Reichsmark. Zahlungen in ausländischer Währung werden zum amtlichen Tageskurs der Berliner Börse am Eingangstage gutgeschrieben.

Inseratenpreise: Grundpreis für die ganze Seite 125 Reichsmark. Bei größeren Abschlüssen progressive Wiederholungsrabatte auf den Grundpreis.

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, dritte Aprilwoche.

Die Stellung des höchsten Anklägers im Deutschen Reich, des Oberreichsanwalts, wird nächstens neu besetzt werden müssen. Wir haben mit dem jetzigen Inhaber des Amtes, Dr. Ebermayer, nicht immer reine Freuden erlebt. In *politischen* Fällen hat er zuletzt Methoden verfolgt, die mit seiner angeblich demokratischen Gesinnung unvereinbar waren und heftigsten Widerspruch herausforderten. Aber nicht immer ist es so gewesen. Und jedenfalls kann eines nicht bestritten werden —: daß Herr Ebermayer *als Jurist* auf seltener wissenschaftlicher Höhe stand — selten besonders deshalb, weil dieser Wissenschaftler auch von einem fanatischen Publikationseifer beseelt war und weil er einen Impuls zum Wirken besaß, der ihn dazu trieb, auch zu aktuellen Fragen immer wieder öffentlich Stellung zu nehmen (im Gegensatz zu den meisten Geisteswissenschaftlern unsres heutigen Deutschland, deren vorsichtige Parole lautet: „Nie vorangehen, immer hinterherlaufen!"). Wird der Nachfolger — von politischer Gesinnung ganz zu schweigen — wenigstens mit gleichwertigen *fachlichen* Eigenschaften ausgestattet sein? Wenn man die Frage ausspricht, ist man genötigt, einen Augenblick auch bei den Besoldungsverhältnissen dieses Amtes — und überhaupt des höchsten deutschen Gerichtes — zu verweilen. Der Oberreichsanwalt bezieht jetzt ein Einkommen von 1458 Mark monatlich und bleibt damit nicht nur hinter den zehn Reichsministern zurück (die sich auf 2920 Mark stellen), sondern auch hinter den Staatssekretären (die 1565 Mark erhalten). Wie kann angenommen werden, daß es innerhalb unseres gesellschaftlichen Systems möglich ist, für eine derart dotierte Position den wirklich fähigsten Kopf des Landes heranzuziehen? Jede halbwegs anständige Industriegesellschaft zahlt einem jüngeren Hilfssyndikus soviel! Noch schlechter stehen sich die *Präsidenten des Reichsgerichtssenats*. Wenn es wahr ist, daß die Justiz das Fundament eines Staates ist, so baut sich Deutschland de facto auf der Amtstätigkeit und den Rechtssprüchen dieser acht Vorsitzenden auf. Ihr Einkommen aber beträgt nur 1311 Mark im Monat — das ist nicht mehr, als die ungezählten Ministerialdirektoren in allen möglichen Ministerien beziehen. Und der *Reichsgerichtspräsident* selber, die höchste Spitze des Systems? Sein Posten ist mit

1875 Mark monatlich ausgestattet, wozu — fast wirkt es wie ein Witz! — noch 150 Mark als Repräsentationsgeld kommen. Aber die Repräsentationskosten des repräsentativsten deutschen Richters richten sich leider durchaus nicht nach dieser Taxe. Der alte Herr Dr. Simons muß mächtig sparen; und wenn die Reichsgerichtspräsidentin zweimal im Monat Gäste hatte, so darf sie sich hinsetzen und im Haushaltungsbuch ausrechnen, wie das am Mittagessen wieder hereingeholt werden kann! Das ist ein Zustand, der nicht nur persönlich unleidlich ist, sondern auch schwere Gefahr für die Qualität künftiger Stelleninhaber in sich birgt. Ist es bekannt, daß das Einkommen des höchsten *englischen* Richters bei weitem das Einkommen sogar des Premierministers übertrifft? Ist bekannt, daß es fünfzigmal höher ist als das des deutschen Reichsgerichtspräsidenten? Justitia fundamentum regnorum? An der Gehaltsskala merkt man es nicht!

Ein thüringischer Verlag hat, wie hier schon einmal erwähnt, unter Assistenz der Deutschen Adelsgenossenschaft ein „Eisernes Buch deutschen Adels deutscher Art“ herausgegeben. Darin können sich alle Adligen eintragen lasesn, die 32 Ahnen namhaft machen und nachweisen, unter denen sich kein Jude und kein Farbiger befindet. Die Veröffentlichung hat nach Ansicht ihrer Urheber nicht nur historischen Wert, sondern sie ist auch politisch von Nutzen: einmal, weil sie eine stille Mahnung an die Träger des deutschen Adels enthält, keine Sünden wider das Blut zu begehen und sich nicht mit Juden und Farbigen zu vermischen; und zweitens, weil Angehörige des deutschen Adels, denen man böswillig jüdische Abstammung nachsagt, hier ihre reinrassige Herkunft einwandfrei dokumentieren können. Der erste Band dieses Buches, 350 Ahnentafeln enthaltend, ist bereits erschienen und kostet, in Leinen gebunden, 100 Mark pro Exemplar. Soweit handelt es sich um eine mehr oder minder humoristische Angelegenheit, charakteristisch dafür, wie wenig Verständnis jene „Blaublütigen“, die sich zu Führern der Nation berufen wähnen, für die Zeit und ihre Sorgen haben. Nun aber erfährt man, daß neben der Leinenausgabe des „Eisernen Buches“ 50 in Leder gebundene Exemplare *„numeriert und von der Hand des Reichspräsidenten mit einem Sinnspruch und eigenhändiger Unterschrift versehen“* zum dreifachen Preise vom Verlag zu beziehen seien. Hindenburg bezweckte mit seinen Unterschriften, — selbst falls er sie noch nach seinem Amtsantritt geleistet haben sollte, — gewiß nicht eine politische Demonstration für den Adel und gegen die Verfassung, die Unterschiede des Standes und der Geburt nicht kennt. Um so bedenklicher aber erscheint das Vorgehen des Verlages, der den Namen des Reichspräsidenten in dieser Weise für eine geschäftlich-politische Spe-

kulation mißbraucht. Und um so unverständlicher ist es, daß in der Umgebung des Reichspräsidenten niemand auf den Gedanken kommt, wie sehr es das Ansehen des höchsten deutschen Beamten schädigen muß, wenn seine fünfzigmaligen Eintragungen in ein Buch zum Kauf für den dreifachen Preis ausgeboten werden.

Da allem Anschein nach die Reichsregierung sich mit der Absicht beschäftigt, in absehbarer Zeit vom Völkerbund ein deutsches Kolonialmandat zu verlangen, gewinnt die Diskussion über die Kolonialfrage täglich mehr aktuelle Bedeutung. Herr *Dr. Külz,* der demokratische Reichsinnenminister, hat in diese Diskussion kürzlich mit einem Zeitungsartikel eingegriffen, der wahrscheinlich mehr den Beifall der Deutschnationalen gefunden hat als den seiner eigenen Parteigenossen. Dr. Külz nämlich sieht das deutsche Kolonialproblem durch die rosigen Brillen der gleichen bis-auf-die-Knochen-nationalen Biederkeit und des gleichen patriotischen Selbstvertrauens, durch die bekanntlich auch seine früheren Reden zu Kaisers Geburtstag gekennzeichnet waren. „Die Wiedereinreihung Deutschlands in die kolonialen Mächte der Welt," — so faßt er seine Ansicht zusammen —, „ist für uns eine Sache des *deutschen Rechts,* eine Sache der *deutschen Ehre* und eine Sache der wirtschaftlichen, politischen und kolonialen *Selbstbestimmung.*" Solche Formulierungen, in autoritativem Ministermunde, sind nicht ungefährlich. Spricht man von *deutschem Recht* und *deutscher Ehre* als den wichtigsten und möglicherweise allein wichtigen Punkten der Kolonialfrage, so kann es leicht geschehen, daß die nüchterne Abschätzung von wirtschaftlichem und politischem Vorteil oder Nachteil eines Kolonialmandats im entscheidenden Augenblick vergessen wird. Wohin eine rein gefühlsmäßige Einstellung zum Kolonialproblem führen könnte, zeigt recht kraß eine Aeußerung des Berliner „Times"-Korrespondenten, der seinem Blatt folgendes berichtete:

> „Die in den letzten Wochen in der englischen Presse intensiv in Gang gebrachte und anscheinend von deutschen amtlichen Stellen intensiv genährte Diskussion des „deutschen Kolonialehrgeizes habe für London und Paris eine von der deutschen „sentimentalen" Einstellung in dieser Frage durchaus abweichende realpolitische Bedeutung. In englischen und französischen Regierungskreisen erörtere man aus zwingenden Ersparnisgründen den Abbau unrentabler und politisch unwichtiger Mandate oder älteren Kolonialbesitzes. Es ist keinesfalls ausgeschlossen, daß London und Paris sich auf die Formel einigen könnten, daß — da Deutschland in Genf eine moralische Enttäuschung erlitten habe — eine baldige Befriedigung des deutschen Kolonialehrgeizes das für die Alliierten billigste Pflästerchen zur Heilung des verwundeten deutschen Selbstgefühls bilden könnte."

Die englische und die französische Regierung wären hiernach also möglicherweise bereit, der deutschen Ehre dadurch Genüge

zu tun, daß sie Deutschland die wirtschaftlichen Sorgen und die politischen Scherereien eines Kolonialmandates überlassen, das sie selber im eigenen Interesse gern los werden möchten. Es ist die Schuld der Kolonialschwärmer um jeden Preis und ihrer „sentimentalen Einstellung", für die der Aufsatz des Dr. Külz ein klassisches Beispiel ist, daß ein solcher Gedanke überhaupt auftauchen konnte.

Man kann zu früh oder zu spät tapfer sein; aber der sozialdemokratische Parteivorstand bringt beides zugleich fertig. Er hat nichts gegen den Genossen Gustav Bauer, früheren Reichskanzler und Reichsschatzmeister unternommen, als — zuerst hier im Tagebuch — seine auffallenden Beziehungen zum Kapitalismus festgestellt wurden. Aber bei der Barmathetze hat er sich von der allgemeinen Panik anstecken lassen und den Beschuldigten, wie damals jedermann glauben mußte, aus der Partei ausgeschlossen. Jetzt aber, nach einem guten Jahr, bekommt man Mut. Die allgemeine Meinung wird richtiggestellt: Bauer ist nur mit einem Verweis bestraft worden, und selbst der soll gemildert werden. Ein Schlichtungsausschuß wird die ganze Sache von neuem untersuchen. Wäre es nicht wirklich klüger und vielleicht auch mutiger gewesen, wenigstens zu warten, bis der Barmatfall juristisch ausgestanden ist, zumal gerade jetzt die Hauptverhandlung gegen Kutisker unerfreuliche Erinnerungen aller Art wecken wird? Die Partei ist in der Barmathetze feige gewesen. Ihre unzeitige Tapferkeit könnte ihr noch schädlicher werden als ihre vorzeitige Furcht. Außerdem würde der Schlichtungsausschuß die Angelegenheit Bauer weder als Einzelfall noch als Symptom erledigen können.

Ueber Geschmack läßt sich nicht streiten. Mussolini erklärt, Italiens Zukunft liege auf dem Wasser, und vergebens versichert er dabei, er wolle niemanden kopieren. Hindenburg nennt den Reichswehrminister, der doch mit dem Vertrauen des Parlaments steht und fällt, in einer offiziell verbreiteten Ansprache: „mein Herr Reichswehrminister". Damit bekam die Feier des 60. Militärjubiläums auch von Hindenburgs Seite ein kleines verlockendes Licht, nachdem sie von den Unternehmern schon recht anzüglich aufgezogen worden war. „Mein Herr Minister" — in dieser Formel liegt der eigentümliche Anspruch des absoluten Staatsoberhauptes, das sich seine Minister nicht anders als seine sonstigen Bediensteten engagiert. Ist ein Simile aus der Kaiserzeit unkorrigiert verwendet worden? Sollte dem alten Herrn Reichspräsidenten noch der Wortlaut der Reden in den Ohren geklungen haben, die ihm bei früheren Anlässen sein oberster

Kriegsherr gehalten hat? Oder gehört diese Stilblüte in jene Reihe, die damit angefangen hat, daß die bedienenden Amtsgehilfen Kniehosen zu ihren Fräcken tragen, der gallonierte Haushofmeister wieder mit dem Stock aufschlägt und am Neujahrstage die Ehrenkompagnie aufmarschiert? Dann weiß man zwar nicht, wo diese Reihe aufhören wird; aber man darf vielleicht rechtzeitig daran erinnern, daß wir alle — oder die anderen — den Reichspräsidenten gewählt haben, daß wir alle ihn bezahlen, und daß er zwar zu keinem Minister sagen kann: „mein Herr Reichsminister", wir alle aber zu ihm: „mein Herr Reichspräsident". Was wir denn künftig tun wollen.

Im Kampf gegen Demokratie und Parlamentarismus vergessen die Freunde anderer Verfassungs- und Regierungsformen immer wieder, wie demokratisch-parlamentarisch verseucht die ganze Welt ist. Selbst die Sowjets werden gewählt. Auch Mussolini hat eine „Schwatzbude" für die Annahme seiner Gesetze und ist sorgsam darauf bedacht, sich und seine Taten formell zu legalisieren. Gerade wenn es sich um die demokratischen Grundrechte handelt, sind die Antidemokraten die eifrigsten Hüter der Verfassung. Völkische und Kommunisten wachen eifersüchtig über der Geschäftsordnung des Parlaments, das sie verachten. In den Organisationen aller Stände, Gruppen und Klassen herrschen demokratische Grundsätze; es gibt gewählte Präsidenten wie Sand am Meer. Wer seine Anhänger verführen will, muß ihnen einreden, daß sie eine Mehrheit sind. Auch der kluge Reichswehrminister strebt nach seinen Ausflügen in anderes Land immer wieder zu Demokratie und Parlamentarismus. Nachdem er in Bremen die Uebertragung größerer Rechte an den Reichspräsidenten empfohlen hatte — der dann vielleicht einige an die Reichswehr weitergeben würde — und bei Hindenburgs Militärjubiläum in Oberherrlichkeit geschwelgt hatte, ist er nach Stuttgart auf den demokratischen Parteitag geeilt, um seinen Freunden auch wieder einmal volksherrlich zu kommen. Dort hat er den verfluchten Parlamentarismus verteidigt. Wenn die Republik unternehmungslustiger wäre, könnte sie aus dieser Mode selbst den größten Nutzen ziehen. Leider begnügt sie sich damit, an ihren Freiheiten ihren Gegnern einen gefährlichen Nießnutz zu überlassen.

Eine Monographie über die Psychologie des Vereinswesens unter besonderer Berücksichtigung des Vereinsmeiers ist von unseren monographieseligen Berufspsychologen noch nicht geschrieben. Ein Kapitel, nein, ein Buch im Buche, müßte den deutschen Jugendvereinen gewidmet sein. Es gibt für den erwerbenden jungen Menschen Organisationen, denen er sich nicht ent-

ziehen soll und kann, vor allem die beruflichen. Aber fehlt es nicht vielen jungen Deutschen an der ergänzenden Erziehung durch die Einsamkeit? Gibt es in Deutschland nicht auch schon für den Jüngling eine Hypertrophie des Vereinswesens? Zum Rudel treibt den Durchschnittsmenschen die Ideallosigkeit der Zeit. Er hat kein großes Ideal, mit dem er allein sein könnte. Drum drängt er sich, furchtsam wie ein Kind in der leeren Nacht, mit seinesgleichen zusammen. Sie lehnen sich aneinander an. Zum Rudel treibt ihn das Wölfische der Zeit. Die Durchorganisation der Raubsucht, die Macht- und Hilflosigkeit des Isolierten, das Vorbild des in Kartellen und Trusten gesammelten Reichen. Aber neben der notwendigen Organisation leistet sich der Deutsche auch ein Plus an überflüssiger Vereinsmeierei. Was wird im Rudel aus dem deutschen Jüngling? Der Vereinsfunktionär! Der Obmann, der Säckelwart, der Schriftführer, der Propagandaleiter, der Obmannsstellvertreter, der zweite, der dritte Schriftführer und — der Anwärter auf das Amt des Obmanns, des Säckelwarts, des Schriftführers. Statt des Ideals schwellt die Funktion seinen Busen. Er lernt in ungleich kurzer Zeit den Stil des Vereinsbeamtendeutsch, die petrifizierten Phrasen und Redewendungen, aus denen wie aus einem Steinbaukasten Minister ihre patriotischen Begrüßungsansprachen und ihre Budgetreden ebenso zusammenbauen wie der Obmann des Gesangvereins „Harmonie" seinen Rechenschaftsbericht. Er lernt im Rauchklub die sakrosankten Regeln der Versammlungsleitung und läßt in eherner Gebotserfüllung unbarmherzig die beste Sache zu Boden rasseln, wenn der Antrag nicht schriftlich oder der schriftliche Antrag nicht ordnungsgemäß eingereicht wurde. Er lernt Cliquen in der Clique bilden, bekommt den Geschmack an Verschwörungen und Intrigen. Alles um die Funktion und nichts um die Sache. Und weil es ihm um die Funktion und nicht um die Sache zu tun ist, will er die Funktion möglichst aufblähen, er will möglichst ausgreifend funktionieren. Er will für einen großen „Belang" funktionieren. Und darum gibt es nur in Deutschland diese Mißgeburten von Fach-, Unterhaltungs-, Betriebs- und Lokal-Vereinen, die alle auf irgendeine großmäulige Art nicht bloß die Sache des Ruderns, Rauchens, Theaterspielens fördern wollen, sondern jeder dieser kleinen Vereine hat natürlich seine Weltanschauungsbasis, rudert, raucht und dilettiert auf völkischer oder internationaler Grundlage, ist bürgerlich-schwarzweißrot oder proletarisch-blutrot gefärbt. Die Freidenker treten an einen andern Barren, schwingen sich auf andere Trapeze als die königstreuen Turner. Das kleinste Rauchklubchen ist mit Weltanschauungsfarben angestrichen. Dem jungen Deutschen, einmal ins Vereinsleben verstrickt, wachsen sogleich die Scheuklappen, die er dann, man nennt das Charakterfestigkeit, sein Leben lang ohne Murren trägt. Vielleicht wäre das Leben in Deutschland erträglicher, wenn eine wahrhaft neue vereinsfeindliche Jugend erstünde?

Zu Ostern war Mussolini in Mailand, wo seine Familie wohnt. Der Duce läßt sich sehr oft mit Frau und Kindern photographieren (sogar im Badeanzug), aber sobald diesem Bedürfnis, Familienleben für die Oeffentlichkeit zu statieren, Genüge getan ist, dann fährt er wieder nach Rom, wo er allein lebt, umworben von Schmeichlern und Schmeichlerinnen, die dem im besten Mannesalter stehenden Rhetor die Leiden der Abgeschlossenheit und Ueberwachtheit zu lindern trachten. Zwei Tage nach seiner Abreise aus Mailand kam das Attentat. Ich habe den aufgeregten Tag und den noch lauteren Abend in Mailand verbracht, und was ich erlebte, hörte, sah, ist vielleicht ein nützlicher Beitrag zur Frage der Echtheit und Lebensfähigkeit des italienischen Faschismus.

Am Morgen hatte ich auf dem Bahnhof mit Eisenbahnern, in der Stadt mit einem Fabrikanten und einem Redakteur des „Corriere della Sera" über Mussolini gesprochen. Nicht ich, der Ausländer, berührte das Thema, dazu ist es zu heikel und zu gefährlich, sondern die Eisenbahner, der Fabrikant und der Redakteur hatten das Bedürfnis, gerade einem Deutschen gegenüber Andeutungen über das Thema zu machen. Am deutlichsten sprach der Eisenbahner. Er hielt seinen eigenen Hals mit der Faust zu und sagte gepreßt: „So hält uns Mussolini .... Aber das wird nicht lange dauern." Die Erläuterung gab der Fabrikant, der über die ständig steigende Teuerung besonders, aber nicht nur in Norditalien, klagte: „Diese Teuerung bei energisch niedergehaltenen Löhnen, das ist der wichtigste Feind Mussolinis. Die Lira, die an der Börse nicht sinkt, ist in den Geschäften entwertet. Ihre Kaufkraft hat im letzten Halbjahr allein um ein Viertel gelitten. Die Fabrikarbeiterschaft in Mailand ist deshalb nicht zu gewinnen." Der Journalist sagte die bittersten Dinge: „Wir werden nach rechts verschachert. Es gibt ein paar Tausend arbeitslose Redakteure. Unser Einkommen, höchstens 400 bis 500 Mark, zwingt uns zur Charakterlosigkeit."

Vormittag kam die Attentatsnachricht. Die Zeitungen durften nur die offizielle Meldung der „Agencia Stefani" bringen, die ganz im ältesten Hofstil gehalten war: „Der Duce hatte während des Attentats nicht einen Augenblick seine vollkommene Kaltblütigkeit verloren. Lächelnd sagte er nach dem Attentat zu seinen Begleitern usw. usw." Die Zeitungen wurden den Verkäufern aus der Hand gerissen. Ich habe unzählige Leser beobachtet; ich kann nicht sagen, daß ich ein einziges wirklich empörtes Gesicht gesehen, eine einzige wirklich erregte Aeußerung gehört habe. Vielmehr möchte ich glauben, daß ich auf den meisten Gesichtern eine Art — ich will nicht sagen: Satisfaktion —, aber wenigstens einen Ausdruck bemerkt habe, der zu sagen schien: Na ja, so mußte es

kommen. Die Menschen sind schon sehr gut geschult in Italien, sie hüten sich, zuviel zu sprechen, aber die Gelassenheit, mit der die Nachricht gelesen, die Ruhe und Gleichgültigkeit, mit der die Zeitung zusammengefaltet und in die Tasche gesteckt wurde, schien mir sehr vielsagend. Erregte Liebe war das nicht.

Zu gleicher Zeit mit den Zeitungen erschien auf allen Straßen ein knallendes Plakat, eine grellfarbige Proklamation: Faschisten, versammelt Euch um 8½ Uhr auf dem Domplatz! .... Die Veröffentlichung des Attentats war offenbar so lange hinausgeschoben worden, bis der faschistische Apparat zu gleicher Zeit die Mitglieder aufrufen konnte. Das Mailänder Plakat endete übrigens mit dem Appell: Disziplin! Disziplin! Disziplin!

Der Tag verging ganz erregungslos. Von Zeit zu Zeit sah man, am Nachmittag, Schülerzüge mit italienischen Fahnen, die Lehrer mit dem faschistischen Abzeichen, die Giovinezza singend, durch die Straßen ziehen. Aber diese Schülerdemonstrationen verstärkten noch den Eindruck der kommandierten Erregung.

Um 8 Uhr abends war ich auf dem Domplatz. Er eignet sich vorzüglich zu einer Massendemonstration, weil er an allen vier Seiten abgeschlossen ist, auf der einen Seite von den Kolonaden und gedeckten Glasgängen der Galeria Vittore Emanuele. Um halb neun Uhr war der Platz leer. In den Galerien standen kleine Trupps von jungen Schwarzhemden. Sie trugen knallrote Apachenschleifen zu den schwarzen Hemden und hatten erdbeerfarbige, romantisch geschwungene Pelüche-Hüte auf den Köpfen, Hüte, die mit unzähligen Abzeichen (von Schießübungen oder Sportfesten?) besteckt waren. Auch die älteren Italiener lächelten über diese jungen Gecken des Faschismus .... Schon dachte ich: Das ist ja eine vollendete Pleite, diese Huldigung für den geretteten Benito, da rückte die erste Musikkapelle heran. Man muß, wenn man die faschistische Bewegung in Italien verstehen will, dieses Bedürfnis nach abendlichen Festmusiken bedenken. Das alte Forum besteht im kleinsten italienischen Städtchen. Ueberall gibt es einen Marktplatz, auf dem die Italiener abends schwatzend stehen und spazierengehn. Jedes Dorf hat sein Abendforum. Wird dieses ungezwungene Beisammensein mit Musik verbessert, so entsteht schon eine „mächtige Demonstration". Gerade auf diese Methode des politischen Theaters versteht sich Mussolini, verstehen sich seine Leute, die ja fast alle die Schule der Sozialdemokratie durchgemacht haben.... Aus allen Windrichtungen marschierten nun Musikkapellen zum Domplatz. Hinter jeder Musikbande ein Gesangverein, hinter jedem Gesangverein eine Schar im Takt mitgerissener Neugieriger, Mädeln, Jungens, fast kein Mensch über Dreißig. Die Vereine trugen Fahnen, es waren lauter kleine Trupps, die erst auf dem Wege anwuchsen. Um 9 Uhr abends, inzwischen war es ganz dunkel geworden, war der Domplatz zur

Hälfte voll. Man hörte Blechmusik, Trommeln, Männergesang. Es sei bei dieser Gelegenheit gesagt, daß die Giovinezza, das Kampflied der Faschisten, ein geradezu hinreißendes Marschlied ist. Es hat Rhythmus, Fröhlichkeit, Melodie. (Lehre für Reichsbanner-Ideologen: Das Lied einer Volksbewegung ist fast so wichtig wie das Programm! Eine Bewgung, die musikalisch unfruchtbar bleibt, bezeugt dadurch ihren Mangel an Ursprünglichkeit. Es müßte, wenn Herr Hörsing ein wirklicher Führer wäre, längst ein mitreißendes Republiklied geben, Tucholsky könnte es dichten, Komponisten müßten sich finden.) Als diese (hochgerechnet) viertausend Leute da nachts auf dem Domplatz standen und die Giovinezza sangen, entstand Stimmung. Es gab übrigens noch ein zweites fröhliches Lied auf Benito, das mit gleicher schmetternder Lust gesungen wurde, ich konnte den Wortlaut nicht festhalten.

Um halb zehn Uhr leuchtete von einem Dach her elektrische Wanderschrift: Evviva Benito. Die glitzernde Schrift wird von den reklamekundigen Arrangeuren so gut wie von den Asti-Firmen verwendet. Plötzlich hörte man Trompetensignale. Die Musikkapellen brachen jählings ab. Durchs Megaphon (oh, wir sind mit allen Mitteln der Technik vertraut) wurde ein Redner angekündigt, der vom Balkon der Galeria Vittore Emanuele herunter sprach. Es war eine patriotische Rede, jedes dritte Wort Italien, jedes vierte Mussolini. Italien, das war gleichbedeutend mit Benito. Kein Angriff, keine Drohung. Ruhige Zuhörer, kein Zwischenruf, kein Geheul. Deutsche Ordnung, hätte ich fast gesagt, wenn sie in Deutschland bei solchen Gelegenheiten noch zu erzielen wäre. Es sprachen oder vielmehr dröhnten noch zwei Redner. Kein Gelächter! (Das will in Italien was heißen!) Keine stürmische Unterbrechung. Ein gewisses gottergebenes Anhören. Die wahre Liebe, scheint mir, ist weniger diszipliniert. Die schreit dann und wann dazwischen. Hier wurde Trompete geblasen, geredet, applaudiert, wieder Trompete geblasen, wieder geredet und schließlich wurde das Zapfenstreichsignal zum Abmarsch gegeben.

Ich stand im Gedränge, ich schob mich von einer Seite des Domplatzes zur andern, ich sah die Gesichter der neugierigen Zuhörer, ich gewahrte manches unverkennbare Lächeln, ich sah Viele mit vielsagendem Gesicht sich drücken, es gab wohl auch begeisterte Alala-Schreier, dann und wann stieß ein kostümierter Geck einen Ruf auf Benito aus, aber der Eindruck des Organisierten, Zwangsmäßigen, ja direkt Mechanischen überwog, und die Teilnamslosigkeit der neugierigen Zuhörer war eklatant. Was Mailand anbelangt, war die Demonstration für den geretteten Mussolini mehr eine prompte Arbeit der einzelnen Bezirksorganisationen, als eine spontane Volkshuldigung .... Das letzte Bild des Abends war das einprägsamste: In einer Nebengasse des Domplatzes stand ein Bezirkstrupp der Demonstranten, die Fahne

war in die Ecke des Restaurants gestellt, zwei Kellner schritten mit großen Platten, voll von Biergläsern, die jungfaschistische Front ab. Jeder Demonstrant erhielt sein Frei-Bier. Alles soff. Ich fühlte mich schon in der deutschen Heimat.

STEFAN GROSSMANN

BILDER AUS AEGYPTEN

Enttäuschung in Cairo.

Im Januar sah ich in einer Berliner Zeitung ein Bild: Frühlingsnachmittag im Garten des Sheppardhotels. Diese lügnerischen Photographien! Im März holte ich meinen Winterpaletot aus dem Schrankkoffer, und vor dem Sheppardhotel in Kairo war weder ein Gast noch ein Garten zu sehen, bloß eine dürre Kaffeehausterrasse, auf die sich niemand hinauswagte. Und das Sheppardhotel selbst, von dem man als Jüngling geträumt hat, es ist ein im Innern dunkler, auf altväterische Dämmerigkeit hergerichteter Kasten. Wo ist die Wüste? Wo ist der Nil? Dies nicht besonders komfortable Hotel könnte in Breslau stehen.

Ueberhaupt Cairo. Hatte ich nur Pech?

An meinem Hotelfenster in Heliopolis klebte morgens der dünne Wüstensand. Mittags in den Straßen regnete es diesen tödlichen, lungendurchdringenden Staub.

Nachmittags in den Bazaren. Europäischer Trödel bis in die letzte Etage der Magazine. Aber Fliegen, Fliegen, Fliegen! Zu diesen Fliegen gehören die entsetzlichen Bindehautentzündungen, diese alle Augenblicke auftauchenden Blinden, diese gebeugten und gebrochenen Menschen mit erstorbenen oder vereiterten Augen.

Es gibt einige große Niederlassungen heimloser Aegypter, Hütten, aus Nilschlamm — gebaut kann man nicht sagen, geschnitten auch nicht —, es sind gestampfte Schlammhütten. Sie sehen aus wie die Wohnungen der Augenkranken: grau, klebrig, unrein.

Ueber diesen Elendsniederlassungen kreisen ununterbrochen Geier. Wahrhaftig, Geier! Sie schwingen ganz tief hinunter. Es ist, als nähmen sie teil an diesen verfaulenden Hütten, als wohnten sie auch hier. Nie sah ich Raubvögel so zugehörig zu einer Stadt. . . . Hier dürfte man nicht zu fluchen wagen: „Hol Dich der Geier.“ Es könnte geschehen.

Hochbetrieb bei der Sphinx.

Man reitet auf teppichbelegten Dromedaren in die Wüste. Die Tiere, die sich, etwas ungern, sie knarren fast, in die Knie werfen, tragen den Reisenden so sicher und gleichmäßig wie Karussel-Holzpferde.

Sonne über der hellgelben, sanft gewellten Wüstenwelt. Blaugelbe Herrlichkeit: Ein wolkenloser Himmel, eine endlose Erde.

Großes Gefolge von Arabern. Wahrsager, die Kreise im fließenden Sand ziehen und aus den Kreisen prophezeien, Erklärer, die man nicht brauchen kann, schwarz gekleidete, verschleierte Frauen, die hier, warum wohl, wandeln, und Beduinen von ungewöhnlicher Schönheit, schlanke, fürstliche Erscheinungen in leuchtenden blauen, grünen und weißen Kaftans, dazu froh abgetönte farbige Shawls.

Um dieses Vormittags willen sei Cairo, die Fliegen-, Blinden-, Geier-Stadt gepriesen. Eine Stunde von Cairo beginnt diese blaugelbe Welt.

Vom Dromedar aus sieht man die ersten Pyramiden, sieht die Sphinx, sieht, ins Weite schauend, grüne Oasen im hellgelben Sand.

Vor der Sphinx steigen wir ab.

Der Platz um die Sphinx ist mit Stricken eingezäunt. Kein Fremder darf ganz nahe.

Der Araber, gewohnt, Deutsche zu führen, blinzelt und sagt: „Ko — lo — ssal". Offenbar haben Tausende Deutsche, wenn sie hier abstiegen, immer nur dies eine Wort gesagt. Ich sagte es nicht, erstens weil ich es nicht leiden mag, zweitens aber weil der Hochbetrieb, der rings um die Sphinx herrscht, die vielfältige Geschäftigkeit, der Sphinx im Augenblick ihre Größe, ihre Stille, ihr Pathos nimmt.... Hier ist eine kleine Feldbahn eingerichtet, Karren mit Sand fahren ununterbrochen ab und zu, Gerüste sind aufgebaut, über eine improvisierte Treppe wandeln Hunderte von Fellachen hinab und hinauf, sie tragen Lasten und singen. Es ist dieses Litanei-Singen, das uns im Orient immer begleitet, diesmal fröhlicher, diesmal vielhundertstimmig, der Gesang verteilt sich durch die Luft wie der feine Sand, es ist ein dauerndes fernes Klingen. Wind trägt die Lieder fort. Man hört nur immer wieder: Gali — ei — gali — ei — gali — ei.

Die Sphinx, die vor ein paar Jahren noch bis zum Halse im Sande lag, ist freigelegt. Man sieht jetzt die übergroßen, ziemlich ausdruckslosen Tatzen, man sieht den wenig geschwungenen Rücken, man sieht den Hals. Es wird mir gesagt, daß die Restaurierung schon die Linien verändert und verdorben hat. Möglich. Solange die Linien im Sande begraben waren, konnten sie jedenfalls nicht verschandelt werden, vorausgesetzt, daß der Sand an ihnen nicht fraß. Der Wind tut es jedenfalls. Er hat der Sphinx im Laufe der Jahrtausende die Nase, Schicht für Schicht, weggeblasen. Das Leben ist eben in keiner Art aufs Restaurieren, sondern vielmehr aufs Zerstören bedacht. Warum sollte der französische Restaurateur dem Leben nicht zu Hilfe kommen?

Schon indem er die Sphinx aus dem Sandbette hob, half er ihr zur schnelleren Verwitterung.

Jedenfalls ist man mit heißem Bemühen um die höchst gleichmütige Sphinx bemüht. Es ist ein Gewimmel von Bauleuten, Trägern, Archäologen, Kunstsachverständigen rund um die unbewegte Dame, ein Pfeifen, Tuten, Singen, Schreien — ich glaube, so lärmend ist es seit vielen tausend Jahren in der Umgebung der Sphinx nicht zugegangen.

„Was singen denn die Arbeiter," frage ich meinen Dromedarführer.

„Gali — ei", sagt er fast pfiffig, „ein schönes uraltes Lied. Das bedeutet:

„Heute bin ich gut,
morgen werd' ich noch viel besser sein."

Das ist ein ägyptisches Lied, das schon beim Bau der Pyramiden gesungen wurde."

Ich sehe den Pfiffigen an: Gut gegeben, Moise.

Warum sollen diese Träger von morgens bis nachts nicht dieselben Arbeitssklavenlieder singen wie ihre Vorfahren?

Der Sphinx, die ihr uraltes, feines Lächeln nicht verloren hat, gesteht man gerne zu, daß das Leben, will sagen, der Robot des Daseins sich nicht wesentlich geändert hat. Lasten tragen und singen. Das ist alles. Bitter ist nur, daß die Zeit einem allmählich die Nase aus dem Gesicht bläst.

Nicht einmal der Kunsthistoriker Julius Meyer-Gräfe, der als Verwalter des europäischen Geschmackes die Unversehrtheit der Sphinx überwacht, nicht einmal Meyer-Gräfe kann etwas an dem Gesetz der weggeblasenen Nase ändern. . . .

Besuch in der Universität.

Sie nennen es die Universität. 44 000 Studenten lernen hier und in den großen Moscheen von Cairo. Es ist eine erweiterte theologisch-philosophische Fakultät.

Man tritt von der Straße in einen weiten viereckigen Hof. Dann in eine riesige Säulenhalle. Der Steinboden ist mit Matten bedeckt. Hier lernen, schlafen, essen die Studenten. Jeder größere Ort hat hier eine Säule, an jeder Säule steht ein einfacher Lehnsessel. Hier nimmt der Dozent Platz, die Jünger sitzen vor und um ihn auf dem Erdboden, er trägt vor, sie fragen, er fragt, sie repetieren. Auf ihren Knieen liegen Hefte und Bücher. Was studieren sie? Den Koran. Was aber ist Studium des Korans? Das

ist gleichzeitig Grammatik und Ethik, Geschichte und Rechtslehre, Psychologie und Religionswissenschaft.

Es war ein warmer Frühlingsnachmittag, als wir, Strohpantoffeln über den unwürdigen Schuhen, die Säulenhalle der Universität betraten.

In einer oder der andern Ecke lag ein Student auf seiner Matte und schlief.

In den Wänden sind Holzschränke eingebaut. Jeder Student hat sein Kästchen. Hier wird Brot, Wasser, Bücher und Tücher aufbewahrt. Puritanischer kann ein Student nicht leben als hier der junge Aegypter, der nicht einmal ein Bett, nicht einen Tisch, nicht einen Sessel zur Benutzung hat. Spätnachmittag ... Die Halle ist fast leer. An einigen Säulen hocken vier, fünf Studenten zusammen. Ein älterer überhört die jüngeren. Es ist der verbissene oder, wenn man will, erleuchtete Ernst der Theologen, der aus diesen gläubigen Gesichtern redet. Nicht nur Jünglinge sitzen hier beisammen und diskutieren an diesem gesegneten Frühlingsnachmittag, es gibt auch grauhaarige und greise Studenten. Einige liegen auf den kalten Fliesen und murmeln Gebete. Sah ich in Europa je so inbrünstig Gläubige?

Ueber 40 000 Studenten beherbergt Cairo. Hier, an der Universität, hat jedes mohammedanische Land seinen eigenen Studentensaal. Den größten natürlich die Aegypter, den zweitgrößten die Türken. Aber auch Algier hat seinen Studentensaal, und die blitzend schönen Abessinier, dunkelbraun, schlank, strahlend, lehnen an den Säulen ihres Saales. Die Studenten werden von der Universität erhalten, die ihre Mittel bei den Reichen des Landes aufbringt. Zu dem Brot und Buch erhält jeder Lernende ein kleines Taschengeld, das erhöht wird nach jeder Prüfung. Je tiefer der Student in die heilige Wissenschaft des Korans eingedrungen ist, je schwerere Prüfungen er hinter sich hat, um so reichlicher wird er mit Taschengeld ausgestattet. Es gibt keine reichen und armen Studenten, es gibt nur Fortgeschrittene und Anfänger, Aufgeklärte und dumpfe Neulinge.

Jedenfalls hat Mohammeds Reich einen Nachwuchs von Gläubigen wie kein christliches Land. Die praktischen und technischen Wissenschaften haben mit der Universität nichts zu tun. Hier wird vor allem die Gotteslehre verkündet. Chemie ist wichtig, sagte mir ein Führer, Gott ist wichtiger.

Ich wollte den großen Säulensaal photographieren, diesen schmucklosen Riesenraum, in dem keiner zu lachen wagt. Ein Aufseher — oder war es ein Lehrer — zwang mich mit strengem Blick, den Apparat fallen zu lassen. Hier wird nicht geknipst, hier ist allerheiligster Boden!

Assessor Dr. Kußmann als Angeklagter.

Amtsgerichtsrat Feldhahn, der Vorsitzende im Prozeß gegen Kußmann und Knoll, hat seine bisherige Kriminalpraxis radikal geändert. Wenn sonst ein Angeklagter, wie Knoll es tat, bei seiner ersten Vernehmung im Vorverfahren ein Geständnis ablegte, das er nachher bei der Hauptverhandlung widerrief, dann begründete Feldhahn seinen Schuldigspruch also: „Der Angeklagte hat unter dem überraschenden Eindruck seiner ersten Vernehmung ein offenes Geständnis abgelegt. Demgegenüber kann der jetzt erfolgte Widerruf nicht ins Gewicht fallen. Der Angeklagte hat keinerlei glaubhafte Erklärung dafür abgegeben, weshalb er bei seiner früheren Vernehmung die Unwahrheit gesagt haben will. Seine damaligen Aussagen sind auch so spezifiziert, daß sie unmöglich aus der Luft gegriffen sein können. Zu seinem Widerruf ist der Angeklagte offensichtlich erst nach Rücksprache mit dem Mitangeklagten gekommen. Sein hartnäckiges Leugnen in der Hauptverhandlung ist als besonders strafverschärfend zu bewerten." Im Kußmann-Prozeß erkannte Feldhahn plötzlich auf Freispruch, obwohl Knoll im Vorverfahren die Entnahme von Abschriften in den Räumen der Staatsanwaltschaft in etwa zwölf Fällen zugegeben hatte. In seinem Urteil hat er keine ausreichenden Gründe dafür gegeben, weshalb er das frühere Geständnis Knolls nicht geglaubt und nicht zur Stütze einer Verurteilung gemacht hat. Die Aufklärung der Sache durch das Schöffengericht war völlig mangelhaft. Der Zeuge Bacmeister hatte ausgesagt, ein „höherer Staatsbeamter" habe ihm den Kammergerichtsbeschluß gegeben. Trotzdem unterließ es der Vorsitzende, eindringlich nach dem höheren Staatsbeamten zu fragen und bei Verweigerung der Antwort Zeugniszwangsmaßnahmen anzudrohen und zu ergreifen. Solches war seine Pflicht. Es besteht durchaus die Möglichkeit, daß gerade der Angeklagte Kußmann selbst dieser Staatsbeamte war.

Sobald Kußmann auch im Berufungsverfahren freigesprochen ist, wird der Kleine Disziplinarsenat am Kammergericht unter Vorsitz des deutschnationalen Senatspräsidenten Dr. Preiser über die Disziplinarsache gegen Assessor Kußmann verhandeln. Die Disziplinarrichter sind an das freisprechende Erkenntnis des Strafrichters nicht gebunden und haben zu prüfen, ob der Angeklagte wegen Verletzung seiner Amtspflichten zur Dienstentlassung oder einer geringeren Strafe zu verurteilen ist. Kann ein zur Amtsverschwiegenheit verpflichteter Assessor noch im Dienst bleiben, der selbst nach eidlicher Zeugenaussage erklärt hat: „Was ich weiß, weiß auch Knoll, was Knoll weiß, weiß ich"; soll in Preußen fernerhin jemand anklagen oder richten dürfen, der nach eignem Geständnis den vorgesetzten Oberstaatsanwalt und den Parlamentsausschuß seines Staates belogen hat. Der Kußmann-Zitate bedarf es nur noch für den Psychiater: „Ich habe Höfle vernommen, und schon nach einer Stunde der Vernehmung war mir klar, daß hier der größte

VIII.



DER MANN MIT DEM WERMUTSTROPFEN
DR. ARTHUR SALOMONSOHN
(DISCONTO-GESELLSCHAFT)

Verbrecher stand, den die Kriminalgeschichte kennt. Ich sagte mir gleich, dieser Mensch hat mehrere Jahre Zuchthaus zu erwarten." „Aasgeier am deutschen Volke" nannte Kußmann einmal seinen Angeklagten; „eher lasse ich Mörder und Räuber aus der Haft als diese Schieber" erklärte er einem Verteidiger. Als eine Ladendiebin krankheitshalber Strafunterbrechung beantragen ließ, erwiderte Kußmann: „Lebendig lasse ich die Frau nicht aus dem Gefängnis". „Ich hatte die Hand an der Gurgel der Korruption; dafür, daß sie mir fortgeschlagen wurde, kann ich nicht" (Kußmann). Die preußische Justizverwaltung trägt die Schuld, daß Kußmann die Hand an der Gurgel der Rechtspflege hatte. Ist es möglich, daß sie ihm nicht endlich fortgeschlagen wird?

Landgerichtsdirektor Erich Schultze.

Erst am 1. Januar 1926 wurde durch die Geschäftsverteilung des Präsidiums der Landgerichtsdirektor Dr. Erich Schultze Richter in der jetzt von ihm geleiteten Schöffenabteilung. Unter seinem Vorsitz werden daher die hochpolitischen und bedeutsamsten Strafprozesse der Nachkriegszeit verhandelt. Der bereits beendete Prozeß gegen Regierungsrat Bartels vom Berliner Fremdenamt, der soeben begonnene Prozeß gegen Spritweber und Kriminalkommissar Peters, der Prozeß gegen Michael Holzmann und schließlich der gesamte Barmatprozeß. Welch dunkle Kräfte im Gerichtspräsidium gerade einem politisch rechtsstehenden Landgerichtsdirektor zur Führung dieser Prozesse ausersehen haben, läßt sich nicht nachprüfen, doch leicht vermuten. Gegen die Eignung des Dr. Schultze zum Richter dieser Schöffenabteilung bestehen jedoch nicht nur politische, sondern auch starke kriminaljuristische Bedenken. Obwohl Schultze Strafgesetz und Prozeßordnung routiniert handhabt, unterliegen seine Urteile öfter als die anderer Richter der Abänderung im Strafmaß durch die Berufungs- und Gnadeninstanz. Bei der Bemessung der Strafe, deren Höhe gelegentlich sogar den Antrag des Staatsanwalts übersteigt, läßt er sich von Abschreckungs- und Vergeltungsgrundsätzen, niemals vom Ziele der Besserung leiten. Während seiner Verhandlungen ist es mehrfach zu starken Zusammenstößen mit den Verteidigern gekommen, die sich durch diesen Vorsitzenden in der Wahrnehmung ihrer Rechte behindert fühlten. In der Strafrechtlichen Vereinigung der Berliner Anwaltschaft ist Schultze mit Recht stark angegriffen worden, weil er auf freiem Fuß befindliche Angeklagte ohne schwerwiegenden Grund kurz vor der Hauptverhandlung plötzlich verhaftete. Die offiziellen Beschwerden haben sogar die Generalstaatsanwaltschaft veranlaßt, eine Untersuchung zur Nachprüfung einzuleiten. An der Uebertragung der großen Prozesse haben sie das Präsidium nicht gehindert. Herr Schultze kann seine Verhandlungen weiter in dem Geiste leiten, der ihn als ersten zur öffentlichen Beglückwünschung des freigesprochenen Dr. Kußmann trieb. Ein Glückwunsch für Angeklagte, die von Landgerichtsdirektor Dr. Schultze abgeurteilt werden, muß füglich unterbleiben.

ROLF JUNGEBLUT
(NEW YORK)

DIE BOOTLEGGER

I.

Die „Bootlegger“ — Alkoholschmuggler — spielen in New York dieselbe Rolle wie die Putschisten in München. Die einen putschen und die anderen pantschen, man kennt behördlicherseits ihre Wohnungen hier und dort, und wehe dem, der wagt, sie in ihrer segensreichen Beschäftigung zu stören. Aber während die Putschisten die deutsche Republik nur um den kleinen Betrag ihrer Offizierspensionen bemühen, kosten die Bootlegger die amerikanische Regierung pro Jahr 25 Millionen Dollar. (In dieser Höhe hat der Chef der Alkoholabwehrpolizei seinen Etat in der letzten Senatssitzung beziffert.) Aber Amerika ist ein reiches Land .... Und *noch* ein kleiner Unterschied besteht zwischen beiden. Die Putschisten haben nur ein paar Dutzend Fememorde auf dem Gewissen; die Bootlegger dagegen, wenn man Dr. Lichtenstein, Arzt am Stadtgefängnis in New York, folgen darf, haben mehr Todesopfer zu verantworten, als im Weltkrieg an amerikanischen Soldaten zugrunde gegangen sind. Das kommt daher, daß Kreosot, Terpentin und Schellack, aber auch Chloroform und Aether von ungünstiger Wirkung auf die Lebensdauer derjenigen sind, die damit versetzte Getränke zu sich nehmen.

II.

Ein Bootleggerkönig hat sich vor zwei Monaten zur Ruhe gesetzt. Er ist in kurzer Zeit steinreich geworden und bewohnt jetzt eine sehr feudale Etage am Riverside Drive. Das ist dasselbe, als wenn jemand an der Heerstraße wohnt — eine vornehme Gegend. Dieser Mann war ein Künstler. Er liebte es, selbst zu malen und sich wertvolle Gemälde zu kaufen. Dazu brauchte er Geld. Der schnellste Weg, zu Geld zu kommen, war zu seiner Zeit gerade der Alkoholschmuggel. Deshalb schmuggelte er, zog sich, nachdem er genug Geld beisammen hatte, aus dem Geschäft zurück und lebte seinen Passionen; ein Beweis, daß dieser Mann auch ein großer Lebenskünstler ist, denn die meisten Millionäre vor ihm haben das Geldverdienen als Endzweck angesehen. Ihm lag eine so stillose Auffassung vom Dasein fern. Er kaufte sich wertvolle Bilder und schrieb anonym in der Zeitung die Geschichte seines Reichtums. Auch ein paar Photos waren dabei. Eine zeigt, wie er aus seinem Rolls Royce steigt und zwei Koffer mit Likör bei einem Kunden abliefert; darauf sieht man ihn aber nur von der Rückseite. Auf der anderen sitzt ein hübsches junges Mädchen am Steuer seines Wagens. Er hatte nämlich herausgefunden, daß er am sichersten gehe, wenn ein hübsches junges Mädchen den Wagen fährt. Kein Polizist würde wagen, ein hübsches junges Mädchen auf einem Rolls Royce anzuhalten. Zuerst fuhr ihn seine hübsche junge Frau, aber „variatio delectat“, und deshalb trainierte sie auch einige Freundinnen auf diese Rolle ein.

III.

Ich bin einem Gläschen Schwarzwälder Kirsch nicht abgeneigt, Whisky mag ich gar nicht. Aber daß ich 10 Dollar für eine Flasche Cherry Brandy bezahlen würde, fällt mir im Traum nicht ein.

Es ist eigenartig, daß doch so viele meiner Bekannten ohne Alkohol leben, aber jeder meiner deutschen Freunde — ohne Ausnahme — hat eine Auswahl von Flaschen zu Hause, die einer Likörstube am Potsdamer Platz zur Ehre gereichen würde. Wenn er ehrlich ist, gibt er zu, daß es noch die Ueberreste aus dem alten Vorrat sind, mit dem er sich vor sechs Jahren, bei Beginn der Prohibition, eingedeckt hatte.

Manche renommieren mit ihren guten Beziehungen zu Bootleggern. Ich glaube, das hängt damit zusammen, daß die Deutschen im Ausland sehr zueinander halten. Und — Ausnahmen zugestanden — einen guten Teil der Bootlegger, der Wirte und der Kellner von nassen Lokalen stellt das deutsche Element Amerikas. Das tut dem Deutschen wohl, der mit nachdrücklicher Betonung sagen kann: „Herr Ober, bringen Sie mir mal ein *gutes* Glas Bier, Sie wissen schon ....", und es glättet die sorgenvolle Stirn des Kellners. Den vorurteilsfreien Yankee läßt es kalt, den besseren Amerikaner bereichert es in seiner Erfahrung, daß die Deutschen in der Hauptsache ein Volk von Schneidern, Kellnern und Friseuren sind. Ich weiß nicht, ob Beethoven und Goethe Hamburger Steak, Sauerkraut, Bismarckhering und Frankfurter gegessen haben. Aber es sind gerade diese gastrischen Bezeichnungen mit dem etwas massiven Klang und dem billigen Geruch, die aus dem deutschen Sprachschatz ins Englische übergegangen sind. Und wenn meine Landsleute ominös fragen, ob denn noch andere Berufe drüben existieren als Schneider, Kellner und Friseure, und andere Speisen als Hamburger Steak und Sauerkraut, dann sage ich immer: Beethoven und Goethe ...

IV.

Wer nur irgend losen Kontakt mit Deutschen in der Stadt hat, bekommt soviel Adressen von nassen Lokalen angedreht, daß er mit tiefer Genugtuung jeden Tag im Monat woanders sein Glas Bier oder seine Tasse mit Likör genießen kann. Die Deutschen haben ein ausgezeichnetes Gedächtnis für diese Stätten.

Ich habe mir manche dieser Lokale angesehen, weil sie verboten sind (es soll anderen Leuten nicht besser gehen), sie sind z. T. ganz wunderschön und heimlich eingerichtet, — deutsche Gemütlichkeit... Aber ehe man mich nicht auf den elektrischen Folterstuhl setzt, würde ich keines mit Namen angeben. Der Chef der Alkoholpolizei weiß sie ja doch alle; er kennt sicher noch viel mehr als ich. Oder wenn er sie nicht kennt, ist er ein großer Esel. Und verdient nicht seine 10 000 Dollar Gehalt, die ihm der Staat zahlt.

In ein Restaurant, das mir neu war, brachte mich mal ein guter Freund. Vorne ein kleines Zimmer mit einem Tisch, ein Cerebus davor auf einem Stuhl. Mein Freund zeigt seine Legitimationskarte, und wir werden hereingelassen. Es ging drinnen sehr vergnügt, aber absolut anständig her. Solide Bieratmosphäre .... Ein paar Tage später komme ich wieder, mit einem Bekannten. Der Cerberus weist mich ab. Ich mache ihm deutlich, daß ich vor drei Tagen mit meinem Freund hier war und auch Mitglied des Restaurants zu werden beabsichtige. Vergeblich, der Cerberus weigert mir den Eintritt. Er darf mich nicht hereinlassen, es sei verboten, ohne Karte zu passieren. Da war nichts zu wollen, und wir sind schließlich wieder umgekehrt. Jedes Lokal hat seine Prinzipien. Und gegen Prinzipien ist man so machtlos wie der Staat gegen die Prohibitionsagenten.

V.

Ein etwas heruntergekommener Deutscher, früher Besitzer einer Autogarage, erzählte mir, daß ihm neulich eine Stellung als Prohibitionsagent angeboten worden sei. Von wem? Von einem Bootlegger! „Und was habe ich zu tun?“, fragte der Deutsche. „Nun, Sie haben auf den Schiffen zu kontrollieren und natürlich nichts zu finden, und dann sage ich Ihnen, wo ich meine Waren absetze. Dort müssen Sie erscheinen und lassen sich den Besuch hoch bezahlen. Von diesen Geldern geben Sie mir dann die Hälfte ab.“ — Der Deutsche war eine grundehrliche Haut, aber das Letzte ging ihm doch über den Spaß, und deshalb hat er den Job abgelehnt.

VI.

Am tollsten geht es in den Kirchen zu, wenn die Pastoren der diversen Sekten sich gegenseitig wegen des Alkoholverbotes Freundlichkeiten sagen. Aber auch in allen sonstigen öffentlichen Anlagen, wie im Kongreß und Senat, hört man's rauschen... „Vote dry — drink wet“, warf neulich ein nasser Senator den Trockenen an den Kopf. Und mir scheint, er hat den Kernpunkt erfaßt. Welchen Erfolg hat das Gesetz, so wie es heute arbeitet? Die Reichen und diejenigen, die das Verbot gemacht haben, können trinken, soviel sie mögen, aber der arme Kerl, der abends sein Glas Bier — wegen der guten Verdauung — zu trinken gewohnt war, sitzt heute vor dem Wasserkrug oder kann sich gewärtigen, daß man ihm morgen auf dem Seziertisch den Magen aufschneidet.

So kann es nicht mehr lange weitergehen. Entweder entschließt sich der Senat, das Gesetz in Kraft zu setzen, nicht zu 10 Prozent und nicht zu 15, sondern zu 100 Prozent, oder man soll dem Volk Wein und leichteingebrautes Bier gestatten.

Der gegenwärtige Zustand ist eine Lächerlichkeit und eine Gefahr dazu.

Dr. KURT F. FRIEDLÄNDER

ÜBER DIE GESCHLECHTSKÄLTE DER FRAU

Bis in die jüngste Zeit ist das Sexualgefühl der Frau nicht Gegenstand wissenschaftlicher Forschung gewesen. Man behandelte brav den Eierstock und die Gebärmutter und vergaß, daß das Weib auch eine Seele hat. Erst jetzt beginnt man zu erkennen, daß viele Erkrankungen der Geschlechtsorgane seelisch bedingt sind. Eigentlich nicht zu verwundern, wenn man berücksichtigt, daß die Frau — im guten und allgemeinen Sinne zu verstehen — ganz Geschlechtswesen ist. Der unvoreingenommene Leser wird vielleicht staunen. Galt nicht bisher als Dogma, daß der Mann wesentlich stärker erotisch sei als die Frau! Sicher mit Unrecht. Der Geschlechtstrieb der Frau ist nicht geringer als der des Mannes. Aber weil bei dem Manne die Betätigung des Geschlechtstriebes eine Episode, bei der Frau ein Erlebnis bedeutet, hat das Weib Hemmungen als Schutzfunktion mit auf den Weg bekommen, um eben das Erlebnis nicht zur Episode werden zu lassen; ihr Körper kann und soll

nur da mitsprechen, wo die Seele mitschwingt. Schweigt die Seele, so ist der sogenannte Liebesvorgang nur eine Episode.

Gerade dies scheint mit das typische Merkmal der Prostitution zu sein. Für mich bedeutet Prostitution sexuelle Annäherung ohne innere Bindung. Besteht diese innere Bindung, ist der seelische Kontakt vorhanden, so ist bei normalen Frauen ohne krankhafte körperliche Veränderung stets die Möglichkeit, ja man kann fast sagen die Sicherheit vorhanden, daß die sexuelle Annäherung bei der Frau zum Erlebnis wird, daß der körperliche Kontakt bei ihr zu voller Befriedigung führt. Zu denken geben besonders die Fälle, wo die Frau wahrhaft zu lieben glaubt, wo nach ihrem Empfinden ein starkes seelisches Band sie mit dem Geliebten verbindet und wo sie sich doch kalt und innerlich unberührt aus seinen Armen löst. Hier ist die Lage oft recht kompliziert. Es spielen sich Vorgänge im Unbewußten ab, es ruhen Komplexe im Verborgenen, die erst durch geschicktes und geduldiges ärztliches Handeln an die Oberfläche gebracht werden können, um dann nach Beseitigung der störenden Hemmungen den neuen Gefühlen freie Bahn zu schaffen. Diese Frauen sind oft für den Arzt das dankbarste Betätigungsfeld, wenn die Fixierung an den Vater, an den Bruder oder eine der Erinnerung längst entschwundene Person gelöst werden kann. Durch Lösung dieser Bindung werden die Frauen im wahrsten Sinne des Wortes erlöst.

Ein weiteres wichtiges Kapitel bildet die Homosexualität der Frau. Ich glaube aus meinen Erfahrungen heraus in der Annahme nicht fehl zu gehen. daß die meisten Frauen durch Konvention und Erziehung von diesem Fragenkomplex nichts wissen, und wenn sie etwas wissen, für ihre Person nicht dazu Stellung genommen haben. Sie werden in eine Ehe hineingedrängt, die ihnen ihrer ganzen Anlage nach widerstreben muß, und das Resultat ist die geschlechtskalte Frau. Meist sind sich diese Frauen auch in der Ehe ihrer abwegigen Neigung nicht bewußt, und sie leiden in der ihrem Trieb nicht adäquaten Ehegemeinschaft stärker als der Mann, der sich über die Gefühlskälte seiner Gattin beklagen muß, aber schließlich doch selbst zur Entspannung gelangt. Und wieviel Segen kann hier für alle Teile ein einziges bewußtseinschaffendes Wort stiften. Ich sprach von der Anlage der Homosexualität und muß mich da den wohlbegründeten Anschauungen anschließen, daß die gleichgeschlechtliche Neigung eine in der Natur des Individuums wurzelnde, von frühester Jugend bestehende und keine von außen durch irgendeinen Zufall hineingetragene Triebrichtung bedeutet. Wer sich der Mühe unterzieht, tiefer in dem Seelenleben der Frauen zu schürfen und weit in ihre Jugendzeit zurückzugehen, wird meine Auffassung bestätigt finden, daß die gleichgeschlechtliche Liebe das Immanente ist, und daß die Ehegemeinschaft mit einem

Manne — mag sie aus Unkenntnis der eigenen Neigung infolge ungenügender rechtzeitiger Aufklärung, mag sie aus konventionellen Rücksichten geschlossen sein — für dieses betreffende Individuum das Abnorme ist. Sollte der Satz Gültigkeit haben, daß der Zweck der geschlechtlichen Verbindung die Fortpflanzung sei, so dürfte die Ehe mit einer homosexuellen Frau diesen Zweck gründlich verfehlen; sollte aber mehr der hedonistische Gesichtspunkt — Freude zu geben und Freude zu empfangen — Geltung haben — — und diesem Gesichtspunkt möchte ich viel eher das Wort reden —, sollte die geschlechtliche Verbindung zweier Menschen Glück und Zufriedenheit bedeuten, so muß ich die sexuelle Verbindung mit einer gleichgeschlechtlichen Frau als einen Unfug, ja als ein Verbrechen bezeichnen. „Geheilt“ von ihrer Triebrichtung wird die Frau keineswegs, hier ist auch gar nichts zu heilen. So wenig wie ein Mann den Wunsch hat, von seiner Einstellung auf eine Frau, von seinem Triebe zum anderen Geschlecht befreit zu werden, so wenig will die homosexuelle Frau die sie beglückende Zuneigung zum weiblichen Geschlecht aufgeben. Jeder Versuch nach dieser Richtung muß stümperhaft wirken. Eher umgekehrt muß durch die enge Ehegemeinschaft ihr Widerwillen gegen das männliche Geschlecht verstärkt werden. Mann und Frau sind in diesem Falle um ihr Liebes- und Lebensglück betrogen. Es muß unser ärztliches Bestreben sein, Männern und Frauen ihre wahre Triebrichtung ins Bewußtsein zu bringen und Ungeheuerlichkeiten zu verhindern, die nur in der Unterlassung wirksamer Aufklärung ihre Wurzeln haben.

Neben der im Unterbewußtsein verankerten Fixierung auf der einen Seite und der Verkennung der wahren Triebrichtung auf der anderen Seite dürfte die Entstehung der Geschlechtskälte bei einer nicht kleinen Zahl von Frauen auf peinliche, unangenehme Reminiszenzen an früheste Sexualerlebnisse zurückzuführen zu sein.

Besonders entscheidend und bestimmend für die Entwicklung des Empfindungslebens des Weibes ist hier das sexuelle *Ersterlebnis*. Es hängt alles von der Art ab, wie der Mann dem jungfräulichen, mit sexuellen Erwartungen angefüllten Weibe entgegentritt. Wird es ihm gelingen, diesen Erwartungen gerecht zu werden, oder wird ein plumpes, ungeschicktes Verhalten die aufkeimende Gefühlsentwicklung für immer oder lange Zeit ersticken! Ausschlaggebend ist die erotische Kultur des Mannes, die Ars amandi, die nicht bei allen Völkern gleichmäßig entwickelt ist, und die Zahl geschlechtskalter Frauen ist sicher nicht unabhängig von der Verfeinerung erotischer Sitten. Es dürfte kein bloßer Zufall sein, daß man in Deutschland und England mehr frigide Frauen findet als in romanischen Ländern. Die Erinnerung an das mit Brutalität und Rücksichtslosigkeit von seiten des Mannes verknüpfte Ersterlebnis, das sich weit von der

erträumten Romantik entfernt, kann in der Seele des Weibes ein so tiefes Trauma hinterlassen, daß ihm die Flucht in die Empfindungslosigkeit als einzige Rettung vor der ferneren psychischen Vergewaltigung erscheint. Jedes weitere Sexualerlebnis wird diese seelische Wunde vertiefen und manche Frau zu gleichgeschlechtlichen Verbindungen führen, ohne daß auch nur die Spur einer konstitutionellen Homosexualität vorzuliegen braucht. Hier ist die Homosexualität keine echte, sondern nur aus der Enttäuschung zu verstehen, die das heterosexuelle Ersterlebnis gebracht hat. In diesen Fällen kann man auch von einer erwünschten Heilung sprechen, wenn es der ärztlichen Kunst gelingt, dem adäquaten Trieb die Wege zu ebnen und dem Lustempfinden volle Geltung zu verschaffen. Sicher haben an der weiblichen Homosexualität, die so außerordentlich verbreitet ist, einen nicht unerheblichen Anteil *die* Frauen, deren Empfindungsleben im heterosexuellen Umgang durch die erotische Unkultur des Mannes Schiffbruch gelitten hat. Leider scheuen sich heute noch sehr viele Frauen — aus nicht zu billigender Prüderie —, ihre seelischen Wunden rechtzeitig dem sachverständigen Arzte zu zeigen, und nehmen ihr geringes oder fehlendes Liebesempfinden als etwas Unabänderliches hin. Würde die Kenntnis der mannigfachen Ursachen der Geschlechskälte und ihre Heilungsmöglichkeit in weiteste Kreise dringen, so würde die Zahl frigider Frauen, von der manche Aerzte Ungeheures zu berichten wissen, auf ein Minimum zusammensinken.

GASTON LEROUX

MEIN INTERVIEW MIT CHAMBERLAIN SEN.

. . . Ich war in London, an einem Sonntag, und ich sagte mir: „Ich bin allein auf der Straße, die Engländer sitzen zu Hause, trinken Whisky und laden mich nicht ein, die Vergnügungslokale sind geschlossen, die Theater ebenfalls.... Wie wär's, wenn ich Chamberlain interviewte? ... Das ist ein Gedanke!"

Ein witziger Einfall, über den die Reporter der alten und neuen Welt gelacht hätten, denn sie alle wissen, daß man wohl den Prinzen von Wales, Peladan, den Papst, interviewen kann, aber niemals: The Right Hon. Mr. I. Chamberlain.

Aber ich besitze die nötige Kaltblütigkeit, und nie, nie, niemals hatte man Mr. I. Chamberlain interviewt! Wohlan, ich würde ihn interviewen. All right!

Hier muß ich zum weiteren Verständnis etwas einschalten: Ich habe mich in meiner Jugend dem Studium der englischen Sprache gewidmet, und ich habe noch einige Brocken der ausgezeichneten „Methode Ahn" konserviert.

Ich rief meinem Kutscher zu:

„Nach Highbury . . . Mr. Chamberlain!"

Ich erhielt keine Antwort. Pferd, Wagen, Kutscher blieben unbeweglich. Meine Aufforderung, die doch, weiß Gott, klar gewesen, schien

den Mann, das Tier, das Gefährt für ewige Zeiten versteinert zu haben. Wie! Highbury hieß doch der Ort in der Umgebung von Birmingham, wo Mr. Chamberlain wohnte, und es war mir unklar, wieso mein Kutscher mich nicht beim bloßen Hören dieses magischen Namens „Chamberlain" im Galopp dorthin fuhr, ein Name, dessen Ruf bis in die entlegensten Gegenden Süd-Afrikas vorgedrungen war. Ich wiederholte dreimal den Namen des berühmten Ministers und war gerade im Begriff ihn ein viertes Mal zu nennen, als der Kutscher plötzlich mich laut unterbrach, „Aoh!" sich lächelnd vorbeugte und: „Mr. Chamblain" sagte.

Ich weiß nicht, ob die Gewohnheit, die man in England hat, die Namen der berühmtesten Persönlichkeiten so abzukürzen, ein Zeichen von Respekt ist, den man doch den Großen der Erde schuldet. In Frankreich haben wir andere Ansichten über Höflichkeit.

Ich stieg in den Wagen, und mehr als eine Stunde trotteten wir bei einer Hundekälte durch die verschneite Landschaft. Schließlich standen wir vor einem Gitter. Der Wagen hielt und ich stieg aus. Ich befand mich am Eingang des Parkes von Mr. Chamberlain. Ich läutete, und aus einem kleinen Häuschen, das ganz nahe lag, kam eine Frau, die sicherlich die Hausmeisterin war. Ich zog einen Brief aus meiner Tasche; auf den Umschlag hatte ich mit meiner schönsten Handschrift — wenn ich mir Mühe gebe, habe ich eine geradezu kaligraphische Schrift — geschrieben: „The right hon. Mr. I. Chamberlain." Ich erzähle Ihnen nicht, was in dem Brief stand, das würde zu weit führen, es möge genügen zu erfahren, daß ich dem Minister mit aller Beredungskunst zu überzeugen versuchte, es handle sich nicht nur um seine, sondern um die Ehre ganz Englands, sich von mir interviewen zu lassen.

Ich zeigte der Dame den Brief mit meinem verführerischsten Lächeln. Sie antwortete mir, sprach aber so schnell, daß ich kein Wort verstehen konnte. Wenn man englisch nach der „Methode Ahn" gelernt hat, versteht man nicht, wenn so schnell gesprochen wird. Aber das war mir gleichgültig; wenn sie nur meinen Brief nahm. Leider nahm sie ihn nicht, aber sie schloß das Gitter und ging wieder weg.

Dieser unerwartete Empfang begeisterte mich: „Wenn mich das Personal schon so empfängt, wie wird mich erst der Herr empfangen," sagte ich mir auf Französisch. Ich liebe Schwierigkeiten! Ein kleiner Reporter hätte seinen Plan schon nach dem ersten Läuten aufgegeben. Ich holte meine Droschke und bezeichnete ihr, daß sie mir folgen sollte, auf den Fersen folgen sollte. Ich wünschte mehr denn je, Mr. Chamberlain zu sprechen; denn er war der einzigste Mann, der in Birmingham französisch sprach. So machte ich den ganzen Weg längs der Mauer wieder zurück und kam zu einer kleinen Tür, an der ein Mann arbeitete; er sah ganz wie ein Schlosser aus. Ich trat durch diese Tür, indem ich höflich zu ihm sagte: „I beg your pardon." Diese Phrase ist mir sehr geläufig, und ich verfehle nie die Gelegenheit, sie ohne Kürzung anzuwenden.

Ich war im Park. Vor mir sah ich, wie man in England zu sagen pflegt, den „Rücken" des Chamberlainschen Hauses. Es erinnerte an kleine gotische Kapellen, ein entzückendes Gemisch von roten Steinen, weißen Steinen und Fenstern. Zur Linken die Stallungen und die Remisen. Die Tür zu einem Stall stand offen, und ich sah im Vorbeigehen, wie ein Stallbursche ein Pferd striegelte. Ich ging auf ihn zu, denn in

meinem Gehirn spukte plötzlich ein Satz meiner „Ahn-Methode" herum, und ich warf ihn ganz pflegmatisch hin:

„What a beautiful horse!"

Für diejenigen, die nicht nach meiner Methode englisch gelernt haben, scheint dieser Satz: „Welch schönes Pferd" zu bedeuten. Ich verstehe mich nicht auf die englische Sprache, aber ich verstehe mich auf Pferde, und ich versichere Ihnen, daß ich während meiner ganzen Reporterlaufbahn noch nie solch klägliche Mähre sah.

Der Stallbursche, geschmeichelt, kam mir entgegen, und ich benutzte die Gelegenheit ihm meinen Brief zu zeigen. Er besah ihn, machte ein verblüfftes Gesicht, aber er nahm ihn und verschwand damit in der Richtung des Schlosses. Dort traf er einen Diener, der ihm den Brief abnahm und damit wegging. Fünf Minuten später erschien ein Herr im Smoking und rief mich. Ich war sehr zufrieden. Ich glaubte, daß Mr. Chamberlain meinen Brief gelesen, und ich ihn jetzt interviewen könnte.

Aber ich irrte mich. Der Herr im Smoking zeigte auf den uneröffneten Brief und fragte: „Mr. Chamblain or secretary?"

Er ließ mir die Wahl zwischen dem Herrn und dem Sekretär.

Der Augenblick, mich zu erklären, war gekommen, und ich verfehlte ihn nicht.

„Mein Herr, ich komme weit her, ich habe Frankreich durchquert, den Ozean, England, alles bei einem Hundewetter. Ich bin im Besitz eines Briefes, der eine unerhörte stilistische Leistung darstellt, Sie werden doch wohl nicht annehmen, daß ich diese außergewöhnliche Arbeit unternommen, nur um den Sekretär des Mr. Chamberlain zu sprechen? Nein, nein! Sie müssen diesen Brief Mr. Chamberlain selbst abgeben."

Da der gute Mann kein Französisch verstand, hielt ich ihm diese Ansprache nicht auf Französisch, sondern gab ihm in zwei Worten zu verstehen: „Not secretary! but Mr. Chamblain" und machte einige begleitende Gesten, die den Rest andeuten sollten.

Das genügte ihm vollständig. Er forderte mich auf, ihm zu folgen, ich kam durch ein Vestibül, einen großen Salon, ziemlich banal, voll von Möbeln, türkische Divane umstanden das Kaminfeuer. Schließlich landeten wir in einem Bureau. Hier zeigte der Herr auf die Zimmerdecke und sagte:

„Mr. Chamblain is in his bed."

Der Minister war in seinem Bett! Und es war zehn Uhr! Und man kämpfte an den Ufern des Modder-River. Ohne mir genau darüber klar zu sein, welchen Zweck es für Mr. Chamberlain haben sollte, wach zu sein, während sich seine Truppen im Süden Afrikas schossen, warf der Gedanke, daß er noch zu Bett lag, meine Meinung, die ich mir bis zu jenem Tag über einen wirklichen Minister gebildet hatte, vollständig um.

Man ließ mich allein. Ich untersuchte meine Umgebung: eine Sammlung von Times-Jahrgängen, die Werke von A. Dumas, französisch, in der Sammlung der „Grünen Hefte" zu achtzehn Sous, ein Bild von Gladstone mit eigener Unterschrift, eine Originalzeichnung vom „Punch".

Eine halbe Stunde ließ man mich in diesem Bureau. Auf dem Tisch lag die ganze Korrespondenz des Morgens, alle Zeitschriften, einschließlich „The Life of Wellington", alle Fachblätter des Kolonialministers. Und ich bewunderte das Vertrauen dieser Leute, die auf mein bloßes Aussehen als „Gentleman" mich, ohne eine Minute zu zögern, mit diesen

wertvollen Dingen allein ließen.... Zwanzig Briefe lagen da... darunter... der meine. Ich warf ihm einen wehmütigen Blick zu, als der Sekretär, ganz in Gelb gekleidet, eintrat. Er hatte sich verspätet, war sehr aufgeregt und außer Atem. Mein Brief war der erste, den er öffnete. Er durchlas ihn, ohne zu verstehen; aber meine Karte lag bei, und plötzlich begriff er. Er wandte sich mir zu:

„Zeitungsreporter?"

„Gewiß", sagte ich, „ich bin ein Herr, der in den Zeitungen schreibt."

Darauf antwortete er:

„Never, never, never, never, Mr. Chamberlain has received newspaper Gentlemen! Never, never, never!"

Er machte mir klar, daß der Minister nie, niemals Journalisten empfängt. ... Ich rührte mich nicht vom Fleck. Und gelassen sammelte ich mit letzter Anstrengung alle Kenntnisse, die ich je in der englischen Sprache besessen; ich nahm zu den letzten Hilfsquellen meiner Methode Zuflucht und erklärte:

„Never, Mr. Chamblain has received newspaper gentlemen, but Mr. Chamblain will receive *me.*"

Für Uneingeweihte heißt es: Wenn Mr. Chamblain nie einen Journalisten empfangen hat, wird er sich um so mehr freuen, mich zu empfangen, mich!

Der Sekretär war darüber ganz entsetzt. Er gab mir zu verstehen, daß er den Minister erwarte, um ihm meinen Brief zu zeigen, dann fuhr er fort Briefe zu öffnen, Bemerkungen an den Rand zu machen, und das übrige eingelaufene Papier zu ordnen. Nach einer Viertelstunde erhob er sich und brachte mir die Times. Ich stellte mich, als ob ich läse. Der Sekretär schielte zu mir herüber. Ich konnte nicht genug englisch, um die Times zu lesen, und da er seinerseits wußte, daß ich wußte, daß er es wußte, begannen wir beide zu lachen.

Aber Mr. Chamblain kam herunter. Der Sekretär machte mich darauf aufmerksam; er öffnete die Tür, und ich sah den großen Staatsmann. Ich glaubte vor Glück zu vergehen. Ich stürzte vor. Aber der Sekretär war schneller als ich, mit meinem Brief bewaffnet ging er und schloß mir die Tür vor der Nase zu.

Nach zehn Minuten kam er zurück, und sagte wieder:

„Never, never, never!"

Ich war starr. Ich stieß einen Seufzer aus. Aber ich wollte nicht vergebens so weit hergekommen sein, ohne etwas über meinen Besuch bei Mr. Chamblain erzählen zu können. Und so fragte ich den Sekretär, der mich bis zur Tür begleitete, was ich von meinem Hotelboy gelernt, der mich jeden Abend fragte: „was ich zum Frühstück wünsche":

„What will Mr. Chamblain take in the morning?"

Er antwortete mit ausgesuchter Liebenswürdigkeit, während er sich verabschiedete:

„Tea and toasts!"

Jetzt nahm ich endgültig Abschied und fuhr nach London zurück. Ich hatte in Birmingham erfahren, daß Mr. Chamblain tea and toasts zum Frühstück nimmt. Und am Abend erfuhr ich in London, daß die Buren siebenhundert Soldaten des Generals Gatacre gefangen genommen hatten. All right!

Autorisierte Übersetzung von Lissy Radermacher.

ALFRED POLGAR

ICH KANN KEINE ROMANE LESEN

Es gibt sehr viel Menschen auf dem Planeten Erde — alle, natürlich, sollen gesund sein und leben bis hundert! — in China allein hausen eine halbe Milliarde, und das so dreieckige wie dreckige Zimmer im XVIII. Bezirk, wo mein Schuster Potzner mit Familie wohnt, beherbergt sechs Personen. Die Welt ist entschieden zu eng. Obgleich der tolerante Dichter sagt: Raum für alle hat die Erde, sind, nur um das Gegenteil zu beweisen, die Menschen erst kürzlich, Sie erinnern sich ja noch?, erbost übereinander hergefallen, und etwa zehn Millionen von ihnen übersiedelten für immer unter die Erde, weil an der Oberfläche für sie kein Platz mehr war. Ist's deshalb jetzt lockerer? Au contraire. In China treten die Leute einander auf die Füße, so ein wildes Gedränge herrscht, und der Schuster Potzner hat schon wieder ein Kind bekommen; nun sind ihrer sieben in der dreieckigen Stube.

Alle diese vielen Menschen, die mitsammen „einen furchtbaren Haufen ausmachen", wollen Brot, wollen Luft, wollen Liebe, wollen Raum. Wie man sie befriedigt, ist ein Problem, das die besten Köpfe aufregt und gegen die Wand rennen heißt. Der Kommunismus gibt vor, eine Lösung zu haben, aber obgleich seine Theorie unwiderstehlich und auch seine Praxis sehr verführerisch ist, habe ich doch furchtbare Angst vor ihm. Nicht weil er meinen Grundbesitz, meine Fabriken und meine Schlösser wegnehmen will — die kann er alle haben und mein Bankdepot als Draufgabe —, sondern weil er die Möglichkeiten des Alleinseins so erbarmungslos verringert. Er zwingt den einzelnen in die Masse hinein: molochisch aufgesperrt dräut der Rachen des Kollektivums. Ich verstehe es nicht, daß die Menschen — die doch der Gedanke, in einem Massengrab, also in zu engem Kontakt mit andern, beerdigt zu werden, schreckt —, daß sie sich so wenig davor graulen, als Lebende in Massen beisammen zu sein, klumpenweis ihre Arbeit oder ihr Vergnügen zu verrichten, auf- und übereinander zu kriechen wie die Krebse im Küchenbottich.

Doch das führt ab von Weg und Ziel dieser Betrachtung. Eigentlich wollte ich sagen, daß der Mensch, obwohl er oft, ich zum Beispiel, wirklich gar nichts dafür kann, erschütternd viel Menschen kennt. Indem Du lebst, setzt sich Bekanntschaft an wie Zahnstein, und die Laden Deines Bewußtseins füllen sich mit Sachen der Nebenmenschen wie die Deines Tisches mit Briefe-Müll. Man sollte jene ausräumen können gleich diesen. Aber das Leben rieselt jeglichen Tag, und auf nein und nein hat es Dich ganz versandet und verschüttet. In tausend Schicksale bist Du durch Neugier, Gefühl, Nötigung hineingeknüpft, tausend Atem wehen Hauch und Sturm in Deine Segel, immer schreckhafter wird

die unentrinnbare Vision von Figuren, Gesichtern, Stimmen, die Deine Szene hintergründig abschließt.

Und da soll man Romane lesen?

Bei dieser Uebervölkerung des Bewußtseins noch Leute hineinlassen, die gar nicht sind oder waren? Dem bis zum Niederbrechen in Anspruch genommenen Interesse für das Leben, seine Figuren und Schicksale, auch noch konstruiertes Leben, erfundene Figuren, zusammengelogene Schicksale aufladen? Wie, bei dieser schrecklichen Antlitze-Inflation, die das Dasein ohnehin mit sich bringt, soll ich noch Antlitze aus der Phantasie-Münze des Romanschreibers in meinen geistigen Umlauf setzen? Zubauen statt abbauen? Ich soll mein Mitgefühl, das schon vor der Stube des Schusters Potzner ohnmächtig versagt, noch durch imaginierte Leiden imaginierter Erdenwandler, die sich ein Herr am Schreibtisch aus dem tintigen Finger gesogen hat, in Bewegung setzen lassen? Ich soll zu den unlösbaren Problemen, die schon der Charakter meines Hausmeisters stellt, mir noch welche einwirtschaften, die eine Laune des Romanschreibers den von ihr geborenen Charakteren hineinpraktiziert hat? Romanleser sein, das heißt: in's grauslich überstopfte lebendige Leben noch papierenes stopfen, auf die zum Platzen geschwollene Welt noch Scheinwelt okulieren, an die Phantasie, für die ein Gott grandseigneuralüppig gedeckt hat, Ersatz—Nahrung aus dem Laden der Fälscher verfuttern. Ich, der ich gar keine Besuche mache, soll mich durch Hütten und Paläste schleifen lassen, in Töpfe, Betten, Hirne gucken und zusehen, wie's dort brodelt, wo doch schon der Brodem meines eignen kleinen Lebens mich betäubt, mir kosmischer Nebel scheint, unendlich, undurchdringlich? Ich, der ich nicht genug Tränen habe, meinen eignen Toten — von meinen eignen Lebenden ganz zu schweigen — zu zahlen, soll an Gräbern schluchzen, die eine Feder aus Papier herausgeschaufelt hat und in denen gar keiner drinliegt? Wie kann man nur Romane lesen? Das heißt Wasser ins Meer tragen, Sand in die Wüste, Tradition ins Burgtheater, Bewohner in Potzners Wohnung, Wind nach Wien, Esprit nach Prag, Eulen in verfallene Schlösser, Griechen nach Athen, Langeweile in literarische Zeitschriften, Gänsebrust nach Pommern, Genies zu Schwannecke.

Ganz abgesehen davon, wie zeitraubend Romane sind, wie voll mit lästiger Beschreibung, mit Nebenbei und Rundherum und Zwischendurch, mit Meublement, Landschaft, Kleidern, Geräten, Frisuren, Augen-, Mienenspiel, Witterungserscheinungen, Formalitäten, wie ausgewickelt sie sind, wie breit und zäh, kurz: wie episch.

Was ich hingegen gern lese, sind Grammatiken. Jeder Sprache. Grammatiken haben so was wundervoll Kühles, Hartes, Dauerhaftes. Sie verhalten sich zur Literatur wie Skelett zu Weichteilen. Sie entrücken das Gemüt in die reine Sphäre der be-

freiten, ihren Sinn ganz und gar in sich selbst tragenden Form. „Quoique nous ne nous en souvinssions pas“ . . . . „Quoique vous ne vous en souvinssiez pas“ . . . so was kühlt wie Sprit. Hier, in der Grammatik, liegt, auseinandergenommen, das Elementargerüst aller denkbaren Denkgebäude bloß, mit Nuten, Klammern, Traversen, Stiften. Alles kann draus werden. Es gibt kein moderneres Buch als eine Grammatik, sie ist ganz Expression, voll Geheimnis und doch durchsichtig wie die Luft eines Frühjahrsmorgens. Sie riecht nach Erde, alles Zufühlende, alles Zusagende, steckt in ihr. Und wie das Leben selbst, hat sie Gesetze, die man niemals auslernt, ist immer neu, zumindest, wenn man, wie ich, sie nicht studiert, sondern nur liest. Bin ich hinten, bei der Veränderlichkeit des participium passivum der rückbezüglichen Zeitwörter angekommen, habe ich das Kapitel vom Konjunktiv in Relativsätzen längst vergessen. Ich kann jedes Kapitel immer wieder lesen, bin immer wieder überrascht von den Neuigkeiten, die es mir mitzuteilen hat.

Versuchen Sie das mit dem „Zauberberg“!

PETER SCHER

HANS TAPSENS VERKLÄRUNG

Die wenigen Menschen verließen die Stätte seines Grabs
und dachten: Wir er gehießen, das war er: ein Hans Taps.
Er möge nun selig ruhen, es rede ihm keiner nach,
man könnte wohl höchstens sagen, er wirkte ein bißchen schwach;
doch sind ja auch wir nicht alle in unsern Taten gleich groß —
wir denken deiner mit Lächeln, Hans Taprich Tatenlos.

Im Jenseits ward der Verblichne von den Gestrengen verhört:
„Zähl auf deine leuchtenden Taten!“ Da sprach der Taps verstört:
„Ihr Ewigen, laßt mich bekunden vor euerm hohen Gericht:
Ich habe nichts erfunden, ich dichtete nie ein Gedicht,
nie fühlte sich meine Seele vom stürmischen Drange erweckt,
ich habe auch, o mein Vater, nie eine Richtung entdeckt.

Kein Pulver hab' ich erfunden und auch kein Telephon —
ich knie beschämt im Staube und ohne Recht auf Lohn,
ich habe gelebt, nichts weiter...“ So sagte der Taps und schwieg.
Und siehe, von goldener Leiter ein Engel niederstieg,
und horch, eine tönende Stimme sprach liebvoll: Geh' ein —
du sollst mein Bester im Himmel, mein Würdigster sollst du sein!“

Es senkt eine goldene Harfe sich schön in Tapsens Hand,
als er nun still und verwundert dem Herrn ge'nüberstand.
Da hob er seine Augen und sagte von Herzen schlicht:
„Mein Vater, auch Harfe spielen — auch Harfe kann ich nicht!“
Und siehe, da zog der Vater Hans Tapsen in seinen Schoß,
und Harfen und Jazzband rauschten dem seligen Tatenlos.

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, dritte Aprilwoche.

Die Börsenhausse hat ein Ende genommen, und wir sind in eine Zeit der Realisierungen eingetreten. Die Gründe hierfür sind mannigfacher Art. Der Optimismus hinsichtlich der Ueberwindung der Wirtschaftskrise hat allmählich einer pessimistischeren Betrachtungsweise Platz gemacht. Die Reichsbankpolitik läßt die erwartete zweite Diskontermäßigung noch in weiter Ferne erscheinen. Die letzte Herabsetzung des Diskonts auf 7% hat freilich den erhofften Zustrom von Wechselmaterial vorläufig nicht gebracht; offensichtlich wünscht aber die Reichsbank, zunächst die an öffentliche Stellen weitergegebenen Wechsel ins eigene Portefeuille zu nehmen, ehe sie weitere Maßnahmen ergreift. Aus dieser Zurückhaltung heraus erklärt sich wohl auch, daß der unzeitgemäße und rein nominelle Privatdiskontsatz von 5 % noch immer aufrechterhalten wird. Diese Reichsbankpolitik gibt vielleicht mit Recht der Auffassung eine konkrete Unterlage, daß die Reichsbankleitung die gegenwärtige Geldmarktlage für vorübergehend hält und ihr zunächst keine weiteren Konzessionen zu machen gewillt ist. Bezeichnenderweise setzte denn auch die Wendung der Börsentendenz auf dem Pfandbriefmarkte ein, wo die Kurse sich vielfach wohl schon im Hinblick auf eine dritte Diskontermäßigung gebildet hatten. Außerdem dürfte auf diesem Markte auch die Tatsache von Einfluß gewesen sein, daß die ersten 8prozentigen Inlandsanleihen der Industrie zu Preisen begeben wurden, die nicht unbeträchtlich unter den Kursen der 8prozentigen Pfandbriefe lagen. Sie wurden alle rasch überzeichnet, und man wird annehmen dürfen, daß vielfach Pfandbriefe gegen die neuen Werte umgetauscht wurden. Mit diesen Anleihen, die den Schatzanweisungen mehrerer Länder folgten, scheint das Eis gebrochen zu sein, und die Erwartung neuer großer Anleiheemissionen trägt zu der vorsichtigeren Beurteilung der deutschen Geldmarktlage bei. Von besonderer Bedeutung dürfte dabei das neugebildete Preußenkonsortium werden.

Ungünstige Nachrichten kommen auch aus Amerika. Nachdem man in Deutschland das Transferproblem ausführlich erörtert hat, greift diese Erörterung jetzt auch nach Amerika herüber. Die Internationale Handelskammer verbreitet dort einen Bericht über Deutschlands Wirtschaftslage, in dem das Transferproblem in der uns hinlänglich bekannten Weise erörtert wird. Von entscheidender Bedeutung für den gegenwärtigen Augenblick ist jedoch die amerikanische Nutzanwendung der deutschen Theorie. Wenn das Transfer problematisch erscheint,

so besteht die Möglichkeit von neuen Reparationskonflikten, so besteht die Möglichkeit von törichten politischen Eingriffen in das deutsche Wirtschaftsleben. Eines ihrer Objekte könnte die deutsche Auslandsverschuldung werden. Warum sollten nicht Deutschlands Reparationsgläubiger auf den Gedanken kommen, die Transferfähigkeit Deutschlands durch die gewaltsame Suspension seiner Zins- und Tilgungsleistungen für die Kapitaleinfuhr der letzten Jahre wiederherzustellen? So ungefähr ist der Gedankengang des Berichts, der eine abschreckende Wirkung auf das amerikanische Publikum haben muß und offenbar darauf berechnet ist. Unter diesem Gesichtspunkte ist er als eine direkte Schädigung deutscher Interessen zu betrachten. Gerade zur Erfüllung der Reparationen, zur Erneuerung der Kraft der deutschen Wirtschaft brauchen wir Auslandshilfe; sie kann nur aus dem deutschen Export oder aus der ausländischen Kapitaleinfuhr nach Deutschland kommen. Der erste Weg ist mühevoller, der zweite ist natürlicher; denn Auslandskapital ist noch immer im allgemeinen billiger als Inlandskapital, und es ist wünschenswert, daß es solange nach Deutschland einströmt, bis eine Angleichung der in- und ausländischen Zinssätze wirklich erfolgt ist. Der Bericht der Internationalen Handelskammer wird aber stimmungsgemäß den gleichen Erfolg haben, den die Kontrolle der Auslandskredite durch die Beratungsstelle organisatorisch hatte, nämlich dem inländischen Anleihegeber einen Schutz gegen die zinsverbilligende Konkurrenz des Auslandes zu geben. Da das Einströmen von Auslandskapital die Krise hätte abkürzen können, wird er krisenverlängernd, freilich exportfördernd wirken.

Wie schwer es ist, Dummheiten, die man einmal begangen hat, wieder gutzumachen, zeigt jetzt die Lage der englischen Kohlenwirtschaft. Nachdem die erste Bestürzung über den Bericht der Kohlenkommission bei den Interessenten überwunden ist, zeigen sich die Widerstände gegen eine vernünftige Lösung. Die Bergarbeiter halten an ihrem Programm fest; sie fordern Aufrechterhaltung der Zahl der Beschäftigten, Festhalten an der bisherigen Arbeitszeit und am bisherigen Lohnniveau. Die Unternehmer bestehen ebenso hartnäckig auf ihrem Programm des Lohnabbaues und der Arbeitszeitverlängerung. Zwischen beiden Parteien steht ein milder Premierminister, der als einziger sich prinzipiell auf den Boden des Kohlenberichts gestellt hat und nicht recht weiß, wie er sich auf diesem etwas glatten Parkett der ökonomischen Vernunft bewegen soll. Obendrein sind die Bergarbeiter nicht ganz einig. Der radikale Cook erklärt mit naiver Offenherzigkeit, die Arbeiter sollten nur an ihren Forderungen festhalten, dann werde der Regierung nichts anderes übrig bleiben, als die Subventionen weiter zu zahlen; der klügere und gemäßigte Hodges deutet die Möglichkeit eines Kompromisses in

der Arbeitszeitfrage an. Merkwürdig bleibt dabei die geringe Aufmerksamkeit, die man der Entwicklung in Deutschland schenkt. In Deutschland sind viele Zechen stillgelegt worden, Zehntausende von Arbeitern wurden entlassen, aber Leistung und Lohn derer, die weiter Beschäftigung fanden, sind kräftig gestiegen. Diese Krise hat dazu geführt, daß die günstig gelegenen Zechen ihren Absatz haben steigern können und im letzten Jahre keineswegs so schlecht gefahren sind, wie man nach den Kundgebungen des Kohlensyndikats und des Reichskohlenverbandes annehmen müßte. Die beiden größten reinen Bergbauunternehmen des Industriegebietes, die Harpener Bergbau A. G. und die Essener Steinkohlenbergwerke A. G., haben beide ansehnliche Reingewinne erzielt, und die letzteren zahlen sogar eine 6 %ige Dividende.

Während in England der Kampf um die Kohle geführt wird, gehen die Bemühungen um ein internationales Kartell der Eisenindustrie ihren Gang. Der Vertrag über das Schienenkartell liegt jetzt den Regierungen der in Frage kommenden Länder vor, und sein Abschluß dürfte nicht mehr zweifelhaft erscheinen. Ueber die größere Kombination gehen neuerdings wieder Meldungen um, die von Schwierigkeiten wissen wollen, die aus den angelsächsischen Ländern kämen. In Amerika wolle man angesichts der Ungewißheit der Konjunktur und wohl auch angesichts der niedrigen Exportziffern des letzten Jahres keine Bindungen eingehen. Da diese Meldungen von der Schwerindustrie lanciert sind, wird man sie mit Vorsicht aufnehmen müssen. Denn gleichzeitig geht der Kampf um die Exportquoten, der schon seit Monaten tobt, weiter. Selbst von industrieller Seite wird jetzt gelegentlich zugegeben, daß die Hochhaltung der deutschen Inlandseisenpreise zu einem Teil auf die „Notwendigkeit" zurückzuführen sei, große Eisenmengen billig zu exportieren. In der Tat gehen ca. 25—30 % der deutschen schwerindustriellen Produktion zur Zeit ins Ausland. Schon im Vorbereitungsstadium kommt das internationale Eisenkartell den Eisenverbrauchern also teuer zu stehen. Das sollte allmählich auch der Arbeiterschaft zu denken geben; bisher stellt man sich dort gern auf den Standpunkt, daß das internationale Eisenkartell notwendig sei und sozusagen in einem mystischen Entwicklungsprozeß wurzele. Mit diesem Gedankengang sollten sie jedoch einmal die Entwicklung auf dem Arbeitsmarkt vergleichen, die zeigt, daß in der Schwerindustrie keine wesentliche Verschlechterung der Arbeitsmarktlage eingetreten ist, während in der eisenverarbeitenden Industrie wenigstens bis zum 15. März die Arbeitslosenziffer ständig gestiegen ist. Während die Preisübersetzung in der Schwerindustrie diese von der Krise verschont läßt, verschärft sie die Krise in der verarbeitenden Industrie, die etwa sechsmal soviel Arbeiter beschäftigt. Das ist ein bedenkliches Omen für eine Kombination, deren ökonomischer

Wert bisher nicht recht einzusehen ist. Innerhalb der deutschen Eisenwirtschaft selbst scheinen obendrein Spannungen zu bestehen, die sich aus der Bildung des Ruhrtrusts ergeben. Die alte Verbandsbürokratie und die weniger leistungsfähigen Werke sind um ihr Schicksal besorgt und sind infolgedessen ein wenig scheu und zurückhaltend vor dem großen Bruder. Hoffentlich mit Recht; denn eine wirkliche Zerschlagung der zahlreichen Eisenkartelle wäre außerordentlich viel wert, nicht zuletzt darum, weil sie das internationale Kartell für einige Zeit aus der Diskussion verschwinden lassen dürfte, das wesentlich nach dem Muster der deutschen Kartelle erdacht ist und dem gleichen Zwecke dienen soll, der Erhaltung schwacher Unternehmungen, deren Stillegung für die Volkswirtschaft und für die Weltwirtschaft ein Gewinn wäre.

Nur die verunstaltete Steuerreform ist vom Reichstag definitiv beschlossen worden. Damit ist zunächst — wegen der Fusionssteuer-Ermäßigung — das Zustandekommen des deutschen Stahltrusts zur Gewißheit geworden; die Generaldirektoren der Werke haben denn auch in den Generalversammlungen einem bei ihnen ungewöhnlichen Optimismus Ausdruck gegeben. Erfreulich ist die Ankündigung ausführlicherer Berichte über den Geschäftsgang des neuen Unternehmens. Ob dabei etwa an eine laufende Veröffentlichung des Auftragsbestandes, nach Art des größeren amerikanischen Konkurrenten, gedacht ist, ist freilich noch nicht klar. Leider wurde auch über die offene Frage, welche Stellung der neue Trust innerhalb der deutschen Eisenwirtschaft einnehmen wird, nichts gesagt. Die Herabsetzung der Selbstkosten bei den großen Gesellschaften sollte ja, gemäß dem allgemeinen Rationalisierungsprogramm, zum Preisabbau führen, d. h. praktisch zu einer weitgehenden *Zerschlagung der bestehenden Verbandsorganisation* und zur Aufgabe der vollen Ausnutzung des Zollschutzes. Statt dessen wurde auch hier das Lied der *internationalen Planwirtschaft* und des internationalen Eisenkartells gesungen, das den schweigsamen Eisenverbrauchern etwas mehr zu denken geben sollte, als es bisher anscheinend der Fall ist. Kommt die Produktionsverbilligung der Eisenproduzenten nur den Konzernwerken zugute, so besteht die Gefahr, daß die freien Eisenverbraucher in verhältnismäßig kurzer Zeit aufgesogen werden; denn vertikale Konzentration ist ohnehin das selbstverständliche Ziel des Trusts. Es ist also eine sehr zweideutige Frage, ob man dem neuen Trust mit Freude oder mit Mißtrauen und Angst entgegensehen soll. Wenn der Wille zum „service“ seine Lenker beherrschte, so würde man ihn freundlich begrüßen dürfen. Aber wenn sie nicht Dienstleistung, sondern Herrschaft aufs Panier geschrieben haben, muß selbst diese ökonomisch richtige Konzentration übel ausschlagen!

GLOSSEN

RIKOLA

Der Rikola-Verlag in Wien ist fertig. Er ist noch nicht nominell pleite, aber er hat sich selbst so gründlich abgebaut, daß fast nichts mehr von ihm übrigbleibt. Seine Aktien, die seit Gründung des Verlags an der Wiener Börse gehandelt wurden, sind um den Papierwert zu haben, zum Glück wurde seinerzeit schönes weißes dickes Papier verwendet, das erhöht nun den Wert der Anteile um etliche Schillinge.

Wie pompös wurde der Rikola-Verlag begonnen. Ein Altwiener Palais wurde gekauft und ein ehemaliger Verlagsdirektor von Ullstein. Der Völkerbund sollte seine deutschen Publikationen im Rikola-Verlag herausbringen, es gab nicht bloß eine deutsche, sondern auch eine spanische, englische, was weiß ich, eine rumänische Abteilung. Die Erinnerungen Conrads von Hoetzendorff, die Rowohlt besaß, aber nicht herausgeben wollte, nachdem er sie durchgeblättert hatte, wurden dem glücklichen Rowohlt abgekauft, und der Clou des Verlags wurde vorbereitet, die Lebenserinnerungen des Herrn Richard Kola, jenes Wiener Inflationbankiers, der dem Verlag den Namen, das Anfangskapital und seinen ganzen unbeirrbaren Dilettantismus gab. Leider ist in Deutschland wenig Verständnis für unbewußten Humor vorhanden, das außerordentlich komische Buch des Herrn Ri-Kola blieb unbeachtet. Es kam eine Flut von mittelmäßigen, schlechten und besseren Büchern, die meisten rührten von Wiener Journalisten her, die ein Kanälchen von Kolas Inflationsreichtum zu sich herüberleiten wollten. Jede systematische Aufbauarbeit fehlte. Auch ein Verleger muß einen Plan im Kopfe haben, man kann nicht ohne geistigen Charakter schöpferischer Verleger sein. Das Herumnaschen, das Nachmachen der Erfolge anderer ist nicht bloß armselig, es bringt auch keinen Gewinn. Das eigentliche Kapital eines Verlegers ist sein bestimmter Wille. Ich muß wissen, warum und für wen ich Bücher drucke — nur mit dieser Klarheit erzeugt man Achtung und Erfolg. Dann kann man auch auf weite Sicht arbeiten.

Der Bankier Kola hielt sich einen Verlag zum Zeitvertreib und um den Mäzen zu spielen, oder eigentlich nur, um der Welt zu zeigen, was er, der ungrammatikalische Finanzmensch, für ein aesthetisches Wesen sei. Er hatte sogar die Kühnheit, in einer Wiener Zeitung, die ganz auf den Hund gekommen war, Burgtheaterkritiken zu schreiben. So wurden einige Milliarden Kronen verbuttert, der Generaldirektor, der von den „Münchener Neuesten" kam, stand auf dem geistigen Niveau seiner Herkunft, nach ein paar Jahren war der ganze Aufwand schmählich vertan und von dem umfangreichen Rikola-Verlag bleibt auch nicht ein einziges Buch übrig, das nicht sein Schicksal, verramscht zu werden, rechtschaffen verdiente. Das Altwiener Palais wurde verkauft, das Personal entlassen und, wenn der Rikola-Verlag überhaupt noch existiert, so höchstens in einer Nebenkammer des Schlafzimmers des Herrn Kola.

Die Geschichte, so lächerlich wie traurig, ist nicht bloß für Oesterreich charakteristisch, wo immer wieder Versuche gemacht werden, einen „Wiener Verlag" zu begründen, als ob das Oesterreichische eine eigene Sprache

wäre. Das Rikola-Trauerspiel ist auch ein Exempel jenes Verleger-Dilettantismus', der nach dem Kriege auch in Deutschland aufschoß. Dank diesen kläglichen Dilettanten werden in Deutschland mindestens dreimal soviel Bücher gedruckt als erscheinen sollten, die Pest dieser programm- und charakterlosen Verleger reicht hinauf bis . . . na, wir wollen die deutschen Ri-Kolas verschweigen bis zum Tage ihres Nekrologs.

St. Gr.

DIE INDUSTRIE SORGT VOR

Eine Leserin schickt dem „TB." diese Annonce aus einer Wiener Zeitung:

Der Mode entsprechend
habe meine Sorte
„O s e t a"- S t r ü m p f e
länger bauen lassen.
Albert Matzner, Kohlmessergasse 3.

Ehedem baute die Textilindustrie Strümpfe bis übers Knie. Das genügt längst nicht mehr. Die Firma A. M. hat sich dem Bedürfnis folgend zu Höherbauten entschlossen, ihre Strümpfe reichen wer weiß wohin. Hingegen hat sich die Mode-Industrie zum Bau von kürzeren Kleidchen entschlossen. So gleicht sich alles aus auf Erden.

UEBERTRIEBEN

Den Packungen eines Schutzmittels liegt eine Broschüre „Ärztliche Aufklärung" bei, in der sich folgender Satz findet: „Die Geschlechtskrankheiten sind heute so verbreitet, daß — um nur einige Zahlen zu nennen — in Berlin 43 % aller Männer bis zum 50. Lebensjahr an Syphilis und f a s t 200 % an Geschlechtsleiden überhaupt erkranken."

BILANZ DES MÄDCHENHANDELS

Seit ich lesen kann, betreibt der „Verein zur Verhinderung des Mädchenhandels" eine mit fürstlichem Pomp und allem Komfort der Neuzeit ausgestattete Propaganda. Zu den Aufklärungsschriften und Aufklärungsromanen ist neuerdings der Film gekommen, und wer nicht Augen und Ohren direkt verschlossen hat, kann dank dieser Enthüllungstätigkeit von heut auf morgen Mädchenhändler werden.

Das Geschäft ist einfach: man baut eine schloßartige Villa in einem tiefen Park irgendwo an der Peripherie jeder beliebigen Großstadt. Dort läßt man sich unter der schlichten Firma eines Großindustriellen nieder, was niemals auffallen wird, denn wer fragt schon den Schloßbesitzer, wo seine Großindustrie liegt und worin sie besteht.

Man inseriert um eine Gesellschafterin oder ein Tippmädchen — wer je ein solches Inserat aufgegeben hat, weiß, daß am nächsten Tage Hunderte berückender und graziöser, unschuldig-dummer Mädchen sich vor der Tür drängen. Die Hübscheste sucht man aus, macht sie durch ein paar Wochen üppigsten Wohllebens zutraulich und eröffnet ihr eines Tages, man habe eine Auslandsreise zu machen, an der sie teilnehmen muß.

In Biarritz oder Nizza treffen zwei Dutzend solcher Transporte zusammen, zwei Dutzend blonder oder brauner Gesellschafterinnen, Privatsekretärinnen; man sortiert sie, macht Faktura und telegraphiert an seinen Agenten in Buenos Aires „zwölf Säcke Kaffee, zwölf Säcke Weizen unterwegs".

Da keine Behörde in der Regel nach Pässen und dergleichen Dingen fragt, wird das Mädchen am

praktischsten als Ehegattin des betreffenden Agenten ausgegeben. Fällt das einer von ihnen auf, durchschaut sie gar das Spiel und setzt sich zur Wehr — nun, es gibt ja in jedem besseren Hotel und auf den größeren Ueberseedampfern stets ein paar wattierter Folterkammern, in denen der Kaffee- oder Weizensack gefügig gemacht wird. Auf dem Schiff findet ein so hübsches und elegantes Mädchen natürlich keine Gelegenheit, sich irgendeinem Menschen anzuvertrauen, die Einwanderungsbehörden von Brasilien oder Argentinien kennen keinen Verdacht, und eines Tages findet der Transport sich in den Höhlen des Lasters. In der Regel muß noch ein bißchen gefoltert werden, aber dann wird die Ware übernommen, und Preise rollen über den Tisch, neben denen die Spesen des Geschäfts zur Bagatelle werden. Man weiß ja, welche Unsummen auch eine widerwillige und hysterische Prostituierte da drüben verdient. Diese Einnahmen fließen jetzt dem Großhändler zu, sodaß für ihn auch der sensationelle Kaufpreis keine Rolle spielt.

In sein Schloß im Park kann der Agent jetzt nicht zurückkehren, denn vielleicht würde man ihn fragen, wo die hübsche Privatsekretärin geblieben ist. Das Schlößchen läßt man also verfallen und baut sich an der Peripherie einer anderen Großstadt ein anderes Schloß.

Seit ich lesen kann, kenne ich diesen Betrieb, als wenn ich selbst Mädchenhandel gelernt hätte. Aber merkwürdig, daß dieser üppige Kommerz nicht einmal zur Entdeckung geführt hat! Einen Prozeß gegen Mädchenhändler habe ich in dreißig Jahren unablässiger Zeitungslektüre nie gefunden.

Bis heute! Der erste beglaubigte Fall ist vor ein paar Wochen in Buenos Aires zur Kenntnis der Behörden gekommen.

Tatsächlich hat die vierundzwanzigjährige Polin Maria Zimmermann ein achtzehnjähriges polnisches Mädchen aus ihrer Heimat nach Buenos Aires verschleppt, in ein öffentliches Haus, zu dessen Bemannung sie selbst gehörte, eingeführt, und dort wurde das arme Kind mit Drohungen zur Prostitution gezwungen. Da es nur Polnisch sprach, vergingen fast drei Wochen voll Jammer, bis sie das Herz eines polnisch sprechenden Klienten bewegen konnte.

Am andern Tag freilich saß die gesamte Bewohnerschaft jener Lasterhöhle, Monsieur, Madame und Marie Zimmermann, auf dem Kommissariat und wird unter fünfzehn Jahre Zuchthaus pro Kopf kaum davonkommen.

Man kann dem emsigen Verein gegen Mädchenhandel, den Buch- und Filmfabriken, die unsere Phantasie so lebhaft und gewinnbringend durch ihre Propaganda kitzeln, zu diesem Fall gratulieren.

Aber ihrem gutgläubigen Publikum, soweit es von den Millionen, die der Mädchenhandel abwirft, geblendet ist, und die mit der Absicht umgehen, dieser Industrie näherzutreten, müßte der Seifensieder aufgehen.

Eine Geschäftsreise von Buenos Aires nach Warschau und zurück für Fräulein Zimmermann, die Kosten der Reise für ihr Opfer, fünfzehn Jahre Zuchthaus für die ganze Firma — das sind Spesen, die durch drei Wochen lange Prostituierung eines kleines Durchschnittsmädchens doch kaum gedeckt werden. Zumal die Preise auf diesem Gebiet im teueren Südamerika unglaublich niedrig sind. Denn der großen Nachfrage steht ein ungeheueres Angebot freiwilliger Liebesproduzenten gegenüber,

die sich fürs Brot außerordentlich viel mehr Mühe geben, als man von einem verschleppten und gefolterten Mädchen erwarten darf.

So schlecht kalkulieren kann man gar nicht ohne suggestive Beihilfe. Wenn ich mir alles nüchtern und zahlenmäßig überlege, komme ich von dem Gedanken nicht los: Maria Zimmermann und ihre Auftraggeber sind ein Opfer der Propaganda des „Vereins zur Verhinderung des Mädchenhandels" geworden.

Balder Olden

VARIATIONEN ÜBER DEN SONNTAG

Der Sonntag ist ein roter Kalenderzettel.

Der Sonntag ist der Exerziertag der Klavierdilettanten.

Der Sonntag hat nicht absolut etwas mit der Sonne zu schaffen, und mit dem „Tag" stimmt es auch nicht so ganz und gar — denn für mancherlei Leute ist er verlängerte Samstagnacht.

Der Sonntag ist der sich schmückende Dandy unter den sieben Tagen der Woche, aber auch der Poet — neben sechs grauen Kameraden.

Der Sonntag ist für manche Leute ein Anlaß, das Hemd zu wechseln, Kuchen zu backen und Spaziergänge zu unternehmen.

Der Sonntag ist eine peinliche Einrichtung für die Feinde der Massenansammlungen.

Der Sonntag spielt in den Etats der Schneider eine hervorragende Rolle — ohne die Meinung der Menschen, an diesem Tag elegant sein zu müssen, wäre die Zunft längst verhungert.

Der Sonntag ist eine Streitfrage; die einen sagen, mit ihm schließe die Woche, die anderen behaupten, mit ihm fange sie an, für die Juden ist er überhaupt kein Sonntag.

Der Sonntag ist vielleicht das einzige Stück Himmelreich, das den arbeitenden Klassen in Wahrheit zuteil wird.

Der Sonntag ist eine schwere Verlegenheit für die Leute, die sich jeden Tag amüsieren müssen, denn ihnen sind an diesem Tage jene im Wege, die sich nur jede Woche einmal amüsieren können.

Der Sonntag ist der Protektor der Fußballspieler.

Der Sonntag ist oft die einzige Möglichkeit für die Siebenschläfer.

Der Sonntag ist ein Appell an die Frömmigkeit.

Der Sonntag ist ein Anlaß für die Frauen, sich schön zu machen.

Der Sonntag ist eine Gelegenheit für die Eltern, ihre versammelten Kinder auszuzanken — falls es nicht umgekehrt ist.

Der Sonntag ist ein offenbarer Irrtum Gottes, der wähnte, mit ihm die Welt „vollendet" zu haben.

Im übrigen ist der Sonntag ein Tag mit vierundzwanzig Stunden wie die anderen sechs, und sein festlicher Hochmut hat gar kein Recht.

*

Der Werktag ist nicht viel mehr als — die unumgängliche Voraussetzung, um den Sonntag zu erleben.

Hermann Linden

FILM

Die Biene Maja

Dieser Film, von der Kulturabteilung der Ufa in fast dreijährigem Bemühen gefertigt, trägt zwar groß das Reklameschild, daß er nach dem weltbekannten Roman von Waldemar Bonsels gefertigt ward. Aber würde man das Ganze als Verfilmung dieser Tiergeschichte beurteilen, so müßte man sagen, daß er zerflatternd, ermüdend sei und der fortschreitenden filmischen

Bewegung entbehre: Wenn etwa die Biene Maja als Passage immer wieder vor weißer Wand fliegend gezeigt wird, so erblicken wir nichts anderes, als wenn wir sonst eine Biene undeutlich am Fenster schwirren sehen. Und die kindischen Titel gar lenken ab, statt die Konzentration zu beschleunigen.

In den Einzelheiten aber wirkt dieser Film zauberhaft, beglückend und erhellt unser Wissen von der Natur in geradezu aufregender Weise. Wie schon der Film „Das Blumenwunder", enthüllt hier die von menschlicher Hand klug und geduldig regierte photographische Linse mehr von den Geheimnissen der Tier- und Pflanzenwelt, vom Wunder des Werdens, als es bisher unser Auge, selbst mit Hilfe des Mikroskops, und das Seziermesser der Wissenschaft vermochten.

Wir schauen nicht nur Erwachen und Erwachsen der Blumen, nicht nur der Tiere possierliches und grausiges, dem Menschendasein in Gefräßigkeit und Edelmut so erschreckend ähnliches Treiben, sondern durch den Zeitraffer gefördert, zum erstenmal die verborgensten Mysterien: das Auskriechen der Schlangen aus den Eiern, das zuckende Ausschlüpfen einer Libelle aus dem Puppenstand, das Werden eines Schmetterlings vom Ei bis zum ersten Entflattern und die große Schlacht zwischen Bienen und Hornissen.

Sind wir vom Miterleben und Mitansehen vieler Menschenschicksale im Leben und in der Kunst schon so abgebrüht? Denn es scheint, daß uns diese simplen Episoden aus dem uns unbekannten Dasein jener winzigen Mitlebewesen mehr erschüttern als die heroischen und sentimentalen Konflikte von Menschgestalten.

Kurt Pinthus

NEUE TRISTAN-BERNARD-ANEKDOTEN

Zwei große Chirurgen hatten ein Duell.

„Es war eine schlimme Geschichte," erklärte man Tristan Bernard, „sie wollten sich absolut gegenseitig totschießen".

„Diese Ärzte," sagte Tristan mit gut gespieltem Unwillen, „genügen wir ihnen denn nicht mehr?"

* * *

In einem Salon trifft der Komödiendichter eine junge Schauspielerin ganz in Schwarz.

„Woher diese Trauerkleidung?" fragt er seinen Nachbarn. Und dieser: „Wie, Sie wissen es noch nicht?... Sie ist seit zwei Monaten Witwe . . ."

„So, so," sagt Tristan Bernard. „Wer ist denn gestorben?"

* * *

Tristan Bernard hatte ein Auto gekauft. Einige Wochen später stellt er sich bei der Firma, die den Wagen gebaut hat, ein und fragt nach dem technischen Direktor. Dieser erkundigt sich nach den Wünschen Tristans.

„Sie verkünden in den Zeitungen," sagt dieser, „daß Sie ein Automobil in drei Tagen fabriziert haben."

„Das ist ganz richtig, mein Herr, in drei Tagen pro acht Arbeitsstunden. Und da gehen sogar noch einige Stunden ab..."

„Hm, hm," sagt Tristan Bernard. „Aber sehen Sie, was unangenehm ist..., es ist gerade dieser Wagen, den man mir geliefert hat."

* * *

Zur Zeit, als es noch Fiaker in Paris gab, nahm Tristan Bernard einmal eines dieser Fuhrwerke. Kaum hatte er im Wagen Platz genommen, als das Pferd ganz jugendliche Anwandlungen bekam, sich bäumte, hintenausschlug und allerlei tolle Sprünge machte, so

daß der arme Tristan zunächst auf die Knie und schließlich platt auf den Bauch fiel.

Er stieg aus dem Wagen und wandte sich ganz ruhig an den Kutscher, gerade als ob er in einem Zirkus wäre:

„Ist das alles, was er kann?"

* * *

Ein vom Neid geplagter Dramatiker sagte eines Tages: „Wenn Tristan Bernard den Schauspielern seine Stücke vorliest, sind sie nie ganz fertig."

Das kam Tristan zu Ohren, und er bemerkte ganz ruhig: „Wenn X. den Schauspielern seine Stücke vorliest, glaubt er, sie seien fertig."

(Von Leon Treich gesammelt in „L'Esprit de Tristan Bernard" und von Frantz Clément übersetzt).

KOMFORTABLES AMÜSEMENT

Der Sonderdienst der „Deutschen Allgemeinen Zeitung" berichtet aus Peking:

In der Nacht wurde südlich von Peking heftig gekämpft. Der Kanonendonner und das Rattern der Maschinengewehre waren deutlich zu hören. Von den Mauern der Stadt konnte man den Feuerschein der Geschütze sehen. Gestern warfen zwei Flugzeuge Bomben auf die Pekinger Chinesenstadt. Eine explodierte in nächster Nähe von zwei englischen Offizieren, die sich auf dem Wege zur Rennbahn befanden. Dort fand ein militärisches Pferderennen statt, ein Unternehmen, zu dessen Protektoren viele Mitglieder des diplomatischen Korps, der Tarifkonferenz und der Exterritorialitätskonferenz gehören. Die Delegierten schwören auf Peking als den einzigen Platz in der Welt, wo man sich komfortabel amüsieren könne, während ringsum der Krieg tobe.

„DIE WEBER" — 1926

Der Kreisausschuß des Kreises Landeshut in Schlesien berichtet in einer Denkschrift:

„2400 Kinder wurden auf Gesundheit und soziale Verhältnisse der Eltern untersucht.

Gegenüber den Durchschnittszahlen für den Kreis Landeshut blieben *40 bis 70 Prozent der Kinder von Textilarbeitern und Bergarbeitern im Gewicht, in der Länge und im Brustumfang zurück.*

111 Kinder können wegen Mangel an Kleidung *keine Schule besuchen,* 350 haben keine warme Unterkleidung, 562 keinen Mantel.

Von 3594 Schülern aus Textilarbeiter- und Bergarbeiterfamilien kommen 200 ohne Frühstück in die Schule, 119 erhalten zu Hause *kein regelmäßiges warmes Mittagessen,* 142 besitzen nur ein Hemd, 1165 besitzen nur ein Paar Schuhe.

1485 Kinder der Textilarbeiter und Bergarbeiter haben *kein eigenes Bett,* 99 schlafen zusammen mit dem Vater, 283 mit der Mutter, 1069 mit Geschwistern, 14 mit fremden Personen, und 26 Kinder schlafen auf dem Fußboden.

Von den Wohnungen der Textilarbeiter und Bergarbeiter haben *1804 nur einen Raum ohne Küche oder Kammer,* in 258 dieser Wohnungen befinden sich Kranke. In 706 Fällen wird der Raum von mehr als drei Personen, in 608

Fällen von mehr als sechs Personen bewohnt. In 286 Fällen wohnen außer der Familie noch Fremde in dem Raum; in 279 Fällen ist der Raum dunkel; in 236 Fällen feucht.

Der Durchschnittsverdienst eines volljährigen Textilarbeiters beträgt wöchentlich (!) 8,84 bis 11,02 M., der einer volljährigen Textilarbeiterin 6,60 bis 8,31 M. *Wochenverdienste von 3 bis 4 M. sind keine Seltenheit.* Eine große Zahl der Belegschaften der Landeshuter Textilindustrie wohnt in den umliegenden Orten. Um Fahrgeld und Stiefelsohlen zu sparen, bleiben diese armen Menschen nachts in den Betrieben."

DER BERÜHMTE GELEHRTE

In der Soziologischen Gesellschaft in Wien sollte Professor Lamprecht sprechen. Der Vorsitzende der Gesellschaft, Rudolf Goldscheid, hielt es für schicklich, den Gelehrten dem Publikum vorzustellen und eine kurze Einleitung vorauszuschicken. Dabei versprach er sich aber und nannte jenen kurzweg: Professor Ostwald. Große Heiterkeit. Redner wird korrigiert. Aber in der weiteren Rede spricht er doch wieder andauernd immer nur von Ostwald, während er den anwesenden Lamprecht auch nicht leise erwähnt. Das Publikum, stillvergnügt, verzichtet auf weitere Korrekturen und begleitet die Rede mit einem beständigen Kichern. Als aber Goldscheid zum Schluß feierlich ausruft: Und somit lade ich Herrn Professor Ostwald ein, das Podium zu besteigen!, war des Gelächters kein Ende. — Lamprecht aber, der bei lebendigem Leibe totgeschwiegene, eröffnete seinen Vortrag mit den Worten: Ich bin nun aber doch der Professor Lamprecht!

Robert Scheu

WIDER DIE EINSTELLUNG

Stelldichein ist entzückend.

Einstellung ist gräßlich.

Das Stelldichein wird uns von guten Menschen und Gedanken gegeben, die Einstellung müssen wir selber vornehmen. Sie hat sich erst seit einigen Jahren — oder ist es noch gar nicht so lange her? — im deutschen Sprach- und Schrifttum eingestellt, diese gräßliche Einstellung. Zusammen mit Ausschaltung, Kontakt und andern verständigen Bilderworten aus der unleugbar vorhandenen Welt des Mechanischen ist sie aufgetaucht. Während die andern aber nur drankommen wollen, wo sie berufen sind und etwas zu tun haben, drängt sich diese alberne Einstellung überall vor und will es immer gewesen sein. Derart, daß nun schon meine Köchin von dem letzten Film in unserem kleinen Eckkino sagt: „Da hab' ich keine Einstellung zu." Die Exaktheit in Ehren, mit welcher Räder, Zähler, Zeiger, Zähne und andere Maschinenteile eingestellt werden, daß es nur so knackt, — muß es denn auch knacken und knipsen, wenn ihr denkt und fühlt? Ist die Welt eine Schraubenmutter und die Weltanschauung eine Schraube? Läuft unser Geschmack auf Schienen? Kann er nicht ohne Weichensteller abweichen?

Geh' doch einmal ohne Einstellung zum Stelldichein. Dann wird die mit einiger Unsicherheit Erwartete in Umrissen fern auftauchen, wird erst unterwegs und allmählich werden, was du erwartest und was dich doch überrascht, bis sie dir die Hand reicht, bis sie bei dir ist, bis sie sich einstellt — ganz ohne Einstellung.

Franz Hessel

RICHTIGSTELLUNG

Im letzten „Tagebuch der Wirtschaft" war von einem „100prozentigen" Sturz des Tscherwonetz die Rede. Es sollte heißen: *10* Prozent.

Im „TB." Nr. 14 war in dem Aufsatz von Carlotto Grätz „Die Frau, die immer noch lieben will" ein Roman von J. J. Renaud erwähnt. Der Roman heißt „Les Barbonnes", *nicht* „Les Carbonnes".

INHALT DES LETZTEN HEFTES

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin SW 19, Beuthstraße 19. Telephon: Merkur 8790, 8791, 8792. Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin W 35, Genthiner Straße 22. — Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin SW 19, Beuthstraße 19. — Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Wien 156 791. Bankkonto: Commerz- u. Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstraße 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Prikopy 6. — Druck von Gehring & Reimers, G. m. b. H., Berlin SW 68, Ritterstraße 75. — Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Beutstraße 19.

Bezugspreis durch die Post in Deutschland pro Monat 2.— Reichsmark, pro Quartal 6.— Reichsmark; unter Streifband im Inlande und nach Oesterreich monatlich 2.25 Reichsmark, vierteljährlich 6.50 Reichsmark. Für das übrige Ausland nur Streifbandlieferung monatlich 2.50 Reichsmark, vierteljährlich 7.— Reichsmark. Zahlungen in ausländischer Währung werden zum amtlichen Tageskurs der Berliner Börse am Eingangstage gutgeschrieben.

Inseratenpreise: Grundpreis für die ganze Seite 125 Reichsmark. Bei größeren Abschlüssen progressive Wiederholungsrabatte auf den Grundpreis.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion, auch wenn Rückporto beiliegt, keine Verantwortung.

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, vierte Aprilwoche.

Im Paragraphen 43 Absatz 3 des Gesetzes über den Volksentscheid vom 27. Juni 1921 heißt es: „Die Reichsregierung hat unverzüglich den begehrten Gesetzentwurf einzubringen.“ Am 17. März war die Stimmabgabe im Volksbegehren über die Fürstenenteignung beendet. Zwei Tage später stand amtlich fest, daß die Zahl von 4 Millionen Stimmen weit überschritten, das Volksbegehren also sicher zustande gekommen war. Aber noch jetzt ist dem Reichstag das begehrte Gesetz von der Regierung nicht vorgelegt worden. Heißt denn *„unverzüglich“* nicht sofort? Im Sprachgebrauch des Laien sicherlich; aber nicht im Gesetzesdeutsch. Denn für den Juristen klingt im Wörtchen unverzüglich immer die Definition des bürgerlichen Gesetzbuches mit: *„ohne schuldhaftes Zögern“*. Wo für den Laien das starke Wort ertönt, in dem die Vorstellung bemühter Eile liegt, hört der Jurist nur die sanfte Beruhigung: so langsam, wie es ohne rechtsnachteilige Folgen zu machen ist, gemächlich bis zur Grenze der Schuld. Kein Wunder, daß es Mißverständnisse gibt. Einstweilen ist der amtliche Bericht zwar an die Zeitungen, aber noch nicht in gehöriger Reinschrift an den Reichsinnenminister gekommen. Der weiß also amtlich noch gar nichts. (Und auch das ist ein Unterschied, den der Laie nicht begreift: daß man nämlich aus der Zeitung oder sonstwoher etwas ganz genau wissen kann und trotzdem erst noch eine bestimmte Mitteilung braucht, um das zu tun, was man tun muß, wenn man weiß.) Wenn er aber amtlich erfährt — und das kann so lange dauern, wie die Reinschrift üblicherweise im Statistischen Reichsamt ruht und die Boten normalerweise von einem Bureau zum andern gehen —, dann werden die Eingänge wie gewöhnlich im Ministerialbureau liegenbleiben können, die Bearbeitung beim Referenten darf so lange dauern, wie sie es zu tun pflegt, der Rundlauf durch die Ressorts und Behörden muß nicht schneller gehen als sonst, und die Erledigung

an jeder Stelle braucht nur ohne schuldhaftes Zögern zu erfolgen. Freut euch, ihr Fürsten! Auch in einem Jahr noch kann bei guter Arbeitsteilung die Vorlage des begehrten Gesetzes an den Reichstag als unverzüglich gelten.

Der Reichswehrminister Dr. Geßler hatte dem Feme-Ausschuß des Reichstags in einem Schreiben mitgeteilt, daß im Reichswehrministerium keine Akten über die schwarze Reichswehr vorhanden seien. Dazu erklärte, laut Zeitungsberichten, der Abgeordnete Paul Levi: *Er glaube von dem ganzen Brief des Reichswehrministers kein einziges Wort.* Im Ressort des Herrn Geßler hat diese Erklärung, die den Reichswehrminister klipp und klar als Lügner bezeichnete, stärkste Empörung hervorgerufen, und auch Herr Geßler selbst soll sich beleidigt fühlen. Hoffentlich werden daraus keine Konsequenzen gezogen. Denn mehr oder minder beruht die ganze ministerielle Existenz des Herrn Geßler darauf, daß *alle* glauben, was der Abgeordnete Levi als einziger aussprach. Die Republikaner vermuten, daß Herr Geßler die Monarchisten, die er scheinbar begünstigt, bemogele, um seine Generale und Offiziere bei der republikanischen Stange zu halten. Die Monarchisten ihrerseits glauben, daß Herr Geßler eigentlich zu ihnen gehöre, und daß es mit seiner republikanischen Ueberzeugung, die er öfter zur Schau trägt, nicht so weit her sei. Was Herr Geßler auch tue und sage — alle schmunzeln, überzeugt, daß es ganz anders gemeint als gesagt ist. So konnte Herr Geßler sechs Jahre lang Reichswehrminister bleiben. Und seine hoffnungsvolle Karriere wird durch den Nachweis einer einzigen kleinen Lüge gewiß nicht erschüttert werden.

Herr Stresemann hat bei seinen Verhandlungen mit den Russen keineswegs, wie man nach den ersten Veröffentlichungen annehmen konnte, mit den alten Methoden der Geheimdiplomatie operiert, um einen Dolchstoß gegen Locarno zu führen: das Auswärtige Amt hatte die Kabinette von London und Paris rechtzeitig und ehrlich von seinen Plänen in Kenntnis gesetzt. Die Geheimdiplomatie, die man bei der Vorbereitung des Paktes mit Rußland trieb, wandte sich nicht gegen ausländische Partner, sondern lediglich gegen das eigene Volk. Was Chamberlain und Briand wissen durften, nicht der Reichstag, nicht einmal der Auswärtige Ausschuß des Reichstags, geschweige denn die deutsche Presse durften es wissen. Herr Stresemann empfindet die öffentliche Diskussion seiner außenpolitischen Pläne als unliebsame Störung. Unsere Staatsmänner sind so sensibel, daß sie fürchten, aus dem Konzept zu kommen, wenn zwei Dutzend Parlamentarier

und Journalisten an die Türen der Konferenzzimmer klopfen. Ihre außenpolitischen Blütenträume brauchen Ruhe, um reifen zu können. Doch die innerpolitische Geheimdiplomatie, der Absolutismus in der Führung der deutschen Außenpolitik steht nun einmal in Gegensatz zu den Prinzipien der Demokratie, und wenn Herr Stresemann vorgibt, nicht anders zu können, um etwas zu erreichen, so stellt er nur sich selbst ein Armutszeugnis aus. Der Staatsmann von heute muß es eben verstehen, auch die innerpolitische Diskussion zu dirigieren. Er muß die öffentliche Meinung überzeugen. Herr Stresemann begnügt sich damit, sie zu übertölpeln.

Der preußische Justizminister am Zehnhoff, der zuletzt vor einem Jahr gesehen worden ist, als er bei der Reichspräsidentenwahl seine Stimme abgab, ist soeben aus der Verborgenheit wieder aufgetaucht, um den Verhandlungen des Hauptausschusses über den Justizetat beizuwohnen. Kein Wunder, daß nach so langer Pause, nach einem für die Justiz so ereignisreichen Jahr alle mit Spannung darauf warteten, wie der Minister seine Rückkehr ins öffentliche Leben vollziehen werde. Was denkt, was sagt eigentlich der höchste Justizbeamte über die Korruptions-, Reichsbanner- und Fememordprozesse? Er fand nichts zu tadeln, außer daß der Ministerpräsident Braun den Ausschluß der Oeffentlichkeit im letzten Berliner Femeprozeß tadelnswert gefunden hatte. Man muß staunen, wenn man sich die Umstände vergegenwärtigt: Es ist ein Fememordprozeß der schwarzen Reichswehr zu erwarten. Man munkelt, daß die Reichsregierung darauf drücken werde, den Ausschluß der Oeffentlichkeit zu erreichen. Vielleicht im Zusammenhang damit fragt das Gericht bei der Regierung an, ob der Ausschluß der Oeffentlichkeit aus Gründen der Staatssicherheit geboten erscheine. Die Antwort ans Gericht und öffentliche Erklärungen der preußischen Regierung wie des Reichskabinetts lauten: „Nein, im Gegenteil besteht das größte Interesse an voller öffentlicher Klarstellung." Trotzdem, auch entgegen dem Antrag des Staatsanwalts, beschließt das Gericht unter dem Vorsitz des Landgerichtsdirektors Bombe, die Oeffentlichkeit auszuschließen, ja, sogar ein Schweigegebot an die Teilnehmer zu erlassen. Weiß es etwa über die Staatssicherheit besser Bescheid als die zuständigen Stellen? Sicher nicht; und natürlich entsteht nun der Eindruck, daß diese Geheimnistuerei, da sie ja nicht im Staatsinteresse erfolgt, anderen Interessen dient, kurz daß das Gericht sich vor die Hintermänner der Fememörder stellt. Diesen Eindruck hatte auch der preußische Ministerpräsident für möglich gehalten und das auf dem Reichsbannertag in Hamburg ausgesprochen. Jetzt rückt der Justizminister desselben Kabinetts

nicht etwa von Bombe und Kollegen, sondern von seinem Ministerkollegen und Regierungschef Braun ab, und zwar so weit und energisch, daß die Rechtspresse sich bei ihm bedanken kann, ja, daß er daraufhin am anderen Tage eine neue Erklärung abgeben muß, die freilich nur abermals klarmacht, daß ihm Braun eher als Bombe einen Vorwurf zu verdienen scheint. Am erstaunlichsten ist, daß dieses Auftreten des Herrn am Zehnhoff gar kein großes Aufsehen erregt hat. Nimmt man ihn etwa nicht ernst? Dann sollte man doch wenigstens ernst nehmen, was ihm anvertraut ist. Denn schließlich kommt es nicht auf seine, sondern auf die Staatsgesundheit an.

Daß das Verfahren gegen den sozialdemokratischen Staatsanwalt Asmus mit einem Freispruch endete, darf leider nicht zu der frohen Feststellung: „Es gibt noch Richter!" verführen. Zu grotesk war der ganze Prozeß, zu niederträchtig, daß überhaupt die Anklage gegen Asmus erhoben wurde, als daß ein noch so parteiisches Gericht zu einem anderen Urteil hätte gelangen können. Doch eine andere Folgerung muß aus dem Asmus-Prozeß gezogen werden. Hier stand, zum ersten Mal seit langer Zeit, ein Staatsanwalt unter der Anklage, sein Amt aus politischen Gründen parteiisch versehen zu haben. Der Verdacht, der dieser Anklage zugrunde lag, ist gegen ungezählte Staatsanwälte und Richter ausgesprochen worden. Niemals aber bisher wurde jener § 346 des Strafgesetzbuchs angewandt, mit dem Asmus zur Strecke gebracht werden sollte:

> „Ein Beamter, welcher vermöge seines Amtes bei Ausübung der Strafgewalt oder bei Vollstreckung der Strafe mitzuwirken hat, wird mit Zuchthaus bis zu 5 Jahren bestraft, wenn er in der Absicht, jemand der gesetzlichen Strafe rechtswidrig zu entziehen, die Verfolgung einer strafbaren Handlung unterläßt oder eine Handlung begeht, welche geeignet ist, eine Freisprechung oder eine dem Gesetz nicht entsprechende Bestrafung zu bewirken oder die Vollstreckung der ausgesprochenen Strafe nicht betreibt oder eine gelindere als die erkannte Strafe zur Vollstreckung bringt."

Der Asmus-Prozeß hat daran erinnert, daß ein solcher Paragraph im deutschen Strafgesetz existiert. Ein vager Verdacht, sich gegen ihn vergangen zu haben, brachte Asmus auf die Anklagebank. Sind die Richter der Femeprozesse, die Richter des Ludendorff-Hitler-Prozesses, die Richter fast sämtlicher Prozesse der letzten Jahre, in denen gegen rechtsstehende Angeklagte verhandelt wurde, nicht viel verdächtiger? Auf die Anklagebank also mit 90 Prozent der deutschen Richter und Staatsanwälte!

Es ist typisch für die großen Prozesse der letzten Zeit, daß die Angeklagten, meistens Leute von großer Energie und großen Leistungen (ohne Werturteil), *körperlich ausgehöhlte Menschen* sind, die im Verhandlungssaal zusammenbrechen, die Untersuchungshaft im Lazarett verbringen, haft-, verhandlungsunfähig erklärt werden müssen und immer von einer Leibgarde von ärztlichen Sachverständigen umgeben sind. Es liegt natürlich nahe, die „Krankheit" für eine Waffe dieser Listenreichen zu halten. Aber die physiologische Zermürbung der versagenden Herzen ist so eklatant, daß sie selbst von den mißtrauischsten Gerichtsärzten anerkannt werden muß. Es ist Tatsache, daß hier zusammenstürzende Ruinen vor dem Richter stehen. Denn diese Männer, das waren die Schnellen, die Zupackenden, die die Bedeutung der Inflationszeit erfaßten und in die kurze Spanne der großen Konjunktur die Energie und die Arbeitsleistung eines ganzen Lebens hineinpreßten. Sie hatten keinen acht- oder zwölfstündigen Arbeitstag, sondern einen Arbeitstag von ein oder zwei Jahren. Sie hoben auf einmal eine ungeheuere Last, ohne sie erst in bequem tragbare Teilstücke zu zerlegen, ohne erst kraftsparende Hebel, Winden, Zahnräder zu verwenden. Sie haben sich ebenso wie Athleten im wahrsten Sinne des Wortes „überhoben", das Herz ruiniert. Einer dieser Inflationswütigen bestellt einen Herrn für ½3 Uhr zu einer Unterredung. Als dieser erscheint, hört er zu seiner Verblüffung, daß ½3 Uhr nachts gemeint war. Diese ungeheuern Leistungen konnten aus dem Körper nur herausgeholt werden durch die rasende Umdrehungsgeschwindigkeit der Handlungen, die die Körpermaschine über tote und brüchige Punkte hinwegschnellte und durch das Kokain des Erfolges. Der Lebensplan dieser Menschen war: Körper und Geist bis zum Letzten ausnutzen, meinetwegen auch schädigen, aber dann, nachdem das ungeheuere Ergebnis erreicht, in so reibungs- und widerstandslosen Verhältnissen leben, daß diese Schädigung nicht gefährlich werden, ja, kompensiert werden kann. Der zweite Teil dieses Lebens sind luxuriöse Villen, Jachten, Leibärzte, Weltreisen und eine solche Menge von ausführenden Organen, Direktoren, Prokuristen, Rechtsanwälten, daß sie wie Watte jeden Stoß von außen aufsaugen. Im Gerichtssaal wird diese Lebensrechnung zunichte gemacht. Das nackte, überarbeitete, kranke Herz steht vor einer neuen ungeheuren Last. Der schwere Stein, den sie unter Preisgabe ihrer Gesundheit emporgerollt, rollt zurück und legt sich zentnerschwer auf ihr Herz. Alles Morsche meldet sich. Sie brechen zusammen. Wer weiß, ob nicht selbst das Gallensteinleiden eines Stinnes erst dadurch tödlich wurde, weil er sah, daß der Stein zurückzurollen beginnt.

In München hat der Reichskanzler Dr. Luther dieser Tage mit dem Mute zur Banalität, der ihn auszeichnet, wieder einmal verkündet, der Süden, also Bayern, sei das Herz, der Norden der Kopf Deutschlands. Daran, sagte Dr. Luther, ist etwas Wahres. Ja, Wahres ist daran, nämlich, daß Bayern sehr oft ohne Kopf arbeitet. Wie sehr es treues, deutsches Herz ist, das beweist hier im Folgenden ein bayrischer Mitarbeiter, indem er an die historische Ablehnung der Bismarck'schen Reichsgründung in München mit unvergeßlichen Zitaten erinnert und noch überzeugender durch *das bisher nicht bekannt gewordene Protokoll* einer Rede, die *Dr. Held,* heute Ministerpräsident, *im Oktober 1918 für den Auseinanderfall des Reiches,* für einen *bayrischen Sonderfrieden* mit der Entente gehalten hat. In der Diskussion über die neueren Zerstörungsversuche an der Reichseinheit wird diese Rede Dr. Helds hoffentlich von allen Parteien gebührend gewürdigt werden.

Kein Schlagwort hat in der innerdeutschen Geschichte der letzten Jahre solche Verheerungen angerichtet wie jenes vom „Föderalismus". Auf seine mißbräuchliche Auslegung und Anwendung gehen letzten Endes alle Krisen zurück, die das Reich in seinem Verhältnis zu Bayern so schwer erschüttert und die deutsche Einheit so schwer bedroht haben. Gedeckt von diesem Schlagwort hat Bayern immer mehr und mehr vom Reiche sich entfernt, hat Herr v. Kahr seinen Verfassungsbruch und Hitler seinen Attentatsversuch gegen das Reich unternommen.

Dabei soll gar nicht bestritten sein, daß theoretisch auch der Föderalismus staatserhaltend und reichseinigend wirken könnte. Aber Voraussetzung wäre bei seinen Anhängern ein hochentwickeltes, gefestigtes Nationalbewußtsein. Dann ist es wohl möglich, daß der Föderalismus nur ein besonderer Ausdruck der Hinneigung zum Volks- und Staatsganzen ist. Wo diese Voraussetzung fehlt, wo der Föderalismus Ausdruck innerer Oppositionsstimmung ist, wird er zentrifugal und nicht zentripetal bestimmt sein und unweigerlich zum Partikularismus werden, der sich dann leicht in offenen Separatismus wandelt.

Diese negativen Vorzeichen trägt aber der bayerische Föderalismus. Er ist nicht entstanden etwa nur als eine besondere Einstellung zur verfassungsrechtlichen Ordnung des Reiches, sondern *er ist entstanden unmittelbar aus der Feindschaft gegen das Reich* selbst heraus. Er ist nur der in eine abschwächende Formel gebrachte Kampf, den Bayern, nicht im Rahmen des übrigen Deutschland gegen die fremden Mächte, sondern im Bunde mit diesen Mächten *gegen Deutschland* jahrhundertelang um seine Geltung als europäische Macht führte. Er ist so nicht eine Emanation des deutschen Gedankens, wie seine Anhänger so gerne

glauben machen möchten, sondern nur eine widerwillig und gezwungenermaßen gegebene Konzession an diesen Gedanken, nicht der formale Ausdruck inneren Bekenntnisses zum Reiche und seiner Einheit, sondern des Protestes gegen dieses Reich und diese Einheit.

Der bayerische Föderalismus ist daher in seinem Ursprung, seinem Wesen und seiner Auswirkung nach in erster Linie Partikularismus und dann erst Föderalismus.

Das wird nun allerdings von seinen Vertretern bestritten. Nach ihnen ist der Föderalismus nur der Ausdruck eines historisch und kulturell besonders tief fundierten Reichsbekenntnisses; nur der Ausdruck einer Reichstreue, die dem deutschen Wesen gemäßer als der „sozialistische Unitarismus" ist. Und um zu erhärten, daß es sich wirklich nur um eine Verschiedenheit in der Beurteilung der Form und nicht um eine Abkehr vom Wesen des Reiches handelt, wird die Bismarcksche Reichsverfassung als das Idealbild eines verfassungsrechtlichen Föderalismus gepriesen und gegen die „unitaristische" Verfassung von Weimar ausgespielt.

Gegenüber dieser politischen und historischen Irreführung sind einige geschichtliche Feststellungen notwendig.

Die *Geburtsstunde des Bismarckschen Reiches* wurde in München nicht anders denn als *Sterbestunde der bayerischen Großmachtpläne betrachtet.* Während in Versailles das neue Reich aus der Taufe gehoben wurde, legte in München der Hof Trauer an. Und als es sich darum handelte, die Versailler Verträge, die das Reich begründeten, in der bayerischen Abgeordnetenkammer zu sanktionieren, stellte es sich heraus, daß keine Mehrheit für solchen „Verrat" vorhanden war. Zweimal mußte die Abstimmung vertagt werden, bis es endlich dem guten Zureden der ins Unvermeidliche sich fügenden Minister gelang, die erforderliche Mehrheit aufzutreiben. Und wenn wir heute die Reden nachlesen, die damals von den Vertretern der Bayerischen Patriotenpartei, der eigentlichen autochthonen Bayerischen Partei, der Vorläuferin der heutigen Bayerischen Volkspartei, gehalten wurden, so muß man zweimal zurückblättern, um sich zu vergewissern, daß man nicht etwa einen Bericht über Verabschiedung des Frankfurter Friedensvertrages durch die französische Nationalversammlung erwischt hat.

So verglich der Abgeordnete *Greil* der Bayerischen Patriotenpartei die Befürworter der Versailler Verträge mit *„Vatermördern"*, die ihrer Stellung in Sippe, Stamm und Volk verlustig gehen und nannte sie „Verfluchte im Heiligtum", die mit dem Kainszeichen gebrandmarkt hinausgeworfen würden aus der Welt.

Sein Fraktionskollege *Pfahle* erhob folgenden Wehruf:

„Ich bitte und beschwöre Sie, helfen Sie, daß Bayern jetzt keine preußische Provinz werde. Auf dem Rütli standen nur vier Männer und die taten einen Schwur, daß der Landvogt niemals das Land

bedrücken sollte. So wollen auch wir, und wären wir nur vier, den Herzensgedanken, den Sinn des bayerischen Volkes mit Nachdruck vertreten. Der rastlose Zerstörer des Reiches kann nie und nimmer der Begründer des Reiches sein. Sie erwarten den Frieden bei einem Volke, dem das Herz aus dem Leibe gerissen wird, dem seine heiligsten Rechte und Freiheiten genommen werden. Ich wenigstens will handeln nach dem Programm, nach Prinzipientreue; ich will diesem Vertrag nie und nimmer meine Zustimmung geben."

Noch dramatischer wurde der Führer der Bayerischen Patriotenpartei, der Abg. *Jörg*, der der bayerischen Souveränität folgende pathetische Grabrede hielt:

„Ich habe die traurige Aufgabe der letzte Redner unseres Hauses zu sein, welcher vollberechtigt nach Maßgabe der bayerischen Verfassung sein Wort erhebt. Denn wir begraben dann einen großen Toten, zu dem wir selber gehören, und meine armen Worte werden sich in eine *Leichenrede* verwandelt haben. Die bayerische Landesvertretung wird hinabsteigen in eine Gruft, und eine bayerische Provinzialvertretung wird an ihre Stelle treten. Ich betrachte die Annahme der Verträge von unserer Seite für die *bayerische Kapitulation von Sedan*. Wir können nicht, was Sie von uns verlangen! Berufen Sie sich an das Volk, es möge andere Hände schicken; die unsrigen beben zurück; sie werden das Grab nicht graben, wie man es von uns verlangt. Stimmen Sie gegen das Gesetz! Ich bitte Sie darum!"

Das war die „Begeisterung", mit der Regierung und Volksvertretung in Bayern den nachher so laut gepriesenen „wahren und echten Föderalismus" des Bismarckschen Reiches begrüßten!

Die auch für Bayern so vorteilhafte wirtschaftspolitische Entwicklung des neuen Reiches und die starke Stellung der in der Person des Kaisers als des obersten Kriegsherrn verankerten Reichsgewalt unterbanden in den nächsten Jahrzehnten jede weitergehende Aktion des bayerischen Partikularismus. Bayern fügte sich in den Rahmen des Reiches, aber es ging nicht in ihm auf. Innerlich bestand der alte Gegensatz gegen das Reich in alter Lebendigkeit weiter und fand seinen Ausdruck beim Volke in den rohen Formen des „Preußenhasses", bei König und Hof in oft dramatischen Ausbrüchen stärkster Frondegesinnung. Noch der letzte König betrachtete die Hissung der schwarz-weiß-roten Reichsfahne in München als eine persönliche Provokation. „Mein Volk ehrt mich in meinen Farben", erklärte er — und sah im Reiche nichts anderes als ein vergrößertes Preußen, gegen das er selbst noch im Jahre 1866 ins Feld gezogen war.

Die verhältnismäßige Stabilität in den Beziehungen Bayerns zum Bismarckschen Reiche änderte sich sofort, als das Unglück des verlorenen Krieges sich über dieses Reich zusammenzog.

Es wurde in den Wirren der damaligen Zeit nicht allzuweit bekannt, und die nachfolgende Entwicklung überstürzte sich zu

sehr, um nochmals darauf zurückzukommen, was damals *im Oktober 1918* alles in Bayern an Absichten gehegt und an Plänen beraten wurde. Heute darf es nicht um eines politischen Zweckes, sondern um der historischen Klarheit willen festgestellt werden: Damals war der bayerische Partikularismus nahe daran, zum *Separatismus* zu werden, und — wir wollen nicht sagen: sein Wortführer, aber sein verständnisvoller Begleiter auf diesem Wege war niemand anderer als der heutige Ministerpräsident Dr. *Held.*

Es war am 18. Oktober 1918, als angesichts der wachsenden separatistischen Propaganda die liberale Fraktion der bayerischen Abgeordnetenkammer folgenden Antrag einbrachte:

„Die Kammer wolle erklären:

Angesichts der schweren Zeiten, die dem deutschen Volke bevorstehen, legt die bayerische Volksvertretung Wert darauf, Zeugnis abzulegen für die unerschütterliche Einheit des deutschen Volkes und seine feste Entschlossenheit, alles Schwere gemeinsam zu tragen. Die weitverbreitete Erbitterung über manche Erscheinungen des öffentlichen Lebens und der feste Wille, den Einfluß Bayerns innerhalb des Reichsganzen gebührend zur Geltung zu bringen, ändert nichts an dem Treueverhältnis, das unlösbar alle deutschen Stämme umschlingt.

Alle Gerüchte über Bestrebungen, die angeblich in Bayern darauf hinausgehen, die Reichseinheit zu lockern oder ganz aufzuheben, verweist die bayerische Volksvertretung in das Gebiet grundloser landesverräterischer Erfindungen. Wie das bayerische Volk fest auf den Schutz des Deutschen Reiches vertraut, so kann das Reich in Not und Gefahr zuverlässig auf Bayern und alle seine Stämme rechnen."

Für diesen Antrag wurde auch als besonders wertvoll die Unterschrift des bayerischen Zentrums erbeten. *Das Zentrum verweigerte die Unterschrift,* und zwar mit folgender Begründung, die sein Vorsitzender *Held* am Schlusse der Sitzung vom 29. Oktober 1918 den Führern der liberalen Fraktion auseinandersetzte:

„Die liberale Fraktion müsse ihren Antrag, daß die Kammer eine Erklärung über das Verhältnis Bayerns zum Reiche abgeben solle, zurückziehen. *Man könne sich nicht an das Reich binden in dem Augenblick, wo man mit der Möglichkeit rechnen müsse, daß das Reich auseinanderfalle.* Wir würden keinen Waffenstillstand bekommen, d. h. man würde so unmögliche Bedingungen stellen, daß weitergekämpft werden müsse. Dann würden, da Oesterreich einen Sonderfrieden abschließen würde, der die österreichischen Bahnen den Gegnern zur Verfügung stelle, vielleicht binnen acht Tage Italiener an der bayerischen Grenze stehen; die Westfront würde von Süden her aufgerollt werden. Schon erwägen maßgebende Persönlichkeiten, ob die Regierung in München bleiben könne. Wir würden vor die Frage gestellt werden, *ob Bayern einen Sonderfrieden schließen* solle, *wir würden dann fraglos bessere Bedingungen erhalten.* Für den Friedensschluß plane man auf Seiten der Entente die Bildung eines Pufferstaates von Basel bis nach Belgien, bestehend aus Elsaß, der Pfalz,

den linksrheinischen Teilen von Hessen und der Rheinprovinz, Luxemburg usw. Dazu werde man die zeitweilige Verfügung über die Ruhrkohlenbergwerke fordern. Oberschlesien mit den Bergwerksdistrikten würde an Polen kommen, ebenso Posen und ein Gebiet von Danzig. Preußen würde also im wesentlichen auf seinen Stand von 1814 zurückgeführt werden.

Bayern dürfe sein Schicksal nicht an das Preußens knüpfen. Es würde sich die Frage ergeben, ob sich nicht die *süddeutschen Staaten mit Oesterreich zusammenschließen* sollten. Wirtschaftliche Gründe würden dann allerdings bald zu einer Annäherung zwischen diesem süddeutsch-österreichischen Bund und Preußen führen. Aber zunächst müsse man sich fragen, ob man es verantworten könne, *Bayern in das Geschick Preußens mit hineinziehen* zu lassen."

Der Eindruck dieser Erklärung des Zentrumsführers auf die liberalen Abgeordneten war so *niederschmetternd,* daß man sofort in einer Sitzung der liberalen Fraktion beschloß, den Wortlaut der Heldschen Darlegungen protokollarisch festzuhalten. Die hier zitierten Ausführungen sind die wörtliche Wiedergabe dieses Protokolls.

Das war also die Haltung, die der maßgebende politische Führer des bayerischen Volkes, der auch heute wieder sein Ministerpräsident ist, gegenüber dem Reiche einnahm, als es in schwerster Not mit dem übermächtigen Feinde rang. Föderalismus oder doch etwas anderes?

Es kam nicht soweit; nicht zum wenigsten deswegen nicht, weil das Unglück zu schnell hereinbrach und keine Zeit mehr ließ für Extratouren. Bayern blieb dem Reiche, dem neuen Reiche der Republik erhalten. Aber mit herüber nahm es die gleiche Gesinnung innerer Ablehnung, mit der es schon das alte Reich bei seinem Entstehen aufgenommen und bis zu seinem Ende bekämpft hat.

Bereits am 1. Dezember 1918 gab Dr. *Heim,* der Gründer der Bayerischen Volkspartei, dieser Partei und der ganzen bayerischen Politik mit der Forderung, daß *„sich Bayern unbedingt mit der Hoffnung auf spätere Wiedervereinigung vom Reiche trennen müsse",* ein nicht mehr partikularistisches, sondern *offen separatistisches Programm.* Zu seiner Durchführung fehlte allerdings Bayern, das mehr als alle anderen deutschen Länder von den Wirren der Revolution durchschüttelt war, die Kraft und als es — nur mit Hilfe des Reiches — seine Ordnung wieder fand, war die Gelegenheit vorüber. So schwächte man das Programm des Separatismus ab zum Programm des Partikularismus. Statt des offenen äußerlichen Bruches wählte man das System des steten inneren Sichversagens, des ständigen Protestes, der organisierten politischen und parlamentarischen Fronde.

Dieser Partikularismus beherrscht die bayerische Politik seit 1920. Seine parteipolitische Organisation hat er in der Bayerischen

Volkspartei, seine programmatische Formulierung im Bamberger Programm, seine politischen Exponenten in Heim und Kahr und seinen sinnenfälligsten Ausdruck in der Revolte vom Herbst 1923 gefunden. Er ist heute noch so lebendig, wie er all die Jahre über war, auch wenn er in seiner Methodik vorsichtiger und zurückhaltender geworden ist.

STEFAN GROSSMANN (WIEN) BESTECHUNGSPROZESS

Dieser graue, große Schwurgerichtssaal in der Alserstraße gehört zu den beliebtesten Unterhaltungsstätten der Wiener. Man sitzt im Auditorium, wie man im alten Burgtheater saß, um zu sehen und ein bißchen gesehen zu werden, um zu hören, womöglich fieberhaft, und ein bißchen zu schwatzen, um einem Vorsitzenden gebührende „Heiterkeit" oder das gewisse, leise Murren des Protestes zu verschaffen. Der Fall, der nun schon eine Woche verhandelt wurde, war für Wiener Gerichtstheaterverhältnisse mit ersten Kräften besetzt. Der Vorsitzende, Ober-Landgerichtsrat *Dörr,* übrigens ein Jugendfreund von Josef Kainz, ist ein Richter mit Daumier'schen Zügen. Ein sehr fettes, auf allen Seiten gepolstertes Gesicht mit sehr lebendigen Aeuglein, die aus den Fleischmassen lustig herausspringen, ein sehr höflicher, ein sehr sanfter Verhandlungsleiter, der mit der Milde des Tons sehr energische Willenskundgebungen zu verbinden weiß. Seine Höflichkeit hat etwas Lauerndes, seine Milde ist nicht ohne Tücken und die kleine, fettgepolsterte Hand kann sich zu einer festen Faust zusammenballen . . . Unter den vier Verteidigern gehört das schärfste Profil dem Doktor *Walter Rode,* das ist ein feuriger Anwalt, der allmählich bei einem verzweiflungsvollen Justiz-Nihilismus angelangt ist. Das Lotteriespiel der Strafjustiz hat ihn zum Hasardeur gemacht, er kann nicht mehr kleine Einsätze riskieren, er vermag nicht planvoll-zurückhaltend zu verteidigen, er ist kein Defenseur, sondern ein Offenseur, er stürzt auf die Richter, er setzt seine ganze Energie aufs Spiel, er haut fanatisch und erbittert um sich, er glaubt nicht einen Augenblick an die feierliche Würde des Gerichts, er will den Angeklagten dem Feinde wild entreißen auf die Gefahr hin, selbst ergriffen und hinausgeworfen zu werden, wie es in diesem Fall noch vor der Verteidigungsrede Rodes geschah. Solche Löwen der Verteidigung gibt es in Deutschland nicht mehr, hat es sie je gegeben? In Frankreich sind diese Exaltados der Verteidigung noch zu finden und in Wien rennen sie sich die Köpfe an alten Mauern blutig.

Sind die Angeklagten erste Besetzung? Der eine, der Inseratenagent Artur *Fuchs,* ist höchstens dritten Ranges. Ein kleiner, dicker Geschäftemacher, ebenso unbedeutend wie unan-

ständig, im Gerichtssaal mehr Statist als Hauptdarsteller, auf freiem Fuß mehr Nehmer als Sprecher oder Denker. Neben ihm, durch Justizsoldaten getrennt, der Chefredakteur Alexander *Weiß*, der Leiter des Wiener *„Abend“*, der bis zum Ausbruch des Prozesses das gelesenste Blatt der Wiener Straße gewesen ist. Ein breitschultriger, wohlgenährter, uneleganter Mensch, ungarischer Herkunft, keineswegs dekadent, im Gegenteil: Eine sehr robuste Erscheinung, stiernackig, fettschenklig, bäuchig. Auch die Untersuchungshaft hat in diesem feisten Gesicht keine Spuren hinterlassen. Einmal im Laufe des Verhörs, nach einem Renkontre mit den Vorsitzenden, der ihn zur Ruhe zwang, glaubte man im Gerichtssaal einen kleinen Knall zu vernehmen, eine Ladung Luft, die in einem Moment erzwungener Stille im Gerichtssaal verpuffte. Man würde es dem Angeklagten Weiß zutrauen, daß er dem Gericht mit diesem Gasangriff erwiderte.

*

Der „Abend“, nach der Revolution entstanden, war ursprünglich ein kommunistisches Blatt. Die offiziellen Zeitungen der Kommunistischen Partei sind überall unlesbar — ihre Halbwissenschaftlichkeit, ihr Uebermaß an täglicher Gesinnungszufuhr macht sie volksfremd — deshalb gedeihen in allen Großstädten die Zeitungen, die am Rande, neben dem Kommunismus, wachsen. Herr Weiß, der Leiter des „Abend“, ging allabendlich auf die Kapitalistenjagd. Er enthüllte nicht den Kapitalismus, sondern einzelne Kapitalisten, und da in Wien der Sinn fürs Sachliche immer hinter dem Gefühl fürs Persönliche zurückgeblieben ist, war der Zulauf groß. Die Redakteure bezogen fürstliche Gehälter. Herr Weiß selbst mußte sich vom Staatsanwalt sagen lassen, daß von seinem Redakteur-Einkommen fünfzig Arbeiter in Wien ihr Dasein getrost bestreiten könnten. Die Antikorruption war, wie überall, eine Zeitlang ein einträgliches Geschäft. Es wird übrigens von allen Fachgenossen anerkannt, daß Weiß als Journalist, als Finder aufregender Themen, als Bearbeiter und Durchdringer volkswirtschaftlicher Probleme der Inflationszeit ein ungewöhnliches Talent gewesen. Die Stadt zitterte vor dem „Abend“. Das Blatt lenkte rechtzeitig vom Kommunismus ab, seine Redakteure wurden eingeschriebene Sozialdemokraten, die Partei, froh, den stärksten Einpeitscher der Kommunisten gewonnen zu haben, sah der allabendlichen Jagd auf Kapitalisten mit leisem Behagen zu. An Wahltagen kassierte sie den Ertrag dieser Sozialdemagogie still lächelnd ein.

*

In der Gerichtsverhandlung wurde der moralische Mantel des Korruptionszerstörers Weiß schnell zerrissen. Er selbst gab zu, die Informationen, die er gegen die Börsenspekulanten empfangen, selbst zu Börsenmanövern verwendet zu haben. Der kleine,

schäbige Inseratenagent, der neben Weiß auf der Anklagebank saß, verwaltete ein Bankdepot des Antikorruptionisten. Es wurde durch eine Anzahl Zeugenaussagen festgestellt, daß der Chefredakteur des „Abend" eine Reihe von Bankdirektoren der Inflationszeit nicht bloß in seiner Zeitung angegriffen habe, sondern daß sein Angriff bis in die Brusttasche der Verhaßten ging, er hat ihnen jedenfalls Millionen von Bestechungsgelder zu entlocken gewußt, und seine Technik der Belagerung war ganz einfach: Er bereitete die Angriffe im „Abend" vor, verständigte dann den Mitangeklagten Fuchs von dem Inhalt, und nun wußte Fuchs zu intervenieren. Sicher ist Weiß dabei von seinem Helfer beschummelt und um einen Teil der erjagten Bestechungsgelder geprellt worden. Die Jagdkumpane lebten deshalb in Unfrieden und der Zusammenbruch kam, als Fuchs, der Einkassierer, unzufrieden und bange um die Zukunftsbeute, denn Weiß wollte sich schon von ihm lossagen, die Sünden des „Abend"-Helden auf offenem Markt erzählte. Journalisten in Horthys Diensten griffen diesen Marktklatsch auf. Weiß und Fuchs wurden verhaftet, und als sie sich, in der Verhandlung, wieder verbündeten, da war es zur Eintracht schon zu spät.

*

Der Hauptzeuge gegen den „Abend" war Herr *Castiglioni.* Zur Verhandlung war er nicht erschienen. Aber er ließ ein Gedächtnisprotokoll verlesen, das unmittelbar nach seiner Plünderung angefertigt worden war. Solcher Gedächtnisprotokolle Castiglionis gibt es, wie in der Verhandlung festgestellt wurde, eine ganze Menge, und man täte Herrn Weiß Unrecht, wenn man ihn als den einzigen Journalisten bezeichnete, der an Castiglionis Inflationsgewinnen mitessen wollte. Um die Summe, die Fuchs für Weiß erhielt, wurde im Hause Castiglionis lange gefeilscht, und als durch die Entwertung der Krone die vereinbarten Beträge ebenfalls entwertet waren, da verlangte das geschädigte Brüderpaar Aufwertung, und gerade dieses Valorisierungsverlangen erregte die besondere Wut des Geplünderten. Er zahlte knirschend, aber er legte sich im stillen für den Tag der Rache ein Gedächtnisprotokoll an. Zur Hauptverhandlung hat Castiglioni doch wieder die Lust und den Mut des Rächers verloren. Seine Bestechungsbeamten sagten sogar halb entlastend aus, bis auf einen alten Hofrat, einen wenig elastischen Bureaukraten, der sich nicht so rasch wieder umstellen konnte. Auch andere, von Weiß Geplünderte, fuhren ins Ausland, um der Zeugnispflicht zu entgehen. Plötzlich war fast keiner geschädigt, die Bestecher schämten sich und liefen davon — oder fürchteten sie die Pfeile, die der grimme Abendheld noch im Köcher barg? Dafür wurde ihnen der Lohn zuteil, daß die Angriffe des Weiß und seiner Verteidiger sich in der Verhandlung ausschließlich auf Castiglioni konzentrierten. Einer der An-

wälte zog sogar einen Brief Camillo Castiglionis aus der Brusttasche, worin der Triestiner Kriegsgewinnler sich selber fragt, ob er nicht an *moral insanity* leide. Dieser Brief ist 1917 geschrieben, Castiglioni erzeugte damals Flugzeuge, welche die deutsche Heeresleitung zurückwies, hingegen nahm die österreichische sie an, und viele junge Piloten haben keine Zeit mehr gehabt, sich von der Minderwertigkeit der Flugzeuge zu überzeugen, mit denen sie aufgestiegen und niedergestürzt sind . . . Beiläufig: Diese Flugzeugtragödie, die viele Menschenleben kostete, wäre wichtiger und aufhellungsbedürftiger als der ganze Abendfall. „Mein Bruder, der Psychiater Dr. Castiglioni" heißt es weiter in diesem Bekenntnisbrief, „sagte mir schon vor Jahren, ich stünde über die (!) Grenzen von gut und böse" . . . Aber konnten diese Enthüllungen das Urteil über Alexander Weiß milder stimmen? Soll Erpressung, sagen wir an unsympathischen Charakteren, statthaft sein? Ist Bestechung erträglicher, weil auch der Bestecher unreine Hände hatte?

Ein einziges Moment sprach mildernd zugunsten des Angeklagten. Nicht die kranke Frau, mit der sentimental operiert wurde, in solchen Fällen tauchen immer kranke Kinder oder Frauen auf. Aber es ergab sich unzweifelhaft aus den Verhören, daß Weiß im Begriffe stand, sich aus den Verstrickungen der Korruption zu lösen. Sein Helfer Fuchs hat ihn wahrscheinlich deshalb dem Gerichte ausgeliefert, weil Weiß den Vertrag mit ihm, mindestens den Geheimvertrag, lösen wollte. Weißens Verbrechen war in der Inflation an einem Inflationär begangen. Man hat dem Macher des „Abend" aus der Zeit von 1922 bis 1926 keine Schuld, keinen Versuch einer Schuld nachweisen können, ja auch nur nachzuweisen versucht. Was Castiglioni in jenem Bekenntnisbrief schrieb: „Ich arbeite hartnäckig und eisern an meiner Besserung und ich weiß, wie weit ich schon mit ihr bin," das konnte Weiß mit viel höherem Rechte von sich selbst sagen. Sein Blatt hatte sich von einem aggressiven Vulgärkommunismus zu einem weniger turbulenten, nützlichen Kampforgan durchentwickelt, mit seiner Zeitung stand er in einem Läuterungsprozeß, die Castiglionis waren schon verschwunden und mit ihm die Fäulnisatmosphäre der Inflationszeit. Doch dies ist ja die Tragik aller Gerichtsfälle, die meisten Angeklagten sind ja nur mehr die Erben, nicht mehr die Gläubigen und Fortsetzer ihrer Taten.

Ich möchte die erste Periode, die Gründerzeit der meisten Zeitungen, die heute, hoch in Ehren, ihrem züchtigen Gewerbe mit sittlicher Würde nachgehen, nicht untersuchen. Auf vielen Grundsteinen müssen Spuren eines Alexander Weiß zu finden sein. Wäre jene Denunziation des Komplicen nicht erfolgt, wer weiß, ob Alexander Weiß nicht eines Tages noch zum Vorstand der Wiener Zeitungsschreiber aufgestiegen wäre? Er war auf dem Wege.

IX.



DER MALER MAX OPPENHEIMER
(MOPP)

Besäßen die Südslawen ein Gegenstück zu dem berühmten Lexikon der politischen Wetterfahnen, an dem sich die Franzosen vor hundert und etlichen Jahren ergötzten, so stände auf seinen Seiten der Name *Stjepan Raditsch* an erster Stelle.

Welche überhaupt mögliche Wandlung hätte der eben ausgebootete Unterrichtsminister des Königreichs der Serben, Kroaten und Slowenen nicht schon sprunghaft vollzogen! Um die Jahrhundertwende gehörte er zu jenem Teil der kroatischen Jugend, der sich, unter dem Einfluß Masaryks des Gesicht vorwärtskehrend, für den südslawischen Einheitsgedanken: Slowenen, Kroaten, Serben und Bulgaren *ein* Volk! schwärmerisch erhitzte; später zäumte er den dürren Klepper des kroatischen Staatsrechts auf und sah in Slowenen, Kroaten, Serben und Bulgaren nicht mehr vier Stämme ein und desselben Volkes, sondern vier verschiedene Völker. Bis zur Annexionskrise galt er als entschiedenster Serbenfreund, der 1903 sogar dem neu gekrönten Karadjordjewitsch als dem künftigen Herrscher des geeinten Südslawentums zujubelte; 1911 bezeichnete er sich selbst im Agramer Landtag als „überzeugten und unversöhnlichen Gegner der serbischen Politik". Zwischen 1914 und 1918 rühmte er sich, daß er in den entscheidenden Juli- und Augusttagen das meiste zur Entfachung der Kriegsbegeisterung bei den Kroaten beigetragen habe; nach 1918 wurde er glühender Pazifist und wetterte gegen das stehende Heer, um nach seinem Damaskus im Jahre 1925 wieder die Armee als Friedensbürgschaft zu preisen. Während des Weltkrieges sang er, das Urbild des „kaisertreuen Kroaten", wie man ihn von vergilbten Lithographien her kennt, den Habsburgern freudige Hymnen; im neuen Südslawenstaat schwang er heftig die Fahne des republikanischen Gedankens, um sie im März 1925 seelenruhig in die Tasche zu stecken und der Dynastie Karadjordjewitsch das Knie zu beugen. Als er in der Opposition tobte, leerte er jeden Tag über das Haupt des alten Nikola Paschitsch einen Schmutzkübel voll Beschimpfungen und zieh ihn der Anstiftung des Attentats von Sarajewo und anderer Verbrechen; als er in die Regierung einrückte, feierte er den eben noch Geschmähten als größten Staatsmann aller Zeiten und wünschte ihm eine Lebensdauer von hundert Jahren. Da er 1923 bei Nacht und Nebel aus Südslawien entwich, war ihm die britische Freiheit und Demokratie der Gipfel der Vollendung, solange er am Herde Englands seine Knie wärmte; der in London Enttäuschte schrie sofort die russische Räteverfassung und Diktatur als Vorbild aus, als er in Moskau umschmeichelt und umworben wurde. Kurz, es gibt wenige Fragen der allgemeinen oder besonderen, der prinzipiellen oder persönlichen Politik, zu denen sich Raditsch nicht heute so, morgen so und übermorgen wieder anders vernehmen ließe. Er ist kein Mensch mit seinem Wider-

spruch, sondern der Mensch gewordene Widerspruch, und das Unberechenbare ist der einzige Teil seines Wesens, den man vorausberechnen kann.

Aber: nicht einem Gedanken, sondern einer Tatsache ist der ewige politische Verkleidungskünstler während seiner ganzen öffentlichen Wirksamkeit treu geblieben, dem kroatischen Bauern. Als der junge Stjepan, der am 11. Juni 1871 in Trebarjevo unter einem bäuerlichen Dach zur Welt kam, ins politische Leben hineinwuchs, war das kroatische Landvolk eine rudis indigestaque moles. Das Jahr 1848 hatte ihm zur Not das Joch der Leibeigenschaft vom Nacken gewälzt, aber in dem Lande des feudalen Großgrundbesitzes spielte es weder sozial noch politisch eine Rolle. Nicht einmal als Stimmvieh kam es in Frage, da ein auf die Herren zugeschnittenes Wahlsystem knapp einem Fünfzigstel der Bevölkerung Kroatiens des Stimmrecht gab. So rührte all das, was kroatische Politik hieß, nicht entfernt an die Masse des Volks, die im besten Fall als Zuschauer hinterm Zaun stand. Erst unser Jahrhundert gebar den Gedanken, die von allen Parteien sträflich vernachlässigte Bauernschaft politisch zu erfassen. Am 22. Dezember 1904 erging ein Aufruf zur Gründung der Kroatischen Bauernpartei; unterschrieben war er von dem Gymnasiallehrer Ante Raditsch und seinem Bruder Stjepan. Da jener früh starb, schwang sich dieser bald zum unbestrittenen Führer der Bewegung auf.

Allerdings eignete ihr von Anfang an nicht jener klare, realistische Zug, wie er heute die Bauernparteien in Serbien, Bulgarien, Rumänien, Polen und der Tschechoslowakei auszeichnet; Raditschs Propaganda war immer wirrköpfig und romantisch verbrämt und appellierte weit mehr an die triebhaft dumpfe Abneigung des Dörflers gegen die „kaputaschi", die „Stadtfräck", als daß er aus der besonderen Klassenlage des Bauern seine besonderen Klasseninteressen zu entwickeln gesucht hätte. Ihr seid die Schaffer und nährt das Land, in der Stadt sitzen die Schmarotzer und verzehren! war der unveränderliche Ton, der aus allen Darlegungen des mit der Holzaxt Politisierenden herausklang. Dabei war er nicht einmal original. Wie er später die Versteifung aufs kroatische Staatsrecht von Startschewitsch und den Wunderglauben an die Einmischung Europas in die Angelegenheiten Kroatiens von Kvaternik übernahm, wie sein Pazifismus als ideologischer Reflex der „grünen Kaders", der sich seit 1916 massenhaft in die slawonischen Wälder schlagenden Refraktäre der k. und k. Armee erscheint, wie auch die alte Verkündigung vom Beruf des Slawentums, die Menschheit durch Liebe zu erlösen, in seiner Lehre wiederkehrt und wie er endlich für seine Sabotierung der Skupschtina in der serbischen Parlamentsgeschichte die Vorbilder finden konnte, so ahmte seine Agitationsmethode Adam Bogosawljewitsch nach, der einige zwanzig Jahre früher auf dieselbe simple Weise den serbischen Bauern angepackt

und aufgerüttelt hatte; das Wasser, das so in Serbien aus dem Felsen geschlagen wurde, schwoll nachmals zu dem breiten Strom der radikalen Partei an. Aber nur wer Raditsch einmal zu Bauern sprechen hörte, versteht seine ganze Macht über einfache Köpfe. Eine durchaus volkstümliche Beredsamkeit entfaltet er, ohne blendende Rhetorik, ohne aufgedonnerte Pathetik, die Begriffe statt Phrasen verwendet, unschwer faßbare Alltäglichkeiten gut abrundet, Vergleiche hinter dem Pflug herholt, Anekdoten einstreut und keinen leerlaufenden Satz mitschleppt. „Ein Hof und ein Heer in einem kleinen Bauernland wie dem unseren", sagt etwa Raditsch ganz freundlich und mit leicht unterstreichenden Handbewegungen, „ist so, als wollte man einem Bauern einen Elefanten schenken, der ihm alles wegfrißt. Was macht der Bauer mit einem Elefanten? Eine Kuh, das ist's, was er braucht!" Solche Sprache leuchtet ein, und der Beifall schwillt.

Mußte Raditsch unter dem Zensuswahlrecht vor dem Kriege im Agramer Landtag mit bald acht, bald neun, bald nur drei Abgeordneten ein kümmerliches Leben fristen, so ging im jungen Südslawenstaat im Zeichen des allgemeinen und gleichen Wahlrechts seine Saat üppig auf: die Konstituantewahlen von 1920 brachten ihm 230 000 Stimmen und fünfzig Mandate, die Skupschtinawahlen von 1923 474 000 Stimmen und siebzig Parlamentssitze, die von 1925 532 000 Stimmen und siebenundsechszig Abgeordnete; jeder fünfte Wähler im Lande warf für ihn seine Gummikugel in die Urne, denn nicht nur die kroatischen Bauern auch in Bosnien, Dalmatien und der Wojwodina drängten ihm nach, sondern wer immer aus der großen Reservearmee der Unzufriedenen in den ehemals österreichisch-ungarischen Gebietsteilen den Belgrader Zentralismus für allerhand Mißstände verantwortlich machte, lief, so er nicht durch Glaube und Abstammung zu den slowenischen Christlich-sozialen oder den bosnischen Moslems stieß, hinter Raditsch her. Aber daß den Kern seiner Gefolgschaft die eben erst aus dem politischen Schlaf geschreckten, blind auf ihren Führer eingeschworenen kroatischen Bauern bildeten, schuf die Möglichkeit für seine hin- und herflatternde Politik der Einbildungen, Widersprüche und Purzelbäume. Sie nahmen es hin, daß er die Rechtsgültigkeit des Staates, der Verfassung und der Kammer leugnete und zum Zeichen des Protestes samt seinen Myrmidonen durch Jahr und Tag der Skupschtina fernblieb; sie waren gleichermaßen einverstanden, als er sich auf den beliebten Boden der bestehenden Tatsachen stellte, den Schwur auf die Konstitution leistete, ins Parlament zog und durch das Abkommen mit den Radikalen in die Regierung gelangte; sie werden sich jetzt abermals schweigend fügen, da er aus dem Kabinett hinausgedrängt ward und von neuem das Kriegsbeil gegen Paschitsch ausgräbt. Was verschlägt es, daß seinen Umfall im März 1925 einige seiner Anhänger nicht mitmachen

wollten, und was liegt daran, daß jetzt ein paar Minister und Abgeordnete der Kroatischen Bauernpartei an dem Bündnis mit Paschitsch festzuhalten trachten!

Der eine ansehnliche Macht sammelte und ungenutzt wie Sand durch die Fingern rieseln ließ und dessen Gaben sich darin erschöpfen, durch Plötzlichkeiten zu stören, zu verwirren und das Räderwerk in Unordnung zu bringen, wäre in jeder anderen Partei längst entmündigt worden. Daß die kroatischen Bauern, politisch naiv und ungeschult, wie sie sind, mit Raditsch durch dick und dünn gehen, ist denn nicht nur seiner Partei, sondern auch seine eigene Tragik. Da er weder Zügel noch Schranke kennenlernte, da ein Schwarm Höflinge ihm stets nach dem Munde redete, da die Massen auch noch seinen tollsten Ungereimtheiten zujauchzten, gab er jeder Regung seines turbulenten Temperaments nach. Auch an verantwortlicher Stelle ließ er seinem wilhelminisch krankhaften Redebedürfnis freien Lauf, verdonnerte Ministerkollegen vor aller Oeffentlichkeit in Grund und Boden, beschimpfte Gott und die Welt und gebärdete sich mit einer Hemmungslosigkeit, wie sie gerade in dieser Form in den Lehrbüchern der Pathologie verzeichnet steht. Immer deutlicher wird Raditsch aus einem politischen Phänomen zu einem rein klinischen Fall.

ARNOLD HAHN

DER GEIST GRUNWALD

Der Ingenieur Grunwald war in der Internationale der Spiritisten eine hochgeschätzte Persönlichkeit. In Berlin war der Sitz seines spiritophysikalischen Laboratoriums. Aber er wurde auch nach Kopenhagen, nach Stockholm berufen. Geley, der große französische Spiritogelehrte — sonderbar, er ist vor kurzem aus dem Luftreich, bei einem Flug nach Polen, zu Tode gestürzt —, Geley bestellte bei Grunwald die berühmte Geisterwage für sein metapsychologisches Institut in Paris. Am Balkan, in England, in Amerika nannten die Spiritisten den Namen Grunwald.

Grunwald kam von der Elektrizität zum Spiritismus. Wenn ich nicht irre, war er früher Beamter der AEG. Er hatte den Ehrgeiz, der Ingenieur der Geisterwelt zu werden, der Galilei oder Helmholtz der vierten Dimension. Die Elektrizität ist ja auch so eine Art unsehbaren Geistes, so schnell, daß sie fast allgegenwärtig ist, sie klopft, sie bewegt schwere Gegenstände, sie läßt fluoreszieren und leuchten. Hat man die Unsichtbare nicht in Drähten eingefangen? Mißt man sie nicht? Hat man ihre Lebensweise nicht in klaren, mathematischen Formeln erkannt und beschrieben? Es muß gelingen, auch die Geister in die Fallen der Physik und Mathematik zu locken! Das sind die modernen Beschwörungsformeln!

Aber wie? Ist ein Geist nicht das Gewichtslose, das Unmaterielle an sich? Wie will man diesem von aller Mechanik befreiten Wesen mit der Mechanik beikommen? Ist das nicht — Geisteslästerung? Nein, sagte Grunwald, die Geister machen sich ja mit der Mechanik gemein, sie heben Tische, sie werfen Blumen, sie lassen seltsame Substanzen

aufleuchten, verstehen Sie? Aufleuchten! Sie sprechen und werfen dabei die Luft in Schallwellen auf. Wenn sie also auf Materie wirken, dann muß dieses Wirken meßbar sein und sie selbst damit auch.

Und Grunwald konstruierte die subtilsten Geistermeßapparate. Der arme Teufel steckte seine letzten Groschen in die Galvanometer, die Schalttafeln, die Elektroskope, elektrischen Widerstände, Ebonitplatten, Luftpumpen, Thermoelemente. Er konstruierte die elektrische Geisterwage, auf der das Gewicht der Geister festgestellt werden sollte. Er hatte besondere Verdunkelungsvorrichtungen und konnte, dank einer besonders genialen Schaltung, das Licht so blitzschnell aufblinken lassen, daß man hoffen konnte, die Geister zu überraschen. Er hatte ganz neuartige photographische Apparate, die die Geister ohne ihr Wissen auf die Platte bannen sollten.

Die verschiedensten Medien haben die Geister zu diesen Apparaten gelockt. Grunwald behauptete, daß sich tatsächlich Geister auf der Platte der Wage niedergelassen, ja darauf getanzt haben, und daß das Galvanometer bei jedem Tanzschritt den entsprechenden Gewichtsausschlag angegeben habe.

Grunwald hauste einsam in seiner Wohnung in Westend. In einem Zimmer wohnte er mit seiner spiritistischen Bibliothek und mit seinen aufgestapelten, minutiös, klein und eng geschriebenen Versuchsprotokollen; in den drei anderen Räumen drängten sich die Apparate. Das Ganze war ständig mit einer Schicht Staub bedeckt, denn Grunwald besorgte sich alles selbst. Vielleicht glaubte er auch, daß die Geister eine Vorliebe für verstaubte, einsame Räume und Rumpelkammern haben. Nach jedem Versuch verbrachte er Tage und Wochen mit schweren mathematischen Berechnungen.

So fanden es seine Freunde gar nicht seltsam, wenn sie oft lange nichts von ihm hörten. Aber vor einem halben Jahre etwa blieb Grunwald doch zu lange verschollen. Man ging zu seiner Wohnung. Sie war verschlossen und blieb stumm. Man erbrach die Türe. Staub und ein beklemmend süßlicher Geruch schlug entgegen. Graue Schichten auf Allem. Unordnung, als ob jemand so recht in den Zimmern „gehaust" hätte. Man kommt in den langen Mittelraum. Die Schritte hallen. Der Geruch wird unerträglich. Da — mitten unter den Geistermeßapparaten, im Krampf zusammengerollt, mit allen Merkmalen der Verwesung —, Grunwald. Vor seinem Mund blutiger Schaum wie gesponnenes Rubinglas. Er war wohl schon seit Wochen tot.

Was war geschehen? Hatte ihn, den Einsamen, mitten unter Protokollen, Apparaten, plötzlich Krankheit ergriffen, war er umgesunken und hilflos verhungert?

Oder war die Bösartigkeit, die Hinterlist und Mordlust alter Spukgeschichten auch bei Grunwalds Geistern hervorgebrochen, hatte sie seine mechanische plumpe Neugier empört oder war er vielleicht schon gefährlich, nahe daran, sie zu entlarven, in den Käfig der Mathematik zu sperren — waren sie mit grünlichen Augen über ihn hergefallen, haben sie zu Hunderten und Tausenden ihre dünnen Körpergeistgewichte von einigen Gramm zum Zentner auf seiner Brust summiert, ihn erwürgt, daß der rote Schaum von seinem Munde quoll?

Wenn es jetzt noch jemand gäbe, der mit Grunwalds Apparaten und Protokollen Bescheid weiß, er könnte nicht bloß diesen Tod, son-

dern auch die ganze Geisterwelt durchleuchten. Denn jetzt gibt es endlich einen Geist, der gerne Rede und Antwort steht, der mit allen Fasern an diesen Apparaten hängt — Grunwald selbst. Er würde präzis und mathematisch genau antworten — vorausgesetzt, daß es eben einen „Geist Grunwald" gibt.

RODA RODA

JUBELFEIER DER DEUTSCHEN REVOLUTION

Das WTB. drahtet uns aus Berlin:

Nachdem Mussolini Platz genommen hatte, hielt Reichskanzler Fürst Bülow folgende Ansprache an ihn:

Eccellenza! Mit Unrecht sagt Ihr völkischer Dichter: „Lasciate ogni speranza, voi ch'entrate' — denn heute ruhen Alldeutschlands Augen hoffnungsfreudig auf Ihnen. Eccellenza! Sie sind uns kein Fremder. Mit Wohlwollen hat das deutsche Volk von Ihrem Auftauchen an Ihren Werdegang verfolgt, wahrlich einen *neuen Kurs.* Jede Ihrer Leistungen lebt in der Vorstellung, haftet im treuen Gedächtnis Ihrer Bewunderer. Sie haben den Namen Ihres Volkes beliebt und gefürchtet gemacht nach außen, die Heiligkeit der Rasse verkündet im Innern. Sie haben angenehme Beziehungen angeknüpft zur Schwesternation jenseits der Tyrrhenischen See: *Blut ist dicker als Wasser.* Im Lande aber machten Sie ein Ende mit den *vaterlandslosen Gesellen,* hießen sie *den Staub der Heimat von den Füßen schütteln.* Denn *die janze Richtung paßte Ihnen nicht.* Wir sahen, wie Sie mit herrlich großer Gebärde — *sic volo, sic jubeo* — den Drachen des Bolschewismus niederzwangen: *Völker Europas, wahret Eure heiligsten Güter!* Sie haben im Sacro egoismo das Recht auf Ihr mare nostro verkündet — in der Erkenntnis, *o Aegir, Herr der Fluten,* daß *unsere Zukunft auf dem Wasser liegt.* Unermeßlich die Anzahl der Grundsteine, die Sie gelegt, der Reden, die Sie dabei gehalten — photographiert, Eccellenza, immer wieder von allen Seiten photographiert. Sie haben Telegramme über Telegramme ausgesendet, haben Denkmäler bestellt und eingeweiht, Orden gestiftet, Reit- und Jagduniformen entworfen und getragen, haben Doktordiplome erlangt, Kunsturteile gefällt, sind geritten und unermüdlich Auto gefahren.

Eccellenza! Ein Mann, der Politik, Kunst, Wissenschaft in einem Atem treibt — ein Mann, der alles gut, ja besser versteht, und, was ich als Neuerung besonders betone: sogar geigen kann — ein solcher Mann, Eccellenza, ist es, nach dem sich di tanti palpiti — nach soviel Leiden — die überwiegende Mehrheit des deutschen Volkes sehnt. Eccellenza, wir versammelten Volksvertreter bieten Ihnen durch meinen Mund feierlich und alleruntertänigst die Kaiserkrone an.

FRANTZ CLEMENT (PARIS)

DIE TAGEBÜCHER VON JULES RENARD

Die Veröffentlichung des ersten Bandes der Aufzeichnungen von Jules Renard ist der bedeutsamste Beitrag zur neueren französischen Literatur- und Geistesgeschichte, den dieses Jahr brachte. Die Tagebücher der Goncourt, die Renard bei seinem „Journal" vorschwebten, erfahren durch diese auf drei, bei Bernonard erscheinenden Bände veranschlagte Notizensammlung eine wertvolle und notwendige Korrektur; der erste Band geht von 1887 bis 1895, gibt also den Spiegel ab für die Blütezeit des Symbolismus und Impressionismus. Der geistreiche Akademiker Abbé Brémond übertreibt nicht, wenn er behauptet, seit dem Briefwechsel Flauberts sei für die Erkenntnis des dichterischen Schaffens nichts Wichtigeres veröffentlicht worden als diese Tagebücher.

Was das Gesamtwerk von Jules Renard anbetrifft, so haben wir in den letzten Jahren häufig, allzuhäufig — aber manchmal auch mit Recht — die Impressionisten schmähen hören. Er war in einigen seiner besten Sachen nur Impressionist, und es fällt uns doch nicht ein, zu behaupten, er sei unmodern. Um Gotteswillen, es kommt ja nur darauf an, im Tautropfen die Sonne zu sehen, und wer das kann, ist ein Künstler. So ist das Phänomen Jules Renard einer der vielen Beweise dafür, daß in der Beurteilung der Dichtung die Schulbegriffe und Zeitbegriffe immer versagen, daß es letzten Endes nur auf die Resonanz der Persönlichkeit und auf die typenbildende Kraft ankommt. Die Resonanz bei Renard ist so stark, daß seine Strichelkunst uns nicht einmal ermüdet. Und wenn Poil de Carotte, des Ecornifleur und Ragotte keine ewigen Typen sind, so möchte ich gerne wissen, wo man solche herholen soll.

Dieser heimliche Lyriker und strenge Realist, dessen Humor so oft an die besten englischen Vorbilder erinnert, hat kein einziges „großes" Werk geschaffen. Er bevorzugte das kleine Format. Aber die Enge des Formats schloß noch nie die Unvergänglichkeit aus. Das französische XVIII. Jahrhundert lebt am intensivsten in den Kleinigkeiten Voltaires und Diderots und am schwächlichsten in den anspruchsvollen vielbändigen Werken. „Ein La Bruyère in modernem Stil, das müßte man sein", sagt Renard an einer Stelle seiner Tagebücher. Er wußte damals vielleicht selbst nicht, wie richtig er gesprochen.

Das „Journal inédit" weist alle seine literarischen Qualitäten auf, die Knappheit, die Präzision im Augenmaß für Menschen und Dinge, den etwas müden Humor, auf dessen Grund viel schmerzliche Enttäuschung liegt. Wie weit entfernt ist er von der „écriture artiste" der Goncourts; diese Aufzeichnungen sind so schön, weil sie so gut wie nicht „geschrieben" sind. Sie sind ein Niederschlag bunter und leerer Tage, und wenn sie viele herbe Worte

über die Menschen, die Renard über den Weg liefen, enthalten, so erfährt man gleichzeitig, wie wenig er sich selbst schonte.

Auch hier wird der Unterschied zwischen ihm und den Goncourts offenbar. Welche Unaufrichtigkeit bei den beiden Brüdern, die geschickte Regisseure ihres Ruhmes waren und über die Verleihung der Ehrenlegion Freudentränen vergießen. Und welche schmerzliche Offenheit über die Grenzen seines Talents bei einem Mann, der aus Paris geflohen war und auf dem Lande lebte, weil er die Verrenkungen des Snobismus mit Ekel ansah. Er bleibt wohl immer homme de lettres, vor allem hingegeben an seine literarischen Leiden, aber er ist homme de lettres wie Flaubert, homme de lettres im unermüdlichen Ringen um die Reinheit der Form.

Die Goncourts sind boshaft, aber wohlerzogen, Aristokraten, aber keine Edelleute. Renard ist oft böse und aggressiv, oft ungerecht und verbittert, aber nie boshaft. Es war angenehm, die Goncourts zu Freunden zu haben, wenn sie einem auch heimlich in ihrem Journal den „coup de pièd de l'ane" versetzten. Renard war ein schwieriger Charakter, ein sogenannter Wilder, aber wenn er bis zum guten Kern eines Menschen vorgedrungen war, ließ er nicht von ihm ab und blieb ihm treu.

Wir bringen in bunter Reihe Aphorismen und Beobachtungen aus diesem ersten Band, um unseren Leser einen Vorgeschmack der literarischen und psychologischen Raritäten zu geben, die hier gehäuft sind.

JULES RENARD

AUS DEN TAGEBÜCHERN

Mit einer Frau kann die Freundschaft nur der Mondschein der Liebe sein.

*

Man mag sich anlegen, wie man will, bis zu einem bestimmten Alter, und ich weiß nicht, bis zu welchem, empfindet man kein Vergnügen, sich mit einer Frau zu unterhalten, die nicht eine Geliebte sein könnte.

*

Ein Mann schreibt einen Liebesbrief an eine Frau, die ihm nicht antwortet. Er sucht nach den Gründen ihres Schweigens. Er findet schließlich dies: „Ich hätte eine Briefmarke in den Umschlag legen sollen."

*

Es gibt Kritiker, die nur von den Büchern sprechen, die man schreiben wird.

*

Alle Kosten der Unterhaltung bestreiten ist noch immer das beste Mittel, um nicht zu merken, daß die anderen Dummköpfe sind.

*

Die Ironie ist vor allem ein Spiel des Geistes. Der Humor ist eher ein Spiel des Herzens, ein Spiel der Empfindsamkeit.

Es gibt Augenblicke, wo man allen jungen Mädchen, denen man begegnet, auf den Tod gram ist, daß sie uns nicht ihr Herz und zwanzigtausend Franken Renten zuwerfen.

*

Ein Freund gleicht einem Kleid; man muß es verlassen, ehe es abgenützt ist. Sonst wird es uns verlassen.

*

Man placiert seine Lobsprüche, wie man Geld placiert, damit sie uns mit Zinsen zurückgezahlt werden.

*

Wie viele Menschen wollten Selbstmord begehen und haben sich damit begnügt, ihre Photographie zu zerreißen.

*

Man wirft den „Dekadenten" ihre Dunkelheit vor. Das ist eine üble Kritik. Was ist in einem Vers denn zu verstehen? Absolut nichts. Verse sind keine lateinische Version. Ich habe Lamartine recht gern, aber die Musik seines Verses genügt mir. Man gewinnt nicht viel, wenn man unter die Worte sieht. Man würde wahrhaftig recht wenig finden. Aber es heißt zuviel verlangen, wenn man von einer Musik begehrt, daß sie einen Sinn, daß sie viel Sinn habe. Lamartine und die „Dekadenten" begegnen sich in diesem Punkt. Sie haben nur die Form im Auge. Die „Dekadenten" machen ein wenig mehr drum und dran, das ist alles.

*

Wenn Sie Gutes von mir denken, so müssen Sie mir es so schnell als möglich sagen, denn Sie wissen, das wird vorübergehen.

*

O, diese erschütternde Empfindung, die man hat, wenn man ein Wort berührt: als ob man eine Feuerwaffe anfassen würde.

*

(Ueber einen Schriftsteller seiner Art).

Die große Leichtigkeit, die er hatte, um sich die Ideen und die Gefühle seiner Lieblingsschriftsteller anzueignen, lähmte seine Originalität. Er vermochte nicht, auf derselben Stelle auszuharren. Jedes Buch schien ihm irgend einen ausgezeichneten Spruch zu enthalten, irgend eine gute Theorie, die er sofort annahm. Daher kam eine Zersplitterung in seinen Geist, eine Vielheit der Geschmäcke, die, immer ihre Befriedigung fanden, aber auch ein Ausweichen des zu erreichenden Ziels, verlorene Schritte, unnütze literarische Reisen, ein erdrückender Eklektizismus, der ihn in der Mittelmäßigkeit festhielt und aus seiner Seele wahrhaftig eine photographierte Seele machte, eine literarische Seele, eine Parasitin der anderen Seelen, und unfähig durch sich selbst zu leben.

*

Am Tag des Erscheinens eines Buches spazieren gehen, den Haufen von Bänden schief ansehen, als ob der Gehilfe ein verächtliches Auge auf dich richten würde, den Buchhändler, der dein Buch nicht ins Schaufenster gelegt hat, als einen Todfeind betrachten und der es doch, ganz einfach, noch nicht erhalten hat, dahingehen wie einer, dem man die Haut abgezogen. Und die Bücher liegen wie Seifenstücke. Ich hörte den Gehilfen bei Flammarion rufen: „Ein Poil, zwei Poil, drei Poil! (Für Poil de Carotte).

Ueber Barrès. — Aber nein! Barrès hält sich entschieden zu sehr zurück. Er wird eines Tages krank werden. Seine verhaltene Aufrichtigkeit wird seine Haut bersten. Er wird an zurückgetretener Ueberzeugung sterben, an Zivilisation ersticken wie andere an Luftmangel. Kurze Empfindungen, die von knappen Sätzen wiedergegeben werden. Ist es neu, was er sagt? Er vergoldet den Schnitt der klassischen Handbücher. Wenn man gesagt hat: „Es ist nichts da!", ein einziges Mal das gesagt hat, ist das nicht genügend? da bleibt nur der Schein, der schöne und variierte Schein, der ein Universum bildet, das wohl genügend wirklich ist für unser kleines Leben bis zu unserem kleinen und nahen Tod. Barrès, mein Freund, knöpfen Sie sich auf: Sie riechen nach Stickluft. Man erstickt bei Ihnen! Lüften Sie aus!

*

(Nach der Verurteilung Zolas). Ich erkläre, daß ich in mir einen plötzlichen und leidenschaftlichen Geschmack für Barrikaden empfinde, und ich möchte Bär sein, um die schwersten Pflastersteine leicht zu handhaben; daß, weil sie unseren Ministern Luft ist, ich von diesem Abend an zur Republik halte, die mir eine Ehrfurcht, eine Zärtlichkeit, die ich nie in mir kannte, einflößt.

Ich erkläre, daß das Wort Gerechtigkeit das schönste der menschlichen Sprache ist, und daß man weinen muß, wenn die Menschen es nicht verstehen.

Zola ist ein glücklicher Mann. Er hat seine Daseinsberechtigung gefunden und er kann seinen armen Geschworenen Dank sagen, daß sie ihm das Geschenk eines Jahres Heroismus machten.

Und ich erkläre, daß ich nicht sage: „Hu!, wenn ich keine Frau und keine Kinder hätte . . ." Aber ich sage: „Weil ich eine Frau und Kinder habe, weil ich ein Mann gewesen bin, als es mich nichts kostete, muß ich nun auch einer sein, wo es mich etwas kosten könnte."

*

Nachdem ich eine Abhandlung des Professors Carl Vogt über den Nutzen des Maulwurfs gelesen hatte, habe ich einen mit einem Karabinerschuß getötet. Ich sah ihn seine Kuppel von frischer Erde errichten: zweimal hatte ich sie zerstört. Er fing wieder an, dann habe ich ihm sein Loch bloßgelegt. Er kam mit seiner Nase an die Luft. Ich habe ihn getötet wie ein Nichts, mit meinem mir zugehörigen Blitz, indem ich mich ein wenig dazu zwang, um zu sehen, wie sowas zustande kommt. Das muß für ihn gewesen sein, wie der Donner für mich wäre, wenn er mir auf den Kopf fiele. Ich habe ihn getötet, wie wenn ich ein Gott wäre. Es war in der Mitte der Allee. Er konnte meinem Salat, an dem mir so wenig gelegen ist, nichts anhaben. Ich habe ihn getötet. Weshalb? Weshalb? Und meine Katze hat eben ihren Dreck auf den Ueberzug meines Lehnstuhls niedergelegt, und ich habe ihr nichts gesagt.

ERNST WEISS

MARENGO ODER DAS LEBEN OHNE ILLUSIONEN

Aus einem neuen Roman.

Felix R. war ein Mensch, den man aus einer Menge gleichaltriger Leute seiner Klasse schwer herausgefunden hätte. Er war früh verwaist, trug in der Schule meist schwarze, grau durchzogene Kleider von einer Farbe, die man Marengo nannte. Da er sonst nichts Bemerkenswertes für seine Kameraden an sich hatte, nannten sie ihn Marengo. Wenn ihn etwas bezeichnete, war es das Wort *mittel*, mittel das Herz, mittel der Geist, mittel die Gestalt. Um so merkwürdiger war es, daß dieser Mensch nicht wie in einem Zuge von Milliarden gleichaltriger Heringbrut sein Leben im trüben Schuppengewimmel von seinesgleichen auf unendlichen und ziellosen Wegen verbrachte, sondern daß er bis zu seinem höheren Mannesalter fast ganz vereinsamt lebte, und zwar ein Dasein lebte, das von dem der meisten sehr verschieden war.

Er war weibisch von Herzen, nämlich von Gehirn. Er war weltlich bis zur banalsten Gebrauchsform des Lebens, der rein geschäftlichen, wobei das Geschäft Selbstzweck war, und doch tat sich ihm, dem Geschäftsmann und Industriellen, das entgegengesetzte, die Welt, der Kosmos, in seiner erdrückenden Unfaßbarkeit einmal auf.

Er war weibisch von Herzen, leidend mehr als tätig im Gefühl, ohne starken Willen, ohne verzehrende Leidenschaften, abwartend, zu Wohlwollen eher geneigt als zu Haß und Neid; er war der einzige Sohn eines Hauses, das es nie in Wirklichkeit gab: wäre ein braver Sohn gewesen, (die Eltern starben ihm zu früh); ein guter Gatte, denn es war ihm natürlich, treu zu sein. Er war hungrig nach Illusionen und bereit, auch ihrem leichtesten Trugschein zu folgen. Er war aber männlich von Gehirn: praktisch, energisch, fleißig, illusionslos trotz allem: eine Veranlagung, die sich in der zweiten Hälfte seines Lebens deutlicher zeigte in ihren Widersprüchen und aber auch in ihrem schwankenden Glück. Aus Widersprüchen fand er sich schließlich zur Ruhe, zur Wirkung, zu einer friedlichen Macht.

Er verlangte wenig von der Welt, sie verlangte nichts von ihm. Was ihm blieb, war die Arbeit und der Beruf. So mußte er sich mit aller Kraft, als Mann mit der ganzen Stärke seines Hirns in die Arbeit werfen. Er konnte verhältnismäßig schnell ein kleines Vermögen erwerben, noch als Angestellter in der Familie seines Vaters von der niedrigsten Stufe als geduldeter, unbezahlter, mit „Du" angesprochener Volontär zum Reisenden, Prokuristen vorrücken, eine glückliche Konstellation erfassen, den Sprung wagen und aufsteigen und dann jedes Jahr, oder besser jede Bilanz, mit einem Plus abschließen.

Sein erstes war, sich selbständig zu machen, auch wenn er sich Entbehrungen auferlegen mußte. Sich frei fühlen, sein eigener Herr zu sein, war ein hoher Genuß, ein großes Gefühl und fast so schön, wie keine Wünsche zu haben. Den Menschen blieb er außerhalb seines Berufes fern. Er sah wenig in den Spiegel und sprach kein unnützes Wort. Er kannte keine Erholung als eine Bootspartie Sonntags an warmen, windstillen Morgenstunden den Flußlauf, der an dem Gelände seiner Fabrik vorbeifloß, hinauf und hinab. Er war Mitglied eines Vereins der Wasserfreunde, besuchte aber nie die Veranstaltungen und Feste, trug nie Abzeichen und Nadel. Vereine erinnerten ihn an die Schule, die

Schule erinnerte ihn an eine trübe Jugend. Er hatte in den zwanziger Jahren verschiedene kleine Erlebnisse mit Frauen und Mädchen. Zog er die Bilanz, fand er, daß Erotik zeitraubend sei und daß sie Menschen nicht auf die Dauer nahebrachte. Denn wie hätte er sonst plötzlich so einsam werden können? Im Winter war das Dasein an den Feiertagen qualvoll. Er kam dazu, den Sonntag abzuleugnen, die Tür seiner kleinen Wohnung abzusperren, seine alte Magd (die frühere Kammerzofe seiner schönen Mutter) „aufs Land" zu schicken, ohne sich weiter um die Durchführung dieses Befehles zu kümmern, sofern die Dienerin nicht sichtbar und hörbar wurde. Die Westwand seines Wohnhauses umzog sich jedes Jahr dichter mit Epheu, auch der leiseste Wind mußte sich in den starren Blättern fangen, immer war es hier feucht, nie war es ganz hell, es roch nach Moder und würzigem Wurzelduft von den Fenstern her, nach Naphthalin aus den Schränken, nach Seife und nach dem Gummi des Badeschwammes aus dem Badezimmer. Es herrschte Totenstille, bloß das Epheulaub raschelte, da sich in ihm sowohl Regen als auch der leiseste Atemhauch des Morgens oder der Nacht fing.

Er ließ den Sonntag Nacht sein, schloß die Fenster, zog die Vorhänge zusammen, las den Don Quichote, auch Dickens, bewunderte Goethe und rauchte Zigarren, er lüftete erst abends mit dem Eintritt der Dunkelheit.

Er war für niemanden da, nicht einmal für sich selbst. Wenn er nach einem solchen Totensonntag Montag morgens erwachte, als die Magd Lili die Schuhe aus seinem Zimmer abholte, die er absichtlich nicht herausgestellt hatte, um sich an dem Wiedererscheinen der Menschheit an dem Montagmorgen besonders zu erfreuen, empfand er große Leichtigkeit, Arbeitslust und ackerte schon im Geiste die „Post" durch. die sich im Bureau vom Sonnabendmittag angesammelt haben mußte.

Sein Verkehr mit den Angestellten war ungezwungen und ganz sachlich, im Bureau war er kein Sonderling, sondern lebhaft, geweckt, hell, gleichmäßig. Ueber die Zeitereignisse, über die Wünsche der Kunden, über die finanzielle Weltlage war er immer außerordentlich gut orientiert. Abends las er mit besonderem Genusse die Zeitung, die er am Heimweg gekauft hatte. Fast an jedem Wochentag war es ein anderes Blatt, nur Sonntags wollte er keines, da er an diesem Tage nicht „nach der Uhr" leben wollte. Er verschlang die Neuigkeiten nicht, sondern las einen Teil, den wichtigsten, beim Abendbrot, einen anderen, die Privatereignisse, Theater, Verbrechen, Moden, bei der Nachtlampe im Bett, oft sprach er sich ganze Spalten vor, als erzähle ihm jemand, ein guter Freund oder eine vertraute Frau, diese Neuigkeiten, wobei er nicht unterschied, ob es eine Mutter, eine Gattin, oder eine heranwachsende Tochter war. Das war das reinste Vergnügen, das durch nichts zu trüben war. Zu einer anderen „Privatexistenz" fehlte ihm die Zeit, die Kraft, Wille, Mut.

Denn wenn er in seiner Arbeit bei nicht besonders glänzenden Fähigkeiten (daß er sich nicht überschätzte, war der stärkste Beweis für seinen Männerverstand), wenn er als mittelmässig begabter Mensch in einer Zeit des angespanntesten Kampfes aller gegen alle vorwärts kommen wollte, so war es nur dadurch möglich, daß er sein Unternehmen „bis auf die Naht, bis auf den Faden" kannte, daß er jeden Auftrag überwachte, daß er Angestellte und Hilfskräfte sparte, daß er seinen persön-

lichen Bedarf, eben seinen „Privatmenschen“ auf äußerste einschränkte, daß er seiner Laune wenig gönnte, denn die Uhr, die regelmäßig, fast astronomisch organisierte Tätigkeit war sein System. Was er so ersparte an Zeit, Geld, Interesse, was so frei wurde, mußte in dem noch kleinen, aber gesunden Unternehmen arbeiten. „Waisenkinder oder drei Prozent“ sagte er, und wollte damit ausdrücken, daß entweder das Lotterielos, das bei der Ziehung aus der rotierenden Trommel durch Waisenkinder gezogen wird, oder eine sehr niedrige Verzinsung des angelegten Kapitals den Erfolg sichern müßte. Er hatte sich für das Letztere entschieden. Hier konnte nichts mißlingen. Der einzige mögliche Fehlschlag war sein Tod und dann war alles zu Ende, die Firma mit einem plus (?) liquidiert, auf jeden Fall war alles, wenn nicht gut, so doch unverbesserbar gelöst.

Er ertrug dieses Dasein nur bis zu seinem zweiunddreißigsten Geburtstag, an dem er sich seit langer Zeit zum erstenmal ruhig in dem Spiegel sah. Er war sehr alt geworden und erschrak über fremde Züge, die er nie an sich wahrgenommen haben wollte. Und doch hatte er sich beim Rasieren täglich zwischen sieben und einviertel acht im Spiegel gesehen, freilich stets auch dann nur mit dem Unternehmen und den Kunden und mit den Briefen, die er seiner Kontoristin Margot zu diktieren hatte, beschäftigt. Es war ein sonderbares Zeichen seiner fast erstarrten Gedanken, daß er beim Rasieren der rechten Wange an den baren Geldbestand dachte, der am Morgen schon geregelt werden mußte, an Banknoten, große und kleine, und an Metallmünzen für die abgezirkelten vielen Arbeitslöhne, so geordnet, daß man tagsüber nicht in Verlegenheit kam und den Volontär nicht zweimal zur Bank schicken mußte. Beim Rasieren der linken Wange, die stets besondere, aber angenehm zu überwindende Schwierigkeiten machte, hatte er seine schwierigen, immer überzahlten, mühsam angelernten, unzufriedenen, aber sehr geschickten Werkmeister in seinen Gedanken. Beim Kinn dachte er an die Kunden, die beim Bestellen zwar fleißig , aber säumig beim Bezahlen waren. In letzter Zeit hatte er sich angewöhnt, die Oberlippe zu rasieren, dies tat er dann gedankenlos, bloß in seinem Hirn ungefähr den Plan des kommenden Arbeitstages entwerfend.

An seinem Geburtstage ließ er sich Zeit. Er betrachtet sich, als ob er einen Fremden vor sich hätte. An den Schläfen waren die Haare zwar noch im Ganzen dunkel und dicht, aber es schimmerte weiß dazwischen, ohne daß man die Greisenhaare genau fassen konnte. Diese entglitten immer wieder, da er nur den täuschenden Spiegel vor sich hatte. Umso deutlicher waren aber zwei senkrechte Falten in der Mitte der Stirn, an der rechten Seite stärker und tiefer eingeschnitten als an der linken.

Allerdings hatte er diese Falten schon als kleiner Knabe besessen und er erinnerte sich mit aller Deutlichkeit, daß seine Mutter, (die selige, wie er sie in Gedanken nannte) ihm das Haar nach der damaligen Sitte bis tief in die Stirn hinabgekämmt hatte. Wenn es hier nicht glatt sitzen wollte, holte sie vor dem Spazierengehen aus ihrem Täschchen ein Taschentuch hervor, benetzte es mit Speichel, und strich mit dem feuchten Tuch dem Kind die Stirne hinab. Wenn der Knabe, dem der Geruch des Tuches unerträglich war. zu weinen begann, sagte sie: „Weine nicht! hast Du nicht schon Falten in der Stirn wie ein Alter?“ Dieses „wie ein Alter“ wurde zur immer wiederholten Redensart. Jeder

Tadel, jede Belohnung und jedes kleine Ereignis wurde eingeleitet oder beschlossen mit dieser dann bald ihres Sinnes beraubten Redensart. Die Falten, die die arme schöne Mutter ihrerseits an ihren feinen, porzellanartig lichten Zügen trug, waren freilich andere, ihre Stirnfalten hießen frühes Alter und die schrägen Falten um den Mund waren „Kummer und Sorgen, Weinen und Weh".

Wenn er, der nun in der Mitte des Menschenalters stehende, von äußerem Glück scheinbar stets begünstigte, sein Gesicht besah, mußte er erkennen, daß zwei tiefe Gräben neben seinem Mund herliefen, die man sogar mit dem Finger bei geschlossenen Augen fühlen mußte. Er dachte sehr lange über sein Leben nach, ließ sich Zeit zu jeder Erinnerung, als er aber endlich mit dem Rasieren und den Erinnerungen fertig war und den Spiegel wieder in das „Spezialhandtuch" einwickelte, wie es ihm zur Gewohnheit geworden war, und auf die Uhr blickte, sah er, daß erst fünfzehn Minuten vergangen waren seit dem Aufstehen und daß sich in seinem „nach der Uhr leben" nichts ändern sollte. Er begab sich dann wie immer in seine Fabrik, aber er faßte an diesem Tage den Entschluß, sich Menschen anzuschließen, um der „Uhr", das heißt der Arbeit, und ihrer alles verzehrenden Gier nach ihm und nach seiner armen, faltenzerschnittenen Existenz zu entgehen. . .

ERICH VOGELER

ESKIMOLIEDER

Diese Lieder stammen aus Ostgrönland. Sie wurden gesungen von Menschen, die noch keine Schriftsprache kennen, wurden gesungen von Männern auf der Jagd, im Kajak, von Frauen im Tändeln mit dem Kind, ohne Regeln, elementar, primitiv, naiv, ein Ausbruch der Freude, Urlaute — wie Hunde vor Freude bellen — in gurgelnden, glucksenden, schreienden Lauten, gesungen und getanzt. Arktische Forscher auf ihren Expeditionen hörten sie, schrieben das eine oder andere auf. H. Rink, der als Erster Eskimo-Mythen und -Sagen, Prosaerzählungen sammelte, brachte ein paar „Trommellieder" mit, Holms und Gardes berühmte „Frauenbootexpedition" machte uns mit Zaubersprüchen der Geisterbeschwörer bekannt. Später veröffentlichte der Botaniker C. Kruse in seiner Einleitung zur Flora Ostgrönlands (Meddelelser om Grönland 1912) einige Proben der letzten Art. Auch Knud Rasmussen brachte uns einige. Aber das Hauptverdienst um die Kenntnis der Eskimopoesie hat William Thalbitzer, der eine große Anzahl Lieder der verschiedensten Art auf seinen Expeditionen gesammelt und (Medd. om Grönland 40. Band, im Urtext) veröffentlicht hat.

Heimkehr

Sieh, da kommt er angelistet —
Hallo! Was bugsierst du da herein, du?
Eine Silberrobbe, schöne Silberrobbe bring' ich!
Ei, wer soll ein Kleidchen haben von dem Fell dort?
Ei ja! Meines Weibchens neuer Pelz ist's, was ich bringe.
Denn mein Weibchen trägt nur Pelz der Silberrobbe!
Ordinären Seehund, pah, verschmäht sie!

Wiegenlied.

Die kleinen süßen schlimmen Fischermädchen
Sind ans Land gekommen, bei Marnilik,
Woll'n die Zwergforellen trocknen.
Das Fellboot, das ich nähte ihnen,
Fängt zu fasern und zu schleißen an.
Es mausert, es mausert —
Weil Lonne Appaliartek
Das Leder zermürbte . . .
Nun sammeln sie, sammeln sie
Krickebeerkraut
Für den Boden, die Wände, das Deck —
Ach, wenn sie nur bald fertig wären.
Dein kleines Ritzchen hier zwischen den Beinen
Ist ja auch nicht gepreßt zusammen,
Ist ja auch nicht gefaltet zusammen.
Soll Tantes großes Schwesterkind,
Die nähen gelernt —
So so, so so, sich, wie die Finger es fassen —
Soll sie sich zu euch auf die Pritsche legen,
Soll sie sich zu meinem Enkelchen legen?
Wie dein kleines süßes Punzchen prall ist,
Wie hübsch es gewölbt ist,
Wie stramm es sich spannt,
Kein Pint hat es geöffnet noch,
So dicht ist es verschlossen.
Bist du Sartrikat?
Bist du die, die leise lächelt?

Immer weg!

Hallo ha! hallo da unten!
Hör du, Kajak, Kajak, Kajak!
Wo, wo, wo ist deine Frau denn?
Ich verließ sie, ich verließ sie.
Wo ist sie geblieben, wo ist sie geblieben?
Im Weiberboot ist sie, im Weiberboot ist sie.
Warum, warum, warum?
Weil sie alt und kalt war,
Weil es schon so lange her ist, daß sie Kinder kriegte.
Gab ihr ein Pelzkleid mit vom Seehund,
Gab ihr ein Stück Speck zur Reise;
Laß sie treiben, laß sie treiben!
Immer mit dem Strom!
Immer weg, immer weg!

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, vierte Aprilwoche.

Die Entwicklung der deutschen *Konjunktur* folgt weiter der bisherigen Linie einer langsamen, im wesentlichen saisonmäßigen Besserung. Die Wagengestellungsziffern der Reichsbahn zeigen ein langsames Anwachsen des Güterumsatzes in der Volkswirtschaft, die Arbeitslosenkurve weist nach unten; und teilweise werden auch die industriellen Bezirke in die Wirtschaftsbelebung einbezogen. Gleichzeitig zeigt sich auf dem Arbeitsmarkte eine eigentümliche Tendenz zur Differenzierung zwischen männlichen und weiblichen Arbeitskräften. Während auf dem Arbeitsmarkt für männliche Arbeitskräfte die Besserung schon ziemlich allgemein geworden ist, zeigt sich eine Verschlechterung für weibliche Arbeitskräfte. Am deutlichsten ist das in der Textilindustrie, in der noch am 30. November des Vorjahres die Zahl der arbeitslosen Frauen 73,3% der arbeitslosen Männer ausmachte, während sie am 15. März auf 110,5% gestiegen war. Weniger schroff ist die gleiche Entwickelung in einer ganzen Reihe von Industrien zu beobachten. Möglicherweise haben wir es hier zu einem Teil mit der Ausscheidung derjenigen Arbeiterinnen zu tun, die in Kriegs- und Nachkriegszeit in die Industrie hineingezogen wurden. Jedenfalls sollte diese Erscheinung, von der amtlichen Sozialpolitik sorgfältig verfolgt werden, vielleicht ist sie als ein Stück der Rückkehr zu normalen Verhältnissen zu werten.

Angesichts des langsamen Rückganges der Arbeitslosigkeit ist der jetzt endlich aus den ersten Stadien heraus gediehene Entwurf einer Arbeitslosenversicherung von besonderem Interesse. Er scheint noch immer nicht alles das zu erfüllen, was man von ihm hätte erwarten sollen. Der Höchstsatz der Leistungen der Arbeitnehmer und Arbeitgeber soll von 3 % auf 2 % des Lohnes herabgesetzt werden. Bei seiner Erhebung könnten aus den Beiträgen 525 000 Arbeitslose Unterstützung zu den heutigen Sätzen erhalten; diese neue Höchstgrenze ist also durchaus ungenügend. Der bisherige Höchstsatz ermöglichte die Unterstützung von 790 000. Warum diese Leistungsherabsetzung vorgesehen wird, läßt die vorläufige amtliche Begründung nicht erkennen. Gemessen an dieser Höchstgrenze der Beiträge erscheinen auch die Rücklagevorschriften unzureichend, nach denen ein Fonds gebildet werden muß, der die Unterstützung von 200 000 Arbeitslosen für drei Monate ermöglichen soll. Daß diese Vorschläge jetzt gemacht werden, erscheint besonders erstaunlich, wenn gleichzeitig mitgeteilt wird, daß bei Ausbruch der gegen-

wärtigen Krise recht erhebliche Rücklagen bestanden — weit über den Umfang des jetzt vorgesehenen Fonds hinaus —, die bekanntlich unter dem Druck der Wirtschaftskrise außerordentlich rasch zusammenschmolzen. Es ist zu hoffen, daß diese finanzielle Seite der Frage gründlicher und großzügiger geregelt wird, als bisher vorgesehen ist. Die Engländer haben ja die Erfahrung einer Arbeitslosenversicherung gemacht, bei der die Versicherungsbeiträge nun schon jahrelang durch Staatszuschüsse ergänzt werden müssen, um die gesetzlichen Versicherungsleistungen zu ermöglichen. Angesichts der Wirtschaftslage und des besonders schwer erschütterten Arbeitsmarktes erscheint größte Vorsicht in Deutschland angebracht, zumal naturgemäß die Leistungen der Versicherungspflichtigen leichter jetzt ermäßigt als späterhin erhöht werden können.

Die Politik der öffentlichen Körperschaften auf dem Gebiete wirtschaftlicher Betätigung hat in zwei Fällen in der letzten Zeit die Oeffentlichkeit wiederholt beschäftigt. Die Berliner Hochbahnfrage ist endlich einer Lösung zugeführt worden. Die Stadt Berlin ist Majoritätsbesitzerin geworden und zahlt die Hochbahnaktionäre aus. Sie können recht zufrieden sein. Ob auch die Berliner mit dem Verhandlungsergebnis zufrieden sein können, ist eine andere Frage. Die Entwicklung des Zinsfußes läßt sich nicht überblicken, und es ist möglich, daß die 7 %ige Rente, die die Stadt den Aktionären garantiert, voreilig etwas zu hoch gegriffen ist. Die letzte Hochbahnbilanz war nicht besonders günstig, und die rasche Entwicklung des Autobusnetzes und -verkehrs läßt es zweifelhaft erscheinen, ob der nächste Abschluß auch nur annähernd an die Ergebnisse des letzten heranreichen wird. Es ist möglich, daß der Wunsch der Stadt, zum Verkehrsmonopolisten zu werden, die Stimme finanzpolitischer Vorsicht übertönt hat. Außerdem aber muß es zweifelhaft erscheinen, ob die Vereinheitlichung des Verkehrs denen, die auf ihn angewiesen sind, von großem Nutzen sein wird. Unter der freien Konkurrenz zwischen Stadt und Untergrundbahn hat jedenfalls der Verkehr sich in den Jahren nach der Stabilisierung rasch entwickelt. Man muß hoffen, daß diese Entwicklung fortschreitet; daß der Kampf um den Verkehrskunden fortgefallen ist, wird sicherlich das Tempo der Entwicklung nicht beschleunigen.

Wenn die Konzentration des Berliner Verkehrswesens in einer Hand seine Schattenseiten hat oder wenigstens haben kann, sieht es mit der Expansion des preußischen Staates auf dem Gebiete der Elektrizitätswirtschaft noch trüber aus. Aus unerklärlichen Gründen hörte

die deutsche Oeffentlichkeit auf einmal von einem Machtkampf, in dem der preußische Staat versuche, das Monopol zu brechen, das die dem Reich gehörenden Elektrowerke und das von Kommunen und Landkreisen beherrschte Rheinisch-Westfälische Elektrizitätswerk angeblich aufzurichten suchten. Die Stromerzeugung dieser beiden Unternehmen beträgt das Sieben- bis Achtfache dessen, was die dem preußischen Staat gehörenden Werke erzeugen. Nachdem der preußische Staat es abgelehnt hatte, die ihm angebotene Dreiviertel-Majorität der Braunschweigischen Kohlenbergwerke zu erwerben, hatten sie dies Aktienpaket gemeinsam erworben. Darin sah der preußische Handelsminister einen ungehörigen Uebergriff und eröffnete einen lebhaften Pressefeldzug gegen die beiden Großunternehmungen mit dem Schlagwort: „Gegen das Monopol für öffentliche Kontrolle in der Elektrizitätswirtschaft!" Als sei das preußische Handelsministerium diejenige Behörde in Deutschland, die für eine solche Aufgabe in Betracht käme, als sei es Aufgabe eines Landes, ein Reichsunternehmen zu bekämpfen. Inzwischen erfuhr die deutsche Oeffentlichkeit, daß Preußen in sehr eigentümlicher Weise bereits wiederholt in die Elektrizitätswirtschaft eingegriffen hatte. Der Bau wichtiger Leitungen war durch Verschleppung der notwendigen Genehmigungen hinausgezögert worden. Man hatte im Westen dem RWE. bei der Schließung des deutschen Stromkreises — von der mitteldeutschen Braunkohle über die rheinisch-westfälische Steinkohle zu den bayerischen Wasserkräften — Schwierigkeiten gemacht, und im Osten wurde dem Elektrizitätswerk Schlesien der Bau eines neuen Großkraftwerkes untersagt, das der Verbindung zwischen mitteldeutscher Braunkohle und oberschlesischer Steinkohle dienen sollte. Welches Ziel diese preußische Politik verfolgt, ist bis heute niemals aufgehellt worden. Das preußische Handelsministerium diente ursprünglich der Verwaltung des preußischen Besitzes an Bergwerken usw. Nachdem diese Unternehmungen in die Preußag eingebracht worden sind, scheint für das Ministerium kein eigentlicher Aufgabenkreis mehr übrig geblieben zu sein, und es hat fast den Anschein, als versuche hier eine arbeitslos gewordene Ministerialbürokratie, sich ein neues Arbeitsfeld zu schaffen. Der Kampf gegen das angebliche Monopol in der Elektrizitätswirtschaft gleicht in Wahrheit einem Kampf für die Desorganisation der Elektrizitätswirtschaft, in der der preußische Staat bisher weniger als Unternehmer denn als Besitzer von Hoheitsrechten Fuß gefaßt hat.

Auf dem Kapitalmarkt haben sich die Dinge nicht geändert. Die inländischen Industrieanleihen werden mit einer Realverzinsung von 8,5—9 % aufgenommen, und auch die Bedingungen der Gemeindeanleihen sind nicht wesentlich günstiger; die Ausgabe der Schatzwechsel des preußischen Staates und der Reichs-

post erfolgt zu einem Satz, der mehr als 1 % darunter liegt. Die Zahl der kapitalsuchenden Gemeinden und Unternehmungen wächst noch immer, und mehrere deutsche Großstädte werden bald auf dem deutschen Anleihmarkt erscheinen. Dies Drängen der *Gemeinden* nach neuen Mitteln ist sehr verständlich; denn der Steuerüberfluß ist auch bei ihnen vorbei, und an Einschränkungen der laufenden Ausgaben denken sie so wenig wie die Länder. Finanzpolitisch ist die leichtere Gestaltung des Kreditmarkts kein Glück. Am Anleihemarkt wiederholt sich jetzt, was sich im Jahre 1924 bei der Bewirtschaftung des Ertrages der deutschen Volkswirtschaft abgespielt hat. Wie damals eine unsinnige Steuerpolitik übermäßig reichlich bemessene Mittel bei den öffentlichen Körperschaften konzentrierte, so erlaubt es heute die Laxheit der Aufsichtsbehörden den deutschen Gemeinden, sich an den Kapitalmarkt zu drängen, ohne daß immer ganz klar und unzweifelhaft feststünde, daß die Anleihemittel wirklich werbenden Zwecken dienen. Diese Sorglosigkeit im Schuldenmachen ist gefährlich nicht nur für die Steuerzahler künftiger Jahre, sondern sie droht in der Gegenwart versteifend auf den Kapitalmarkt zu wirken. Während für eine Stadtgemeinde ½ % mehr oder weniger Realverzinsung keine große Bedeutung hat, ist eine solche Zinsdifferenz für ein industrielles Unternehmen sehr wichtig; steht ihm doch nicht das Recht zu, sich am Steuerzahler schadlos zu halten.

Am Devisenmarkt sieht es reichlich chaotisch aus. Französischer und belgischer Franc und der polnische Zloty machen noch immer keinen stabilisierten Eindruck. In Frankreich beginnt schon die Serie der ungedeckten Nachtrags-Ausgabeetats, und ein Fälligkeitstermin der Bonds de la Défense Nationale im Mai rückt immer näher. Der belgische Finanzminister ist von seiner Londoner Reise unverrichteter Sache zurückgekehrt. In Polen ist an der Währungsfrage die bisherige Regierungskoalition zerbrochen. Die Sozialisten mochten den Lieblingspunkt ihres Programms, die Kapitalabgabe, nicht aufgeben, und die bürgerlichen Parteien stehen jetzt vor der schwierigen Aufgabe, eine neue Koalition zu bilden und ein Finanzprogramm der Sanierung aufzustellen. Man weiß nicht recht, welche der beiden Aufgaben schwieriger ist. Jedenfalls ist der neue Zlotysturz nur zu verständlich, wenn man bedenkt, daß schon bisher die innenpolitische Lage Polens, das seine Beamten schlecht bezahlt und eine verhältnismäßig sehr große Arbeitslosigkeit hat, als außerordentlich erschüttert galt. Die Befürchtung, daß irgendeine Militärclique die Macht an sich reißt und erst einmal abwirtschaften muß, ehe irgendetwas Vernünftiges geschehen kann, wirkt bei der jetzigen Erschütterung der polnischen Währung mindestens ebenso sehr mit wie die wirtschaftliche Lage, die freilich ungünstig genug ist.

GLOSSEN

DIE GRAUE KRAWATTE

Vergleiche zwischen Wien und Berlin sind aus der Mode. Die Geschichte hat einen Feuilletonstoff kassiert. Aber wie könnte man sich bei einer Berliner Theaterpremiere des Bildes erwehren, das die gleiche Begebenheit in Wien bietet?

In Wien: Festlichkeit, Freude, Unterhaltungsbereitschaft im Publikum; Eintracht in diesem Vorsatz, Schaustellung wechselseitiger Aufgeräumtheit, Feiertagsmienen. — Das Beisammensein geht über den Anlaß. Denn Theater bedeutet hier wie eh und je eine Gesellschaftssache.

In Berlin: Strenger Ernst. Zugeknöpftheit. Smoking à la glace. Wechselseitige Legitimierung der Bedeutendheiten. Versuch, mit vollster Würde die Impression zu vertreten, die man einander bedeutet, auf der Höhe seines Namens zu stehen. Denn: Theater ist hier eine Fleißaufgabe fürs Gehirn, ein Abiturium der Urteilsfähigkeit.

Aber sintemalen man auch zum Abiturium den besten Rock anzieht, ist der Geruch wenigstens kein schlechter. Die Augen mögen: „Noli me tangerre!" sagen, die Leiber hüllen sich in Geselligkeit. Man weiß, daß der Aufwand, mit dem der Regisseur und Direktor da oben seinen Gästen das kapitalistische Zaubermärchen „Komödie" vormacht, ein Entgegenkommen von unten voraussetzt. Erhebt er ihnen ihre Lust, Gesinnung, Unterhaltungssucht und sozialer Stellung zuliebe, den Frack zum Mittelpunkt der Dinge, so werden sie gewiß nicht im Bauernjanker erscheinen.

Ein Minimalgesetz des Taktes.

Ich sah es unlängst wieder bei Reinhardt in der „Komödie" — es war der wundervolle Abend von „Viktoria" — erfreulich bestätigt. Glanz, Schmuck, Decolletés, Frack, Smoking.

Einige Herren bloß erschienen im anspruchsloseren Habit: die Kritiker.

Ja einer von ihnen, ein Unerbittlicher, dem zwar solche Späße von vorweg nicht so gut gefallen wie dynamisch triefender Wortschweiß, hatte einen grünen Rock an und eine graue Kravatte.

Ich bin kein Brummel — aber zielen nicht gerade die schreibenden Seriöslinge nach den Lorbeeren dieses Gentleman, beanspruchen den Rang von „Brummels der Unelegance?"

Begreiflich, daß sie ausdrücken wollen: „Für uns gibt's da nichts zu lachen. Wir kommen nicht als frivole Genießer her, sondern in Ausübung unserer schweren Pflicht. Der Direktor, Regisseur, Mime, Beleuchter zeige, was er kann — unsere Hirne sind in Bereitschaft!"

Gemacht, ernstes Schwarz genügt. Aber warum der grüne Rock und die graue Krawatte? Wozu dieses kostümierte „Zehn Schritt vom Leib!"

Offenbar soll darin der unnahbare Ernst einer Forderung Ausdruck finden. Die Erwartung nicht so sehr zelebraler als zerebraler Eindrücke.

Ich habe den Herrn mit der grauen Krawatte stark im Verdacht, daß er sich für die Premieren eigens in Werktagstoilette wirft. Ja, daß er, wenn ihn ein unglücklicher Zufall vor 7 Uhr abends im Smoking antrifft, dieses Kleidungsstück knapp vor Vorstellungsbeginn gegen den Bureaurock eintauscht.

Mir ist darum auch die Lektüre seiner kritischen Streifzüge erspart. Ich kann genau von seiner grauen Krawatte ablesen, welchen Kardinal-Irrtümern er sich hinsichtlich

der Institution des Theaters im allgemeinen und einer Reinhardt-Komödie im besonderen hingibt.

Anton Kuh

MEIN ATTENTAT

Die Darstellung, die Dr. Einstein in die Presse lanciert hat, zeugt von einer Phantasie, die seinen Büchern leider fehlt.

Ich habe kein „Attentat" begangen und bin nicht aus dem Hinterhalt auf mein Opfer losgestürzt, um es zu verwunden und um dann selbst wieder zu verschwinden. Das ist nicht wahr.

Ich habe dem Dr. Einstein (im Laufe eines erregten Gesprächs) Vorhaltungen gemacht. Das dürfte ungefähr der richtige Ausdruck sein. Ich habe ihm sein Buch vor die Nase gehalten und ihm gesagt: „Wissen Sie eigentlich, was Sie da gemacht haben?"

Durch Gebärden deutete er an, daß er es nicht wisse. Da habe ich ihm sein Buch um den Kopf geschlagen, um *den* Kopf, aus dem es entsprungen ist. So etwa, wie ein zorniger, entrüsteter Lehrer einem Schüler das Heft um die Ohren schlägt, in dem der schlechte, unverantwortlich schlechte Aufsatz steht.

Dr. Einstein schützte sich mit vorgehaltenen Armen gegen diese durchaus nicht rohe und auch nicht roh gemeinte Demonstration — und das Buch fiel zur Erde. Ich redete dann noch einige Zeitlang auf Dr. Einstein ein, ohne ihn von seinem Unrecht überzeugen zu können.

Das war alles. Erst am anderen Tage erfuhr ich aus den Zeitungen, daß man so etwas ein „Attentat" nennt. Hätte ich ein „Attentat", ja, hätte ich nur eine Züchtigung beabsichtigt, so wäre ich wohl etwas energischer vorgegangen und hätte mich nicht eines Buches, sondern meiner Fäuste bedient.

Nun macht mir aber die (falschinformierte) Presse Vorwürfe, auf die ich einiges entgegnen möchte. Sie sagt etwa:

1. Ein feiner Mann haut überhaupt nicht.

2. Noch weniger haut er einen Kritiker.

3. Und am wenigsten einen kriegsverletzten Kritiker.

Daß Dr. Einstein kriegsverletzt ist, wußte ich nicht. Seine besten Freunde wußten es nicht. Und er selber soll es bis vor kurzem auch nicht gewußt haben.

Das Recht der freien Kritik ist eine schöne Sache, die anzugreifen mir fern liegt. Aber wo ist der Punkt, an dem sich freie Kritik in Mißbrauch der Kritik verwandelt? — Freie Kritik muß verantwortungsbewußt und in einem menschlichen Sinne bescheiden sein. Beides ist weder Herr Dr. Einstein noch sein Buch.

Und endlich, um auf Nr. 1 zu antworten: Gibt es wirklich für einen Mann (und mag er noch so fein sein!) niemals einen Fall, in dem er hauen kann, — nein, hauen *muß?* Gibt es nicht Beleidigungen und Gesinnungen, auf die man mit Worten nicht mehr reagieren kann? Gibt es nicht Menschen, gegen die man tätlich werden *muß?* Und der „feine Mann" am ehesten!

Ich kann nur jeden, der sich für mein Renkontre mit Dr. Einstein interessiert, bitten: Lesen Sie einmal sein Buch! Und wenn das nicht genügt, dann versuchen Sie einmal, seine persönliche Bekanntschaft zu machen!

Wenn Sie dann nicht verstehen, daß ich so handeln mußte, wie ich es getan habe, dann kann ich es Ihnen auch nicht erklären.

E. de Fiori

REPUBLIKANER

Jeden vormittag gegen halbzehn begegnet mir der zum Bureaudienst klirrende Major, dessen Ausrüstung folgendermaßen beschaffen ist:

Breeches, die sich in ungeheure Reitstiefel verlieren, an welchen Sporen von ungewöhnlichem Ausmaß sowohl gleißen als auch tönendes Geräusch vollführen.

Unterm linken Arm die Aktenmappe; in der rechten Hand die Reitpeitsche.

Orden auf der Brust. Monokel im Auge.

So begibt sich der Major, Morgen für Morgen, mit militärischer Unpünktlichkeit, gegen halbzehn ins Bureau, um dem Schreibtischsessel die Sporen in die Flanken zu stoßen.

Ich dachte: Gott mag wissen, was es dem Major für eine Genugtuung bieten kann, sein Schreiberamt mit derart ritterlichem Glanz zu verbrämen.

Aber seit gestern Abend ist mir alles klar geworden. Gestern Abend sah ich den Major in der Weinstube unter Gesinnungsfreunden. Er war in Zivil und sah gar nicht ritterlich aus, sondern wirklich wie ein Schreiber.

Und ich *hörte* ihn auch.

Er nannte, mit überschnappendem Kommandostimmchen, die Republik einen Schweinestall und den republikanischen Adler einen Pleitepiepmatz.

Nun weiß ich, warum der Major so ritterlich ins Bureau klirrt: Damit man tags nicht daraufkommt, daß er das Männchen ist, das nachts in Zivil über die Republik keift, von der es die Pension bezieht, die ihm ermöglicht, seinen Schreiberposten mit ritterlichem Glanz zu verbrämen.

Peter Scher

FILM

Seine Söhne.

Es ist endlich gelungen, zwei der wirksamsten, aber unvereinbarsten Motive des Films zu verkoppeln: gefühlvolle Kleinmalerei des Ghetto und Boxkampf. Während der schuldlos verstoßene Sohn des New Yorker Ghettojuden verzweifelt mit dem Weltmeister Runde auf Runde boxt, um vom Kampfpreis dem armen kranken Vater die Reise nach Kalifornien zu ermöglichen, wird dieser selbe fromme Greis von dem andern, dem gehätschelten Rechtsanwaltsohn an dessen reicher Hochzeitstafel verleugnet.

Das ist der Höhepunkt des Films „Seine Söhne", der ebenso primitiv-raffiniert erdacht wie inszeniert ist, dieser Film erwies, wie simpel und anpruchslos im kultivierten Europa, noch dazu im Berliner Westen, der Publikumsinstinkt blieb; denn jedesmal, wenn der gute Sohn eine gute Tat tat, raste das Publikum, und am meisten, als dieser Gute, noch zerschlagen vom Boxkampf, den bösen Sohn vom Hochzeitsmahl ins Ghetto zurückboxt, bis vor die Füße des duldenden Greises.

Diesen Greis zu sehen, bedeutet ein beglückendes Wiedersehen, denn er wird dargestellt von Rudolf Schildkraut, dem Matkowsky des Ostens, jetzt filmend in Amerikas äußerstem Westen, wohin er gelangte über Reinhardts Bühne und über die Jiddischen Theater des New Yorker Ghettos. Schildkraut gibt die Ausgeburt aller Patriarchen aller Ghettos aller Länder, unbarmherzig und gütig, schelmisch und selbstbewußt, mit hervortretend-rollendem Aug, mit lockig-umwallendem Bart, mit dem schweren Körper, dem gehemmten Trippelschritt der durch Jahrhunderte Gedemütigten. Wie er flucht, duldet, lächelt und segnet — das war jene große Tradition, nicht nur der Kunst, sondern des Lebens, die alle Herzen der Welt bewegen muß.

Kurt Pinthus

SCHILDKRAUT-ANEKDOTEN

Als Rudolf Schildkraut noch in der österreichischen Provinz in — St. Pölten — als jugendlicher Liebhaber und Gesangskomiker engagiert war, wollte er am Schluß der Spielzeit noch eine große Kreditoperation durchführen: er brauchte dringend 200 Kronen. Der „Geldgeber" fragt nach den Sicherheiten, Schildkraut übergibt ihm mit großer Gebärde ein Paket.

„Was enthält es?"

„Die gesammelten Kritiken von St. Pölten."

Der Geldgeber sieht ihn verblüfft an — — — —

„Na ja", meint Schildkraut, „ohne diese Kritiken finde ich kein neues Engagement und *das* ist *Ihre* Sicherheit."

Schildkraut bekommt die 200 Kronen auf diese Sicherheit hin.

Sein Geldgeber bewahrt heute noch die Kritiken von St. Pölten.

*

Rudolf Schildkraut war ein Temperament, dessen vulkanische Ausbrüche besonders im Deutschen Theater mit Recht gefürchtet wurden. — Ein geschlossenes Kassenfenster war für ihn kein Hindernis, um sich seinen Vorschuß zu erzwingen. Die Folge davon war, daß der Weg zu seinem Chef Max Reinhardt für ihn noch mehr verbarrikadiert wurde wie für gewöhnliche sterbliche Kollegen. Um zu

ihm zu gelangen, mußte er schließlich erst vier Instanzen passieren: den Anmelderaum, Kahane, Holländer und Edmund Reinhardt. „Heut stürme ich den Calvarienberg!" — Mit dieser Parole durchraste er, um seine Rolle zurückzugeben, das Purgatorium, die ersten drei Nothelfer überrennend. Der vierte stellte sich ihm todesmutig in den Weg: „Schildkraut, sind Sie wahnsinnig geworden? Wo wollen Sie hin?" — Schon lag er in der Sofaecke. Und Schildkraut brüllte, als riefe er nach Jessika:

„Ich muß direkt zum lieben Gott!" —

*

Das war allerdings noch zu einer Zeit, in der er noch dringend der Vorschüsse bedurfte, denn er war einer jener allmählich aussterbenden Kunstzigeuner, die für sich selbst von rührender Anspruchslosigkeit, deren Taschen aber für alle Bittenden weit geöffnet sind. — Als er den ersten großen Vertrag mit Prominentengage abschloß, der seine pekuniäre Lage auf Jahre hinaus nicht nur sicherte, sondern glänzend gestaltete, wurde er von einem befreundeten Kollegen hierzu beglückwünscht: „Mit solchem Vertrag in der Tasche müssen Sie doch sehr glücklich sein, lieber Schildkraut." — Der aber antwortete verdrießlich: „Wie kann ich glücklich sein, wenn ich keine Sorgen mehr habe!"

*

Schildkraut war ein Famulus Mitterwurzers, an dem er mit schwärmerischer Verehrung hing, auch dann noch, als er selbst schon zu den ersten gefeierten Schauspielern zählte.

Schmerzlich traf ihn daher die Nachricht vom plötzlichen Ableben seines geliebten Meisters.

In tiefer Trauer kam er ins Theater zur Abendvorstellung. Als erster

begegnete ihm ein von der Muse nur oberflächlich geküßter Thespisjüngling, der ihn devot grüßte. Bei diesem Anblick des Talentlosen kam ihm der furchtbare Verlust so recht zum Bewußtsein, den die Schauspielkunst erlitten. Er gab ihm eine schallende Ohrfeige und schrie auf:

„Mitterwurzer ist tot, und so 'was lebt noch!"

Emil Rameau

ABKUERZUNGEN

Das Deutsche Theater verkündet an allen Plakatsäulen und in allen Zeitungen:

Unsere Kinder
Lustspiel von J. Zangwill

J. Zangwill ist jener berühmte englische Schriftsteller, der aus seinem Judentum kein Geheimnis machen will und auf alle Bücher, vor jeden Zeitungsartikel deutlich seinen Namen setzt: *Israel* Zangwill. Im Deutschen Theater ist

man diskreter. Zangwill heißt hier mit dem Vornamen bloß J. So wollen es wohl die fürsorglichen Dramaturgen Arthur K. und Harry K. Wir werden uns hüten, dieses K. zu lüften.

BÜCHERTISCH

Paul Göhre, Staatssekretär z. D.: Deutschlands weltpolitische Zukunft (Kurt Vowinckel Verlag). Bücher wie dieses sind ein Zeichen, wie gewaltig in letzter Zeit die Maßeinheit der Politik, der politische Meterstab, in den besten Köpfen gewachsen ist; es ist interessant dadurch, daß es — unbeabsichtigt — zeigt, wie überreif, zum Zerfalle reif die einzelnen nationalen Vaterländer geworden sind, und wie der zukunftswache Politiker eigentlich kaum mehr in Ländern, sondern nur in „Erdraumorganismen" denkt. Göhre rechnet mit den kurzsichtigen Parteipolitikern ab, die Deutschlands Zukunft im Pazifismus, in der Weltrevolution, im Revanchekrieg oder in einer altdiplomatischen Bündnispolitik sehen. Für ihn existieren nur geopolitische Gegebenheiten: die politische Entwicklung des Erdballs geht dahin, daß sich auf Grund geographischer Zusammengehörigkeit Großerdraumorganismen bilden, geographisch-politische Einheiten: Sowjetrußland, Nordamerika, Südamerika, Südafrika, Südostasien, das britische Imperium und Europa. Im Rahmen dieses Paneuropas liegt Deutschlands weltpolitische Zukunft. Ein anregendes, vielleicht sogar aufregendes, leidenschaftlich geschriebenes Buch, gegen dessen Grundgedanken nur der eine Einwurf gemacht werden kann, daß bis zur Bildung der Großerdraumorganismen so viel Zeit verstrichen sein wird, daß ihre Bildung keine Berechtigung mehr hat. Bis dahin wird die erdausgleichende Technik wohl weder Schranken der Gebirge noch der Meere kennen. Auf einer Erde, auf der ein Flugzeug in einem Tage den Planeten umfliegen kann, kann es nur einen einzigen Großerdraumorganismus geben: Die ganze Erde. *Arnold Hahn*

INHALT DES LETZTEN HEFTES

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin SW 19, Beuthstraße 19. Telephon: Merkur 8790, 8791, 8792. Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin W 35, Genthiner Straße 22. — Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin SW 19, Beuthstraße 19. — Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Wien 156 791. Bankkonto: Commerz- u. Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstraße 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Prikopy 6. — Druck von Gehring & Reimers G. m. b. H., Berlin SW 68, Ritterstraße 75. — Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Beuthstraße 19.

Bezugspreis durch die Post in Deutschland pro Monat 2.— Reichsmark, pro Quartal 6.— Reichsmark; unter Streifband im Inlande und nach Österreich monatlich 2.25 Reichsmark, vierteljährlich 6.50 Reichsmark. Für das übrige Ausland nur Streifbandlieferung monatlich 2.50 Reichsmark, vierteljährlich 7.— Reichsmark. Zahlungen in ausländischer Währung werden zum amtlichen Tageskurs der Berliner Börse am Eingangstage gutgeschrieben.

Inseratenpreise: Grundpreis für die ganze Seite 125 Reichsmark. Bei größeren Abschlüssen progressive Wiederholungsrabatte auf den Grundpreis.

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, erste Maiwoche.

Schon mehr als einmal hat sich gezeigt, daß die Weimarer Verfassung, die *gedanklich* auf so ansehnlicher Höhe steht, rein gesetzes*technisch* mangelhaft konstruiert ist. Auch im Zusammenhang mit den Fürstengesetzen ist jetzt wieder eine Lücke offenbar geworden; und es kann sein, daß die paar Worte, die der Gesetzgeber vergessen hat, zu unabsehbaren politischen Folgen führen werden. Vergessen worden ist nämlich eine Bestimmung darüber, *wer* endgültig und maßgebend zu entscheiden hat, ob ein Gesetzesentwurf verfassungsändernden Charakter hat oder nicht. Um verfassungsändernde Entwürfe zum Gesetz zu erheben, ist im Reichstag statt der einfachen bekanntlich die Zweidrittelmehrheit nötig; und im Volksentscheid muß die Hälfte der Wählerschaft nicht nur *ab*stimmen, sondern *zu*stimmen. Nun hat die Reichsregierung ein Gutachten abgegeben, die vorliegenden Entwürfe zur Fürstenfrage — sowohl das Kompromiß, das im Rechtsausschuß zustande gebracht werden soll, wie auch das Enteignungsgesetz des Volksbegehrens — konstituierten eine Verfassungsänderung. Die Begründung dieses Gutachtens ist himmelschreiend. Enteignungen „zum Wohle der Allgemeinheit" sind in der Verfassung zwar vorgesehen, aber Herr Staatssekretär Joël, der Vorgesetzte des Reichsjustizministers Marx, behauptet mit kühnem Gedankensalto einfach, die Verneinung oder Beschränkung der Fürstenansprüche, obwohl sie die Last der Steuerzahler vermindern und das Vermögen des Staates vergrößern würde und obwohl ausdrücklich gemeinnützige Verwendungszwecke vorgesehen sind, habe eben doch nichts mit dem „Wohl der Allgemeinheit" zu schaffen. Niemals hat es eine unwahrhaftigere Interpretation gegeben. Aber wer hat die Macht, eine wahrhaftigere zu erzwingen? Niemand, — sogar der Reichstag nicht. Wenn er beschließt, die Regierung habe unrecht und wenn er sein Gesetz nur

mit einfacher Mehrheit beschließt, so kann der Reichspräsident die Verkündigung verweigern mit der Begründung, das Gesetz sei nicht verfassungsmäßig beschlossen. Und dasselbe kann geschehen, wenn im Volksentscheid 19 Millionen mit Ja und 2 Millionen mit Nein stimmen — auch dann kann der Reichspräsident sich weigern, und es gibt keine Stelle, die gegen diese Weigerung angerufen werden könnte. Nur wenn eine *Landesregierung* Einspruch erheben würde, nur dann wäre wenigstens der Staatsgerichtshof als Spruchinstanz zuständig. Aber ist der Reichstag schlechter als die Regierung Hamburgs oder Mecklenburgs? Von dem aktuellen Fall ganz abgesehen: hier ist ein Verfassungszusatz dringend notwendig.

Dem Reichspräsidenten Hindenburg wurde am ersten Jahrestag seiner Wahl so reichliches Lob zuteil, weil die Republik unter seiner Amtsführung wider Erwarten keinen Schaden genommen hat, daß es seinem Ansehen gewiß keinen Abbruch tut, wenn die Frage gestellt wird: Verträgt die Würde des Reichspräsidenten und *verträgt sein Eid auf die republikanische Verfassung, daß er dem Nationalverband Deutscher Offiziere als Ehrenmitglied angehört?* Die Frage ist aktuell, da auf der letzten Reichsvertretertagung des Verbandes am vergangenen Sonntag der Vorsitzende, Admiral von Schröder, die Eigenschaft Hindenburgs als Ehrenmitglied besonders hervorhob, — kurz nachdem er in seiner Begrüßungsrede „des Kaisers und der deutschen Bundesfürsten gedacht“ hatte, und kurz bevor er als „das große Ziel des Nationalverbandes“ folgendes proklamierte: *„Ein befreites und wiedergeachtetes Deutschland unter dem mächtigen Schutz und Schirm der deutschen Kaiserkrone der Hohenzollern.“* Hindenburg, der erst vor einem Jahre feierlich beschworen hat, die republikanischen Gesetze zu wahren, fühlt sich mit Bestrebungen dieser Art gewiß nicht solidarisch. Doch als Ehrenmitglied eines Verbandes, der die Wiederherstellung der Monarchie zum Ziel hat, setzt er sich der Gefahr aus, mißdeutet zu werden. Und er setzt die Republik der Gefahr aus, daß die gewöhnlichen Mitglieder des „Nationalverbandes“, viele tausende Offiziere also, Hindenburgs Ehrenmitgliedschaft als Sanktionierung des Kampfes gegen die republikanische Staatsform betrachten, zu dem sich ihre Organisation offen bekennt.

Immer mehr entwickeln sich die Schreideutschen zu willig ertragenen Kulturpäpsten Deutschlands. Sie setzen Theaterstücke, Bücher, Skulpturen, Bauschulen auf den teutschen Index.

Ein Wink genügt, und eine hohe Staats- oder Polizeibehörde verbietet Bücher und Theatervorführungen. Ein kleines Murren im Parkett, eine kleine Stinkbombe — und die Herren Polizeipräsidenten wissen, was sie zur Erhaltung der deutschen Kultur zu tun haben. Sie verbieten. Ganz neuerdings sind teutsche Kirche und republikanischer Staat so eins geworden, daß die Herren um Hitler und Gräfe ihre Kultursorgfalt sogar auch auf den Schutz des heiligen Strafgesetzbuchs ausgedehnt haben. In München will der sozialdemokratische Arzt Dr. *Marcuse* in einer Frauenversammlung über *„Geburtenrückgang und sexuelle Frage“* sprechen. Nichts rührt sich im Polizeipräsidium. Aber am Freitag, dem Tage der Versammlung, fordert das Hitler-Blatt den Minister Stützel und den Polizeipräsidenten Mantel auf, die Versammlung zu verbieten. Am Freitagabend, zwei Stunden vor Beginn, *ist* sie verboten. Zur Begründung des Verbotes gibt die Polizeidirektion an, es sei die Annahme berechtigt,

> „daß es sich nicht etwa nur um eine wissenschaftliche Behandlung der Frage des Geburtenrückganges handelt, sondern daß die versammelten Frauen geistig so eingestellt werden sollen, daß sie im künstlichen Geburtenrückgang und in der Abtreibung etwas moralisch Erlaubtes, in bestimmten Fällen sogar Gebotenes erblicken. Solange der § 218 RStGB. gültig ist, ist in solchem Tun eine mindestens indirekte Aufforderung zur Verletzung dieser Gesetzesbestimmungen zu erblicken.“

Das ist ein herrlicher Präzedenzfall! Jetzt ist mit einem Federstrich allen Staatsbürgern der Maulkorb umgebunden. Wehe, wenn es einer wagt, über einen Paragraphen des Strafgesetzbuchs zu sprechen, zu behaupten, daß er falsch oder verbesserungsbedürftig ist! Aufforderung zur Verletzung einer Gesetzesbestimmung! Die Gesetze sind versteinert, das gemeine Volk hat nicht das Recht, darüber zu räsonnieren. Jetzt kann der glorreiche Polizist Mantel auch alle Versammlungen über Fürstenenteignung verbieten. Wird da nicht nach päpstlich-teutscher Auffassung zur Verletzung der Paragraphen „Raub und Diebstahl“ aufgefordert? Nur beim Hochverratsparagraphen ist ganz subtil zu entscheiden. Aufforderungen zur Sabotierung und zum Sturze der Republik sind keine Aufforderungen zur Verletzung dieses Paragraphen.

Während man in Oesterreich an einem Gesetz laboriert, das der Korruption der Presse einen Riegel vorschieben soll, hat in Deutschland, wo zum Glück bisher nach Aehnlichem kein Bedürfnis vorlag, ein Gericht die Korruptheit der Presse sanktioniert, ja geradezu ihr Nichtvorhandensein unter Strafe

gestellt. Das Düsseldorfer Oberlandesgericht hat entschieden, daß der Inserent einer Zeitung, der im redaktionellen Teile des gleichen Blattes angegriffen wurde, zur Zahlung der bestellten und erschienenen Inserate nicht verpflichtet sei. Die Trennung zwischen dem redaktionellen Teil und dem Inseratenteil einer Zeitung, so führte das Urteil aus, sei eine interne Angelegenheit des Verlags, die den Inserenten nichts angehe. Für die Fehler, die sich aus dieser Trennung ergeben, sei der Verlag dem Inserenten haftbar. Und es ist nach Ansicht des Gerichts ein Fehler, wenn die Redaktion einer Zeitung ihrer Ueberzeugung Ausdruck gibt einer Person oder einem Unternehmen gegenüber, das für den Inseratenteil Anzeigen aufgibt. Denn der Inserent inseriere, damit er Reklame habe, und diese Absicht, die ihn zum Abschluß des Inseratenvertrages veranlaßte, werde durch Angriffe oder abfällige Kritik im redaktionellen Teil durchkreuzt. Es ist fraglich, ob sich das Düsseldorfer Oberlandesgericht der Tragweite dieses Urteils bewußt war. Das Blatt nämlich, um das es sich handelte, war ein sozialdemokratisches Parteiorgan, und der Inserent ein Caféhausbesitzer, in dessen Lokal die Kapelle „Heil Dir im Siegerkranz" zu spielen pflegt. Aber jedenfalls steht in dem Urteil nicht, daß Angriffe gegen das „Heil Dir im Siegerkranz"-Lied verdammenswert sind, sondern das Urteil besagt, daß der Kauf eines Inserats, d. h. einer bestimmten Menge Papier in einer Zeitung den Ankauf von Gesinnung und Ueberzeugung ihrer Redakteure mit einschließt. Banken, Verleger, Filmunternehmungen, die in Zeitungen inserieren, erwerben sich danach das Recht, daß ihre Bilanzen, ihre Bücher, ihre Filme günstig beurteilt werden. Sie sind berechtigt, ihre Inserate nicht zu bezahlen, wenn die Kritik anders ausfällt, als sie für wünschenswert halten. Die Richter von Düsseldorf, die zu diesem ungeheuerlichen Urteil gekommen sind, wissen vom Wesen der Presse scheinbar gerade so viel, daß die Herausgabe von Zeitungen ein Geschäft ist. Dies ist gewiß wahr. Zeitungen sind geschäftliche Unternehmungen, wenn auch besonderer Art, und sie sind deshalb gezwungen, sich auch an geschäftliche Gesichtspunkte zu halten. Doch bisher, wenn man das unerquickliche Thema „Presse und Geschäft" behandelte, empfand man den Zustand, daß Inserenten gegebenenfalls die redaktionelle Haltung eines Blattes beeinflussen können, als unmoralisch. Verleger und Journalisten von Anstand setzten sich dagegen zur Wehr. Jetzt wird dieser unmoralische Zustand, der im allgemeinen durch die moralischen Gepflogenheiten des deutschen Journalismus kompensiert war, gerichtlich sanktioniert. Und wir, die kein Pressegesetz zum Schutz vor korrupten Verlegern und Journalisten brauchten, werden vielleicht nach einem Gesetz rufen müssen, das die Presse vor der Korrumpierung durch die Gerichte schützt.

LEOPOLD SCHWARZSCHILD

DER VERTRAG DER RUSSEN

1.

Festliches Geläut in allen Blättern, Einstimmigkeit aller Parteien im Auswärtigen Ausschuß (aller Parteien, ohne Ausnahme!): der Vertrag mit Rußland, der „Berliner Vertrag", ist unter Dach und Fach gebracht!

Und haben wir nicht wirklich Grund, uns zu beglückwünschen? Frieden, — neu betonte Handlungsfreiheit, — juristisch alles fest im Lot —: jawohl, ein großer außenpolitischer Erfolg!

. . . .

Ein großer außenpolitischer Erfolg? Bei so viel Einstimmigkeit? Es wäre ein Novum!

2.

Alle Außenpolitik, die seit Cunos Abgang getrieben wurde, alle deutsche Außenpolitik, die — seit fast drei Jahren nun — unter der Flagge des Herrn Stresemann segelte, war nur gegen besessene Opposition durchzusetzen. Eben *weil* es — trotz Schwankung und Mißgriffen im Detail — die richtige, mutige Außenpolitik war.

Abbruch des Ruhrkrieges, Wiederaufnahme der Reparationszahlung, Annahme des Dawes-Planes, Initiative zu Sicherheitsverträgen, Abschluß von Locarno, Anmeldung zum Völkerbund —: wann je wäre auch nur auf einer dieser Etappen mit dem Beifall derjenigen zu rechnen gewesen, als deren heiligstes Ideal jener Admiral v. Schröder, gerade in diesen Tagen wieder, den „furor teutonicus" und den „flammenden, nationalen Haß" ausrief?

Wenn auch Diese dem Russenvertrag so bereitwillig zustimmten, so müssen mindestens *sie* mindestens unter dem *Eindruck* stehen, daß er, trotz aller Friedensdeutungen, Folgen zu zeitigen verspreche, die gerade ihren Unfriedens-Idealen dienen mögen.

Es könnte ein falscher Eindruck sein. Aber die Herren haben bisher einen ungemein wachen Sinn dafür gezeigt, wie man am sichersten — nicht: zur Ruhe, sondern: zu Konflikten kommt!

Und unglücklicherweise laufen auf gleicher Linie, wie ihre offenkundigen *Hoffnungen*, ebenso offenkundige *Befürchtungen* in anderen Ländern.

Was also ist es mit dem Vertrag?

3.

Wer sich bemüht, ihn genau zu analysieren, kommt zunächst zu dem üblichen Ergebnis, daß er *juristisch* untadelbar ist, und zwar, weil er juristisch keinen Inhalt hat.

Von seinen vier Artikeln scheiden zweie selbst für den blutigsten Laien sofort aus. Nämlich der vierte, der nur von der Ratifikation und der Geltungsdauer handelt. Und der erste, der in der vagsten Form feststellt, daß die beiden Regierungen „in freundschaftlicher Fühlung miteinander bleiben" werden, um „über alle ihre Länder gemeinsam berührenden Fragen politischer und wirtschaftlicher Art eine Verständigung herbeizuführen."

Daß das keine realistische, keine sozusagen einklagbare Vertragsverpflichtung ist, braucht nicht erst nachgewiesen zu werden.

Aber sogar die Artikel 3 und 4 sind juristisch Schall und Rauch. Darin sagt jede der beiden Regierungen ihre Neutralität zu für den Fall, daß die andere von einer dritten Macht angegriffen wird; auch verpflichtet sie sich, in diesem Fall an keinem wirtschaftlichen oder finanziellen Boykott teilzunehmen. Aber ist es an sich schon vielerlei Deutungen überlassen, *wer* in einem Konflikte eigentlich der *Angreifer* und wer der Angegriffene ist, so wird der Begriff hier noch weiter kompliziert, indem auch noch hinzugesetzt wird: „. . . *trotz friedlichen Verhaltens*" („Sollte einer der vertragschließenden Teile trotz friedlichen Verhaltens von einer dritten Macht oder von mehreren dritten Mächten angegriffen werden . . ."). Wann hat ein Staat sich „friedlich" „verhalten" und wann nicht? Was ist das Signum der Unfriedlichkeit, und wo beginnt eine etwaige Gesinnung zum „Verhalten" zu werden? Kein kriegerischer Konflikt entsteht aus heiterem Himmel, immer sind wechselseitige Noten, diplomatische Aktionen, Drohungen, Agitationen vorangegangen. An welcher Stelle dieser Präliminarien also ist der geometrische Ort, der friedliches von unfriedlichem Verhalten trennt? *Es ist dem unbeteiligten Partner selbst überlassen, das zu entscheiden.* Und seine Entscheidung wird ganz selbstverständlich so ausfallen, wie es ihm paßt, — wenn er neutral bleiben will, wird er sagen: „Du hast Dich friedlich verhalten," und wenn er es nicht bleiben will, wird er sagen: „Du warst unfriedlich!" Beweisen läßt sich immer beides.

Die Schwierigkeit, den Bündnisfall (oder hier: den Neutralitätsfall) genau und schlüssig zu definieren, ist in anderen zeitgenössischen Verträgen schon viel besser gelöst worden. Am besten im Westpakt von Locarno. Englands und Italiens Garantien treten ein, wenn ein „flagranter", d. h. *militärischer* Angriff erfolgt; und es ist genau bestimmt, daß dieser militärische Angriff darin bestehen muß, daß entweder die Grenze überschritten wird oder daß sonstwie die militärischen Kampfhandlungen eröffnet

oder Truppen in der demilitarisierten Zone zusammengezogen werden. Hier gibt es keinen Zweifel, was „Angriff" ist; und diese Angriffsmerkmale sind mit voller Absicht auch von der ewig verwirrenden Frage losgelöst, ob der Angegriffene sich vorher „friedlich verhalten" habe oder nicht.

Der Russenvertrag aber benützt die allerälteste und in jedem bekannten Fall als untauglich erwiesene Begriffsbestimmung. Sein reeller Inhalt ist lediglich dieser: „Wirst Du angegriffen, so wirst Du für mich entweder friedlich oder unfriedlich gewesen sein, je nachdem ich neutral bleiben will oder nicht."

Und da dies auch schon der bisherige Zustand war, so ist juristisch wohl nichts einzuwenden.

4.

Auch in anderer Hinsicht ist — immer wieder *juristisch* — alles in Ordnung. Hat der Vertrag staatsrechtlich keinen Inhalt, so kollidiert er auch nicht mit sonstigen staatsrechtlichen Verpflichtungen.

Man sagt, er sei mit der Völkerbundsakte unvereinbar, der Deutschland ja beizutreten gewillt sei. Denn der Völkerbund könne Aktionen wider Rußland beschließen, und dann sei Deutschland zum Mitmachen verpflichtet, es sei ihm nicht gestattet, neutral zu bleiben.

Dieser Einwand ist, vom allerstrengsten, formalistischen Standpunkt aus gesehen, vielleicht richtig. In ihrem papierenen Wortlaut scheinen sich die beiden Dokumente wirklich zu widersprechen. Aber sie widersprechen sich nicht, wenn man genau zusieht, *unter welchen Umständen* denn eine Völkerbundsaktion beschlossen werden könnte.

Sie kann nach dem klaren Wortlaut des Statuts nur dann beschlossen werden, wenn Rußland als *Angreifer* und unter Ablehnung jeder Vermittlung (also in *„unfriedlichem Verhalten")* „zum Kriege wider ein Bundesmitglied schreitet". In diesem Falle ist Deutschland ja aber auch nicht zur Neutralität verpflichtet.

Außerdem kann eine Völkerbundsaktion nur dann beschlossen werden, wenn der Rat erstens festgestellt hat, daß die Voraussetzungen dafür gegeben sind, und wenn er zweitens über die Art der Aktion Vorschläge ausgearbeitet hat. Zu beidem aber ist Einstimmigkeit des Rates notwendig. Und da Deutschland dem Bund bekanntlich nur dann beitreten wird, wenn es auch einen ständigen Ratssitz erhält, können Beschlüsse, die es in Konflikt mit dem Russenvertrag brächte, von vornherein gar nicht zustande kommen.

Das war ja auch schon das Argument gegen den unverständlichen Kampf, den die deutsche Regierung seinerzeit gegen den berühmten Artikel 16 führte, — ein Kampf, der dann, hinter der Kulisse eines nichtssagenden und unverbindlichen Briefes der Locarnomächte, schließlich, als überflüssig, auch abgebrochen wurde.

Deutschlands *Recht* also, diesen Vertrag zu schließen, ist nicht anzweifelbar und wird auch nicht angezweifelt werden.

5.

Aber Politik ist keine Angelegenheit von Juristen; und politische Verträge enthalten wichtigere Probleme als die Frage, wie weit sie einklagbar sind oder wie weit sie andere Abkommen überschneiden.

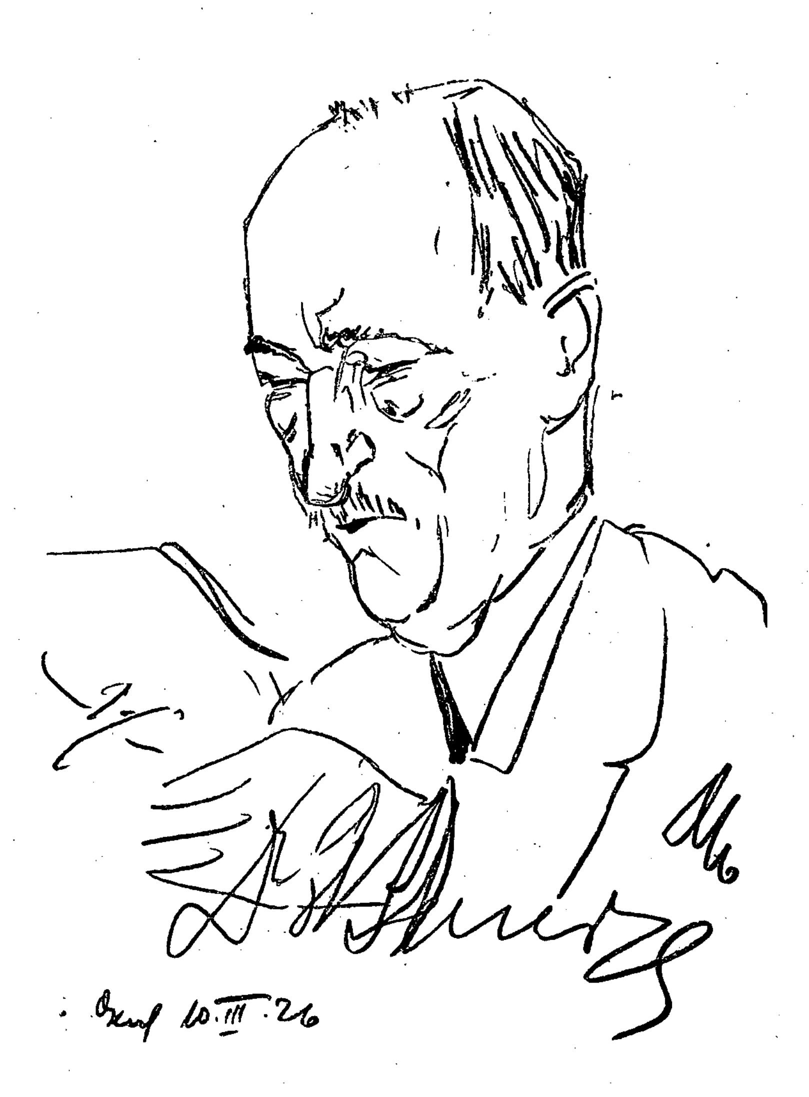
Da ist zum Beispiel die allgemein anerkannte Meinung, daß Verträge möglichst *beiden Teilen Nutzen* bringen sollen, und beiden Teilen möglichst *gleichmäßigen.* Wie ist es mit dieser Frage bestellt?

Neutralität heißt Verzicht auf Krieg. Die ganze Weltlage ist aber so beschaffen, daß viel eher ein Druck auf *Deutschland* befürchtet werden muß, an einem Kriege gegen Rußland teilzunehmen, als umgekehrt ein Druck auf *Rußland,* mit anderen Staaten gegen Deutschland loszugehen. Selbst wenn es gar nichts anderes gäbe, wäre also die *deutsche* Abstinenz-Verpflichtung sachlich schon um einige Pfunde gewichtiger als die russische. Die Russen versprechen etwas, was sie sehr leicht werden erfüllen können, die Deutschen versprechen etwas, was vielleicht teuer bezahlt werden muß!

Aber mag man die innere Ungleichwertigkeit dieser nur äußerlich gleichartigen Verpflichtung im Interesse des Friedens, der uns am Herzen liegt, vielleicht noch hinnehmen —: die Einseitigkeit des Vertragsnutzens geht leider noch weiter.

Denn zu dem Vertrag gehört ja nicht nur der beiderseits unterschriebene Vier-Artikel-Pakt, sondern auch *ein Brief* des Ministers Stresemann namens der deutschen Regierung nebst einer Antwort Krestinskis darauf. Dieser Stresemannbrief enthält umfangreiche Erklärungen, deren durchaus *mangelnde* Doppelseitigkeit aber schon äußerlich dadurch zum Ausdruck kommt, daß Krestinski mit vier Zeilen nur eben Akt von ihnen nimmt. Es handelt sich um Erklärungen über die Konstellation, die sich daraus ergeben kann, daß Deutschland nicht nur Partner dieses Vertrages, son-

X.



BENESCH

dern auch des Völkerbundes sein wird. Und hier finden sich folgende Sätze von größter Tragweite:

> „Der Völkerbund ist seiner grundlegenden Idee nach zur friedlichen und gerechten Ausgleichung internationaler Gegensätze bestimmt. . . . Sollten dagegen, was die deutsche Regierung nicht annimmt, im Rahmen des Völkerbundes *irgendwann* etwa *Bestrebungen* hervortreten, die, im Widerspruch mit jener grundlegenden Friedensidee, *einseitig gegen die U. d. S. S. R. gerichtet wären, so würde Deutschland derartigen Bestrebungen mit allem Nachdruck entgegenwirken.*"

Diese Worte stehen — ohne irgendwelche nachfolgende oder vorhergehende Einschränkung — in einem Dokument, das nicht etwa flüchtig entworfen, sondern fünfzigmal sorgfältigst umredigiert wurde! Sie haben also höchste Bedeutung, — und sie zeigen, daß die Konsequenz des Vertrages, freiwillig oder unfreiwillig, tatsächlich die ist, daß Deutschland in die Rolle eines *Sachwalters Rußlands im Völkerbund* zu geraten droht. Man beachte, daß Deutschland nicht nur zusagt, direkt kriegerischen Aktionen entgegenzuarbeiten, sondern auch „Bestrebungen", die, zuungunsten Rußlands, mit der „grundlegenden Idee" der „gerechten Ausgleichung internationaler Gegensätze" „im Widerspruch stehen."

Das heißt, daß es auch im unkriegerischen Stadium eines
Das heißt, daß es auch im unkriegerischen Stadium eines
Meinungsstreites zwischen einzelnen Bundesmächten und Rußland nicht etwa desinteressiert beiseite bleiben darf, sondern sich dafür einsetzen muß, daß Rußland nicht ungerecht behandelt wird. Und tatsächlich ist das ja auch, was immer man von einzelnen Worten halten möge, die innere Logik des ganzen Vertrages. Denn wenn man am kriegerischen Stadium eines Streites interessiert sein würde, so ist man es ganz von selbst auch am vorkriegerischen!

Nun wünschen wir Rußland gewiß aus innigstem Herzen Frieden und würden einen Krieg gegen Moskau für nicht weniger (wenn auch nicht für mehr) verdammenswert halten als irgendeinen anderen.

Aber wichtiger noch als Rußlands ist uns Deutschlands Friede. Und wir fürchten, daß der Vertrag Deutschland in die Lage bringen wird, sich um Rußlands willen selbst Feinde zu machen (obwohl es doch sicher nicht Deutschland ist, von dem Rußlands Streitigkeiten mit den Westmächten ausgetragen werden sollten). Oder daß wir uns, weil wir nicht russisch genug auftreten, von den Russen den Vorwurf der Vertragsuntreue holen, was auch nicht gerade angenehm ist.

6.

Ein Vertrag, der im kritischen Augenblick keiner der beiden Parteien mehr gewährt, als sie schon jetzt hat, nämlich die Abhängigkeit vom guten Willen der anderen, —

ein Vertrag, der Deutschland, wenn es ihn *im* kritischen Augenblick innehalten will, in schwierigste Situationen bringen kann, — während Rußland, wenn es ihn seinerseits im kritischen Augenblick einhalten will, keine Feindschaft riskiert, die es nicht schon hätte, —

ein Vertrag, der Deutschland *vor* dem kritischen Augenblick in die Lage versetzt, sich um Rußlands Frieden willen mit dem Völkerbund herumzuschlagen, während Rußland gar keine Gelegenheit haben wird, sich im umgekehrten Fall auch für Deutschlands Frieden zu schlagen, —

ein Vertrag, der Deutschland, ohne jeden äquivalenten Nutzen, im Aufbau seiner Beziehungen zu den Westmächten nur hindern, Rußland dagegen bei den gleichen Westmächten nur fördern kann, —

ein Vertrag, der unnötig war, weil ein Krieg zwischen Deutschland und Rußland in den 5 Geltungsjahren des Vertrages *auch ohne ihn undenkbar* war, als zwischen irgendwelchen anderen Staaten, —

ein solcher Vertrag ist kein Erfolg, sondern ein Geschäft mit großem Risiko, aber ohne Gewinnstchance.

Er ist, fürchte ich, der erste grobe, nachhaltige Fehler (— ein Fehler selbstredend aus Verärgerung! —), der in der Außenpolitik von Stresemann und Luther begangen wurde, — verfehlt an sich und verfehlt als Typus: denn es ist der erste deutsche Vertrag nach dem Kriege, der nicht mehr von Ereignissen zwischen den Partnern *selbst,* sondern von Ereignissen zwischen den Partnern und *Dritten* handelt. Solche Verträge sind der Vortakt zu Gruppierungen. Und obwohl sie stets zur Sicherung des Friedens geschlossen werden, sichern sie in der Regel eher das Gegenteil (— und der Brandgeruch ist es ja auch gerade, der unseren Nationalen so gefällt —).

Für Rußland freilich steht die Sache anders. Es hat eine neue diplomatische Stufe erklettert, seine Staatsmänner bringen dem bewundernden Volke ein Geschäft mit großen Gewinnstchancen und ohne Risiko (wogegen sie sich freilich verpflichten wollen, 300 Millionen Mark Kredit von Deutschland anzunehmen . . .).

Mit Recht antwortete Jubel der Verkündung durch Litwinow.

Mit Recht beglückwünschte man drahtlich Krestinski.

Und mit Recht klatschte man herzlich auch hinauf zu der Loge, in der stolz und zufrieden unser Brockdorff-Rantzau saß.

STEFAN GROSSMANN

BEGEGNUNGEN MIT ELLEN KEY

I.

Man kommt aus dem Nekrologschreiben nicht heraus. Eine alte Welt stirbt ab, wo ist die neue? Was die verstorbene Ellen Key anlangt, so hat es keinen Sinn, von ihren Büchern zu reden, die vor zwanzig Jahren, auch in Deutschland, viel gelesen wurden und mit dem Krieg gestorben sind. Warum eigentlich? Ellen Key schrieb über ewige Themen, über Kindererziehung, freies Verhältnis von Mann zu Weib, über die in der Frauenbewegung mißbrauchte Frauenkraft, über Browning und Rainer Maria Rilke. Warum ist dies alles tot? Weil sie in Deutschland nicht mehr gelesen sein wollte? Weil S. Fischer, ihr Verleger, sie im selbstgewollten Sterben nicht stören wollte? Aber die starken Bücher leben, selbst gegen den Willen der Verfasser. Ellen Key war immer nur eine Interpretin der guten Gedanken anderer, sie hatte ein ungewöhnliches Talent zur Vulgarisation edler Ideen. Keineswegs war sie die Jugendverführerin, als welche das konservative Schweden sie zu malen liebte, auch Strindberg, der sie, um ihrer roten, etwas knolligen Nase willen, im „Gothischen Zimmer" heimlicher Trunksucht beschuldigte, tat ihr bitter Unrecht. Nein, sie war eine sehr brave, versöhnungsselige Volksschullehrerin, sie wollte nicht bloß Mann und Frau, Eltern und Kinder auf eine kameradschaftliche Verständigungsbasis stellen, nein, ihr edler, ganz vergeistigter Kuppeltrieb bewog sie, womöglich Tolstoi und Nietzsche zu „versöhnen", in einer „Synthese" zu vereinigen. Gerade dieses Bedürfnis, fortwährend die Hände von Leuten, die nicht zu einander gehören, zu vereinigen und zu segnen, eben diese Vermittlergeschäftigkeit machte sie banal. Es ist schön, daß es in der Welt unvereinbare Gegensätze gibt, die Polarität ist der tiefste Reiz dieser Welt, und ohne alle Feindschaft wäre das Leben salzlos.

II.

Vor zwanzig Jahren begegnete ich Ellen Key in Wien. Sie reiste damals durch Mitteleuropa, hielt mit ihrer dünnen, spitzen Stimme sehr nützliche Vorträge über Kindererziehung und ließ sich in Banketten feiern, als ob sie einen neuen Gedanken gefunden hätte. Ich gestehe, daß ich damals, junger Sozialist, der ich war, dem geistigen Versöhnungsdusel naiver als heute gegenüberstand, wir alle suchten ja damals eine Möglichkeit, von Nietzsches Psychologie einen möglichst großen Pack in die materialistische Geschichtsauffassung Marxens hinüberzuschmuggeln. Während wir uns an der ziemlich unlösbaren Aufgabe die Zähne ausbrachen, ward in Ellen Keys geräumigen Kopf die Versöhnung

von aristokratischem und demokratischem Denken schnell beschlossen. Sie dilettierte, nach Bruno Wille, am neuen sozialaristokratischen Typus herum, an dem edlen, adeligen Führer der Masse. Es war beschämend banal, was sie da predigte, aber es kam, wie es schien, aus einem herzensguten Tantenherzen. Dann und wann fiel mir freilich ein scharfer Zug in diesem allzu weichen Matronengesicht auf. Ludwig Thoma, der ihr einmal weh getan, nannte sie nur den „Lausbuben". In solchen Augenblicken war zu erkennen, daß Tante Key sehr strenge und unnachsichtig werden konnte. Das milde, auseinanderfließende Gesicht mit dem glatten Scheitel bekam dann etwas Spitzes, Böses ... Ich für mein Teil löste den Gegensatz der Strömungen in mir — indem ich ihn liegen ließ, und eine Arbeit anfing, die beiden Neigungen des Hirns zusagte, ich gründete die Wiener „Freie Volksbühne" (welche die schönste, kühnste und produktivste ihrer Art war, keine langweilige verbabte Sache), inszenierte, musizierte, interpretierte.

Eines Tages saßen wir in einem Wiener Fiaker, Tante Ellen Key, meine Frau, die Schwedin ist, und ich.

Ellen Key: „Man muß die Welten Nietzsche und Marx' vereinigen, das ist die Aufgabe der jungen Sozialisten. Was trägst Du zu diesem Werk bei, Stefan?"

Ich war auf diese Gewissensfrage nicht gefaßt und sagte: „Nächsten Sonntag inszeniere ich das „Hannele" für die Arbeiter."

Die Antwort war kein Kunststück. Dennoch erhielt ich zur Belohnung einen segnenden, reinen Kuß auf die Stirn.

III.

Mit diesem Kuß auf der Stirn wollte ich 1917, als ich in Schweden war, Ellen Key besuchen. Der Krieg hatte schon drei Jahre gewütet. Tante Key war Sozialistin. Im Sommer 1917 wimmelte es in Schweden von deutschen, russischen, belgischen, englischen Gesinnungsgenossen, die dort Friedensluft erzeugen wollten.

Ein Brief lud mich ein, in ihr schönes Landhaus am Wettersee zu kommen.

Ellen Key war sehr glücklich, ihr eigenes Stück Land zu haben. Ich hatte, um reinste Friedensstimmung zu erzeugen, meine kleine Tochter mitgenommen, die sogleich auf einen fruchtbeladenen Kirschbaum kletterte. Wir saßen an einem hellen, kühlen, schwedischen Sommertag ganz unten am Strande des Wettersees und ich dachte nach, wie auch Ellen Keys Kraft, mit ihren Beziehungen nach England, Amerika, Italien für die Vorbereitung des Friedens einzuspannen wäre.

Aber ehe ich noch zu meinem Thema kam, hatte Tante Key das Verhör mit mir aufgenommen. Sie sagte ganz strenge:

„Vor allem dies: *Ihr* habt den Krieg begonnen . ."

Ich protestierte mit dem ganzen Aufwand von Sanftmut, den ich damals besaß:

„Warum Ihr? *Ich* habe keinen Krieg begonnen, und ich gehöre zu keinem „Ihr".

Aber Tante Key hatte jetzt denselben Ausdruck, den ich vor Jahren bemerkt hatte, wenn sie von Strindberg oder Ludwig Thoma sprach, sie war von dem anklagenden „Ihr" nicht abzubringen. Deutschland und Oesterreich waren die Kriegsschuldigen, folglich gehörte jeder Deutsche und Oesterreicher auf das Sündenbänkchen. Sie hatte, gleich zu Anfang des Krieges, an dem berühmten Belgienbuch der Entente mitgearbeitet, und nun hatte *ich* den deutschen Einfall in Belgien zu verantworten.

Ich versuchte ihr zu erzählen, daß in Stockholm Victor Adler, Eduard Bernstein, Karl Kautsky seien, daß Vandervelde erwartet werde (er kam dann und ging an seinen deutschen Freunden vorüber als wären sie Luft), daß wir russische Kriegsgegner erwarten, daß endlich einmal Feinde sich an einen Tisch der Verständigung setzen müssen. . . .

Aber die Versöhnungstante war plötzlich unversöhnlich. Heute weiß ich, daß Ellen Key zu viel französische und englische Propagandaschriften geschluckt hatte, und, da sie immer die Propagandistin der Ideen anderer gewesen, so mußte sie vor allem ihr Archiv englisch-französischer Propagandagedanken anbringen, der erste deutsche Versuch zur Objektivität war zur Aussichtslosigkeit verurteilt. Wie weit der Haß der Ellen Key damals ging, das bewies mit ein kleines Symptom. In dem kleinsten Kabinett ihres Hauses, das man immer nur allein aufsucht, waren alle Wände vollbeklebt. Womit? Mit deutschen Kriegsanleihe- und Hindenburg-Plakaten. Ich fand, daß es Orte geben muß, deren Ungestörtheit durch Politik nicht entweiht werden soll.

Ich verbrachte einen halben Tag in Alvestra, weil der nächste Zug erst nachmittags ging. Einen halben Tag saß ich da auf der Anklagebank als Stellvertreter Wilhelm II. und Franz Josefs. Von der geplanten Sozialisten-Konferenz wollte Tante Key, die damals schon eingeschriebene Sozialdemokratin war, nicht ein Wort hören. Endlich, um fünf Uhr nachmittags, konnte ich mein Töchterchen aus dem Kirschbaum holen und zur Station gehen. Ich, obwohl auf die Stirn geküßt, war nichts als ein Repräsentant der Barbaren, ein Feind, und dabei war Ellen Key eine Neutrale.

Auf der Fahrt schrieb ich in mein Notizbuch: Es besteht immerhin ein Unterschied zwischen Mütterlichkeit und Tantentum.

DIE INSEL DER TRÄNEN

Die Einreisebestimmungen der Vereinigten Staaten sind so perfekt, daß sie eigentlich unverändert vom lieben Gott zum Eintritt ins Paradies übernommen werden könnten.

Ich weiß nicht recht, ob die U. S. A. eine Vorstufe zum Paradies sind, — es wäre immerhin möglich, da in diesem Lande jeder sein Auto hat und deshalb selbst himmelsweite Entfernungen viel schneller zurücklegen kann, als der auf Schusters Rappen wandernde Europäer. Aber auch gesetzt den Fall, die Vereinigten Staaten gehören diesem dreckigen Planeten noch an, so ist es doch der ernste Wille ihrer Regierung, das Land zu einer Ordnungszelle nach paradiesischem Muster auszubauen.

Im vorigen Jahrhundert kam noch viel Kreti und Pleti herüber, und manches Auswandererschiff hätte ebensogut Kurs nach Australien nehmen können. Diese Zeiten sind ein für allemal vorüber. Nachdem die schlechten Elemente in den Elektrischen Stuhl und in die Gefängnisse abgewandert sind, und die guten Elemente auf der ganzen Linie gesiegt haben, und nachdem die Besten unter ihnen reicher und immer reicher geworden sind, da hat man einen Riegel vor die Häfen geschoben und läßt nur noch Leute mit ganz sauberer Weste und reinem Kinderherzen ins Land hinein. Man will die gute Mischung nicht verderben, auf die man so große Hoffnungen setzt. Denn „das amerikanische Volk ist das Resultat einer Mischung, die Gott bereitet hat, um den schweren Kampf um die Rettung der Welt zu führen", wie man nicht in Kaisers Kaffeegeschäft, sondern auf der Jahreskonferenz der Methodisten zu hören bekam.

Deshalb also unser bewährter Einwanderungskodex, den, glaube ich, methodistische Würdebärte ausgedacht haben. Galgenvögel, Halbidioten, Vollidioten, Krüppel, Arme und Anarchisten finden — nach den Bestimmungen — keinen Zutritt ins auserwählte Land, auch Polygamisten (und solche, die es werden wollen), Leute mit gewissen Krankheiten, ferner Rabiate, die die Ermordung von Regierungsbeamten „befürworten", endlich alle, die sich des Verbrechens der „moral turpitude" (der moralischen Schändlichkeit) schuldig gemacht haben, sind bestraft, nicht unter Wolkenkratzern zu wandeln.

Jedermann in Europa kennt die Geschichte der englischen Gräfin, die im Februar besuchsweise nach New York kam. Bei der Ankunft fragte man sie nach dem Katechismus, und als sie darauf etwas zu erwidern wußte, sagt der Einwanderungsinspektor: „Tut mir leid, dann darf ich Sie nicht landen lassen. Sie fahren wieder zurück! Sie sind eine Verbrecherin!! Sie haben eine schändliche Moral!!!" „Da sei Gott vor!" sprach die Gräfin feierlich und ohne in Ohnmacht zu fallen, „ich bin eine anständige Frau . . . , überhaupt, mein Ehemaliger ist ja auch hier im Lande . . . , in dieser Beziehung haben wir uns gar nichts vorzuwerfen." — Da wurde es dem geschiedenen Grafen heiß unter den Füßen, er setzte sich ins Flugzeug und entflog nach Montreal, um einer „unerwünschten Popularität" zu entgehen, wie er in einem Bulletin verlautbaren ließ. Da in Amerika Haftbefehle noch nicht auf dem Luftweg befördert werden, kam die Order, den Grafen festzunehmen und zu deportieren, zu spät. Er war bereits auf englischem Boden gelandet.

Der „Fall“ der Gräfin reifte zu einer herrlichen Sensation heran. Wäre es nicht Lady Cathcart gewesen, kein Teufel hätte sich um diese Frau gekümmert, die in Ellis Island gefangen gehalten wurde. Sie wäre zurückgeschickt worden, wie tausend andere moralische Verbrecherinnen vor ihr. Aber jetzt regte sich das Interesse. Was ist das überhaupt: *„moral turp?“* Niemand wußte es! Nicht die Einwanderungsbehörde, nicht das zuständige Ministerium und nicht die zuständigen Vertreter des lieben Gottes. So kam der Fall an die Gerichte. Und die Weisheit des Richters — *wir* haben noch Richter — entschied: Ob der Ehebruch eine moralische Schändlichkeit ist, hängt ab von den Gesetzen des Landes, in dem die Scheidung vollzogen ist. Die Gräfin ist in Süd-Afrika geschieden; die afrikanischen Gesetze (man hatte sie von London herüberschicken lassen) erklären Ehebruch nicht als moralisches Verbrechen. Ergo darf die Gräfin landen, denn sie ist eine anständige Frau südafrikanischen Kolorits.

So wurde die Gräfin weißgewaschen, obwohl sie in Afrika geschieden war, und nur das Gesetz bleibt dunkel. Denn was „moral turp“ ist, haben wir bis jetzt noch immer nicht erfahren. Ist es Mord, Diebstahl, Betrug, Fälschung, freie Liebe oder Trunkenheit? Wir wissen es nicht. Wir wissen nur, daß gebrochene Ehen seit März 1926 unter gewissen geographischen Voraussetzungen keine moralische Schande mehr in unserem Lande sind. Ist das nicht ein Fortschritt? . . .

*

Die Gräfin ist Anfang April unter den Segenswünschen der New Yorker Moralsuffragetten wieder nach Hause gefahren. Und damit hätte man den parodistischen Zwischenfall vergessen können, wenn er nicht Anlaß zu einem höchst interessanten Interview gewesen wäre, das ein bezeichnendes Licht auf die Zustände in Ellis Island wirft. Dieses Interview stammt von keinem geringeren als dem Chef der Einwanderung in Ellis Island, Major Curran. Männer in solcher Position sprechen nicht gerne, besonders in Afrika nicht. Und auch Curran hätte wahrscheinlich den Mund gehalten, wenn er nicht inzwischen seinen Posten aufgegeben hätte. Er erklärt: Ich bin machtlos. Ueber die Frage der Deportation entscheidet in erster Instanz ein Inspektor an Bord des Schiffes, in zweiter ein Gericht von drei Inspektoren. Ich habe mit der Entscheidung nichts zu tun. (Wörtlich:) „Eine solche Regelung erfordert natürlich viel Verantwortlichkeit auf seiten der Einwanderungsinspektoren. Sie müssen nicht allein das Gesetz völlig kennen, sondern auch Taktgefühl, einen weiten Blick und Verständnis für das menschliche Leben besitzen. *Die Regierung hofft sich solcher Männer dadurch zu versichern, daß sie sie zu den schlechtbezahltesten Beamten im Staatsdienst macht.* Die Inspektoren beziehen ein Gehalt von etwas mehr als 2000 Dollar mit Anspruch auf eine ganz kleine Pension. (Ein Bureaujunge in New York verdient etwa 1000 Dollar pro Jahr.) Das ist der Grund, weshalb unsere *Inspektoren alle Veteranen* sind, die in den Dienst traten, als die Lebensbedingungen leichter waren. Während der drei Jahre, die ich in Ellis Island amtiere, ist kein neuer Mann dazugekommen. *You cannot get competent men for that salary.* Vor zwei Jahren bat ich, mir die Entscheidung des Gerichtes zu übertragen; ich war bereit, dafür jede Verantwortung zu übernehmen. Das wurde in Washington abgelehnt.“

Soweit der Chef dieser Behörde, der sozusagen *als stummer Diener* in Ellis Island zu funktionieren hat. Und er hat nur von dem System, nicht von seinen Wirkungen gesprochen.

Nicht ohne Grund ist dieses Eiland *die Insel der Tränen* getauft worden. Der Empfang der Einwanderer und selbst der Besucher mit visiertem Paß durch die Inspektoren entspricht in keiner Weise dem fair play, das sonst einer der Grundzüge der amerikanischen Nation ist. Schikanöse Behandlung, Vergewaltigung alles gesunden Menschenverstandes, schroffe und ungerechte Auslegung der Paragraphen, willkürliche Ausdeutungen von phrasentriefenden Gesetzen und fast diktatorische Gewalt der unteren Instanzen sind nicht die Mittel, neue Ankömmlinge zu bewegen, mit freudigem Blick zu dem Sternenbanner aufzusehen, das fortan zu ihren Häupten weht.

ANTON KUH

HILFE! — ICH BIN SOLVENT!

Jahrelang lebte ich in heiterer Kreditlosigkeit dahin. Geschah es, daß mir ein Schneider, Schuster, Buchhändler, Krawattenfabrikant, Hutmacher seine Ware lieferte, so begleitete er die Ueberreichung mit einer jovialen Gebärde, die ausdrücken sollte: „Na, da kann ich das Kreuz drüber machen!“ Meine Anerkennung als Kundschaft verdankte ich weniger materiellen als geselligen Talenten, vielleicht meiner Fähigkeit, mit Witz auf meine traurige Lage hinzuweisen. So wurde ich denn gleichsam als Draufgabe zu guten Geschäften hingenommen, sozusagen als die See, in welche die merkantilen Polykratesse ihre Ringe versenkten.

Die Inflationszeit machte mich mit einem Schlag solvent. Oh, ich ließ mir jetzt nichts Uebles nachsagen! Ueberall, wo ein Millionenbetrag unverrechnet in den Büchern stand, erschien ich wie Lord Rothschild, entnahm meiner Tasche mit höchst lässiger Geste etwas Kleingeld und tilgte mein Konto.

Das hatte natürlich Kredit zufolge.

Und, geschult durch die Erfahrungen der letzten Jahre, wissend, daß Milliarden im Wandel der Geschichte zu Hellern schrumpfen, wurden meine Einkäufe immer großzügiger. Ich bestellte Hemden, Raglans, Sweaters, Pyjamas ohne Zahl.

*

Plötzlich kam der Lawinensturz. Reichtumsthrone wankten — wie sollte der meine, ungefähr dem Sitz eines Großherzogs von Stixhausen-Fuchsingen ebenbürtig, widerstehen?

Aber zwischen mir und den anderen war ein Unterschied.

Diese, einst im Milliardenbesitz, konnten nicht auf ein Hügelland von Hunderttausender- oder Tausender-, ja auch nur Hunderter-Beträgen niedergleiten, sie stürzten kopfüber in die Null. (Null ist eben der polare Gegenwert von einer Milliarde.) Ihr Kreditkonsum war so groß gewesen, daß nichts, nicht ihre Habe,

nicht ihr Besitz an Talenten und Kenntnissen, nicht ihre Baugründe, Liegenschaften, Respektiertheiten — von den Aktienpaketen ganz zu schweigen — ausreichen konnten, im Diesseits ihre Schulden einzulösen. Sie rutschten nicht aus, sondern benützten ihre Hoffnungslosigkeit gleich als Fallschirm ins Nichts.

Der Gläubiger, der auf der Straße an ihnen vorbeiging, traf kaum die Anstalten zu einer Mahnung. Er wußte: hier ist nichts zu suchen. Er klebte im Geist traurig Zettel auf ihren Rücken, die Schadensziffer bezeichnend, die sie verkörperten. Konnte er sie auf ihre alten Tage in Schulen schicken, etwas Rechtes lernen lassen, zu landwirtschaftlicher Dienstleistung beordern, um wenigstens Teilchen des Verlorenen wiederzusehen?

Die Milliardäre hatten's gut: Kein Geld, aber auch keine Pflicht.

Anders war es mit mir.

Zwischen dem einst und jetzt war da der Unterschied nicht groß. Mein Besitz fiel von Null, Komma 5 auf Null, Komma 3. Meine Schulden waren vergleichsweise geringer. Dagegen hatte ich vor meinen Kollegen des Bankrotts einen furchtbaren Vorsprung: ich arbeitete, hatte Einnahmen.

Das aber ist mir zum Verderben geworden.

Der Gläubiger, der des gestrandeten Nabob nicht mehr achtete, zeigte an mir großes Interesse. Die Riesenposten waren dahin — aber den Detailbeträgen winkte Löschung. So schritt er auf der Straße mit beängstigender Herzlichkeit auf mich zu — und am nächsten Tag hatte ich den Anwaltsbrief.

Ich trug das Kainszeichen der Besoldetheit. Ich avancierte zum Milliardärs-Nachfolger. *Ich, ich!!* — der Mitgenommene, spaßhalber mit Begünstigte, zur Besänftigung neidischer Götter Benützte! — *Ich,* die Draufgabe des Geschäftes, der Dumme August in der Manege des Wirtschaftsernstes — *Ich* war nun die Rettung von Handel und Industrie. An *Mich* klammert sich nunmehr alle Hoffnung auf wirtschaftliche Gesundung. *Ich* bin es, der für den Milliardär zahlt. Mit meinen Krawatten zahle ich seine Pelze. *Ich* bin die unentbehrliche Stütze des Bargeld-Verkehrs, der Tragpfeiler der Zukunft. Der I-Punkt haftet fürs Alphabet!

Oh, wenn ich nur früher von der Ehre gewußt hätte! Mit welcher Würde wäre ich in den Geschäftsläden aufgetreten, wie hätte ich mich im Stolz meiner Kreditfähigkeit gesonnt, wie wählerisch, hochmütig, herrschaftlich wäre ich gewesen!

Aber es ist zu spät. Viel Zahlung und keine Ehr'. Und dabei bleibt mir nicht einmal der Trost, daß meine Solvenz nicht bloß in die Vergangenheit zurückwirkt, sondern auch meine Zukunft vergoldet.

Denn, im Vertrauen gesagt: für so kreditfähig hält mich die Handelswelt wieder nicht. . . .

DR. WERNER MAHRHOLZ — EIN LAIE WUNDERT SICH

Vor einigen Tagen kam der Herr Sohn nach Hause und teilte den betrübten Eltern mit, daß das neue Lesebuch für das 3. und 4. Schuljahr der Grundschule angeschafft werden müsse. Es geschah, und der neugierige Vater ließ sich das hübsch in blaue Leinwand gebundene teure Buch zeigen. Sein Titel ist verlockend: „Deutsches Lesebuch für Groß-Berlin". Die Bemerkung, daß es im Auftrage einer Arbeitsgemeinschaft herausgegeben sei, wirkt sehr beruhigend und zutrauenerweckend. Man setzt sich mit Andacht an die Lektüre und ist auf manches Schöne und Neue gefaßt.

Beim Durchblättern fällt zunächst auf, daß die Illustrationen in ihrer überwiegenden Mehrzahl von *Ludwig Richter* stammen, und daß nur ganz wenige Zeichnungen von, dann übrigens recht belanglosen, modernen Zeichnern entworfen sind. Auch ein paar Silhouetten finden sich, aber, wie gesagt, Richter und andere Zeichner der Richterzeit, wie Hosemann, bestimmen durchaus den illustrativen Teil des Buches. Nun ist Richter ja unzweifelhaft der „Meister des deutschen Hauses", aber, seien wir ehrlich, doch eines deutschen Hauses von 1830 oder 1850, und gewiß nicht des deutschen Hauses von 1925. Man mag das bedauern, aber man kommt nicht darüber hinweg, daß uns von der Ludwig-Richter-Atmosphäre Welten trennen.

Was an den Illustrationen schon sichtbar wird, das wird an den literarischen Beiträgen ebenso deutlich. Die Auswahl wird, unter pädagogischen Gesichtspunkten betrachtet, mustergültig sein, aber sie ist sachlich durchaus *romantisch* gefärbt. Selbstverständlich sind eine Reihe von Märchen, auch Scherze, Fabeln, Schnurren, Anekdoten, Sagen, lyrische Gedichte in dem Buch enthalten. Mit keinem Wort aber, mit keinem Gedicht, mit keiner Anspielung nimmt dieses Lesebuch Bezug auf die *tägliche und selbstverständliche Umwelt des Kindes,* die doch in einer Großstadt wie Berlin nun einmal technisch gefärbt ist. Die Zauberwelt der Märchen, die lyrische Empfindsamkeit Gerocks oder Storms oder Frida Schanzs oder Falkes, die heimatkundliche Versponnenheit in Anekdote und Geschichte in Ehren: aber schließlich leben wir nicht in der Ludwig-Richter-Zeit, leben wir nicht zur Zeit Joachims I., bedeutet für das Kind von 8, 9 Jahren ein Scharfrichter weniger als ein Trambahnkondukteur, ein „Lied hinter dem Ofen zu singen" von Claudius weniger als die Dampfheizung. Dies Schul-Lesebuch für Groß-Berlin, ästhetisch durchaus mit Geschmack und Sorgfalt zusammengestellt, unzweifelhaft auch von dem Wunsch getragen, moderne Dichtung dem Kind früh nahezubringen, mutet trotz aller dieser Vorzüge an wie — bestenfalls — ein Brevier für werdende Wandervögel und baut vor dem Kind — und das gerade ist das Romantische daran! — eine kleinbürgerliche Welt auf, die so überhaupt *nirgend mehr* existiert, und deren Ideale, wenn man die gegebenen Verhältnisse einmal betrachtet, durchaus problematisch sind. Das ganze Buch ist auf einen Ton traulicher Familienhaftigkeit abgestimmt, die in kleinen entlegenen Landstädtchen da und dort in Pommern oder in Bayern noch vorhanden sein mag, die aber in Tat und Wahrheit durch die Lebensbedingungen der Großstadt sich schlechthin verbietet.

Man wird nun einwenden: ja, ganz recht und schön, zwischen der Wirklichkeit und dem Ideal klafft eben ein Riß, aber es ist doch gut,

daß den Kindern einmal, wenigstens einmal im Leben, all diese schöne Traulichkeit von Familie, dies stille Glück im Winkel, diese idyllische Beschaulichkeit gezeigt wird. Vielleicht trägt der so ausgestreute Samen doch bei den Kindern Blüte und Frucht und läßt sie wieder zu Menschen werden, wie sie in der „guten alten Zeit" gelebt haben: treu, fromm, ehrlich, bodenbeständig und ruhig.

Diese Argumente haben auf den ersten Anblick etwas Bestechendes, aber bei näherem Nachdenken zeigt sich doch, daß hier ein Grundübel des modernen Bildungsbetriebes sich herausarbeitet: die Hinwendung zu Idealen der Vergangenheit statt zu Aufgaben der Zukunft.

Natürlich muß ein Naturvolk mit einer so langen Tradition, wie das deutsche Volk sie hat, die heranwachsenden kleinen Menschlein in die Kulturtraditionen unseres Volkes allgemach hineinziehen. Und da ist es dann unvermeidlich, daß altes Kulturgut, Stimmung auch der Vergangenheit, dem Kinde nahegebracht wird. Enthielte das vorliegende Lesebuch für Groß-Berlin in einem ersten Teil alles das, was jetzt darin ist, Ernstes und Heiteres, Märchenhaftes und Idyllisches, so ließe sich dagegen wenig einwenden, denn in der Tat ist die *kleinbürgerliche Lebensstimmung* ein Element, und nicht das schlechteste, unserer kulturellen Geschichte und Entwicklung auch heute noch; aber dadurch, daß das Buch so gar nichts vom Leben dieser Tage lautwerden läßt, wirkt es als Aufforderung, sich dem alten Kulturideal und nicht gegenwärtigen, neuen in die Zukunft weisenden Idealen hinzugeben. In dem Lesebuch fehlt ein zweiter Teil, in dem sehr viel von Gegenwart, von Verkehr und Technik, von Maschine und Fabrik die Rede ist.

Man täusche sich doch nicht: auch die Achtjährigen und Neunjährigen reden heut in Berlin schon von Sport und Radio, von Untergrundbahn und Warenhaus, von Telephon und Eisenbahn, von Auto und Motorrad. Breitensträter ist bei ihnen so populär wie bei den Erwachsenen. Es ist nicht wahr, daß selbst ein Kleinbürgerskind aus dem Norden oder Westen Berlins, von den Proletarierkindern ganz zu schweigen, in einer Ludwig-Richter-Atmosphäre am heimischen Herde heranwächst. Es ist ja nicht wahr, daß die Eltern auch nur diese Neigung zum Ludwig-Richtertum hätten. Und schließlich sind *sie* durch ihr lebendes Vorbild ja mit der Schule zusammen die Hauptfaktoren der Idealbildung in so einem werdenden Menschlein.

Da kommt nun das Schulbuch mit seiner Autorität daher und verkündet, das Ludwig- Richtertum sei das Wahre. Was ist der Erfolg, was muß der Erfolg sein? Daß das Kind die Idealwelt als eine unerfüllbare Wunschwelt fernab von aller Wirklichkeit anzusehen lernt und sich sehr realistisch, um nicht zu sagen materialistisch, in dieser es umgebenden Nicht-Ludwig-Richter-Welt einzurichten lernt. Und damit geht dann oft, weil kein brauchbares Ideal gezeigt wird, die Idealwelt überhaupt in die Brüche. Ideale für den Sonntag und Ellenbogen für den Alltag wird die Losung.

Viel zu wenig kümmert sich ja die Öffentlichkeit im Grunde um die Schulbücher. Nur wenn zufällig einmal so ein berufsmäßiger Kritiker, ein krittliches Federvieh, einen Knaben hat, der ein neues, teures Schullesebuch in blauem Leinendeckel braucht, neugierig wird und darin schmökert, so entsteht dann so eine verwunderte Laienbetrachtung.

MARIE-LUISE FLEISSER

EIN PFUND ORANGEN

Ein Mädchen lebte allzu ernsthaft in sich hinein, und jeden Tag tat sie sich was anderes an, ganz was Schlechtes, und wenn nur was Schweres an sie herantrat, gleich nahm sie sich darum an und hielt das Schwere aufmerksam in der Hand, wie wenn sie gar nicht mehr davon lassen könnte. Man fragte sie, warum sie das tat. „Seht ihr nicht, daß mir da was nicht hinausgegangen ist?" sagte sie. Was war ihr denn nicht hinausgegangen? Da hatte sich das gute Kind sein Leben auch ganz anders vorgestellt. Einstweilen wußte sie es ja von sich, daß sie an den Läden, wo es die schönen Sachen gab, immer bloß vorbeigehen mußte. Aber einmal würde sie heiraten, und dann ging eine andere Zeit an. Nach und nach kam sie dann doch noch zu dem einen oder anderen von den schönen Sachen, und alles auf einmal mußte sie ja gar nicht haben. Wenn sie sich das so vorstellte, wie sie an ihren Bekannten vorbeiging in einem neuen Kleidchen, was ihr noch dazu stand, dann konnte sie rein nicht mehr stillsitzen und ging spazieren vor lauter Vorfreude. Viele gingen an ihr vorbei, die schon jetzt schön hergerichtet waren, und wenn man sie so neben den Glänzenden ganz verschwinden sah, konnte man sich wirklich nicht vorstellen, was gerade diese Kleine auf dem ganzen Weg so vor sich hinzulachen hatte. Andächtig schaute sie die herrlichen Kleider an und konnte kein bißchen neidisch sein auf solche, die jetzt schon im Glück waren. Viele schöne Dinge warten auf mich, dachte sie; merkwürdig hell wurde sie im Gesicht, wenn sie daran dachte.

Das Mädchen wurde immer ein wenig größer, und wenn sie früh anfing, dann wäre es jetzt schon bald Zeit gewesen. Deutlich wuchs sie aus ihren Aermeln heraus, und doch gingen auf der Straße nicht mehr alle an ihr vorbei wie an einer Fremden, einmal lernte sie da einen Herrn kennen und einmal da, und manche, die nicht herkamen, sahen ihr wenigstens nach. Daran merkte sie, daß sie nun wirklich unter die Großen gehörte. Man wußte jetzt allgemein von ihr, daß es ihr eigentlich gar nicht gut ging. Aber das war doch ein merkwürdiger Umstand, so bereitwillig diese Männer im Anfang kamen und sich mit ihr unterhielten, bei einem jeden kam der Augenblick, wo er doch nach den Aermeln hinschaute, und das war wahr, das Mädchen paßte nicht recht mehr hinein. Wenn sie ein wenig aufgehört hatten mit Reden, dann redeten sie fast ebenso freundlich wieder weiter, und das Mädchen merkte wohl, daß was dazwischengekommen war. Du würdest mir das Kleid, mit dem mir ein wenig geholfen wäre, auch nicht kaufen, dachte sie heimlich. So spürte sie immer die Grenze, die den andern von selber von ihr abhielt, und alle blieben sie gleich weit weg von ihrem Herzen. Sie wunderte sich ganz, daß allein das schon so schwer war, bis man einmal eine Aussicht hatte. So und soviel Zeit, dachte sie, ist schon hin, dann konnte sie schreckhaft über sich blicken und ein wenig weinen, und von einem Tag zum andern wäre sie immer lieber ein wenig behütet gewesen. Denn sie war und blieb ein großes Kind und staunte andere Mädchen an, die in ihrem Alter doch auch für sich sorgen mußten, und wenn man ihr das einmal hinsagte, schämte sie sich so lange, bis sie ganz krank war. So hatte sie immer ein wenig ein schlechtes Gewissen, und in einer Weise war das wieder gut für sie. Denn wenn sie so in die Welt hineinlief und sich nicht bedachte, hätte

sie leicht was Hoffärtiges an sich haben können, aber so kam das nicht in ihr herauf. Und wenn sie an einem Menschen gar nichts fand, was ihr gefiel, so fand sie immer noch dies an ihm heraus, daß er sich selber versorgte, und staunte ihn aufrichtig an, ganz dankbar war sie ihm dafür, daß sie ihn so anstaunen durfte. Bloß sie selber war die unselbständige Person und mußte immer wen hinter sich haben. Aber den hatte sie nicht einmal, und wenn das Wetter trüb war, nahm sie sich das sehr zu Herzen, aber wenn die Sonne schien, tröstete sie sich wieder. Heute oder morgen konnte sie dem einen begegnen, bei dem sie froh sein konnte, der war dann nicht wie die andern und nahm sich aber auch um sie an. Aber wenn er nun wie alle Leute auf der Straße an ihr vorbeiging, woran sollte sie ihn schon von weitem kennen? Das müßte einer sein, dachte sie, vor dem ich im ersten Schreck am liebsten gleich weglaufen würde.

So ging ihr die Zeit hin im Warten und Glauben. Da hatte sie unter den Mädchen, mit denen sie zur Schule gegangen war, noch ein paar Bekannte, mit denen kam sie immer wieder zusammen. Sie setzten sich an einen Tisch und gaben ihren Bericht ab und ließen dabei ihre neue Frisur sehen mit einer Miene, wie wenn sie die schon lange hätten. Sie bestellten Kakao und redeten immer das gleiche von der Gegenwart und dachten immer was Neues von der Zukunft, denn von einem Tag auf den anderen fiel ihnen was noch Schöneres ein, wie das einmal sein müßte mit ihnen. Auf einmal war unsere Kleine bei den Zusammenkünften nicht mehr so ganz da, sie redete auch kaum mehr mit über die allgemeinen Erwartungen, von denen man einmal spricht und einmal schweigt, und immer wieder sah sie nach der Tür, wie wenn man es gar nicht wissen und wie wenn ein bestimmter Mensch eben überall hinkommen könnte, und alles war gefährlich. Was Hilfloses lag in der Art, wie sie nichts mehr sagte, und wenn man sie deswegen aufzog, tat sie rein, wie wenn sie nicht mehr ins Leben und unter die Hoffnungen gehörte. Rätselhaft wie auf Chinesinnen schaute sie auf ihre Freundinnen hin und dann blieb sie ganz weg. Man sah sie nur mehr von weitem öfter auf der Straße mit einem Mann gehen und dann gleich in eine Ecke abbiegen, aber wegschauen und rot werden, wenn es sich so traf, daß sie unbedingt grüßen mußte.

Da hatte es also auch für sie den Mann gegeben, vor dem sie im ersten Schreck am liebsten weglief, und was sie sich nur immer an ihm gewünscht hatte, dachte sie jetzt in ihn hinein. Er war fast so, wie sie sich ihn vorgestellt hatte, bloß daß alles Unbestimmte an ihm bestimmt wurde, eigentlich so bestimmt, daß man es schon beinahe nicht mehr erkannte. Solche Züge konnten an ihm bis zu einer seltsamen Härte gehen und gegen sie gerichtet sein, aber das wollte sie auch, inzwischen hatte sie dies an sich erfahren. Ganz einfach war es doch nicht für sie, man mußte allerhand umgewöhnen. Statt daß man sie von sich wegbekam, waren die äußeren Umstände zum Beispiel auf einmal übermächtig geworden. Da ging also ihr eigenes Leben ganz so unberaten und hilflos weiter wie immer, ja, sie spürte von Monat zu Monat das Elend tiefer. Jetzt war doch die Zeit, wo es ganz anders hätte werden sollen, und gerade da sah sie das Graue vor sich ins Endlose gehen. Sie wußte selber nicht, wie das vor sich gegangen war. Sie hatte den Mann doch immer angelacht und nur an das gedacht, was ihn freuen konnte, und nun war eben ganz ohne Aussprache und weil ihr Gefallen an ihm

so natürlich war, ihr Freund daraus geworden, nicht das Eigentliche für sie und kein Halt. Wenn sie ihm ins Gesicht sah, konnte sie es ihm ja schon nicht mehr verdenken und dann war es wirklich fein, daß es auf der Welt so viel Zeit gab. Doch wenn sie allein war, gab es wieder zuviel Zeit, und je länger sie ihn kannte, desto öfter war sie auf einmal wieder allein. Da sah man, daß ihr das gar nie hätte passieren dürfen, denn dann kam es in ihr herauf, und jeden Tag tat sie sich was anderes an, ganz was Schlechtes. Mit versagendem Blick sah sie in die Jahre hinein, die vor ihr lagen, und wurde wirr und irr daran wie an einem vorwurfsvollen Schweigen. Zu lange hatte sie, wenn sie an diese Zeit dachte, in ein Licht gesehen und der Weg ging ins Dunkle, immer stand noch der Gedanke an Hilfe in ihr, da doch keine Hilfe war, immer schmächtiger lief sie herum und zum Schluß wußte sie bloß noch, daß sie vergessen mußte um jeden Preis, wie das mit ihr hätte werden können. Unbesehen riß sie ihre schweren Stimmungen in eine Tiefe hinunter, wo sie nicht gleich wieder herkommen konnten, so wollte sie sich um ihre eigene Natur betrügen. Und da sie nicht bekam, was ihr vorschwebte, hing sie sich an das Tägliche, wie sie es nun einmal hatte; richtig stark wurde sie in den Kleinigkeiten, über die andere wegsehen, und in vielen kleinen Freuden. Nun mußte sie sich selber ein Licht werden und das wenige aus sich bestrahlen, bis es ihr hell schien.

Da gab es immer noch Herrlichkeiten auf der Welt, denen man sich überlassen mußte. Jeden Tag ging sie ins Freie und freute sich an dem unbekümmerten Lärm, den die Vögel machten. Die Sonne schien auch immer wärmer, andere Mädchen ließen ihre Hüte daheim und bekamen hellere Haare und schauten auf einmal so frei aus dem Gesicht heraus, daß man es ihnen am liebsten nachgemacht hätte. Soviel das am Hut lag, konnte sie den ihren nicht eigens daheim lassen, denn im Winter hatte sie auch keinen gehabt. Aber jetzt machte es jeder wie sie und niemand merkte was, darin mußte sie keine Ausnahme mehr sein, und auf einmal hatte sie gleichsam auch einen daheim im Kasten. Sie wäre in vielem gern keine Ausnahme gewesen. Es war wirklich ein wenig sparsam, wenn man nichts wie ein Lächeln hatte, um zu zeigen, daß man an seinen Freund schon die ganze Zeit dachte. Sie hätte wieder einmal was anderes auf den Leib haben müssen. Sie rechnete hin und her, aber sie lebte so schon fast von einem Nichts, und da war keine von den wöchentlichen Ausgaben, die sie noch hätte unterlassen können. Ratlos machte sie die Kastentür auf und sah in das Innere hinein mit recht gutem Willen, davon allein hätten die Kleidchen gewiß schon mehr werden müssen. Die von ganz früher gingen überhaupt nicht mehr. Betrübt nahm sie ihr letztes her und dachte, wieviel schöner es wäre, wenn an seiner Stelle da ein durchaus neues hinge. Jetzt wollte sie wenigstens am Kragen was richten. Sie machte ihn fertig und dann schaute sie nach, ob es sonst noch was daran zu tun gab. Aber da schaute das Kleid ihr immer noch langweilig darein, und weil sie es wirklich zu oft gesehen hatte, konnte sie gar nicht mehr hinsehen, die Nadel blieb ihr von selber in der Hand stehen und mochte einfach nicht mehr nähen. Richtig niedergeschlagen war sie, nicht einmal vom Stuhl mochte sie mehr aufstehen, so arg war ihr schon alles, weil nie was half. Ihr, die unfähig war, sich zu rühren, liefen die Stunden hin, und weil es doch nichts mehr wurde an dem Tag, konnte sie bloß mehr ins Bett gehen. Erst mit der lösenden Stimmung kurz vor dem Einschlafen wurde ihr

ein wenig leichter. Im Traum kam sie der Gedanke an, daß sie jetzt, wo die kurze Mode war, das Kleid doch abschneiden könnte. Das hätte ich mir auch schon lange richten können, dachte sie und aus dem Schlafe heraus nahm sie sich einen Anlauf. Am Morgen setzte sie sich hin und glaubte daran und schaute nicht mehr auf, bis sie am Rock unten einen breiten Saum eingeschlagen hatte. So war der Stoff nicht einmal abgeschnitten, denn wenn die Kleider wieder länger wurden, mußte sie das hier sicher immer noch haben. Glücklich hielt sie das Kleidchen auf Armlänge vor sich hin, der geänderte Kragen half mit dem gekürzten Rock zusammen, es war doch wieder viel besser. Wie sich das nur so in sie hineingesetzt hatte, daß sie ewig gleich herumlaufen mußte! Sie freute sich schrecklich auf den nächsten Spaziergang, und wie der Freund kam, zog sie ihn gleich an der Hand auf den Gang hinaus, ihr einziger Gedanke war, wenn er nur nicht auf der Stiege schon hinsieht. Denn auf der Stiege mußte man weitergehen und tun, wie wenn nichts wäre. Nein, am Weg sollte er es auf einmal merken und stehenbleiben. Alles ging auf die rechte Weise vor sich, sie blieben zusammen stehen, und sie lachte ihn an und ging weiter mit größeren Schritten. Aber wenn der Rock so kurz war, hätte sie nun auch feine Strümpfe dazu haben müssen, wie sollte sie das bloß fertigbringen. Wenn man einmal angefangen hat, dachte sie, hört es schon nicht mehr auf. Da hatte sie Geld für eine Woche zum Leben liegen und das war heilig. Aber jetzt schien die Sonne so schön und direkt herrliche Strümpfe waren an den anderen Mädchen zu sehen, die auch spazierengingen und jedesmal schaute ihr eigener Freund genau hin, wie wenn ihm die Mädchen schon halb gehören müßten, bei einer grüßte er sogar und sie grüßte zurück, weiß Gott, ob da nicht was anging. Und weil er den ganzen Nachmittag zerstreut war, wo man ihn ansah, wollte sie auf einmal nicht mehr rechnen. Sie kam heim von da und ging gleich wieder aus und trug richtig das ganze Geld in einen Laden. Das waren aber auch Strümpfe, die sich sehen lassen konnten.

An diesem Tage wollte sie sie nicht mehr anziehen, so neu kamen sie ihr noch vor. Immer wieder breitete sie sie über der Handfläche aus und sah auf die Farbe. Sie freute sich so, daß sie gar nicht mehr essen konnte, bevor sie ins Bett ging, und das war wieder ein Glück für sie. Jetzt hatte sie am anderen Tage doch immer noch das Brot von gestern, und sie schaute ihre Beine an beim Essen, und weil die Strümpfe wirklich schön waren, wußte sie, daß es ihr schmeckte. Aber die Woche war lang und den kleinen Vorrat konnte sie nicht ewig strecken, schließlich war eben doch nichts mehr da. Inzwischen hatten die Strümpfe schon von der Schuh-Creme einen Rand bekommen und sie mußte sie in der Waschüssel waschen, ganz neu waren sie eigentlich nicht mehr und der Freund hatte sie immer noch nicht gesehen, er beeilte sich nicht mit seinem Besuch, da er nichts wußte. Da fiel ihr der Leichtsinn aufs Herz, den sie manchmal an sich haben konnte. Seit gestern hatte sie nichts mehr gegessen, ganz blaß war sie schon und wie sie vor dem Spiegel stand, wußte sie nicht, ob sie den Freund jetzt noch herwünschen würde. Da war es nur gut, daß ein kleiner Leichtsinn auch früher schon in ihren Einkäufen war und daß sie von der Gelegenheit her noch einen Lippenstift hatte. Jetzt ließ sich die Blässe damit ganz gut verdecken. Ein wenig erschrak sie vor sich selber, wie immer wenn

sie sich schminkte, aber es wurde so natürlich, daß sie wieder Mut bekam und den Mann, wenn er selber keine Zeit fand, in eigener Person aufsuchen wollte. Der Tag war schön, und wenn sie einen gemeinsamen Ausflug machten, wäre sie auch zum Essen gekommen.

Das mußte natürlich dumm gehen. Gerade wie sie hinkam, tat sich seine Tür von innen auf, und der Mann ließ das Mädchen heraus, mit dem er sich neulich gegrüßt hatte, anfangs sah es aus, als ob diese allein weggehen würde. So großartig kam die wieder daher, daß man die unsere, die mit einer kleinen Bewegung am Stiegengeländer stehenblieb, ganz übersah, das passierte dem Freund selber zwischen den beiden. Desto schärfer sah die Geputzte nach ihrer Vorgängerin hin und blieb mit ihr auf der gleichen Stufe stehen. Es war also ernstlich Ihre Freundin, sagte sie zu dem Manne hinauf, und an dem Tonfall merkte die Kleine, daß zwischen den beiden schon einmal von ihr die Rede war und der Mann hatte was bestritten. Aufmerksam sah sie ihn an, sie fühlte, daß ihr an ihm bald was sehr weh tun würde. Da blickte auch der Mann schnell hinüber, wie wenn er sie jetzt erst bemerkte, und redete sie mit Sie an. Ich kenne sie nicht näher, erklärte er der anderen und ging mit einer Entschuldigung an der Kleinen vorbei. Jetzt begleitete er die Neue auf einmal ein Stück weiter. In aller Sicherheit ging er weg, und so sehr verließ er sich auf ihre Liebe, daß er die Verwirrte einstweilen da oben stehenließ und durchaus nicht im Sinn hatte, sie damit zu verlieren. Er war nur eben dem fremden Mädchen nachgekommen aus einer vorläufigen Nachsicht mit ihrer Schwäche und um es ihr besser zu erklären. Lange würde dieser Zustand auch hier nicht anhalten, das wußte die unsere, sie wußte viel von ihm. Mit angehaltenem Atem horchte sie, bis die Haustüre ins Schloß fiel, dann ging sie ihnen nach langsam die Stiege hinunter.

Das war nur eine Beobachtung unter vielen, aber wie sie so heimging, stellte sie eben alles zusammen. Er muß mich doch gar nicht lieben, dachte sie, und schloß einen Augenblick davor die Augen. Sie richtete es absichtlich so ein, daß sie ihm nicht in den Weg kam. Und doch stellte er sich wieder in ihrem Zimmer ein, er war in der Gewohnheit, daß er immer wieder zu ihr kam. Diesmal brachte er Blumen mit, und sonst wäre dies eine seltene Freude gewesen, aber heute mußte er die Blumen selbst ins Wasser stellen, sie rührte sie nicht an. Aber er war heute wie immer hier zu Hause und sprach viel und legte sich hin, immer im Sprechen, wie er sich auf seinen Besuchen bei jedermann hinlegte, und sie ließ ihn, wie jedermann ihn ließ und aus ihm ein Wesen machte. Sie konnte sich bloß nicht neben ihn setzen, sie ging ein wenig herum, daß es nicht so auffiel, und dann blieb sie am Fenster stehen, ihr Blick suchte die Linien in seinem Gesicht ab, ganz abgestorben war was in ihr. Und doch stand sie in ihrem eigenen Zimmer herum mit großer Vorsicht und kannte sich zu gut, um entscheidend was zu sagen, was zum Bruch führen mußte. Sie wußte, daß sie ihm nicht widerstand, wenn er oft genug kam, schon waren ihre Tage ohne ihn und dies Warten auf ihn nicht mehr zu denken. Sie kannte in sich noch kein vielfältiges Leben der Liebe und meinte recht töricht, nach diesem würde ihr keiner mehr groß was sagen. Das war ihr wie eine Pflicht vor ihrem Leben der Seele, daß sie neben ihm aushielt. So leicht war es ihm gemacht und alle ihre Bewegungen waren niedergehalten von dieser Gewißheit,

daß sie sich nicht zu hoch hinaufstellen durfte. Er spürte deutlich, was mit ihr vorging, gewalttätig brachte er sie sich wieder nah. Dann ging er gleich und ließ sie zurück in der unbeschreiblichen Verwirrung eines sanften Herzens.

Das war kein guter Tag für sie, sie entsetzte sich vor ihrem eigenen Reagierenmüssen wie vor einem fremden Tier, früher hatte sie davon wenigstens nichts gewußt. Mit gefalteten Händen saß sie vor dem offenen Fenster, in das Dämmerung um Dämmerung einfiel mit leichtem Regen. So würde das immer mit ihr weiterlaufen, sie müßte sich denn gewaltsam entziehen. Da ging ihr Blick im Hinsehen groß auf und daß sie sich aus freiem wegbringen konnte aus einer Welt, wo nicht anders nach ihr gefragt war wie eben nach einem kleinen geduldigen Mädchen, das war doch einmal ein Gedanke. Sie sah sich selber noch vor sich stehen in einem Glanz. Jede Art dazu müßte ihr gleich sein und am wenigsten weit mußte sie gehen, wenn sie aus dem Fenster sprang. Sie wollte bloß noch warten, bis der Regen aufgehört hatte. Wie sie so herumstand und in ihrer Gutgläubigkeit meinte, daß es ohne Sterben nicht mehr ging, fiel ihr ein, daß sie ein kleines Bild von ihrem Freund in der Hand halten müßte, wie sie es bis jetzt in einer Manteltasche stecken hatte und oft von da herauszog. Vielleicht würde ihm dieser Umstand das Wahre sagen.

Sie fand das Bild nicht, dafür kam in einer Ecke der Tasche ein wenig Kleingeld zum Vorschein, das ihr gut getan hätte, wenn sie es gestern fand, einstweilen legte sie das Geld auf den Tisch und suchte weiter. Sie mußte das Bild wirklich verloren haben, auch das noch. Sie wußte, daß sie kein zweites mehr von ihm bekam, denn auch dieses hatte sie ohne sein Wissen aus seinen Beständen wegnehmen müssen und ihm dann beichten. Er hatte sonderbar eng geschaut und die Bestände verräumt, weil er sich die Bilder für eine Art Geschäftszwecke vorbehielt und nicht für Privates. Am liebsten hätte er es ihr wieder genommen. diese Vorstellungen, die er von vornherein in sich hatte, waren für ihn nicht beweglich. Heftig hatte sie den Besitz verteidigt und jetzt war es doch weg. Vielleicht hatte er es ihr selber noch herausgenommen. Da war es ganz aus. Hilflos setzte sie sich an den Tisch und fing zu weinen an, dies Vergangene sah sie wieder an sich vorüberziehen und wie hart er sein konnte in seinen Gedanken. Sie weinte noch mehr, denn es war zuviel, daß sie sich nun auch noch ohne Bild umbringen sollte und im Sterben rechtlos blieb wie im Leben. Mit dem Ellenbogen stieß sie so das Geld, was von vorhin noch dalag, hinunter. Sie hob es auf im Weinen und sah es im Weinen an, und dann umklammerte sie es befriedigt, sie hatte in diesen Tagen schon recht auf das nächste Geld, was sie in der Hand hielt, gewartet. Aber wenn sie es jetzt weglegte und wenn es wahr wurde mit dem Fenster, woran hätte sie denn dann merken sollen, daß sie auf einmal wieder was hatte. Viel war es so nicht, aber es mochte reichen für ein Pfund Orangen und ein unnützlicher Einkauf mußte es durchaus sein. Jedenfalls zog sie ihren Mantel an, damit sie nicht naß wurde und holte aus dem Laden gegenüber ein Pfund Orangen. Es machte ein wenig mehr aus im Gewicht, dafür waren die Früchte alle gleich groß, und daheim legte sie sie auf den Tisch hin in einem Kranz und ging ein wenig davon weg, wie der Maler von seinem Bild. Und dieses tatsächliche Kind hatte sich was antun

wollen. Damit war es jetzt ganz vorbei, sie war von dem Spaziergang in den Regen hinaus lächelnd wiedergekommen.

Sie mochte den schönen gelben Kreis nicht gleich zerstören und weil sie mit sich recht deutlich sein wollte, hielt sie sich vor, wann sie die letzten gegessen hatte. Das war damals, wo sie den Freund noch nicht kannte. Von da war die Angst zu groß in ihr geworden, zu nichts hatte es ihr mehr gereicht und doch war auch nie was übrig geblieben, Gott nahm ihr das Geld wieder aus der Hand, ohne daß sie daran eine Freude haben durfte. Gott hatte dies Kind nicht anders im Herzen, als daß er es durch Bangen bereitete für seinen Zorn, und wenn ihr lang gar nichts passierte, war die Zeit ihr doch immer ein Bangen, sie wußte es von sich nicht mehr anders. Hatte ihr das wieder einfallen müssen, sie hätte Orangen gehabt. Aber da war das Schwere wieder in ihr ganz körperlich wie ein großer Stein und zog sie nieder, langsam setzte sie sich aufs Bett, den Kopf drückte es ihr in die Kissen hinein. Plötzlich wußte sie, warum sie nicht lieber an den Tisch gegangen war, sie hätte dort Orangen riechen müssen. Sie konnte keine sehen und noch weniger essen, es hielt ihr den Mund weg. Was half ihr jetzt noch das Kleine, sie hatte sich einfach abgelebt von diesen ganzen Umständen, in die sie nicht paßte, recht widerwillig wurde sie sich. Sie kannte das schon an sich, und morgen würde sich dies reglose Grausen wieder einstellen und von da immer öfter. Woran hätte sie es denn merken sollen, wenn nicht an den winzigen Anlässen, um die herum sich der Ekel sammelte. An den Orangen hatte sie es wieder gemerkt. Sollte sie wirklich nichts mehr in sich haben, wie diese Flucht aus allem, dies Gefühl einer Erstickung? Wenn sie daran dachte, wie das mit ihr stand, war das Fenster immer noch am besten. Einstweilen war draußen schon stille Nacht geworden; dies erblichene Gesicht ohne Zusammenhang der Züge schaute nicht mehr nach Regen aus. Der Wind drang um das Fensterkreuz, stieß ins Zimmer vor, dahinein mußte sich gut begeben sein, wie in eine Kraft. Es gelang ihr nicht zu lächeln, der Wind legte sich in ihre gelösten Züge ein wie in Wasser, das er trieb. Da war kein Einzelwille mehr, der in ihr widerstand. Wie alles, was wächst in der Natur, wuchs sie nur noch in dies Fallen hinein, ein Fallen in Wind, sie ging dem Fenster zu wie gezogen. Auf einmal rührte die Luft sie kalt an. Da war es doch wieder ein Rest vom Menschen, der in ihr erschauerte, im Hinuntersehen legte sie sich noch einmal in den Rahmen hinein, zuvor wollte sie sich ansehen, wo sie hinkam. Gerade jetzt hörte sie aus dem Fenster unter sich ein Kind im Schlaf reden. Da war ein Schlafzimmer, sie wußte, daß das Bettchen gleich neben dem Fenster stand, und es mußte nicht ausgerechnet ihr Name sein, was das Kind sagte, aber doch hörte es sich so an im Klang. Der Wind trug den Laut seltsam eindringlich und dann abreißend zu ihr empor, und im ersten Zurückfahren war ihr, wie wenn ihr in einem tiefen Zusammenhang noch einmal gerufen würde. Unwissend wie ihr war, stürzte sie in die Knie und so konnte ihr nichts mehr geschehen und so blieb sie, eine große Bewegung kam in sie und ein Atmen von weither. Dies kleine Weiße, was da aus schlafwarmem Mund mit einer Stimme sprach, sie kannte das Kind, in anderen Zusammenhängen hatte sie mit ihm oft auf der Stiege geredet und war die Große gewesen. Aber da es schlief, war das Kind drüben bei den Mächten, die über sie selber Gewalt hatten,

und so unmittelbar sollte sie das Leben anrühren in dieser Kinderstimme und wie ein Befehl, daß sie ins Zimmer zurückging, nie war ihr Gehorsam so schön gewesen. Im letzten Ausläufer einer zwingenden Vorstellung setzte sie sich an den Tisch, wie wenn es immer noch was zu tun gäbe, sie sah die Orangen vor sich, und jetzt wollte sie glücklich davon essen, diesmal aber fielen ihr die Hände davon weg in einem halben Traum, und so auf dem Stuhl und noch in den Kleidern schlief sie ein. Sonderbar bereit fuhr sie auf, wie in das Zimmer ein erstes starkes Zwielicht drang, sie hörte einen fernen Wagen aus einem Toreingang rollen, und ihr war, als sei sie nicht allein und als habe im Schlaf ständig wer mit ihr gesprochen. In einer auftastenden Bewegung und halbem Lächeln wußte sie sich gerettet in diesem Schlaf, das Wunderbare hatte sie heimgesucht, worauf sie immer gewartet hatte, ein Leben lang war sie gestört gewesen, aber nun war sie doch nicht ganz aufgegeben von denen drüben. Sie konnte daran wieder glauben. In einer heißaufschießenden Freude zog sie sich aus und fand ins Bett, wohin sie gehörte.

JOACHIM RINGELNATZ

ABSCHIED VON PARIS

Herz, ich schreibe dies
In der letzten Stunde in Paris,
Aus der letzten Flasche echt Champagner
In dem Nègre de Toulouse,
Nicht so froh, wie ich zuvor aus mancher
Unsentimentalen Stunde sandte manchen Gruß.

Daß ich hier nicht länger durfte bleiben,
Läßt glückstraurig jetzt mich selber quälen,
Morgen aber werd ich frech erzählen
Und deutschabenteuerlich viel übertreiben.
Wie von einer sternenweiten Ferne,
Wie Paris mir ist — ach nein, dann war —.
Denke Dir nur: Jede siebente Laterne
Hier ist ein naives Pissoir.

Unsympathisch, unergründlich
Comme chez nous ist die Bourgeoisie,
Doch die simplen Leute von Pari
Und die Künstler und die bunten Fremden,
Pascin, Eiffelturm und der und das und die —
Morgen, Liebste, schildre ich das mündlich.
Und die Strümpfe und koketten Hemden.

Zwar nach einundzwanzig Bummeltagen
Ist noch nichts Erschöpfendes zu sagen
Ueber dies
Land Paris.
Auch was ich dir morgen angter nus
Glühend loben werde, prüfe du's.
Bums! Ein Glas zerschlug im Nègre de Toulouse.

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, erste Maiwoche.

Die Flüssigkeit des Geldmarktes dauert an, und der Reichsbankausweis spiegelt sie treulich wider. Die Wechsel, die von der Reichsbank selbst diskontiert oder im Rediskont an öffentliche Stellen weitergegeben worden sind, haben sich laut Ausweis vom 15. April, verglichen mit dem Stand vom 15. März, um neue 120 Millionen vermindert. Das deutet auf immer noch fortdauernde Zurückhaltung in der Inanspruchnahme an sich verfügbarer Geldmittel. Allerdings hat sich der Rückgang der Ausleihungen im Tempo schon etwas verlangsamt; denn am 15. März betrug er gegenüber dem Vormonat noch 225 Millionen. Etwas animierend hat die Diskontherabsetzung also doch gewirkt, und man kann verstehen, daß schon wieder von einer neuen Ermäßigung gemunkelt wird. Mindestens im laufenden Monat scheint die Reichsbank aber nichts derartiges mehr zu beabsichtigen; und sogar für später sind die Meinungen sehr geteilt, besonders da alle Ermäßigungen noch immer nicht dazu geführt haben, daß sich, in den allgemeinen Bankbedingungen, die übergroße *Spanne zwischen Soll- und Habenzinsen* milderte. In der Presse wird jetzt zwar gelegentlich gesagt, es bedürfe nur noch einer weiteren Verringerung des Diskontsatzes, um endlich auch diese Spanne einschrumpfen zu lassen; denn die Habenzinsen der Banken seien jetzt ja an einem Punkte angelangt, der gar nicht mehr unterschritten werden *könne*, während die Sollzinsen ganz automatisch dem Diskontsatz folgen müßten. Aber nicht nur die Behauptung, daß die Habenzinsen unmöglich noch weiter gesenkt werden könnten, scheint uns fragwürdig, —: wir würden es auch für falsch halten, die Reichsbankpolitik ausschlaggebend von *den* Wirkungen bestimmen zu lassen, die sie möglicherweise auf die Zinspolitik der Banken ausüben wird. Entscheidender muß für die Reichsbank jedenfalls der recht starke *Devisenabfluß* sein, der aus dem letzten Ausweis ersichtlich wurde und ohne Zweifel auch von der Diskontminderung mit verursacht ist. Er muß wohl als Warnung gelten, die deutschen Zinssätze vorerst noch nicht *zu* tief herabsinken zu lassen. Außerdem nähern wir uns den Sommermonaten, in denen eine Versteifung des Geldmarktes saisonmäßig zu erwarten ist.

In England verfolgt man die deutsch-spanischen Handelsvertragsverhandlungen neuerdings wieder mit großem Interesse. Als seinerzeit der deutsch-spanische Zollkrieg ausbrach, machte die englische Handelskammer für Spanien die

englische Geschäftswelt darauf aufmerksam, wie vorteilhaft dieser Konflikt für sie sein könne. In der Tat scheinen die Dinge nicht sehr günstig für Deutschland zu stehen. Das Reichskabinett hat den Bericht des Untersuchungsausschusses, der vom Reichskanzler im Einvernehmen mit den Spitzenverbänden der Wirtchaft eingesetzt worden ist, bisher noch immer nicht veröffentlicht. Seine Entscheidung scheint aber in einem der Industrie ungünstigen Sinne getroffen worden zu sein; denn die Entsendung des Staatssekretärs *Hagedorn* vom Reichsernährungsministeriums als Führers der Delegation läßt vermuten, daß die Weinbauinteressenten einen neuen Sieg davongetragen haben. Gerade Hagedorn nämlich war es, der seinerzeit den Schwindel von den 300 000 Winzern und den 2 Millionen Menschen, die vom deutschen Weinbau lebten, besonders eifrig kolportierte; er ist demnach am besten geeignet, die Interessen der Gesamtwirtschaft in Madrid wahrzunehmen! Von industrieller Seite ist zu den Verhandlungen jetzt übrigens ein interessanter Vorschlag gemacht worden — nämlich den verlangten Zollschutz doch offen durch eine neue Subvention an die Winzer zu ersetzen. Der Vorschlag blieb in der Oeffentlichkeit leider fast unbeachtet, obgleich er sicherlich wenigstens den Vorzug hätte, ziffernmäßig und unanzweifelbar zu zeigen, wie unsinnig es ist, um der Winzer willen auch nur auf einen Teil des spanischen Marktes zu verzichten.

Wenn nicht alles trügt, gehen wir einer neuen Zolldiskussion entgegen. In Hamburg hat sich ein „Abwehrverband gegen die Erhöhung der Futtergetreidezölle" gebildet — verursacht durch die bekannte Tatsache, daß am 1. August für eine große Anzahl von wesentlich agrarischen Zollpositionen *Zollerhöhungen* eintreten sollen. Zu den Zöllen, die gesteigert werden sollen, gehört unter anderem auch der Gerstenzoll; und durch eine legislative Fahrlässigkeit ist vergessen worden, die unterschiedliche Behandlung von Futter- und Braugerste, die schon vor dem Kriege im deutschen Zollsystem üblich war, auch im Zollgesetz selbst vorzusehen. Als Folge davon ist in Hamburg schon eine neue Zollspekulation in Futtergerste zu beobachten. Aber nicht nur um Wiedergutmachung dieser charakteristischen Nachlässigkeit handelt es sich — auch allgemein ist es ein unerträglicher Gedanke, daß schon wieder eine Erhöhung der Lebensmittelzölle erfolgen soll, und dazu noch lediglich durch Verwaltungsdekret, ohne erneute parlamentarische Beschlußfassung. Der Index des Statistischen Reichsamts zeigt, daß die berühmte „Preisschere" wieder einmal ganz geschlossen ist, und an der Produtenbörse liegen selbst *die* Terminpreise, die für das *nächste* Erntejahr in Frage kommen, auf einer ansehnlichen Höhe. Die Abwehrbewegung ist also motiviert genug. Und es ist vielleicht ein erfreuliches Zeichen, daß dem Hamburger Verband erstmals

auch landwirtschaftliche Genossenschaften beigetreten sind — eine immerhin bemerkenswerte Bresche in die Einheitsfront der Schutzzöllner.

Die neue Getreidehandelsgesellschaft, die zur Erhöhung der Getreidepreise beitragen soll, scheint jetzt endlich Tatsache zu werden. Aber noch ehe sie ins Leben trat, hat sie zu einem peinlichen Börsenklatsch geführt. Einem der wenigen Getreidehändler, die für die Gründung dieser privaten Reichsgetreidestelle eingetreten sind, wird nämlich zum Vorwurf gemacht, daß er in Roggen à la hausse spekuliert habe. Man scheint sogar geneigt zu sein, einen kleinen Korruptionsskandal aus dem Fall zu machen. Bei näherem Zusehen liegen die Dinge jedoch so, daß das Roggenengagement nicht einmal besonders vorteilhaft für den Händler war — Weizen und Gerste wären rentabler gewesen; daß ferner der angeblich gut unterrichtete Ankläger sich einen groben Irrtum hat zuschulden kommen lassen, der auf ziemliche Unkenntnis des Termingeschäfts hindeutet; und daß endlich das in Frage kommende Engagement verhältnismäßig nicht einmal besonders groß gewesen ist. Daß auch angesehene Blätter sich an der Kampagne beteiligten, ist bei dieser Lage der Dinge bedauerlich. Es ist an der Zeit, daß *politische* Differenzen nicht mehr in der Weise ausgetragen werden, daß sofort auch die private und kaufmännische Ehre Andersdenkender in der Oeffentlichkeit untergraben wird.

Die hervorragende Entwicklung des deutschen Exports, die im März zum ersten Male beträchtlich über den Friedensstand hinausführte, scheint ziemlich eng mit der Geldflüssigkeit zusammenzuhängen. Es ist jetzt leichter geworden, Exportaufträge zu finanzieren, als es in den Zeiten der Kreditknappheit war, und auf die Dauer wird von dieser Ausfuhrbelebung jedenfalls auch der Inlandsmarkt erfaßt werden. Die Aktivität der Handelsbilanz, die im März bis auf 280 Millionen kam, rührt freilich nicht nur von der Ausfuhrsteigerung, sondern auch von einer neuerlichen Verminderung der Einfuhr her; und das hat manche Beurteiler alarmiert. Man muß aber erstens bedenken, daß im Vorjahre eine überaus kräftige Eindeckung von Industrie und Handel mit Vorratslagern sich vollzogen hat, so daß nunmehr auch ganz gut einmal gebremst werden kann. Außerdem ist die jetzige Zurückhaltung im Importgeschäft aber sicher auch darauf zurückzuführen, daß die deutschen Einkäufer mit Preissenkungen in den nächsten Monaten rechnen. Und nicht nur dies: teilweise *sind* die Weltmarktpreise für Rohstoffe in den letzten Wochen schon gesunken, so daß die Wertzahlen der Einfuhr stärker vermindert scheinen, als es der mengenmäßigen Wirklichkeit entspricht. Auf diese Tatsache wies kürzlich auch die *englische* Statistik hin. Ent-

sprechend zeigt schon ein flüchtiger Blick auf die *Detail*statistik des deutschen Außenhandels, daß bei einer Reihe von Waren, deren Einfuhr*menge* sogar *gestiegen* ist, der Einfuhr*wert* dennoch gefallen ist, während bei anderen der Einfuhrwert weit stärker gesunken ist als die Einfuhrmenge. Zu der ersten Gruppe zählen gewisse Wollsorten und Mineralöle, zu der zweiten die Baumwolle. Die Detailanalyse ergibt also auch hier — wie immer — ein etwas anderes Bild, als die Globalzahlen. Der Rückgang der Einfuhrsummen kann also auch aus diesem Grunde nicht sehr beunruhigen. Immerhin bleibt es noch zweifelhaft, ob der Exportüberschuß sich in der Höhe stabilisieren wird, die er im März erreichte —: zusammen mit den Reparationssachlieferungen würde er, aufs Jahr bezogen, den phantastischen Ausfuhrüberschuß von 4 Milliarden ergeben.

Ueber die weltwirtschaftliche Situation breitet sich eine dunkle Wolke, die recht bedrohlich aussieht. Der *„Boom"* in den Vereinigten Staaten scheint ein *Ende* erreicht zu haben. Während die Börsenkrise, die z. B. den Kurs der Börsensitze um 10 % hat fallen lassen, zunächst kaum zu erklären war, haben verschiedene Aeußerungen der Schwerindustrie jetzt Befürchtungen erweckt, die über börsentechnische Angelegenheiten weit hinausgehen. Der Auftragsbestand des Stahltrusts, der immerhin 40 % der amerikanischen Eisenproduktion repräsentiert, für Amerika also mindestens die gleiche Bedeutung hat, die der Ruhrtrust in Deutschland haben wird, ist im Rückgang begriffen; und während zur Zeit noch mit über 90 % der Produktionskapazität gearbeitet wird, gehen Aufträge für nur etwa 55 % der Kapazität ein. Gleichzeitig sind die Eisen- und Stahlpreise im Sinken begriffen. Ueber die Gründe des Umschwunges läßt sich von hier aus schwer etwas sagen. Immerhin scheint die schlechte Weizenernte des Vorjahres und ihre Wirkung auf die Kaufkraft der Landwirtschaft dabei eine Rolle zu spielen. Außerdem verstimmt die Baisse an den Rohstoffmärkten, die, wenigstens zu einem Teil, von der Ungunst der europäischen Wirtschaftslage herrührt. Auch sind die Prognosen für die Neuwahlen zum Kongreß, die im November stattfinden, der gegenwärtigen Regierung nicht günstig. Dies drückt insbesondere insofern auf die Stimmung, als man drüben ernsthaft daran zu denken scheint, daß die Zollmauern um „God's own country" *nicht hoch genug* seien. Ein demokratischer Kongreß wäre aber für verschärften Protektionismus gewiß nicht zu haben. All diese konjunkturschädlichen Momente suchte man soeben durch Ermäßigung des New Yorker Diskontsatzes auszugleichen. Mag sein, daß davon wirklich die Wirkung ausgehen wird, die man erhofft. Sicher ist es jedenfalls nicht.

GLOSSEN

TRUST STATT TROST

Eugen Robert, Victor Barnowsky, Max Reinhardt haben sich zusammengetan, sie werden sechs Berliner Theater gemeinsam führen, gemeinsam Schauspieler engagieren, gemeinsam Stücke annehmen, ein gemeinsames Abonnement einführen, gemeinsam Profite oder Pleite machen.

Die Beweggründe dieser Vereinigung sind für jeden der drei Teilnehmer verschiedene:

Eugen Robert vertrustet und vertröstet sich, weil er ein Mann von viel Ideen und etwas weniger Kapital ist. Er bringt seine Einfälle in den Trust.

Victor Barnowsky hat unter der Ungunst der Zeiten schwer gelitten. Er ist, trotz emsigster, anständigster Arbeit, knapp am Zusammenbruch vorbeigerutscht, arme Dramatiker, die er um Tantièmenstundung gebeten, wissen von seinen bitteren Nöten. Er bringt seinen Fleiß, seinen Ehrgeiz, seinen bürgerlichen Charakter in das Geschäft. Ob seine Goldschmiede noch mit ihm gehen?

Max Reinhardt tritt in den Trust, weil er nicht nach Berlin kommen will oder kann. Er hat sein Wiener Theater lieb, obwohl es ihm keinen Gewinn bringt, nur die Heimat, nur die Luft, in der er atmen will. Vom nächsten Spieljahr wird er mindestens ein Drittel, vielleicht, wenn die Filmträume reifen, ein halbes Jahr in Amerika verbringen. Dann wird es ihn nach Wien zwingen, weil die Liebe stärker ist als das Geschäft. Dann wird er wohl ein bißchen in Salzburg festspielen. Der Rest, der kleine, unwahrscheinliche Rest wird Berlin gehören. Er bringt in den Trust . . . seine Abwesenheit.

Man sieht, die Einlagen der Beteiligten sind nicht sehr hoch. Es ist noch Raum für einen Geldmann und für ein Genie. Eigentliches Ergebnis: Wir gewinnen einen Trust und verlieren Max Reinhardt.

Ueber die Aussichten des Trustes soll hier nicht viel geredet und prophezeit werden. Die drei, Robert, Barnowsky und Reinhardts geschickter Vertreter, Dr. Klein, werden wahrscheinlich Gagen-Ersparnisse, weniger auf Kosten der großen als auf Kosten der mittleren und kleinen Darsteller, erreichen, sie werden, wenn sie so fleißig sind wie die großen Billetthändler, ein leidliches Publikumsabonnement erreichen, und wenn Gott ihnen gute Stücke vom Himmel fallen läßt, werden sie sogar Geschäfte machen. In diesem Jahr geschah es in Berliner Theatern, daß halbdurchgefallene Stücke wochenlang vor leeren Häusern gespielt werden mußten, einfach, weil es kein anderes Stück gab, das man rasch genug einstudieren konnte. Dem Trust fehlt, mit Respekt zu sagen, *ein* produktiver Kopf. Man muß, will man ernten, nicht bloß ein Feld, sondern auch sein Theater rechtzeitig bestellen. Die dichterische Produktion ist dürr. Hört man, daß sogenannte siegreiche Theaterdirektoren sogar für ihre fröhlichsten Weinberge die Tantièmen schuldig geblieben sind, so begreift man die Schaffensunlust der Dramatiker. Schließlich dichtet man doch nicht ins Blaue und bloß für die Ewigkeit. Je dürrer aber die Produktion, um so notwendiger die Fürsorge für den Spielplan! Der Trust, der über sechs Theater verfügt, müßte zu Beginn der Spielzeit über mindestens fünfzig Stücke

verfügen, von denen die Hälfte Aussicht auf Publikumsanklang bergen müssen. Der Trust bringt den Berlinern Regisseure, Schauspieler, billige Preise. Nur eines nicht: Stücke! Es fehlt an vorausschauenden Dirigenten der Produktion! An Heraufbeschwörern heiterer Werke! Mit einem harten Wort: An geistigen Leitern! . . . . Der Trust wird von der Dürre des zufälligen Einlaufs abhängig sein. Es gibt nicht einmal mehr einen verläßlichen, nämlich wählerischen Fachmann für den französischen Import.

Berlin gewinnt einen Trust und verliert Max Reinhardt.

Mußte das sein?

Ja. Weil wir einen Dutzendbeamten als Oberbürgermeister haben.

Um es einmal ganz deutlich zu sagen: Wenn Berlin sich ein einmaliges Theatergenie wie Max Reinhardt, erhalten will, so müßte es auch etwas dazu tun, um ihn zu fesseln. Die Stadt Berlin gibt soundsoviel Tausend Mark alljährlich für mittelmäßige Bilder aus, wir steuern Erkleckliches zur städtischen Oper bei, aber keinem Böß und keinem andern Magistratsbeamten ist es eingefallen, die Stadt für Max Reinhardt in Tribut zu setzen.

Glaubt irgend jemand, es sei für Reinhardt, der das fünfzigste Lebensjahr überschritten hat, ein reines Vergnügen, in Amerika zum sechsten Mal die schöne Helena zu inszenieren oder gar den Filmrummel in Hollywood anzufangen? Gewiß, er wird auch das mit Lust tun, weil unversiegliche Lustquellen in ihm sind. Aber wenn die Stadt Berlin, der er zwanzig Jahre in Liebe gedient, die er zwanzig Jahre beschenkt hat, ihm sagen würde: Reinhardt, Deine Unrast ist Deine Gefahr, arbeite hier ungestört, teile dich, in Gottesnamen, zwischen Berlin und Wien, aber laß es damit wenigstens genug sein, wir werden, damit Du Goethe, Shakespeare, Molière inszenieren kannst, Deine Klassiker subventionieren, glaubt irgend jemand, daß Reinhardt, den, wie alle Direktoren, Geldsorgen quälen, das Angebot überhört hätte? Es wächst eine Generation auf, die weder den „Hamlet" noch die „Iphigenie", weder den „Don Carlos", noch den „Egmont" sehen kann. Wäre es nicht eine der großen Nachkriegspflichten der Stadt, diesem Mangel abzuhelfen? Ja, wenn Berlin einen Kopf, ein Oberhaupt, einen geistigen Menschen an der Spitze hätte!

So bleibt nur . . . der Trust ohne Trost.

St. Gr.

GESETZE

Das Gesetz der Dummheit will, daß ein Schafskopf, wenn er an einer funkelnden Blume „Anstoß nimmt", sie fressen und als Kot wieder von sich geben kann.

Das Gesetz des Staates — das im Gegensatz zu jenem das Gesetz der Klugheit ist — will, daß ein Schafskopf an einem Bild oder einer Dichtung Anstoß nimmt, damit die ausübende Gewalt eine Handhabe habe, jene zu beschlagnahmen und von Rechts wegen Kot daraus zu machen.

Wie lobenswert ist doch der erste Schafskopf, der das Kunstwerk immerhin vorher *verdaut* hat.

Peter Scher

VICTOR-HUGO-BRIEFE

Es wurden dieser Tage in Paris Autographen der schönen und klugen Schauspielerin Alice Ozy versteigert. Sie hatte auch den alternden Viktor Hugo bezaubert, zog dem Dichter aber dessen Sohn Charles vor. Da Charles sich wegen seiner

Liebschaft zum Abendessen regelmäßig verspätete, gab der eifersüchtige Vater Anordnung, daß ihm die Koteletts, die den Hauptbestand der Mahlzeit bildeten, entzogen wurden. Nachdem diese Zänkerei mit der Kotelette einige Tage gedauert hatte, traf Viktor Hugo die schöne Alice auf einem Diner bei seinem Freund Philoxeme Boyer. Alice war dem Liebeswerben Hugos gegenüber kalt wie eine Hundeschnauze, was den Dichter um so mehr entflammte.

Kaum war er zu Hause angekommen, als er sich an den Schreibtisch setzte und für Alice Ozy diesen etwas geschmacklosen Vierzeiler schrieb:

> Je suis le chêne et soi la rose purpurine;
> Or derant une fleur l'arbe géant s'incline,
> Car moins vertigineuse est sa fière grandeur
> Une ta grâce ineffable et son exquise odeur

Der Vierzeiler schien Alice nicht zu imponieren, denn sie reagierte nicht darauf. Ohne sich entmutigen zu lassen, schickte Viktor Hugo ihr ein Briefchen folgenden Inhaltes:

> „Alles, alles will ich dir geben. Verlange von mir, was du willst. Was willst du, daß ich tun soll, grausames Kind? V. H."

Das „grausame Kind" schickte das Briefchen zurück, nachdem es auf die Kehrseite geschrieben hatte: *„Ich will, daß Sie ihm seine Kotelette wiedergeben. A. O."*

STRENG

Zeitungsmeldung vom 20. April:

„Im Bayerischen Landtage wurde heute die Debatte über den Justizetat fortgesetzt . . . Der nationalsozialistische Abgeordnete *Streicher* befaßte sich hauptsächlich mit sexuellen Fragen, besonders mit der Verführung christlicher Mädchen durch Juden. Er verlangte *Todesstrafe für den Geschlechtsverkehr* zwischen Juden und Nichtjuden . ."

KURT PINTHUS

Deutschland feiert in diesen Tagen den 40. Geburtstag unseres Kurt Pinthus. Der Gefeierte, erster Filmkritiker des T.-B., Theaterkritiker an der Seite des Jugendvernichters Felix Holländer, steht im Zenit seiner Kraft. Darf man hoffen, daß er als Fünfziger noch



ebenso verschwenderisch seine Gaben verschenken können wird? Feiern wir also den Rüstigen heute! Er ist ein Schüler des unvergeßlichen Köster in Leipzig, er war der Posaunenstoßer für Franz Werfel, der Schlafgenosse von Walter Hasenclever, er war 1918 Revolutionsgeneral in Magdeburg, er lenkte Kurt Wolff vorübergehend auf rebellische Wege, er ist heute der abgeklärte literarische Diplomat des spätesten Abendblattes. Von Frauen umgirrt, von

Mädchen umrauscht, blickt er strenge und unbestechlich durch besonders scharfgeschliffene Linsen in eine Welt, die ihm, besonders an seinem Jubeltage, fast sklavisch zu Füßen liegt. Möge er noch lange . . . rüstig . . . allen Neidern zu Trotz . . . der Erbe Karl Frenzels . . . in Jugendfrische . . . sich selbst zur Freude . . . In diesem Sinne!

BABEL'S OSTJUDEN

Man hat fast in Jean Pauls Art ihre Komik geschildert, ihre eigenen Leute haben es getan, diese Komik ist von Tränen umflossen, es ist eine weiche, spöttische, mitleidige Art, Lebensgefühle werden trotz aller Karikatur spürbar. Diese grotesken ostjüdischen Erzähler sind dann verdünnt, verwässert, entstellt worden, und im Westen haben teils die Juden selbst billige Satiren draus gemacht, um von sich abzulenken.

Mit dem Ghettoerzähler *Babel* wird man kaum ähnlich verfahren können. Diese *„Geschichten aus Odessa"* (Malikverlag) machen einen niederschmetternden Eindruck, hier läßt sich nichts abschwächen, nichts beschönigen, hier wird einem verfolgten, schutzlosen Volk die Seele bloßgelegt, daß einem das Blut stockt. Und wenn man diese grausamen Geschichten gelesen hat und sich bei uns umsieht, versteht man schon jene Zionisten besser, die die Juden aus Europa forthaben möchten — vielleicht faßt man es etwas anders auf, man denkt nämlich mehr so: es ist Zeit, daß sie sich vor uns in Sicherheit bringen, denn im Verkehr mit uns verlieren sie ihre besten Eigenschaften, um unsere schlechten dafür anzunehmen. Es ist immer davon die Rede, die Juden verdürben die Rasse. Ach, das ist natürlich dummes Gerede. Und das Gegenteil dürfte schon mit mehr Grund behauptet werden. Wenn man Babels Juden mit unsern Juden vergleicht, erfaßt einem zum zweiten Male der Schrecken: Was habt ihr aus euch im Reiche der Zivilisation, wo es keine blutigen, sondern nur kalte Progrome gibt, gemacht?! Und wenn man jetzt über die Ostjuden schimpft, denkt man, sie zertrampeln, was ihr Bestes war, sie zertrampeln, wo am meisten gelitten wurde. Sie ziehen aus lächerlicher Eitelkeit den Vorhang vor Hintergründen zu, in denen sich erst die ganze Kraft dieses Volkes offenbarte. Wenn man noch nichts von Ostjuden weiß, muß man Babel lesen; man wird erfahren, wie ein Volk brutal verelendet, mißbraucht und demoralisiert wird. Es ist kein Wunder, daß die besten Revolutionäre und die größten Halunken aus dem Ghetto gekommen sind. Und es liegt nicht am Druck allein, der auf das Ghetto ausgeübt ist, es liegt vielmehr am Wert des Volkes. Man verlangt kein Mitleid, es wäre sogar das Schlimmste, aber man verlangt die Ehrfurcht vor den ursprünglichen Kräften eines Volkes, die im Verkehr mit uns verloren gegangen oder abgenutzt oder entartet sind.

Man mag sich beruhigen — das Ghetto — wenigstens in Sowjetrußland — stirbt, mit ihm der Ostjude, wenn nicht eine Reaktion gewaltigsten Umfangs eintritt. Wir wollen den Untergang des Ghettos nicht bedauern, es ist ein Riesenfortschritt, aber gewiß wird der Ostjude in nicht zu fernen Zeiten ebenso selten werden wie ein Indianer. Und wie es im Leben geht, vielleicht wird am längsten an ihn erinnern — der Witz.

Kurt Kersten.

FILM

Das Feuerroß

Dieser amerikanische Film, in Regie und Technik ein wenig unbeholfen, in der Exposition ein wenig ermüdend, belebt und formt sich erst richtig in der Erinnerung und wirkt, was bei Filmen selten festzustellen ist, noch lange in der Phantasie freundlich und beglückend nach. Er ist nämlich als Amerikaner ziemlich neuartig, ist weder einer von den großen historischen Schinken, noch einer von den unzähligen Gesellschafts- und Abenteuergeschichten oder rapiden Grotesken. Sondern er ist ein filmischer Hymnus auf die Arbeit, nicht auf die sonst oft gezeigte Arbeit des Selfmademans, aber auf die geduldig-hingegebene Arbeit der Volkmassen. Er ist ein Film der Menschenhilfe, der Menschenverbrüderung, der geselligen Verbesserung unserer Planetenoberfläche.

Es wird gezeigt die Erschaffung der ersten Eisenbahn quer durch die Vereinigten Staaten, von ihrem Beginn, der zugleich vom Pacific und vom Atlantic sich ins Innere fraß, bis zur Einhämmerung des letzten goldenen Nagels im Zentrum Amerikas. Eine Liebesgeschichte, ein Spekulationsabenteuer, Indianerkämpfe und vielerlei Genrebilder helfen Fortbewegung und Tempo der ungeheuren Arbeitsleistung anschaulich zu machen.

Manche werden sich mehr an der verhinderten Liebe des edlen Helden erfreuen, manche an den Wildwestjagden und Schlägereien, manche an den zweideutigen Amazonen, die in Krinolinchen und Kapotthütchen die Arbeiterheere begleiten, manche an diesen Volkstypen überallher geraffter bald streikender, bald fanatisch wirkender Pioniere . . . wer aber ist so hartherzig, daß ihn die stille und eindringliche Tendenz, an einem der heroischsten und friedlichsten Meisterstücke der Menschheit exemplifiziert, nicht ergriffe und erhöbe! Dies „Feuerroß" ist, wie gesagt, kein künstlerisch sehr hochstehender Film, aber filmwürdiger und menschenwürdiger als neunundneunzig Prozent aller bisherigen Produktion.

Kurt Pinthus.

DEUTSCHE STIMME

Ein Reisender, der kürzlich aus Paris kam, sendet dem T.-B. folgendes wahrhaftige Geschichtchen:

D-Zug Paris—Berlin. Die Coupés, die Gänge vollbesetzt mit Franzosen, Belgiern, Engländern, Deutschen. Ein schnatterndes Durcheinander von fremden Vokabeln. Jetzt fährt der Zug durch die Gegend bei St. Quentin. Links und rechts zerschossene Häuser, Trümmer, Stacheldraht, Baumleichen. Schweigen im ganzen Zuge. Da ertönt scharf und schneidig die Stimme eines Deutschen:

„Es steht noch gar nicht einmal fest, daß wir daran schuld sind."

BRIEFE AN DAS TAGEBUCH

I.

Immer noch schwarze Gefahr

M.-Gladbach, im April.

Nach Abzug der Besatzung aus dieser Zone hält man sich hier für verpflichtet, in allen Kinos von Reputation den Film „Aus Rheinlands schweren Tagen" abrollen zu lassen. Es werden da Szenen rekonstruiert, in denen dem biederen Greisenpaar von roher Franzosenhand sein „echt deutscher" Sohn entrissen, ins Gefängnis geführt und furchtbar malträtiert wird, und dergleichen mehr.

Ist es wirklich notwendig, die Gefühle der Masse mit solchem Mist künstlich aufzupeitschen?

Ein anderer Unfug wird mit einer Flugschrift: *„Die schwarze Gefahr“* getrieben. In diesem Blatt wird statistisch aufgeführt, wieviel Frauen von den schwarzen Truppen vergewaltigt wurden und auf welche Art dies geschehen ist. Dies Blatt wird mit großen, auffälligen Plakaten ausgerechnet am Kölner Dom feilgehalten und von Halbwüchsigen gekauft.

A. H., M.-Gladbach.

II.

Maria-Luise, nein, Luise!

Kein Pedant wird fordern, daß der Film historische Wahrheit zeigt. Die reine Wahrheit läßt sich überdies nur über solche Vorgänge an den Tag bringen, die keinen Menschen mehr interessieren. Aber ein Reinlichkeitsgefühl, auf das wir auch dann nicht gern verzichten, wenn wir uns der Filmküche nähern, macht uns die gleichzeitig alberne und tendenziöse Entstellung historischen Geschehens widerwärtig. Im „Sans-Gêne“-Film der Ufa erscheint Napoleon als eifersüchtiger Trottel, der gegen den Nebenbuhler, einen österreichischen General, tätlich wird. Maria-Luise wird als keusches Opferlamm gezeigt, Napoleon ist der „Emporkömmling“, sein Ehegespons lilienreine und erhabene Kaisertochter. Wir wissen aber, daß die langweilige Habsburgerin keine Lukretia war, daß sie vielmehr einen gesegneten erotischen Appetit hatte und ihr garantiert 100prozentiges Habsburgerblut nicht ungern mit weniger erlauchtem mischte. Was der Mensch braucht, muß er haben, selbst wenn er Sproß apostolischer Majestäten ist. Aber der Film soll die österreichische Luise nicht nachträglich zur Vestalin ernennen und ihr die Tugendrose überreichen, die wir gerade in dieser Saison für unsere preußische Luise so notwendig brauchen.

P. M., Berlin.

AUS LEIPZIG

In einem großen Leipziger Varieté gastiert „Sandwina“, der weibliche Breitbart.

Sandwina biegt unter anderem mehrere Zoll dicke Eisenstangen freihändig zu Spiralen. An 40 „Herren aus dem Publikum“ überwachen ihr Werk. Alle sind aufgefordert, in ideale Konkurrenz mit ihr zu treten. Coram publico.

1000 Mark dem, der's ihr nachmacht. Da ist ein ganz Schlauer; er wiegt die vierkantige Eisenstange in der Hand:

„E Hammer mecht 'ch!“

„Bitte sehr!“ sagt der freundliche Manager und reicht dem Jüngling ein Rieseninstrument.

„Un eene Zange!“

„Bitte sehr!“

Siegessicher geht der 1000-Mark-Gewinner zu einem Ambos und schlägt — Jung Siegfried — drauf los. Nach zwei Minuten bluten seine Hände sichtbar bis zum hintersten Saalplatz. Das Eisen ist kaum merklich verbogen.

Der Manager (freundlich): „Na geben Sie nur wieder her, junger Mann! — Was sind Sie denn von Beruf?“

Der Angeredete (jetzt voll Scham sich rechtfertigend): „Nu —! Eegentlich Gondittor!“

INHALT DES LETZTEN HEFTES

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin SW 19, Beuthstraße 19. Telephon: Merkur 8790, 8791, 8792. Verantwortlich: Stefan Großmann, Berlin W, Budapester Straße 16. — Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin SW 19, Beuthstraße 19. — Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Wien 156 791. Bankkonto: Commerz- u. Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstraße 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Prikopy 6. — Druck von Gehring & Reimers G. m. b. H., Berlin SW 68, Ritterstraße 75. — Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Beuthstraße 19.

Bezugspreis durch die Post in Deutschland pro Monat 2.— Reichsmark, pro Quartal 6.— Reichsmark; unter Streifband im Inlande und nach Österreich monatlich 2.25 Reichsmark, vierteljährlich 6.50 Reichsmark. Für das übrige Ausland nur Streifbandlieferung monatlich 2.50 Reichsmark, vierteljährlich 7.— Reichsmark. Zahlungen in ausländischer Währung werden zum amtlichen Tageskurs der Berliner Börse am Eingangstage gutgeschrieben.

Inseratenpreise: Grundpreis für die ganze Seite 125 Reichsmark. Bei größeren Abschlüssen progressive Wiederholungsrabatte auf den Grundpreis.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion, auch wenn Rückporto beiliegt, keine Verantwortung.

Commerz- u. Privat-Bank

Aktiengesellschaft

Bilanz abgeschlossen am 31. Dezember 1925

AKTIVA	RM
Kasse, fremde Geldsorten, Zinsscheine und Guthaben bei Noten- und Abrechnungsbanken	20 239 969,87
Wechsel	188 647 595,56
Nostroguthaben bei Banken und Bankfirmen	54 620 380,21
Reports und Lombards gegen börsengängige Wertpapiere	42 619 590,81
Vorschüsse auf Waren- und Warenverschiffungen	47 312 242,51
Eigene Wertpapiere	10 734 854,07
Konsortialbeteiligungen	6 427 798,34
Dauernde Beteiligungen bei anderen Banken und Bankfirmen	4 058 107,30
Debitoren in laufender Rechnung	294 055 391,92
Bankgebäude	23 500 000,—
Sonstige Immobilien	2 650 000,—
	694 865 930,59

PASSIVA	RM
Aktienkapital	42 000 000,—
Reservefonds I	21 000 000,—
Reservefonds II	1 000 000,—
Kreditoren	600 430 220,57
Akzepte und Schecks	25 253 185,41
Dividenden-Rückstände	57 624,48
Gewinn	5 124 900,13
	694 865 930,59

Gewinn- und Verlust-Rechnung

für das 56. Geschäftsjahr, abgeschlossen am 31. Dezember 1925

VERLUST	RM
Handlungsunkosten	40 485 432,94
Steuern und Abgaben	4 748 267,19
Gewinn	5 124 900,13
	50 358 600,26

GEWINN	RM
Gewinnvortrag von 1924	464 635,—
Zinsen, Wechsel, Sorten und Zinsscheine	26 031 154,51
Provisionen	23 832 810 75
	50 358 600,26

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, zweite Maiwoche.

Die Drucksache Nr. 2232 des Deutschen Reichstags ist als Antrag von Graefe und Genossen bezeichnet. Sie trägt den Titel: *„Entwurf eines Gesetzes über Enteignung des Vermögens der Bank- und Börsenfürsten und anderer Volksparasiten."* Nun, das ist endlich mal ein herzhaft Ding, und sicher nicht auf dem dürren Boden welschen, römischen Rechtes gewachsen. Bank- und Börsenfürsten? Volksparasiten? Welsche Rechtssophistik würde die Bezeichnungen für ungenügend halten, die Begriffsbestimmung — da das Adreßbuch keinen Berufsstand „Börsenfürst" oder „Parasit" kennt — für ganz und gar untauglich. Unsere deutschvölkischen Juristen, Gott sei Dank, stolpern nicht über solche Zwirnsfäden — nicht einmal der Darmstädter Oberlandesgerichtspräsident Dr. Best oder der bayerische Oberamtmann Dr. Frick, die beide, neben Ludendorff und Reventlow, das Dokument unterzeichnet haben. *Sie* wissen, wen sie meinen. *Sie* wissen auch, was unter den ebenfalls zu enteignenden „. . . seit dem 1. August 1914 zugezogenen Ostjuden *und sonstigen Fremdstämmigen . . ."* verstanden werden soll. Und sie sind offenbar guter Hoffnung, daß auch die präsumptiven Richter das weitherzig gefaßte Gesetz so auslegen würden, wie sie es wünschen. Andere Parteien waren leider altmodischer. Das Zentrum zum Beispiel — von Demokraten und Sozialisten ganz zu schweigen — erklärte, daß man einen so gefaßten Entwurf nicht einmal im Rechtsausschuß zur Beratung stellen brauche. Darüber könne man auch ohne Diskussion abstimmen. Aber da erwuchs den Justizneuerern bemerkenswerte Hilfe —: die *Deutsche Volkspartei* war plötzlich auf ihrer Seite und fand die Sache wichtig genug, eingehend im Ausschuß besprochen zu werden. Da es in der Deutschen Volkspartei nur einen Sachverständigen für Bank- und Börsenangelegenheiten gibt — nämlich den Abgeordneten Geheimrat Dr. *Jakob Rießer* — scheint diese Stellungnahme offenbar auf seinen Ratschlag zurückzuführen. Und da kann man nicht umhin, in Begeisterung über so viel Vorurteilslosigkeit auszubrechen! Herr Rießer ist Präsident des Vereins Deutscher Banken und Bankiers, außerdem Vorsitzender des Aufsichtsrats

der Darmstädter und Nationalbank. Er selbst also käme als Bank- und Börsenfürst wohl in Betracht. Ferner — obwohl er seinen Vornamen jahrzehntelang nicht ausschrieb, sondern prinzipiell mit I. abkürzte, und obwohl er die Uniform des Reservehauptmanns dem urväterlichen Kaftan sichtlich vorzog — ferner hat es sich herumgesprochen, daß er ein Enkel jenes Gabriel Rießer ist, der vor Zeiten einmal die deutschen Juden führte. Auch als „Fremdstämmiger" könnte er also, trotz Taufe, vielleicht in Betracht kommen. Ist es zu weitgehend, wenn man demnach sagt, daß die Haltung des Abgeordneten Rießer in dieser Frage, und die Haltung der Partei, die ihn zu ihrem Vorsitzenden zählt und sogar ins Reichstagspräsidium entsandt hat, ein Musterbeispiel strengster Gewissenhaftigkeit sind?

In der Nacht auf den 1. Mai ist das Grabmal Schlageters mit roter Farbe beschmiert worden. Für die Schmutzfinken, die es getan haben, ist jedes Wort zu schade. Um so unnötiger war es, daß Herr Luther an Schlageters Vater folgendes Telegramm richtete:

„Mit tiefer Entrüstung höre ich von dem Bubenstück, das die Ruhestätte Ihres Sohnes geschändet hat, der als ein Opfer seiner heißen Vaterlandsliebe den Tod erlitt. Jene Verbrecher haben nur erreicht, daß heute *alle Deutschen dankbaren Herzens* erneut des Mannes gedenken, der sein Leben für das Recht und die Freiheit des deutschen Volkes einsetzte."

Dieser Herzenserguß entspricht nicht gerade dem Ideal der Sachlichkeit, das Herr Luther uns eigentlich doch verwirklichen wollte. Denn es steht immerhin fest, daß die deutsche Politik während des Ruhrkampfes den *passiven* Widerstand gewollt hat, und daß jeder *Sabotageakt* die Lage der Deutschen im okkupierten Gebiet verschlechterte und schließlich die Einheit des Abwehrkampfes zerstörte. Es steht ferner fest, daß Schlageter wegen solcher Sabotageakte von den Franzosen verurteilt worden ist. Er war Führer eines Kampfkommandos; gefaßt wurde er bei dem Versuch, die Kehler Rheinbrücke zu sprengen, — ein Versuch, den er selbst eingestanden hat. Das Todesurteil wurde gefällt, weil durch die Taten seines Trupps französische Soldaten umgekommen sein sollen. Es steht endlich fest — oder wenigstens sagt es eine Urteilsbegründung des Amtsgerichts Spandau vom 5. Mai 1925 (Akten Nr. 2 D 669/23 12) —, daß Schlageter, weil er von einem Bekannten um Geld betrogen worden war, das er für ein Geschäft mit ihm bei einer Bank aufgenommen hatte, „*nicht wußte, wie er sonst die von einer Bank entliehenen 5 Millionen aufbringen sollte* und *deshalb* eine gefährliche, aber *gut bezahlte leitende Stelle im Ruhrabwehrkampf* übernahm, die ihm das Leben kostete". Es haben viele Menschen ihr Leben riskiert, um Geld zu verdienen.

Erst diese Woche ist im Luna-Park in Berlin ein Artist zu Tode gestürzt. Solchem Wagemut kann man unsentimental Respekt zollen. Die Leute aber, die wirklich — mindestens vermeintlich — „ihr Leben für das Recht und die Freiheit des deutschen Volkes eingesetzt" haben, bezogen dafür 33 Pfennige am Tage. Ihrer zu gedenken, hätte Herr Luther besseren Anlaß finden können als den pompösen Protest gegen eine Pöbelei.

Die Selbstachtung eines Volkes spiegelt sich in dem Respekt, den es vor seiner Verfassung hat. In Deutschland hat sich die öffentliche Haltung gegen das Werk von Weimar seit 1919 sichtlich gebessert, ja stellenweise wird an Staatsverehrung des Guten schon wieder zu viel getan. Nur die Bureaukratie, die anfangs die Verfassungsartikel in einer mit Unkenntnis gemischten dankbaren Ehrfurcht anerkannte, treibt neuerdings mit ihr einen üblen *Auslegungssport.* Herrn Joëls, des Staatssekretärs über dem Reichsjustizminister, heftiger Kampf gegen die Fürstenabfindung, auch die Ordens- und Titelfrage, auf die hier im Tagebuch hingewiesen worden ist, dann der letzte Reichsschul-Gesetzentwurf und allerlei andere Mißbräuche freiheitlich gemeinter Sätze für hineingeschwindelte obrigkeitliche Umdeutungen beweisen, daß die Beamtenschaft die rechtliche Grundlage ihrer Arbeit nicht mehr ernst nimmt, sondern zu *Mätzchen* mißbraucht. Ist das an sich schon schlimm genug, so macht ein Parlament gar, das solchem Treiben Vorschub leistet, erst recht den halb lächerlichen, halb beängstigenden Eindruck jenes berüchtigten Mannes, der den Ast, auf dem er sitzt, selber ansägt. Folgendes ist der Tatbestand: Der Reichstag beschließt ein Gesetz, nach dem *Offiziere,* die sich *duellieren,* aus dem Dienst entlassen werden müssen. Der Reichspräsident hat Hemmungen, dieses Gesetz zu verkünden, — was man begreifen kann, ohne es zu billigen. Aber statt seine Gefühle offen auszusprechen, läßt er sich von seinem Bureau Gründe einreden, die nur als Ausrede gelten können: das Gesetz sei *nicht verfassungsmäßig zustande gekommen,* also brauche er es nicht zu verkünden (woran nur der Schluß richtig ist; denn im Artikel 70 der Verfassung heißt es: „Der Reichspräsident hat die verfassungsmäßig zustande gekommenen Gesetze auszufertigen und binnen Monatsfrist im Reichsgesetzblatt zu verkünden"). Statt diese Frage nun zu klären und dabei einmal festzustellen, *wer* eigentlich entscheidet, ob ein Gesetz verfassungsmäßig zustande gekommen ist, hat die Reichsregierung gar nichts getan, sondern sich hinter ihre Parteien gesteckt. Da haben nun diese tüchtigen Parlamentarier beantragt, daß die Verkündung desselben Gesetzes, das sie bechlossen hatten, um zwei Monate hinausgeschoben wird (was nach Artikel 72 ein Drittel des Reichstages verlangen kann). Natürlich ist diese Schutzmaßnahme für

die oppositionellen *Minderheiten* und nicht als Trick für die beschlußfassenden *Mehrheiten* gedacht. Diesmal ist in der Zwischenzeit ein neues Gesetz beschlossen worden, nach dem die Offiziere, wenn sie sich duellieren, nur noch entlassen werden *können,* nicht mehr *müssen.* Was wird nun aus dem ersten Gesetz, das angeblich nicht verfassungsmäßig zustande gekommen war? Es wird *auch* verkündet, trotzdem man doch soeben noch erklärt hat, es sei gar nicht beschlossen! Nur richtet man es so ein, daß es erst einen Tag vor dem neuen herauskommt und beide unmittelbar nacheinander in Kraft treten, das zweite als Abänderung des ersten. Wie ist das möglich? Weil die angeblich verfassungsmäßigen Bedenken durch den neuen Inhalt weggefallen sind; da haben die hohen Herren ihre eigene Ausrede vergessen! Wenn ein Freund des Rechts und der Reichswehr einen Preis dafür stiftete, daß ein Offizier sich an dem *einzigen* Tage duelliert, an dem das *erste* Duellgesetz *allein* in Gültigkeit ist, so könnte an einem Musterfalle endlich einmal festgestellt werden, was eigentlich in Deutschland die Verfassung wert ist.

Die Kommunisten haben wieder einmal Mitglieder ihrer Reichstagsfraktion aus der Partei gestoßen, darunter den Abgeordneten *Korsch,* der als Universitätsprofessor, in den Augen der bürgerlichen Welt, zu ihren repräsentativsten Mitgliedern zählte. Die Gründe dieser Ausschlüsse und überhaupt der leidenschaftlichen Auseinandersetzungen, die seit dem Jahre 1923 ohne Unterbrechung im kommunistischen Lager toben, bleiben fast ein Geheimnis der direkt Beteiligten. Nur der kann sich informieren, der Ausdauer und Geduld genug besitzt, seitenlange Protokolle und Resolutionen zu lesen, in denen kaum ein Wort enthalten ist, das mit den Problemen der Gegenwart in irgendwelchem Zusammenhang steht. Denn in der Kommunistischen Partei treibt man seit langem Politik nur im Nebenberuf — der Kampf der Fraktionen und Fraktiönchen untereinander und gegeneinander, der Streit darüber, wo die von Moskau dekretierte politische Linie eigentlich liegt, und was rechte Abweichungen, was linke Abweichungen davon seien, absorbiert alle Kräfte. Vor der Verfemung und dem Ausschluß geschützt sind nur diejenigen kommunistischen Führer, die ihre Auffassung in jedem Fall und um jeden Preis der Auslegung unterordnen, die Sinowjew, der Vorsitzende der Kommunistischen Exekutive, beständig wechselnd und beständig im gleichen Brustton einer *„ewigen Wahrheit“*, auf Anfrage gibt. Daß die Kommunisten trotz dieser Situation noch immer große Massen der deutschen Arbeiterschaft hinter sich haben, wäre — ohne die Sozialdemokratie — nicht zu begreifen. Doch Thälmann lebt von Wels.

Ueber den Spruch der Pressebibel: „Die Redaktionshand soll nicht wissen, was die Inseratenhand tut," zu dem sich die inkorrupte Presse begeistert bekennt, wurde letzthin hier gesprochen. Seltsamerweise hatte ein Düsseldorfer Richter das Gegenteil dieses heiligen Spruches als Richtschnur aufgestellt und danach geurteilt. Heute können wir über den kuriosen und tieftragischen Fall berichten, in dem sich der Inserent auf den Pressebibelspruch beruft, die Zeitung ihn verwirft, und der Richter . . .? Ja, was wird der hochweise Richter tun? Zu dem Inhaber einer Knabenschule, einem gutmütigen Manne, kommt ein Inseratenakquisiteur und weiß ihn, kraft seines Talentes, zu überreden, einen Inseratenauftrag über 100 Mark für die Zeitschrift „St. Georg" zu unterzeichnen. Text und Erscheinungstag behält sich der Pädagoge vor. Nach kurzer Zeit schon erfuhr er, daß die ihm bis dahin unbekannte Zeitschrift „St Georg" ein feudales, der äußersten Rassenreinheit von Mensch und Pferd gewidmetes Sportblatt ist, in dem ein Inserat für seine Schule ohne Erfolg bleiben muß. Als er also vom Verlage aufgefordert wird, sein Inserat zu liefern, sendet er folgendes:

Kitschiges Kaiserbild
und anderes patriotisches Gerümpel billig zu verkaufen.

Darauf *verweigert* trotz des Pressebibelspruchs der Verlag die Annahme der Annonce, *weil sie nicht in den Rahmen der Zeitschrift paßt.* Hierauf schickt der sehr konziliante Pädagoge folgende Annonce, die sich nach seiner Ansicht besser in den Rahmen einer Zeitschrift für Pferdezucht einfügt:

Altes Pferd,
mit echtem Rindleder bezogen, um jeden Preis zu verkaufen.

Es handelt sich natürlich um das Turngerät „Pferd". Aber andere Pferde hat er nicht im Stalle seiner Anstalt. Hierauf antwortet der Verlag, er nehme überhaupt keine Annonce mehr an, weil die Frist verstrichen sei, beansprucht aber die volle Zahlung des Auftrages. Das mit der Frist ist natürlich faule Ausrede, denn die erste Annonce, die ordnungsgemäß eingelaufen war, hätte schon abgedruckt werden müssen. Die Sache kam vor den Kadi. „Wie liegt die Sache?" fragt er den Vertreter des Pädagogen. Der berichtet. Kaum hat er geendet, springt der gegnerische Anwalt auf: „Alles nicht war! Der Termin ist versäumt! Ist die Annonce nicht eine Verhöhnung?" Er verliest das Kaiserbildnisinserat. Der Richter macht strenge Augen. „Geben Sie das zu?" blitzt er den Pädagogenvertreter an. „Nein!". Der Richter klappt die Akten zusammen. „Nach acht Tagen werde ich das Urteil verkünden." Schluß. Wir sind gespannt. Vielleicht entscheidet er, daß Zeitungen durch den Nichtabdruck von Annoncen, die „nicht in den Rahmen" passen, ganz gute Geschäfte machen können.

DIE STREIKENDE KOHLE

1.

Generalstreik in England? —: schon das Nebeneinander der beiden Substantiva klingt abenteuerlich.

England, das klassische Land der Verhütungspolitik, — England, dieser Staat mit der größten Erfahrung und der ruhmreichsten Tradition im Schlichten von Händeln — England, dieser bewunderte arbiter einer Welt —: gerade England war jetzt nicht einmal imstande, im eigenen Haus einen Kladderadatsch zu verhüten, dem sogar viel ungeübtere Völker, trotz aller Nachkriegsunrast, im letzten Augenblick noch stets auszuweichen wußten?

Der Genius der Politik wendet sich mißmutig ab, schwer lädiert flattern Illusionen im Kohlendunst.

2.

Kohle, — das ist für England allerdings mehr als für uns, mehr als für irgendein anderes Land der Welt.

Kohle ist der Erwerbszweig, der, in jeder Beziehung, an der Spitze der einzelnen Industriebranchen marschiert, allein kaum schmächtiger als die ganze Landwirtschaft.

Rund 5 Milliarden Goldmark ist die Jahresförderung wert.

Rund ein Zwölftel des Volkes lebt unmittelbar von ihr.

Rund ein Zehntel des Exports wird von ihr bestritten.

Man begreift, daß jeder tief eingreifende Wandel in der Struktur dieses wahrhaft fundamentalen Wirtschaftszweiges ebenso tiefgreifende soziale Folgen haben muß.

Aber welcher Art war dieser Wandel? War es ein willkürlich herbeigeführter, der dadurch wieder rückgängig gemacht werden kann, daß irgendein Schuldiger überwältigt wird? Oder war es nicht vielmehr eine Schicksalsfügung, deren Folgen nicht dadurch behoben werden können, daß man sich zu allem Ueberfluß auch noch an die Gurgel springt?

Es war eine Schicksalsfügung ersten Ranges!

Und der Fehler, den man gerade in England am wenigsten erwartet hätte, war der, daß man die Entwicklung nicht zeitig genug ernst nahm; daß man sich um die Lösung herumdrückte, statt sie zu forcieren; und daß jeder Beteiligte, sogar als sie alle schon genau Bescheid wußten, dennoch zu keiner entsprechenden Folgerung kam, sondern in hoffnungslosen Versuchen sich erging, die Zeche vom Anderen zahlen zu lassen.

3.

Vor einem Jahr erschien ein Buch in Deutschland, das den Titel hatte: *„Die sterbende Kohle.“*

Es war ein äußerst pessimistisches Buch — es behauptete, daß die Kohlenindustrie *aller* Länder einem sicheren Verfall entgegengehe, und daß die akuten Schmerzen der Unternehmer wie

der Arbeiter kein vorübergehender Zustand seien, sondern ein dauernder — ein Zustand, der sich sogar stets noch verschärfen müsse.

Denn der *Bedarf* nach dem Mineral Kohle *nehme ständig ab*, die Welt emanzipiere sich von der Kohle.

In dieser Härte ist die Behauptung sicher zu weitgehend. Es ist möglich, daß der Tiefpunkt heute schon erreicht ist; es ist möglich, daß neue Verwendungszwecke für Kohle sich ergeben, vor allem als Rohstoff für chemische Prozesse, die in vielen Laboratorien schon studiert werden; und es ist auch möglich, daß nur eine weitere Verbilligung erzielt werden muß, um manchen Abtrünnigen wieder zur Kohle zurückzuführen.

Aber richtig ist, daß fürs erste wenig Aussicht besteht, noch einmal die Mengen absetzen zu können, die etwa 1913 verbraucht wurden. Und gar keine Aussicht, daß noch einmal jener wilde Kohlenhunger aufflamme, der die Welt, zum Nutzen der Kohlenindustrie, während des Krieges und in den ersten Nachkriegsjahren enervierte.

Vieles hat sich seither geändert.

Die Industriekonjunktur Europas mag sich bessern, die Werke und Fabriken mögen in absehbarer Zeit mehr Brennstoff benötigen als jetzt. Auch Rußland und einige andere notleidende Staaten mögen wieder stärker als Käufer auftreten. Bleibend werden jedenfalls andere Wandlungen sein:

Der Vormarsch des *Oeles* wird nicht mehr gebremst werden können. — Als Schiffsfeuerung wie zu industriellen Zwecken bürgert es sich zusehends ein.

Das Betriebsmittel *Elektrizität* gewinnt immer weiteren Boden — und nicht nur bedeutet Elektrizität sogar dann verminderten Kohlenverbrauch, wenn sie aus Kohle gewonnen wird — zunehmend wird Elektrizität auch aus *Wasserkraft* erzeugt.

Die Fortschritte der *Wärmewirtschaft* werden anhalten — schon heute braucht man zur Erzeugung eines Kilowatts kaum noch halb so viel Kohle wie vor dem Krieg, und auch in vielen anderen Industrien sind brennstoffsparende Methoden eingeführt worden.

Das ist die *internationale* Seite der Kohlenkrisis — das ist die Lage, die für *alle* Produktionsländer zutrifft, und an der wohl überhaupt nichts geändert werden kann. (Es sei denn eben durch Preisreduktionen). Schon von diesen Ursachen müssen Depressionen ausgehen, Ausfälle, Konkurse, Entlassungen und Lohndruck.

4.

Aber außer diesen internationalen Erscheinungen gibt es auch noch *englische Spezifika;* und sie sind wahrscheinlich noch wichtiger als jene — mindestens sind sie dasjenige Gebiet, auf dem am besten eine Gegenwirkung einsetzen könnte.

Denn in seiner Kohlenindustrie erlebt England jetzt die Kehrseite des Vorteils, in ererbtem, früh entwickeltem Wohlstand zu sitzen. England hat die älteste Kohlenindustrie. Aber die älteste ist auch die *veraltetste*.

Nicht nur gegenüber Amerika ist es unterlegen; darin würde es sich nicht von allen anderen Ländern unterscheiden. Denn Amerika hat nicht nur bessere Maschinen, es ist, durch besonders mächtige Flöze, auch von der gnädigen Natur so grandios begünstigt, daß der einzelne Hauer dort im Jahre 1925 eine durchschnittliche Jahresleistung von 700 Tonnen vor sich bringen konnte. während die Prokopfleistung in den europäischen Ländern nur zwischen 150 und 250 Tonnen jährlich liegt. Nur die (entsprechende) Höhe der amerikanischen Löhne und der große Eigenbedarf des riesigen Landes verhindern überhaupt, daß die Welt mit amerikanischer Kohle überschwemmt, und daß den europäischen Erzeugern jeder Markt verbaut wird.

Nicht nur den Amerikanern aber ist England unterlegen — auch mit seinen jüngeren kontinentalen Konkurrenten kann es nicht mehr Schritt halten — insbesondere nicht mit seinem wichtigsten Wettbewerber Deutschland.

Eine Tatsache schon erhellt die Ursachen.

Das Ruhrgebiet allein fördert etwa $^{2}/_{5}$ der englischen Gesamtproduktion. Diese Leistung wird von *70 Firmen* erreicht — die *auch* vielleicht schon etwas zu viel sind. In England aber gibt es *1400 Firmen,* und sie betreiben zusammen 2500 Schächte! „Viele davon," sagt der Kommissionsbericht, von dem noch zu reden sein wird, „beschäftigen weniger als 50 Leute, manche über 3000. Manche erzielten sogar unter den ungünstigen Verhältnissen des Jahres 1925 einen Gewinn von 5 Shilling per Tonne; manche setzten sogar unter den günstigen Verhältnissen des Jahres 1923 den gleichen Betrag per Tonne zu." Die Kommission prüfte den Geschäftsgang von 613 verschieden großen Unternehmungen im ersten Halbjahr 1925. Es waren darunter 573 mit weniger als 1000 Arbeitern, und zwar anfangend mit solchen, die nicht einmal fünf Arbeiter beschäftigten, bis hinauf zu solchen, die nahe an 1000 herankommen. Es ergab sich, daß all diese 573, zusammengenommen, mit Verlust arbeiteten, und nur die 50 großen, zusammengenommen, mit Gewinn!

Ein wunderbares, verdächtiges Resultat?

Keineswegs! Man kann den *Preis* der Kohle nicht beliebig festsetzen. Man kann ihn nicht höher ansetzen als die Konkurrenz. Aber es ist klar, daß veraltete, unrationelle Unternehmungen mit höheren Selbstkosten arbeiten als bessere Konkurrenten. Das Resultat wird sein, daß sie nicht mehr leben können.

Und es ist nicht an der Feststellung zu zweifeln, daß wirklich 73 Prozent der englischen Unternehmungen im Jahre 1925 vor dem Zusammenbruch stand.

5.

Um diese Zeit, im Sommer 1925, erklärten die Unternehmer zum ersten Male kategorisch, die bisherigen Löhne nicht mehr zahlen zu können — die Industrie müsse sich durch *Lohnkürzung* sanieren. Sie führten mit Recht an, die letzte Lohnfestsetzung, die eine Aufbesserung um 11 Shilling pro Schicht gebracht habe, sei während des goldnen Jahres 1923 erfolgt; damals sei das dank der Ruhrbesetzung tragbar gewesen, aber jetzt sei die schöne Zeit vorbei.

Ebenso kategorisch erklärten die Arbeiter, in eine Lohnkürzung nicht einwilligen zu können — die Industrie müsse durch *Reorganisation* saniert werden. Sie führten mit Recht an, mit dem verkürzten Lohn würden sie sich schlechter stehen als die Arbeiter in vielen leichteren Industrien, und es sei doch ihr altes und begründetes Reservat, nicht schlechter sondern besser zu fahren. Die übrigen Gewerkschaften, die für nahe Zukunft auch einen Angriff auf ihre Löhne befürchteten, schlossen sich diesem Widerstand an.

Schon damals stand Aussperrung, Streik und Generalstreik unmittelbar bevor. Die Regierung, verzweifelt nach Einigungsformeln suchend, hörte von beiden Seiten nur: „Unmöglich!"

Da entschloß sich Baldwin zu einem folgenschweren Schritt. Er erklärte sich bereit, der Industrie — für eine Zwischenzeit — die Sanierung sowohl durch Reorganisation als auch durch Lohnkürzung zu ersparen und sie *auf Kosten der Steuerzahler* zu sanieren.

Er gewährte *Subventionen,* die, bis zum 1. Mai 1926, sowohl den Unternehmern einen Gewinn als auch den Arbeitern ihren alten Lohn sicherten. Mittlerweile sollte eine Kommission von Sachverständigen die Lage genau und unparteiisch untersuchen und des Königs Erlauchter Majestät Lösungsvorschläge unterbreiten.

Der Mechanismus der Subsidien begann zu arbeiten — gerecht und nach einem in Deutschland kaum verständlichen Planwirtschaftssystem. Alle Einnahmen der Unternehmen wurden zusammenaddiert. Dann wurden die *sachlichen* Unkosten abgezogen. Vom verbleibenden Rest erhielten die Unternehmer (für sich selbst, Kapitalverzinsung usw.) 13, die Arbeiter 87 %. Was fehlte, um den Arbeitern ihren alten Lohn zu zahlen, mußte die Regierung drauflegen. Unternehmer wie Arbeiter waren also aller Sorgen enthoben — die Unternehmer mit der einzigen Beschränkung, daß ihr Gewinn nicht mehr als 1 Shilling 3 Pence pro Tonne betragen dürfe.

In dieser Weise wurden in den 9 Monaten von August bis Mai rund *500 Millionen Goldmark Steuergelder an die Kohlenindustrie verschenkt* — das ist, aufs Jahr verrechnet, ungefähr so viel, wie die ganze deutsche Umsatzsteuer künftighin erbringen wird.

6.

Auch die Sachverständigenkommisson begann zu arbeiten; und sie tat es in jenem vorbildlichen Stil, den man — im Gegensatz zu den absurden deutschen Veranstaltungen gleicher Art — in England gewöhnt ist.

Die vier Herren (vier, nicht 29, wie z. B. für die bevorstehende deutsche Wirtschaftsenquete bestimmt!) — die vier Herren, unter dem Präsidium Sir Herbert Samuels, hielten 33 öffentliche Sitzungen ab. Vor voller Oeffentlichkeit und mit allen Rechten eines ordentlichen Gerichtes ausgestattet, vernahmen sie 76 Zeugen aus allen Lagern. 25 Bergwerke examinierten sie, 42 weitere ließen sie von Beauftragten untersuchen. Die stenographischen Protokolle ihrer Verhöre umfassen rund 10 000 (numerierte) Fragen.

Nach sechs Monaten angestrengter Arbeit hatten sie ihren Bericht und ihre Empfehlungen abgeschlossen. Ein Band von 300 Druckseiten, ergänzt durch zwei Bände von Dokumenten und Ziffern, wurde dem König, dem Kabinett, den beteiligten Parteien, dem ganzen Volke unterbreitet.

Es wäre gut gewesen, diese Empfehlungen zu befolgen; denn von keiner Seite wird ernstlich bestritten, daß sie durchdacht und im Grunde gerecht sind.

Die Subsidien werden strikt abgelehnt. Man könne, wird gesagt, nicht jeden Bürger belasten, um einer einzelnen Industrie Gewinne und Löhne zu sichern. Außerdem erreiche man nur, daß auch das konkurrierende Ausland zu subventionieren beginne (— was in Deutschland tatsächlich schon im Gange war! —) und damit sei man wieder beim alten Zustand angelangt.

Erhöhung der Arbeitszeit wird abgelehnt, obwohl der englische Untertagsarbeiter mit 7½ Stunden um ½ Stunde weniger arbeitet als sein Kollege in der Ruhr, und um 1 Stunde weniger als sein Kollege in Oberschlesien.

Nationalisierung wird, zwar nicht was den Bergwerks*betrieb*, wohl aber was das *Eigentum der Kohle selbst* anbelangt (in England fast regelmäßig getrennte Dinge!) empfohlen — nicht als aktuell heilsame, aber als prinzipiell erwünschte Maßnahme.

Im übrigen wird ein scharfer Trennungsstrich gezogen zwischen Maßnahmen, die zwar sofort in Angriff genommen werden sollen, die aber *erst in längerer Frist eine Wirkung* ausüben können; und Maßnahmen, deren Wirkung *sogleich* eintritt.

Zur ersten Gattung gehört die Reorganisation — die Zusammenlegung, Modernisierung, Schließung von Betrieben. Ihre Notwendigkeit wird — entsprechend dem Arbeiterstandpunkt — betont und gewisse Verfahrensgrundsätze werden empfohlen. (Der wichtigste ist eben die Einstellung der Subventionen, die ganz von selbst zum Erliegen der Mumien und zur Stärkung der Lebenskräftigen führen wird.)

Aber es muß geraume Zeit in Anspruch nehmen, bis dieser Prozeß sich abgewickelt hat und bis er zur Sanierung von innen her führt. Darum muß, mit dem Fortfall der staatlichen Subsidien und gleichzeitig mit dem Beginn der Reorganisation, auch das *sofort* wirksame Mittel der Lohnminderung angewandt werden.

Das ist der Tenor des „Reports" der „Royal Commission", — und er wurde, wie gesagt, nie durchschlagend angefochten.

Auch die Arbeiterführer sind sich klar darüber, daß aus einem Topf nicht mehr herausgeholt werden kann, als drinn ist; und daß nicht mehr so viel drinn ist wie 1923. Sie wissen, daß sogar, wenn die Unternehmer nicht mehr, wie bisher, 13, sondern nur 10 oder 8 oder 5 Prozent erhielten, ihre alten Ansprüche nicht mehr erfüllt werden könnten.

Auch die Unternehmer wissen andererseits, daß ein großes Sterben beginnen muß, und daß sie nicht hoffen können, einen Besitz zu erhalten, der vom Lauf des Schicksals überholt worden ist.

Wenn sie trotzdem beide halsstarrig blieben, und wenn es dem offenbar redlich bemühten Baldwin auch jetzt wieder mißlang, eine Lösung durchzusetzen, so ist das wohl — über alle Details der Verhandlungen, der Taktik und Vermittlung hinaus — eben auf die korrumpierende Tatsache zurückzuführen, daß sie bereits einmal Subvention geschmeckt hatten.

7.

Denn es ist eine alte Erfahrungswahrheit: Wer sich einmal daran gewöhnt hat, aus fremden Taschen zu leben, gibt diesen angenehmen Zustand nicht gerne mehr auf und gewöhnt sich daran, ihn als ganz normal zu betrachten.

Man findet das bei Menschen, Firmen und Staaten — warum sollte es nicht auch auf Berufsklassen zutreffen?

Was in England vorging, und auch unter der Flagge „Streik" noch immer vor sich geht, war und ist wahrscheinlich gar nicht so sehr ein Kampf zwischen zwei Klassen, zwischen Grubenbesitzern und Bergwerkskumpeln, als vielmehr ein *gemeinsamer Erpressungsfeldzug beider* gegen Regierung und Bevölkerung.

Beide Parteien wissen durchaus, was realiter möglich und notwendig ist. Aber ein heimliches Einverständnis scheint zwischen ihnen geherrscht zu haben: „Im letzten Augenblick, wenn wir nur hart und unzugänglich bleiben, wird die Regierung doch das Risiko nicht wagen, dem Unabsehbaren freien Lauf zu lassen, — eine Minute vor zwölf wird sie, wie im August, den Kassenschrank aufmachen und aufs neue blechen."

Und es ist auch heute — obwohl die Regierung hart blieb, wozu sie meiner Ansicht nach verpflichtet war — es ist auch

heute noch nicht zu sagen, ob dieser Griff an die Staatsgurgel auch allen schönen Endes erfolglos bleiben wird —: es wäre möglich — wenngleich es nicht wahrscheinlich ist —, daß gerade der *Streik* mit eleganter Wendung zu dem Ergebnis führt, das mit der Streik*drohung* nicht erreicht werden konnte.

Hier aber hört die Angelegenheit auf, spezifisch englisch zu sein, und aus dem Fall beginnt ein Typus zu werden.

Denn die hübsche Gepflogenheit der Subvention ist ja auch in anderen Ländern nicht ganz unbekannt. Und wenn die englischen Kohlensubsidien eine ungewöhnlich *großzügige* Prodezur waren, so haben wir z. B. in Deutschland ein um so *längeres* Register ähnlicher Veranstaltungen. Von den oberschlesischen Werken angefangen über die Winzer bis, — jetzt,— zur Leinenindustrie.

Was erreicht man damit? Nie etwas Vernünftiges; häufig nichts als Lähmung jedes Besserungswillens; immer das Bestreben, sich auch weiter aushalten zu lassen; und in krassen Fällen Drohung und Gewalt.

Wenn Mr. Baldwin selbst vor dem Generalstreik nicht weichen wird (der, insoweit er auf neue Subventionen abzielt, keineswegs nur den Arbeitern, sondern auch den Unternehmern nützen soll), so wird eine Regierung, die sogar vor einer Winzerdemonstration kapitulierte, hoffentlich etwas nachdenklich werden.

PETER SCHER

DER HITLERGESANDTE BEI FORD

Die unter dem Namen Hitlerismus in die Terminologie moderner Krankheitslehren eingeordnete Form der partiellen Störung tritt neuerdings wieder lebhaft in die Erscheinung.

Aus dem Münchener völkischen Organ, das ich zum Zweck des Quellenstudiums seit Monaten täglich lese, entnehme ich, daß zum mindesten der Propagandachef Morgenluft wittert.

Im Gegensatz zu den Löwen, die vor der Fütterung brüllen, stoßen die Hitleristen nach erfolgtem Zuschuß unter betäubendem Geheul die Versicherung aus, daß sie grundsätzlich nur aus nationalen Krippen vespern.

Wie dem auch sei: sie tragen offenbar das Schwert im Munde, daß es wieder einmal an der Zeit ist, ihnen auf die Scheide zu klopfen.

In einem Artikel: „*Der jüdische Kampf gegen Ford*" stellen sich die Hitleristen mit großer Gebärde vor den Automobilkönig, „den die Juden zur Strecke bringen wollen, weil er Antisemit ist".

Zu diesem Kapitel möchte ich ein Erlebnis aus Amerika beisteuern.

Als ich vor zwei Jahren in New York war, wollte es ein witziger Zufall, daß ich dort einen Herrn L. kenen lernte, der von Hitler über den großen Teich entsandt worden war, um für die Bewegung Geld zusammenzubringen.

Er kam direkt aus Detroit, wo es ihm kraft seiner arischen Unverdrossenheit gelungen war, den Schutzwall um Henry Ford zu durchbrechen. Aber ungeachtet des stürmischen Vorstoßes war Ford nicht zur Herausgabe auch nur eines Cents zu bewegen gewesen.

Ich sehe noch das Gesicht des Hitler-Botschafters, als er mir, Daumen und Zeigefinger aneinander reibend, in schwerer Depression sagte: *„Keinen Cent! Und so ein Hund will Idealist — sprich Antisemit — sein!"*.

Der Idealist L. bewohnte zur selben Zeit in einem Hotel der 15. Straße zwei elegante Zimmer; auf dem Marmorkamin waren die Photographien seiner Freunde Hitler und Ludendorff aufgestellt und auf dem Tisch lag das herrliche Buch: Die Weisen von Zion.

Auf meine naive Frage: „Aber erlauben Sie — wenn es Ihnen so sehr um die Sache geht: wie bringen Sie es dann fertig, so luxuriös zu leben?" erwiderte er stolz: „Man muß Eindruck machen".

Und in der Tat, es gelang ihm schließlich auch, Eindruck zu machen: In Bronx bei den deutschen Gesangvereinlern und Kegelbrüdern, die er in einer Versammlung durch die Schilderung des Elends um Hitler und Ludendorff zum Weinen brachte. Am Ende ging er mit dem Teller herum und das Resultat waren 23 Dollars, die gerade hinreichten, sein Hotel für zwei Tage zu sichern.

Eine Woche lang sah ich diesen völkischen Sendboten Nacht für Nacht in der Boheme-Kneipe von Greenwich-Village und hörte ihn seine Deklamationen über den arischen Christus und seinen Stellvertreter Hitler an die erstaunt aufhorchenden Amerikaner, Italiener, Franzosen und Juden hinschmettern. Jedesmal kam er mit einem anderen Mädchen, und fast immer waren es Jüdinnen.

Als ich auch über diesen Widerspruch eine treuherzige Frage an ihn richtete, sagte er: „Das ist mein Schicksal! *Ich bin durch eine Jüdin pervertiert worden und kann nun nicht wieder zurück. Sie seh'n: der Jude ist überall dahinter!"*

Das sah ich allerdings — besonders, als er eines Tages mit einem Karton ankam, aus dem er ein Pariser Kleid nahm, das er den Mädchen von Greenwich-Village zum Verkauf anbot. Das

Kleid gehörte einer jüdischen Filmschauspielerin, und sie hatte es dem blonden Arier zwecks Versilberung zur Verfügung gestellt.

So war der Bote, den Hitler als seinen Getreuesten hinausgesandt hatte, um die Welt für seine Sache bluten zu lassen.

Eines Abends saßen wir in einer wüsten Schenke in der 32. Straße, wo Alkohol zu haben war.

Es war die Zeit des Hitler-Ludendorff-Prozesses und wir verfolgten die Zeitungen mit Spannung. Wir tranken geschmuggeltes kanadisches Bier; ein Hammerklavier spielte mit entsetzlichem Getöse zwölfmal die Marseillaise herunter. Der völkische Herold las die Telegramme aus Europa und mit einem Mal hieb er auf den Tisch und schrie in wilder Ekstase: „Wenn sie es wagen sollten, Ludendorff zu verurteilen — oder gar Hitler — dann gibt es nur eins —!"

Mit stieren Augen, im Takt der Marseillaise auf den Tisch trommelnd, ekstatisch übersteigert, dem Weinen nahe, brüllte er in das Getöse: *„Kämpfen bis zum letzten Mann! Alles im Blut ersäufen!"*

„Aber Sie sind ja hier in Amerika", sagte ich nüchtern.

Wütend sah er mich an.

„Mit dem nächsten Schiff bin ich drüben! Wenn Hitler verurteilt wird, seh'n Sie mich nicht wieder!"

Hitler wurde verurteilt.

Ich sah ihn trotzdem wieder.

Sechs Wochen später fuhr ich in München mit der Trambahn durch die Maximilianstraße. Am Nationaltheater springt einer auf: „Ah — Sie?!"

Er war es. Tiptop vom Scheitel bis zur Sohle. Ein Rosaseidenhemd schmückte seine Heldenbrust, ein Brilläntchen funkelte am Finger.

Feurig sah er mich an.

Ich sagte trocken: „Sie *leben* —?"

Ein bißchen unangenehm berührt, sagte er: „Wir müssen einmal über Amerika plaudern."

Er sagte wörtlich plaudern.

Elegant und duftend, durch und durch ein Gent, sprang er vom Wagen und rief ein Auto an.

Er hatte wohl recht — er mußte sich der Bewegung erhalten. *Dieser* Bewegung.

Ich habe ihn nicht wiedergesehen.

Aber daß die Hitleristen den Henry Ford, der sie trotz flehentlicher Bitten damals so sitzen gelassen hatte, heute wieder gegen die Juden verteidigen, ist originell.

Damals haben sie wie die Rohrspatzen auf ihn geschimpft.

STEFAN GROSSMANN

JAFFÉ, DER BRANDSTIFTER

I.

Vor dem Schwurgericht in Görlitz wartet ein halbes Hundert Zeugen, das in dem Brandstifterprozeß Jaffé vernommen werden soll. Plötzlich öffnet sich die Tür und eine Stimme ruft über den Korridor: „Sämtliche Zeugen können nach Hause gehen, der Angeklagte ist freigesprochen." Der Fall ereignet sich nicht alle Tage, daß ein Gericht, nachdem es etwa fünfzehn Zeugen einvernommen hat, von der Unschuld des Angeklagten so gründlich überzeugt ist, daß es überhaupt niemand mehr anhören, sondern nur mit größter Beschleunigung den Freispruch des Angeklagten verkünden will. Der Staatsanwalt hat in der mehrtägigen Verhandlung nur einen einzigen Satz gesprochen. Der hieß: „Ich beantrage die Freisprechung des Angeklagten."

Der Freispruch kam, die vier Monate qualvoller Untersuchungshaft waren vergessen. Wie aber konnte es zu einem so kläglichen Zusammenbruch einer Anklage kommen?

Der Fall Jaffé ist erörterungswürdig, weil er zeigt, wie ein verbissener Untersuchungsrichter eine Existenz zerstören kann.

II.

Walter Jaffé, heute ein Mann von 38 Jahren, hatte auf Wunsch seines Vaters das Müllergewerbe gelernt. Der Vater war Inhaber einer Getreidefirma, die über hundert Jahre in Posen bestand. Immer schon war es der Plan des Vaters, mit Getreide nicht nur zu handeln, sondern das Mehl selbst in eigenen Mühlen herzustellen.

Freunde der väterlichen Familie sollten sich mit den jungen Jaffés verbinden und eine große Mühle betreiben. Deshalb mußte Walter die Müllerei erlernen, er mußte selbst an den Stühlen stehen, aber er sollte dazu auch noch etwas vom Getreidegeschäft verstehen, deshalb wird er nach seiner Müllerzeit in die Handelshochschule gesteckt. Ehe er den Plan des Vaters ausführen kann, kommt der Krieg. Walter Jaffé steht vier Jahre an der Front, in Rußland, in Italien, in Frankreich. Im Mai 1918 kommt der Fußartillerist nach einer Gehirnerschütterung in die Lazarette von Peronne und Charleroi. Der Krieg ist aus; er kehrt nach Posen zurück, wird 1919 als Deutscher von den Polen interniert, er hat einige freimütige Bemerkungen über die polnische Wirtschaft in Posen gewagt. Sein Entschluß steht fest, er muß nach Deutschland gehen, er kann nicht länger in Polen bleiben, er will sich eine Mühle in Deutschland suchen, die er zusammen mit seinem Bruder und seinen Freunden Heimann betreiben will. 1921 kauft er in Hennersdorf bei Görlitz eine kleine, saubere, ausbaufähige Mühle. Es wird kein Direktor angestellt, die beiden Jaffé und

die beiden Heimann betreiben umsichtig und fleißig die Leitung der Mühle, Hand in Hand mit dem Berliner Verkaufsgeschäft. Sie sind glücklich in dem schönen Wohnhaus, es liegt in anmutiger Umgebung, sie haben dazu drei Morgen Gartenland, ein Dutzend Kinder kann hier spielen und von Zeit zu Zeit wechselt man den Dienst und fährt nach Berlin. Sie bauen die Mühle aus, vergrößern das Werk, schaffen neue Maschinen an, errichten eine neue Roggenmühle dazu und sehen mit Freude, wie die Leistungsmöglichkeit der Mühle von 180 Zentnern allmählich auf 1400 Zentner steigt. Der Müller Walter Jaffé ist glücklich.

Im Herbst 1925 gibt es in der Hennersdorfer Gegend, ganz wie in Berlin, eine Brandepidemie. Innerhalb von einigen Wochen ereignen sich hier ungefähr zehn große Brände. Die Landwirte erhalten Drohbriefe, die Situation wird brenzlich, als im August 1925 die Scheune des benachbarten Bauern Schuster niederbrennt, der allerdings als ein gewalttätiger, zum Trunk geneigter Mensch in der Gegend unbeliebt ist. Walter Jaffé, um seine Vorräte in der Mühle besorgt, holt selbst die Feuerwehr von Görlitz. Am 2. November wird in der Mühle der Diebstahl eines Magneten aus einem Lastauto bemerkt, aber man schenkt der Sache nicht sehr viel Beachtung und fragt sich kaum, warum eigentlich die Autos der Mühle unverwendbar gemacht werden sollten. Drei Tage drauf brennt bei Schuster die zweite Scheune nieder, wieder ist es Walter Jaffé, der die Feuerwehr holt, diesmal entdecken Angestellte auch auf dem Mehlspeicher der Jaffé'schen Mühle mit Benzol getränkte Säcke, und das Schloß des Autoschuppens ist erbrochen. Die Situation wird ungemütlich. Walter Jaffé beschließt einen Wächter mit scharfem Hund zu nehmen, vielleicht sollten Lichtmasten um die Mühle aufgestellt werden? Er ruft zwei Tage nach dem zweiten Brand bei Schuster die Vertreter der Magdeburger Versicherungsgesellschaft zu sich und fragt sie: Wie soll ich mich schützen? Der Beamte schlägt ihm vor allem eine Erhöhung der Versicherungssumme vor. Zum Glück lehnt Jaffé dieses Angebot ab. Am nächsten Tag bemerkt Jaffé einen unangenehmen Menschen auf dem Gehöft, der überall herumspioniert. Er ruft den Gendarm, der ihm zwar nicht hilft, den verdächtigen Fremden festzustellen, der ihm aber, noch ehe der Waffenschein bewilligt ist, einen Revolver verschafft. Noch ein kleines Erlebnis am Sonntag: Ein Müllergeselle namens Plager erscheint bei Jaffé und bittet um seine sofortige Entlassung, er müsse gleich nach Haus, der Vater sei schwer erkrankt. An diesem Sonntag hat Jaffé, zusammen mit seinem Obermüller, einem braven Bayern, einen Wachtdienst eingerichtet, sie patrouillieren abwechselnd das Gehöft ab; etwa gegen halb eins Uhr nachts geht Jaffé in die Stube hinein, trinkt einen Tee, liest ein bißchen, nickt ein. Um halb zwei Uhr wird er munter, springt sogleich ins Freie, sieht plötzlich zwei

Gestalten über den Weg springen und hinter einem Schuppen verschwinden. Er mit dem Revolver ihnen nach, in der anderen Hand die Taschenlampe, die er aufblitzen läßt. Im nächsten Moment schießt er, bekommt einen Schlag ins Gesicht und fällt ohnmächtig hin. Alle Leute, die ihn damals gesehen haben, erzählen, daß er nach dem Ueberfall einen mitleiderregenden Eindruck gemacht habe, er war ganz blaß, taumelte und hatte eine Wunde im Gesicht.

In dieser Nacht brannte die Hennersdorfer Mühle vollkommen ab.

III.

Schon in dieser Nacht trat der Oberlandjäger Wurm um drei Uhr zu dem an der Brandstätte erschienenen Landrat Schroeder und meldete gehorsamst: „Jaffé ist der Täter." Welche Gründe den Oberlandjäger zu dieser schnellen Behauptung veranlaßt haben, kann heute nicht mehr ergründet werden. Sein Vorgesetzter, der Polizeimajor von der Gröben, hatte freilich noch in der Nacht, als er den Taumelnden sah, mit rasselnder Stimme erklärt: „Ich habe den Eindruck, daß der Mann simuliert." Am Dienstag früh, Jaffé war nach Görlitz gefahren, um mit einigen Geschäftsfreunden zu konferieren, erhält er eine Vorladung zum Gericht in Sachen des Brandes seiner Mühle. Er eilt schnell hinüber ins Landgericht, muß endlos warten, dringt einige Male bis zum Untersuchungsrichter vor und hört endlich von dem *Landgerichtsrat Kaulbach,* der die Untersuchung führt: „Sie stehen unter dem Verdacht der Brandstiftung, äußern Sie sich dazu." Jaffé, im ersten Augenblick wieder wie vor den Kopf geschlagen, gewinnt sofort seine Ruhe wieder und bleibt während eines dreistündigen Verhörs nervenruhig. Die Vernehmung wird einmal unterbrochen, als der *Kreisarzt Dr. Sauerzweig* erscheint, um die Geschwulst unterhalb der Schläfe zu untersuchen. Der Herr Sachverständige, ein großer blonder Mann, gescheitelter Kopf, Monokel, der bekannte Typus. Der Untersuchungsrichter stellte die Wunde des Beschuldigten dem Sachverständigen mit den Worten vor: „Damit will er eineinhalb Stunden bewußtlos gelegen sein, ich hab auch 'mal bei der Mensur einen Hieb bekommen, da fiel ich um, aber das war ein ander Ding."

Am Schluß des Verhörs sagt der Untersuchungsrichter Kaulbach: „Ich muß Sie in Haft nehmen."

Jaffé: „Wenn Sie mich kennen würden, würden Sie das nicht tun."

Untersuchungsrichter Kaulbach: „Ach was, auf solche Einwände gebe ich nichts, denken Sie an die Gräfin *Bothmer.*"

Abends kann der Häftling ein Gespräch mit einem Görlitzer Verteidiger führen, der drückt ihm die Hand und sagt: „Ich bürge Ihnen für einen Freispruch mit Pauken und Trompeten."

Zwei Tage darauf schickt man dem Angeschuldigten einen zweiten Sachverständigen auf den Hals, es ist der bekannte Judenfresser Dr. *Hagedorn,* ein Vereinsredner der Bismarckbündler, ein Mann, der im städtischen Krankenhaus von Görlitz keinen jüdischen Arzt duldet. Sauberzweig und Hagedorn sind, das versteht sich von selbst, ein und derselben Meinung: Der Jude Jaffé hat sich die Wunde selbst beigebracht, indem er sich die Haut von der Wange *abgeschabt* hat. Die Ohnmacht war Schwindel und das alles war Komödie, um die Brandstiftung zu cachieren. Der Untersuchungsrichter erzeugt inzwischen seine Protokolle. Wenn der Angeschuldigte sich weigert, diese Protokolle zu unterschreiben, weil er falsch verstanden worden sei, dann lächelt der Untersuchungsrichter und sagt hohnvoll: „Ach, Sie vermerken wohl wie der Reichskanzler Michaelis bei jeder Aussage, wie ich es verstehe." Um die wirtschaftliche Situation des Jaffé zu ergründen, fragt er ihn, was er denn in den Jahren 21, 22, 23 verdient habe. Jaffé kann, da es sich um die Inflationsjahre handelt, natürlich keine Ziffer nennen. Das scheint dem Untersuchungsrichter offenbar sehr belastend, er erzählt es am selben Tag sogar dem Bruder des Angeschuldigten, der gerade zu Besuch kam. Der Bruder erwidert: „Herr Landgerichtsrat, Sie haben ein fixes Gehalt, aber bitte können Sie mir sagen, was Sie 1921, 22 und 23 bezogen haben?" Schweigen im Walde. Als bei diesen Verhören Jaffé erklärt, er habe in all den Jahren gut verdient, schlägt der Untersuchungsrichter die Hände über dem Kopf zusammen und sagt: „Na, hören Sie, das ist aber ein Widerspruch, wenn Sie gut verdient haben, wozu wollten Sie denn dann noch vergrößern?" . . . Um den Strick gut zu drehen, mit dem Jaffé gehängt werden sollte, verweigert der Untersuchungsrichter den Verteidigern zwei Monate lang die Einsicht in die Akten, die allmählich auf drei Bände angewachsen waren, und schließlich bewilligte er gnädigst die Einsicht in den ersten Band. Eines Tages erhängt sich ein Zellennachbar Jaffés aus Verzweiflung. Jaffé, ohnehin in tiefer Depression, bittet den Untersuchungsrichter, zu ihm zu kommen. Herr Kaulbach erscheint im Nu mit dem Tippfräulein und der Schreibmaschine. Offenbar hatte er ein Geständnis erwartet. Aber der verzweifelte Untersuchungshäftling sagt nur: „Bitte, lassen Sie mich frei, ich bin unschuldig." Darauf erwidert Herr Kaulbach lächelnd und jedes Wort ist geträufeltes Gift: „Na, machen Sie sich mal keine Hoffnung, Herr Jaffé." Ein Haftentlassungsantrag wird abgelehnt, wegen Verdunkelungsgefahr, Fluchtverdacht liege freilich nicht vor. Als die Untersuchung fast beendet war, wird ein zweiter Haftentlassungsantrag vom Landgericht Görlitz abgelehnt. Dies

mal liegt wohl keine Verdunkelungsgefahr vor, aber Fluchtverdacht. Die Verteidiger verfassen eine etwas sarkastische Beschwerde an das Oberlandgericht Breslau. Doch ehe die Beschwerde noch überreicht wird, nur der Inhalt ist im Landgericht ruchbar geworden, wird Jaffé gegen Kaution auf freien Fuß gesetzt.

Zum Glück blieb Walter Jaffé nicht ohne Retter und Helfer. Als die Gutachten der Görlitzer Bismarckbündler und Sachverständigen bekannt wurden, bewog die Familie Jaffés den Berliner Gerichtssachverständigen, Professor *Störmer*, nach Görlitz zu fahren. Er untersuchte Jaffé, stellte einmal den Tatbestand fest, nämlich daß der Ohnmächtige gar nicht eineinhalb Stunden, sondern bloß dreizehn Minuten ohnmächtig gelegen sei, stellte fest, daß die Wunde von einem Schlage hergerührt habe, und daß vermutlich zu der Ohnmacht noch eine Rauchvergiftung hinzugetreten sei. Als Herr Kaulbach, der Untersuchungsrichter, von dem Besuche des Gerichtssachverständigen Störmer in Görlitz hörte, versuchte er im ersten Augenblick die von seinem Vertreter bewilligte Besuchserlaubnis zurückzuziehen, und er rief in schönem Lokalpatriotismus: „Mir genügen die Görlitzer Aerzte!“ Gegenüber dem entlastenden Gutachten Störmers versuchte er sich einen Breslauer Sachverständigen, Professor Wollenberg, heranzuholen. In der Verhandlung hat Wollenberg freilich auch nur zum Freispruch mitwirken können. Schließlich hat der Untersuchungsrichter einen vierten Sachverständigen in Bewegung gesetzt, er mußte ihn von sehr weither beziehen, und zwar aus *Kiel*. Dieser Sachverständige, Professor *Ziemke*, gab sein Gutachten ab, ohne den Beschuldigten zu sehen, bloß auf Grund der Protokolle! Diese Protokolle selbst aber sind, wie der Untersuchungsrichter Kaulbach in der Verhandlung mit etwas verlegener Miene zugeben mußte, keine wörtlichen Aussagen, sondern die *„Ergebnisse“* der Verhöre. Man nahm als Sachverständige noch Professor August *Borchardt*, Professor *Landois*, Professor *Seefisch* und den leitenden Arzt der Charité *Sidangrodski*. Diese vier Autoritäten erdrückten die Gutachten der Görlitzer Bismarckbündler. Sie stellten fest, daß die Verletzung des Jaffé durch äußerliche Gewalt herbeigeführt worden sei, daß kein objektives Zeichen dafür spreche, daß Jaffé sich die Verletzung selbst beigebracht habe, und daß die Wahrscheinlichkeit einer Gehirnerschütterung nicht von der Hand zu weisen sei.

IV.

Was aber lag, um Himmels willen, eigentlich an belastendem Material gegen Jaffé vor?

Er hatte in der Nacht, in der seine Mühle abbrannte, eine Hose getragen, und in dieser Hose befanden sich zwei Brand-

flecke! Es war klar, diese Brandlöcher in der Hose konnten nur bei der Brandlegung entstanden sein. Dann später erst lief er zu dem Schuppen, wo er sich selber die Haut im Gesicht abschabte, um verwundet zu scheinen. . . . Der Untersuchungsrichter wurde hier nur durch die Aussage einer bescheidenen Wirtschafterin ein wenig gestört, die erzählte: Bei dem Brande der Schuster'schen Scheune waren durch das offene Fenster zwei Funken in Jaffés Zimmer geflogen und hatten diese Löcher gebrannt. Die sorgliche Wirtschafterin zeigte ihrem Herrn die versengte Hose und fragte, ob sie sie stopfen solle. Das war vier Tage *vor* der Brandlegung der Mühle. Im übrigen wird man in den Akten nach *jedem* Beweise, ja nach *jeder Spur eines Verdachtes* ganz vergebens forschen. Es gibt auch für den zurechnungsfähigen Beurteiler gar kein Motiv, warum Jaffé die Mühle, für die er drei Tage vor dem Brande noch eine neue Maschine anschaffen ließ, die Mühle, deren Rentabilität sich von Woche zu Woche hob, die Mühle, die ihm und den Seinen eine *Heimat* war, mutwillig hätte zerstören sollen. Und trotzdem vier Monate Inquisition! Inzwischen hätte der Untersuchungsrichter einem andern Verdacht nachgehen müssen, es ist festgestellt, daß jener Müllergeselle Plager, der am Sonntag seine Entlassung begehrt hatte, weil sein Vater gestorben sei, an diesem Tage gar nicht abgereist war, trotzdem er es so eilig hatte. Es ist fesgestellt, daß er in der Brandnacht in der Umgebung der Mühle gesehen worden ist. Es ist festgestellt, daß er in dieser und in der vorigen Brandnacht, als er von seiner Wohnung wegging, die Klingel angehalten hat, um leise davonschleichen zu können. Selbst der Untersuchungsrichter Kaulbach schrieb in einem lichten Moment zu den Akten: „Ich plante die Verhaftung Plagers, da er tatverdächtig war, aber er machte im ganzen doch einen günstigen Eindruck, und ich hielt ihn nicht für *dringend* verdächtig." Der Leser wird glauben, daß hier mit Absicht irgend ein wichtiges Verdachtmoment nicht angeführt worden sei. Er irrt. Die Akten sind, alle drei Bände, so leer wie das Hirn ihres Schöpfers.

Wie soll man nun die Verhaftung, die Fortdauer der Haft, die Erhebung der Anklage erklären? Die Antwort heißt: *Deutsche Provinz.* Schon in der Nacht des Brandes meldet der Oberjäger kurz entschlossen: Herr Jaffé ist der Täter. Die Nachbarn, voll Neid gegen den erfolgreichen Müller, gegen den Republikaner und Juden erfüllt, zischeln den Verdacht weiter. Der *Landrat* nickt mit dem Kopfe, der *Polizeimajor* findet, daß der Jude simuliere. Dann kommen die *Landärzte* als Helfer, der saubere Kreisarzt *Sauberzweig,* dem es keinen Eindruck gemacht hat, daß der verwundete Jaffé in der Brandnacht, als sich der Arzt um ihn bemühte, erwidert hat: „Ach, die Wunde ist ja nichts, dort (bei der abgebrannten Mühle) liegt das Unglück." Es erscheint als Haupthelfer zur Anklage der treudeutsch gescheitelte Dr. *Hagedorn,*

Bismarckbündler und scharfe Schnauze. Die Suggestion dieses Stammtisches ist zwingend. Der Untersuchungsrichter Kaulbach, allmählich nur mehr von Jagdeifer erfüllt, überhört die Stimme der Vernunft, die anfangs noch in ihm lebendig gewesen sein mag. So wild verrannt ist er in seiner Jagd auf Jaffé, daß er noch während der Verhandlungen im Landgericht wütend ausruft: „Der Staatsanwalt ist ja der beste Verteidiger des Angeklagten," dieser Staatsanwalt, der in dem kläglichen, wahrhaft beschämenden Prozeß nichts anderes tun konnte als beharrlich zu schweigen.

Walter Jaffé ist frei. Sein Name ist rein. Nur sein bißchen Lebenswerk, an dem er seit dem Friedensschluß gearbeitet hat, ist vernichtet. Wie aber, wenn die Jagdwildheit des Untersuchungsrichters einen ganz armen Mann getroffen hätte, der nicht die Mittel hatte, Sachverständige aufzurufen und gewitzte Verteidiger? Gerade weil es sich nur um eine simple unpolitische Brandstiftung handelt, gerade deshalb ist der Fall so aufregend. Wieviele Hunderte arme Jaffés mögen von den Kaulbachs zur Strecke gebracht werden, ohne daß ein Hahn danach kräht?

W. W. WERESSAJEW*)

BESUCH IN JASNAJA POLJANA

In den Jahren 1902/03 übermittelte mir ein guter Bekannter Tolstois, Leo P. Nikiforof, der mich auf der Durchreise von Jasnaja Poljana nach Moskau in Tula aufsuchte, wiederholt die Einladung Tolstois, ihn zu besuchen. Tolstoi hatte mein Buch „Memoiren eines Arztes" gelesen und sich begeistert darüber geäußert. Ich konnte mich lange nicht entschließen, die Einladung anzunehmen, bis ich endlich im August 1903 Mut fand und mich in Begleitung eines liberalen Abgeordneten G. aus Tula und eines mir bekannten Kreisarztes nach Jasnaja Poljana begab. Wir wurden von Sophie Andrejewna, der Gattin Tolstois, freundlich und liebenswürdig empfangen. Auf einer Veranda saßen um den Kaffetisch die Tochter Alexandra, der Sohn Leo, der Hausarzt und noch einige Erwachsene und Kinder. Leo Nikolajewitsch befand sich gerade mit seinen Enkelkindern auf einem Spaziergang. Nach dem Kaffee führte uns Sophie Andrejewna in den Garten. Unter anderem bemerkte sie, daß sie eine lange Erzählung geschrieben habe.

„Werden Sie sie drucken lassen?"

Sophie Andrejewna antwortete lächelnd: „Wie kann die Frau Leo Tolstois ihre Werke veröffentlichen!? Ich habe das Manuskript dem Rumjanzew-Museum übergeben, — mag man nach meinem Tode damit machen, was man will."

Als wir wieder auf der Veranda saßen, bemerkte jemand: „Leo Nikolajewitsch ist vom Spaziergang zurückgekehrt."

Das Herz stockte mir. Kurz darauf hieß es:

„Er hat sich zur Ruhe begeben."

---

*) Weressajew wurde in Deutschland bekannt durch die grauenhaft realistische Darstellung seiner Erlebnisse im russisch-japanischen Krieg.

Eine Stunde später: „Er ist aufgestanden und wird sofort erscheinen." Ich war sehr erregt. Und bald vernahm man schnelle, leichte Schritte. In der Innentür erschien Leo Nikolajewitsch. Das erste, worüber ich in Erstaunen geriet, war seine kleine Figur. Ich hatte ihn mir hochgewachsen und breitschultrig vorgestellt. Aber da kam ein kleines, vertrocknetes, altes Männchen mit nach vorn stehenden Schultern, allerdings schnellen jugendlichen Bewegungen, obwohl er eben erst eine schwere Krankheit überstanden hatte. Er begrüßte uns und setzte sich. Mir fielen noch seine wundervollen Hände auf. Und nun war's als ob diese Hände die Zügel ergriffen — mit der gewohnten Bewegung des sicheren Fahrers —, und die Unterhaltung glitt leicht, einfach hin, unmerklich wurden alle ins Gespräch gezogen. Er sprach mit mir über meine „Memoiren" und wandte sich dann an den Kreisarzt:

„Sie teilen wahrscheinlich in vielen Punkten die Meinung Wikentis Wikentewitsch?" (Woher hatte er nur schon meinen Vor- und Vatersnamen erfahren?)

Der Arzt verzog die Miene und antwortete aus seiner Ecke heraus:

„So ist es."

Nichts deutete auf einen Empfang von Fremden hin. Es war, als ob wir alle gute Bekannte wären. Er fragte jeden nach seinem Namen und nannte ihn dann immer mit dem Vor- und Vatersnamen, ohne sich ein einziges Mal zu irren. Er hörte allen aufmerksam und interessiert zu, man hatte den Eindruck, als ob jeder von uns ihn interessiere. Aber ich glaube, hier gab es tatsächlich noch etwas anderes — als ob er wirklich für uns alle ein lebendiges Interesse hegte.

Das Mittagessen war bereit. Wir stiegen hinauf in den zweiten Stock. Auf der Treppe fragte mich Tolstoi:

„Sind Sie verheiratet?"

„Ja!"

„Haben Sie Kinder?"

„Nein!"

Tolstoi wurde ernst.

„Und sind Sie schon lange verheiratet?"

„Sechs Jahre."

Er schwieg. In seine Augen geriet aber ein harter Ausdruck, ich fühlte — er änderte plötzlich sein Verhalten. Er war wie zuvor höflich und freundlich, aber der warme Blick war verschwunden.

Ein großer Saal, leuchtendes Parkett, alte Portraits an den Wänden, in der Ecke eine Marmorbüste Tolstois. In der Mitte ein langer Tisch. Rechts neben Sophie Andrejewna nahm Leo Nikolajewitsch Platz. Behandschuhte Lakaien bedienten. Leo Nikolajewitsch wurden besondere vegetarische Speisen gereicht. Er fragte mich, weshalb ich in Tula lebe. Ich erwiderte, ich sei vom Innenminister dorthin verschickt worden. Tolstoi seufzte und sagte neiderfüllt:

„Mich hat man kein einziges Mal verschickt, ich habe noch nie im Gefängnis gesessen, nie durfte ich dies Glück erleben."

Nach dem Essen schlug uns Leo Nikolajewitsch einen Spaziergang vor. Es war klares und sonniges Wetter, in den Radspuren des Weges glitzerte es noch hier und da vom gestrigen Regen. Tolstoi schritt leicht und elastisch aus, der Wind zerrte seinen langen silbernen Bart. Er sprach über die Notwendigkeit moralischer Vervollkommnung,

XI.



ALFRED KERR

sprach vom höchsten Glück, das dem Menschen durch die Liebe beschieden würde. Ich sagte:

„Aber wenn der Mensch diese Liebe nicht im Herzen trägt? Sein Verstand kann einsehen, daß eine solche Liebe das höchste Glück birgt, aber ihm fehlt jede unmittelbare, lebendige Empfindung dafür. Das ist die größte Tragik, die ein Mensch erleben kann."

Tolstoi zuckte die Achseln.

„Ich verstehe Sie nicht. Wenn der Mensch eingesehen hat, daß das Glück in der Liebe besteht, wird er auch in Liebe leben. Wenn ich mich in einem dunklen Zimmer befinde und sehe, daß das Nebenzimmer erleuchtet ist und ich selbst Licht brauche — soll ich dann nicht dorthin gehen, wo das Licht brennt?"

„Leo Nikolajewitsch, aber alle ihre Helden beweisen doch, daß dies nicht so einfach ist. Olenin, Lewin, Nechljudow erkennen völlig klar, wo das Licht ist, besitzen jedoch nicht die Kraft, zu ihm zu gehen."

Offensichtlich suchte Tolstoi diese „Tragik" aufrichtig zu verstehen, er fragte aus, hörte aufmerksam und ernst zu.

„Entschuldigen Sie, ich verstehe es nicht."

Ich erzählte Tolstoi den Fall eines mir bekannten jungen Mädchens. Langsam und sicher ging es für seine Freundin zugrunde. Seine zarte Gesundheit, seine Lieblingsbeschäftigungen, alles gab es hin, ohne sich sogar zu fragen, ob die Freundin solcher Opfer wert sei. Ich erzählte den Fall in der naiven Voraussetzung, er würde Tolstoi besonders berühren: lehrt er doch so nachdrücklich, daß die wahre Liebe nichts von ihren Erfolgen wisse und auch gar nicht wissen wolle. Und plötzlich, — plötzlich sah ich: Tolstois Antlitz hatte sich ungeduldig und fast so leiderfüllt verändert, als ob er nicht atmen könnte. Er hob die Schultern und rief aus:

„Um Gotteswillen!"

Ich war ganz fassungslos. Aber eins wurde mir klar: Wenn Tolstoi in seinem Leben einen Inder sehen würde, der sich hingibt, um den Hunger einer Tigerin zu stillen, so würde er darin die größte Lästerung des Lebens sehen. Beim Wort „Tragik" lief es ihm aber wie ein Schauer über den Rücken. Ein höhnisches Lächeln zuckte um seinen Mund:

„Tragik . . . Wie oft kam Turgenjew und sagte auch immer:

„Tragik, Tragi—i—k."

Und so sprach er das Wort aus, daß man sich vor sich selbst schämte und die sonderbare Frage auftauchte: Gibt es denn wirklich im Leben irgendeine Tragik? Dann sprach Tolstoi über Metschnikows „Essai de la Philosophie Optimiste". Unwillig und höhnisch ließ er sich über die „Unwissenheit" Metschnikows aus.

„Er, Professor Metschnikow, will . . . die Natur verbessern! Er weiß besser als die Natur, was wir brauchen und was nicht! Die Chinesen haben ein Wort „Schu", das bedeutet „Achtung". Nicht Achtung vor jemandem, für etwas, sondern einfach Achtung — Achtung, vor allem, für alles Achtung, vor dem Unkraut, einfach deshalb, weil es wächst, vor der Wolke am Himmel, vor dem schmutzigen Wege mit dem Wasser in den Radspuren. Wann werden wir endlich diese Achtung vor dem Leben haben? Nebenbei: in allen mir bekannten Uebertragungen wird das Wort „Schu" Konfuzes folgendermaßen übersetzt: „Tue dem anderen nicht, was Du nicht willst, daß es Dir angetan wird."

Wir kehrten wieder zurück und tranken Tee. In der Saalecke stand ein großer runder Tisch, auf ihm eine Lampe mit einem sehr großen Schirm — diese Ecke ist oft von Künstlern gezeichnet worden. Dort saßen wir. Sophie Andrejewna legte Patience. Unser Reisegefährte, der Abgeordnete G., holte eine vollständige Sammlung der erschienenen Nummern der Zeitschrift „Die Befreiung" herbei, die zu jener Zeit (unter der Redaktion Struwes) zu erscheinen begann. Tolstoi sagte:

„Ach, das ist sehr interessant. Danke! Werde es bestimmt lesen."

Er durchblätterte die Zeitschrift, während G. über sein Programm und seine Aufgaben sprach.

„Politische Freiheit!" — Tolstoi winkte verächtlich ab. — „Ist ganz unwichtig und unnötig. Wichtig ist moralische Vervollkommnung, wichtig ist Liebe. — Dies und nicht die Freiheit wird brüderliche Beziehungen zwischen den Menschen schaffen."

G. begann herablassend zu widerlegen:

„Aber Leo Nikolajewitsch, Sie müssen doch zugeben — politische Freiheit ist notwendig — z. B. gerade deshalb, damit man die Liebe, von der Sie sprechen, verkünden kann."

Und von oben herab in demselben herablassenden Tone, wie sich Erwachsene mit einem sehr netten, aber wenig klugen Kinde unterhalten, begann G. seine Ansichten über die Vorteile politischer Freiheit auszulegen. Wie dumm war das! Dachte er wirklich, Tolstoi habe diese Erwiderungen noch nicht gehört und er könnte ihn durch solche Banalitäten überzeugen!? Und der Ton, dieser ekelhafte, selbstgefällige — herablassende — Ton! Und plötzlich — plötzlich wurde mein liberaler Abgeordneter Luft, ein Nichts. Als ob er aus dem Zimmer verschwunden wäre, sah ihn Tolstoi nicht mehr und lenkte das Gespräch auf ein anderes Thema.

Leo Nikolajewitsch's Gesicht war blaß geworden. Man merkte ihm an, daß er ermüdet war. Wir standen auf und begannen uns zu verabschieden.

Unter einem leuchtenden Sternenhimmel fuhr unser Wagen durch die dunkelblaue Augustnacht. Ich erinnerte mich an das berühmte Repinsche Gemälde Tolstois, auf dem er barfuß dasteht, die Hände durch den Gürtel gesteckt, mit sanftem Gesicht. Ich fühlte, wie falsch und tendenziös dieses Portrait ist. Tolstoi hatte nichts von Christus, nichts von Franz von Assisi, nichts vom Fürsten Mischkin, nichts von der Repinskischen Portraitfigur. Dieser Gang, diese schnellen, leichten Bewegungen, die kleinen Augen unter dichten Brauen, die in so jugendlichem Feuer aufleuchteten, und dieser beißende Hohn! Sein Verhalten gegenüber der Tat des viel aufopfernden Mädchens! Und dieses hartnäckige Zurückführen aller Gespräche auf die Notwendigkeit moralischer Vervollkommnung und die graue Langeweile, die auf diesen Gesprächen lastet. Als man mich daheim fragte, welchen Eindruck Tolstoi auf mich gemacht hätte, antwortete ich offenherzig:

„Hätte ich ihn zufällig kennen gelernt und nicht gewußt, daß er — Tolstoi wäre, würde ich sagen: ein recht stumpfsinniger Tolstoianer, inkonsequent und widerspruchsvoll; mag man mit ihm über Astronomie oder über Tomatenkultur sprechen, alles wird er sofort auf moralische Vervollkommnung, auf Liebe zurückführen, die er völlig verzerrt hat, weil er dauernd von ihr spricht."

Ich liege mit einer leichten Entzündung der Venen meines rechten Beines im Bett. Das ist eine ganz angenehme Krankheit. Sie macht, wenigstens in dem schwachen Stadium, in dem ich sie konsumiere, relativ wenig Schmerzen und gibt einem durch leichte und andauernde Temperaturschwankungen ständig das Gefühl eines kleinen, alkoholischen Rausches. Man ist sozusagen dauernd nach dem dritten Glase Sekt. Und dann hat diese Krankheit noch das Gute, daß sie gewissermaßen ständig und unterirdisch gefährlich ist. Wenn man nämlich nicht ganz ruhig liegt oder sonst irgendein kleines, unvorhergesehenes Malheur passiert, so kann eines der in den Venen wild gewordenen Blutgerinselchen in die Lunge treten, — und dann ist man tot. Das geht sehr schnell und schmerzlos, habe ich mir sagen lassen, — und es ist eine herrliche, schier unüberwindliche Waffe in den Händen einer Frau, die auch sonst gewohnt ist, daß man ihr den Willen tut. —

Ist es nicht angesichts dieser Tatsache, angesichts dieser interessanten und permanenten Möglichkeit des Todes verständlich, ja geradezu erforderlich, daß ich mich mit meinem Begräbnis beschäftige? Nicht, daß ich etwa irgendwelche Anordnungen treffen wollte, — das liegt mir ganz fern, mögen sie mich begraben, auf welche Façon sie wollen. Das mit den vielen Teerosenkränzen kennen sie ja doch schon alle, vom vorigen Mal her, wo es auch schon so weit war. — Nein, nicht vom Arrangement will ich reden, sondern davon, daß es für mich im Augenblick kein schlecht gewählter Zeitpunkt zur Beerdigung wäre. Ich bin, sozusagen, augenblicklich in einer günstigen Situation. Ich sehe hübsch aus, verdiene mir selbst mein Geld für meine Kleidchen, Strümpfchen, Parfüms und für den Friseur, habe eine Reihe liebevoller, aufmerksamer und gut aussehender Freunde und eigentlich keinen Feind, — ausgenommen vielleicht meine Freundin Mary, die mich beneidet, weil sie nicht soviel Freunde hat wie ich, und weil sie so gesund ausschaut, daß von einem Begräbnis ihrerseits schlechterdings überhaupt nicht die Rede sein kann.

Ich aber, wenn ich in den langen, schlaflosen Stunden der ungemütlichen Nacht auf die weiße Decke meines Schlafzimmerchens starre, ich sehe mein Begräbnis vor mir.

Ganz vorn, in der ersten Reihe an der Ecke, sitzt mein Mann. Er hat den alten Gehrock an, der unmodern ist und ein bißchen zu eng, und der ihn, zusammen mit dem brav gebürsteten Zylinder, noch schmaler, jungenhafter, artiger und biederer erscheinen läßt, als das sonst der Fall ist. Sein längliches, bedeutendes Knabengesicht mit den stets wie halb geschlossenen Augen zeigt den Ausdruck ehrlichster Betrübnis und einer gewissen leichten Verständnislosigkeit den brutalen Tatsachen gegenüber. Er ist traurig, er ist überrascht, er ist gekränkt, — — keinesfalls jedoch ist er verzweifelt oder zu Tode getroffen.

Neben ihm sitzt mein früherer Geliebter, schwarzlockig, gut rasiert und völlig seiner leidenschaftlichen Trauer hingegeben. Er wollte sich eigentlich bei der Nachricht von meinem Tode erschießen. — Dann erwies es sich aber, daß kein Revolver im Hause war, auch Blausäure war im Augenblick nicht aufzutreiben, und so ging diese törichte und durchaus exzentrische Regung schmerzlos und schnell vorüber. Hingegen muß gesagt werden, daß er bei weitem die schönsten Blumen deponiert hat: statt eines Kranzes ist es ein schier unübersehbares, locker zusammen-

gehaltenes Bündel knospigster Teerosen, die wild und kaskadenartig über das Fußende meines Sarges fallen.

Rechts neben ihm sitzt mein letzter, um nicht unpassenderweise zu sagen: augenblicklicher Freund. Rein bildlich genommen ist er der Wirkungsvollste und Prominenteste. Er trägt den dunklen Winterüberzieher, dessen vorteilhaften Schnitt ich gerade neulich noch lobte, als wir aus der „Barberina" kamen, um im Café noch schnell eine Mélange zu trinken. Auch er trägt einen Zylinder, und ich wundere mich, wie gut er zu seinen schon weißen Schläfen paßt. — Es ist das erste Mal, daß ich ihn im Zylinder sehe, denn bei offiziellen Anlässen waren wir bisher noch nicht zusammen. Auch sein Gesicht zeigt den Ausdruck eines gewissen anständigen Schmerzes. Warum auch nicht, — es mag peinlich sein, eine angenehme, kluge und leidlich hübsche Freundin zu verlieren. — Daneben aber zeigt es unbedingt und unverkennbar den Ausdruck einer gewissen kühlen Abweisung und einer leichten Reserve. Man decouvriert sich nicht gern, — und da man ein Gentleman ist, so hört mit dem Tode wohl die Liebe, nicht aber die Diskretion auf! —

Auf der anderen Seite sitzt ein netter Bursche, adrett, sauber, Eau de Cologne duftend und gut angezogen. — Das Abenteuer einer launischen Stunde. Er sieht aus, als wolle er das Problem vom Tode und vom Leben lösen. In Wahrheit jedoch sucht er krampfhaft und energisch nach irgendeinem Gefühl der Trauer oder der Verzweiflung. Da er es absolut nirgends zu finden vermag, ist er beschämt, deprimiert und unglücklich. Armer Junge, er weiß noch nicht, daß ihn die unwichtigen Vorgänge des vergangenen Monats zu derartig verstiegenen Gefühlen weder verpflichten noch berechtigen. — Aber ich sagte es schon, er ist noch sehr jung.

Schräg hinter ihm sitzt der, der es hätte werden können, wenn ich noch ein wenig länger gelebt hätte. Er wäre ein Adonis in seiner großen, schmalen Blondheit, wenn nicht eine unmotiviert aufgeworfene Stupsnase seinem Gesicht die große Linie genommen hätte. Dafür aber gab sie ihm eine edle, unvergleichlich anziehende Pikanterie, und ich glaube nicht, daß er ohne diese Stupsnase meine Phantasie in dem Grade beschäftigt hätte, wie dies in den letzten Monaten meines Lebens der Fall war. Da also sitzt er, der große Mann, ganz in sich zusammengesunken. Er denkt nur wenig, aber das denkt er immerfort, in ständiger Wiederholung: „Arme süße kleine Frau," denkt er. — Dann macht er eine kleine Pause und dann denkt er: „Ich Esel. Ich dummer, bornierter, von tausend Hemmungen verfolgter Esel." Dann macht er wieder eine kleine Pause, und während oben die Orgel zu spielen beginnt, denkt er: „Vorbei, vorbei, zu spät!" — — Ich muß ehrlich gestehen, daß ich mit ihm von allen eigentlich das größte Mitleid habe.

Mir, die ich mir die ganze Sache in vollster Ruhe betrachten kann, — den Leidenschaften und den Wünschen aufs glücklichste entrückt, mir scheint das Ganze wie ein gelungener Ballerfolg. Die Kavaliere sind alle erschienen, es gibt Musik und auch an Blumen fehlt es nicht. — Meine Freundin Mary sitzt vorn, gleich neben meinem Mann, dessen Blick sie dauernd aufzufangen sucht. Die Aermste, sie kann sich nicht darüber beruhigen, daß er sie in den Armen seiner neuen, klugen, guten und unendlich liebenswerten Freundin so kurzerhand und völlig vergessen konnte. Da sitzt sie, in ihrem neuen Sealmantel, der schon mit einer Glocke gearbeitet ist. Sie hat sich extra einen schwarzen Pannehut

arbeiten lassen zu dieser Gelegenheit, denn sonst würde sie zum schwarzen Pelz nur zyklamenfarben tragen oder höchstens eine kleine Brokattoque. Sie hat kaum rouge aufgelegt, — o nein, sie weiß, was sich schickt. Nur den Lippenstift hat sie sich nicht versagen können. Ueber ihrem Gesichtchen liegt eine dichte Wolke von Cotys Puder: „Rachel 2“; ihre und meine Marke, Marke der Brünetten, die dem Gesicht den duftig-gelblichen Schimmer des Blütenstaubes gibt. Da sitzt sie, wunderschön, ich muß es sagen, und ich sage es ohne Neid, denn nun ist sie ja keine Konkurrenz mehr. Da sitzt sie, lieblich, soigniert und traurig und wartet, daß der Blick einer der vielen Männer sich ihr zuwende und ihr, wenn auch nur mit einem kleinen Zucken des Augenlides, zu verstehen gäbe, daß *sie* doch schließlich lebe, daß sie schön sei, jung, elegant, begehrenswert und, wie gesagt, doch vor allen Dingen lebendig. — Und daß das, trotz des unleugbar großen Erfolges meines Begräbnisses, schließlich doch das wichtigste sei. — — Aber siehe da, es beachtet sie keiner — sei es markierte Pietät, sei es echte Trauer —, all die vielen Männerköpfe bleiben ehrbar und sittsam geneigt und scheinen von Coty, von „Rachel“ und von „Le fleur“ im Augenblick gar nichts wissen zu wollen. — Da beneidet sie mich zum letzten Mal, meine schöne, elegante Freundin Mary, und zieht sich, gekränkt und verschnupft, in die Falten ihres kleinen, seidenen Taschentüchleins zurück. —

. . . Ja, so ungefähr würde es aussehen, wenn ich jetzt, in diesem Augenblick meines Lebens geschickt genug wäre, es zu beenden. Da es mir aber wohl nicht so leicht gemacht werden wird und da ich, nach der Lebensdauer meiner Vorfahren zu rechnen, auch ganz gut das 75. Lebensjahr erreichen kann, — — ach, so wird wohl mein Begräbnis ganz, ganz anders aussehen.

ADOLF BEHNE

MUSS EIN MUSEUM EINE TUER HABEN?

Die Baugeschichte der neuen Museen auf der Spreeinsel ist eine monumentale Bankrotterklärung der Monumental-Architektur alten Stils. Nachgerade wird dieser Bau zu einer Groteske, zu einer fast schon witzigen Verhöhnung der menschlichen Vernunft. Ein Elitekorps „genialer“ Architekten ist in den Sumpf geraten, kann nicht vor und nicht zurück. Irgendwie fühlt man sich an die Eroberung von Verdun erinnert. Gott sei Dank, Menschenleben sind nicht zu beklagen, aber man sollte wirklich einmal feststellen, wie viele Goldmillionen — nicht der Bau verschlingt, sondern darüber hinaus der ständig nachträgliche Ab-, Um- und Neubau fertiger Teile — aus purer Fassadeneitelkeit.

Zum Beispiel: Messel sah zur Verbindung mit dem Kaiser-Friedrich-Museum eine Ueberbrückung der Stadtbahn dicht an den Spreefronten vor (tatsächlich ist ja fast der bequemste Zugang zum Messel-Museum — das Portal des Kaiser-Friedrich-Museums!). Ludwig Hoffmann, dem so etwas Profanes wie ein Schwitbogen die heilige Säulenreihe kränkt, legt die Brücke weit aus der Front zurück — und macht so abermals eine recht erhebliche Aenderung des fertigen Baukörpers notwendig, nämlich die nachträgliche Herausschiebung einiger Fensterbreiten bis dicht an die Stadtbahn, noch über die Linie des Pergamon-Traktes hinaus.

Geht man durch die Säle, so glaubt man durch eine Riesenburg zu wandern — so sinnlos massiv, so dumpf und dick mutet das alles an.

Ist das denn auf schwere Beschießung eingerichtet? Und das Untergeschoß, für das von vornherein Werkstätten vorgesehen waren, ist mit seinen ungeheuerlichen Katakombenpfeilern einfach abstrus. Das ist eine orgiastische Verherrlichung der Dicke um der Dicke willen! Und diese Spuren nachträglicher Aenderungen von ausgeführtem und wieder ausgestemmtem Mauerwerk! Und trotz aller verschwenderischen Herstellung von Modellen und Probekulissen diese peinlichen Inkongruenzen, wie die teilweise Vermauerung der Fenster im Nordflügel!

Dieser Bau war von Anfang an krank. Bode spricht von dem „genialen Plan Messels". Aber dieser Plan, wie ihn Messel hinterlassen hat, ist nicht genial. Auch der Plan Messels baut nicht ein Museum, sondern ein Monument, einen Bau, dem drei Kreuze im Bädeker sicher sind — mögen die Besucher später ausprobieren, wie sie in ihn hineinkommen.

Aber davon soll heute nicht weiter die Rede sein. Heute handelt es sich nur noch darum, aus dem Bau der Messel-Hoffmann-Wille-Bestelmeier — eine Trennung ist jetzt kaum noch möglich — das Bestmögliche herauszuholen.

Was in dem jetzigen Zustand überraschend schön wirkt, das dürfte ja sehr bald durch einen Entwurf Hoffmanns verdeckt werden: die entzückende Konstruktion der riesigen Glasdächer über den drei Pergamon-Sälen. Dieses leichte, elegante Stahl- und Glaswerk ist im ganzen Bau das Einzige, was uns an die Gegenwart erinnert. Also: man wird es schön verkleiden, und dann wird man zum Schluß — man ist schon dabei! — *den Stolz der ganzen Anlage, den Raum des Pergamenischen Altars, um seinen Sinn bringen.*

Messel hat ja im Grunde genommen ein grandioses neues Pergamon-Museum mit angehängten Flügeln für Deutsche und Asiatische Kunst gebaut. Er gab dem stolzesten Schaustück unserer Staatsmuseen einen Raum der üppigsten, der glanzvollsten Repräsentation. Dieser Saal, dieser Altar an seiner Schlußwand, ist das Ziel jener großen Achse, die Messel — sehr gewaltsam, sehr gegen die städtebauliche Situation und gegen die verkehrstechnische Natur der Insel — schuf. Zu ändern ist heute nichts mehr. Die Brücke über den Kupfergraben wird gebaut werden müssen. Der Besucher schreitet dann über diese (ansteigende) Brücke; schreitet, feierlich gestimmt, durch den gewaltigen Ehrenhof; schreitet entlang an den Säulenreihen des Deutschen Museums; steigt die Stufen zum Pergamon-Museum hinauf, das seine Front mächtig heraushebt und tritt — theoretisch! — in einen wirklich gigantischen Saal, in dem er sich dem getreuen Altaraufbau in weitem Abstand gegenübersieht. Und wendet er sich vor dem Passieren des Pergamon-Portales auf den Stufen um, so hat er einen ganz überraschenden und unbestreitbar großartigen Blick durch den Ehrenhof hindurch auf die Brücke und die jenseitige Straßenwand am Kupfergraben, über die zwischen den Kopfbauten der Flügel noch geplante, aber eigentlich nur störende, Säulenhalle hinweg.

Das ist eine prunkvolle Kunst-Repräsentation — so geplant und so begonnen in der Zeit reichster imperialistischer Macht — und Renommiersucht. Heute sträubt sich das Gefühl gegen dieses Uebermaß an Aufmachung. Aber der Bau steht nun. Ludwig Hoffmann hat schon manches getan, ihn von der Höhe Messelscher Originalität durch Akademisierung auf das Berliner Durchschnittsmaß herunterzubringen (indem er z. B. die ganz unkonventionelle Fensterreihe im Sockel des Pergamon-

Museums banal zerteilte), *aber vor einer letzten Zerstörung seines Sinnes muß der Plan Messels heute unter allen Umständen bewahrt werden.*

Schon Messel hatte wohl mit Schwierigkeiten bei der Abrollung der Altar-Reliefs auf den Wänden des Saales zu kämpfen. Auch die Eintrittswand sollte Teile des Frieses aufnehmen. Da nun der Fries in relativ geringer Höhe über dem Boden läuft, fiel eigentlich jede vernünftige Möglichkeit, diesen Saal, die Krone der ganzen Schöpfung Messels, den Schlüssel der ganzen Bauentwicklung, *zu öffnen,* — wenn nicht das Portal den kostbaren Fries durchbrechen sollte.

Es ist wirklich eine Tragikomödie! Diese stolze Achse: am Beginn bleibt sie ohne die Brücke und ohne den Straßendurchbruch bis zum Hegelplatz in der Luft schweben, und am anderen Ende, am Ziele, dort, wo die höchste Steigerung der künstlerischen Spannung erreicht ist, bricht sie ab! Messel fand keinen anderen Ausweg, als den Besucher — „Vorsicht! Nicht aufrichten! Achtung! Stufen!!" — durch ein paar Hinunter- und Hinauftreppchen unter den Fries hindurchschlüpfen zu lassen. Diese „Lösung" wäre komisch. Jetzt will man eine andere „Lösung", die erst recht komisch ist. Man will in der Mitte der Pergamon-Stirnwand, im Zuge der so feierlich geführten Achse — gar keine Oeffnung! Man will den Besucher auf die geschlossene Mauer anprallen lassen und ihn heimlich still und leise ganz zur Rechten oder ganz zur Linken seitlich durch ein paar kleine Löcher hereinlassen. *Darum* diese großartige Vorbereitung und kunstvolle Steigerung? *Darum* Straßendurchbruch und Brücke und Ehrenhof und Vorhalle? (Hierbei ist zu bemerken, daß Messel selbst seine letzten Pläne noch keineswegs für baureif hielt. Er hatte noch mindestens zwei Jahre verlangt, um sie abzuschließen.)

Vielleicht fragt der Leser: ob man denn die Friesteile nicht auch anders anordnen könne? Man kann nicht nur, man sollte es schon um ihrer selbst willen tun. Es scheint, daß die Archäologen mit Schärfe auf der jetzt an einem Riesenmodell ausprobierten Anordnung bestehen. Aber vielleicht überzeugen sie sich, daß nichts für diese Anordnung spricht. Die Großartigkeit der Wirkung des Altars wird darauf beruhen, daß man ihn beim Betreten des Saales im genauen Aufbau der Frontseite weit vor sich sieht. Die Eintrittswand, die man im Rücken läßt, sollte aus künstlerischen Gründen frei von allen Teilen des Altars bleiben. Daß man sie nicht unbedingt zur Unterbringung des Frieses benötigt, ist bei der phantastischen Größe des Saales ohne weiteres klar. Es wäre nur eine schulmeisterliche Grille der Archäologen, wenn sie darauf bestehen wollten, daß der abgerollte Fries in gleicher Höhe um alle vier Wände laufen müsse. Das Studium des Werkes wird durch eine andere Anordnung keineswegs beeinträchtigt; also darf hier der ursprüngliche und reine Gedanke Messels nicht durch eine philologenhafte Engherzigkeit um seinen ganzen künstlerischen Sinn gebracht werden. Die gute Darstellung der Altar-Reliefs braucht *nicht* zu leiden, wenn man den Eingang zu diesem Kernstück der Messelschen Anlage in die Mitte der Stirnwand legt, d. h. dorthin, *wo er logisch sein muß.*

Es ist schon so viel Schilda auf dieser Museums-Insel — dieser letzte Schildbürgerstreich *muß unterbleiben.*

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, zweite Maiwoche.

Zu den großen Emissionen, die sich in letzter Zeit schon fast überstürzten, gesellt sich jetzt auch die erste Begebung von Vorzugsaktien der Reichsbahn. Hätte man dem Dawes-Komitee 1924 gesagt, diese erste Vorzugsaktienemission werde nicht im Ausland, sondern in Deutschland selbst stattfinden, so hätten die Herren das wohl als Phantasterei abgetan, denn ihnen ebenso wie den deutschen Beobachtern erschien die Lage des deutschen Kapitalmarktes damals hoffnungslos. Andererseits hätten sie freilich auch nicht geglaubt, daß diese erste Vorzugsaktienmarktung eine ausgesprochene *Not*-Emission sein werde. Man hatte die Investitionsbedürfnisse dieses größten deutschen Industrieunternehmens auf lange Zeit für gedeckt gehalten. Indessen ist die Reichsbahn von der Wirtschaftskrise in einem Maße betroffen worden wie kaum ein anderes deutsches Unternehmen. Und hätten die Steuerüberschüsse es dem Reichsfiskus nicht möglich gemacht, außerplanmäßig beinahe eine Viertelmilliarde Vorzugsaktien der Bahn zu übernehmen, so hätte Herr Oeser sogar noch früher an den Kapitalmarkt herantreten müssen. Mit Recht hatten die Eisenbahnsachverständigen des Dawes-Komitees seinerzeit auf die übermäßig reichliche Ausstattung der Reichsbahn mit rollendem Material hingewiesen. Was sie aber übersahen, war der Zustand des Oberbaus, wo noch immer viele Versäumnisse von Krieg und Inflation nachzuholen ind. Die Epoche der Investitionen, die von den Dawes-Leuten als beendet angesehen wurde, ist in dieser Hinsicht tatsächlich also noch *nicht* abgeschlossen, aber es mangelt der Reichsbahn an eigenen Fonds dafür, und das laufende Geschäft vermag die Mittel jetzt nicht zu bringen. Der Februarausweis wies bekanntlich sogar einen Betriebsverlust aus; und wenn man von der Besserung des Güter- und Personenverkehrs im März und April auf die Gestaltung der Finanzlage schließen darf, so ergibt sich als günstigste Annahme, daß inzwischen Einnahmen und Ausgaben wieder ins Gleichgewicht gekommen sind. Für die Anlagearbeiten blieb also nur der Appell an den Kapitalmarkt, und es ist besonders erfreulich, daß man sich schon an den *deutschen* wenden kann. Dazu mußten allerdings *besondere Reize* geschaffen werden. Mit Hilfe des Reichs, das ja ein Interesse daran *hat, die Aktien nicht ins Ausland gehen zu lassen, soll die Emission* besonders günstig ausgestattet werden. Während der Dawes-Plan für die Vorzugsaktien nur eine *kumulative* Vorzugsdividende von 7 Prozent vorsah, soll jetzt das Reich die Dividende *garantieren*, so

daß die pünktliche Zahlung der Dividende sichergestellt ist, und das Reich das Risiko übernimmt, unter Umständen jahrelang auf die Erstattung der vorgeschossenen Dividendenbeträge warten zu müssen. An sich ist gegen eine solche Reichshilfe, wenn es sich um einen Fall wie den der Reichsbahn handelt, nichts einzuwenden. Nur müßte die Bahn gewisse Gegenleistungen übernehmen, und davon ist in den bisherigen Mitteilungen noch nichts zu hören. Eine solche Gegenleistung der Bahn ist auch deshalb zu fordern, weil das Reich mit der Dividendengarantie der jetzt emittierten Aktien sich selbst auch noch insofern schädigt, als dadurch seine *eigenen* Reichsbahn-Aktien *zweitklassig* werden. Außerdem zeigt sich, daß es einen Teil der in seinem Besitz befindlichen Aktien zu einem Preise (96,8 Prozent) übernahm, der für die Reichsbahn wesentlich günstiger war, als die Bedingungen des Kapitalmarkts es rechtfertigen.

Die Subventionen einzelner Wirtschaftszweige und Unternehmungen durch das Reich dauern immer noch an, die Liste der Subventionierten verlängert sich. Der Reichsfinanzminister hat zwar erklärt, „mit dem Verfahren, wirtschaftlich nicht lebensfähige Werke zu unterstützen, müsse *endgültig gebrochen* werden". Aber er hat verschämt hinzugefügt, „. . . abgesehen von *besonderen Notwendigkeiten,* die sich aus politischen Maßnahmen ergeben". Und dieser Zusatz macht die mannhafte Erklärung wertlos. In drei neuen Fällen zeigt sich das. Die Subvention des *Siegerländer Erzbergbaus* wird damit gerechtfertigt, daß er durch die Frachtenpolitik der Reichsbahn gegenüber den Auslandserzen benachteiligt und zudem der Ueberrest der deutschen „Erzbasis" sei. Die Subvention der *Leinenindustrie* kann man damit rechtfertigen, daß ihr infolge des erzwungenen Abbaus des Reichsheeres der wichtigste und zahlungsfähigste Kunde genommen sei. Und die Subvention der *Kartoffelstärkeindustrie* wird man damit begründen, daß der Kartoffelbau das Rückgrat der vom Slaventum bedrohten ostdeutschen Landwirtschaft sei. Man sieht: wenn man dem fürchterlichen System der Subventionen nicht radikal und prinzipiell Valet sagt, so wird es noch eine lange Lebensdauer vor sich haben; geeignete Gründe werden sich stets finden!

Die Ermäßigung der Börsenumsatzsteuer stößt auf lebhaften Widerstand bei der Sozialdemokratie und beim Zentrum. Die Gründe dieses Widerstandes liegen in traditioneller Börsenfeindlichkeit und in der Ablehnung von Geschenken an das „Bankkapital". Demgegenüber hätte die offizielle Begründung mit durchschlagenderen Argumenten versehen sein müssen als mit den üblichen Wendungen: „Belebung des Kapitalmarktes", „An-

regung der Emissionstätigkeit". In Wahrheit glaubt niemand, daß der deutsche Börsenumsatz gerade von der Steuer besonders geschädigt wird, und man hätte lieber offen aussprechen sollen, was man denkt, nämlich: daß die Sonderbesteuerung des Börsenverkehrs überhaupt unsinnig sei, und daß die Steuer wieder auf den Charakter einer Stempelgebühr reduziert werden müsse. Eine wirkliche Rechtfertigung der Maßnahme aus volkswirtschaftlichen Gründen ist in der Tat nur möglich, wenn man sich erinnert, daß es an den deutschen Börsen nicht nur deutsche, sondern auch ausländische Käufer gibt. Ihre Beteiligung am Börsengeschäft stellt eine der wünschenswertesten Formen ausländischer Kapitaleinfuhr nach Deutschland dar. Und da sie nicht gewohnt sind, so hohe Gebühren zu zahlen, wie sie in Deutschland vorgeschrieben sind, wird eine Ermäßigung der Steuern *ihre* Teilnahme am Geschäft vielleicht verstärken, besonders, wenn, wie es ja geschehen ist, auch die Banken mit einer Provisionsermäßigung folgen. Eine Verbilligung für Kundengeschäfte um 0,7 Prozent pro Transaktion (Kauf und Verkauf) wird für den spekulationswilligen Ausländer immerhin von Bedeutung sein.

Wenn der letzte Abschluß der *Untergrundbahn* ein ziemlich ungünstiges Bild bot, so daß der Verdacht durchaus gerechtfertigt war, daß die Ausschüttung einer Dividende von 7 Prozent wesentlich aus Prestigegründen erfolgte, so bietet der Abschluß der Aboag ein ganz anderes Bild. Stärkste Expansion und hohe Gewinne sind für ihn charakteristisch. Dennoch zeichnet der Geschäftsbericht geflissentlich ein wesentlich trüberes Bild, als es die Abschlußziffern erkennen lassen. Die *Hochbahngesellschaft* mußte einen *künstlichen Optimismus* zur Schau tragen, — galt es doch, von der Stadt Berlin ein günstiges Kaufangebot zu erhalten. Im Geschäftsbericht der *Omnibusgesellschaft* aber findet man einen wahrscheinlich ebenso *künstlichen Skeptizismus* —: womit wohl die Bestrebungen eingeleitet werden, das Berliner Verkehrswesen, wie man so sagt, *„straffer zusammenzufassen"*, mit anderen Worten: die neu errungene *Monopolstellung der Stadt auszunutzen.* Vorsichtig wird angedeutet, daß einzelne Linien Zuschüsse erforderten (lies: eingestellt werden sollen), daß die Expansion des letzten Jahres übermäßig gewesen sei. Dagegen wird bemerkenswerterweise nichts darüber gesagt, warum die Expansion im laufenden Geschäftsjahr gerade so lange fortgeführt wurde, bis die Verhandlungen mit der Untergrundbahn abgeschlossen waren, und warum sie erst seitdem zum Stillstand gekommen ist. Man muß fürchten, daß zwischen all diesen Dingen ein engerer Zusammenhang besteht. Die Berliner werden auf der Hut sein müssen, sonst wird das fiskalische Interesse der Stadt, die jetzt das Feld *allein* beherrscht, ihnen den Verkehrskorb

höher hängen. Die Zeiten der Expansion sind sicher zunächst vorbei. Hoffentlich folgt ihnen aber nicht eine Periode der Kontraktion, des Linien-Abbaus und der rücksichtslosen Ausnutzung des städtischen Verkehrsmonopols.

Herrn Raoul *Peret* scheint die Sanierung der französischen Finanzen besser zu gelingen, als es zunächst den Anschein hatte. Eine Reihe von offenbar offiziösen Nachrichten in der englischen Presse zeigen, daß es ihm gelungen ist, gewisse Einnahmeposten vom Verbrauch im eigentlichen Budget auszuschließen, die (bei günstiger Entwicklung) zur Deckung der verschiedenen Fälligkeiten von Bons de la Défense Nationale sowie zur Bezahlung der ersten Beträge auf die Schulden an Amerika und England ausreichen können. Mit beiden großen Auslandsgläubigern sind inzwischen Abkommen geschlossen worden. Das Abkommen mit *Amerika* ist zwar nicht ganz so günstig wie das soeben zwischen Amerika und Italien zustande gekommene, immerhin aber günstiger als das englische sog. Baldwin-Abkommen. Das Abkommen mit *England* liegt noch nicht in den Einzelheiten fest, wird in den Bedingungen aber wohl dem amerikanischen angeglichen werden. Damit hätte Peret das Programm seiner Vorgänger *besser* durchgeführt, als es *ihnen* gelang. Nachdem Frankreich seine *fähigsten* Köpfe als Finanzminister verbraucht hat, gelang es einem anerkannt *unbedeutenden* Politiker, mit Hilfe des geschickten Taktikers Briand all das zu erreichen, was man von den französischen Finanzministern seit Jahren verlangt. Wenn alles glatt geht, wird Herr Peret einen Namen in der französischen Finanzgeschichte haben! Immerhin scheint die Konsolidierung der ausländischen Schulden auf parlamentarischen Widerstand sowohl in Frankreich wie im Gläubiger-Ausland zu stoßen. Auf der französischen Linken wie auf der französischen Rechten werden Stimmen laut, die das Abkommen zu ungünstig finden; so wird es als unmoralisch bezeichnet, daß die ausländischen Gläubiger schließlich besser gestellt seien als die inländischen. In Amerika wiederum regt sich dieselbe Opposition, die schon versuchte, das Schuldenabkommen mit Italien zu Fall zu bringen, und die jetzt auch die deutsche Freigabebill verschleppt. Dabei handelt es sich aber wohl mehr um Wahlpropaganda und politische Eifersüchteleien als um ernsthafte Einwände. Trotzdem werden diese Klippen oft noch umschifft werden müssen, und eine Weile wird die Barke des französischen Franc im Sturm der amerikanischen Politik noch kräftig auf- und abgehen. Und wenn sie diesen Sturm überstehen sollte, wird zunächst auch noch ein innenpolitischer Kampf zu überstehen sein, — ein schwerer Kampf mit der *Industrie,* der die Stabilisierung im Augenblick kaum gelegen kommen würde.

GLOSSEN

HJALMAR

Eine gebildete Frau, Demokratin und also Parteigenossin des Herrn *Reichsbankpräsidenten,* schreibt dem „T.-B.“:

Ich muß mich an das „Tage-Buch“ wenden, weil man in diesen Tagen in den demokratischen Zeitungen eine ziemlich heftige Verteidigungsrede des Dr. Hjalmar Schacht lesen konnte. Aber wir hatten leider *von der Anklage,* gegen die er sich mit so viel polemischem Eifer wendet, *kein Wort vernommen,* die Leser wußten also gar nicht, um was es sich handelt. Unzweifelhaft hat Schacht bei der Stabilisierung der Mark wertvollste Arbeit geleistet. Kein Gerechter bestreitet das. Man möchte einem so verdienstvollen Manne, um Gotteswillen, kein Unrecht zufügen.

Im Kopf des Herrn Reichsbankpräsidenten *Schacht* leben moderne und humane Gedanken, wir wissen das aus vielen schönen Reden; in seinen Adern fließt (Hjalmar Schacht stammt aus dem Norden des Reichs) reines germanisches Blut. Er ist sicher, so denken wir alle, ein Mann aus einem Gusse, die Demokratie, die Philosophie der Menschlichkeit ist ihm ins Blut geschlagen. Nicht wahr? Das „Tage-Buch“ hat ihm einmal vorgeworfen, daß der schlichte Demokrat sich für die pompöse Einrichtung seiner Wohnung von der Reichsbank *dreiviertel Millionen* auszahlen ließ, zur selben Zeit, in der Herr Hjalmar Schacht uns deutsche Frauen zur strengsten Sparsamkeit mahnte und uns aufforderte, doch nur *einen* Hut im Jahr zu kaufen. War der Angriff billig? Hjalmar Schacht ist eben ein Mann des volkswirtschaftlichen Prinzips, ein Theoretiker, ein Rechner mit dem Massenverbrauch. Oh, man kann auch in einer mit einer Million Mark eingerichteten fürstlichen Renaissancewohnung ein schlichtes, demokratisches Herz bewahren. Nicht wahr?

Aber manchmal erwacht doch ein Zweifel, ob die prunkvolle Umgebung nicht mit einer Verhärtung des Herzens und mit einer Verwässerung des demokratischen Blutes bezahlt wird. Ich kann mir nicht denken, daß der Herr Reichsbankpräsident seine persönliche Geschäftsgebarung selbst beobachtet, er muß einen für ihn unerbittlichen, unkontrollierten Sekretär haben! Man höre:

Im Jahre 1912 baute sich Hjalmar Schacht in Zehlendorf eine Villa, er war damals Direktor der Nationalbank. Auf diese Villa nahm er eine zehnjährige unkündbare Hypothek von 50 000 Mark. Es kam der Krieg, der Hypothekengläubiger zog nach Frankreich mit und starb an der Marne. Er hinterließ eine Frau mit zwei kleinen Töchtern . . . Es kam die Zeit der Geldentwertung. Im September 1921 wollte Dr. Schacht die Hypothek mit schon entwertetem Geld zurückzahlen, die Witwe lehnte ab. Aber im Februar 1922 mußte sie die wertlosen 50 000 Markscheine annehmen, denn die zehn Jahre der Unkündbarkeit der Hypothek waren um. Der Juli 1925 brachte die Aufwertungsgesetze. Jene unglücklichen Gläubiger, die *vor* dem 15. Juni 1922 ihre Hypothekenschulden zurückempfangen hatten, gingen nach dem Gesetze leer aus. Schacht hatte am 22. Februar zurückgezahlt! Er war zu einer Aufwertung gesetzlich nicht verpflichtet. Doch die Offizierswitwe, die von ihrer kargen Pension zwei Töchter zu ernähren hat, dachte: Ein Mann wie Hjalmar

Schacht wird sich um diese vier Monate nicht kümmern, er ist jetzt Reichsbankpräsident, er bezieht alljährlich eine *Viertelmillion Mark Gehalt,* er besitzt ein herrliches Rittergut in der Lausitz, er wird, dachte die Offizierswitwe, freiwillig die 11 000 Mark zahlen, die er mir hätte zahlen müssen, wenn die Hypothek nicht im Februar, sondern im Juni 1922 fällig gewesen wäre. Und sie ging hin und schrieb an den Demokraten Hjalmar Schacht, gedachte ihres toten Mannes an der Marne und ihrer schulpflichtigen Kinder und bat um eine dem Reichsbankpräsidenten angemessen erscheinende Aufwertung. Doch wer beschreibt ihr schmerzliches Erstaunen, als sie nach einigen Tagen folgende Antwort bekam:

„Reichsbankpräsident
Dr. Hjalmar Schacht.

Berlin, den 12. September 1925.

Frau v. B.

Auf Ihr gefl. Schreiben ohne Datum teile ich Ihnen höflichst mit, daß irgendeine Veranlassung für mich *weder rechtlich noch moralisch* besteht, Ihrem Anspruch Folge zu geben, und ich bedauere deshalb, ihn ablehnen zu müssen.

Hochachtungsvoll
gez. Dr. Hjalmar Schacht."

Der Brief ist zwar von Hjalmar Schacht gezeichnet, aber alle, die den Brief gesehen haben, hoffen, glauben, wünschen, daß der Reichsbankpräsident ihn nicht gelesen hat, ehe er ihn unterzeichnete. Ein Sekretär, der es auf die Vernichtung der politischen Reputation und Karriere des Dr. Schacht angelegt hat, muß diesen fatalen Brief verfaßt haben. In diesem Brief heißt es, daß die Witwe des gefallenen Hypothekargläubigers keinen rechtlichen, aber auch keinen *moralischen* Anspruch habe. Ja, natürlich, es gibt verschiedene Moralen. Es gibt die Moral eines *Harpagon,* der allen gesetzlichen Vorschriften ganz genau gehorcht und im übrigen taub gegen jede innere Stimme ist, und es gibt die Moral eines sozialdenkenden, ohne viel Redensarten lebendig fühlenden Mannes, dem der Gedanke, eine Kriegswitwe um die Reste ihres Vermögens, freilich nach allen gesetzlichen Vorschriften, gebracht zu haben, unerträglich wäre. Ein anderer Hjalmar, Herr *Hjalmar Ekdal* — vielleicht ein Verwandter des Reichsbankpräsidenten? — sagt in Ibsens „Wildente": „Es gibt gewisse Forderungen — wie soll ich sie nur nennen — sagen wir: *ideale Forderungen,* über die sich ein Mann nicht hinwegsetzen kann, ohne Schaden an seiner Seele zu nehmen." Herr Hjalmar Schacht erzählt zu seiner Entschuldigung, auch ihm sei eine Hypothek mit entwertetem Geld zurückgezahlt worden. Mag sein. Der Unterschied ist nur der: Schacht ist keine Offizierswitwe...

Valerie v. Bonin

BARBEY ÜBER DIE EHE

Von Barbey d'Aurevilly, dem Vater der „Teufelskinder", sind zwei Aeußerungen über die Ehe erhalten.

Einmal befand er sich in einer Gesellschaft von Biederleuten, und der Himmel wollte, daß die Rede auf die eheliche Treue kam.

„Wenn Sie verheiratet sind, Herr Barbey," fragte die Hausfrau, „werden Sie Ihrer Frau treu sein?"

„Unbedingt!" antwortete Barbey, und nachdem er sich an den erbauten Blicken der alten Damen und zarten Seufzern der jungen Mädchen sattsam geweidet, fuhr er mit teuflischem Behagen fort: „Aber ich werde nicht heiraten." —

Ein andermal sprach man über jemands bevorstehende Heirat. Der

Heiratslustige hatte bis dahin als großer Pechvogel gegolten.

„Meinen Sie nicht auch, daß es das beste für ihn ist, er heiratet?" fragte man Barbey.

„Vielleicht," antwortete er. „Für manche ist ja sogar der Tod eine Erlösung.

Ossip Kalenter

FUER 2 MARK SELIG

Der Verein „Liebes- und Sühnewerk" in München versendet folgenden Prospekt:

Hunderttausende haben sich bis jetzt dem Liebes- und Sühnewerk des hl. Herzens Jesu zur Erlösung der armen Seelen angeschlossen, um dem hl. Herzen Sühne und Abbitte zu leisten und ihren lieben, teuren Verstorbenen *Erlösung aus dem Fegefeuer* zu bringen.

Mehr als dreitausend heilige Messen werden jährlich für die Mitglieder des Vereins gelesen, außerdem sind sie eingeschlossen in das Gebet von 200 000 Kindern in den Don-Bosco-Anstalten und haben Anteil an allen Werken der leiblichen und geistigen Barmherzigkeit, die in den 534 Anstalten der Salesianer verrichtet werden.

Sowohl Lebende wie Verstorbene können dieser reichen Segensquelle teilhaftig werden.

Mitgliedsbeitrag für ewige Zeiten 2 bis 10 Mark, je nach Vermögen.

Liebes- und Sühnewerk, München, Auerfeldstr. 19. Postscheckkto. 5881.

FILM-ZOOLOGIE

Eine große Film-Verleihgesellschaft in Mitteldeutschland wollte den Film *„Der krasse Fuchs"* für die Provinz erwerben. Sie stellte aber zur Bedingung, daß der Titel geändert werde. Nach der „ Biene Maja" usw., so schrieb sie, hätte die Provinz an zoologischen Filmen genug. — Der Titel wurde geändert.

FILM

Panzerkreuzer Potemkin

Angesichts dieses völlig ungewöhnlichen, neuartigen und grandiosen Films wird jedes Räuspern der Kritik durch den Schrei der Bewunderung verdrängt . Es bestätigt sich, was man durch allerlei Beobachtungen schon ahnte, daß nicht das Phantastische am filmmäßig wirksamsten ist (da es als allzu sichtbar, greifbar gar nicht mehr so phantastisch wirkt wie in der Phantasie) — sondern die Wirklichkeit. Weil die Filmtechnik zwingt, die Realität zusammenzuraffen, so daß Essenz und Rhythmus des Wirklichen derart überraschend und überzeugend hervortreten, daß es in dieser Konzentration viel übernatürlicher, phantastischer erscheint als künstlich-konstruiert-Phantastisches. Wie wir das neulich in dem wundervollen Blumenfilm erfuhren, der nichts weiter zeigte als das rhythmisch-zuckende Aufblühen verschiedener Blumenarten.

Hier nun sehen wir nicht Blumen, keine Milieus, sondern Menschen. Wir sehen den ersten wirklichen historischen Film, der nichts gemein hat mit dem pathetischen Filmtheater kostümierter und maskierter Einzeldarsteller und Massenstatisten der bisherigen Monumentalhistorien. In diesem Film des bislang unbekannten Regiegenies S. M. *Eisenstein,* in diesem Film, der keinen Helden hat, der keinen Schauspieler nennt (wiewohl Leute des Moskauer Künstlertheaters mitwirken), in diesem Film, in dem das russische Volk sich selbst darstellt, ist zum erstenmal das erreicht, um was sich Theater und Malerei jahrzehntelang vergeblich bemühten: Atmosphäre, Menschen und Geschehen der Wirklichkeit so wiederzugeben, daß man ihre Unwirklichkeit in der Reproduktion

vergißt, sondern herzklopfend, hingerissen, hineingerissen vermeint, die Wahrheit zu erleben.

Man sieht, nein erlebt das erste Emporlodern zeitgenössischer europäischer Revolution: die Meuterei auf dem Panzerkreuzer Potemkin der russischen Schwarzmeerflotte 1905; die Aufbahrung des erschossenen Matrosen Wakulintschuk im Hafen von Odessa; das Niederkämpfen der Demonstration aller Schichten russischen Volks durch die Kosaken und die triumphal-menschenverbrüdernde Ausfahrt der Meuterer durch die Schiffe der Admiralsflotte, deren keines auch nur einen Schuß abzugeben wagte. Umrahmt sind die Menschenmassen vom Meer und von Maschinen in herrlich belichteten und komponierten Bildern.

Die Menschen aber, ob wir nun drei oder vier von ihnen sehen; ob Matrosen schwer in Hängematten träumend; ob Offiziere oder Arzt des dunklen Schiffs; ob Dutzende von Proletarier- und Bürgertypen, erschütternd geeint vor dem unbekannten Matrosen; oder die Prozession der Zehntausende zu ihm über Straßen und Brücken und Hafenmauern; ob den Gleichschritt der niedermetzelnden Kosaken über das verzweifelte Chaos der Niedergemetzelten auf riesiger Treppe —, jeder und alle von ihnen sind in Erscheinung und Bewegung nichts als Menschen von ungeheuerlicher Vielfältigkeit, wie sie bisher keine künstlerische Vision oder Verwirklichung uns zeigte. Die Schädel der Proletarier, die Augen gemarterter Frauen, die verknitterten Bourgeois, in deren Alltagsgesichtern plötzlich das Erkennen aufleuchtet, wirken so unschauspielerhaft, so eindringlich-natürlich, daß sie auf einsamen Spaziergängen, in Träumen uns plötzlich und immer erscheinen werden. Das Atmen eines geknechteten Schläfers, der morgendliche Hafen mit Schiffen und Krähnen, das Heben des Schleiers einer Bürgerin, welche hiermit die Scheidewand zwischen Bourgeoisie und Proletariat aufhebt, das muffige, beklemmerte Gesicht eines devoten Schiffsarztes sind hier knappste, reinste Essenz der Wirklichkeit, zu unvergeßbarer Gestaltung gesteigert. Hier oder nirgends ist in der Kunst die neue Sachlichkeit gefunden, die alle anderen Künste jetzt intensiv anstreben. Hier oder nirgends ist der Weg zum wirklichen Volksfilm der Zukunft.

Rechtsblätter fordern Unterdrückung dieses aufrührerischen Films. Jawohl, er rührt uns auf, weil er uns anrührt . . . aber nicht mit politischer Tendenz, sondern mit der Glut der Wahrhaftigkeit. Er zwingt uns Zuschauer zum Erschüttertsein, womit er den Regisseur und die Tausende von Mitwirkenden zu dieser für immer denkwürdigen Leistung zwang: mit einer großen Idee.

Kurt Pinthus

BRIAND-ANEKDOTEN

Bei der ersten Ministerratssitzung des Kabinetts Painlevé, das bekanntlich die alten, scheinbar unversöhnlichen Gegner Briand und Caillaux an einen Tisch brachte, sagte der Ministerpräsident: „Allons, Ihr müßt Euch nun doch versöhnen, im Interesse der Republik.

Vergeßt Eure alten Geschichten und drückt Euch die Hände!"

Caillaux und Briand drückten sich die Hände und umarmten sich sogar, wie weiland Clemenceau und Poincaré in Straßburg.

„Ich wünsche Ihnen alles, was Sie mir wünschen, Briand," sagte Caillaux.

„Nun fangen Sie schon wieder an," sagte Briand.

*

Als eines Tages Viviani mit seiner gewohnten Suada in der Kammer interpellierte, flüsterte ein benachbarter Abgeordneter Briand ins Ohr:

„Hören Sie! ... Es ist einer Ihrer Schüler, der spricht."

„Ich weiß wohl," sagte Briand, „ich habe denn auch meine Schule geschlossen."

*

Von einem bekannten Abgeordneten, der gewohnt ist, auf der Tribüne Nichtigkeiten feierlich und weitschweifig vorzubringen, sagte Briand:

„Das ist ein Mann, der das Tischtuch auflegt, um eine Haselnuß zu verspeisen."

*

Bei einer Debatte über die befreiten Gebiete, die kurz nach dem Kriege stattfand, hielt ein Abgeordneter dieser Departements eine Rede, deren Wirkung dadurch zerstört wurde, daß nahezu alle Vertreter dieser Region aufstanden und dasselbe wiederholten.

Briand sah diesem Defilé spöttisch zu und knurrte vor sich hin: „Die Deutschen haben wohl die Städte zerstört, aber nicht die Wahlkreise."

(Aus den Histoirs politiques von Leon Treich, übertragen von F. C.)

WIE SPRICHT GOTT?

In dem höchst nützlichen und sehr amüsanten Buche von Max *Grube „Geschichte der Meininger"*, das soeben in der Deutschen Verlagsanstalt (Stuttgart) erschienen ist, werden sehr hübsche Regieanweisungen des damaligen Hilfsregisseurs Karl *Grabowsky* erzählt. Die beste: Bei einer Faustprobe ruft er einem „Erdgeist", der zu schnell spricht, zu: „Pausen! Pausen! Sie sind ein Gott! Ein Gott spricht in Pausen!"

INHALT DES LETZTEN HEFTES

(Nr. 18)

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin SW 19, Beuthstraße 19. Telephon: Merkur 8790, 8791, 8792. Verantwortlich: Stefan Großmann, Berlin W, Budapester Straße 16. — Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin SW 19, Beuthstraße 19. — Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Wien 156 791. Bankkonto: Commerz- u. Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstraße 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Prikopy 6. — Druck von Gehring & Reimers G. m. b. H., Berlin SW 68, Ritterstraße 75. — Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Beuthstraße 19.

Bezugspreis durch die Post in Deutschland pro Monat 2.— Reichsmark, pro Quartal 6.— Reichsmark; unter Streifband im Inlande und nach Österreich monatlich 2.25 Reichsmark, vierteljährlich 6.50 Reichsmark. Für das übrige Ausland nur Streifbandlieferung monatlich 2.50 Reichsmark, vierteljährlich 7.— Reichsmark. Zahlungen in ausländischer Währung werden zum amtlichen Tageskurs der Berliner Börse am Eingangstage gutgeschrieben.

Inseratenpreise: Grundpreis für die ganze Seite 125 Reichsmark. Bei größeren Abschlüssen progressive Wiederholungsrabatte auf den Grundpreis.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion, auch wenn Rückporto beiliegt, keine Verantwortung.

An die Buchhandlung

....

....

Hiermit bestelle ich:

DIE LITERARISCHE WELT

ERNST ROWOHLT VERLAG · BERLIN W 35
zum Preise von Rm. 2,25 für ein Vierteljahr, Rm. 4.50 für ein Halbjahr, Rm. 9.— für ein ganzes Jahr, zuzüglich Bestellgeld für ein Vierteljahr: 45 Pfg. im Inland und 65 Pfg. im Ausland.

Name: ....

Ort: ....

Straße: ....

Deutliche Schrift dringend erbeten!

*

Ferner bitte ich an
folgende Adressen Probenummern direkt zu senden:

....

....

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, dritte Maiwoche.

Das berühmte Wort von dem „wenig Verstand, mit dem die Welt regiert wird", wäre zeitgemäß zu variieren: Es ist fast unglaubhaft, wie wenig die politischen Parteien in Deutschland von den Männern verlangen, die sie zu ihren Führern machen. Herr Marx beispielsweise wurde trotz seiner Praxis als Reichsjustizminister zum Vorsitzenden der Zentrumsfraktion gewählt. Einige Tage später, in der Flaggenkrise, bewies er seiner Fraktion, wie würdig er ihres Vertrauens war. Nicht nur, daß er, der bis zum Beginn seiner Ministertätigkeit Mitglied des Reichsbanners war, nicht einmal ahnte, wie Luthers Verordnung alle Republikaner erregen mußte; daß er, der Justizminister, nicht den Kanzler und den Reichspräsidenten auf die Verfassungswidrigkeit der geplanten Flaggenverordnung hinwies. Herr Marx bewahrte auch eine ganze Woche lang das Geheimnis des Lutherschen Flaggenprojekts in seiner Brust, ohne sich auch nur einigen seiner Kollegen aus der Zentrumsfraktion anzuvertrauen. Und dabei hätte wahrscheinlich die rechtzeitige Benachrichtigung einiger Parlamentarier genügt, um den ganzen Plan zu Fall zu bringen. Doch das alles hat das Vertrauen der Zentrumsfraktion nicht erschüttert. So erbittert man dort über Luthers Vorgehen war, so nachsichtig war das Urteil über Herrn Marx, und mit der nicht einmal richtigen Behauptung „Unsere Minister sind überrumpelt worden" wird vor den rebellierenden Zentrumswählern alles entschuldigt. Ahnt man nicht, ein wie bitteres Armutszeugnis Herrn Marx mit dieser Erklärung ausgestellt wird? Und daß ein Politiker, den eine Partei wie das Zentrum in die Regierung entsendet und den sie mit ihrer Führung betraut, gegen die Gefahr einer solchen „Ueberrumpelung" geschützt sein müßte? Einem Schneider, der einen Anzug verpatzt, pflegt man keinen neuen Auftrag zu geben. Doch Politiker haben in Deutschland scheinbar das Vorrecht, ihre Unfähigkeit zu beweisen und die gröbsten Fehler zu machen. Ihrem Ansehen geschieht kein Abbruch.

Die Genfer Beratungen über die Ratsfrage haben begonnen, Herr *v. Hoesch* hat, nachdem er in Berlin genaue Instruktionen empfangen, zum ersten Mal das Wort ergriffen. Aber wenn gesagt wird, diese deutsche Stellungnahme habe „Eindruck gemacht", so

muß sehr dahingestellt bleiben, ob es ein hoffnungsvoller Eindruck war. Wir bemühen uns seit Wochen, der Regierung begreiflich zu machen, daß Deutschland sich zwar nach besten Kräften *an den Verhandlungen beteiligen* möge, daß es aber schließlich in *die* Lösung einwilligen solle, auf die *alle* übrigen Verhandlungspartner sich zu einigen vermögen. Was Herr v. Hoesch mitteilte, war das genaue Gegenteil! Er erklärte, Deutschland werde in den Verhandlungen *keine Vorschläge* machen, es werde aber, wenn das fertige Resultat vorliegt, sich *über Annahme oder Ablehnung entscheiden.* Wir fürchten, das heißt nichts anderes, als die Taktik vom März wiederholen. Wir fürchten, es heißt, den Anschein erwecken, als ob Deutschland beanspruche, daß es eine ganz besondere Stellung einnehme. Wir fürchten, daß es die Lösung erschweren und Deutschland in den Ruf des unleidlichen Schwierigen bringen wird.

Bevor die Agenten des Prinzen Windischgrätz in die Welt hinauszogen, um die gefälschten Francsnoten in bessere Valuta umzusetzen, nahm ihnen bekanntlich der Bischof *Zadravecz* einen feierlichen Eid ab, der dem Werk der Geldfälscher die religiöse Weihe gab. Es war, nach den Aussagen der Fälscher in der Budapester Gerichtsverhandlung, kein gewöhnlicher Schwur, den sie dem Bischof leisten mußten, kein Schwur „bei Gott" schlankweg, oder etwa „bei Gott dem Allwissenden", der auch in die Herzen von Geldfälschern sieht und die edlen Motive ihrer bedenklichen Taten sieht, wenn sie vorhanden sind. Nicht auf den allgemeinen Gott, sondern auf den „G o t t d e r M a g y a r e n" ließ Bischof Zadravecz die Francsfälscher schwören, daß sie die ihnen anvertraute Aufgabe nach bestem Gewissen erledigen und niemanden verraten würden. Einem so hohen geistlichen Würdenträger muß man wohl glauben, daß ein speziell magyarischer Gott existiert; so wie es ja auch einen *„Gott Israels"* gibt und jenen *„alten deutschen Gott,"* den nicht nur völkische Laien, sondern auch deutsche Kollegen des Bischof Zadravecz öfter im Munde führen. Der Monotheismus scheint danach nur noch theoretisch die Grundlage der Religionen zu sein; in der Praxis wird bald jedes Territorium, das zwischen Grenzpfählen liegt, und jede einzelne Nation über einen *Spezialgott* verfügen, so wie in Urzeiten jeder bessere Stamm einen eigenen Gott besaß, der alle anderen Stammesgötter bekämpfte. Aber hatte der Bischof Zadravecz die Konsequenzen seines Appells an den magyarischen Gott bedacht? Wenn der Magyarengott bei der Vermehrung des französischen Notenumlaufs durch falsche Noten, zum Schaden des französischen Volkes, behilflich war, so *mußte* er gewiß in einen Konflikt mit jenem Gott geraten, der nach Ansicht gläubiger Franzosen über Frankreichs Wohl und Wehe wacht. Sollten sich etwa die diversen Nationalgötter ebenso verfeinden und be-

kämpfen wie die Nationen selber? Und würde zum Schluß womöglich erst eine überirdische Locarno-Konferenz stattfinden müssen, um der in schwere Wirren gestürzten Götterwelt Ruhe und Frieden zu bringen?

Den Potemkinfilm ganz zu verbieten ist nicht geglückt. Aber der Reichskommissar *Kuenzer*, der besonders gute Beziehungen zur Reichswehr hat — er ist ehemaliger Gendarmerieoberst und will gerne Reichswehrminister werden —, hat immerhin erreicht, daß der Film den Reichswehr-Angehörigen verboten ist. In dem Film wird gezeigt, wie sich die Matrosen des Panzerkreuzers Potemkin im Jahre 1905 wegen schlechten Essens, schlechter Behandlung und der Gefahr, erschossen zu werden, empörten und ihre Offiziere ins Wasser warfen. Was soll es den Reichswehrsoldaten schaden, das zu sehen? Werden sie etwa auch schlecht behandelt? Bekommen sie etwa schlechtes Essen? Seufzen sie etwa unter dem Druck der allgemeinen Dienstpflicht, die damals russische Fischer und Bauern in die Uniform zwang? Schwingt gar ein Zar die berüchtigte symbolische Knute über ihnen? Ist überhaupt irgendeiner der Gründe, die damals russische Matrosen zur Meuterei trieben, für deutsche Reichswehrsoldaten vorhanden? Im Gegenteil: wenn es so trefflich in der Reichswehr aussieht, wie uns immer versichert wird, dann muß dieser Film doch geradezu empfohlen werden, damit die braven freiwilligen Söldner der unfreiwilligen Republik auch einmal sehen, wie gut sie es haben oder wie schlecht es ihnen gehen könnte. Es ist wirklich tragikomisch, daß aus dem inneren Gesetz heraus die Reichswehr sich mit dem Militarismus aller Zeiten und Völker identifiziert und gar nicht merkt, wie sie sich damit diskreditiert. Andererseits ist es ebenso spaßig, daß die Sowjetregierung diesen Film als Propaganda für Räterußland herausbringen kann. Denn die damalige Revolte hatte mit den Bolschewisten gar nichts zu tun. Verkehrte Welt! Es flimmert einem nicht nur filmisch vor Augen. Gelobt sei die unerschrockene Schutzpolizei! Sie schützt den Film überparteilich, und ihre Posten, die ihn allabendlich sehen, freuen sich der Bilder. Hoffentlich ist ihnen wenigstens verboten, sich selbst mit den Offizieren des Schiffes oder die Matrosen mit den Kommunisten von heutzutage gleichzustellen. Denn Ordnung muß sein.

Der Beseitigung des Paßzwangs steht nur *ein* Widerstand im Wege, seitdem sich herausgestellt hat, daß die Unkosten der Paßabteilungen und Grenzkontrollen den Ertrag der vereinnahmten Gebühren fast zur Gänze verschlingen: der Widerstand des bureaukratischen Mechanismus, der nicht dulden will, daß das Reich seiner Macht verkürzt wird. Schon längst weiß man, daß

die Paß- und Visaschikanen ihren ursprünglichen Zweck, nämlich die Einreise unerwünschter Elemente zu verhindern, nicht erfüllen können. An allen Grenzen blüht der Menschenschmuggel, und in jeder europäischen Großstadt existieren Bureaus, die denen, die aus irgendwelchen Gründen die Berührung mit den Behörden scheuen, gegen bestimmte Taxen prompt und zuverlässig fast jeden gewünschten falschen Paß und jedes Visum liefern. Doch für die Bureaukratie ist ihre Tätigkeit Selbstzweck geworden, und ihr erscheint noch längst nicht als überflüssig, was als unsinnig erwiesen ist. Auch die Internationale Paßkonferenz, die dieser Tage zusammentrat, wird allem Anschein nach Europa noch nicht von den Visaschikanen befreien. Der Bureaukratismus läßt seine Opfer nicht los, und die Freiheit, die dem Individuum der Fortschritt der Technik verschafft hat, die Fähigkeit, sich nach Belieben in der ganzen Welt frei zu bewegen, nimmt ihm noch immer der Bureaukrat wieder ab.

Die Reichstagsdebatte über den Abtreibungs-Paragraphen zeigte wieder einmal deutlich, daß es im Gehirn eines Parlamentariers außer Vernuft und Logik noch ein übergeordnetes urteilbildendes Prinzip gibt: das Partei-Dogma. Wie sonst wäre es möglich gewesen, daß die Vertreter des Zentrums, der bayrischen Volkspartei, der Deutschnationalen und der Völkischen *gegen* die Milderung des grausamen Paragraphen, *gegen* die Weltbewegung der Geburtenkontrolle sprechen konnten? Noch nie sind diese Herren der oft an sie gerichteten Aufforderung nachgekommen, die Zahl ihrer *eigenen* Kinder anzugeben. Sollte die geringe Gebärfähigkeit deutschnationaler Abgeordnetenfrauen durchweg „gottgewollt" sein? Ein kommunistischer Abgeordneter rief ihnen „Heuchler!" zu. Die Geschäftsordnung zwang den Präsidenten Loebe, ihn zur Ordnung zu rufen. Aber der Vorwurf der Inkonsequenz, milde ausgedrückt, wäre kaum zu rügen gewesen. Konsequent im höchsten Grade kam sich dagegen wohl der völkische Abgeordnete Jürgen v. Ramin vor. Er schlug vor, die Abtreibung allgemein zu verbieten, sie den Juden aber zu gestatten. Daß er mit seinem Antrag vielleicht trefflich für die Eugenik und den materiellen Wohlstand der Juden arbeite, kam dem Herrn wohl nicht zum Bewußtsein! Schließlich wurde der Entwurf angenommen. Nichtgewerbsmäßige, freiwillige Abtreibung wird von nun an nicht mehr mit Zuchthaus bestraft, und auch die Gefängnisstrafe ist zeitlich nicht mehr dosiert. Ein weiser Richter kann den Sünder oder die Sünderin jetzt also mit *einem Tag* Gefängnis davonkommen lassen. Die Strafe wird zu einem leeren Symbol alter Vorurteile. Ob aber alle Richter so weise sein werden? Die „Volksaufklärung" müßte auch hier, wie in vielen anderen Fragen, mit einer gründlichen „Richteraufklärung" beginnen.

LEOPOLD SCHWARZSCHILD

DER NOVEMBER DER LUTHARCHIE

Wozu heraldische Diskussionen?

Wenige von den vielen, die sich in diesen Tagen zum Flaggenkonflikt äußerten, haben den eigentlichen Sinn des Vorgangs verstanden.

Man sprach sehr viel von Farbensymbolik. Aber in Wahrheit hat man die prinzipielle Auseinandersetzung, die *aus Anlaß* der Flaggenverordnung geführt werden mußte, nur geschädigt, als man sie in eine Auseinandersetzung *über* die Flagge einmünden ließ.

Der *Absicht,* den ermüdenden Flaggenstreit durch irgendein anständiges Kompromiß zu schlichten, steht man nur in sehr engen Zirkeln antipathisch gegenüber. Schwarzweißrotgold zum Beispiel — als Anerkenntnis, daß das heutige Reich territorial unter Schwarzweißrot entstanden und politisch unter Schwarzrotgold in eine Republik verwandelt worden ist —, würde, wenn es wirklich Friede verbürgte, keinem unüberwindbaren Widerstand begegnen.

Die nachdenklichsten Zeitgenossen wissen ja überhaupt nicht recht, wozu in unseren Tagen eine Flagge noch not ist. Fahnen waren ursprünglich Parteiabzeichen und Sammelsignale in der Schlacht. Gerade im Kriege aber läßt man sie jetzt gut eingemottet zu Hause. Sie erinnern also mit leichter Komik an jenes andere, veraltete Kriegsmöbel: den Schleppsäbel unserer Offiziere, der heute zwar wieder, klirrend wie je, durch die Gassen und Salons geschleift wird, von dem aber jeder ehemalige Landstürmer weiß, daß er im Ernstfall sofort auf die Rumpelkammer kommt.

Während aber, wie die Billigung des Kompromißgedankens zeigt, das Farbensymbol *an sich* durchaus nicht als Tabu betrachtet wird, sind von der Flaggenverordnung Dinge betroffen worden, die absolut und unter jeder Bedingung unangreifbar bleiben müssen.

Und sie sind betroffen worden durch die *Art des Vorgehens.*

Eine Gesandtschaft ist kein Kauffahrteischiff!

Eine kleine Geschichte zur Einleitung des folgenden:

Das Tage-Buch hat zwei deutsche Professoren, die als Staatsrechtler und Verfassungskommentatoren besondere Achtung genießen, zu Gutachten über die *Gesetzmäßigkeit* der Flaggenverordnung aufgefordert. Wir wollen sie Müller in Apolda und Meyer in Schmalkalden nennen.

Müller in Apolda telegraphierte: „Lehne ab."

Meyer in Schmalkalden telegraphierte: „Bin krank, liege zu Bett, wendet Euch an Müller in Apolda."

Wir folgern aus diesen Depeschen zwanglos, daß die beiden bedeutendsten deutschen Staatsrechtler *nicht* imstande waren, die Verfassungsmäßigkeit der Verordnung zu *bejahen;* während sie anderseits mit jenem bekannten Taktgefühl, das von Bismarck groberweise als Mangel an Zivilcourage bezeichnet wurde, auch vermeiden wollten, etwas zu sagen, was an hohen Stellen etwa zu Schwierigkeiten führen könnte.

Aber man muß sich nicht einmal auf die Autorität dieser durch Stillschweigen erstatteten Gutachten verlassen. Man kann sich auch durch eigene Feststellung überzeugen, daß die Flaggenverordnung gegen die Verfassung verstößt.

Schon das Recht des Reichspräsidenten, *überhaupt* Verordnungen zur Flaggenfrage zu erlassen, ist mindestens strittig. Und zwar wird dieses Recht pikanterweise gerade von *völkischer* Seite verneint. So zu lesen in dem Verfassungskommentar des deutschvölkischen Staatsrechtslehrers Professor v. Freytag-Loringhoven!

Aber mag Herr Freytag-Loringhoven auch irren und mag dem Reichspräsidenten *allgemein* auch das Recht zu Flaggenverordnungen zugestanden werden —: zu *dieser* Verordnung war er *nicht* berechtigt! Er war nicht zu der Verordnung berechtigt, daß die deutschen Auslandsvertretungen, neben der Reichsflagge, auch noch die „Handelsflagge" führen müssen.

Denn was *ist* eine „Handelsflagge"? Herr Stresemann spekuliert auf die Unwissenheit, wenn er so tut, als habe die sogenannte Handelsflagge irgend etwas mit dem Handel zu tun und als gehöre sie daher gerade zu jenen Dienststellen, die — wie die Konsulate — besonders Handelsinteressen dienen. In Wahrheit ist die Handelsflagge nicht die Flagge des Handels, sondern der *Schiffahrt.* So definiert *Anschütz* in seinem Verfassungskommentar ausdrücklich: „Handelsflagge ist die nationale Flagge der *Kauffahrteischiffe*". Ebenso definiert *Giese.* Und auch ein Mann, der der jetzigen Verordnung nicht sehr fernsteht, nämlich Hindenburgs Staatssekretär *Meißner,* schreibt in seinem Buch über Staatsrecht klar und unzweideutig: „Das Recht zur Führung der Handelsflagge setzt die Eintragung in das *Schiffsregister* voraus." Herr Meißner hat der Kabinettssitzung, die über die Flaggenverordnung entschied, beigewohnt! Haben ihm Informationen darüber vorgelegen, daß die deutschen Gesandtschaften oder Konsulate neuestens ins Schiffsregister eingetragen worden sind?

Es ist übrigens auch ganz klar, *weshalb* die Handelsflagge nur für Schiffe in Betracht kommen kann. In der Begründung zu dem entsprechenden Verfassungsartikel — die für die Rechtslage ja ebenfalls wichtig ist — wird ausdrücklich erklärt, die schwarzweißrote Handelsflagge sei deshalb beibehalten worden, weil Schwarzrotgold auf See, besonders bei Nebel, *zu schwer sichtig* sei. Auch dies zeigt, daß „Handelsflagge" tatsächlich eine Flagge



XII.

LUTHER

bezeichnet, deren Verwendung ausschließlich auf die Seeschiffahrt beschränkt ist.

Wenn somit die Verfassung vorschreibt: „Die Reichsfarben sind Schwarzrotgold" und wenn in einem Nachsatz *als einzige Ausnahme* hinzugefügt ist: „Die Handelsflagge ist Schwarzweißrot mit den Reichsfarben in der oberen inneren Ecke", so ist ganz klar, daß *jede* Beflaggung, die *nicht* auf Schiffen und auf See erfolgt, eben schwarzrotgold sein muß.

Der Privatmann kann machen, was er will.

Aber der Reichspräsident darf nicht *dienstlich* eine Beflaggung anordnen, die den Verfassungsgrundsätzen flagrant widerspricht.

Und so kommen wir zum Kardinalpunkt der ganzen Angelegenheit. Nicht um die Farben handelt es sich, sondern um die *Legalität.*

Um die Gesetzlichkeit war zu kämpfen, die Gesezlichkeit steht in Frage!

Und zwar nicht nur prinzipiell, —: weil Verstöße gegen die Verfassung — Verstöße, deren präjudizierende Zukunftsbedeutung gar nicht vorausgesehen werden kann — niemals und unter keiner Bedingung hingenommen werden dürfen. Sondern auch politisch —: weil gerade dem Kanzler *Dr. Luther* sein Hang zur Ungesetzlichkeit einmal abgewöhnt werden muß.

Andere Zeiten, andere Sitten!

Wohin Ungesetzlichkeit führt, dafür bildet gerade dieser Fall schon einen warnenden Beweis. Denn um *seine* Illegalität zu rechtfertigen, stützt sich Herr Dr. Luther ja auf eine Illegalität des Reichspräsidenten *Ebert;* und man muß ihm leider zugeben, daß die Analogie perfekt ist.

Im April 1921 nämlich führte Ebert, ebenfalls auf dem Verordnungswege, eine sogenannte *„Reichskriegsflagge"* ein, — schwarzweißrot, mit Eisernem Kreuz darauf. Ob er überhaupt eine in der Verfassung nicht vorgesehene Kriegsflagge verordnen durfte, ist fraglich, — mindestens mußte sie, als *Land*flagge, schwarzrotgold sein. Ferner schuf Ebert eine *„Dienstflagge der Reichsbehörden zur See"*, wozu er zwar die Schiffahrtsflagge wählte, aber unter vollkommener Beseitigung der schwarzrotgoldenen Gösch, so daß diese Flagge rein schwarzweißrot wurde. Auch *da*zu hatte er kein wie immer geartetes Recht, — er hätte fast ebensogut auf dem Verordnungswege die Monarchie wieder etablieren können.

Immer wieder hat sich Luther auf dieses Ebert-Beispiel berufen. Aber wenn man auch verstehen kann, daß der Präzedenzfall den Sozialdemokraten peinlich war, so muß man doch sagen, daß sie sich mit einem gewichtigeren Argument hätten widersetzen können, als mit der schwach defensiven Wendung Breit-

scheids, die Ebert'sche Verfügung habe nur *„hart an die Grenze* der Verfassungswidrigkeit herangestreift".

Denn sie konnten sagen und mußten sagen und hätten das eigentliche Problem damit wirksamer entrollt als mit der Vertuschung alter Fehler:

„Jawohl, es sind zwischen 1918 und 1924, zwischen Niederlage, Inflation und Stabilisierung, eine Fülle von Ungesetzlichkeiten begangen worden, nicht nur von Ebert, sondern auch von anderen Regierenden! Schlagen Sie aber die Bücher der Geschichte auf, so werden Sie finden, daß Ungesetzlichkeiten die ständige Begleiterscheinung anormaler Zeitläufte sind, daß in Epochen des Krampfes der Zerrüttung, des Chaos auch der skrupelöseste Staatsmann sich zuweilen nur durch kleinere oder größere Umwege um die Rechtsordnung helfen kann. Man soll ihn nicht widerspruchslos gewähren lassen, denn der Widerspruch wird ihn wenigstens in gewissen Grenzen halten. Aber man soll rückblickend auch anerkennen, was die Ursachen solcher Rechtsbeugungen sind, man soll die historische Tatsache anerkennen, daß Anormalität und Illegalität stets Hand in Hand gehen.

Aber was sich zwischen 1924 und heute in Deutschland vollzogen hat, das ist gerade die Rückkehr zur Normalität. Und was wir verlangen, ist nichts anderes, als daß *mit der Normalität auch die Legalität wieder einkehre!* Es muß ein Ende haben mit den Verstößen wider die Verfassung und mit den Methoden, die der Verfassung widersprechen!"

Das ist das Prinzip, um das es sich handelt!

Und es ist in Wahrheit das Prinzip, das auch der *persönlichen* Kritik an Herrn Luther zugrunde liegt.

Die Krise des persönlichen Regiments!

In der Stunde, in der diese Zeilen geschrieben werden, ist der endgültge Ausgang dieses Kampfes noch nicht zu bestimmen. Die Demokraten haben beschlossen, sich an dem Mißtrauensvotum zu beteiligen, — ein Entschluß, zu dem Luther zuletzt offenkundig *herausforderte.* Die bisherige Koalition ist damit gesprengt. Aber daraus folgt noch nicht, daß die Aera Luther beendet ist, niemand kann sagen, ob der Mann als Regierungschef nicht bleiben oder wiederkommen wird.

Wohl aber kann gesagt werden, daß nur Angst vor neuen Krisen, Ungewißheit über die Nachfolgeschaft und Hoffnung auf ein späteres Kompromiß ihn bestenfalls werden halten können. Freundschaft und Vertrauen genießt er nur noch bei wenigen. Von links bis rechts hört man kein gutes Wort mehr. Und sogar das Staatsoberhaupt, dem er anfangs ein so willkommener Mentor war, blickt nicht mehr sehr freundlich, wenn Luther sich zeigt.

Man muß zugestehen, daß Tragik darin liegt.

Denn der kleine Herr mit dem blanken Schädel, den nervösen Augen hinter der dicken Brille, den schmalen Lippen und hochgezogenen Schultern hat viel schwere und erfolgreiche Arbeit geleistet.

Er hat, als Finanzminister der Stabilisierung, den Schweinestall der Reichsgeldgebarung mit einer Energie, einer Rücksichtslosigkeit, einem Vorbedacht ausgekehrt, ohne die alle Theorie und alle Findigkeit der Währungssanierer im Sumpfe steckengeblieben wären. Die Stabilisierung ist, der Oeffentlichkeit unbekannt, zur guten Hälfte Luthers Werk. Er hat auch als Kanzler, mindestens in *einer* Beziehung, all seine Vorgänger weit überragt: er war aktiv aus Leidenschaft, während das Charakteristikum fast aller seiner Vorgänger Passivität aus Aengstlichkeit war. Er suchte das Geschehnis, er rief es hervor, — die anderen beteten, daß doch ja nichts geschehe. Er warf sich der Verantwortung an den Hals, — die anderen mieden sie, wo es nur ging. Eine heimliche Neigung, trotz aller Kritik, war immer wieder diesem willensstarken, mutigen, findigen Berliner sicher, der sein Schifflein bequem im toten Wasser hätte halten können und immer wieder in stürmische See hinausfuhr, nach rechts und links das Segel wendend, häufig genug auch den Widerstand einfach rammend.

Aber es geschieht, daß der glänzendste Techniker der Regierung von einem gewissen Zeitpunkt an nur noch Mißerfolge hat, — dann nämlich, wenn er die Technik überschätzt und nicht mehr daran denkt, daß das Material, mit dem er zu arbeiten hat, nicht Eisen und Papier, sondern der Mensch ist. Herr Dr. Luther glaubt an eine *objektive* Staatskunst, — nämlich an eine Politik mit gewissen festen Zielen, — Zielen, die nicht einmal seine eigenen sind, sondern die einer „objektiv“ legitimierten Gruppe, — Ziele, zu deren Erreichung dann etappenweise immer jene Mittel benutzt werden, die im Augenblick am weitesten zu führen versprechen, — bald einen Schritt mit dem rechten Bein, falls dies rechte etwas mehr Bewegungsraum hat, bald mit dem linken, wenn links mehr Chance ist, bald nach dem Westen, bald nach dem Osten. Aber Politik ist leider keine Mathematik; und es kann sein, daß siebzehn kleine objektive Vorteile, die man addiert zu haben glaubt, plötzlich ein so großes Minus bei einem unberechenbaren Subjekt hervorrufen, daß das ganze Gebäude in den Grundfesten schwankt.

Ganz unerträglich aber wird der politische Nur-Techniker dann, wenn er auch noch den Hang zum Oktroyieren hat.

Tyrannei, selbst wohlmeinende, wird nie lange geduldet, am wenigsten in unserer Zeit. Und es ist auffallend. daß selbst diejenigen, die begeistert nach Diktatur verlangen, sich unter dem Diktator einen Mann vorstellen, der zwar allen anderen ein-

fach befiehlt, seinen Vorkämpfern aber Rede und Antwort stehen muß.

Selbst die Diktaturidee, so wie sie heute lebt, trägt die Parlamentsidee schon wieder in sich.

Aber sogar in den parlamentarischen Vorstellungen Dr. Luthers scheinen diktatorische Ideale zu stecken! Mag sein, daß er nur dem Gesetze folgt, „nach dem er angetreten," — dem Ermächtigungsgesetz, das ihm als Finanzminister monatelang so gut wie alles gestattete, was er wollte, das ihm eine Machtfülle gab, gegen die der Reichstag praktisch eine Null war —: jedenfalls hat sich immer wieder die Neigung bei ihm gezeigt, das Parlament zu umgehen, fait accomplis zu schaffen, durch kurze Termine die Beratung zu verhindern, ja, sogar seine Kabinettskollegen zu überrumpeln, — rechthaberisch, intriguenlustig, formalistisch, selbst grobe Ausflüchte nicht scheuend.

Das aber ist eine Methode, die, je glatter die Zeiten werden, umsoweniger Aussicht hat, aufrechterhalten werden zu können.

Herr Dr. Luther mag diesmal noch im Amte bleiben. Aber er hat eine laute Warnung empfangen.

Ueber ihn ist derselbe Novembersturm hinweggegangen, der Wilhelm II., im Jahre 1908, um seines „persönlichen Regimentes" willen zur Ordnung rief. Wilhelm vergaß und auch die Politiker vergaßen. Aber ein heutiger Minister sitzt nicht so fest wie einst Wilhelm, und auch die Politiker haben doch einiges gelernt. Der Reichskanzler Luther wird *nicht* vergessen dürfen, — die Lutharchie, unter der Deutschland seit einigen Jahren lebt, wird mindestens gemäßigt konstitutionelle Formen annehmen müssen.

H. L. MENCKEN

NIETZSCHE IM WILDEN WESTEN

Ein New-Yorker Verlag kündigt soeben die Wiederauflage von Dr. Oscar Levy's großer Nietzsche-Uebersetzung in 18 Bänden an, was vielleicht ein Zeichen ist, daß der letzte Krieg „für die Demokratie" endgültig vorüber ist. Zur Zeit des großen Kreuzzuges gegen den Philosophen — damals, als England ihn zusammen mit Treitschke und Bernhardi als Kriegsanstifter denunzierte — war es gefährlich, ihn sogar bei uns nur bei Namen zu nennen: seine Schriften verschwanden aus unseren Buchläden, oder wurden höchstens bekannten Kunden hinten gezeigt, ganz wie die obszöne Literatur eines Rabelais oder Boccaccio. In diesen heroischen Tagen passierte es auch mir, daß ich von einem anonymen Patrioten der Polizei als der Verfasser eines Buches über Nietzsche denunziert und von Detektiven besucht wurde, die mich fragten,

ob ich ein Freund des „deutschen Ungeheuers Nitzky“ („a friend of the German monster Nitzky“) sei und ob ich wirklich ihn in einem Buche verteidigt hätte. Jetzt ist das Ungeheuer wieder mit einem Male zu Ehren gekommen, und nicht lange wird es dauern, und er wird in allen Bibliotheken ruhig zwischen solch respektablen Leuten wie O. Henry und Dr. Frank Crane stehen.

Wohlverstanden: nur in den Bibliotheken der großen Städte. In den kleineren und tugendhafteren Orten, da wird es wohl noch eine Weile dauern, bis er die Zensur passiert hat. Denn bei jenen Hinterwäldlern, wo der Fundamentalismus (d. h. der wörtliche Glaube an die heiligen Schriften, Uebersetzungen) noch grassiert, da glaubt man noch immer an die offizielle Verdammung Nietzsches, d. h. an den Bannfluch, der gegen den „teutonischen Uebermenschen“ 1917 geschleudert wurde. Der verstorbene Erzengel Bryan (der Kläger im sog. Affen-Prozeß, Uebers.) zerrte ihn in seine Anklage gegen den ungläubigen Scopes, der Darwin in den Schulen zu lehren wagte, und die empfindlichen Häute der Einwohner von Dayton überläuft es darum bei dem Namen „Nietzsche“ bis auf den heutigen Tag. Nietzsche war ja, nach der Anklage des guten Bryan, verantwortlich nicht nur für alle Exzesse der „freien Liebe“, sondern auch für die Mordtaten von Leopold und Loeb (zwei jugendliche Millionärssöhne, die einen anderen Jungen gemordet hatten, Uebers.). Der Anwalt von Scopes konnte ob dieser Anklage nur die Achseln zucken, aber Bryan gelang es, Dayton zu überzeugen und Nietzsche dort unmöglich zu machen. In solch abergläubischen Gegenden wird also die Kriegspropaganda des Weltkrieges noch lange lebendig bleiben, geradeso wie jene für unseren Bürgerkrieg dort sich am längsten gehalten hat.

So mag uns die neue Auflage Nietzsches noch einige den Ernst der Zeiten erheiternde Skandale bescheren, besonders wenn die feingekleideten Agenten des Verlegers diese kleinen Städte des mittleren Westens besuchen und die Bestellungen der Klienten entgegennehmen. (In Amerika wie in England werden Bücher ebenso wie andere Waren vertrieben, durch sog. „travellers“ oder „book agents“, die die einzelnen Buchhändler und Bibliotheken persönlich aufsuchen, Uebers.) Denn früher oder später wird doch irgendein ländlicher Bibliothekar, der durch das elegante Aeußere und das weltmännische Benehmen der Bücher-Reisenden bestochen, Nietzsche bestellt und ihn auf die Regale placiert hat, in Konflikte geraten, und zwar mit dem lokalen Baptisten-Pastor, der ihn sicherlich dort entdecken und ihm seine Meinung über den Ankauf sagen wird. Der Skandal, der auch in die Zeitungen kommen kann, wird dann den Freigeistern unserer großen Babylons und Ninives wiederum etwas Stoff zum Amüsement geben. Und das Ende wird sein, daß Nietzsche noch einmal zum Scheiter-

haufen geschleppt und der Glaube der amerikanischen Bauern wiederum gerettet werden wird.

Diesem Glauben droht (in Parenthese gesagt) durchaus keine Gefahr von Nietzsche, dessen Grundideen gegen etwas protestieren, das weit dauerhafter ist, wie unsere nationale Theologie, nämlich unsere nationale Sentimentalität. Nietzsches Hauptattacke richtete sich weniger gegen die Hauptdokumente des Christentums, als gegen die Hauptgewohnheiten der Christenheit. Wogegen er protestierte, das war die Vergötterung der Schwäche, das war die romantische Anschauung vom kleinen Mann, das war dessen gelb-gallige Feindschaft gegen alles wirklich Höhere. Die neue Welt, die Nietzsche ersehnte und predigte, war eine Welt, die von den Besten regiert, die darum von der Verbindung mit den Schlechtesten gelöst werden sollte. Nietzsche glaubte, daß ein einziger, intelligenter, originaler, gewandter und energischer Mann mehr Wert für die Welt habe als ein anderer schwacher und dummer, wenn auch äußerst tugendhafter Mann, oder auch eine ganze große Masse tugendhafter und dummer Leute zusammengenommen.

Diese seine Erkenntnis kleidete er in eine äußerst lebhafte, bilderreiche Sprache, so daß seine Gegner immerhin etwas Grund haben, ihn mißzuverstehen. Wenn er in seiner Dichterart von der „blonden Bestie" sprach, so nahmen sie ihn wörtlich und denunzierten ihn, daß er ein Reich der physischen Gewalt begründen wolle und die rohe Kraft verherrliche. Natürlich ist ihm das nie eingefallen, denn kein Mann hatte die rohe Gewalt stärker gehaßt als Friedrich Nietzsche. Er sah, daß diese rohe Gewalt der ewige Feind aller Art gesunder und wertvoller Ueberlegenheit war — daß die rohe Gewalt nur darauf abzielte, die Massenmacht des Mobs in den Sattel zu heben und die Weisheit und den Anstand einer Minorität niederzureiten. Was er ersehnte und verkündete war nicht die physiche, sondern intellektuelle und moralische Ueberlegenheit, ja, besonders moralische Ueberlegenheit. Denn vor allem war er ein Moralist, und wenn er heute lebte, so würde ihn nichts so sehr verletzen, als der gegen ihn ausgesprochene Verdacht, ein „fideler Junge" und der Prophet aller Verderbtheit gewesen zu sein.

Nur war die Moral Nietzsches natürlich nicht die von aller Welt. Dies heißt soviel: seine Moral war nicht die unserer Schwächlinge und Feiglinge, eine Moral, die durch den Polizei-Inspektor und die Furcht vor ihm unterstützt wird. Ebensowenig war er moralisch aus Furcht vor Nachbar Brown und seiner aufpasserischen Gattin Mrs. Brown. Furcht hatte auch Nietzsche, aber vor dem Richter in der eigenen Brust. Seine Moral war die Moral von Männern, die das Rechte tun, weil es das Würdigere und das Edlere ist — und die die kleinlichen Ausflüchte und Hin-

terlisten der minderwertigen Zeitgenossen verachten. Seine Moral war eigentlich kein Moralsystem in landläufigem Sinne, sondern ein System der Ehre.

Selbstverständlich läuft ein solches System keinerlei Gefahr, in den Vereinigten Staaten Allgemeingut zu werden, denn die Grundidee unserer Politik ist die, daß eine Art mystischer Tugend sogar in den dümmsten und unwürdigsten Menschen schlummere; und die Grundidee unseres Gesetzes ist, daß kein Mann aus eigenen Motiven gut sein oder auch nur sich anständig benehmen könne — daß die Polizei demgemäß selbst auf Bischöfe aufpassen und sie daran verhindern müsse, sich zu betrinken, oder ihre Frauen zu prügeln, oder mit anderen leicht geschürzteren Frauen Lustorgien über „Week-end" in Atlantic-City (einem fashionablen Badeort, Uebers.) zu feiern.

Wir haben Ehrfurcht vor den Verkommenen und Vertrauen auf unser Gesetz: und gerade diese beiden Dinge forderten den Zorn Nietzsches heraus und befeuerten ihn, Flüche aufs Papier zu bringen, wie sie die Welt niemals vorher gehört hat. Wenn einer unserer Leser Lust verspürt, eine Prosa zu lesen, die ganz aus blendenden Raketen besteht, so lese er Nietzsches „Antichrist". Es ist nicht, wie der Titel besagt, das Werk eines Ungläubigen, es wird in dem Buche nicht die historische Treue des Neuen Testaments angegriffen. Aber von Anfang bis zu Ende ist es die schärfste Attacke auf die Ethik des modernen Christentums, die jemals gemacht wurde. Diese Attacke kümmert sich gar nicht um die oberflächlichen Einwände unserer Feld-, Wald- und Wiesen-Freidenker, sie geht aufs Ganze und Große, nämlich auf die Kardinalidee des Christentums. Was Nietzsche bekämpfte, das ist, kurz gesagt: die Gleichheit aller Menschen vor Gott.

Nietzsche verneint diese Gleichheit emphatisch. Er sah, daß die Menschheit in einem Uebergang, auf einer schwierigen Pilgerfahrt begriffen sei: hinweg vom Affen, hinauf zu Höherem, mit wenigen Leuten und sogar einigen kleinen Schichten an der Spitze und hinter ihnen eine unzählbare Menge von anderen Individuen, die ganze kompakte Majorität der anderen, niedrigeren Menschheit. Nietzsches Behauptung ging nun dahin, daß, wenn die ersteren im Ebenbilde Gottes geschaffen seien, die anderen es augenscheinlich nicht wären, und daß der menschliche Fortschritt durch die gegenteilige Anschauung äußerst behindert würde. „Der Mensch ist etwas, dss überwundea werden muß", sagte er. Aber nicht dadurch kann das geschehen, behauptete er weiter, daß man alle Menschen „sozial" zusammenbindet und so die Vordermänner zwingt, den Ausschuß und den Ueberschuß hinter sich herzuschleppen.

Nietzsches Heilplan gegen die ungesunde Fesselung der Besten, gegen die Verherrlichung der Demokratie, der Sentimenta-

lität und alles andere — war leider etwas unsicher. Der Grund für diese Unsicherheit war der, daß Nietzsche kein billiger Utopist war und schon darum keine genaueren Angaben über die neue von ihm geträumte Welt liefern konnte. Und dann wurden seine Kräfte durch den Krieg mit der ihm umgebenden Welt zu stark in Anspruch genommen. Diesen Krieg hat er denn auch mit großer Kraft und Geschicklichkeit zu führen gewußt. Denn er war ein Mann von immensem Wissen, besonders in der Geschichte gut beschlagen und niemals darum wegen Mangels an Tatsachen und Belegstücken verlegen. Seine Kritik der Demokratie war einfach zerschmetternd, und die gegen die Sentimentalität traf alle unsere Schwächen ins Herz.

Aber unter Demokratie verstand er weit mehr als wir darunter verstehen, ja, „demokratisch" war für Nietzsche selbst das, was wir für den Gegensatz der Demokratie ansehen. So war er z. B. durchaus kein Freund des preußischen Militärsystems, das er verschiedentlich mit scharfen Worten gegeißelt hat. Es war ihm deswegen zuwider, weil es den scharfen Gegensatz von Mensch zu Menschen vernichtete und alles zu einem gemeinsamen Brei der Unterwürfigkeit zusammendrückte. Schlimmer als dieses war noch die Schaffung künstlicher und schädlicher „Superioritäten", und zwar dadurch, daß dem militärischen Führer zu viel Macht und Würde zuerteilt wurde. Nietzsche war wohl für den Krieg- aber nicht für den Maschinenkrieg, wie er heute betrieben wird. Er wußte die Tüchtigkeit des Kriegers wohl zu schätzen, denn er war der Meinung, daß der höhere Mensch ganz natürlich nach Gefahr verlange, daß der höhere Mensch ein Abenteurer sei und nach Ueberwindung von Schwierigkeiten lechze — aber im modernen Soldaten konnte er nur einen elenden Sklaven sehen.

Ich kann hier leider nur wenige seiner Ideen wiedergeben, und diese wenigen in vielleicht zu wenig Worten. Sein System war vielseitig und kann kurz nicht gut und nicht ohne die Gefahr von Mißverständnissen ausgedrückt werden. Seine Zeitgenossen waren darüber entsetzt, und er war, wie später im England und Amerika von 1917, schon vorher in Deutschland von 1880 „der Leibhaftige" (Mr. Mencken irrt hier: Niemand entsetzte sich 1880 in Deutschland über Nietzsche, weil niemand von ihm etwas gehört hatte . . . Uebers.). Aber seit seinem Tode haben seine Ideen Fortschritte gemacht. Roosevelt hat von ihm heimlich geborgt, besonders für sein Buch „The strenuous life". In Nietzsche sind auch viele Ideen der Freudianer zu finden. Die Geburten-Kontroller und Eugeniker haben ihn sicher ebenfalls gelesen. Und wenn der Krieg gegen die Weltverbesserer und Moraltrompeter wieder entbrennen sollte — und er wird entbrennen — dann wird die beste Munition für uns andere zu finden sein in den feurigen Reden von Zarathustra-Nietzsche.

STEFAN GROSSMANN KUNSTKRITIK, DAS GIBT ES NOCH?

Im Verfolge des heiteren Zwischenfalles de Fiori-Einstein hat es sich herausgestellt, daß es eine Organisation der Kunstkritiker gibt. Die Herren, die über die Ankunft eines neuen Velasquez oder Rodin zu befinden haben, sind gewerkschaftlich organisiert. Sie haben Herrn de Fiori aufgefordert, sich bis zum so und so vielten Mai, punkt zwölf Uhr, bei dem Mitgliede Carl Einstein eingeschrieben zu entschuldigen, widrigenfalls... (das „widrigenfalls" stand nur zwischen den Zeilen) . . . widrigenfalls Ernesto de Fiori einfach aus der Kunstgeschichte ausgestrichen wird! Was für ein anderes widrigenfalls gebe es sonst noch? Daß Künstler verrissen, bagatellisiert, ironisch-journalistisch abgetan werden, das gehört zu den heiligen Selbstverständlichkeiten des Gewerbes. Die Gewerkschaft der Kunstkritiker verfügt nur über *ein* Machtmittel: Den Ausschluß aus der täglich hergestellten Kunstgeschichte.

In diesen Blättern ist von anderen oft die Ueberflüssigkeit jeder Art von Tages-Kunstkritik betont worden. Ueber die Schädlichkeit und Dummheit der Institution der journalistischen *Theaterkritik* sind sich alle einig, Autoren, Schauspieler und Publikum. Deshalb gibt es weit und breit mehr keinen autoritären Rezensenten. Die Einzigen, die von der unbedingten Notwendigkeit und Nützlichkeit der Theaterkritik überzeugt sind, das sind einige ältere Kritiker und auch die mit Ausnahmen. Wenn man heute einem in die Kritik verirrten Künstler wie Alfred Polgar anböte, für 30 000 Mark im Jahre spazieren zu gehen, meinetwegen durch ganz Europa, oder Theaterkritiken zu schreiben, ich glaube, er hätte seine Koffer gepackt, ehe man ihn zu Ende gefragt hätte. Die dichterische Produktion in allen europäischen Ländern ist vom Kriege geschwächt, die Vorkriegszeit kann nicht galvanisiert werden, die Nachkriegszeit ist noch immer nicht da, es gibt auf den Feldern der Dichtung noch keine Früchte, höchstens Keime. Die trampelt die Tageskritik mit Wollust nieder, *muß* sie niedertrampeln, denn ihre Aufgabe besteht ja darin, alle Tage ihre eigene geistige Ueberlegenheit nachzuweisen und womöglich auch dem lesenden Rechtsanwalt und seiner Gattin das Gefühl an dieser geistigen Ueberlegenheit beizubringen. Die keimende Dichtung braucht nichts als — ein bißchen Zeit, ein bißchen Schonung, eine Epoche des ungestörten Wachsens, Verhinderung von Trampelschritten, mit einem Wort: Sein, ohne verrissen zu werden. Das deutsche Drama braucht mindestens eine zehnjährige Wachs- und Schonzeit, Schonung von aller Kritik. Nach zehn Jahren aber wird diese altertümliche Institution nicht mehr aufzufrischen sein. Das Publikum ist autonom geworden, jeder sein eigener Fritz Engel.

Es gibt, hörte ich bei dieser Gelegenheit, auch einen Verband der Musikkritiker. Das finde ich ganz in Ordnung, besonders in Berlin. Ein normaler Musikkritiker einer Berliner Zeitung hat un-

menschlich viel Musik allabendlich zu verschlucken. Vier bis fünf bis sechs Konzerte Abend für Abend, dazu vormittags Generalproben, und noch so und soviel Opernpremieren und Sängergastspiele. Man kann annehmen, daß ein Berliner Musikkritiker durchschnittlich am Tage sechs Stunden verschiedenartigster Musik zu sich nehmen muß. Wer würde da nicht zum Musikfeind? Bedenkt man, daß die Entlohnung kaum ausreicht, um das tägliche Auto von der Philharmonie zur städtischen Oper und zurück zur Singakademie zu bezahlen, so begreift man die Notwendigkeit einer Organisation der berufsmäßigen Musikverschlinger. Entwickelt sich Berlin, wie zu erwarten, so wird sich die allabendliche Musikerzeugung in zehn Jahren entsprechend verdoppeln. Der Musikkritiker wird dann nicht sechs, sondern zehn Stunden hören müssen, oder er wird sich, nicht wie heute, mit Zehn-Minuten-Stichproben, sondern mit höchstens drei Minuten Anwesenheit und, wennmöglich, Aufmerksamkeit begnügen müssen. Furchtbar muß der Musik-Salat eines Abends im Kopfe des Musikkritikers herumliegen: Ein bißchen Verdi, ein bißchen Atonales, ein wenig Strauß, Richard, Johann oder Oskar, dann eine Lage Hugo Wolf, darunter ein bißchen Jazz und sechs Löffel Strawinsky. Und dies alles nicht nur jahrelang aufgenommen, sondern noch über all dies kaum Gehörte, nie Belauschte noch Tag für Tag ein musterhaft sicheres, neidenswert apodiktisches Urteil abgeben! Es gibt menschliche Gehörapparate, die dreißig Jahre lang und länger dieses entsetzliche Hineinpfropfen von musikalischen Eindrücken aushalten, man nennt sie Sterne der Musikkritik. Gewiß, die Standhaftigkeit dieser Musikmagen und -nerven ist bewundernswert, merkwürdiger als alle die bestaunten Hungerkünstler, denn die Arbeit der Verdauungskünstler ist ja viel strapaziöser. Nur eine bescheidene Frage: Was hat eigentlich der Leser von diesen Aufnahmerekords? Ein paar dürftige Vokabel.

Mit den Musikkritikern nicht genug: Es gibt also auch eine Gewerkschaft der Kunstkritiker.

Worin besteht die Hauptaufgabe des Berliner Bild- und Skulpturen-Kritikers? Er muß über eine Ausstellung, die um 12 Uhr mittags eröffnet wird, um 10, spätestens 11 Uhr vormittags seinen kritischen Bericht in die Druckerei gegeben haben. Das klingt dem armen Tor, dem Leser, unglaubhaft. Aber sieht er nicht an jedem Eröffnungstag der Sezession im Mittag- und Abendblatt schon sein fettes Feuilleton? Da haben hundert Maler und Plastiker monate- und jahrelang mit ihrer Arbeit gerungen, sie haben knirschend den Weg zur Jury eingeschlagen, sie sehen ihre Bilder und Skulpturen im schlechten Licht des großen Marktes — der Kunstkritiker aber flitzt durch die Säle, meistens ehe die Aufhängekommission noch ihr Werk beendet hat, hört hier ein bißchen, lauscht da ein wenig, hat nicht Zeit, vor einem Bilde still ganze

drei Minuten zu verweilen und, siehe da, im Abendblatt erscheint schon sein ganz präzises, sein sehr entschiedenes Urteil. Die Maler lachen oder fluchen, alle, aller Richtungen, die Kunsthändler, die den Rummel kennen, schmunzeln verschmitzt, und der Kenner — der Kenner nimmt die Zeitung gar nicht in die Hand. Gesetzt, es wäre eine wertvolle Kunstkritik möglich, etwa wie sie Zola als Sprachrohr Cézannes geübt hat, so würde das *Tempo* der heutigen Zeitungsarbeit jede tiefer eindringende Kunstbesprechung unmöglich machen. Dieser Schnelligkeitsforderung kann nur die geschwätzige Leerheit genugtun. Kein Wunder also, daß die paar Kunstverständigen, um den Eindruck werbende Kenner, sich zu dem hastig angefertigten Ausstellungsschwatz nicht hergeben wollen. Die Kunstkritik der Zeitungen kann nur mehr von fixen Reportern fabriziert werden. Wenn mir die Gewerkschaft der Kunstkritiker wegen dieser Behauptung grollt, so schlage ich ihr einige öffentliche Nachprüfungen vor. Vor allem stelle sie einmal fest, wieviele der jetzt bestallten Kunstkritiker eine zu ihrem Amt berechtigende Vorbildung genossen haben. Ich will nicht so weit gehen wie Wickhoff, der mit Recht von jedem Kunstverständigen ein Minimum an zeichnerischen Fähigkeiten verlangt hat, ich will nur in einer öffentlichen Prüfung festgestellt haben, inwiefern die Wertbestimmer der öffentlichen Meinung die geläufigsten technischen Voraussetzungen kennen, also ein Pastell von einem Aquarell, eine Lithographie von einem Holzschnitt unterscheiden können.

Es wird freilich einige Jahre dauern, bis sich diese einfachen Wahrheiten herumgesprochen haben. Dann aber wird es, trotz allen Fachverbänden, mit aller Kunstkritik für immer vorbei sein. Wenigstens in den rapid erzeugten Tageszeitungen.

EIN RICHTER

JUSTIZ-TAGEBUCH

Thielbörgers Urteilsclichés.

Der preußische Justizminister hat Richter und Staatsanwälte erst kürzlich darauf hingewiesen, daß die Persönlichkeit des Täters bei der Frage der Strafzumessung besonders eingehend zu würdigen ist. Der Richter soll berücksichtigen: Das Vorleben des Täters, seine persönlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse zur Zeit der Tat und zur Zeit der Verurteilung; das Maß seiner Einsicht, den Einfluß krankhafter Störungen auf seinen Willen; die Beweggründe und den Anreiz zur Tat, den Zweck, den der Täter verfolgt und die Mittel, die er angewendet hat; das Verhalten des Täters nach der Tat, ob er Reue gezeigt und sich bemüht hat, den Schaden wieder gutzumachen, schließlich die durch die Verurteilung oder die Strafvollstreckung für den Täter oder seine Familie zu erwartenden Nachteile.

Wie diese Verfügung in der Praxis gehandhabt wird, beweist die Methode, nach der Amtsgerichtsrat Thielbörger vom Berliner Amts-

gericht Mitte die Frage der Strafzumessung behandelt. Er hat sich zur Vereinfachung seiner Arbeit bei der schriftlichen Urteilsbegründung einen Gummistempel zugelegt. Hinter einige kurze Zeilen über die Schuldfrage wird ein Stempelabdruck gesetzt:

„Es war daher gemäß . . . . . .
mit Rücksicht auf . . . . . .
wie geschehen zu bestrafen.
Kosten zu Lasten . . . . . ."

Thielbörger trägt sodann handschriftlich in der ersten Zeile die angewandten Gesetzesparagraphen ein, in der letzten vermerkt er, wem die Kosten zur Last fallen. Die zweite Stempelzeile ist der vom Justizminister angeordneten eingehenden Persönlichkeitswürdigung des Täters vorbehalten. Hinter die Stempelworte „mit Rücksicht auf" werden Clichéworte wie „seine Vorstrafen", „seine bisherige Unbescholtenheit", „die Höhe des Schadens" oder anderes gesetzt. Das Objekt Thielbörgerscher Justiz wird auf diese Weise für sein Leben abgestempelt. Für die Justizverwaltung kein Hindernis, den Stempler als Strafrichter, und zwar als Einzelrichter zu beschäftigen, der *Zuchthausstrafen* bis *zu zehn Jahren* allein verhängen kann. Keine Geschäftsrevision des Gerichtspräsidenten hat den Stempel als unwürdig auszumerzen vermocht. Er arbeitet frisch weiter und druckt Urteile, die von der Berufungskammer häufiger als andere wegen ihrer Unrichtigkeit aufgehoben werden. Der Weg zur Urteilsmühle ist gut bereitet: Rechtsnorm und Sachverhalt werden oben hineingeschüttet; zermahlenes Recht fällt unten heraus!

Antisemitische Rechtsprechung.

Das *Amtsgericht Würzburg* hatte den Angeklagten Andreas Ranzenberger wegen Beleidigung verurteilt, weil er drei Rechtsanwälte auf der Anschrift einer Postkarte mit falschen Vornamen, nämlich „Moses", „Isaak" und „Abraham" bezeichnet und ihnen außerdem geschrieben hatte, „er sei ein großer Freund des auserwählten Volkes". Das Bayerische Oberste Landesgericht sprach den Angeklagten seinen Revisionsanträgen entsprechend frei. Es sah in dem Schreiben des Angeklagten keine Beleidigung. Der Angeklagte, heißt es in den Urteilsgründen, habe durch seine Anschrift die Adressaten nur als Angehörige einer Rasse kennzeichnen wollen, „der er nicht gerade gewogen war". Die Tatsache, daß jemand einer „Rasse" oder „Volksschicht" nicht gerade gewogen ist, drückt nur aus, daß er gegen diese eine gewisse Abneigung hat, ist aber nicht gleichbedeutend mit Geringschätzung oder gar Mißachtung derselben. Auch in der Aeußerung des Angeklagten, „er sei ein großer Freund des auserwählten Volkes", liegt nach Ansicht des Obersten Landesgerichts keine Beleidigung. „Damit sollten die Rechtsanwälte als Angehörige eines besonderen Volksstammes bezeichnet werden, der sich *selbst* von anderen Volksstämmen abhebe und sich als den auserwählten, d. h. als einen besseren als die anderen erachte." „Damit ist nicht gesagt, daß Angeklagter etwa die Angehörigen dieses Volksstammes wegen dieser ihrer Selbsteinschätzung für minderwertig bezeichnen oder gar sie mißachten wollte." Die Landesgerichtsräte Knauer, Pfrang und Redenbacher haben in ihrer Urteilsbegründung nur auszuführen vergessen, daß der Angeklagte durch seine Postkarte den Anwälten seine besondere Wertschätzung und Hochachtung beweisen wollte.

Eine junge Dichterin hat eine Zeitlang ihr Geld als Schreibmaschinenfräulein in der Redaktion des „Völkischen Beobachters“ in München verdienen müssen. Ein Buch, das Paula *Schlier,* jene Tippmamsell in Hitlers Redaktion, soeben im Brenner-Verlag (Innsbruck) unter dem Titel „Petras-Aufzeichnungen“ oder „Konzept einer Jugend nach dem Diktat der Zeit“ herausgibt, beweist, daß das Schreibfräulein die weitaus schärfste Beobachterin der ganzen Redaktion war. Hier ein Abschnitt aus dem schönen Buch:

Ein Artikel entsteht auf folgende Weise. Redakteur W., laut schreiend, den Lärm übertönend: „... der offene Verrat des Chefjuden Bernhard von der „Vossischen Zeitung“ ist der Gipfelpunkt ....“, sich unterbrechend: „Wo ist das Klischee für das Inserat, Meier? Mit diesem Brief heute noch in den Verlag! .... Sie wollen heute abend nicht sprechen, Holzinger? So sprechen Sie doch noch einmal über historische bayerische Juden, das Alte zieht immer wieder .... Was sagte ich, Fräulein? Ach so: Gipfelpunkt. Bleiben Sie sitzen, Fräulein, das Telephon kann stundenlang klingeln, oder schlagen Sie den Kasten meinetwegen auch zusammen! Also: ist der Gipfelpunkt des Hohnes.“ Herr E. erscheint in der Türe. „Wer hat meine Verbindung unterbrochen?“ „Die Verbindung ist nicht unterbrochen worden, Herr E.“ E., blaurot im Gesicht: „Die Verbindung *ist* unterbrochen.“ Knall, die Türe zu. Herr W., sehr liebenswürdig: „Wo waren wir, Fräulein? Richtig: Hohnes. Haben nicht sämtliche jüdisch-demokratischen Blätter sich nicht genug tun können, vom passiven Widerstand . . .“ Zwei Herren, die schon längere Zeit, interessiert lächelnd, zugehört haben, verbeugen sich leicht gegen Herrn W. „Was wünschen Sie, meine Herren? .... Sehr liebenswürdig, aber ich brauche nicht bis zum Punkt zu diktieren, ich komme nie aus dem Konzept. Die Herren sind amerikanische Journalisten? Ich habe leider gar keine Zeit, wenn Sie wirklich mit zwei Minuten zufrieden sind? Aber nicht länger, keinesfalls!“ Herr W. bleibt zwei, zehn, zwanzig, dreißig Minuten verschwunden. Als er wiederkommt, sagt er: „Die Herren haben mich zum Abendessen eingeladen!“ Eine Dame tritt herein. Sie trägt eine Ledermütze mit Kinnband, die wie ein Stahlhelm aussieht. „Heil und Sieg!“ ruft sie und schwenkt die Arme, „ich möchte ein Bild von Hitler!“ Herr E. erscheint: „Welches Bild, gnädige Frau, das mit den verschränkten Armen, das Brustbild, Kopfbild oder dies hier mit dem finsteren Gesicht? Auf diesem Bild hier, sehen Sie, ist der Schnurrbart am besten.“ Die Dame verschwindet mit den Bildern. „Heil und Sieg!“ ruft sie noch einmal an der Türe und schwenkt die Arme. „Eine begeisterte Anhängerin,“ sagt Herr W., „also wo sind wir, Fräulein? .... Passiven Widerstand zu

schwärmen. Wer aber hat denn anders als die „Vossische Zeitung" den Dolch im Rücken der Ruhrkämpfer geschliffen? Hat man nicht Schlageter und seine Freunde als Verbrecher hingestellt und ...." Ein kleiner, feister, hypereleganter Herr tänzelt herein. Er trägt weiße Gamaschen, lila Weste, ein Monokel. „Gestatten Sie, das Manuskript hier .... heute Unterredung mit von Kahr .... die Anmeldungen zum Reiterkorps," flüstert er wichtigst. „Mit diesem Herrn, meine Damen," sagt Herr W., als der kleine Herr gegangen war, „müssen Sie liebenswürdiger sein; es ist der Fürst von W., jener kühne Kavallerist, der Lille in einer Attake, die er ganz alleine ausführte, mit einem Handstreich einnahm. Also weiter: .... Und hat die „Vossische Zeitung" nicht bei jeder unserer Abwehren aufgeschrien, als wenn im Rheinland eine Synagoge zerstört worden wäre?" Weitere Besucher kommen. „Herr Hitler ist nicht zu sprechen." „Wir werden warten, bis Herr Hitler zu sprechen ist." Ein großer, eleganter Herr tritt fröhlich lächelnd auf uns zu. „Ah, Herr Hofschauspieler U., darf ich bitten?" Ein Mann an der Tür sieht forschend in das Durcheinander. „Ein Kriminalbeamter? Nein, wir sind für diese Schnüffler nicht zu sprechen!" Eine Dame bleibt schüchtern auf dem Gang stehen. „Sie sind Fräulein K., gnädiges Fräulein?" Als die Dame gegangen ist, tritt Herr W. an das Fenster und blickt ihr nach. „Das ist die berühmte Tänzerin K. gewesen, die sich mit ihren Beinen ihren Pelzmantel verdient hat," sagt er zu Chefredakteur R., der der Dame ebenfalls nachsieht. Ein Offizier mit einer Haarmähne, die er in den Nacken zurückschüttelt, stürmt herein. „Wenn ich bitten darf, Herr Hauptmann, das Oberkommando ist nebenan!" Ein Redakteur schreit zu Herrn W. hinüber: „Können Sie mir sofort 18 Milliarden pumpen, W.? Nicht? Wieviel dann?" „Eine halbe." „Wer kann mir sofort 18 Milliarden gegen gute Deckung pumpen?"

Auf einmal kommt von der Straße ein Mann in großer Aufregung gerannt. Er macht sich gewaltsam Platz, er weint und fängt einige Male vergeblich an zu sprechen. „.... Ich bitte, nehmen Sie es doch in die Zeitung auf," gelingt es ihm endlich zu sagen, „an wen soll ich mich denn wenden, wenn nicht an Sie! Vielleicht kann auch einer der Herren gleich mit an den Tatort gehen? — Das Wohnungsamt hat mir meine ganze Wohnung ausgeräumt," fängt er plötzlich wieder an zu weinen, „die Möbel stehen seit gestern im Regen auf der Straße, wir wollten sie immer wieder hineintragen, da hat ein Polizist meiner Frau den Revolver unter die Nase gehalten ...." Er weint fassungslos. „.... Wir haben uns so auf das Kind gefreut, meine Frau war schon im fünften Monat, und nun hat sie vor Schreck einen Abgang bekommen, jetzt liegt sie im Krankenhaus, von was soll ich das denn alles zahlen?! .... Die Möbel stehen im Regen auf der Straße!" wendet er sich bittend an Herrn W. „.... Diese

Saujuden vom Wohnungsamt!" schreit er plötzlich, als sich niemand rührt. Herr E. erscheint in der Türe. „Es kommt in die Zeitung, beruhigen Sie sich," sagt er und legt dem Manne die Hand auf die Schulter. „Wenn ich ein Kommunist wäre, könnt' ich die Polizei ja noch verstehen, aber so!", sagt der Mann. Auf einmal reißt er sich zusammen. „Wenn Sie mir helfen — ich will mich auch in die Partei aufnehmen lassen!"

Ein leiser, sanfter Griff Herrn E.'s am Aermel des Mannes und er verschwindet mit ihm in die Anmeldeabteilung der Partei.

PAUL WIEGLER

DIE KLEINE THERESE

Therese Martin ist das neunte und letzte Kind des Kaufmanns Louis Martin in Alençon, der seinen Wohlstand der Spitzenindustrie verdankt. In seiner Jugend hat er Mönch werden wollen, wie Zélie Guérin, seine Frau, Nonne. Vier Geschwister der kleinen Therese sterben. Auch sie selbst fast, mit zwei Jahren. Als ganz kleines Kind lacht sie gern, ist aber stolz und eigensinnig. „Wenn sie Nein sagt," klagt ihre Mutter in einem Familienbrief, „bringt nichts sie davon ab. Man könnte sie einen Tag lang in den Keller sperren, ohne ein Ja herauszubekommen; eher schläft sie die Nacht unten." Um sie zu prüfen, verspricht ihr die Mutter, wenn sie dem Erdboden einen Kuß gebe, einen Sou; sie sträubt sich beharrlich. Sie ist böse, daß sie ein Kleid ohne Aermel nicht tragen darf. Mit viereinhalb Jahren sieht sie die Mutter bleich, starr, tot. Und das bestürzt die kleine Therese so, daß sie verschlossen wird, scheu, daß sie bei jeder Regung ihrer erwachenden Seele außer sich ist und in Tränen.

Der Witwer zieht von Alençon nach Lisieux, zu dem Bruder seiner Frau, in ein Landhaus Les Buissonnets, mit einem Gärtchen dran. Die kleine Therese hat eine Puppe, eine Spieldose, ein Kaleidoskop. Sie geht mit dem Vater aus, doch immer in Kirchen; und sie baut sich winzige Altäre. Der Vater angelt, sie träumt auf der Wiese den Worten der Gebete nach. Eines Abends entdeckt sie, daß die goldnen Perlen des Orion flimmern wie ein großes T. „Schau, Papa," ruft sie, „mein Name ist am Himmel angeschrieben." Dann hat sie eine Halluzination. Während der Vater verreist ist, bildet sie sich ein, er sitze vor ihr im Garten, gelähmt im Rollstuhl; das verwirklicht sich genau so, und er endet durch Paralyse. Als sie acht Jahre ist, wird sie, wie ihre Schwestern, Halbpensionärin bei den Benediktinerinnen. Pauline, die zweitälteste, tritt in das Kloster Karmel ein. Die kleine Therese muß vertröstet werden. Sie erkrankt. Sie hat wütende Kopfschmerzen und nächtlich ein Zittern. Redet Dinge, von denen sie nichts weiß, liegt häufig in Ohnmacht, die Stunden dauert, und hört dabei deutlich, was um sie vorgeht. Um ihr Bett, wähnt sie,

seien furchtbare Abgründe. Nägel an der Wand scheinen ihr schreckhafte, kohlenschwarze Finger; und sie schreit. Der Vater betrachtet sie stumm, sein Hut, den er in der Hand hält, verwandelt sich zu irgendeiner Mißgestalt. Sie zeigt solche Angst, daß der Vater sich weinend entfernt. Sie erkennt ihre Schwester Marie nicht mehr durch das Fenster, an das sie von Léonie geholt wird. Dann löst sich ihr Leiden vor der gipsernen, bemalten Muttergottes in ihrem Schlafzimmer. Ist sie genesen? Die Nonnen im Karmel forschen die Zehnjährige aus. „Die heilige Jungfrau", sagt sie, „war sehr schön, und sie schritt auf mich zu und lächelte." Damals liest sie von Jeanne d'Arc; und sie fühlt, auch sie sei „zum Ruhm geboren".

Von ihrer Firmung ab hat sie eine einzige, zärtliche, inbrünstige Vorstellung: Jesus, ihren „Bien-aimé", ihren Geliebten, Wiederum schmerzt sie der Kopf. Findet sie tote Vögel, so begräbt sie sie. Sie hat eine Freude daran, Geschichten zu erzählen; man verbietet es ihr. Sie ist reizbar; und sie wird von Anfechtungen nicht verschont. Sie sehnt sich, in die Hölle gebannt zu werden, damit auch an diesem Ort der Qual und der Lästerung jemand ist, der ewig den Heiland liebt. Mit vierzehn Jahren drängt sie, im Karmel Novize zu werden. Der Onkel, dann die kirchlichen Behörden verweigern es ihr. Der schwache Vater nimmt sie zu einer Pilgerfahrt nach Rom mit. Empfang eines Trupps durch den Papst, durch Leo XIII. Sie erbittet von dem staunenden Greis eine Gnade. Der Papst erwidert, sie solle den Oberen gehorsam sein. Nobelgarden und der Großvikar von Bayeux müssen sie wegschieben, am Arm fassen. Leo XIII. nähert seine schmale Hand ihren Lippen und folgt ihr mit den Augen. Sie ist unglücklich. Aber ein Jahr später hat sie ihren Willen. Mit fünfzehn ist sie Novize. Sie wird dann Karmeliterin, in weißen Velours, Schwanenflaum und Alençonspitzen gehüllte Braut Christi. Die Nonnen breiten das Bahrtuch über ihre blonden Locken.

Zuerst wird sie so unwirsch behandelt, daß ein anderer Ehrgeiz als der ihre zerbrechen würde. Eine Oberin hat für die kleine Therese nichts als Tadel. Weil sie Spinnweben nicht heruntergefegt hat; und weil sie langsam sei, nachlässig bei den frommen Uebungen. Sie soll Unkraut im Klostergarten ausjäten und trifft die Priorin Mutter Maria von Gonzaga. „Was ist das für eine Novize," zankt die Priorin, „die jeden Tag Spaziergänge macht?" Doch sie wird von diesen Herabsetzungen nicht getroffen; denn sie hat ihr „niedliches Jesulein", dem sie alles anvertraut. Der Tag ihrer Einkleidung fällt in den Winter, und sie möchte, daß auch die Natur dazu weiße Farben habe. Die Temperatur ist mild. Sie betet vor ihrem Jesus; und als sie sich umdreht, ist draußen der Rasen voll Schnee. „Welche zarte Aufmerksamkeit von Jesus," sagt sie. „Er hat auch diesen Wunsch seiner kleinen

Braut gewährt und ihr Schnee geschenkt! Wo ist der Sterbliche, und hätte er noch so viel Gewalt, der eine einzige Flocke niedersinken lassen könnte, um seine Geliebte zu entzücken?" Sie ahmt eine Heiratsparte nach und liest sie den Novizen vor: „Der Allmächtige Gott, Schöpfer Himmels und der Erde, Höchster Beherrscher der Welt, und die glorreiche Jungfrau Maria, Königin des Himmels, teilen hierdurch die geistliche Hochzeit ihres erhabenen Sohnes Jesus, Königs der Könige, Herrn der Heerscharen, und der kleinen Therese Martin mit." Sie ist Christi „Spielzeug", und seine Arme sind der „ascenseur", der Lift, der sie nach oben hebt; denn auch sie hat die Phantasie ihrer Zeit. Ein Kind ist sie gleichwohl geblieben. Sie gesteht, daß sie nachts nicht von Gott träumt, sondern von Wäldern, Blumen, Bächen, vom Meer, von Schmetterlingen und Vögeln, wie sie sie nie erblickt hat. Und sie ist sehr traurig, als der Gärtner im Frühling von den Kastanien des Klosters blühende Aeste abschneidet.

Aber sie unterjocht sich, sie wird hart. Sie flieht das Leben, das sie leugnete. Sie ist fähig, die drei Jahre des Martyriums, die ihr Vater erduldet, als Jahre der Gnade zu preisen, als einen köstlichen Schatz. „O Jesus, laß mich dich allein suchen und finden! Laß die Kreaturen nichts für mich sein und mich nichts für sie! Nichts Irdisches laß meinen Frieden stören!" Sie berauscht sich an dieser dem Tod zugewandten Vermessenheit. „Welches Glück, für den, der uns bis zum Wahnsinn liebt, zu leiden und vor den Menschen als wahnsinnig zu gelten!" Sie will eine direkte Verbindung mit Gott. „Der Weg, den ich schritt, war so gerade und leuchtend, daß mich nicht verlangte, einen anderen Führer als Jesus zu haben. Ich verglich die Beichtväter mit treuen Spiegeln, durch die unser Herr in die Seelen strahlt; und ich war davon durchdrungen, daß für mich Gott sich keiner Mittelspersonen bediente, sondern ohne sie wirkte." Mit zweiundzwanzig hat sie ein mystisches Phänomen: „Ein glühender Pfeil durchbohrt ihr Herz, und es ist ihr, als solle sie daran sterben." „Ja, der Herr wird für mich Wunder tun." Und es beginnt ihre Ekstase.

Sie ist selbst eine Kreatur mit zerrüttetem Körper.

Auf einer Photographie ist sie hübsch, intelligent, nicht frei von Hochmut. (Wäre sie weltlich und von heute, so wäre sie vielleicht eine kluge, ernste Pariser „dactylo".) Doch sie ruiniert ihr Aeußeres mit unheilvoller Strenge. Die Nahrung im Kloster ist für ihren Magen zu grob, ist ihr schädlich. Sie schweigt darüber; und da sie niemals murrt, tischen ihr die Köchinnen die Reste auf. Sie reißt die häßlichsten Arbeiten einer Magd an sich. Ein kleines Kreuz von Eisen, das sie unter ihr Gewand steckt, daß ihre Haut schauert, macht sie wund. Ihr Lager ist Stroh, zwei armselige Fetzen schützen sie nicht vor der grausamen Kälte. Oft zwingt sie sich zur Schlaflosigkeit. Blut entquillt ihrem Mund;

sie achtet es nicht. Am Karfreitag putzt sie Scheiben, sie ist grünlich-fahl. Doch sie foltert sich, weil an diesem Tage Jesus für sie so gelitten habe. Erst im Juli dieses Jahres 1897 schaffen die Aerzte sie in das Klosterlazarett. Sie hat Tuberkulose. Jetzt ist auch sie nur ein armes Menschenkind, das Zweifel verrät und manchmal vor sich hinschluchzt. „Ehrwürdige Mutter," so offenbart sie in dem, was sie schriftlich hinterlassen wird, „Sie werden denken, daß ich die Finsternis in meiner Seele ein wenig übertreibe. Und doch, sie ist nicht ein Schleier nur, sie ist eine Mauer, die bis zum Himmel ragt, daß sich die Sterne des Firmaments mir umdunkeln." Und: „Gott sei mir gnädig! Er sieht, daß ich die Freude des Glaubens nicht habe, jedoch mich anstrenge, seine Werke zu verrichten." Im August jammert sie leise vor sich hin: „O, wie muß man beten für den, der mit dem Tode kämpft! Wenn die Menschen das wüßten!" Doch sie nötigt sich ein sanftes, stilles Lächeln ab. Ein Rotkehlchen hüpft auf ihre Bettstatt. Eine Taube flattert zu ihrem Fenster, und sie erinnert sich an das Hohe Lied: „Der Gesang der Turteltaube ist erschollen, stehe auf, meine Geliebte, meine Taube, und komm', denn der Winter ist vergangen." Sie zerblättert Rosen an ihrem Kruzifix und streichelt die duftenden Kelche. „Nach meinem Tod", sagt sie, „werde ich Rosen auf euch schütten." Eine Nonne fragt sie, ob sie zu den Klosterschwestern vom Himmel herabschauen werde. „Nein," antwortet sie, „ich werde hinuntersteigen."

Sie stirbt am 3. September 1897, in der Dämmerung, mit fünfundzwanzig Jahren. Am 17. Mai 1925 ist die Peterskirche in Rom zur Kanonisation der Heiligen Therese vom Jesuskind, deren apostolischer Prozeß seit 1909 den Klerus beschäftigt, festlich illuminiert. Die Bauern der Normandie, Frankreichs, wallfahrten nach Lisieux. In der Kapelle des Karmel hat sie einen Glassarkophag, in dem sie ruht, so wie Lucie Defarue-Mardrus, die Romanschriftstellerin, jetzt in ihrem (ergriffenen und enttäuschten) Buche „Sainte Thérèse de Lisieux" es schildert: auf blaßblauem Divan, in der rechten Hand eine Rose, in der Linken ein Kruzifix, mit nackten Füßen, in einem Kleid von braunem Samt und goldnen Spitzen, in weißem Mantel mit Edelsteinen. Neben dem Sarkophag zwei Engel; vor dem einen kniet ein Kind mit vergoldeter Harfe. Der ganze Pomp vom nüchternen, grellen Licht elektrischer Ampeln umflutet. Vor dem Karmel ist das laute Gewühl eines Jahrmarkts. Zahllose Mengen von Statuetten, Medaillen, Buntdrucken, Postkarten werden in den Buden feilgeboten. Ein Tischlikör „Téresette", eine Pastete und eine Wurst sind nach der kleinen Therese Martin benannt. Nach ihr, die sich selbst opferte und die trotz allem, wenn der Helm der Jeanne d'Arc von ihr abglitt, in der bittersten Einsamkeit ihres Golgatha danach dürstete, „vergessen zu werden".

Die Kinder von Koroupow wußten von der Religion gerade so viel, daß Gott in seiner unendlichen Güte das Schilfrohr geschaffen habe und nach dem Schilfrohr den Katecheten Horatschek. Danach lehrte Gott die Menschen, aus dem Schilfrohr Rohrstöcke machen, und den Katecheten Horatschek, die Rohrstöcke ungewöhnlich gewandt gebrauchen.

Meistens begann es so, daß der Kaplan Horatschek, nachdem er die Klasse betreten hatte, die zerknirschten Gesichter seiner Schüler ansah und sagte: „Vanitschek, blöder Sklave du, mir will scheinen, daß du die sieben Hauptsünden nicht von rückwärts hersagen kannst."

Der Katechet Horatschek trieb eine wahre Eskamotage im Fragestellen. Er ließ sie die zehn Gebote Gottes von hinten hersagen oder er fragte:

„Ludwig, Halunke, sag schnell, wie lautet das dritte Gebot von hinten, nach dem „Du sollst nicht stehlen".

Es war eine Mathematik der Religion und Prügel waren das traurige religionsmathematische Resultat.

Wer aufgerufen war, der Vanitschek oder der Buchar oder der Ludwig, schlich traurig aus der Bank hervor und ging vor das Katheder.

Sie gingen, gebrochen in ihrem Glauben an die unendliche Güte Gottes und überzeugt davon, daß alles unabänderlich sei und daß die Religionsbegriffe nicht im Katechismus enthalten seien, sondern in dem Teil der Hosen, auf dem man sitzt.

Es war so einfach und sicher. Man streckte den Hintern aus und ließ sich verwichsen mit dem sausenden Rohrstock und durch die erprobte Hand des Katecheten.

Jeden zweiten Tag gab es die gleichen Szenen. Mit freundlichem Lächeln nahm er einen nach dem andern übers Knie und sagte: „Danket Gott, verdammte Knaben, daß ihr hier könnt Prügel haben."

Eines Tages brachte der Weprtschek aus Ziegenhof die Nachricht, es solle gut sein, wenn man den Rohrstock mit Knoblauch einschmiert. Angeblich schmerze es dann nicht nur nicht so sehr, sondern der Rohrstock gehe auch nach dem Schlagen entzwei . . .

Solche verzweifelt optimistischen Gedanken gingen durch ihre Köpfe, und sie faßten so viel Vertrauen zu dem Knoblauch, daß der Kratochvil vor Freude weinte, als sie den Rohrstock einschmierten.

Man könnte es die verzweifelte Hoffnung der Schule von Koroupow nennen, ein trauriges Kapitel verlorener Illusionen.

Der Katechet gab ihnen eine gründliche Erklärung auf ihre Hosen. Dann hielt er ihnen einen Vortrag darüber, daß das, was sie mit dem Knoblauch gemacht haben, ein Betrug war, selbstverständlich ein lächerlicher Betrug, wie sie sich überzeugt hätten. Die Strafe war ganz gerecht. Sie hatten versucht, Gott zu täuschen. Er schilderte ihnen, welche vernichtenden Folgen für ihr ganzes Leben daraus erwachsen könnten. Es war die erste Stufe zum moralischen Verderb und Untergang. Obendrein wette er um seine Seligkeit, daß sie den Knoblauch gestohlen hätten. Und darum verprügele er sie zum zweitenmal. Es sei ganz sicher, er sieht sie schon alle, bis auf den Venouschek, den Sohn des Herrn Direktor, und den Zdenek (die wurden nie geprügelt, Zdeneks Vater war Schulrat) am Galgen hängen.

So flossen traurig die Tage hin, und es nahm kein Ende. Es hatte den Anschein, daß die Burschen von Koroupow nichts zu ihrer Rettung tun könnten und daß sich alles weiter hoffnungslos wiederholen werde. Aber der hinkende Melhuba gab der ganzen Religionsfrage eine neue Wendung.

Am Teich erklärte er die Bedeutung des Papiers. Neulich hatte er zu Hause einen Versuch gemacht. Er hatte sich die Hosen mit Papier ausgestopft und eine Schüssel mit Milch fallen lassen. Da wurde er mit dem Riemen geschlagen und er verspürte dabei nur halb so viel Schmerzen wie unter normalen Verhältnissen. Nun begannen sie das Papier zu ehren wie die Chinesen, die jedes Stück Papier aufsammeln, um es vor dem Untergang zu retten. In diesem Falle sollte das Papier *sie* retten. Misterka, der Kaufmannssohn, war der Lieferant dieses Schutzmittels, und der Katechet bemerkte, daß die Zeichen des Schmerzes auf den Gesichtern der Elenden weniger sichtbar seien.

Er dachte darüber nach und kam zu der Ansicht, daß allem Anschein nach ihre Haut schon hart geworden sei und daß man für die Religionsstunde einen besseren Rohrstock anschaffen müsse. Denn der liebe Gott läßt auch ein Schilfrohr wachsen, das stärker und größeren Durchschnitts ist.

Er stellte also die, die dezimiert werden sollten, in eine Reihe vor das Katheder und erklärte, er sähe, daß sie sich an dünne Rohrstöcke schon gewöhnt hätten. „Hier hast du Geld," sagte er zu Misterka, „und der Vater soll einen ganz dicken Rohrstock schicken."

Er bemerkte, daß irgend etwas über die Gesichter der Delinquenten flog, und er rieb sich die Hände. Er kniff die Lippen zusammen und spürte, wie ihm ein solcher Aufschub der Prügel ein neues Gefühl der Wonne bereite.

Misterkas Vater wählte einen perfekten Rohrstock aus, dessen Stärke den papierenen Schutzmantel neutralisierte.

So war es nötig, die Erfindung zu vervollkommnen. Der Melhuba ließ am Teich das rettende Wort fallen: „Pappendeckel". Danach dröhnte es in den Religionsstunden, und der Katechet stöhnte: „Mein Gott, haben die eine harte Haut."

Also sagte er zu Misterka, er solle einen noch dickeren Rohrstock holen. Es war der stärkste Rohrstock, der je nach Koroupow gekommen war. Unter seinem Schlag brachen die Pappdeckel in Fetzen.

„Jetzt hilft uns nichts mehr," stöhnte am Teich der Melhuba.

In der nächsten Religionsstunde sahen sie in den Bänken traurig vor sich hin. Sie wußten, jeder Kampf sei vergebens; nur der Weprtschek lächelte ein wenig.

Desto unsicherer antworteten sie auf die Frage, wann Gott zum erstenmale seine göttliche Barmherzigkeit offenbart habe.

Zu Fünfzehn standen sie vor dem Katheder, einschließlich Weprtschek. Zehn waren schon verhauen und brüllten, zur Wonne des Katecheten. Die Reihe kam an Weprtschek.

Schon lag er über'm Knie, der dicke Rohrstock sauste durch die Luft und — bumm! Ein großer Schlag ertönte, als ob man mit voller Kraft

in die Tschinellen schlägt, als ob man mit einem Kolben in einen großen Tam-Tam haut.

Der Katechet ließ den leise lächelnden Weprtschek los und brüllte auf: „Hosen runter!“

Weprtschek hörte auf zu lächeln, ließ die Hosen herunter und reichte dem Katecheten eine blecherne Tafel, die er gestern in der Kirche eingesteckt hatte.

Und der Katechet las niedergeschmettert:

UM GABEN FÜR DIE AUSSCHMÜCKUNG
DES GOTTESHAUSES WIRD GEBETEN!

(Aus dem Tschechischen von Jarmila Haasová).

JOACHIM RINGELNATZ

CHARTRES

Kirchenfenster, Kirchenfenster,
Kirchenfenster, Kirchenfenster. . . .

Hoch im Dachgebälk der Kathedrale
Sahen meine Freunde viel Gespenster.
Ich sah nur ein einziges, das internationale,
Ewige gottfröhliche Gespenst,
Das nicht nur in Kathedralen,
Sondern auch im Zöster und im Faust,
Auch in Püffen und in Apfelsinenschalen
Oder sonstens wo für den und jenen haust.

Der Professor, welcher in Beruf
Und bei seinen Leuten
An sehr erster, prominenter Spitze steht,
Wußte, wer das alles und wie und warum ers schuf:
Und er bat die Freunde, ihn zu bitten, uns zu deuten.
Und dann konnte er geflüssig, klar und sinnig
Steine, Formen, Farben lesen.

Und doch vor den schönen Kirchenfenstern bin ich
Damals glücklich ganz fernanderswo gewesen.

Doch dem Kirchendiener hab ich lange
Zugeschaut — das hat mich zweitens intressiert —
Wie der Kerl mit einer Eisenstange
Und mit einem Holzpantoffel raffiniert
Eine Maus beschlich.
Ach, die hatte sich
Scheu verirrt. — Nun mag man nicht vergessen,
Daß oft Mäuse ohne Ehrfurcht oder Scham:
Bibeln, Samt und Christusnasen fressen.
Doch ich freute mich
Ungeheuerlich,
Als die Kirchenmaus dem Kirchendiener doch entkam.

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, dritte Maiwoche.

Auch für Deutschland kann der englische Streik nicht ohne Folgen bleiben. Aber nicht etwa gerade in dem Sinne, den die deutsche Oeffentlichkeit von ihm erhofft! Gewiß wird in gewissem Umfang ein Teil des englischen Kohlenexports an die deutsche Industrie fallen. Auch ist, wenigstens vorübergehend, mit einer Besserung der Weltmarktkohlenpreise zu rechnen. Gegenüber diesen Aktiven gibt es aber Passiven, die möglicherweise noch höher veranschlagt werden müssen. Deutschlands eigner Export nach England nämlich beläuft sich nach der deutschen Statistik auf rund 80 Millionen im Monatsdurchschnitt; hinzu kommt noch ein beträchtlicher Teil der angeblich *holländischen* Ausfuhr, die in Wahrheit Durchfuhr durch Holland nach England ist. Man muß also mit einem monatlichen *Exportausfall von mindestens 100 Millionen* rechnen. Jede Woche englischen Generalstreiks bedeutet somit einen Auftragsverlust von 25 Millionen, und die Schwächung der englischen Wirtschaft durch den Streik wird den deutschen Export wahrscheinlich noch für längere Zeit hemmen. Per Saldo wird der englische Streik auch für Deutschland ein Verlustgeschäft sein, und Zehntausende von Arbeitern der Fertigindustrie werden den Ausfall des großen Kunden zu spüren bekommen.

Die reizvollste Blüte, die am Baum der Subsidien bisher erblühte, ist die Traktorensubvention, die von dem Haushaltausschuß des Reichstags in einer trüben Stunde soeben bewilligt wurde. Der Paragraph des Haushaltsgesetzes, auf den sich die Subventionspolitik in Deutschland beruft, knüpft die Subvention an die Bedingung, daß durch sie „eine Ausgabe vermieden wird, der sich das Reich sonst nicht hätte entziehen können". Die Traktorenindustrie hat mit dieser Begründung einen Kredit von *21 Millionen Mark* erhalten. Nach ihren eignen Angaben hat sie im Februar 1926 aber nur 4100 Arbeiter beschäftigt. Der Betrag von 21 Millionen hätte also ausgereicht, ihrer *gesamten* Arbeiterschaft für *6—7 Jahre* die gegenwärtigen Arbeitslosenunterstützungssätze zu zahlen. Dies ist die Ausgabe, „der sich das Reich nicht hätte entziehen können" und die so „vermieden wird"! Obendrein genießt diese Industrie aber auch noch einen annähernd 100prozentigen Zollschutz, der von landwirtschaftlicher Seite mit Recht als übermäßig bezeichnet wird.

Damit die Industrie der Landwirtschaft überteure Traktoren liefern könne, zahlt das Reich also eine Summe, die zu dem Umfang der subventionierten Industrie, zu ihrer Bedeutung innerhalb der Volkswirtschaft, in keinem irgendwie seriösen Verhältnis mehr steht. Neben den Winzerunterstützungen, für die immerhin noch sozialpolitische Gründe angeführt werden konnten, ist dies die schlimmste Subvention! In den angelsächsischen Ländern gibt es ein eigentümliches Rechtsinstitut für solche Fälle; *jeder Steuerzahler* hat das Recht, gegen verschwenderische Regierungsmaßnahmen, die ihm gesetzlich unbegründet erscheinen, *vor den Gerichten* aufzutreten und ihre Durchführung zu verhindern. Man wird ernsthaft die Frage aufwerfen, ob angesichts des immer gröber werdenden Mißbrauchs des Subventionsparagraphen nicht irgendeine Einrichtung am Platze wäre, die auch den deutschen Staatsbürger vor jener sinnlosen Verschleuderung von Steuermitteln schützt, in die die Subventionsbereitschaft von Regierung und Haushaltsausschuß allmählich ausartet.

Der große S t a h l t r u s t, der soeben zustande gekommen ist, plant anscheinend, Mittel auf dem Inlandsmarkt aufzunehmen. Es schweben Verhandlungen mit einem Großbankkonsortium über Gewährung eines Betriebskredits von 150 Millionen. Außerdem aber sollen auch sehr eigentümliche Verhandlungen mit der *Reichsbank* geführt werden. Der Trust übernimmt von seinen Kerngesellschaften gewisse *Lagervorräte* und beabsichtigt, diese Bestände zur Unterlage von Handelswechseln zu machen, vorausgesetzt, daß die Reichsbank sich zum Diskont bereit erklärt. Wenn die Reichsbank auf dies Angebot einginge, so würde sie in Wahrheit die Funktion eines Notenbankinstituts mit der eines *Finanzierungs*instituts vertauschen. Hier handelt es sich doch schließlich nicht um eine normale Handelstransaktion, sondern um einen Teilvorgang der Trustbildung; es entstehen also Finanz- und nicht Handelswechsel. Eine Diskontierung sollte also für die Reichsbank nicht in Frage kommen. Außer all diesen inländischen Kreditverhandlungen schweben aber auch noch Verhandlungen über einen großen Auslandskredit, Dillon, Read & Co. sollen eine Viertelmilliarde Mark vermitteln. Jedenfalls scheint der Finanzbedarf der Neugründung ungeheuer zu sein. Um so mehr muß es überraschen, daß man an dem außerordentlich hohen Gründungskapital von 800 Millionen festgehalten hat, für das doch wohl mit einer angemessenen Rendite gerechnet wird. Die an die Rationalisierung geknüpften Erwartungen müssen sehr groß sein, wenn man Ergebnisse von ihr erhofft, die die Verzinsung eines Kapitals von über 800 Millionen und von mehr als 200 Millionen Anleihen ermöglichen würden.

GLOSSEN

DAS HUT- UND MÜTZENAMT

Am 1. und am 15. Mai fand und findet in Berlin ein Strohhut-Tag statt.

Gottseidank, es ist gegründet, es ist da: das Hut- und Mützenamt. Genau gesprochen, heißt es: Das Mode-Amt der Hut- und Mützenbranche. Es wird, wie ich in den Zeitungen lese, demnächst einen „Strohhuttag“ veranstalten. Andere Leute mögen das mit Gelassenheit lesen, mir fallen einige Steine vom Herzen, ich habe nicht gewußt, was mir fehlt, aber nun, da mir der ganze Komplex (so sagen doch feine Leute, jeder bessere Mensch hat doch heutzutage seinen Komplex..) nun, da mir der ganze Strohhutkomplex bewußt wird, nun atme ich auf.

Mit meinem Strohhutkomplex verhielt es sich folgendermaßen:

Anfang Mai sah ich gewöhnlich ein, daß ich mir einen Strohhut anschaffen müsse. Ich ging in das nächste Hutgeschäft und bat, in Erinnerung an den interessanten Kopf meines Kollegen M. J. im Vorjahr, um einen Panamahut mit möglichst romantischer Krempe, die man zur Hälfte nach oben, zur Hälfte nach unten biegen konnte. Ich ging mit so gebogenem Panama langsam schlendernd nach Hause. Da steht das weibliche Wesen, für das ich eigentlich meinen Panama hinauf- und herabbiege und sagt kopfschüttelnd: „Carlotto, kein Mensch trägt mehr Panamahüte.“

Ich hätte mich selber zur Erde herunterbiegen wollen.

Im nächsten Mai kaufte ich einen kleinen Strohzylinder, in Wien nannte man diese Hüte immer nur „Girardihut“. Er zeichnet sich dadurch aus, daß ein Jahr die Krempe sehr schmal und der Zylinder sehr hoch ist, im nächsten Jahr ist wieder der Zylinder ganz niedrig und die Krempe sehr breit.

Ich kaufte, weil mein Gesicht sehr länglich ist, vernünftigerweise einen Strohhut mit sehr schmaler Krempe und ziemlich niedrigem Zylinder.

Als ich vor die Dame trat, um derentwillen ich überhaupt Strohhüte kaufte, fing sie hellauf zu lachen an und sagte:

„Carlotto, Du siehst aus wie Chaplin.“

Seither habe ich nicht mehr gewagt, einen Strohhut zu kaufen. Ich ging barhaupt, aber ich hatte dabei das unbehagliche Gefühl, einen Schillerkragen auf dem Kopfe zu tragen. Meine Respektabilität verlangte eigentlich ein bekleidetes Haupt.

Nun ist das Hut- und Mützen-Amt da! Es wird am 1. oder 15. Mai einen Strohhuttag veranstalten, und ich werde wissen, wie ich mich in diesem Sommer zu bedecken habe, hoch oder niedrig, breit- oder schmalkrempig, steif oder biegsam. Gottseidank!

Nur noch ein kleiner Wunsch sei geäußert: Bitte um einen Strumpftag! Ein Strumpfamt. Ich muß wissen, ob meine Socken farbig oder diskret, gestreift oder gewürfelt sein sollen.

Dann noch, um jeder Sorge ledig zu sein, bitte, ein kleines Krawattenamt!

Carlotto Graetz

VORBILD FÜR HJALMAR

Eine eifrige Leserin des „T.-B.“ schreibt uns: „In Ihrer letzten Nummer haben Sie einen Brief über die Hypothekenkündigung des Reichsbankpräsidenten *Schacht* gebracht. Das Komische ist, daß das

darin geschilderte Verhalten manchen Menschen gar nicht so schlimm vorkommt. Bei den Unterhaltungen, die ich mit Bekannten darüber hatte, habe ich gemerkt, daß viele Leute heutzutage meinen, man könne von niemandem mehr eine noble Handlung erwarten, — also auch von Herrn Schacht nicht. Denn gerade im Gefolge der Inflation seien Hilfsbereitschaft und Ritterlichkeit naturnotwendig ausgestorben.

Vielleicht darf ich, die ich Herrn Schacht seinen erwähnten Brief sehr übelnehme, den moralischen Maßstab der Oeffentlichkeit durch ein Gegenbeispiel festzulegen versuchen. Ich weiß nämlich von einem Fall — leider nicht in allen Einzelheiten genau, aber in der Hauptsache garantiert richtig —, der für Freunde und Gegner des Herrn Schacht ein pikantes Interesse haben muß.

Der Reichsgerichtspräsident *Simons* war auch glücklicher Schuldner einer Vorkriegshypothek. Unglückliche Gläubigerin war auch eine Frau, die auch unter der Geldentwertung schwer gelitten hat. Diese Hypothek, ich glaube 20 000 Mark, die zu 15% aufwertungspflichtig wären, hat Herr Simons nicht etwa gekündigt, sondern *freiwillig voll aufgewertet* und in Vorkriegshöhe neu eintragen lassen. Wie mir erzählt worden ist, steht er auf dem Standpunkt, daß die Inflation ein Unrecht war, das er an seinem Teil wieder gutmachen will, auch wenn er dafür große Opfer bringen muß. Sie können sich denken, daß diese Geschichte in den Kreisen der Aufwertungsanhänger Begeisterung erweckt hat. Denn sicher sind die Opfer, die Herr Simons bringt, recht groß. Die Hypothek steht auf einer kleinen altmodischen Villa. Das „T.-B." hat ja auch neulich über die höchst bescheidenen Bezüge des Reichsgerichtspräsidenten berichtet. Daß er Vermögen hat, glaube ich nicht. Erst recht aber hat ihm wohl niemand irgendwelchen Vorkriegsbesitz voll aufgewertet. Herr Schacht hat ein großes Vermögen und ein enormes Gehalt. Seine Gläubigerin ist vielleicht in viel schlechteren Verhältnissen als die des Herrn Simons. Die Haltung des einen, die schon absolut so sehr von der des anderen absticht, ist relativ erst recht eindrucksvoll.

Man sieht: Moral und Moral ist zweierlei, je nach dem, was — und vor allem wer man ist. Nur schade, daß zwar die Reichsbank sicher unter ihrem Präsidenten gute Geschäfte machen, ja daß die ganze Wirtschaft gerne von ihm lernen wird, während niemand weiß, ob das Reichsgericht seinem Präsidenten folgen oder gar die ganze Richterschaft der Republik nun nobel werden wird. Aber optimistisch, wie wir Frauen sind, hoffe ich auf günstige Folgen des guten Beispiels. Deshalb habe ich es erzählt.

Eine unaufgewertete Hypothekenbesitzerin."

RUMÄNISCHES

Rumänische Blätter veröffentlichen folgende Geheimorder aus dem Bereich der Regierung Averescu:

„Wird nicht eingetragen.
Wird von Ihnen geheim gehalten.

Runderlaß Nr. 1718.

An die Sektionen!

Gemäß der mündlichen Anordnung des Herrn Präfekten werden Sie die Postenchefs Ihrer Sektion in Kenntnis setzen, daß jegliche Wahlpropaganda wie auch Flugblattverteilung usw. mit Ausnahme jener der Regierungspartei und

der Liga für die national-christliche Verteidigung in Ihrer Gemeinde streng untersagt ist.

Die Propagandisten, die zu Fuß kommen, sollen verhaftet werden und auf dem kürzesten Weg nach der Compagnie gebracht werden, diejenigen, die in Autos kommen, sollen von den Postenchefs mit Hilfe der ihnen zur Verfügung stehenden Gendarmen auch zur Compagnie gebracht werden.

Die vorliegende Order werden Sie den Bürgermeistern, Notaren und allen Agenten der Exekutiven Gewalt mitteilen.

(gez.) Hauptmann Sfetescu."

FILM

Die kleine Annemarie

Als „amerikanisches Filmkönigspaar" empfingen Berlins Presse, diplomatisches Korps und Oberbürgermeister Mary Pickford und Douglas Fairbanks mit Ehrungen, Besuchen und Gegenbesuchen wie einst jene Monarchen, deren populärster allerdings nicht so populär war wie die winzigkleine Mary genannt „worlds sweetheart". Von den offiziellen Feierlichkeiten sei hier nicht gesprochen, sondern von einer populären Vorstellung, die im „Capitol" eines Mitternachts vor sich ging, Vorstellung im doppelten Sinn: Mary und Doug stellten sich auf der Bühne in der Scheinwerferglorie vor, mit donnernden Hochs von den Berlinern unter Führung ihres Ober-Boß Böß begrüßt, und dann folgte zugunsten armer Kinder die Vorstellung eines Mary-Pickford-Hauptfilms „Kleine Annemarie".

Der Film währt anderthalb Stunden und zeigt Mary als zehnjähriges Mädchen aus dem Proletarierviertel New Yorks in so verblüffender Echtheit, daß diese Echtheit, derart ausgespielt, betont und durchgearbeitet, auf die Dauer schon wieder unecht wirkt. Zumal da allmählich unerquickliche sentimentale Szenen vom tragischen Ende des Schutzmanns, der ihr Vater ist, die lange Dauer in Langeweile wandelten. Zugegeben, Mimik und Gesten Marys sind wirklich kindhaft lustig und rührend, und der Film strotzt von bewegten Spielszenen, wirklichen Spielszenen: durchtollt vom Spiel der Kinder. Aber auf alten Schlummerkissen steht mahnend eingestickt: „Nur ein Viertelstündchen!" Vielleicht ein halbes Stündchen. . . . Aber anderthalb Stündchen hiervon war so viel, daß man, als sweetheart eine reizende kleine Rede gehalten hatte, im Herausgehen sprechen mußte: wie reizend wäre der Abend gewesen ohne den Film.

Kurt Pinthus.

SIE SAGEN KULTUR UND MEINEN KATTUN

„Die große Schwierigkeit dort war die Beschaffung von Arbeitskräften, denn die Einwohner, mit dem Wenigen, das sie zum Leben brauchen, reichlich versehen, hatten nicht den geringsten Grund, sich anzustrengen. Es galt daher zunächst, Bedürfnisse bei ihnen wachzurufen und das erreichte er (d. h. der Kolonisator) dadurch, daß er einigen Frauen roten Kattun und, was sie sehr zu schätzen wußten, Nadeln und Faden schenkte. Da nun die anderen Frauen das auch gern gehabt hätten, so mußten sich die Männer zur Arbeit bequemen und erhielten dafür am Abend ein Stück Kattun, eine Nadel oder was ihnen sonst begehrenswert schien."

Eugenie Rosenberger: Auf großer Fahrt. Berlin 1900.

(Verlag Dietrich Reimer)

TISCH MIT BUECHERN

Wir haben uns daran gewöhnt, ohne Trauer und mit lässigem Verzicht zu quittieren, wenn sich das Débacle eines namhaften und schon glorifizierten Talentes wittern läßt. Die Zeiten, die Wirtschaft, der Krieg, die Umschichtung und dreihundert andere Abstrakte aus der Nomenklatur der Soziologie mußten herhalten, um die eindeutige und einfache Reinlichkeit zu umschreiben: daß es kaum mehr ein „Schrifttum" in Deutschland gibt. Die sachlich geschriebene, d. h. die um der Sache willen geschriebene Prosa entgleitet — in Deutschland — allmählich den Händen des Stilisten und geht an den Journalisten über; an Stelle der kompositorischen Form begnügt man sich mit einer feuilletonistischen, will man zu einem Thema sprechen. Es scheint, als habe hier das Problematische (in jeder Form) nicht mehr den Charme des Geistes, den zauberischen Reiz jedes Dinges, Gegenstand vertiefter Schilderung zu werden. Der Essay, beispielsweise, wird aus der Generation der Thomas Mann, Stefan Zweig und weniger anderer an eine hilflose Schreibergeneration gegeben, die nicht mehr weiß, ob sie besser in aktuell aufgebauschtem Pamphletstil oder in arabesker Wortakrobatik den Mangel an Substantischem verbergen soll. Nur so ist es als Zeiterscheinung zu begreifen, daß ein Schriftsteller wie *Carl Sternheim* zwangsläufig, von Buch zu Buch, tiefer sinkt und jetzt nur noch, im Dickicht seiner eigenen Worte strauchelnd, mit unartikulierten Lauten und verkrampfter Syntax die lächerlichsten Belanglosigkeiten von sich gibt. Seine „Berichte über europäische Politik, Kunst und Volksleben," die er unter dem geschmackvollem Emblem „Lutetia" (Verlag Paul Zsolnay) herausgibt, haben nicht so viel an Substanz, um den Inhalt eines Tischgespräches zu füllen. Witzlose Seitenhiebe ohne Sinn und ohne Elan — wie jener, man müsse das Louvre bis auf Manets „Olympia" verbrennen — wirken nur noch in Sekundaneraufsätzen revolutionär. Aperçus über den deutschen Oberkellner in Baden-Baden, über das Benehmen seiner Uttweiler Mitbürger sind für die bornierte Arroganz des Verfassers ebenso beweisend, wie die gehässigen Neidausfälle gegen Georg Kaiser u. a. Das Ganze: ein Ragout von Oberflächlichkeiten in einer Sauce von penetrant aufreizendem Geruch. Ein peinliches Buch, unverzeihlich für den Dichter des „Snob" und des „Busekow".

Marcel Proust, den Sternheim armselig apostrophierte (als Propheten des völlig verwilderten Judentums in Frankreich, der . . . zerpflückt, ohne daß künstlerische Erkenntnis herauskommt) — *Marcel Proust* berührt uns mit dem ersten Anhauch seiner zarten, ein wenig morbiden, aber wissenden und hellhörigen Seele, greift aus dem fluiden Zerrbild der Zeit die Geschichte der heutigen Menschen; ja, sie werden ergriffen —, das Antlitz einer wenig geliebten, eher mit Furcht erlebten Gegenwart spiegelt sich bei ihm. Dieses Erstlingsbuch „Les plaisirs et les jours", im deutschen Titel sehr mißverstanden *„Tage der Freuden"* (im Propylaen-Verlag)

genannt, läßt uns den ganzen Zauber der inwendig gerichteten Persönlichkeit ahnen; dieser Empfindsamkeit des Herzens, dieser schwer an den Dingen leidenden, melancholisch zur Einkehr gerichteten Natur. Ein Buch von unerhörter Traurigkeit, von jener Aristesse, die in den seltensten Versen Verlaines ist. Die Mollsubstanz geht in ihn ein, am Hellen, Klaren sieht sein Auge vorbei; denn noch, wenn er Blumen, Sternennächte, Wege im Wald beschreibt, sind es die Traurigkeiten, die er beschwören will, die leidenden Dinge, die scheuen Naturen, die sich verkrochen haben, die Lebenden, die sich ihrer selbst schämen. Er schreibt das „Lob der schlechten Musik“, d. h. der sentimentalischen, die „den schönsten Augen die Tränen entlockt“. Besingt die „flüchtige Wirksamkeit von Kummer“. Und sagt es selbst: Es ist, als ob „die Seele, die ich mit vierzehn Jahren hatte, noch einmal erwache“. Immer auf den Spuren des Verblichenen, Verblaßten, immer an Erinnerungen verhaftet, immer als einzige Hoffnung das Vergangene. In diesem kaum merklich zitternden Gefüge von Beichte, Sehnsuchtsklage, Traum, Gebet, dann die schönsten Offenbarungen; so wenn er diese Zwischensphäre zwischen den Empfindungen zu beschreiben unternimmt: er spräche „mit jener weißen Trauerstimme, die uns verhindert, an sie zu glauben, und zugleich zwingt, ihr zuzuhören“. — Für dieses Buch hat der Verlag Ernst Weiß als Uebersetzer gewonnen — — und jede Zeile gibt sich uns in der dichterisch empfundenen, reich durchbluteten Sprache dieses vorbildlichen Stilisten.

Otto Zarek

AUS NORBERT JACQUES DICHTERHEIM

Wir werden zu Tisch gerufen und ich sage ermahnend zu den Kindern: „Ich bitte euch, seid brav beim Essen. Der Vater hat einen sehr ärgerlichen Brief aus Berlin bekommen und ist schlechter Laune."

Der Hausvater kommt, man setzt sich zu Tisch. Die Kinder sind musterhaft. Beim schwarzen Kaffee erst erhebt die Fünfjährige ihre Stimme und fragt zum Vater hinauf:

„Papeli, hast du schon nach Berlin geschrieben?"

Der Vater: „Wem geschrieben, Kind?"

Die Kleine: „Na, über den ärgerlichen Brief."

Der Vater lächelnd: „Noch nicht. Warum willst du das wissen?"

Die Kleine, mit schmelzender Süße: „Sagst mir's, eh' du den Brief zuklebst, gel?" Ich möcht' noch zwei Fürzle mit reinlegen. Einen lauten, wo nicht stinkt, und einen leisen, wo stinkt."

Gibt es bei socher Trostmöglichkeit noch Briefe aus Berlin, die einen verdrießen können?

Grete Jacques

SACHLICHKEIT

Auf das Münchener Standesamt kommt eine junge, blonde Dame. Bittet um Mitteilung, was ihr Bräutigam, Pole, tun muß, um zwecks Heirat seine Papiere aus Polen zu bekommen. Religion der jungen Dame: evangelisch, des Bräutigams: israelitisch.

Auskunft erhält sie nicht, hingegen die Bemerkung: „Bilden's Ihnen nur fei net ein, daß eine deutsche Christin einen polnischen Juden heiratet."

Anno domini 1926.

INHALT DES LETZTEN HEFTES
(Nr. 19)

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin SW 19, Beuthstraße 19. Telephon: Merkur 8790, 8791, 8792. Verantwortlich: Stefan Großmann, Berlin W, Budapester Straße 16. — Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin SW 19, Beuthstraße 19. — Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Wien 156 791. Bankkonto: Commerz- u. Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstraße 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Prikopy 6. — Druck von Gehring & Reimers G. m. b. H., Berlin SW 68, Ritterstraße 75. — Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Beuthstraße 19.

Bezugspreis durch die Post in Deutschland pro Monat 2.— Reichsmark, pro Quartal 6.— Reichsmark; unter Streifband im Inlande und nach Österreich monatlich 2.25 Reichsmark, vierteljährlich 6.50 Reichsmark. Für das übrige Ausland nur Streifbandlieferung monatlich 2.50 Reichsmark, vierteljährlich 7.— Reichsmark. Zahlungen in ausländischer Währung werden zum amtlichen Tageskurs der Berliner Börse am Eingangstage gutgeschrieben.

Inseratenpreise: Grundpreis für die ganze Seite 125 Reichsmark. Bei größeren Abschlüssen progressive Wiederholungsrabatte auf den Grundpreis.

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, vierte Maiwoche.

Zum dritten Mal ist Herr Wilhelm Marx Reichskanzler geworden. Aber wenn man behaupten wollte, daß damit ein Mann unseres ganz besonderen Vertrauens an die Spitze der Reichsgeschäfte trete, so ginge man zu weit! Ein führendes Rechtsblatt hat vor einigen Tagen darauf aufmerksam gemacht, daß die *wahre* Meinung der Linken über Marx nicht in den parteimäßig gebundenen *Zeitungen,* sondern in den ehrlicheren und unabhängigeren *Zeitschriften* zu finden sei. Das ist richtig, und wir können, was uns anbelangt, jedenfalls nur sagen, daß das beste Gefühl, das wir aufzubringen vermögen, ein ziemlich mißtrauisches Abwarten ist. Dazu veranlassen sowohl die *Umstände,* unter denen diese Kanzlerschaft entstand, wie auch die letzten Erfahrungen mit der *Person* des Kanzlers. Die Umstände: 1. Herr Marx wurde offenkundig um seiner *Schwäche* willen kandidiert — die Kandidatur Adenauer wurde von einigen Kabinettsmitgliedern als zu stark und unbequem sabotiert, 2. Herrn Marxens Kanzlerschaft fußt auf einem Allianzvertrag zwischen Zentrum und Deutscher Volkspartei und der Inhalt dieses Vertrages schien Adenauer so verwaschen, daß *er* ihn inakzeptabel fand. 3. Dieser verwaschene Allianzvertrag erstreckt sich nur auf die äußere Politik, — über die *innere,* die im Augenblick viel wichtiger ist, sind überhaupt keine Richtlinien festgelegt. 4. Da die Volkspartei unter Herrn Scholz immer stärker nach rechts drängt, wenngleich noch unter der Maske eines Kampfes zwischen Stresemann und Scholz, wird auch Marx, der von ihr abhängt, diesen Marsch mitmachen müssen. 5. Der Flaggenerlaß, um dessentwillen Luther stürzte, wird von Marx ebensowenig zurückgenommen, wie von jenem, sie wird um keinen Deut anders behandelt, als Luther es wollte. Das sind die objektiven Momente, die zu Mißtrauen veranlassen. Die *subjektiven* sind vielleicht noch stärker. 1. Herr Marx, der seine Präsidentschaftskandidatur hauptsächlich vom „Reichsbanner" propagieren ließ, der Ehrenmitglied dieser Organisation wurde und ihr oft genug ewige Treue gelobte, ist dennoch, sobald er unter Luther Justizminister wurde, in aller Stille wieder ausgetreten. 2. Im Falle *Wandt* hat er sich auf offener Reichstagstribüne mit einem der schlimmsten politschen Tendenzurteile der letzten Jahre vollkommen indenti-

fiziert. 3. Das Gutachten des Reichsjustizministeriums über den angeblich verfassungsändernden Charakter der *Fürstengesetze* war ein bewußter Schlag gegen Links, dessen unsympathischer Zweck durch die noch unsympathischeren Mittel nicht geheiligt wurde. 4. Die Zustimmung zu dem *Flaggenerlaß* — auch dann noch, als die Opposition bereits eingesetzt hatte, die Unterschrift aber noch nicht vollzogen war — zeigte, daß Herrn Marx jede innere Verbindung mit dem republikanischen Deutschland abhanden gekommen ist. Die Liste ließe sich noch verlängern, sie enthält nur besonders krasse Symptome. Aber schon die kurze Liste genügt, um ein ziemliches *Desinteressement* an Herrn Marx zu rechtfertigen. Auch an ihm zeigt sich, daß Politiker im Amt oft sehr viel anders aussehen als beim Agitieren. Und man kann nicht hoffen, daß der Tag anbricht, weil Marx die Stunde regiert.

Der Abgeordnete Dr. Paul *Levi*, der so häufig einen Hang zur Respektlosigkeit zeigt, hatte den ganz überraschenden Einfall, von offener Reichstagstribüne zu bezweifeln, daß aus dem Verfahren der Reichsanwaltschaft gegen Claß und seine Jünger viel herauskommen werde. Er verwies darauf, daß der Herr, in dessen Ressort diese Angelegenheit fallen wird, nämlich der Reichsanwalt *Niethammer*, sogar das Vereinsstatut: „Verräter verfallen der Feme" unanfechtbar gefunden habe, da doch „Feme" nur „gesellschaftlicher Boykott" bedeute. Auch erinnerte er daran, daß sogar der flagranteste Fall bewaffneten Hochverrats und offener Meuterei, der bisher im Deutschen Reiche geschah, die Reichsanwaltschaft niemals interessiert habe, nämlich die Separation des Münchener Generals v. Lossow, der dem Reiche ein Fünftel seiner ganzen Wehrmacht stahl. Glücklicherweise konnte der beliebte Staatssekretär im Reichsjustizministerium, Herr Joël, mindestens den zweiten Angriff sofort zurückweisen —: die Münchener Sache fiel ja ins Ressort der bayerischen *Volksgerichte!* Die bestehende Reichsanwaltschaft ist also unzuständig. Das zuständige Volksgericht wiederum besteht nicht mehr. Es ist alles in schönster Joëlscher Ordnung!

Im ewig gleichen Trott der parlamentarischen Arbeit hat der Reichstag noch niemals von einem Recht Gebrauch gemacht, das ihm nach der Verfassung zusteht: *dem Recht, Beamte abzuberufen und abzusetzen.* Herr Luther wurde durch den Reichstag gestürzt, weil er durch eine Verordnung die schwarz-weiß-rote Handelsflagge auf den deutschen Gesandschaftsgebäuden einführen wollte, aber Herr von Rosenberg — den man nach seiner glorreichen Tätigkeit als Außenminister des Ruhrunglücks zum deutschen Gesandten in Schweden machte, statt ihn vor den Staatsgerichtshof zu zitieren — kann ungestört auf seinem Posten

bleiben, obwohl er schwarz-weiß-rot flaggte, lange bevor von der Flaggenverordnung die Rede war, und obwohl er auch sonst keine Gelegenheit vorbeigehen ließ, um als Repräsentant der deutschen Republik seine monarchistische Gesinnung zur Schau zu tragen. Abgeordnete der Linken haben im Reichstag von den monarchistischen Demonstrationen des deutschen Gesandten in Stockholm berichtet und seine Amtsführung heftigst kritisiert, aber irgendwelche Konsequenzen sind nicht gezogen worden. Warum wurde nicht wenigstens der Antrag gestellt, den Außenminister aufzufordern, Herrn von Rosenberg von seinem Posten abzuberufen? Die monarchistischen Beamten der Republik werden im Vertrauen auf ihre wohlmeinenden Vorgesetzten den Reichstag so lange als Schwatzbude betrachten, bis ihnen das Gegenteil bewiesen wird. Vielleicht würde ein einziges Exempel genügen, um dem Willen der republikanischen Reichstagsmehrheit bei der Bureaukratie Respekt zu verschaffen. Der Artikel 46 der Reichsverfassung sieht die Möglichkeit vor, durch Gesetz, also mit einfacher Mehrheit, die Entlassung von Reichsbeamten und Offizieren zu bestimmen, und wären unsere Parlamentarier etwas weniger lässig, so hätten sie von dieser Möglichkeit schon längst Gebrauch gemacht. Mit Reden allein wird man den Beamtenapparat nicht republikanisch machen.

Selbst Herr Geßler wird nach den letzten Enthüllungen im Preußischen Landtag schwerlich abstreiten können, daß die Reichswehr zu den völkischen Putschverbänden in engsten Beziehungen steht. Doch man kennt die Ausreden, die er für solche Fälle auf Lager hat; und wenn man ihm im Reichstag die Dokumente des Abgeordneten Heilmann vorlegen wird, so wird man zweifellos die Erklärung bekommen: es handele sich allenfalls um Verfehlungen untergeordneter Stellen, gegen die der Minister mit aller Entschlossenheit einzuschreiten gewillt sei. In diesem Falle sollte nicht vergessen werden, Herrn Geßler nach dem Schicksal der Denkschrift zu fragen, die er im März bei Herrn Mahraun, dem Ordensmeister des „Jungdeutschen Ordens“, bestellte, um sich einmal von einem Kenner über das Verhältnis zwischen Reichswehrstellen und Putschverbänden berichten zu lassen. Die Denkschrift existierte nur in zwei Exemplaren. Eines bekam das Reichswehrministerium, das andere das Bureau des Reichspräsidenten. Kein Außenstehender hat von ihr erfahren, — bis Herr von Sodenstern, Chefredakteur der „Deutschen Zeitung“ und Leiter des „Wiking-Bundes,“ Mahraun der Illoyalität gegenüber vaterländischen Organisationen bezichtigte. Er erklärte dabei, daß er nicht nur von der Existenz der Mahraun'schen Denkschrift wisse, sondern sogar einen wesentlichen Teil ihres Inhalts kenne. Im Bureau des Reichspräsidenten ist, wie festgestellt, mit der Denkschrift kein Mißbrauch getrieben worden. Es bleibt also ein Geheimnis, von wem

der Leiter des Wiking-Bundes informiert worden ist. Herr Geßler selbst hat es bestimmt nicht getan. War es etwa einer der wenigen höheren Offiziere in seiner unmittelbaren Umgebung? Es ist kaum denkbar, daß von den nächsten Mitarbeitern des Ministers etwas getan wird, was ganz kraß dem Willen ihres Chefs widerspricht. Sollte man etwa den mysteriösen Vorgang damit erklären müssen, daß in Wirklichkeit nicht Herr Geßler, sondern ein Offizier seiner Umgebung die Funktionen des Reichswehrministers ausübt, und daß Herr Geßler selbst nur noch des besseren Eindrucks wegen im Reichwehrministerium amtiert?

Mussolini, der, wie weiland Herkules, die Hydra seiner Widersacher mit Feuerbränden auszurotten sucht, hat einen Kopf des gefährlichen Ungetüms nicht fassen können. Das sind die Emigranten. Er kennt ganz genau die ungeheure Gefahr, die von ihnen droht. war er doch selbst seinerzeit Emigrant. Er begnügt sich nicht damit, ihr Eigentum in Italien zu beschlagnahmen, sie von der italienischen Staatsbürgerschaft auszuschließen, ja er möchte sogar die Gedankenfreiheit wegdekretieren und gibt ihnen nicht das Recht, darüber zu räsonnieren. Jetzt geht der Glorreiche in seiner Dreistigkeit (ob wohl sein Name vom italienischen „muso" = Maul, Schnauze her kommt?) so weit, die Gastländer der Emigranten aufzufordern, diese zu überwachen und ihre Tätigkeit zu unterbinden. Vorläufig — zu Ehren der Länder sei's gesagt! — noch vergeblich. Emigrantentum — das ist Innenpolitik von außen. Noch nie gab es in Europa soviel Emigranten wie gerade jetzt. Der Emigrant ist geradezu eine paneuropäische Erscheinung geworden. Ein Zeichen, daß fast überall der Staatsbau gründlich umgeändert wurde oder umgeändert werden soll. Russen, Italiener, Spanier, Ungarn, Bulgaren, Griechen, Rumänen bilden Kraftzentren außerhalb ihres Vaterlandes. In all diesen Ländern gab es einen Umsturz. Und die Deutschen? Wurde nicht in Deutschland eine nährende, glanzverleihende Monarchie zertrümmert und in eine ††† demokratische Republik verwandelt? Wo im Auslande sind die Verschwörung brütenden, verfolgten Feudalherren, Generale, Monarchisten, Rechtspolitiker? Wo sind die deutschen Emigranten? Nirgends. Man kann eben alles sehr gut in Deutschland selbst besorgen. Kein Mensch mußte vor der furchtbaren deutschen Revolution fliehen. Doch halt! Sind nicht Wilhelm und Ludendorff geflohen? Gewiß. Aber die hielten die deutsche Revolution für eine Revolution, ihnen schwebte bei der Flucht eine normale, regelrechte Schulrevolution vor, eine Revolution, wie sie sie gegebenenfalls nach allen erprobten Regeln eines ernsthaften Umsturzes selber machen werden. Nach zwei Monaten war Ludendorff wieder da, — und selbst Wilhelm ist da, wenn er auch draußen ist.

APPELL AN HINDENBURG

Einige Tage nach Walther Rathenaus Ermordung hat Frau Helene von Böhler im Tage-Buch (Heft 26, Jahrgang 1922) an den Generalfeldmarschall v. Hindenburg einen Appell gerichtet, er möge der Mordlust der Völkischen durch ein mahnendes Wort etgegentreten. Wenige Tage darauf erschien Hindenburgs Aufruf gegen den politischen Mord. Nun meldet sich Frau von Böhler zum zweiten Mal, wieder im T.-B., obwohl Herausgeber und Mitarbeiter auf freierem Felde stehen, als die hindenburggläubige Frau. Wir geben der Zuschrift der Parteilosen in der Hoffnung Raum, daß auch dieser zweite Appell der redlichen deutschen Frau nicht vergebens, diesmal zur Wilhelmstraße, schallt.

Herr Reichspräsident!

Als ich in den ersten Julitagen 1922, eine unbekannte deutsche Frau, im Namen von tausenden schmerzerfüllten Müttern den Appell an Sie, damals nur Feldmarschall, richtete, „ein Wort der Besänftigung" zur Entfieberung des Exaltados zu richten, denn „der Mord ist eines Soldaten unwürdig", da hatte ich die große, uns alle aufrichtende Genugtuung, daß Sie wenige Tage später von Hannover aus die Mahnung zur Friedfertigkeit, zum „Meinungskampf mit edeln, reinen Mitteln", an alle Deutschen richteten.

Damals schrieb ich auch: „Sagen Sie, Herr Generalfeldmarschall, der Reichswehr, daß Ihr Amt nur dieses ist, dem Reiche zu dienen, wie es ist . . . Von Ihrer schlichten Gestalt könnten beruhigende Worte ins ganze Volk strömen! Sprechen Sie, ein Vater ihrer Leute, diese Mahnung zur Friedfertigkeit, zur Besonnenheit aus . . . Ihre Stimme wird von jedem Offizier gehört und auch auf den Gutshöfen im Osten und Norden . . . . Sagen Sie allen Deutschen, daß wir nicht die gegenseitige Zerfleischung, die Zerklüftung und Vergiftung brauchen, sondern den Seelenfrieden der Nation."

Sie sprachen das notwendige Wort, und seit Rathenaus Tod ist kein Politiker mehr erschossen worden, kein Attentat hat mehr Menschenopfer gefordert!

Um des Seelenfriedens der Nation willen nahe ich mich in diesen Pfingsttagen, Herr Reichspräsident, ein zweites Mal. Ein zweites Mal bitte ich Sie, das fieberverdrängende, gesundheitschaffende Wort zu sprechen.

Es handelt sich um die *Putschgerüchte, Putschpläne, Putschversuche.*

Weder ich, noch alle anderen, in die Geheimnisse der Verschwörerpolitik nicht Eingeweihten, können ermessen, ob und welche Putschgefahr besteht. Aber so viel wissen wir, Mütter, Schwestern und Bräute, daß schon die Erörterung einer Verschwö-

rung Deutscher gegen Deutscher am innersten Mark der Nation zehrt. Das *Eine* wissen wir: Es darf nicht sein, daß Deutsche daran denken, gegen Deutsche bewaffnet aufzustehen. Wie berechtigt und tief die Gegensätze zwischen Schwarzweißrot und Rot und Schwarzrotgold sein mögen, mit dem Maschinengewehr, mit Todesdrohung und in Kerkerhaft dürfen diese Gegensätze nicht ausgetragen werden.

Wie aber ist das *Putsch-Gespenst* ein für allemal zu bannen?

Alles liegt in Ihrer führenden Hand, Herr Reichspräsident.

Treten Sie vor die *Reichswehr* und lassen Sie alle, Offiziere und Soldaten, ihren feierlichen Eid erneuern, daß keiner von ihnen sich an einer Verschwörung gegen die Staatsform von heute beteiligen will und wird, nehmen Sie aber auch den Offizieren der alten Armee, deren Name — mit Recht oder Unrecht, wir könnens nicht entscheiden — immer wieder im Zusammenhang mit Putsch- und Diktaturplänen genannt wird, nehmen Sie auch diesen alten Kameraden Eid und Handschlag ab, daß sie dem ringenden Reich seine Arbeitsruhe gönnen, und sich von allen Ueberrumpelungen durch Geheimbund, Gewalt und Waffe bewahren wollen. Der Eid muß klar, gerade, unzweideutig formuliert sein, er muß einfach sein wie ein Hindenburgwort.

Damit, Herr Reichspräsident, schaffen Sie doppelt Beruhigung im Land.

Sie nehmen den Predigern der Gewalt, die von Moskau inspiriert werden, das Argument und den Vorwand, das Proletariat müsse sich gegen die Reichswehr und ihre geheimen Verbündeten rüsten, Sie treffen den Umsturzwillen auf der äußersten Linken! Gleichzeitig aber zerstören Sie alle Gerüchte und Gerede, die bis ins ruhige Bürgertum um die Reichswehr gesponnen werden. Wenn dann noch Ludendorff und Ehrhardt, Schröder und Düsterberg Ihnen in die Hand schlagen, und Ihnen mit der Rechtschaffenheit, die Ihr Blick erzeugt, männlich versprechen, allen Konspirationen und Geheimtagungen ein für allemal zu entsagen, dann wird, wieder durch Ihr Wort, Herr Reichspräsident, eine Welle der Beruhigung durchs ganze Land gehen. Beschwört die Reichswehr, Offiziere und Soldaten, das selbstverständliche, nämlich die Garantie des vorbehaltlosen inneren Friedens, so werden alle vaterländischen Verbände diesen Eid innerster Treue ebenso übernehmen. Das *Mißtrauen* zwischen den Lagern wird ein Ende haben, die gefährliche Kluft zwischen rechts und links wird verkleinert sein, und vielleicht wird, wenn so der Bazillus des Bürgerkriegs aus dem Innern des Volkes vertrieben ist, Ihr und unser aller Wunsch nach einem gemeinsamen Deutschen Symbol eher verwirklicht werden.

Sie können, Herr Reichspräsident, ein deutsches Pfingstfest, ein Pfingsten der allgemeinen Entgiftung, ein Pfingsten des notwendigen gegenseitigen Glaubens schaffen!

XIII.



MARX

UNGARNS GEHEIMVERFASSUNG

Der Verfasser des nachstehenden Aufsatzes ist ein Ungar, der die Internas des Horthy-Regimes aus eigener Anschauung kennt.

Das System Horthy-Bethlen, angegriffen, verbraucht, totgesagt, erschüttert, verdankt seine alles in allem erstaunliche Lebensdauer unter anderem einer Kompliziertheit, die es ihm bisher noch immer erlaubt hat, seine Bewegungen zu verschleiern. Wir wollen uns bemühen, in das Chaos von Namen und Einrichtungen, als das sich das System dem Zeitungsleser darstellt, etwas Ordnung zu bringen.

Ein alter Mittelschullehrer, der nebenbei Dichter ist und dem vom System zu Unrecht die Pension entzogen wurde, kämpft um diese Pension. Der Dezernent, der Staatssekretär, der Minister sagen ihm schließlich die Pension zu. Sie wird ihm aber nicht ausgezahlt. Wie er, nach seinem fünfzigsten Bittgang, verzweifelt aus dem Kabinett des Ministers tritt, stellt sich ihm im Warteraum ein Tippfräulein als begeisterte Leserin vor. „Waren Sie schon bei X.?“ — fragt sie ihn. „Wer ist X.?“ — „Sie kennen X. nicht? Sie werden die Pension nie bekommen!“ — Der Mann geht zu X. X. ist Subalternbeamter in der Rechnungsabteilung, ein stämmiger junger Mann in schwarzer Lederjoppe und zusammengewachsenen Augenbrauen. Auf den Rat seiner Leserin fleht der Dichter den Mann in der Lederjoppe an, ihm zu gewähren, was sein Recht ist. Der Mann in der Lederjoppe läßt sich erweichen. Nach drei Tagen hat der Dichter seine Pension. Wer war nun der Mann in der Lederjoppe? War er der Feldwebel, bei dem „man sich's richten kann“? Im Gegenteil: Er war der Kommandierende General. Der Minister war der Feldwebel, der ohne Weisung seines Generals sich nicht rühren durfte. Kraft welchen Rechtes gibt der Subalternbeamte Befehle, die vom Minister befolgt werden? Welches Recht macht den Minister zum Untergebenen seines Beamten? *Sie gehören beide einer Geheimorganisation an, in der der Mann in der schwarzen Lederjoppe einen höheren Rang bekleidet als Exzellenz;* einer Geheimorganisation, die ihn entsendet hat, um Exzellenz auf die Finger zu schauen; einer Geheimorganisation, die eines Tages bewirken könnte, was das Parlament nimmer bewirken kann: Exzellenz zum Rücktritt zu bewegen. Das wird an dem Tage sein, an dem der Mann in der schwarzen Lederjoppe ungünstigen Bericht über Exzellenz erstattet haben wird.

Eine Räubergeschichte? Ja, das ist sie. Aber die ungarische Geschichte des letzten Jahrfünfts ist die Summe, ist das Ergebnis von tausend solchen Räubergeschichten. Der Mann in der Leder-

joppe ist in einigen Dutzend Exemplaren vorhanden. Er ist nur selten in gehobener Stellung. In den meisten Fällen ist er der Oeffentlichkeit unbekannt. Ehemals, in den blutigen Herbsttagen der Gegenrevolution, war sein Name eine ganz kurze Zeit in aller Munde, dann verschwand er hinter die Kulisse, wo er die Drähte zieht. Es gibt Joppenmänner, deren gegenrevolutionären Verdiensttitel niemand nennen kann. Der Anfang mancher Joppenmann-Karriere führt in die Tage der Kommune, zur Gegenregierung von Szegedin zurück, wo Detachements ausgerüstet und Mordlisten redigiert wurden.

Es wurde dort auch etwas anderes noch redigiert: *die Verfassung des gegenwärtigen Ungarn: seine Geheimverfassung, das heißt also: seine wahre Verfassung.* Die andere, die als G.-A. I vom Jahre 1920 im Corpus juris steht, die dem Fremden gezeigt, die den Kanzleien der Mächte und dem Völkerbund präsentiert wird, — sie ist ja nur Attrappe.

Im Sommer 1919, im Lager eines fremden Invasionsheeres, in Szegedin, wurde also die Geheimverfassung Ungarns beschlossen zwischen zwei Mordlisten und beschworen zwischen zwei Trinkgelagen. Ihr Ziel ist Wiederaufrichtung und Konservierung des feudalen Ungarn; ihre Form eine merkwürdige schwarze Freimaurerei; ihre Väter größtenteils Offiziere, die aus den Gefangenenlagern Sibiriens, wo sie zum Teil den Weißen sich angeschlossen, zum Teil ohnmächtig der ungeheuren Meuterei zugesehen hatten, mit einem fertigen Racheplan nach Hause gekommen waren. Dieser Racheplan erfuhr angesichts der spezifischen Bedingungen, die die ungarische Kommune geschaffen hatte, noch manche Aenderung. Aber im wesentlichen ist dieser Racheplan die ungarische Verfassung. Es handelt sich um viel mehr als um die Organisation von Geheimbünden. Es handelt sich um den Plan der stillen Machtergreifung und Machtbehauptung durch Geheimbünde. Den Stimmungsgehalt dieser Verfassung kennzeichnet ein Wort: *Ossendowski.* Sie ist aus dem Geiste geboren, der den wahren Kern von Ossendowskis unwahren Büchern gestaltet hat: aus dem Geiste der russischen Gegenrevolution, der im Regime des Herrn v. Ungern-Sternberg in der Tat in schaurig-charakteristischer Weise verkörpert war. Ihre Ressentimentsgefühle kleideten die Väter der Szegediner Geheimverfassung, möglicherweise noch immer am sibirischen Beispiel festhaltend, in Formen der ältesten ungarischen Geschichte, dort, wo sie heidnisch ist, dort, wo sie zur blutigen Heldensage verschwimmt.

Allmählich, ganz allmählich beginnen wir zu erfahren, was die Väter der Verfassung in Szegedin getrieben haben. Drei Bücher wurden dort mit heißem Bemühen studiert: eine Folterordnung aus dem 17. Jahrhundert; eine Geheimgeschichte der Freimaurerei; und das Buch der ungarischen Heldensage. Die

Inspirationen, die aus ihnen geschöpft wurden, wurden in Parlament und Presse nur sehr unvollständig aufgedeckt. Fest steht, daß sieben Herren sich, wahrscheinlich unmittelbar nach dem Einzug der Nationalarmee in Budapest (16. November 1919) nach dem erlauchten Beispiel der sieben wahlfähigen Fürsten vor der Landnahme (um 896) durch einen Blutbund vereinigt haben. Vor tausend Jahren sollen Arpad und seine Mitfürsten ihre Adern geöffnet, ihr Blut in einem Kelch vermischt und aus diesem Kelche getrunken haben. Durch welche Zeremonie die Blutsbrüderschaft jener sieben Herren von Szegedin besiegelt wurde, weiß man nicht: keinen Zweifel leidet, daß sie besteht und daß sie in die Gestaltung der ungarischen Geschichte von Zeit zu Zeit bestimmend eingreift. Man hat verschiedene Listen der Sieben angegeben; einige Namen standen immer fest, einige schwankten. Die folgende Liste soll authentisch sein: *Horthy,* Reichsverweser, Graf *Bethlen,* Ministerpräsident, Graf *Teleki,* gewesener Ministerpräsident, Baron *Perenyi,* Vorsitzender des Nationalverbandes, Graf *Raday,* gewesener Minister des Innern, *Gömbös,* Führer der Partei der Rassenschützler, *Solyom,* Präsident der Königlichen Tafel zu Raab. Bis auf den siebenten Namen eines hohen Richters sind es die Vordergrundfiguren der ungarischen Politik der letzten Jahre. Es heißt, daß diese Sieben den Ministerpräsidenten Ungarns bestimmen, und zwar aus ihren Reihen. Der vom Bunde der Sieben ernannte Ministerpräsident ist, ebenso wie der gleichfalls vom Bunde der Sieben ernannte Reichsverweser, nur dem Bunde verantwortlich. Ein Mitglied des Bundes ist zu seiner ständigen Kontrolle entsendet. Es scheint, daß Graf Teleki von Bundes wegen zum Kontrolleur des Grafen Bethlen bestellt ist. Der Bund der Sieben heißt *Bund von Etelköz* (Ex), nach jenem sagenhaften Atelkuzu, das nichts anderes als Maeotis, das Skythenland Herodots, sein soll. Ein Sumpfland.

Was auffällt, ist, daß dem leitenden Bunde außer Horthy kein Soldat angehören soll. Die Geheimorganisationen des Militärs sind ein anderes und ein sehr umfangreiches Kapitel. Heute interessiert uns das Verhältnis der Geheimorganisationen und der Richter, von dem in den letzten Parlamentssitzungen so viel gesprochen wurde. Ein großer Teil der ungarischen Richter gehört dem *Blutbund vom Doppelkreuz* an. Lenkt der Bund der Sieben die Politik, ernennt er die Oberbeamten und die auswärtigen Vertreter Ungarns, so lenkt der Doppelkreuzbund Gerichte und Verwaltung. Seine Mitglieder verpflichten sich durch Ablegung eines furchtbaren Eides, der angeblich einem Freimaurereid nachgeahmt und angeblich je nach Graden der Einweihung verschieden ist, das Geheimnis des Bundes nicht zu verraten. Ein Blutbündler wird einem anderen unter allen Umständen beistehen. Nadossy, der der Geldfälschung angeklagte Landespolizeichef, sprach im Frankenfälscherprozeß von dem schweren Seelenkonflikt, in den

er, zwischen seinen Amtseid und seine patriotische Pflicht gestellt, geraten war. Es war aber der Konflikt zwischen Amtseid und Blutbündlereid, der Konflikt zwischen einer inhaltslosen Bindung der Scheinverfassung und einer schweren Bindung der wahren Verfassung Ungarns und, wenn man die ganz eindeutige Haltung dieses Mannes vor Gericht beobachtet hat, wird man nicht im Zweifel sein, daß hier der Amtseid vom Blutbündlereid und die Geheimverfassung von der wahren Verfassung besiegt worden ist. Die Angeklagten des Frankenfälscherprozesses sind Blutbündler, ebenso wie der Untersuchungsrichter es war, wie der Vorsitzende und der Staatsanwalt es sind. Kann der Richter Töreky den Polizeichef Nadossy, seinen Blutbundbruder vom Doppelkreuz, verurteilen?

Ja, das kann er tun. Er muß es sogar tun. Er wird Nadossy (in ehrenvollen Formen) schuldig sprechen, damit Graf Bethlen, der andere Blutbundbruder, mit einem europäischen Urteil in der Tasche nach Genf fahren kann, um, zurückgekehrt, Ungarn wieder turanisch zu regieren. Graf Bethlen hat in offener Parlamentssitzung geleugnet, einer geheimen Gesellschaft anzugehören, aber nicht geleugnet, daß er einer geheimen Gesellschaft vor seiner Ministerpräsidentschaft angehört *hat*. Also? Die Lösung ist einfach: Eine Bestimmung der Geheimverfassung muß besagen, daß der Ministerpräsident für die Dauer seiner Funktion nicht als Geheimbundmitglied geführt wird. Es könnte sein, daß Graf Bethlen seit dem Sommer 1921 nicht mehr einer der Sieben ist; jedenfalls untersteht er, wie ausgeführt wurde, der Kontrolle der Sieben. Daß sein Kontrolleur, Graf Teleki, im Frankenfälscherprozeß nicht einmal angeklagt ist, beweist die ungebrochene Macht der Geheimbünde.

Werden Nadossy und Genossen ihre Strafen absitzen? Nach der Verhandlung vor dem Budapester Gerichtshofe kommt Genf, auf Genf könnte die Verhandlung vor der zweiten Instanz, der Königlichen Tafel in Budapest, darauf möglicherweise die Verhandlungen vor dem Obersten Gerichtshof, der Königlichen Kurie, folgen. Bei der Tafel wurden unlängst umfangreiche Richterschiebungen vorgenommen, die in Betracht kommenden Senate wurden mit verläßlichen Blutbündlern besetzt. Die Kurie entscheidet nur mehr über Rechtsfragen, nicht über Tatfragen. Uebrigens ist auch die Kurie mit Blutbündlern durchsetzt und also verläßlich. Es ist für alle Fälle vorgesorgt. Nach menschlicher Voraussicht kann kein Malheur passieren.

So ist einer der Hauptzusammenhänge des Frankenfälscherprozesses mit der ungarischen Geheimverfassung beschaffen. Der Frankenfälscherprozeß ist eine Komödie. Und von dieser Komödie läßt sich letzten Endes nur täuschen, wer sich täuschen lassen will.

Arm ist Europa an wirklichen Männern. Weder die überkommene Tradition noch die hundertfachen staatlichen Neubildungen haben uns zu politischen Führerpersönlichkeiten großen Stils verholfen. Inmitten dieser Öde ragt Josef Pilsudski als Erscheinung von besonderem Wuchs hervor — eine Erscheinung, wie sie, um eine Umwälzungsperiode zu charakterisieren, von einem Dichter erfunden sein könnte. Pilsudski ist das typische Produkt eines Krieges um die nationale Freiheit, ein Soldatenführer mit byronistischem Einschlag; es ist unausbleiblich, daß solche Individualitäten auf die entflammte Phantasie unruhiger Zeiten lebhaft einwirken.

Schon in seinem Äußeren drückt sich die ungeheure, aber einseitige Kraft seines Wesens aus. Er ist kaum über Mittelgröße, der schmale, nicht sehr kräftig wirkende Körper trägt einen schweren Kopf mit einer steilen Bürste ergrauenden Haares. Sein Gesicht ist von einem krankhaften Gelb —: das Soldatenleben im Freien hat die Spuren der Gefängnisjahre nicht verwischen können. Aber über dem kränklichen Gesicht wölbt sich eine riesige, viereckige Stirn, eine Mauer von einer Stirne, ein Turm mit scharfen Ecken —; die Stirn des Eroberers, des Rebellen, — des Menschen, der keine Kompromisse kennt, der nur aus Willen besteht — besser gesagt, vielleicht: aus Eigensinn. Unter dieser Stirn liegen in tiefen Schatten die dunkel glimmenden Augen des Fanatikers. Und nur in dem sensitiven Mund, der sich in nervösem Zucken unter dem buschigen Schnurrbart verbirgt, gibt sich Schwäche kund, — jene Schwäche, die doch eine gewisse Rolle im Gesamtbild dieses Charakters spielt: die Sprunghaftigkeit, die Gereiztheit, die Ungeduld.

Pilsudski ist keineswegs ein rein polnischer Typus. Er ist in Wilna geboren, sein schleppender Tonfall verrät deutlich seine Herkunft, — diese Stirn und dieser Eigensinn sind sprichwörtlich litauisch. Er begann seine politische Laufbahn als Sozialist, er gehörte sogar der Kampfgruppe der sozialistischen Partei an, der sogenannten Bojawka, unter der das zaristische Regime so viele Märtyrer schuf. In der Zeit seines Glanzes flüsterte man sich geheimnisvoll zu, er sei einst an einem Überfall auf einen Eisenbahnzug beteiligt gewesen, bei dem russische Staatsgelder zur Stärkung des sozialistischen Fonds geraubt wurden. Aber auch an anarchistischen Verschwörungen nahm er teil und machte bald die Bekanntschaft nicht nur mit den russischen Gefängnissen, sondern auch mit Sibirien, wohin er nach einem Attentat auf den Zaren verschickt wurde. Außerdem sollte er den Segen deutscher Gefängnisse kennenlernen —: als die deutsche Regierung, von Beselers Suche nach Rekruten irregeleitet, die sogenannte polnische

„Unabhängigkeit" proklamierte, hatte sie nichts Eiligeres zu tun als Pilsudski zum Nationalmärtyrer zu machen und ihn in Magdeburg zu internieren.

Hier aber begann er seine Pläne für die nationale Befreiung endgültig zu schmieden, hier sammelte er die Stoßkraft, die ihm zum Siege verhalf. Als er in Freiheit gesetzt wurde, ging er sofort daran, die Legionäre und Freischützen, die er selbst unter österreichischen Fahnen gesammelt hatte, zu einer modernen Armee umzugestalten. Seine sozialistische Parteiarbeit war vergessen, — von nun an war er nichts weiter als Soldat, und Soldat ist er bis heute geblieben. Als Soldat übte er eine unerhört zwingende Wirkung auf Soldaten aus, die Legionäre folgten ihm mit Begeisterung und jubelten ihm zu, selbst wenn er sie in den sicheren Tod schickte. So, stelle ich mir vor, muß der kleine Korporal von seinen Leuten geliebt und gefürchtet worden sein. Dieselbe Kraft wie der kleine korsische Soldatengott hat auch Pilsudski, — dieselbe unmittelbare Wirkung auf Massen, die aus Rekruten Helden macht, aus Freiwilligen Märtyrer für die Freiheit. Ich habe selbst Beispiele des Mutes und der Aufopferung seiner Legionäre gesehen, die wie ein Stück antiker Heldengeschichte anmuteten. „Wenn die Polen so gut für ihren Staat zu leben verstünden, wie sie für ihn zu sterben wissen, würde unser Land der Idealstaat auf Erden sein," sagte mir einmal ein Pole mit ironisch-traurigem Lächeln. Sie sterben nicht ergeben, sondern mit einer Art von Wollust. Sie segneten ihn im Sterben, segneten ihn als Blinde und Krüppel. Wenn er in eine Stadt einzog, wurde die Bevölkerung von einem Rausch ergriffen. Sein Schimmel konnte sich kaum den Weg durch die Menge bahnen, vorsichtig mußte er die Hufe setzen, um nicht die Menschen zu zertreten, die mitten auf dem Wege hinknieten. Pilsudski wurde zum Nationalheiligen, sein Bild war in jeder Bauernhütte. Jedes Kind schwärmte „vom Naczelnik", vom Staatschef. Er war Befreier, Heros, lebende Legende.

Bis er sein Beresina erlebte!

Es war nicht das Soldatenglück, das ihn verließ. Er fiel im Parlamentskampf, für den er zu ungeduldig und zu eigensinnig ist. Und sein Gegner war der Oberschieber der Neuzeit, der Rastaqueres der modernen Wirtschaft, — Korfanty. Das ideelle stand gegen das reale Prinzip und unterlag natürlich.

Aber es war nur ein Elba, kein (*noch* kein!) St. Helena. Nicht nur die Armee wartete sehnsüchtig auf die Rückkehr Pilsudskis, — sogar das sonst so leicht vergeßliche Volk träumte von dem Retter, der so saubere Hände hatte und der wohl auch aus der wirtschaftlichen Not einen Ausweg wissen mußte, wie er ihn aus der politschen gefunden hatte. So ist der Marschall in Warschau eingezogen, und es scheint auf weise Selbsterkenntnis hinzudeuten, daß er nicht etwa auf ein politisches Amt Anspruch erhob, sondern

daß er, der Führer des Umsturzes, sich mit dem mehr technischen Portefeuille des Kriegsministers begnügte. Aber damit ist zugleich angedeutet, daß, mit dem Ende der militärischen Kämpfe, die Politik wieder die Oberhand haben wird. Wird der Soldat Pilsudski auch Gewalt über die Politiker behalten können, mit denen er sich schon einmal erfolglos maß?

FRANTZ CLÉMENT
(Paris)

FASCHISMUS IN FRANKREICH

I.

Mit keinem Schlagwort wird augenblicklich in Frankreich mehr Mißbrauch getrieben als mit dem des Faschismus. So eindeutig das Wort in Beziehung auf die politischen Realitäten ist, die es ausdrückt, so vieldeutig wird es im Mund und in der Feder derjenigen, die es als Werberuf oder als Bauernschreck gebrauchen. In diesem Lande liebt man die brillanten, verführerischen Formulierungen; sie kommen so hübsch gelegen für den politischen Streit; wenn man sich aber von ihnen blenden läßt, ist man nicht mehr imstande, die Wirklichkeit ernsthaft zu dissoziieren. Faschismus? Wenn der alte Polterer General Curières de Castelnau ins Gifthorn stößt gegen „Boches" und Freimaurer, so wird das als Faschismus „gebrandmarkt", und wenn Alexander Millerand eine rechtsrepublikanische Liga gründet, treibt man Bangemachen mit demselben Wort. Weshalb? Weil man weiß, daß dem individualistischen französischen Normalbürger nichts unsympathischer ist als alles, was einem Ausmarsch ähnlich sieht. Der Zeitanalytiker begnügt sich nicht mit dieser Ausnützung von Gefühlswallungen; er will feststellen, was an wirklichem Faschismus vorhanden ist: in den politischen Doktrinen von faschistischer Ideologie, in der Disziplinierung der Massen von faschistischen Methoden, in den nächstliegenden Möglichkeiten von faschistischer Umsturzgefahr.

II.

Der italienische Faschismus hat eine Doktrin. Vor dem Marsch nach Rom war seine Ideologie rein negativ. Dann mußte sie notgedrungen positiver werden. Sie ist in erster Linie Kritik der liberalen Demokratie und deren vornehmster politischer Form, des Parlamentarismus. Sie ist auch im Grunde nicht viel mehr als das System des aufgeklärten Absolutismus, verbrämt mit römischem Tyrannenzauber und südlichem Lyrismus. Aber in den Schriften Curzio Suckerts und Giovanni Zentiles finden sich einige geistreiche Anpassungen der uralten Tyrannis an die Notwendigkeiten eines neuzeitlichen, von wirtschaftlichen Faktoren

bestimmten Staatswesens. Die Idee des nationalen Syndikalismus, den der Faschismus zur Ueberwindung des Klassenkampfes verwirklichen will, die Apologie der Autorität im Gegensatz zum Atomismus der Demokratie weisen Varianten auf, gegenüber denen, in einer Zeit, wo die Krisis der traditionellen Demokratie offenbar wird, das Nachdenken verlohnt.

Was findet sich von alledem in Frankreich? So gut wie nichts. Eine zusammenhanglose, geistreiche, ätzende Kritik des Parlamentarismus und daneben die ingeniösen royalistischen Konstruktionen von Charles Maurras sowie die Verherrlichung des Ständeregimes durch Georges Valois. Aber das intellektuelle Wohlgefallen, das man an diesen provisorischen fragmentarischen Systemen haben kann, ist weit entfernt von Werbekraft. Die Schichtung nach Eliten, die Lucien Romier, der Schriftleiter des „Figaro" und nebenbei einer der ideenreichsten politischen Journalisten der Gegenwart, preist, ist eine anregende literarische Kombination in luftleerem Raum. Die Lobredner eines neuen Jakobinismus, Henri Béraud und Pierre Dominique, sind wesentlich Polemiker, bestqualifizierte Polemiker, aber nicht mehr. Und dann die Vertreter eines gewissen passeistischen Humors, die Befürworter einer plebiszitären Republik. Es ist ein Beweis für die Ratlosigkeit in bourgeoisen Kreisen, daß sie jüngst bei den Kammerersatzwahlen im zweiten Pariser Sektor ein paar tausend Stimmen ergatterten, die sie in der Stichwahl großmütig an die Rechtsrepublikaner von der Millerandschen Observanz verschenkten. Denn so naiv die Franzosen sich im allgemeinen auf eine primitive Formel stürzen, sie haben ein gutes Gedächtnis. Und sie wissen, daß das Plebiszit ihnen seinerzeit Napoleon den Kleinen gebracht hat, der sie auf dem Umweg über Sewastopol nach Sedan führte.

Die Ideologie des Staatsstreichs hat bis dahin beinahe ausschließlich George Sorel geliefert, ein Bergsonschüler, der vor zwanzig Jahren der konsequenteste und angesehenste Theoretiker des revolutionär-syndikalistischen Aktivismus war. Seinen interessanten „Réflexions sur la violence" haben die Royalisten so ziemlich alles entlehnt; und es ist eine amüsante Ironie der Geschichte, daß Sorel nur bei den Camelots du Roy mehr als theoretische Bedeutung hat.

Die von Millerand und dem Nationalblock vertretene Forderung einer Revision der Verfassung in der Richtung einer Stärkung der Exekutivgewalt hat mit Faschismus so gut wie nichts zu tun. Sie ist eine durchaus diskutierbare Forderung; leider hat die Verknorpelung und Steifbeinigkeit des französischen Radikalismus nicht zu verhindern gewußt, daß die Leute um Millerand und Louis Marie daraus bei vernünftigen Leuten Kapital schlagen konnten.

Fazit: Von faschistischer Ideologie in Frankreich höchstens einige Ansätze für den journalistischen Hausgebrauch einer ideenarmen konservativen Opposition.

III.

Sind etwa die Massen faschistisch, diktaturreif eingestellt? Ich schreibe: Die Massen, das heißt hier nicht die Arbeiterschaft und das intellektuelle Proletariat; die finden, daß die dritte Republik noch viel zu sehr mit Oligarchie durchdrungen ist. Das heißt die politisch fluktuierende ländliche Bevölkerung, die kleine und mittlere Bourgeoisie, die von Gambetta bis Herriot der linksrepublikanischen Konsolidierungsarbeit mit offener und aktiver Sympathie gegenüberstand. Diese Massen sind parlamentsmüde, verdrossen wegen der Frankenkrisis und der parlamentarischen Verzögerung der innerpolitischen Angelegenheiten, aber sie haben in ihrer großen Mehrheit keineswegs Verzicht geleistet auf die Demokratie. Der Aerger wendet sich mehr gegen Personen als gegen Institutionen: Dissonanzen in der Kammermusik am pont de la concorde geben noch keine Sehnsucht nach einer mussolinistischen Symphonie.

Wollt Ihr Symptome? Professionelle Wahlmacher und Politikaster haben alle möglichen schlimmen Eigenschaften, aber sie haben meist einen guten Riecher. Als kürzlich im zweiten Pariser Sektor gewählt wurde, hing man den beiden Kandidaten des Nationalblocks, de Kerillis und Regnaud, in der Kartellpresse den Faschisten an. Wenn sie gehört hätten, daß hiermit eine vorteilhafte Reklame hätte erzielt werden können, so wären sie beflissen gewesen, den Fascio zu schwingen; sie verwahrten sich im Gegenteil energisch gegen die Verleumdung, gaben sich als Republikaner nach dem Herzen Gambettas aus und schrieben ihre Niederlage hernach zu einem guten Teil der Agitation zu, die in letzter Stunde die Royalisten für sie entfacht hatten.

André Tardieu ist mit allen Wassern gewaschen und würde gern den starken Mann spielen; er hat ebenfalls verflucht feine Antennen. Die erste Aeußerung, die er nach seiner Wahl in Belfort im Parlament tut, ist ein Bekenntnis zur Republik und zum — Parlamentarismus; er stimmt für die Regierung in der Finanzreform, weil er nach seinen Worten der antiparlamentarischen Kampagne im Lande einen Riegel vorschieben will.

Das sind Tatsachen und keine Mutmaßungen.

Aber — so ruft man mir zu — in den jungpatriotischen Legionen, im Faixeau und in der Ligue des patriotes haben Taittinger und Valois, de Castelnau und der junge Barrès hunderttausend entschlossene und disziplinierte junge Männer organisiert. Wenn die eines Tages losschlagen! Jawohl, es mögen hunderttausend sein, gerade genug, damit im Ernstfall die Proletarier von

Belleville und Merielmontant und aus der roten Zone um Boulogne und Billancourt herum Hackfleisch aus ihnen machen. Das sind Ziviltruppen, die bei einer Fahnenweihe hübsch aussehen, aber — das geben die Führer offenherzig zu — vom Barrikadenzauber nicht ergriffen sind und es vorziehen, ab und zu die feinen wohlerzogenen alten Herren der Ligue des droits de l'homme bei einem Vortrag mit Stinkbomben zu belästigen, anstatt sich in der Nachbarschaft der Außenboulevards Keile zu holen.

Auch viele Franzosen — und es sind meist keine früheren Frontkämpfer — tragen weniger an der Stirn als im Hirn ein Swastika-Kreuz und schwärmen für ihre Prunkkönige der Vergangenheit oder für eine napoleonische Wiedergeburt mit derselben Hysterie wie die strammsten Hakenkreuzler für germanische Urkraft. Aber sie haben zunächst so gut wie keine Führer. Alles was einigermaßen intelligent und prominent aussieht, hält sich die Faschisten ängstlich vom Leib. Poincaré und Tardieu, Bokanowski und Maginot. Nur Millerand macht ab und zu eine Referenz nach der Seite des Rutenbündels hin. Wer soll denn Führer sein? Taittinger, ein notorischer hurlu-berlu, der die Manieren eines besseren Weinreisenden hat, der dicke Daudet oder der taube Maurras, der kleine Barrès oder der geschäftige und geschäftstüchtige Valois? Es ist zum Lachen! Dabei befehden sich diese Herren miteinander, daß die Galerie in einemfort jauchzt: über Valois' Haupt plätschern in der „Action française" allwöchentlich ein paar Maurrassche Schimpfkaskaden.

IV.

Wenn heute irgendwo ein Umsturz realisiert werden soll, kann er nicht gegen das stehende Heer unternommen werden. Er geschieht durch ein Pronunziamiento oder mit der entschiedenen Komplizität der höheren Offiziere, die das Heer in der Hand haben. Wie steht es mit diesen Aussichten in Frankreich? Es gibt reaktionäre und republikanische Generäle, aber ich kann mich nicht dazu entschließen, zu glauben, daß die reaktionären Generäle es fertigbringen würden, einen Staatsstreich ans Ziel zu führen. Ich kann noch weniger glauben, daß sie verbohrt genug sind, um überhaupt einen solchen zu planen.

Der populärste französische General ist Gouraud, der Gouverneur von Paris. Er hat die militärische Situation und das Ansehen bei den Massen, die ihm jedenfalls einen vorübergehenden Erfolg verbürgen könnten, wenn er Wegbereiter für einen Diktator werden wollte. Aber Gouraud ist trotz seiner konservativen Einstellung als so loyal und so von Legalität durchdrungen bekannt, daß auch der eifersüchtigste Verehrer Mariannes ihm nicht mißtraut. Man hält ihn nicht dazu fähig, Soldatenblut für einen politischen

Desperado zu riskieren und zum Protagonisten des Bürgerkrieges zu werden. Unter denen, die das parlamentarische Regime verachten, gibt es deren mehr, als man meint. Die finden, daß es zwar bequemer ist, sich einer Tyrannis zu verschreiben, daß es für ein Volk trotz aller Schwierigkeiten aber würdiger und sauberer ist, seine Geschicke selbst in die Hand zu nehmen. Und diesen wertvollen Typus verkörpert Gouraud, so wie auch Lyautey ihn verkörperte.

Und hier nutze ich die Gelegenheit dazu, um Mißverständnisse über die Neigungen der sogenannten lauen Republikaner zu beheben. Auch dann, wenn der Kommunismus das soziale und wirtschaftliche Gleichgewicht vorübergehend bedrohen würde, wenn er zur Zertrümmerung der sozialen Kadres schreiten könnte, hätte eine faschistische Reaktion noch keineswegs die Aussicht, die Massen der gemäßigten Bürger- und Bauernschaft zu gewinnen. Das hängt vor allem damit zusammen, daß auch bei den auf die strikte Erhaltung der heutigen Wirtschaftsordnung bedachten Elementen dem Faschismus italienischer Prägung lebhafte Abneigung entgegengebracht wird. Die Rücksichtslosigkeit, mit der Mussolini alle seine Akte der Clan- und Staatsraison untergeordnet hat und besonders die Mißachtung der persönlichen Freiheit können bei einem Volk, bei dem das formale Rechtsbewußtsein zur höchsten Empfindlichkeit ausgebildet ist — man nehme den Fall Dreyfuß und die Rehabilitierung von Caillaux und Malvy — nur abstoßend wirken. Die Republik ist nämlich kein pis-aller, sondern eine Gesinnung und ein Mythus; irgendein Absolutismus konnte nur im Augenblick höchster Kriegsgefahr Werbekraft besitzen. Das Pochen auf freiheitliche Institutionen ist zu einer mystisch-leidenschaftlichen Betätigung des französischen Nationalstolzes geworden und die Franzosen erinnern sich daran, wie sehr ihnen das Ansehen der Republik bei Kriegsanfang in der internationalen Geltung half. Und einige Experimente, die in der Richtung der Diktatur vorgenommen wurden, besonders das Experiment Boulanger, sind gewiß nicht geeignet, den Franzosen mittleren Schlages zur Anzweiflung und gar zur Zertrümmerung der Demokratie zu bekehren. Was ihn dabei weiter beängstigt, ist die problematische Lösung des Führerproblems; die Demokratie hat ihm zur rechten Zeit tatkräftige Führer beschert; er zweifelt, ob die Diktatur eine solche Auslese besser vollzieht.

V.

Der Franzose mittleren Schlages kat exochen, der „français moyen", der in aller Politik zuletzt immer den Ausschlag gibt, ist der französische Bauer. Bei ihm wird, auch noch wie er heute auf die politische Regsamkeit von Paris her reagiert, das faschistische Werben auf offenen Widerstand stoßen. Er ist daran ge-

wöhnt, daß die Hauptstadt Krankheiten durchmacht und Extratouren tanzt; das nennt er „engouement“ und „béguin“, aber er fühlt sich vor den großen Erschütterungen sicher und hat noch immer eine gute Portion Vertrauen in den radikal-republikanischen Parlamentarismus, der im großen ganzen die ländlichen Interessen nicht schlecht verteidigte. Seine passive Widerstandskraft gegen den Kommunismus wirkt beruhigend für die andern und für sich; er hat an diesem Ausgleich genug.

Das Experiment, durch Aufstellung schlag- und schußbereiter Formationen die politischen Ereignisse nach ihrem Willen zu lenken, mag für exzessiv machthungrige und unbedenkliche Führernaturen verlockend sein; es hat bei dem starken Sinn für Legalität, die in Frankreich immerhin Tradition ist, wenig Aussichten, populär zu werden. Hier stellt sich die Frage, ob in dem französischen Volke eine Einrichtung wie der faschistische Aktivismus überhaupt wachsen und gedeihen kann. Für das Ja spricht so gut wie nichts, für das Nein eine ganze Reihe von Beobachtungen und durch die Analyse des Nationalcharakters gewonnenen Erkenntnissen. Zum Faschismus dieser Art gehört Kasernierung, Aufmarsch in Kolonnen, strikte Befolgung der ausgegebenen Parolen in den geringsten Kleinigkeiten. Das alles kann man in anderen Ländern, in Deutschland z. B., billig haben, in Frankreich nicht.

Was der Franzose nicht leicht versteht und was er noch weniger leicht mitmacht, das ist die bereitwillige Hingabe an einen Befehlshaber und an seine Befehle, das ist das Aufgehen in einer Gruppe, deren Haupttugend der Gehorsam sein soll. Gerade deshalb sieht er in den nationalistischen Gruppierungen Störenfriede, weil er schwer davon zu überzeugen ist, daß man aus sogenannter Liebe zur Ordnung im Zivilleben Soldat spielen soll. Der Franzose ist noch immer ein starker Individualist. Das bekommt ihm nicht immer gut. Es macht ihn vor allem widerspenstig gegen ein gewisses Herdenmenschentum, das zur faschistischen Gruppenbildung nun einmal notwendig ist.

Man kann bei der Beurteilung französischer politischer Gewohnheiten diesen individualistischen Grundcharakter der Nation nie genug betonen. Manche Erwartungen, die man im Ausland an die Entwicklungslinien der französischen Politik knüpft, erweisen sich als Illusionen, weil man eine tiefgehende Bewegung, eine Grundwelle da vermutet, wo es sich nur um eine Sturzwelle handelt. Das ist meines Erachtens auch für den Faschismus der Fall, und mein Urteil basiert weniger auf dem Gerede und Getue der Politiker als auf dem einfachen Umgang mit Menschen. Man soll sich überhaupt nicht aufregen, wenn in Paris große Worte gebraucht werden, sie entsprechen meist keiner Realität, sondern einem leidlich durchsichtigen propagandistischen Zweck.

„Du liesest so oft in mir, Friedrich, daß ich auch einmal in dir lesen möchte."

Rudolf Herzog, „Wieland der Schmied".

Kitsch, Schund, Kolportage — diese Schlagworte beherrschen die Journale einer Uebergangszeit, deren Nervenzusammenbruch einer allgemeinen Müdigkeit am Wort Platz gemacht hat. Offenes Geheimnis, daß sich allenthalben eine Reaktion gegen das geschriebene und gesprochene Wort zugunsten sinnlicherer Materialien wie Farbe, Licht, Stein, Leinwand vollzieht. Selbst Männer von offizieller Bedeutung, Männer des öffentlichen Lebens, der Wirtschaft, des Handels und der Industrie bestätigen mit kokettem Lächeln ihre Vorliebe für eine inferiore Gattung unterhaltender Sensationsware. Wird gelesen, dann geschieht es, um nach des Tages nicht zu unterschätzender Müh' und Arbeit den Maschinenkörper tüchtig einzufetten. Diese Reaktion gegen zwei Jahrzehnte intellektualistisch aufgefärbten Kunstmittelalters ist gesund, kräftig und bestimmt nicht ohne Wirkung auf die Entwicklung unserer Kunst. Wir stehen heute, so scheint es, mitten in einer Rezeption kolportageähnlicher Spannungselemente, die, durch den Film wesentlich beeinflußt, eine Wiederaufnahme freundschaftlicher Beziehungen mit dem entfremdeten Publikum beabsichtigt. Eine Instinktbewegung von besonderer Heftigkeit, deren schöpferische Konsequenzen in eine weite Welt hinausführen. Wenn der Dichter nicht mehr mit narzißtischen Wollustgefühlen seine schöpferische Befriedigung in der Heraustreibung aparter Wortgespinste sucht, sondern Material herbeischafft, Farbe, Licht, Stein, Zement, wenn er Europa als „Stein unter Steinen" sieht, Kontinente um die Achse seiner Bewegung rotieren läßt, wird aus allgegenwärtigem Drum und Dran noch eine Zukunft. Wir glauben an diese Gegenwart. Wir glauben an diese Zukunft.

Nebenbei aber, lieben Freunde, laßt uns ein wenig im Trüben unserer Unterhaltungstümpel fischen. Was wißt Ihr denn, feingliedrige Symbolfresser, von den Auflagenziffern der Genossen Herzog, Stratz, Skowronnek und Zobeltitz? Rudolf Herzog, beispielsweise, erreichte mit den „Wiskottens" 320 Tausend, mit den „Stoltenkamps" 265 Tausend Exemplare, und von seinem neuesten Roman „Wieland, der Schmied" war, vier Wochen nach Erscheinen, das 1. bis 50. Tausend vergriffen. Die Skowronneks und Zobeltitze gehen ebenfalls in die Hunderttausende. Es ist nützlich, einmal mit schlichten Worten daran zu erinnern, daß heute jeder zweite Deutsche seinen Herzog im Topf hat, oder seinen Skowronnek, oder seinen Zobeltitz. Auf also, Ihr Lieben, folgt mir zum Gefilde der Seligen,

wo die mit Fleiß erschriebenen Paläste stehen, vom Federvieh umgackert, umgirrt von den Lachtauben selten so gut aufgelegter Adepten.

I.

Rudolf Herzog

„Ich war am Abend vor der Schlacht mit meinem General ein wenig das Gelände sichten gegangen. Bis zu den französischen Vorposten. Da kauert so ein armer Teufel und stopft sich das Pfeifchen. Wir liegen auf zehn Metern vor ihm hinter einem Busch. Der General befiehlt: Schießen Sie ihn ab, Leutnant. Ich sage: Herr General, er hat sich gerade einen Toback angezündet. Den möchte ich ihm vergönnen. Und ruhig hab ich zugeschaut, bis der Franzos sein Pfeifchen ausgeklopft. Dann „päng!" — Da lag er. Nicht um ein Tabackblatt früher."

Der Bruder klopfte ihm zärtlich auf den Rücken. „Weiches Herz."

(Die Stoltenkamps und ihre Frauen).

Der also in leichter Rede von der Weichheit des deutschen Herzens vor dem Feinde kündete, ist kein Geringerer als der in Schrift und Gesinnung erprobte, nibelungentreue, schwarzweißrote Held der deutschen Leihbibliotheksseele, Rudolf Herzog, geboren 1869 in Barmen unweit des Niederrhein, an dessen Gestade der junge Herzog schon frühzeitig die Weihen heimatlichen Lebensgefühls empfangen durfte. Der Rhein in Sprache und Schrift, und hier ganz besonders der Niederrhein, der Rhein als atmosphärisches Erlebnis, als Sinnbild, ja als mythische Gestalt fließt denn auch mit Vorliebe durch alle seine Romane und gibt ihnen ein von den Wogen heimatlicher Begeisterung umspültes Lokalkolorit. Und nur in einigen, verschwindend wenigen Fällen, wie zum Beispiel in den „Hanseaten", hat sich die zeugende Phantasie unseres Dichters nordwärts, in rauheren Bezirken der Seele anzusiedeln versucht. Nicht mit dem gleichen Erfolg, versteht sich, denn die Standardwerke herzoglicher Heimatkunst sind und bleiben im Rheinland zu Hause, „Die Wiskottens", die in den Jahren 1905 bis 1916 mit 120 Auflagen seinen Ruhm begründeten, „Die vom Niederrhein", „Die Stoltenkamps und ihre Frauen", und dann vor allem das letzte Werk, jenes bombastische Heldenepos der deutschvölkischen Freiheitsbewegung, „Wieland, der Schmied", dieser infernalisch-perverse Dolchstoß in die hinteren Weichteile der neuen deutschen Republik, diese hundsgemeine, unflätige Verhöhnung der schwarzrotgoldenen Freiheit, dieser Blutrausch, der sich an Worten selbstbefriedigt, dieser Gesinnungskitsch auf der ganzen Linie.

Schade, daß Herzog sich so entwickeln mußte. Schade um einen Schriftsteller, der immerhin Vehemenz der Mitteilung, Er-

zählerfreude und einen nicht unbeträchtlichen Instinkt für die literarischen Bedürfnisse der großen Masse in seinen Büchern spüren ließ. Dieselbe Begabung, ein wenig mehr ins Geistige gesteigert, dieselbe Spannkraft, derselbe Instinkt, ein bißchen höher hinaufgetrieben, hätten noch gute, zeitgenössische Unterhaltungsware liefern können. Aber Herzog schreibt nur mit der Nase. Er hat den Riecher für die Schlagworte der Zeit wie für die penetranten sentimentalen Ausdünstungen der kleinen Leute. Er kennt sein Publikum, dessen literarischen Willen er vollstreckt, die geheimen Wunschbilder der anonymen Majorität: Größe, Macht, Vaterland, Elternliebe und Gattentreue. Immer stirbt irgendwo ein Vater und hinterläßt seinem Sohn ein unvollendetes Lebenswerk, immer soll irgend etwas geahndet, wiedergutgemacht oder bestraft werden, denn immer kommt das Böse zu Fall und triumphiert das Gute. Die Welt als Wille und Vorstellung einer bestimmten, kleinbürgerlichen Gesellschaftsschicht, die sich nach des Werktags Arbeit in eine höhere Sphäre repräsentativer Geltung hinaufträumen möchte, die Welt als Schauplatz großer menschlicher Unternehmungen, die, in ihren wahren Verknüpfungen der Kontrolle des Lesers entzogen, stets in einem gediegenen, arbeitsamen und vaterlandsliebenden Pflichtbewußtsein wurzeln und somit das freundliche Walten eines nicht minder moralisch funktionierenden Weltgewissens demonstrieren. Vor dem Krieg war es die Welt des Großunternehmertums und der Industriekapitäne, deren zähe Arbeitsenergie phantastische Vorstellungen in den Gehirnen der Masse hervorrief. Damals schrieb Herzog in den „Stoltenkamps" die Genealogie des Hauses Krupp, ein Idealbild deutschen Bürgertums um die Mitte des vorigen Jahrhunderts. Der Vorwurf war groß, kühn und zuweilen nicht schlecht verarbeitet: Helden der Arbeit, Fanatiker der Organisation, deren Name in aller Munde waren, wuchsen aus dem dumpfen Erdreich ihrer kärglichen Existenz zu weltpolitischer Bedeutung.

Gestern waren es die Helden der Arbeit, heute sind es die Helden der Straße, die politischen Bankrotteure, Vagabunden und Geheimbündler, an denen sich Herzogs Schaffenslust berauscht. Denn nun neigt sich sein schriftstellerischer Weg mit erschreckendem Gefälle zu jenem ideologischen Urschleim programmatischer Unsachlichkeit, der sich als Restprodukt aussichtsloser weltanschaulicher Bemühungen allabendlich an den Stammtischen, in den Kabaretts, Hofbräuhäusern und Ehebetten zu einem widerlichen Phrasenbrei anzusammeln pflegt. Die heldische Geste blitzt unter dem Schlapphut des deutschen Idealisten hervor, die heldische Attrappe mit dem angeklebten Wotansbart. „Zwei Worte — Feind und Vaterland — und alles ist gesprochen." Dieses skrupellose Vorbeisehen an jeder menschlichen und politischen

Realität aber entfaltet in „Wieland, der Schmied“ eine quallige Gesinnungspampe aus Blut, Eisen, Brutalität und Familiensinn, deren literarischer Niederschlag einen fleißigen Besuch gewisser germanistischer Proseminare unschwer erkennen läßt. Der Held dieses Romans trägt den streng rituellen Namen Friedrich Thorsberg, ein Name, der es, wie man zu sagen pflegt, „in sich hat“, denn der also Behaftete apostrophiert für gewöhnlich sein ihm ehelich angetrautes Weib mit der schönen Wendung „meine Frau Minne, Fürstin von Niemandsland“, und sie erwidert ihm: „O du mein Fridericus Rex“. Das führt dann weiter zu rauschenden Wortkaskaden wie etwa diesen:

„Mama,“ sagte das Mädchen am Waldrand, „Mama“ . . . Und der Junge noch leiser fast: „Mutter — seht doch nur . . . die Mutter.“

„Ja, Kinder, sie ist die schönste Frau. Uns ist sie es.“

„Vater, kann das Leben schöner blühen als die Mutter blüht? Kannst du nicht noch hoffen, Vater?“

„Hoffnung ist bis zum Grabe, Gert. Wer sie vorher aufgibt, ist ein Feigling.“

„Nein, ein Feigling bist du nicht,“ murmelte der Sohn, und ein wildes Lachen lief über sein Gesicht.

„Ich glaube es selber nicht, Gert.“

Und er formte die Hände am Mund, wie wenn er dem Wilde den Lockruf gäbe.

„Minne,“ rief er hinüber. „Frau Minne, Mutter Minne . . Ich ruf dich mit dem Namen der Geliebten, der Gattin, der Mutter! Dreifach die Beschwörung . . . .“.

Die weißgekleidete Frau regte sich nicht. Sie lag, als ließe sie sich von den Worten liebkosen.

„Minne, Frau Minne, Mutter Minne . . . .“

Jetzt zog sie die Fingerspitzen aus dem Haar, winkte mit der Hand einen Gruß.

„Kommt her , ihr meine drei.“

Wie ein Wettlauf brauste es daher. Die Jungen flogen wie der Wind. Aber der gestählte Manneskörper warf sich durch Büsche und Hecken hindurch, als wären es Halme. Vor ihr fiel er auf beide Knie.

„Hier ist dein Ritter, Fürstin von Niemandsland. Grau geworden, gelt, du? Aber sonst noch bei Wege.“

„Wildfang.“

Dieser kleine Wildfang, im erwachsenen Zustand angeblich Professor der medizinischen Fakultät, ist überhaupt kräftig bei Wege. Er hält an der Münchener Universität ein Kolleg über Menschen- und Rinderpest und versäumt dabei nicht, wie der Verfasser mit Stolz geschehen läßt, beinahe in jedem Wort eine Beziehung zu der „Not und Bedrängnis im deutschen Vaterlande“ zu finden.

„Und es geschah bald, daß die Hörer, verstärkt durch Studierende aller Lehrfächer, nicht so sehr mehr den tiefgründigen wissenschaftlichen Erklärungen lauschten, als spannungsvoll den Augenblicken

entgegensahen, da die Blitzlichter aufsprangen und in furchtbarer Bedeutsamkeit den Nachthimmel in Flammen setzten . . . Ohne eine Miene im Gesicht zu ändern, sprach Friedrich Thorsberg über die Bekämpfung der Seuchen in Afrika und erntete einen leidenschaftlichen Beifall, als habe er über die Austilgung des letzten Schandflecks in Deutschland gesprochen."

Fürwahr, ein edler akademischer Anlaß zur Diskussion vaterländischer Belange. Die Rinderpest und ihre Bekämpfung — ein Beitrag zur nationalen Ertüchtigung unserer Jugend. Denn darauf hat es Herzog nun einmal abgesehen. Nichts mehr von einer lieblichen Wein-, Weib- und Gesang-Romantik. Herzog will ein Geschlecht von Drachentötern!

„Nicht böse sein. Wir Frauen dieses späten Jahrhunderts haben zuweilen eine Sehnsucht nach einem furchtlosen Wiking — oder sonst einem wilden Drachenhelden. Gottlob, jetzt lachst du."

„Ich lache, weil ich deine sorgsam gepflegte Hand auf den Teerplanken eines Drachenschiffes ruhen sehe."

Da hat sie natürlich nichts zu suchen, die Hand, denn Rudolf ist im entscheidenden Augenblick völlig ein Versager.

„Verführerin," schwang es in seinen Sinnen. „Du könntest einen Heiligen schwül machen. Man muß schon ein Arzt sein und ein echtes und rechtes Frauenherz in allen Schlägen kennen, um zu wissen, daß bei dir der Fleck leer ist."

Nein, Altmeister Herzog läßt sich nicht schwül machen, und „der Fleck" ist bei ihm tüchtig vollgestopft und genudelt wie eine Gänseleber. Denn so geziemt es sich für den Herold deutscher Manneskraft, der die „am Boden schleifenden Zügel des Vaterlandes" mit der Spitze des von Wieland, dem Schmied dreimal gehärteten Schwertes emporreißt. Toll, was dieser Herzog in seinen Verdrängungen alles ausknobelt. Einmal skalpiert er zweihundert Sonderbündler in einer Schlucht. Ein andermal wirft er Bomben unter die Feinde, — auf eine geradezu perverse Art: er hält seine Tochter an den Fußgelenken aus dem Fenster, bis sie sich mit ihrem herabhängenden Kopf dicht über dem feindlichen Fenster befindet, sie nimmt die Bomben aus dem Mund und wirft sie in das Zimmer — um dann mit fröhlichem Schmunzeln zu konstatieren: „Die Bomben haben prachtvoll gewirkt!" — Er zeigt die völkischen Helden Ludendorff, Hitler, Ehrhardt mit den Glorienscheinen des politischen Märtyrertums. Er schildert den Ruhrkampf, Schlageter, die Befreiung Ehrhardts aus dem Leipziger Gefängnis, den Kampf gegen die rheinischen Sonderbündler und den ruhmreichen Untergang völkischer Helden durch die Felonie des Herrn von Kahr. Auch hier ist der Vorwurf kühn, ja großartig gedacht und von einem politischen Fanatismus getragen, der, kurz vor dem Durchbruch ins Pathologische, sein entfesseltes Gesinnungstheater einer Welt von Kurzdenkern vor Augen führt.

Viele, die so glücklich waren, Reggio und Messina nach dem entsetzlichen Unglück vom 28. Dezember 1908 neu erstehen zu sehen, werden sich niemals den Eindruck vorstellen können, den man damals, wenige Monate nach der Katastrophe, hatte, wenn man in der Eisenbahn vorbeifuhr und zwischen dem schimmernden Grün der Orangen- und Zitronenwälder und dem sanften Blau des Meeres dem schrecklichen Anblick der ersten zerstörten Vorstädte, der zerborstenen und eingestürzten Mauern begegnete.

Ich fuhr dort, einige Monate nach dem Unglück, vorüber und hörte meine Reisegefährten über den langsamen Fortgang der Abbrucharbeiten klagen und von vielen schrecklichen Unglücksfällen, ans Wunderbare grenzenden Rettungen und herrlichen Heldentaten erzählen.

In jenem Abteil erster Klasse befand sich ein Herr mit einem langen Barte, der vor allem dem Bericht über die Heldentaten große Aufmerksamkeit schenkte. Ab und zu, an besonders hervorstechenden Punkten der Erzählung, ging eine heftige Erschütterung durch seine magere und nervöse Gestalt und dann stieß er einen Ausruf aus, der vielen auf die Nerven ging, weil er den erzählten Heldentaten nicht im mindesten gerecht zu werden schien.

War der Held ein Mann, so rief er:

— „Der Unglückliche!" —

War es eine Frau:

— „Die Unglückliche!" —

— „Verzeihen Sie, weshalb denn?" — konnte sich ein junger Mann, der sich schon eine ganze Weile lang in tiefes Schweigen hüllte, nicht versagen, an einem gewissen Punkt zu fragen.

Hierauf wandte ihm jener Herr, ganz so, als wenn er jene Frage schon seit einer Weile erwartet hätte, jäh sein gallengrünes Gesicht zu und lachte:

— „Weshalb? Ich weiß, weshalb Sie so fragen, lieber Herr! Sie entrüsten sich, nicht wahr? Sie entrüsten sich, weil Sie — wenn Sie bei dem Unglück dabeigewesen und nicht zufällig durch einen Balken, ein Möbelstück oder eine Mauer wie eine Maus erschlagen worden wären — auch ein Held gewesen wären, nicht wahr? Das wollten Sie doch sagen? Ein Held, der — nun, was soll ich sagen? — ein Fräulein gerettet hätte, fünf Kindlein, drei Greise, wie? Gut gesprochen so? Ein heroischer Stil, ja? Sagen Sie die Wahrheit . . . Doch, glauben Sie, lieber Herr, daß Sie, nach diesen erhabenen und glorreichen Heldentaten, noch so fein und geputzt sein würden wie jetzt? Nein, glauben Sie das ja nicht! Sie würden genau so sein wie ich! Sehen Sie mich einmal an! Wie sehe ich aus? Ich reise erster Klasse, weil man mir in Rom ein Billett geschenkt hat . . . Sie glauben es nicht? . . . Ich bin ein armer Unglücklicher, verstehen Sie? Und Sie würden sein wie ich! Daß ich nicht lache . . . Ein Unglücklicher! Ein Unglücklicher!" —

Mit diesen Worten verschränkte er die Arme vor der Brust und schmiegte sich düster und zitternd in die Wagenecke, das Kinn auf die Brust gesenkt.

Der junge Mann war ganz verstört und sah sich mit einem schwachen Lächeln im Kreise um, während wir alle gespannt und schweigend das Gesicht unseres sonderbaren Reisegefährten betrachteten.

Bald darauf fuhr er auf, als wenn die in den Tiefen seines Körpers gärende Galle von neuem in ihm aufwallen wollte. Er lachte höhnisch, bevor er uns alle in die Augen sah. Dann wandte er sich an den jungen Mann und wollte gerade wieder zu sprechen anfangen, als er plötzlich aufstand und fragte:

— „Wollen Sie meinen Platz? Hier! Bitte! Nehmen Sie ihn doch ein! Setzen Sie sich doch hierher! Ja, tun Sie mir den Gefallen . . .!" —

— „Aber nein . . . Weshalb denn?" — fragte der junge Mann ganz bestürzt.

— „Weshalb?" — antwortete der andere. — „Weil es so und so oft vorkommt, daß einer spricht und der andere ihm widerspricht, nicht etwa, weil er nicht von seiner Ansicht überzeugt ist, sondern weil jener auf einem Eckplatz sitzt. Ist es nicht so? Sie sehen mich seit einer Weile an; ich habe es bemerkt. Sie sehen mich an und beneiden mich, weil ich hier bequem am Fenster sitze, den Arm auf jenes schmutzige Polster gestützt. Ist es nicht so? Genieren Sie sich nicht! Sagen Sie ruhig die Wahrheit . . .! Alle beneiden, vor allem auf einer langen Reise, die vier Glücklichen, die in der Ecke sitzen. Sie widersprechen mir nicht meiner Worte wegen, sondern weil ich diesen Platz besitze. Kommen Sie, setzen Sie sich her und widersprechen Sie mir nicht mehr!" —

Der junge Mann und wir alle lachten über den unerwarteten Witz. Und als sich jener noch immer nicht setzen wollte, dankte ihm der junge Mann und sagte, daß er doch lieber hier sitzenbleiben wolle. Er widerspreche ihm auch nicht deshalb, sondern weil es ihm nicht recht einleuchten wolle, daß man jemand, der eine gute Tat vollbracht, einen Unglücklichen nennen solle. —

— „Nein? Wirklich nicht?" — antwortete der andere. — „Nun, so hören Sie mich einmal an! Und Sie, bitte, auch, meine Herrschaften! Ich will Ihnen den Fall einer armen, unglücklichen Frau erzählen, die ich kannte. Sie war die Frau eines Zugführers. Der Mann war unterwegs und sie allein zu Hause. Seit wielen Jahren krank, halb von der Schwindsucht aufgezehrt, hatte sie doch den Mut, ihre vier Kinder zu retten . . . und auf eine Weise . . . Stellen Sie sich einmal vor: Sie ließ sich viermal — ich sage viermal — mit einem an ihren Schultern festgeklammerten Kinde an einer Regenröhre vom vierten Stock herab. Haben Sie verstanden? Viermal! Lassen wir den Mut beiseite! Die Kraft, die Behendigkeit allein schon, sage ich . . . Eine Katze wäre nicht dazu imstande gewesen! Eine erhabene Tat, nicht wahr? Jetzt sage ich auch: „Erhaben!" und das Herz hüpft Ihnen vor Freude! Ach was: Erhaben! Die *Unglückliche!* Die *Unglückliche!* Wissen Sie, was ihr Ende war? So, von Heldentum umgeben, im Glanze der Erhabenheit, erschien sie ihrem ergriffenen und vor Bewunderung halb tollen Manne natürlich eine andere. Er, der sie schon mehrere Jahre lang, infolge eines ärztlichen Verbotes, als Frau nicht mehr beachtet hatte, — er fand sie plötzlich schön, verstehen Sie? Schön und unwiderstehlich anziehend! Meine Herrschaften, drei Monate darauf starb die Unglückliche an einer Frühgeburt, einer natürlichen Folge ihres erhabenen Heldentums." —

Gegen diese unvorhergesehene und groteske Schlußfolgerung lehnten sich alle meine Reisegefährten auf. Sie sprangen in die Höhe.

Ach was! Nicht doch! Weshalb das Unglück jener Bedauernswerten von ihrem Heldentum abhängig machen und nicht lieber von der Krankheit, an der sie schon vorher litt?

Die Krankheit — gewiß, die hatte sie in sich. Doch war sie ihr bisher nicht erlegen, so wäre sie wohl auch nicht in Zukunft an ihr gestorben, wenn nicht ihr Heldentum ihrem Gatten eine solche Sehnsucht nach ihr eingeflößt hätte, daß er das Gebot der Ärzte übertrat.

— „Trefflich Trefflich!" — rief der junge Mann, vor Entrüstung flammend, in diesem Augenblick, — „So hätte sie wohl ihre Kinder sterben lassen sollen, ohne irgendeinen Rettungsversuch zu machen? . . . In diesem Falle wäre sie eine unwürdige und unnatürliche Mutter gewesen!" —

— „Zugegeben!" — erwiderte der andere bereitwillig. — „Statt dessen war sie eine Heldin und Sie bewundern sie und ich desgleichen. Wir alle bewundern sie. Doch sie ist tot! Sie werden mir hoffentlich gestatten, daß ich sie wenigstens deshalb eine Unglückliche nenne. Und doch, glauben Sie mir, lieber Herr, sie, die tot ist, ist nicht so unglücklich wie diejenigen, die nach einem Jahre derartigen Heldentums am Leben blieben. Sie sind unglücklich . . . unglücklich . . . Denn Sie müssen verstehen und begreifen lernen, meine Herrschaften, daß das Heldentum ein Augenblick ist. Ein erhabener Augenblick, gewiß! Eine unerwartete Steigerung der edelsten, geistigen Energien, ein jähes Emporschnellen und Aufflammen des Willens und Gefühls, die bewirken, daß man ein Werk schafft und eine bewunderungswürdige, ja — sagen wir ruhig — glorreiche, wenngleich unheilvolle Tat vollbringt. Ich bin vollkommen Ihrer Meinung. Doch das sind Augenblicke, meine Herrschaften! Das Leben aber besteht leider nicht aus diesen seltenen Augenblicken! Das gewöhnliche Alltagsleben — nun, Sie wissen ja, wie es beschaffen ist. Wo es nicht von Misere starrt, strotzt es von zahllosen kleinen und oft unüberwindlichen Hindernissen. Und dazu die fortwährenden materiellen Nöte, die drückenden und doch oft so kleinlichen Sorgen und die unwürdigen Pflichten!

Und weshalb gelingt es der Seele dann, in jenem Augenblick, sich zu erheben? Nun, weil sie sich von all jener Misere freimacht, über all jene kleinen Hindernisse hinwegsetzt, all die Nöte nicht mehr merkt und die kleinlichen Sorgen und unwürdigen Pflichten von sich streift. Und ist sie erst einmal gelöst und frei, so atmet sie auf, schwingt sich empor und kreist in einer glühenden und entflammten Atmosphäre, wo die schwierigsten Dinge und härtesten Prüfungen kinderleicht werden, — wo alles in Fluß und Bewegung ist, wie in göttlicher Berauschtheit.

Doch wissen Sie auch, lieber Herr, was für Streiche Ihnen Ihre freie, jeder Fessel und Überlegung ledige, ganz entflammte und von strahlendem Heldentum geblendete Seele in jenen Augenblicken spielt, da sie aufatmet, sich emporschwingt und in jener Atmosphäre von Erhabenheit kreist? Wissen Sie, was für Scherze sie sich ausheckt, was für liebenswürdige Ueberraschungen sie vorbereitet? Sie wissen es nicht. — Sie merken es nicht, — Sie können es gar nicht merken. Sie merken es erst, wenn ihre Seele, wie ein zusammengeschrumpfter Luftballon, wieder in den Sumpf des Alltagslebens zurücksinkt.

Da hatten wir also dieses treffliche Erdbeben. Es war allerdings nicht so schlimm wie das letzte. Die Häuser wackelten freilich, wie ich mich entsinne, dennoch ganz gehörig. Die Dächer öffneten und schlossen sich wie große Lider, so daß ich vom Bett in meinem Zimmer aus mit meinen eigenen Augen den Mond am Himmel stehen sehen konnte. Ja, meine Herrschaften. Einen prächtigen Mond, der wohlgefällig auf den Tanz all der Häuser in der nächtlichen Stadt herabblickte.

Jung, wie ich damals war, durchglüht von leuchtendem Idealismus, voll Gläubigkeit, Träumen und Poesien, sprang ich sogleich auf. Denn obwohl auch ich ein Held war, befiel mich doch im ersten Augenblick ein wilder Schrecken bei dem verzweifelten Geschrei der drei kleinen, im Zimmer nebenan schlafenden Wesen, und der zwei alten Großeltern und ihrer verwitweten Tochter, die mich beherbergten.

Mit einem einzigen Paar Arme auf einmal sechs Personen zu retten, ist nicht gut möglich, wie Sie einsehen werden. Und ganz besonders nicht, wenn die Treppe eingestürzt ist und man zuerst vom Balkon auf einen kleinen Dachgarten und von diesem auf die Straße klettern muß.

Also immer hübsch einer nach dem anderen, mit Gottes Hilfe!

Ich rettete fünf von ihnen, während die Erdstöße mit kurzen Unterbrechungen anhielten und das Geländer des Balkons, dem wir uns anvertraut hatten, erschütterte und einzustürzen drohte. Und auch die sechste hätte ich noch gerettet, wenn sie sich nicht unvernünftigerweise in ihrer heftigen Wut und ihrem Schrecken hätte bewegen lassen, einen eigenen Rettungsversuch zu machen.

Doch sagen Sie selbst: Wen sollte ich zuerst retten? Die drei Kinder? Und dann die Mutter?

Sie war ohnmächtig geworden und ihre Rettung deshalb ganz besonders schwierig. Nein, falsch. — — Am schwierigsten war die Rettung des alten, paralytischen Vaters, auch weil meine Kräfte bereits erschöpft waren und nur mein Mut mich aufrecht hielt. Und mußte man nicht einem armen gelähmten Greise, der sich nicht selbst retten konnte, die größere Beachtung schenken? Ja oder nein?

Nun, seine alte Frau war anderer Ansicht; sie wollte nicht nur vor ihrem gelähmten Gatten, sondern auch vor allen anderen gerettet sein und sprang mit lautem Geschrei wütend und erschreckt auf dem bebenden Balkon umher. Sie raufte sich das Haar und erging sich in Schmähungen auf mich, die Tochter, ihren Mann, ihre Enkel, auf uns alle, bis sie sich zuletzt entschloß, selbst zu handeln.

Während ich mit dem Greise von dem Dachgarten auf die Straße herabkletterte, vertraute sie sich, anstatt auf mich zu warten, dem vom Balkon herabhängenden Bettuch an und begann sich herabzulassen. Als ich sie über die Brüstung des kleinen Dachgartens klettern sah, rief ich ihr von der Straße zu, ich käme jetzt gleich zu ihr hinauf; sie möge mich erwarten; und gesagt, getan, — begann ich an dem Bettuch hochzuklettern. Doch — machen Sie etwas! Aufgebracht und bockig, begann sie gleichzeitig an ihm herabzuklettern, um mir keinen Dank schulden zu müssen. An einem gewissen Punkte konnte uns das Bettuch nicht mehr beide tragen, wetzte sich an dem Geländer durch und — bums! — lagen wir beide unten!

Ich tat mir nichts. Sie brach sich den Oberschenkel.

Und das Heldenleben dauerte ungefähr drei Monate fort. Als Gymnasialprofessor hatte ich eine der ersten Baracken und schaffte natürlich die drei Kinder, die Frau und die zwei Alten dorthin; und wie die Herrschaften sich leicht denken können, wurde ich — abgesehen von jener Alten — ihr Abgott.

Oh, welch ein herrliches Biwakleben, drei Monate lang, unter der Baracke! Von jugendlicher Begeisterung durchglüht und von der Dankbarkeit belohnt, die unwillkürlich in den Augen der noch so schönen und jugendlichen Mutter glänzt und lockt!

Alles ist so leicht, trotz der vielen Schwierigkeiten, alles so hilfsbereit, trotz der unbeschreiblichen Verwirrung! Eine einzige, große Heiterkeit, wohin man sieht! Ein Verachten der dringendsten Bedürfnisse! Und dazu eine große Genugtuung — man weiß selbst nicht recht, weshalb — eine Genugtuung, die trunken macht und zu immer neuen Opfern anstachelt, die keine Opfer scheinen, wegen des Lohns, den sie gewähren.

Und unter den Ruinen vertollte man die Nacht in den Zelten, die glitzernden Sterne oder den schmachtenden Mond über sich, das göttliche Meer vor Augen, — Gesang, Musik und Liebe um sich her . . .

So kam es, daß ich zuletzt Stiefvater von drei mir nicht gehörenden Kindern war, und nach fünf Jahren rechtmäßiger Vater von fünf eigenen, was — wenn ich mich nicht täusche — zusammen acht, mit meiner Frau neun, mit den Schwiegereltern elf, mit mir zwölf, mit meinem Vater, meiner Mutter und meiner ledigen Schwester — alles in allem — fünfzehn Personen macht, für deren Unterhalt ich zu sorgen habe.

Da haben Sie den Helden, meine Herrschaften!

Das Erdbeben ist vorbei, sogar bereits das zweite! Doch mein Leben ist ein beständiges Erdbeben geblieben! Aber ich war ein Held. Dagegen ist nichts zu sagen!

Und nun beschuldigt man mich, daß ich meine Pflicht nicht mehr erfülle, daß ich ein schlechter Lehrer sei. Die Zeitungen schelten mich einen Zyniker. Und um Sie nicht länger zu ermüden, meine Herrschaften, wage ich schon gar nicht, von all dem zu reden, was in mir kocht und mich halb wahnsinnig macht, wenn ich an meine einstigen Träume und Pläne denke.

Und wenn ich mich wirklich einmal in einem Augenblick der Ruhe zu sammeln suche und mich auf ein Stündchen mit meiner ehemaligen Seele zu unterhalten hoffe, erscheint jenes alte, lahme Weib, meine unsterbliche Schwiegermutter, der eine unauslöschliche Wut wider mich verblieben ist, auf der Schwelle meines Arbeitszimmers. Sie stemmt die Arme mit den nach auswärts gekehrten Ellenbogen in die Seiten, verneigt sich fast bis zur Erde und ruft mir, Schaum vor dem Munde, zu:

— „Erdbeben! Erdbeben! Erdbeben!" —

Ob sie mich damit verwünschen, beleidigen oder verfluchen will, weiß ich selbst nicht.

Meine Schüler haben es erfahren. Und wissen Sie, wie sie mich nennen? Professor Erdbeben!" —

(Autorisierte Übersetzung aus dem Italienischen von Theodor Lücke.)

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, vierte Maiwoche.

Eine häßliche, abstoßende Polemik wird von dem Flugzeugindustriellen Prof. Junkers gegen das Reichsverkehrsministerium geführt. Und das seltsamste ist, daß fast die ganze deutsche Presse, ohne Unterschied der Partei, sich ziemlich unbesehen auf die Seite des Herrn Junkers geschlagen hat und in ihrer Parteinahme so weit geht, daß sie wichtige Tatsachen wissentlich unterdrückt. Die Vorgänge sind, kurz zusammengefaßt, folgende: Im Herbst 1925 erschien Junkers, der schon bisher mannigfachste Reichsunterstützung empfangen hatte, im Verkehrsministerium und erklärte, seine Flugzeugfabrik stehe vor dem Bankrott, das Reich müsse ihm im nationalen Interesse helfen. Die Schuldenlast betrug 12 Millionen, — aber auch für die Fortführung des Betriebes waren neue Mittel notwendig, so daß man auf einen Bedarf von *17½ Millionen* kam. Diese vorzustrecken, erklärte sich das rettende Ministerium bereit. Und damit die Schuldenseite des Unternehmens nicht allzu hoch belastet werde, wurde entgegenkommenderweise sogar vereinbart, daß ein Teil der 17½ Millionen nicht als Kredit, sondern als Kapitalbeteiligung hingegeben werde, mit einem Rückkaufsrecht für Junkers. So wurde das Reich Aktionär von Junker, es gelangte in den Besitz einer Zweidrittelmajorität. Aber während angenommen worden war, daß die Werke mit jenen 17½ Millionen endgültig saniert werden könnten, hat sich vor einigen Wochen herausgestellt, daß schon wieder eine *neue Verschuldung von 18 Millionen* eingetreten sei. Auch diese zu tragen, hat sich das Reich offenbar bereit erklärt, — aber es verlangte gleichzeitig, daß nunmehr endgültig mit der ewigen Defizitwirtschaft Schluß gemacht werde, — durch Verkleinerung des Betriebs, durch Abstoppung der enormen Propaganda, durch „Anpassung des Unternehmens an den wirklichen Absatz". Dies aber beantwortete Prof. Junkers mit der heftigen öffentlichen Beschuldigung, die Bürokratie erdrossele seine Unternehmung und damit „die" deutsche Flugzeugindustrie. Daß das eine ebenso falsch ist wie das andere, hätte von jeder Redaktion in wenigen Minuten festgestellt werden können. Ein Ministerium, das einem einzigen Werk mit nicht mehr als 3000 Arbeitern innerhalb neun Monaten die ungeheure Summe von 36 Millionen Mark vorschießt oder schenkt, kann sicher nicht feindseliger Gesinnung verdächtigt werden; wenn es, — spät genug! — endlich gegen so maßlose Verlustwirtschaft Vorkehrungen trifft, folgt es nur seiner selbstverständlichen

Pflicht und dem Interesse der Steuerzahler, die ja schließlich die Betroffenen sind. Aber auch der Anspruch Junkers, mit „der" deutschen Fliegerei identisch zu sein, und demzufolge die Empörung der Zeitungen, daß eine wichtige nationale Industrie ruiniert werden solle, ist unhaltbar. Junkers ist nur *eine* von vielen Flugzeugfabriken. Und wenngleich sie offenbar die propagandatüchtigste ist, übertrifft sie an Leistungsfähigkeit ihre Konkurrenten keineswegs. In internationalen Zusammentreffen sind zum Beispiel die Dornier-Maschinen in den letzten Jahren sehr erfolgreich gewesen, von Junkers aber hat man *nichts* gehört. So hat denn auch die übrige Flugzeug- und Flugzeugmotorenindustrie — angesehene und seriöse Firmen — eine heftige Kundgebung gegen Junkers erlassen, der „die Stirn" habe, öffentlich „seinen Retter anzugreifen", obwohl doch, wie ausführlich dargelegt wird, die ganzen Schwierigkeiten nur auf „seine eigenen wirtschaftlichen Sünden" zurückzuführen seien. Was aber taten die Zeitungen mit dieser Kundgebung, die so ganz und gar nicht zu den schweren Vorwürfen paßte, in die sie sich von Junkers hatten überreden lassen? Sie verschwiegen sie, sie nahmen nicht mit einer Zeile von ihr Notiz!

Die Reichsbank hat sich zu eine Enquete über die *Zinsbedingungen* der Banken entschlossen. Sie scheint einen moralischen, vielleicht sogar physischen Druck darauf ausüben zu wollen, daß die Kreditbedingungen der Banken den verschiedenen Diskontermäßigungen des Zentralinstituts und der Verbilligung am offenen Geldmarkt kräftiger folgen als bisher. Indessen konnte es nicht ausbleiben, daß durch das Vorgehen der Reichsbank auch die Forderung neu belebt worden ist, auch sie *selbst* möge doch neuerlich den Diskontsatz senken. Und daran scheint nun vorerst kaum zu denken. Der offizielle *Privat*diskont ist erst neuerlich herabgesetzt worden, aber es ist unmöglich, daß die *wirklichen* Sätze ihm in diesem Augenblick folgen. Denn schon in ihrer gegenwärtigen Höhe (4¼ bis 4½ Prozent) liegen sie ein wenig *unter dem englischen Satz* (4$^7/_{16}$ Prozent). Und die Erscheinung, daß deutsche Banken ihre flüssigen Mittel um des Zinsgewinns willen in großem Umfang am englischen Geldmarkt anlegen — eine Erscheinung, die den fortgesetzten Devisenabfluß bei der Reichsbank erklärt — würde sich nur verstärken, wenn eine neue Herabsetzung käme. Im übrigen beleuchtet jene Neigung deutscher Banken, ihre Gelder schon um einer kleinen Zinsmarge willen in England zu fruktifizieren, die erfreuliche und noch vor kurzem kaum für denkbar gehaltene Tatsache, daß der deutsche Geldmarkt sich wieder vollkommen an die großen internationalen Märkte angeschlossen hat. Daraus kann die sichere Hoffnung gezogen werden, daß, wenn die deutsche Konjunktur wieder nach

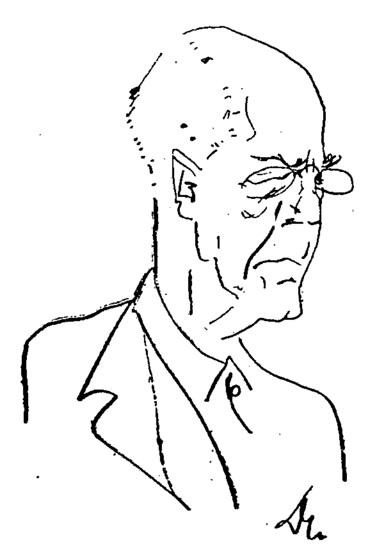
oben gehen und der deutsche Geldmarkt wieder steifer werden wird, umgekehrt auch wieder reichliche *englische* Gelder in Deutschland nach Anlage suchen werden.

Bemerkenswert ist ein Konflikt, der sich zwischen der Organisation der Banken einerseits und einigen Verbänden der *Textilindustrie und des Textilgroßhandels* erhoben hat. Seitdem die Banken mit Krediten allzu häufig schlechte Erfahrungen gemacht haben, sind sie in steigendem Maße dazu übergegangen, Kredite nur noch dann zu gewähren, wenn ihnen die kreditnehmende Firma ihre Warenbestände als Sicherheit übereignet. Diese Sicherheitsübereignung zugunsten der Banken benachteiligt nun aber wieder die Lieferanten empfindlich. Denn wenn, wie es gerade in der Textilbranche an der Tagesordnung ist, solche Firmen schließlich fallieren, so ergibt sich häufig, daß die ganze Masse den Banken gehört und daß für die Warengläubiger überhaupt nichts übrigbleibt. Die Verbände haben darauf das Gegenmittel erfunden, ihrerseits Waren ohne Bezahlung nur noch unter dem Vorbehalt zu liefern, daß das *Eigentum* an dieser Ware bis zum Ausgleich der Rechnung dem Lieferanten gehört. Wird diese Kondition allgemein durchgeführt, so haben — dies wenigstens war die Annahme der Verbände — die Banken gar nicht mehr die Möglichkeit, die Sicherheitsübereignung für sich zu verlangen. Aber die Antwort des Zentralverbandes der Banken und Bankiers war, daß seine Mitglieder, selbst wenn die Kondition des Eigentumsvorbehalts allgemein durchgeführt werde, ihrerseits nicht auf die Sicherheitsübereignung verzichten würden. Und dagegen erklärten nun wieder die Verbände, sie seien entschlossen, jedes derartige Abkommen zwischen ihren Kunden und einer Bank als gegen die guten Sitten verstoßend vor Gericht anzufechten. In der Tat ist, auch aus allgemeinwirtschaftlichen Gründen, der Standpunkt der Verbände besser als der ihrer Gegner. Die Sicherungsübereignung als Kreditkondition der Banken zerstört die elementarste Grundlage des Handels, nämlich die Kreditwürdigkeit der Kunden von Industrie und Großhandel. Sie muß lähmend auf die Umsatztätigkeit wirken und bedeutet nichts anderes, als daß die Banken versuchen, sich auf Kosten anderer den Krisenverlusten zu entziehen. Der Bankkredit ist ein Personal- und kein Realkredit. Sollten die Gerichte, wider Erwarten, dennoch im Sinne der Banken entscheiden, so müßte die Folge sein, daß einzelne Industriezweige versuchen würden, das Kreditgeschäft durch Fachbanken *selbst* in die Hand zu nehmen, — trotz all der schweren Bedenken, die dem entgegenstehen. Die Banken schalten sich selbst aus der Wirtschaft aus, wenn sie Bedingungen durchzusetzen versuchen, die die Vertrauensgrundlagen des Verkehrs zwischen Lieferanten und Abnehmer unterhöhlen.

GLOSSEN

DIE PEN-BRÜDER

Berlin hat die Ehre gehabt, einige sehr angesehene, europäische Schriftsteller begrüßen zu können, wir haben uns alle Mühe gegeben, die repräsentativen Geister Deutschlands neben die Gäste Galsworthy, Romain und Schnitzler zu setzen. Zufällig war Hauptmann verhindert, Thomas Mann verreist, Harden brüskiert, und was es an deutschen Talenten unter sechzig Jahren gab, war wegen Unreife einer Einladung noch nicht für würdig befunden worden. Die Knaben Alfred Döblin oder Bruno Frank waren ausgeschlossen, ein heiterer Geist wie Alfred Polger ignoriert, Jünglinge wie Zuckmayer und Bronnen gar nicht in Erwägung gezogen, nicht zu reden von uns selbst, die wir im „Tage-Buch" vom ersten Tage der Gründung an mehr für die Verständigung der Köpfe geleistet als alle literarischen Pennbrüder Deutschlands zusammengenommen. Wir



Galsworthy

es tagte der Pen-Club im Berliner Rathaus, und wir setzten zu den bedeutenden Gästen unsere Größen. Neben Galsworthy unseren vaterländischen Dichter Rudolf Presber, neben Jules Romain den wackeren Hauptmann Walter Bloem, einen stürmischen Geist wie Karin Michaelis beruhigten wir durch die Nähe des Emerson-Übersetzers Karl Federn, und Arthur Schnitzler erfreuten wir durch die Nachbarschaft des Herrn Erich Köhrer. Das kühne, kämpfende Schrifttum war vertreten durch das preußische Akademiemitglied Ludwig Fulda, welcher links auf Walter von Molo und rechts auf Fedor von Zobeltitz gestützt war. Man sieht,



Ludwig Fulda

sagen das natürlich aus verletzter Eitelkeit, und nur nebenher stellen wir die Frage: Was muß ein heiterer kühner Kopf wie Jules Ro-

main für eine Vorstellung von dem stürmenden Schrifttum Deutschlands erhalten, das von dem ehrenwerten Herrn Kommerzienrat Fulda geführt, von Zobeltitz und Presber europäisch inspiriert wird? Welches geistige Band muß im Nu zwischen Galsworthy und Erich Köhrer erwachsen sein! . . .

Dabei war der Penklub so klug, eigentlich keine parlamentarischen Sitzungen abzuhalten. Es gab ein Eröffnungsfrühstück, es gab ein Essen beim Bürgermeister, es gab ein Essen in der Deutschen Gesellschaft und wahrscheinlich noch einige Früh- und Abendstücke. Dazwischen wurde geplaudert, hauptsächlich über die Frage, wie man sich zur Abhaltung kommender Zusammenkünfte Geld verschaffen könnte, und man beschloß mit einer Einstimmigkeit, die Genf als Vorbild dienen könnte, von der Carnegie-Stiftung das nötige Money für kommende Tagungen zu verlangen. So blieb der Kongreß keineswegs ohne praktischen Nutzen.

Die Neuerung, zusammenzukommen, ohne durch ein langweiliges Programm oder durch eine exakte Tagesordnung zu bestimmten Beratungen gezwungen zu sein, empfiehlt sich für alle Kongresse, der Internationalismus ist ja die natürliche Folge eines bekömmlichen Mittagessens, je mehr gemeinsame Mahlzeiten, desto mehr Trinksprüche, je mehr Trinksprüche, desto mehr Menschheitstrunkenheit. Freilich wird die Solidarität des europäischen Schrifttums bei Larüe in Paris mehr befestigt werden als bei Kempinski (daher der Appell an die Carnegie-Stiftung). Es hat sich bei vielen internationalen Kongressen gezeigt, daß gründliche Beratungen das Brüderlichkeitsgefühl der Teilnehmer schwächen, zuweilen sogar gefährden! Der Deutsche Pen-Club hat vorbildlich gewirkt, indem er diese Gefahrenquellen vom Anfang an verstopfte. Die Tagung war weise aufs Frühstück eingestellt. Die Anwesenheit der Teilnehmer sollte schon allein Versöhnungsstimmung, sollte Liebe erzeugen. Vortreffliches System, das noch ausgebaut werden müßte! Wir schlagen eine internationale Tagung *unschuldig geschiedener Frauen* unter dreißig Jahren vor, mit Frühstücken, Soupers und Besichtigungen, dann vielleicht auch einen *Kongreß der Tenoristen,* zu welchem deutsche Frauen gewiß gern ein Empfangskomitee bilden werden, vielleicht auch eine *Tagung der völkerversöhnenden Kinostars* und einen freudespendenden *Soubrettenkongreß.* Das alles brauchte, nach dem Pen-Kongreß-Vorbild, nicht zu tagen, bloß zu tafeln, und warum sollte Ossi Oswalda und Mady Christians nicht so gute Figur machen wie Ludwig Fulda und Rudolf Presber? Die internationale Wirkung ist gewiß. So hat man also dem Berliner Weltkongreß des Pen-Clubs immerhin einige Anregungen zu danken.

St. Gr.

EIN DUTZEND WORTE

In einer Anmerkung zu den Briefen, die *Friedrich Engels* an *Eduard Bernstein* geschrieben und die der Empfänger jetzt (bei I. H. Dietz Nachf., Berlin) herausgegeben hat, erzählt Bernstein eine reizende Anekdote, über den allzurhetorischen Sozialisten Jules Vallès. Alfons Daudet schlug Vallès eine Partie Domino vor, sie sollten um ein Dutzend Worte spielen, die er, Daudet, aufschreiben werde.

„Wenn Du die verloren hast," sagte Daudet, „dann kannst Du Deine Feder zerbrechen, sie ist dann nichts mehr wert".

MUENCHEN UND DIE PROHIBITION

Die Münchener Brauer, denen die Ausgestaltung des geistigen Lebens unserer schönen Stadt obliegt, haben sich mit Recht gegen die drohende Prohibition aufgelehnt. Ihre Empörung gegen die uns zugemutete Schmach hat in vielen ganzseitigen Inseraten ihren Niederschlag gefunden, und die „Münchener Neuesten Nachrichten", denen es obliegt, die, ungeachtet der Kulturarbeit unserer Brauer, immer noch klaffenden Lücken mit Beweismaterial darüber zu füllen, daß München Kunststadt ist — die „Münchner Neuesten Nachrichten" stoßen seit Monaten ebenso gellende wie gutbezahlte Entrüstungsschreie aus.

Aber über die geheimnisvollen Wechselwirkungen von Brauerkapital und nationalem Zeitungsethos ein andermal.

Heut nur drei Fälle aus dem Leben.

I.

Grinzinger war immer konservativ gewesen — bis auf die Knochen . . . und das will etwas heißen durch so viel Fett hindurch.

Nichts hatte ihn wankend gemacht im Glauben an die alten Ideale. Wohl hatte es ihn empört, daß entmenschte Buben das Dasein Gottes leugneten; aber er hielt stand und erlebte es denn auch, daß eine oberstlandesgerichtliche Entscheidung das Dasein Gottes ausdrücklich als erwiesen unterstellte. Wohl hatte es ihn im Herzen verwundet, daß sein König vor den roten Gesellen fast zwei Stunden außerhalb der Stadt flüchten mußte, aber er behielt den Kopf dennoch oben und erlebte die Freude, republikanische Beamte ein Königshoch ausbringen zu hören.

Da sah er, nun schon grau und etwas zittrig geworden, eines Morgens in die „Neuesten", stieß einen Schrei aus und sank zu Boden. Er hatte die Schilderung einer Versammlung gelesen, in der öffentlich die gesetzliche Abschaffung des Alkohols gefordert wurde.

„Schandbuben!" murmelte er mit ersterbender Stimme. „Schandbuben, republikanische — jetz' rütteln s' aa no am Alkohol! Ah, da legst di' nieder!"

Röchelte es, legte sich buchstäblich nieder und verblich. Von Hopfen überwuchert ruht er draußen. Sein Monument ist einem Maßkrug angenähert. In Treue fest!

II.

„Also, Kinder," sagte der Korpsstudent — „unter uns: es gibt Juden, die saufen können!"

„Oho! Na, na! Stark übertrieben!" schrien die andern aufgeregt durcheinander.

„Faktisch — Bierehre! War bei so'n Kerl eingeladen. Kolossale Bowle. Gäste lauter stramme Arier. Pst — kommt näher — strengste Diskretion: der Jude soff uns alle untern Tisch!"

Betretenes Schweigen.

Endlich eine Stimme: „Kolossal peinlich!"

„Na," fuhr der Erzähler fort, „aber nich' weniger peinlich war's doch, als dem Kommilitonen Spund in vorgerückter Stunde das Hakenkreuz in die Bowle fiel!"

III.

Es war im fünfzehnten Jahr nach der Trockenlegung. Da versammelte der Agent Hintermaier seine Lieben zwecks Abschiedskusses um sich und sagte: „Meine lieben Kinder Wachholder, Enzian und Salvator! Indem daß ich nun von euch scheiden muß, ermahne ich euch, stets das Ideal in euren Herzen zu bewahren. Denn warum? Solches ist vonnöten, daß damit sich die

heiligsten Empfindungen des Menschen an selbigem emporranken können. Enzian — reich mir einen Schluck Limonade — ah, ah — dös tuat gut! Also meine lieben Kinder: Damit ihr's wißt! Als die große Revolution war, die wo man Trockenlegung nennt, wollte ich anfangs schier verzweifeln. Aber da gab mir der liebe Gott den Gedanken ein, euch, meinen Kindern, pietätvoll diese Namen zu geben, und von jenem Augenblick an wurde Friede in meinem Herzen. Neigt euch näher zu mir, daß ich euch das Geheimnis anvertraue: Die Idee ist alles! Auch mit Limonade kann man glücklich werden, wenn man die Idee Wacholder - Enzian · und Salvator — ah Salvator — in seinem Herzen trägt!"

Ein seliges Lächeln um die Lippen, schied er sanft hinüber.

Peter Scher.

DER ZWEITE NATHUSIUS

Als vor einigen Wochen der badische Landrat Schaible in Paris aus unbekannten Gründen arretiert worden war, meldeten die deutschnationalen Blätter, es handele sich offenbar um *einen zweiten Fall Nathasius.* Herr Schaible sei gewiß von den Franzosen als „Kriegsverbrecher" verhaftet worden.

So war Landrat Schaible von Abend- bis Morgenausgabe ein Nationalheld. Denn schon am nächsten Morgen fand die Affäre eine harmlose Aufklärung: Herr Schaible sollte bei dem Besuch eines Montmartre-Lokals zufällig in eine Polizeirazzia geraten sein.

Und nun erfährt man, allerdings nicht aus der deutschnationalen Presse, daß Herr Schaible doch Gegenstand eines Prozesses war, wenn auch nur vor einer gewöhnlichen Pariser Strafkammer. Am 13. Mai wurde er, Meldungen Pariser Blätter zufolge, *„wegen Erregung öffentlichen Ärgernisses, begangen am hellen Nachmittag in einer öffentlichen Bedürfnisanstalt,* in contumaciam zu 15 Tagen Gefängnis verurteilt. — *Ein alter Engländer, der an dem Vorgang beteiligt war,* wurde mit 2 Monaten Gefängnis bestraft."

BRIEFE AN DAS TAGEBUCH

I.

Das Interesse hat nachgelassen

Hamburg, Mai 1926

Die hiesige *öffentliche Bücherhalle* ist jedermann zugänglich. In dem aufliegenden Wunschbuch für Anregungen aus dem Leserkreise stand der Antrag, die *„Briefe Rathenaus"* und Sternbergs Schrift „Rathenau der Kopf" anzuschaffen. Darauf antwortete die Leitung:

„Würde nicht mehr genügend gelesen, da *das Interesse an Rathenau nachgelassen* hat."

Es ist ja erst zwölf Jahre her, daß Rathenau Deutschlands Rohstofforganisation im Kriege hervorzauberte, es ist erst acht Jahre, daß Rathenau Deutschland wieder in Europas politische Verbundenheiten einfügte und erst vier Jahre, daß der reine Mensch von teutonischen Schwachköpfen ermordet wurde. Da mußte das „Interesse nachlassen". . . .

A. F., Hamburg.

II.

Warum ich verboten wurde.

Hinterfortzigkeit und Kuhhandel sind und bleiben die Triebkräfte bayerischer Politik — in den kleinsten innerpolitischen Ereignissen machen sie sich ebenso geltend wie in den zahllosen, über die Grenze hinausgetragenen Entgleisungen und Ausfällen.

Das Verbot meines Vortrags trägt äußerlich den Stempel anti-

semitischer Anpöbelung, der verhaltene Grund aber ist der, daß die drohende Geste Derer um Hitler und Streicher wegen eines Verbotes zweier Radauversammlungen in Nürnberg mit der gewaltsamen Verhinderung meines in den Rahmen der Reichsgesundheitswoche fallenden Vortrages besänftigt wurde. Diese Kompensation hat das Hitlerblatt dankend quittiert und seine Dienste für weitere Eventualfälle in Aussicht gestellt.

Die bayrische Polizeiverwaltung hat den von mir öffentlich erhobenen Vorwurf der Verleumdung — „Münchener Post" vom 24. 4. —, einer Verleumdung, die in der Unterstellung liegt, als fordere ich zu *selbständigem* Vorgehen in der Geburtenverhinderung auf, ruhig eingesteckt; und S. Exzellenz der Herr Minister des Innern hat am 24. 4. das Verbot mit dem *„Eindruck"* gedeckt, den Ausführungen von mir in einem gleichlautenden Vortrag in Nürnberg gemacht haben sollen, um am 28. 4. all das zu widerrufen und damit auch den letzten der fadenscheinigen und ad hoc konstruierten Stützpunkte des Polizeiverbots fallen zu lassen!

In seiner hilflosen Dialektik ist ein Satz als Beitrag der Verstiegenheit gewollter Auslegungen der Ueberlieferung wert; und er ist geeignet, mit der „berühmten" Auslegung des Reichsgerichts vom „untauglichen Mittel am untauglichen Objekt" in logische Konkurrenz zu treten. Er lautet: „Ich habe lediglich eine Bemerkung gemacht, daß die Annahme begründet erscheine, der Vortrag sei doch geeignet gewesen, bei einem Teil der Frauen eine geistige Einstellung dahin zu bewirken, daß Sie die Abtreibung als moralisch nicht verwerflich und in manchen Fällen sogar als sozialnotwendig erachten. *Ein solcher Eindruck kann auch eintreten, ohne daß dies in der Absicht des Vortragenden gelegen ist."*

Gegenüber dieser Zwangslogik bleibt nur noch Thomas von Aquino zuständig!

Dr. Julian Marcuse, München

TISCH MIT BÜCHERN

Paul Zech: Ich bin Du. Wolkenwanderer-Verlag, Leipzig 1926.

Paul Zech, aus wirklichkeitsnaher Gestaltung kommend, gibt in dieser Prosa Begegnungen „mit dem Unsichtbaren", dem zweiten, in die Welt projizierten Ich. Mystisches, Romantisches dämmert auf. Die große Orgel dröhnt: „Jeder Sandkorn ist Hauch von Milliarden Lebenswillen". Visionen, Angstträume erhalten oft ein Gesicht, das scharf wie ein Messer in einen schneidet. Trotzdem, das Ganze ist ein Umweg, kein Weg. Daß Paul Zech das Ziel für unsere von so vielen Nebeln verhängte Literatur kennt, zeigt jene so schöne, ja, grandiose Stelle, wo er Arbeitern an einem Kohlenbunker zusieht: „Die Stauer haben die verdreckten Blusen auf eine straffe Leine gezogen. Da wehen die schwarzen Wimpel ihres Schweißes und sagen Revolutionen an: einer Menschheit, die nicht weiß, daß das Turmseil, wo ihre Propheten balancieren, mit keinem Feuerwerk diesem stummen Marschgesang der Blusen an wilder Brutalität der Wahrheit gleichkommt". Dorthin, Paul Zech! Nicht rückwärts zu Totem und Tabu. Vorwärts zur Klarheit und Aktivität fordernden Geistes!

Mystische Dichtung aus 7 Jahrhunderten. Insel-Verlag, Leipzig 1926.

Wie sehr mystische Dichtung *nicht* Trauer oder Verdunkelung ist, wie alle unio mystica aus einem glühenden Lebenskern kommt und umschmelzende Tat ist, fern aller

Passivität, das zeigt sich in einer so herrlichen Sammlung wie dieser von Friedrich Schulze-Maizier herausgegebenen besonders klar. In der mystischen Dichtung dieser 7 Jahrhunderte, die von Hildegard von Bingen bis zu Goethe reichen, weist sich erschütternder Kampf um gestaltenden Sinn des Lebens und Erlebens, ragen lyrische Anrufungen und Gesänge, die zum Größten und Schönsten deutscher Dichtung gehören. In der Siegesallee zünftiger Literaturgeschichten stehen sie zumeist nicht, weil sie weder Gips noch Papier sind. Mystische Dichtung — das ist vulkanischer Boden, die Erde glüht noch.

Adler-Revon: Japanische Literatur. Frankfurter Verlagsanstalt, Frankfurt a. M.

Aus der „Anthologie japonaise" des Professor Revon entstand dieses Werk, das dank der Akribie und geistigen Stoffbewältigung Paul Adlers mehr als eine nützliche Chrestomathie geworden ist. „Literaturgeschichte treiben, heißt eines Geistes Geschichte staunend verfolgen." So Paul Adler. Dieses schöne Wort zeigt Ziel und Umfang dieser Sammlung und Auswahl, die von den magischen Anfängen bis zur neuesten Zeit reicht. Ein Sachwörterbuch zur japanischen Literatur von Paul Adler — der zweite Band des Werkes—hilft alle ethnologische und soziologische Fremdheit überwinden. Nichts für den Saal, eine Freude und ein Besitz für den Herder-Deutschen, der Stimmen der Völker aus Liedern zu hören gewohnt ist und in ihnen sich wiederfindet: den armen beglückten kämpfenden Menschen!

Albert Ehrenstein: Menschen und Affen. Verlag Ernst Rowohlt, Berlin.

„Die veraffte Menschheit, das Publikum, die Nichtgehirne: die Helme kapieren keine Ideen." Solche hämmert Ehrenstein, ob er über Hellas, Zion, Künstler oder Kommunismus schreibt, in die Köpfe seiner Leser. Immer wieder. Ideen der Gegenwart. Ideen des Kampfes gegen das Affentier im Menschen. Ideen für das Sichtbarwerden einer menschlichen Menschheit.

Armer Lelian. Gedichte der Schwermut, der Leidenschaft und der Liebe von Paul Verlaine. Übertragen von Alfred Wolfenstein. Verlag Paul Cassirer, Berlin.

Das etwas verdämmernde Antlitz dieses letzten großen Gefühlsdichters erhält durch diese neuen Übertragungen starkes gewisses Licht. Verlaine wird nicht verloren gehen, immer wird sich der Mensch zerstören, immer wird es Landstreicher des Gefühls geben. Auch in geistigsten Zonen und Jahrhunderten. Alfred Wolfensteins Auswahl gibt ein volles dichterisches Porträt Verlaines, seine Übertragung erschöpft sich nicht an der Stimmungsoberfläche, sondern gibt Musik von innen, von der Sprache her.

Oskar Maurus Fontana.

DOUGLAS UND MUSSOLINI

Douglas Fairbanks schreibt über seinen Empfang bei Mussolini:

„Mussolini ist wirklich ein großer Mann. Vor ihm hatte ich den Eindruck, als stände ich vor dem Propeller eines Aeroplans. Meine Haare auf dem Kopfe stellten sich zu Berge."

GRÜNDLICHE BEURTEILER

Ein Unglücklicher, welcher der Redaktion der „Westfälischen Neuesten Nachrichten" (Bielefeld) ein Feuilleton zugesendet hatte, erhielt die Arbeit mit folgendem gedruckten Formular zurück:

Ihre Sendung lassen wir mit bestem Dank zurückgehen, weil*)

1. wir zur Zeit mit Stoff überlastet sind;
2. wir in Ihrer Stadt einen ständigen Mitarbeiter (Korrespondenten) für dasselbe Gebiet haben;
3. wir unseren Mitarbeiterkreis zur Zeit nicht erweitern wollen;
4. Ihr Artikel für die Raumverhältnisse unseres Blattes zu lang ist;
5. „ „ nicht mehr aktuell ist;
6. „ „ ein unsern Lesern schon bekanntes Thema behandelt;
7. „ „ mit einem andern, von uns bestellten über denselben Gegenstand zusammentrifft;
8. „ „ ein Gebiet behandelt, auf dem wir mit Stoff reichlich versehen sind;
9. „ „ ein Reklamearbeit ist;
10. „ „ unleserlich geschrieben ist;
11. „ „ nicht mehr auf die heutige Zeit paßt.
12. „ „ nicht zur Richtung unserer Zeitung paßt;
13. „ „ leider zu spät eingetroffen ist;
14. „ „ für unsern Leserkreis nicht geeignet ist
    a) wegen der Art des Gegenstandes.
    b) wegen der Art der Darstellung;
15. „ „ in Schreibweise und Aufmachung unserer Ansicht nach die Anforderungen einer Zeitung nicht genügend berücksichtigt;
16. „ „ uns mehr für eine Zeitschrift als für eine Zeitung geeignet erscheint;
17. „ „ in einzelnen Kreisen unserer Leser Anstoß erregen könnte
    a) in politischer,
    b) in sittlicher,
    c) in religiöser Hinsicht.

Wir bitten Sie, in der Ablehnung keine Kritik Ihrer Arbeit zu sehen und uns auch fernerhin mit Ihren Einsendungen zu beehren.

Redaktion der „Westfälischen Neuesten Nachrichten".

*) Das Zutreffende ist unterstrichen.

EIN DEUTSCHER HEROLD

Im Stadtanzeiger der „Kölnischen Zeitung“ findet sich am 15. Mai folgende tüchtige Anzeige:

> **DANKSAGUNG.**
>
> Für die vielen Beweise herzlicher Teilnahme und für die wundervollen Kranzspenden beim Hinscheiden meiner lieben, unvergeßlichen Schwester spreche ich allen Verwandten und Bekannten, Hausbewohnern und Freunden meinen tiefgefühlten Dank aus.
>
> Ganz besonderer Dank gebührt dem **Deutschen Begräbnis und Lebensversicherungsverein Deutscher Herold, Generalvertretung: G. Pilartz, Köln, Streitzeuggasse 19,** für die schnelle und pietätvolle Hilfe sowie Ausführung der Beerdigung und die wundervolle Aufbahrung in der Leichenhalle. **Ich kann diese Firma nur aufs wärmste empfehlen.**
>
> Köln, den 15. Mai 1926.
> Brüsseler Straße 90.
>
> **Anna Tolksdorf.**

Von der unvergeßlichen Schwester ist nur ein Schritt zur Firma „Deutscher Herold“, welche der sterbenden Bevölkerung wärmstens empfohlen wird, und zwar ehe noch die Tote ganz kalt geworden ist. Was für ein neudeutscher Typus — dieser „Deutsche Herold“, der die Reklametrompete beim Begräbnis der teuren Verschiedenen bläst!

DIE NACHBARN

Vor Jahren einmal verbrachte Tristan Bernard — der diese Geschichte selber zu erzählen liebt — einen Sommer in einem französischen Seebad, um in Ruhe seine neue Komödie zu schreiben. Neben ihm wohnte eine Dame, die ihn — namentlich in den Abendstunden — durch allerlei Geräusche bei der Arbeit zu stören pflegte. Die Wut hatte sich in Tristan Bernard aufgestapelt, und er wartete nur auf die nächste Gelegenheit, sich die Störung energisch zu verbitten. Da — es war Sonnabendabend — der Gatte der Dame war aus Paris gekommen, um das Wochenende auf dem Lande zu verleben. In der allerzärtlichsten Weise bewies er seiner Frau die Freude des Wiedersehens. Und die Dame ihrerseits begnügte sich keineswegs, die Worte ihrer Zufriedenheit zu murmeln, — nein, sie schrie sie förmlich in alle Welt hinaus.

Das war zuviel für Tristan Bernard. Er pochte an die Verbindungstüre und der erstaunte Gatte hörte die wütende Stimme des Nachbarn: „Seien Sie doch still! Können Sie nicht ein wenig Rücksicht nehmen, — *jeden Abend dasselbe!*“

Squenz.

INHALT DES LETZTEN HEFTES

Redaktion des „Tage-Buch“: Berlin SW 19, Beuthstraße 19. Telephon: Merkur 8790, 8791, 8792. Verantwortlich: Stefan Großmann, Berlin W, Budapester Straße 16. — Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin SW 19, Beuthstraße 19. — Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Wien 156 791. Bankkonto: Commerz- u. Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstraße 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Prikopy 6. — Druck von Gehring & Reimers G. m. b. H., Berlin SW 68, Ritterstraße 75. — Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Beuthstraße 19.

Bezugspreis durch die Post in Deutschland pro Monat 2.— Reichsmark, pro Quartal 6.— Reichsmark; unter Streifband im Inlande und nach Österreich monatlich 2.25 Reichsmark, vierteljährlich 6.50 Reichsmark. Für das übrige Ausland nur Streifbandlieferung monatlich 2.50 Reichsmark, vierteljährlich 7.— Reichsmark.

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, fünfte Maiwoche.

Ueber deutsche Universitätsprofessoren sollte man von Rechts wegen nur mit den vernichtenden Worten sprechen, die sie selber einander im vertrauten Kreise oder in ihren Fachzeitschriften widmen. Da haben unlängst dreißig Professoren der Universität in Jena den Mund sehr voll genommen, weil die Berliner Polizei, wie es ihre einfache Pflicht war, bei einem alldeutschen Professor eine Hausdurchsuchung vorgenommen hat. Man braucht auf die geschwollenen Redensarten der dreißig Professoren gar nicht einzugehen, man braucht sich nur die Rädelsführer des Professorenradaus genauer anzusehen. Die Kundgebung war an den „hochverdienten, deutschen Gelehrten“ Professor *Ludwig Bernhard* gerichtet, einen Mann, der 1908 der Berliner Universität *aufgezwungen* wurde, aufgezwungen von Wilhelm II., der an einem antipolnischen Buch Bernhards Gefallen fand, einem Schmöker, den wir nicht ausgraben wollen, die Polen würden ihn nur allzugut benutzen. Dieses Protektionskind, dessen Kollengenschaft Schmoller und Wagner nicht ertragen wollten, wird nun als „unbescholtner, aufrechter und vaterlandsliebender Mann“ in prachtvoller Vergoldung aufgemalt. Und wer ist der Anwalt dieses freien Forschers? Herr Ludwig *Elster,* der als Vortragender Rat im Preußischen Kultusministerium die Lex Arons verbrochen hat, wodurch ein Privatdozent der *Physik* an der Ausübung seines Lehrauftrags verhindert wurde, zugegebenermaßen bloß weil er außerhalb seines Laboratoriums Sozialist zu sein sich gestattete. Diese Elster, die jetzt keiner Krähe ein Auge aushacken will, sollte zu Tode froh sein, daß ihre Vergangenheit nicht aufgerührt wird, sie wagt es, Proteste gegen die Unfreiheit der (putschfreundlichen) Professoren zu unterschreiben. Sein Unterschriftkollege ist Herr Professor *Plate*, jener liebenswürdige Charakter, den Haeckel einst in kindischem Vertrauen nach Jena gebracht hat, und der, man erinnert sich noch der abscheulichen Prozesse, am Ende seinen Lehrer, Gönner und, man kann sagen, Schöpfer auf die grausamste Weise aus seinem eigenen Institut hinausgequält hat. Der Letzte im Bunde ist der Aelteste, der ehrwürdige Professor Rudolf *Eucken*. ein Mann, der einst den „Kampf um einen geistigen Lebensunterhalt“ geschrieben hat, ein Popularphilosoph,

der für den geistigen Mittelstand durch seinen „Sinn und Wert des Lebens“ nützlich gewirkt hat, der Biograph des „inneren Menschen“, einst Nobelpreisträger, dann Verfasser volkstümlicher Ullsteinschriften und heute, was man zu seiner vollen Entschuldigung, aber zugleich zur Charakterisierung der Entrüstungsregisseure feststellen muß, ein Greis von mehr als 80 Jahren. In seinem neunten Jahrzehnt hat jeder das Recht, Preußen „unter seinen Königen als Hort der Freiheit und Gerechtigkeit“ zu sehen, oder wenigstens zitternd seinen Namenszug unter diese kindliche Versicherung Anderer zu setzen. Nicht der silberweiße Rudolf Eucken hat sich selbst mißbraucht, seine kollegialen Kollegen haben es getan . . .

Der Altreichskanzler Dr. Luther hat sich entschlossen, den cauchemar seines Amtes zunächst einmal in einer *Weltreise* zu überwinden. Und zwar wird er, wie sich's gebührt, mit Amerika anfangen. Dieser Plan bewegte ihn schon um die Iden des Märzes, in Genf. An einem jener gesprächigen Abende im Hotel Metropol sagte er zum Schreiber dieser Zeilen plötzlich: „Wenn's mit dem Reichskanzler aus ist, jeh ick nach Amerika!“ — „Als was denn?“ war die Gegenfrage. — „Na, als Sensation!“ — Nun, es ist nicht ganz einfach, in Amerika Sensation zu sein, — als Boxkämpfer oder Sechstagefahrer hat man es jedenfalls leichter denn als ehemaliger deutscher Kanzler. Aber Dr. Luther war klug und fuhr zunächst einmal nach Hamburg zu seinem Vorgänger Cuno, um sich von ihm beraten zu lassen. Der liebenswürdige und gewandte Herr, der einen heiligen Eid „Nie wieder Politik“ geleistet hat, wird ihm einige Ratschläge gegeben haben, noch wertvoller aber mag die Ehrenschiffskarte gewesen sein, die er ihm namens der Hapag aushändigte. Damit ausgestattet, wird Dr. Luther nun also in die Welt hinaussegeln, wohlversehen mit jener Doppelbeflaggung, über die er stürzte und die seinem Nachfolger kein bißchen übel genommen wird. Schwarzweißrot wird er in den hundert deutschen Turn-, Gesangs- und Geselligkeitsvereinen aufziehen, die ihn als großen Deutschen feiern werden. Schwarzrotgold wird beim Präsidenten Coolidge, beim New-Yorker Gouverneur und bei etlichen Universitätspräsidenten wehen, wo man den großen Europäer und Versöhnungspolitiker bewillkommnen wird. Unter jeder Flagge wird es gut und viel zu essen geben, wofür dieser zweiter Luther, ebenso wie der erste, eine welthistorische Schwäche hat. Aber gutes Trinken wird er weder bei Coolidge noch bei den Universitätsprofessoren, sondern nur bei den heimatlichen Turnern, Sängern und Geselligen finden. Nur dort auch wird man der immer an durchsichtiger Oberfläche dahinplätschernden Alltagssuada des distinguierten Gastes mit voller Ergriffenheit lauschen. Und so darf man gewiß sein, daß er mit der

gestärkten Ueberzeugung wieder nach Hause zurückkehren wird, daß Schwarzweißrot, notfalls mit kleiner Gösch, eben doch das unbedingt Richtige ist.

Die Stadtväter von Weißwasser in der Lausitz haben den Abbruch eines kitschigen Kaiserdenkmals beschlossen, mit dem zu Wilhelms Zeiten eine byzantinische Gemeindeverwaltung den Marktplatz der Stadt verschandelt hatte. Leider erfuhr man von diesem Beschluß nicht dadurch, daß die republikanische Presse zur Nachahmung aufforderte, sondern durch eine Anfrage der Deutschen Volkspartei im Preußischen Landtag, was der Innenminister dagegen zu unternehmen gedenke, und durch die Antwort des Ministers, daß man die Sache noch prüfe . . . Der Minister hätte vielleicht besser den Interpellanten mit historischen Reminiszenzen antworten sollen. Noch niemals hat man nach einer Revolution die Symbole der gestürzten Herrschaft ängstlich gehütet. Wo man eine Staatsordnung stürzte, pflegte man auch ihren Denkmälern wenig Respekt zu zeigen. Und in Deutschland war der Respekt um so weniger angebracht, da es in 90 Prozent der Fälle auch ein Gebot des guten Geschmacks war, die Denkmäler der wilhelminischen Ära nicht stehen zu lassen. Acht Jahre nach dem Novemberumsturz wäre es also höchste Zeit, daß man das Versäumte nachzuholen beginnt. Doch die Stadtverwaltung von Berlin gibt noch immer viele Tausende aus, um die barbarische Siegesallee in gutem Stand zu halten, und die Stadtväter von Weißwasser finden nicht einmal die offene Billigung eines sozialdemokratischen Ministers.

Es geschah kürzlich in Weimar, daß der Kommandant der Thüringischen Landespolizei, Herr Rühle von Lilienstern, einen seiner Offiziere zu sich berief, um ihm folgendes mitzuteilen: „Sie sind mit der Tochter eines Hamburger Justizwachtmeisters verheiratet, wie ich höre. Ich mache Sie darauf aufmerksam, daß Ihre Gattin nach ihrer Abkunft nicht in unsere gute Gesellschaft hineinpaßt. Es wäre angesichts dessen das Beste, wenn Sie um Ihre Versetzung von Weimar einkommen würden.“ Es wird nicht berichtet, ob der betreffende Polizeioffizier dem Rat seines Kommandanten gefolgt ist. Tatsache aber ist, daß in der letzten Zeit eine ganze Reihe seiner Kameraden aus Weimar in kleine Ortschaften versetzt worden sind, weil sie, respektive ihre Frauen, dem Herrn Kommandanten nicht „standesgemäß“ genug erschienen, um von ihm und den Herren Reichswehroffizieren, die in Weimar stationiert sind, des gesellschaftlichen Umgangs gewürdigt werden zu können. Vorläufig begnügt sich Herr von Lilienstern zum Glück, seine nicht standesgemäßen Offiziere aus Weimar auszuweisen, und er kritisiert ihre Ehen

erst, wenn sie geschlossen sind. Vielleicht wird er nächstens verlangen, daß ihm jeder Offizier die Erwählte seines Herzens vor der Verlobung zur Begutachtung vorführt. Und warum sollte er schließlich nicht auch noch das jus primae noctis für sich in Anspruch nehmen?

Die deutschnationalen Propheten, die zu Pfingsten bolschewistische Umsturzversuche vorausgesagt hatten, mußten sich überzeugen, daß auch die Kunst der Prophetie gelernt sein will. Wenn man in der Zeitung, schwarz auf weiß, ein Ereignis weissagt, das zwei Tage später eintreten soll, so riskiert man leicht, sich zu blamieren. Die gläubigen Leser der Hugenberg-Presse, die sich am Sonnabend durch die Ankündigung eines Putsches von der geplanten Pfingstreise abhalten ließen, müssen nicht wenig geflucht haben, als sie am Montag lasen, daß nichts, gar nichts geschehen sei. Prophezeien ist immer gefährlich, wenn man sich nicht nach Art der delphischen Pythia ausdrücken kann oder in der Art der Zigeunerinnen, die in den Linien der Handflächen die Zukunft lesen. Man kann auch guten Muts Ereignisse für eine Zukunft prophezeien, die sich von den Lebenden nicht kontrollieren läßt. Aber prophetische Zeitungslügen auf kurze Sicht, vom Sonnabend zum Montag, haben noch kürzere Beine als Lügen im allgemeinen.

Als Eckener mit Z. R. III den Ozean überquert hatte, vereinigten sich die Stimmen der deutschen Zeitungen zu einer Jubelhymne. Berechtigtermaßen. Nur eine Kleinigkeit wurde hartnäckig verschwiegen. Daß ein Jahr vorher ein englischer Luftschiffer dieselbe Tat vollbracht hatte. Als vor einiger Zeit der deutsche Boxer Breitensträter in Paris kämpfte, las man nur in kurzen, trockenen Notizen im lokalen Teil: Breitensträter wird in Paris ko. geschlagen. O, Schmerz! Aber in deutschen Sportblättern wird von seiner phänomenalen Ueberlegenheit gesprochen und nur ganz, ganz zögernd zugegeben, daß er „nervös" war. Amundsen fliegt mit Nobile über den Nordpol. In Norwegen wird Amundsen, in Italien Nobile als „der Nordpolflieger" gefeiert. Der andere wird jeweils übersehen. Als in Habana Capablanca um die Schachweltmeisterschaft spielte, gab es einen Tag, an dem seine Chancen schwankten. An diesem Tage waren die Gegner Capablancas in ernster Gefahr, von seinen Kompatrioten gelyncht zu werden. Dieser nationale Sportehrgeiz hat drei Seiten. Eine edle: Friedlicher Wettstrit der Völker um die Hervorbringung vollendetster körperlicher und geistiger Tüchtigkeit! Eine humoristische: Die Völker als Literaten, die fremde Leistung totschweigen, totkritisieren, sozusagen nicht grüßen. Eine ernste: Borniertheit der nationalen Selbstverhimmelung, aus der wahrhaftig einmal ein frischer, fröhlicher Gaskrieg um die Weltmeisterschaft im Fußball entspringen kann.

Ein hoher englischer Offizier sendet uns diese Ausführungen. Wird seine Stimme gehört werden, nachdem so viele andere unbeachtet blieben?

Es geschieht selten, daß ein Offizier in der Armee *eines* Landes sich die Freiheit herausnimmt, zu der Öffentlichkeit eines *anderen* Landes über dessen eigene militärische Angelegenheiten zu sprechen. Tatsächlich sind mir solche Fälle nur aus Kriegszeiten und wenn es sich um Alliierte handelte, bekannt. In gewissem Sinne kann die gegenwärtige Lage Europas aber so aufgefaßt werden, als ob wir alle Verbündete wären. Und wenn wir noch weniger, als es vielleicht am Platze wäre, einen gemeinsamen Krieg *führen,* so wäre es doch an der Zeit, daß wir ihn endlich *aufnähmen.* Denn wir sind Verbündete, oder sollten uns wenigstens als Verbündete fühlen, in der Abwehr sehr großer Gefahren, von denen die zivilisierte Menschheit bedroht ist. Es ist notwendig, daß wir gegen diese Gefahren eine gemeinsame, mutige und beharrliche Offensive kämpfen, — nicht nur in den Beratungszimmern von Genf, wo man bestenfalls fragwürdige Paragraphen zustande bringen wird, sondern vor allem in den Herzen unserer Mitbürger und Zeitgenossen, denn hier ist der Hauptsitz des Übels. Und wenn gewisse Gefahren von einem Ausländer vielleicht besser beurteilt werden können als vom Inländer, der den Dingen zu nahesteht, um sie gut zu übersehen, so hat er wohl das Recht, — nein, er hat die *Pflicht,* seine Bemerkungen darüber den Bürgern des anderen Landes zur Kenntnis zu bringen. Ich hoffe, aus diesen Gründen genügend legitimiert zu meinen Äußerungen zu erscheinen.

In den letzten Wochen ist in Deutschland wieder sehr viel von den Möglichkeiten eines *nahen Umsturzes* gesprochen worden; und die alarmierenden Nachrichten darüber sind sogar inmitten der Schwierigkeiten, in die der Generalstreik die englischen Inseln gestürzt hat, nicht ohne Nachhall in unserem Lande geblieben. Ich maße mir kein Urteil darüber an, was an diesen Befürchtungen richtig war. Tendenzen und Unternehmungen sind zweierlei, und es ist weder für eine heimische Regierung noch gar für den ausländischen Beobachter leicht festzustellen, inwieweit vorhandene Tendenzen sich schon bis zu einer bevorstehenden Unternehmung verdichtet haben. Aber jedermann weiß mindestens, daß die *Tendenzen,* die in Deutschland einem reaktionären Verfassungsumsturz zustreben, ungewöhnlich stark und organisiert sind. Und der eigentliche Punkt ist nun der, daß jedesmal, wenn solche Bestrebungen ans Tageslicht kommen, auch die deutsche *Armee* in mehr oder weniger genau definierter Weise mit hineinverwickelt ist. Das ist schon seit mehreren Jahren so, immer wieder hat es Zwischenfälle gegeben oder wurden Tatbestände bekannt, die zu

sehr ironischen Schlüssen in bezug auf die Verläßlichkeit der sogenannten „Reichswehr“ nötigten. Merkwürdigerweise war man in Deutschland *selbst* geneigt, trotzdem auf eine Stabilisierung der Verhältnisse in einem günstigen Sinne zu hoffen. Man hielt alle Vorkommnisse gewissermaßen für „Nachwehen“, man glaubte, die Gesinnung der Soldaten und Offiziere sei trotz allem in einer Beruhigung begriffen, die Achtung vor der Gesetzmäßigkeit bürgere sich ein, und man müsse nur Geduld haben, dann werde sich alles ganz von selbst regeln. Dies aber gerade ist es, was wir im Ausland *nicht* bemerken. Nach allem, was uns an Nachrichten vorliegt — und ich zögere nicht, auszusprechen, daß wir sehr viel davon haben! —, kann höchstens gesagt werden, daß die *Methoden* der Gesetzwidrigkeit perfekter geworden sind und daß jede Entdeckung wertvolle Belehrungen darüber gegeben hat, wie man sich gegen Entdeckungen in Zukunft besser zu schützen vermöge. Aber hinter dieser immer fester geschlossenen Maske von formaler Loyalität ist die Wirklichkeit offenbar die, daß die Entschlossenheit, eines Tages eigene Wege zu gehen und die Einhelligkeit in bezug auf das Ziel dieses Weges nur noch gewachsen sind.

Nun gibt es in Deutschland, wie ich selbst wahrgenommen habe, denkende Leute, die, wenn es sich um die Armee handelt, überzeugt davon sind, daß gerade wir Engländer ihnen in heimlichem Einverständnis freundlich zublinzelten. Diese Leute meinen, wir müßten die Störung des europäischen Gleichgewichts doch begreifen, die dadurch eingetreten ist, daß wir Frankreich von seinem *einen* bewaffneten Nachbarn befreiten, um es dadurch um so stärker gegenüber dem *andern* zu machen. Diese Leute meinen also, im Grunde könne England, nachdem es zur Besinnung gekommen sei, gar nichts daran liegen, wenn in Deutschland Tendenzen kräftig werden, die schließlich, so oder so, zu einer Stärkung der deutschen Armee zu führen versprechen, mit einer Wiederherstellung des europäischen Equilibriums, aber unter Wahrung des englischen „Gesichts“. Es ist nichts geschehen und nichts gesagt worden, was eine solche heimliche Meinung der englischen Regierung und des englischen Volkes wahrscheinlich machen könnte, — man überschätzt die bekannte „Perfidie“ Englands, wenn man eine solche Stellungnahme sogar unter der Perspektive eines Normalfalls für glaubhaft hält. Außerdem aber handelt es sich gerade *nicht* um einen Normalfall. Der Normalfall wäre, daß ohne größere Störung in Deutschland selbst und in den internationalen Beziehungen eines Tages wieder eine große deutsche Armee vorhanden wäre, und daß diese Armee nicht anders beschaffen wäre als irgendeine andere. Aber praktisch muß mit etwas anderem gerechnet werden. Niemand kann erwarten, daß ein solcher Prozeß ohne *schwere Wirren in Deutschland selbst* und ohne *unabsehbare Komplikationen mit seinen nächsten Nachbarn* abgehen wird. Unter allen Umständen wird Europa wieder in den Zustand

zurückgeworfen werden, in dem es 1919 oder vielleicht sogar 1917 war. Und für England gibt es keinen Preis, der hoch genug wäre, um es einer derartigen Gefahr gleichgültig oder gar mit heimlicher Sympathie entgegensehen zu lassen. Auf der anderen Seite würde diese Armee auch keine Normalarmee sein. Man betrachte etwa die französische. Sie ist groß und mächtig und ohne Zweifel birgt sie alle jene Gefahren in sich, die einer großen Armee überhaupt innewohnen. Sie ist aber, in ihrer Mannschaft, friedlich, und in ihrer Führung mindestens gemäßigt; auch übt sie keinen bestimmenden, keinen befehlshaberischen Einfluß auf die politischen Autoritäten aus. Die deutsche Armee von heute dagegen ist zwar zahlenmäßig schwach, aber sie ist — und ihre Offiziere, wenn sie dies lesen, werden geschmeichelt sein! — *die kampflustigste, die es in Europa gibt*. Sie ist bellingerent bis auf die Knochen, jeder Hauch eines pazifistischen Gedankens ist zugestandenermaßen aus ihr verjagt, das Wort „Frieden" ist eine Ehrlosigkeit, und ein größeres Heer, das auf dieser Grundlage entstünde, würde sofort von genau dem gleichen Geiste erfüllt sein. Auch würden die Spitzen dieser Armee sofort wieder jenen entscheidenden Einfluß auf die ganze Politik des Reiches sich aneignen, den sie zum Unglück ihres eigenen Landes früher innehatten, die Generals- und Generalsstabskaste, die sich von früheren Zeiten nur dadurch unterscheidet, daß sie *noch* exklusiver und *noch* haßerfüllter gegen die politischen Autoritäten geworden ist, würde de facto die Macht ausüben, — wer kann in der Tat glauben, daß das englische Volk einer solchen Entwicklung wohlwollend gegenüberstehen könnte? Solange es noch Engländer gibt, die von 1914 bis 1918 im Felde standen, solange es noch Engländer gibt, die beim Gedanken an Kaiserismus und preußische Generalstabsarroganz rasend wurden, wird es keine Regierung in Downing Street geben können, die sich gestatten dürfte, der Wiederkehr solcher Dinge auch nur im geringsten Vorschub zu leisten. Diese Abneigung ist eine seelische Tatsache von übergeordneter Natur. Sie kann durch keine Nützlichkeitserwägung politischer Art überwogen werden.

Je fester wir aber betonen können, daß auch wir Engländer, wie fast die ganze Welt, weniger *einer* deutschen Armee als vielmehr *dieser* deutschen Armee keine Neigung von irgendwelcher Art und kein Vertrauen entgegenbringen, um so mehr müssen wir unsere Verwunderung darüber aussprechen, daß es in den gemäßigten, einer Festigung ihres Staates geneigten Kreisen Deutschlands noch so viele *Illusionen* gibt, die sich selbst Vertrauen vorspiegeln zu können glauben. Wer in militärischen Dingen erfahren ist, kann diese Geduld und diesen Grad von Optimismus, die sogar in radikalen Blättern zum Ausdruck kommen, nicht erklären. Dreimal gab es offene Meuterei: bei dem Marsch des ostpreußischen Landschaftsvorsitzenden Kapp nach Berlin, bei dem Abfall des bayerischen Kontingents von der Zentralleitung und

bei der Unternehmung, die unter besonders belastenden Umständen von der sogenannten „schwarzen Reichswehr“ mit dem Mittelpunkt in der Festung Küstrin veranstaltet wurde. In all diesen Fällen wurde zwar äußerlich die Ordnung wiederhergestellt, aber keine noch so bescheidene Reorganisation fand statt. Sogar die Leiter wurden nicht immer entfernt (wenn es geschah, mit voller Pension!), und schon den Stabschefs und wichtigsten Organisatoren wurde in keinem Fall auch nur eine Belästigung zuteil. Nun ist sogar festgestellt und zugegeben worden, daß nur *solche* Rekruten eingestellt worden sind, die von den Leitern der nationalistischen Verbände wegen ihrer nationalistischen Zuverlässigkeit ausdrücklich *genehmigt* wurden, — es ist ein gut funktionierendes System der Rekrutensiebung, offenbar seit Jahren in Geltung gewesen, mit gedruckten Formularen auf beiden Seiten, durch das die Verbände praktisch als Vorgesetzte der Reichswehr anerkannt wurden!

Niemand rechnet mit dem Reichswehrminister, seine Stellung ist sichtlich nur die einer ganz bedeutungslosen Gallionfigur, und es ist nicht einmal sicher, ob er die geringste Neigung hat, etwas anderes zu sein. Dagegen rechnet man stark mit dem Oberkommandierenden *v. Seeckt,* und vertraut, daß er, trotzdem er wohl nicht gerade Republikaner sei, doch nichts tun werde, was mit dem Gesetz unvereinbar ist. Ich habe den Vorzug gehabt, Herrn v. Seeckt einige Male aus der Nähe sehen zu können und muß zugestehen, daß er einen ungemein intelligenten Eindruck macht. Aber das ist auch das einzige, was außer Frage steht. Irgendeine politische Meinung war aus keinem seiner Worte zu entnehmen; und daß das nicht ein Manko auf meiner Seite war, sehe ich dadurch bestätigt, daß man ihn ja auch in Deutschland nur die „Sphinx“ nennt. Aber *warum* ist er eine Sphinx? Warum macht er aus seinen Gesinnungen eine Mördergrube? Wenn er im Einverständnis mit den Forderungen wäre, die ihm von seinem Amt und von den Gesetzen gestellt sind, so wäre kein Grund denkbar, der ihn veranlassen könnte, immer zu schweigen und dadurch auch gegenteilige Deutungen zuzulassen! Man darf sagen, daß schon die Tatsache der Sphinxhaftigkeit ein sehr bedenkliches Licht auf Herrn v. Seeckt wirft. Aber als Militär kann ich noch einen viel weitergehenden Schluß nicht unterlassen. Es ist festgestellt, wie die Rekrutierung seit langer Zeit und in vielen getrennt liegenden Garnisonen vor sich ging, nämlich durch illegitime Subordination unter das Votum eines politischen, und zwar revolutionären Verbandes. Hierfür gibt es militär-technisch nur zwei Erklärungen. Entweder der Armee-Oberbefehlshaber *wußte* von dieser Praxis, dann ist es wohl nicht zu weitgehend, wenn man *auch ihn* vollkommen mit den politischen Ideen und Bestrebungen jenes Verbandes *identifiziert.* Oder er wußte *nichts*

XIV.



GRAF BERNSTORFF

davon, *dann ist er nicht mehr Herr seiner Truppe!* Dann hat über seine Offiziere nicht mehr die Dienstordnung, die in dem Oberbefehlshaber personifiziert ist, sondern jener Geheimverband die Gewalt, und es besteht ein faktische oder stillschweigende Verabredung unter den Offizieren, ihre Aufgabe in einer Weise zu erfüllen, die jener außenstehenden Macht Genüge tut, vor dem Oberbefehlshaber aber zu verheimlichen ist. Das eine wie das andere läuft aber auf dasselbe hinaus, — es zeigt, daß der verfassungsmäßige Staat, mit oder ohne Herrn v. Seeckt, *nicht mehr über sein Heer verfügt,* und daß es in Gottes Hand steht, was weiter geschieht.

Die eigentlichen Ziele dieser faktischen Verselbständigung der Armee, ihrer Ueberführung in eine isolierte, unberechenbare Loslösung von den politischen Gewalten, sind unklar und werden viel umstritten. Monarchie? Es fehlt der Prätendent. Kapitalismus? Der herrscht auch so, und es ist auch bekannt, daß sehr viele Nationalisten eigentlich antikapitalistisch sind. Es ist aber vielleicht gar nicht nötig, so tief zu forschen. Armeen, wie alle großen Organismen, haben immer die Neigung, sich selbst zu gehorchen, ihre eigenen Angelegenheiten in den Mittelpunkt ihrer Bestrebungen zu stellen. So mag es auch sein, daß diese Armee nichts weiter will, als sich *vergrößern,* genauer: *in den Stand der Kaiserzeit zurückzukehren.* Bei vielen ihrer Angehörigen mag ehrliche patriotische Ueberzeugung dabei im Spiele sein, sie fühlen sich entwürdigt, wenn sie Deutschlands 100 000 Mann mit den vielfach größeren Heeren anderer Mächte vergleichen. Aber sogar bei ihnen mag im Unterbewußtsein (und bei der Mehrzahl wird sicher im Oberbewußtsein) eine viel weniger subtile Regung im Spiel sein, nämlich, daß sie, in dem Augenblick, in dem wieder die alten Stärken eingeführt werden, eine *Karriere machen* werden, die sie andernfalls erst in Jahrzehnten und zum großen Teil überhaupt niemals werden zurücklegen können. Jeder Leutnant wird an dem Tage, an dem die alte Friedensarmee wiederaufgestellt wird, Hauptmann sein. Jeder Hauptmann Major oder gar Oberst. Und sogar von den Gemeinen wird ein Drittel Unteroffizier sein. Außerdem wird für alle die abgedankten Offiziere, die in den nationalistischen Verbänden jetzt Vorbereitungsarbeit leisten, ein guter Platz an bevorzugter Stelle frei sein. Und auch die Industriellen, die bisher zahlten, werden in Gestalt der notwendig werdenden Aufträge den reichlichen Lohn erhalten, auf den sie Anspruch haben. Ich glaube die Behauptung wagen zu dürfen, daß diese Erklärung vollkommen ausreicht, um die ganze Bewegung zu erklären und um die Verschwörung gegen eine Regierung und eine Verfassung klarzustellen, deren Schwäche für die ausbleibende Wiederaufrichtung der alten Präsenzstärken verantwortlich gemacht wird.

Es ist eine Verschwörung, die nicht heute ausbrechen braucht und nicht morgen. Auch kann sie, gerade weil die materiellen Hintergründe wahrscheinlch eine so große Rolle spielen, durch eine energische Haltung des Volkes und der gesetzmäßigen Autoritäten, wenn sie *vor* dem Ausbruch an den Tag gelegt werden wird, vermutlich sogar *jetzt* noch gesprengt werden. Denn wenn das Risiko groß wird, ist eine Majorsstellung in der Hand wahrscheinlich doch noch lockender als ein Oberstenpatent auf dem Dach. Aber niemand möge glauben, daß *nach* dem Ausbruch noch etwas getan werden kann! In dem Kampf zwischen hunderttausend Gewehren, Maschinengewehren und Tanks (nebst dem Sukkurs durch Irreguläre) mit dem Generalstreik, den man wie im Falle Kapp wieder anzuwenden versuchen wird, werden die Gewehre siegen, sofern man sie nur brutal anwendet! Im Falle Kapp ist das unterlassen worden, diesmal sind die Pläne sicher ausgearbeitet und unkompliziert drastisch. Auch das wird kein Sieg auf die Ewigkeit sein, aber es wird Jahrzehnte dauern, bis das Rad der Geschichte wieder rückwärts gerollt ist. Und der allmächtige Gott bewahre Deutschland und Europa vor dem Strom von Blut und Leid, der in diesen Jahrzehnten fließen würde!

ARTHUR SCHNITZLER

BEMERKUNGEN

Eine als Irrtum erkannte Meinung ohne falsche Scham aufzugeben, das ist vielleicht die wunderbarste Kraftersparnis, die unserem Geist gegönnt ist; und zugleich die, von der wir am seltensten Gebrauch machen.

*

Was uns als Größenwahn erscheint, ist nicht immer eine Geisteskrankheit; — oft genug ist es nur die bequeme Maske eines Menchen, der an sich verzweifelt.

*

Das sind unangenehme Leute, die, statt dem Führer dankbar zu sein, der sie an einen schönen Aussichtspunkt geleitete, sich gebärden, als hätten sie diesen Punkt soeben erst selbt entdeckt, und ihrem Führer, wenn er nicht laut genug in ihre Begeisterung einstimmt, seinen Mangel an Naturempfindung vorwerfen.

*

Sich einer begangenen Torheit völlig bewußt werden, das hebt sie noch nicht auf; es kann unter Umständen sogar die größere Torheit bedeuten.

*

Nur Richtung ist Realität, das Ziel ist immer eine Fiktion, auch das erreichte — und das oft ganz besonders.

Manche flüchten sich in den Wahnsinn wie andere in den Tod; — und beides kann sowohl Mut als Feigheit gewesen sein.

*

Erinnerungsfälschung, das ist die ohnmächtige Rache, die unser Gedächtnis an der Unwiderruflichkeit alles Geschehens nimmt.

*

Mancher pflegt den Abfall von einem Freund, einer Geliebten, einer übernommenen Pflicht mit dem Gebot der Treue gegenüber sich selbst zu entschuldigen — was oft genug nichts anderes bedeutet als die bequemste und feigste Art der Selbsttäuschung. Denn, wie wenige kennen die Gesetze ihrer eigenen Entwicklung so genau, daß sie entscheiden könnten, ob sie mit solcher Treulosigkeit gegen einen Menschen oder eine Sache nicht zugleich die schlimmste gegen sich selbst begangen haben?

*

Es gibt eine einzige Art von Enttäuschung, die zu erleben uns in jedem Falle erspart bleibt: Das ist die, die uns von der Nachwelt kommen könnte — wenn wir sie erlebten. Aber wer die Anlage dazu hat, ahnt auch die voraus — und so fehlt es nicht an Verbitterten der Unsterblichkeit.

*

Selbsterkenntnis ist fast niemals der erste Schritt zur Besserung, aber oft genug der letzte zur Selbstbespiegelung.

*

Für die meisten Menschen bedeutet eine Wohltat, die sie erfahren haben, nicht so sehr eine Gelegenheit, ihre Dankbarkeit, als vielmehr eine, ihre Unbestechlichkeit zu beweisen. Das kommt ihnen nicht nur seelisch beträchtlich billiger zu stehen, sondern erhöht überdies ihr Selbstgefühl manchmal so sehr, daß sie sich bald über ihren Wohltäter erhaben dünken.

*

Nichts tragen wir einem Menschen unversöhnlicher nach, als wenn er, ob auch absichtslos, uns in die Gelegenheit versetzte, gerade in unserer Beziehung zu ihm die üblen Seiten unserer Natur zu entwickeln — oder uns gar erst Anlaß gab, sie zu entdecken.

*

Was soll mir ein Zeiger, der sich so rasend schnell dreht, daß er tausendmal in einem Tag die richtige Minute und doch niemals die richtige Stunde weist?

*

Ob ein Mensch dich betrogen, bestohlen oder verleumdet habe — es könnte immer noch die Möglichkeit einer Versöhnung, ja selbst eines späteren reinen Verhältnisses zwischen dir und ihm bestehen. Ja, wenn es sich praktich durchführen läßt.

STEFAN GROSSMANN

DAS MALHEUR DES HERRN SCHAIBLE ODER WEICHT ALTEN ENGLÄNDERN AUS!

In Karlsruhe lebte und wirkte ein Polizeidirektor mit Namen Alexander *Schaible,* er tat seine Pflicht, ohne nach rechts oder links zu schauen, wurde Oberamtmann und Landrat. Das Leben im Badischen ist geruhsamer als in Berlin, die Parteien sitzen freilich enger beieinander, und deshalb ist der persönliche Ingrimm der Politiker zuweilen noch ärger als in Berlin, wo sich auch die Todfeinde immer wieder aus den Augen verlieren. Aber der gute Schaible, allmählich eine Spitze der badischen Verwaltung, hatte keine Todfeinde. Hingegen einige Steckenpferde, z. B. die Schulung der ihm unterstellten Polizeiorgane. Wenn man die Schutzleute, dachte Herr Doktor Schaible, der Kriminalpsychologie betrieben hat, doch dahin bringen könnte, als Zeugen vor Gericht weniger militärisch-präzise auszusagen, aber den eigenen Eindruck richtig wiederzugeben! . . . Im Kriege war Herr Schaible in Belgien beim Chef der Zivilverwaltung, kein Barbar, sondern ein süddeutsches, tolerantes Gemüt, er klirrte nicht mit dem Säbel über das belgische Pflaster, er war kein dräuender, kleiner Ludendorff, beinahe wäre er im Feindesland beliebt geworden . . . In Karlsruhe lebte er still und geachtet und etwas verträumt.

Eines Tages laden ihn alte Freunde zu einem Besuch in Paris. Schaible verbringt dort heitere, stille Tage . . . Bis ihm eines Nachmittags ein kleines Malheur passiert. Er war an jenem Unglückstage bis zur fünften Stunde mit einem befreundeten Ehepaar durch Paris gewandert; ein gutgesitteter Mann, der er ist, hatte er nicht den Mut, dem Herrn und der Dame einmal zu sagen: „Entschuldigen Sie mich einen Augenblick, ich muß verschwinden." Um halb sechs empfiehlt er sich von den Freunden in der Rue de Rivoli und stürzt schnell, erlösungsbedürftig, in eine kleine Anstalt auf der Straße, wo er einige Sekunden in jener befreienden Unbewußtheit steht, bei der man die Gewässer plätschern hört. Einmal bemerkt er halbbewußt, daß ein alter Herr, der in dem Abteil neben ihm steht, mit einiger Neugier zu ihm hinüberblickt. Aber der Herr Landrat ist ein reines Gemüt aus dem Badischen, und er denkt nichts Arges. Im nächsten Augenblick verirrt sich die Hand des benachbarten Greises in das Gebiet des Herrn Landrats und . . . in der nächsten Sekunde ist schon die Polizei in der engen Anstalt. Ein Flagranti! Der Greis, ein würdiger Engländer von 65 Jahren, Präsident des englischen Komitees für Kriegerdenkmäler, wird verhaftet, denn er hat, wie die Schutzleute aussagen, die ihn bereits längere Zeit beobachtet haben, schon in einigen Anstalten Annäherungsversuche gemacht, es gibt ja nichts Schweinischeres in der Welt als einen in Paris losgelassenen

moralischen Engländer. Der gierige Greis muß aufs Kommissariat. Aber Herr Schaible mit ihm! Er hat zwar jenes alte englische Männchen im Leben nie gesehen, aber die Polizisten brauchen zu dem Flagranti zwei. Die Schutzleute — es sind überall dieselben braven Unpsychologen — geben zu Protokoll, daß . . . na, Herr Schaible selbst weiß ja, wie Schutzmannsaussagen, im Triumphgefühl eines gelungenen Flagranti entstanden, aussehen, — es wird dem aus allen badischen Wolken gefallenen Landrat ein Protokoll vorgelegt, das er infolge mangelhafter Beherrschung des Französischen nicht ganz versteht, aber in dem Wunsch: Nur heraus aus dieser dummen Geschichte! schnell unterschreibt. Ein Schuldbekenntnis war übrigens im Protokoll nicht enthalten, bloß ein falsch gedeutetes Vokabel. Aus dem Polizeigefängnis sendet der Herr Landrat, weil sein Urlaub zu Ende geht, dem Vorgesetzten pflichttreu ein Telegramm, worin er seine Verhaftung meldet. Die Ursache ließ sich drahtlich schwer erzählen. Nationale Zeitungen in Berlin, immer auf der Suche nach deutschen Märtyrern, respektive nach gallischen Schandtaten, schreiben über einen neuen Fall Nathusius. Das wird von den französischen Gegenspielern in Berlin sofort mit noch heftigerem Geschrei nach Paris telegraphiert. Ein Lokalanzeiger schäumt über den andern. „So werden unschuldige Deutsche behandelt!" (Garmond-Lettern, fettgedruckt auf die erste Seite!) — „Das sind die deutschen Märtyrer, für die Berlin sich einsetzt!" (Doppelfett über vier Spalten!) Wilde Aufregung bei Hugenberg, parallele Wildheit im „Intransigeant".

In dieser Atmosphäre wird der arme Schaible vor den Pariser Richter geführt. Der erkennt, daß der weißhaarige Engländer eine Attacke auf den deutschen Landrat ausgeübt hat und verurteilt den englischen Greis zu zwei Monaten Gefängnis. Aber soll er den Deutschen, den die Berliner Presse inzwischen zum Nationalheros hinaufgeschrien hat, frei laufen lassen? Zwar kann man sich schwer vorstellen, daß sogar ein Perverser, — und Schaible hat 55 tugendhafte Mannesjahre hinter sich! — sich ausgerechnet einen 65jährigen Greis zum Genossen seiner Lüste aussuchen soll, es ist auch erweisbar, daß der Aufenthalt in jener Bedürfnisanstalt nur wenige Sekunden gewährt hat, dann stürzten schon die lauernden Augen des Gesetzes herein —, aber es lag ein Protokoll vor, es gab die bekannten strammen Schutzmannsaussagen, der Richter diktierte dem deutschen Landrat vierzehn Tage Gefängnis.

Ein denkender Deutscher kann aus dieser Tragödie einige Konsequenzen ziehen. Erstens: O, Mensch, wage auch vor Freunden zu sagen: „Entschuldigen Sie mich einen Augenblick, ich muß verschwinden!" Dann wäre Schaible nie dem angreifenden England begegnet. Oder: Weiche allen englischen Greisen aus! Oder: Lerne perfekt Französisch, bevor du Protokolle unter-

schreibst! Oder: Es muß eine internationale Prüfungsstelle zur psychologischen Wertung von Schutzmannsaussagen geschaffen werden! Vor allem aber: Volksgenossen, hört auf mit dem nationalen Märtyrer-Klimbim, es wird ja doch immer wieder ein Reinfall! ... Solche Weisheit wäre immerhin ein Gewinn aus der komischen Angelegenheit des Landrats Schaible. Komisch ist sie übrigens für alle Leute, nur für Herrn Schaible noch nicht, der aus seinem bescheidenen Beamtengehalt die Kosten eines verflucht teueren Prozesses zu bestreiten hat und dem in Baden, denn die Parteien sitzen dort viel zu nah beieinander, unbarmherzig sittliche Leute, wegen der Annäherung des verhaßten England ein Verfahren anhängen zu müssen glauben. Auf Grund eines französischen Urteils? Daran kann im Ernst natürlich niemand denken. Der gute Herr Schaible aber, ein Urenkel von I. H. Voß, des Dichters der Luise, eine anima candida, hat aus all den schrecklichen Dingen, die ihm widerfahren sind, *eine* Folgerung gezogen und einen Eid geschworen: Er wird nie mehr in seinem Leben eine öffentliche Bedürfnisanstalt aufsuchen!

LIPSIUS

DEUTSCHE WISSENSCHAFT

Auch in *Leipzig* gibt es Apotheker. Auch die Leipziger Apotheker haben eine *Pharmazeutische Gesellschaft.* Auch die Leipziger Pharmazeutische Gesellschaft beschäftigt sich nicht etwa nur mit den neuen Preisen von Grauer Salbe und Lebertran, — o nein, man interessiert sich sogar für Wissenschaft! Von Zeit zu Zeit werden über alle wichtigeren Ergebnisse der modernen Forschung Vorträge gehalten. Und am 14. Mai 1926 war man so weit vorgeschritten, daß man sich von dem gelehrten Doktor *Hering* aus Modelwitz sogar über ein so schwieriges Thema, wie es die *„Neuere Atomforschung"* ist, ein Referat erstatten ließ!

Es war ein denkwürdiges Referat, was schon daraus hervorgeht, daß die *„Apotheker-Zeitung"* — herausgegeben vom *Deutschen Apotheker-Verein* — einen längeren Bericht darüber brachte. Folgen wir ihm:

> „Der Vortragende erläuterte an Hand der Ergebnisse der neueren Atomforschung die Zusammenhänge zwischen zeitbegrenztem Stoff und zeitlich unbegrenzter Kraft. Er führte aus, daß die Elektronen als kleinste Quanten der elektrischen Kraft die bisher nachweisbaren Komponenten der Atome seien, daß also im Atom die elektrische Kraft sich materialisiere und so der Ursprung des körperlichen, zeitlichen, dimensionalen Atoms aus der prae-

atomalen, vor allem Zeitlichen schon vorhanden gewesenen, mithin ewigen Kraft erwiesen sei. . . .

Da alles Weltvorhandene als eine körperliche Erscheinungsform der elektrischen Kraft sich erweise, müsse diese identisch sein mit der auch philosophisch und religiös anerkannten göttlichen Kraft des „Schöpfers Himmels und der Erde". . . Exakte Naturwissenschaft habe also verstandesmäßig eine Brücke gebaut zu dem, was bisher nur philosophisch oder religiös glaubensmäßig erfaßt werden konnte. Hierin bestehe der lebenspraktische, alle bisherigen Forschungsergebnisse weit überragende Wert der neueren Atomforschung.

An Hand des Kräfteparallelogramms wurde ausgeführt, daß alles, was von uns Menschen *gegen* des Vollendungsziel des Urkraftwillens unternommen würde, zwangsläufig zur Erfolglosigkeit verurteilt sei, und daß deshalb eine *Aufwärtsentwickelung aus dem abwegigen, materialistischen Chaos unserer Zeit* nur durch eine *urkraftgerechte Einstellung* zu erzielen sei.

Die Ergebnisse der neueren Atomforschung nach dieser Richtung decken sich inhaltlich durchaus mit der dogmatisch nicht getrübten christlichen Wahrheitslehre.

Ein naturwissenschaftlicher Unterbau der Religionslehre wurde deshalb als dringend nötig empfohlen, um den materialistischen Gegenwartsmenschen das Verständnis für die christlichen Wahrheiten zu erleichtern.

Des weiteren wies der Vortragende *auf Grund positiver Unterlagen* darauf hin, daß seit fast zwei Jahrtausenden *alle christliche Wahrheitslehre jüdischerseits mit allen Mitteln der Vernichtung bekämpft worden* sei und es ein unabweisliches Gebot unserer Zeit sei, diesem über fast die ganze Erde einheitlich organisierten Vernichtungswillen einen, auch naturwissenschaftlich begründeten, ebenso einheitlich ausgeprägten christlichen *Vollendungswillen* entgegenzusetzen. Nur so sei es möglich, dem egoistisch-mammonistischen Elend unserer Zeit ein Ende zu bereiten."

Nachdem somit auf Grund positiver Unterlagen festgestellt ist, daß die Juden sich seit fast zweitausend Jahren sogar gegen die armen Atome geradezu gemein benahmen, wird der Vollendungswillen einer urkraftgerechten deutschen Apothekerwissenschaft seinerseits wohl nicht länger ermangeln, die Aufwärtsentwicklung aus dem abwegigen materialistischen Chaos unserer egoistisch-mammonistischen Zeit alsbald durch Invertriebnahme eines scharfen Serums gegen sämtliche Arten von Semitokokken lebenspraktisch zu unterbauen.

EGON ERWIN KISCH

WARSCHAU AM TAGE NACH DEM STAATSSTREICH

Es ist der erste Zug, seit fünf Tagen der erste, der aus Rußland nach Polen fährt, wo seit fünf Tagen Revolution ist. Revolution? Zwischen Negorela, der russischen, und Stolpce, der polnischen Grenzstation, nehmen die Passagiere den harten Kragen aus dem Koffer, die Brillantringe aus der Tasche, binden seidene Krawatten um, sind alle bereit, sich aus Kleidern zu Leuten zu machen. Trotzdem niemand weiß, wie's in Polen aussehen mag, so arg, das weiß *doch* jeder Niemand, kann der Bürgerkrieg keinesfalls geworden sein, daß man einen dicken Herrn nicht respektieren wird, wenn er vier breite Ringe mit Brillanten an den Fingern hat. Diese Grenze ist wirklich eine Grenze, die einzige in der Welt. Die Zollbeamten und Grenzoffiziere haben goldglänzende Uniformen, verschwenderische Tuchwürfel als Mützen, weiße Glacéhandschuhe und Lackstiefel, die Brust und der Bauch sind mit Orden behängt — so viele Verdienste konnte man sich also in dem jungen Staat bereits erwerben —, Hackenzusammenschlagen, tiefe Verbeugungen, Türenaufreißen... Schon stürzen sich die Passagiere auf die Zeitungen des Westens, Finger tasten über das Kursblatt, Augen kaufen und verkaufen, ins Coupé drängen sich Händler und fragen, ob man Kaviar mitgebracht habe, sie wollen das Dreifache, das Vierfache vom Einkaufspreis bezahlen und drohen, wenn man ihnen nichts verkaufen will, daß die Büchse ohnedies beim Aussteigen oder beim Passieren der deutschen Grenze abgenommen wird, Farbstifte verwandeln schwulstige Mäuler in Rosamündchen, Puderschwaden steigen hoch, Parfüm schwängert die Luft, überschlagene Damenknie kokettieren, und ihnen gegenüber wippt geil ein Shimmyschuh auf Plattfuß. So fährt der erste Zug in den Bürgerkrieg.

Man konstatiert mit Befriedigung, daß der Kurs des Zloty sich seit dem Umsturz gebessert hat, selbstverständlich, ist's doch ein Sieg der Armee, die hat eine Kraftprobe geleistet und kann nicht abgebaut werden, die englische Börse hat ein Interesse daran, daß die Armee nicht abgebaut wird, man braucht sie gegen Deutschland und Rußland, wenn das arme Polen auch an der Unterhaltung des Heeres zugrunde geht, schadet das der Entente nichts, im Gegenteil, sie freut sich und revanchiert sich, indem sie auf ein paar Tage den Kurs des Zloty kräftigt. So schleppt der Zug seine Ladung von gefestigten Zloty, geschminkten Lippen und maskierten Plattfüßen durch die Masowischen Wälder in die „Revolution", rattert über die Weichsel und nähert sich Warschau. Die Reisenden stehen an den Fenstern: wird er halten, wird er nicht halten? Er hält nicht, läuft an der Warschauer Zitadelle

vorbei, eigentlich in die Zitadelle, denn auch links ist ein Fort, beschreibt einen Halbkreis um die Stadt und fährt ein.

Warschau ist bereits ruhig. Die Bevölkerung, die zuerst Pilsudski gehaßt hat, weil er ihre Ruhe störte, die Bevölkerung, die zuerst auf Seite der Regierungstruppen stand, weil diese in der Ueberzahl waren, ist jetzt für Pilsudski, weil er gesiegt hat. Ja, sie ist noch päpstlicher, schimpft, daß er den Präsidenten und den Ministerpräsidenten und die Minister aus der Haft entlassen hat, man fürchtet, sie könnten einen Widerstand organisieren. Pilsudski ist ein viel zu feiner Mensch, sagen alle; kaum ist jemand Staatspräsident, ist er schon ein feiner Mensch, das ist in der ganzen Welt so, Monarchismus der Republikaner. Im übrigen ist alles in Ordnung, die Prostitution sproßt auf den Hauptstraßen, und auch in den Aemtern wird gearbeitet; Glaser, Kranzgeschäfte, Geistliche haben ein gutes Leben, Beerdigungsanstalten und Plakatunternehmungen können den Aufträgen nicht nachkommen, in den Fahrbahnen werden die vorgestern aufgeworfenen Schützengräben wieder dem Erdboden gleichgemacht, die Kirchen stehen Tag und Nacht offen und sind voll von Menschen, die für ihre Toten und Verwundeten beten. Litfaßsäulen und Häuserwände sind beklebt mit schwarzumränderten Plakaten, Todesanzeigen der Erschossenen, Frauen, Kinder, Soldaten und Freiwillige, dazwischen die Programme der Theater und die bunten Affichen der Revuebühne „Qui pro Quo.“. An Straßenecken kreuzen sich drei bis vier Leichenbegängnisse, manchen geht ein glanzvoller Priester voran und eine vierspännige Trauerkalesche trägt den Metallsarg, Herrschaften in Zylinder folgen, manche der Toten müssen sich mit einem schwarz ausgeschlagenen Lastwagen begnügen, sie haben nicht einmal einen Kaplan und nur einen kläglichen Kranz. Zweihundertundfünfzig Menschen wurden gemeinsam beerdigt, Freunde und Feinde, Soldaten und Zivilisten, Kämpfer und Opfer. Und die Reden, die die Toten feiern, sprechen von Heldenmut, Opferfreudigkeit, Vaterlandsliebe und ewigem Ruhm, solcherart, daß es auf alle paßt, gleichgültig, ob sie diesseits oder jenseits der Barrikade durchlöchert wurden. Die Harmonie wird auch nicht gestört, als Feldkurat Panasch sich emphatisch die Orden von der Brust reißt und sie dem General vor die Füße wirft, „sie brennen mir auf der Brust!“ Das steigert die Erregung, Trauergäste schreien auf und sind einverstanden mit der Geste, in der sie eine Huldigung für die Toten sehen.

Wie Furunkeln mit rotem Kern nehmen sich auf den Fassaden der Häuser und den Säulen der Kirchen die Flintenschüsse aus. Im Zentrum der Stadt wurde gekämpft, in der Gegend des Schlosses, wo einst Poniatowski wohnte und jetzt, wenn auch nur

in einem Kämmerchen, der Dichter Przybyszewski wohnt, beim Hauptbahnhof, in der Marschalkowska ist ein großer Balkon herabgeschossen worden und die noble Ujazdowskie-Allee arg mitgenommen. Die schönen Kastanienbäume sind zerschossen, die Gitter der Villen verbogen und selbst den Gesandtschaften wichen die Projektile nicht aus. Trotzdem die Fahnen fremder Staaten gehißt waren, sausten die Gewehrkugeln kreuz und quer in die Häuser, zerfetzten Fenster, Möbel und Tapeten und Telephonleitungen. Das Sommercafé Lobzowianka war ein Truppenquartier, und die ungewohnten Gäste haben die freundliche Wirtsstätte übel zugerichtet. Den schrecklichsten Anblick bietet gegenüber das Gebäude des Kriegsministeriums, wo sich die Nowiejska mit der Aleje Ujazdowskie kreuzt. Hier hat sich ein dreitägiges Gefecht abgespielt, das in der Geschichte von Krieg und Bürgerkrieg wohl nicht seinesgleichen hat: in den Parterreräumen befanden sich Truppen, die dem Marschall Pilsudski anhingen, während im zweiten und dritten Stockwerk Regierungssoldaten ubiquierten. Die Hausbewohner beschossen einander ununterbrochen über den Treppenflur und durch die Plafonddecken, die teilweise herabstürzten, teilweise barsten; in diesem Gebäude gab es hundertachtzig Tote und Schwerverwundete, nicht eine Fensterscheibe ist ganz geblieben, nicht ein Möbelstück auf seinem Platz, nicht eine Stufe unzerschossen, alles ist übereinandergeschichtet und aufeinandergeworfen, das Haus ist jetzt unbewohnt und wird es wohl noch geraume Zeit bleiben müssen. Die angrenzenden Straßen, besonders die Bagatela und der Platz Zbawiezela, sind verwüstet, unverwüstet bloß das Belvedere, um das der Kampf ging; die höchsten Kriegsherren pflegen einander persönlich nicht zu gefährden. Ums Schlößchen Wilanowo, dem letzten Sitz der gestürzten Regierung, sind Schützengräben aufgeworfen und Geschützstände ausgehoben, der Bau selbst unversehrt.

Das Warschauer Leben läuft weiter, elegant und leer. Es hat sogar einen Inhalt bekommen durch den Putsch, man kann wieder spekulieren, Kattowitz und Posen sind angeblich gegen das neue Regime, soll man sich mit Zloty eindecken oder soll man Zloty spritzen, soll man ins Ausland fahren oder soll man neue Rekrutenaushebungen abwarten, auf Nalewki wird das jüdische Laubhüttenfest gefeiert, die Kaffeehäuser sind voll, abends wird zum erstenmal wieder Theater gespielt. Das „Theater Narodnie" ist ausverkauft, man gibt ein Stück gegen Rußland, darin wird eine Kommunistin persifliert, weil sie Brillanten trägt und sich schminkt, zwei blutrünstige Tschekisten treten auf, einer in der Maske Lenins, der andere in der Maske Trotzkis, und alles freut sich, daß man in einem geordneten Lande lebt und nicht in der bolschewistischen Hölle.

„Scheltet mir nur unsern deutschen Idealismus nicht!" sagte er. „Es ist das Beste, was wir haben! . . Wenn wir's nicht mehr haben, sind wir am Ende. Er hat uns über zwei Jahrtausende weggetragen — von der Völkerwanderung zu Luther und Bismarck! . . . Immer nur, wenn wir bereit waren, alles zu opfern, haben wir alles wiederbekommen . . ."

Rudolf Stratz, „Seine englische Frau."

II.

Rudolf Stratz.

Hüter der öffentlichen Meinung, deren beharrlicher Zynismus in Fragen höherer Kulturarbeit auf eine systematische Vergiftung jener Quellen, Bronnen und Brünnlein hinzielt, aus denen unser Volk tagtäglich seine geistige Nahrung zu schöpfen pflegt, beunruhigen die Welt mit bösartigen Gerüchten: Rudolf Stratz, der Nurmi neudeutscher Epik, sei gar kein singuläres Wesen, sondern ein Kollektivum, ein Name für eine großzügig in Betrieb gehaltene Romanfabrik irgendwo im Süddeutschen, die, nach Art mittelalterlicher Kunstwerkstätten, eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Gesellen und Handwerkern mit der Ausführung meisterlicher Entwürfe beschäftige. Dieser Aberglaube, von dem Haß journalistischer Emporkömmlinge meuchlings genährt, ist noch immer im Volke verbreitet und kommt gleich hinter dem Märchen vom gekrönten Hasen und der großen Seeschlange. Denn Rudolf Stratz ist weder ein überindividuell schaffendes Gemeinwesen noch die Schutzmarke für ein neues mechanisches Verfahren zur Herstellung flüssiger Romanluft — Rudolf Stratz lebt, in leibhaftiger Identität mit seinem werktätigen Selbst, schlicht und bescheiden, ein Diener am Wort: kurzum: eine geistige Persönlichkeit.

Was ist und wie wird man eine geistige Persönlichkeit? Es empfiehlt sich folgendes Rezept: Man nehme einen guten Eßlöffel feingeriebener Weltanschauung und schwitze sie in eine mit Öl sorgfältig ausgewischte Form. Sodann röste man ein halbes Dutzend bereits leicht historisch gewordener Zeitprobleme auf der Pfanne und stürze sie, unter fortwährendem Schwenken, in die inzwischen mehrmals vorgewärmte Form. Ein paar Tropfen Wermut, etwas Lorbeer und eine Messerspitze englischen Senfs geben der Speise einen pikanten Beigeschmack. Nun wird das Ganze noch einmal im Ofen überbacken, feste geläutert und mit Zucker und Rosenwasser so lange überschüttet, bis es ganz süß schmeckt. Die Portion reicht für mindestens 100 Auflagen.

Wie, und eine solchermaßen in der Garküche ethischer Paradegerichte destillierte Persönlichkeit sollte das Signum ihrer Individualität jemals verwischen können? Wer einmal mit Bewußt-

sein einen Roman von Stratz gelesen, gelebt und gelitten hat bis zu dem Ende, wo sich, nach unsagbar qualvollen Prüfungen, ein ehemals unglücklich, nun glücklich liebend Paar zu fröhlichem Tun zusammenfindet, der weiß um die eigentümliche Fabelwelt unseres Meisters ein für allemal Bescheid, wie auch immer die Titel seiner Bücher lauten mögen. Denn der Titel ist alles. Er gibt die geistige Struktur an, das Milieu, die Menschen und ihre weltanschaulichen Konflikte, denen sie als echte deutsche Idealisten von der Völkerwanderung bis zu Bismarck verpflichtet sind. Wir nennen einige Titel im Vorübergehen und glauben damit die stoffliche Spannweite Stratzscher Erscheinungswelt, zumindest in groben Zügen, umrissen zu haben, Titel, die, wie man sieht, mit wenigen, knapp und charakteristisch gesetzten Worten bereits eine Vorstellung von dem erwecken, was den Leser erwartet. „Montblanc" und „Der weiße Tod" spielen natürlich in der Gletscherwelt, „Alt-Heidelberg, Du feine . . ." in dem zu ähnlichen Zwecken bereits mehrfach benutzten Neckarstädtchen, „Stark wie die Mark" in den märkischen Adels- und Offizierskreisen, (Gothaischer Hofkalender, sämtliche Jahrgänge), „Seine englische Frau", nur zur Hälfte in England, und „Das Licht vom Osten", selbstverständlich nicht im Westen, sondern im äußersten Osten Deutschlands, im Baltikum.

Das hat alles seine Geschichte und will fein säuberlich untersucht sein. Rudolf Stratz, geboren am 6. Dezember 1864 zu Heidelberg, studierte zunächst Geschichte und widmete sich dann der Offizierskarriere. Sein Lebenslauf, der die für einen deutschen Dichter keineswegs ungewöhnliche Verquickung von schöngeistig-wissenschaftlichen und militärischen Interessen aufweist, hat ihn früh über Deutschland hinaus in fremde Gegenden Europas geführt. Denn Stratz ist, im Gegensatz zu seinem wilden Kollegen Herzog, mit dem er häufig, jedoch ohne innere Berechtigung, zusammengenannt wird, — wie Goethe und Schiller — Stratz ist keineswegs nur ein Schilderer deutscher Heimatszustände. Bramarbasiert bei Herzog die mit demogogischen Wortbomben bis an die, meistens falschen, Zähne bewaffnete Geschichtslüge, so imponiert Stratz durch den verhaltenen Patriotismus des Weltmannes, der eine ganze Menge gesehen und sich seine eigenen Gedanken über dieses von Europa in den Tod gehetzte Deutschland gemacht hat. Das mögen einige Sätze aus dem lapidaren Vorwort zu dem Roman „Das Licht vom Osten" deutlich machen.

> „Das die gen Westen drängenden blinden zaristischen und panslawistischen Mächte der russischen Völkerwanderung den Untergang des festländischen Europas verschuldet haben, ist, nach meiner Kenntnis Rußlands, meine feste Ueberzeugung. Ich habe ihr schon vor Jahren in meinem Buch „Das deutsche Wunder" Ausdruck verliehen. Daß auf die Entfesselung der russischen

> Unterwelt der Ausbruch des feuerspeienden Kraters französischer Vergeltungs- und Rachlust für Elsaß-Lothringen folgen mußte wie der Donner dem Blitz, suchte ich in meinem Roman „Der eiserne Mann“ — daß England unter dieser ihm unheimlich günstigen Stellung der Gestirne zum entscheidenden Schlag gegen deutsche Weltgeltung ausholen würde, suchte ich in „Das freie Meer“ in seinen seelischen Triebkräften darzustellen . . .“

Daß auf die blinde Entfesselung solcher und ähnlicher Aller- und Unterweltsmeinungen eine enorme Auflagenerhöhung folgen mußte wie der Donner dem Blitz, davon sprechen die Leihbibliotheken Bände. Daß ferner diese für die Verleger unheimliche günstige Stellung der Gestirne den erfolgreichen Stratz weniger denn je veranlaßte, seine tiefschürfende Geschichtsschreibung ein wenig den Tatsachen anzupassen, ist bekannt. Warum auch sich um die Klärung wichtiger kulturmorphologischer Probleme bemühen, wo es doch auf die gute alte, mit Erzfeind und russischer Unterwelt geschickt jonglierende Stammtischmethode viel einfacher vonstatten geht. Denn Deutschland ist nicht Europa. Deutschland ist eine Provinz auf dem Mond, eingekeilt zwischen kannibalischen Völkerschaften, die Franzosen, Russen, Engländer genannt werden und in Güte nicht zu bezwingen sind. Bedauerlich, daß ein Schriftsteller, der nicht immer nur mit törichten Worten über ausländisches Wesen zu berichten weiß, auch manches klug Beobachtete über englische Gesellschaft in seinen Schriften mitteilt, daß dieser selbe Schriftsteller, wenn er sein Material in leicht erzählender Balletristik seinem Publikum zu unterbreiten sich anschickt, unweigerlich in jenen peinlichen Tonfall des deutschtümelnden Auguren verfällt, für den schließlich und endlich die Welt doch noch eines Tages an dem deutschen Wesen genesen wird. Das ist natürlich auch eine, geschickt am Diplomatenschreibtisch veredelte und weltanschaulich vertiefte Form der Demagogie, die, unter der Flagge objektiver Tatsachenforschung, doppelt gefährlich ist. Um dies zu erfahren, braucht man durchaus nicht erst Kosmopolit von reinstem Wasser zu sein. Herr Stratz ist sicherlich ein weitgereister Mann. Aber wie wenig ihm Erfahrung, Wissen und Beobachtung zu einer nun wirklich aus dem angeschauten Material entwickelten europäischen Fragestellung verholfen haben, erhellt die Art, mit der er sich an läppischen Tagesbegriffen, wie „slawische Seele“ und „asiatische Welle“, die in sich schon eine Verballhornung viel tiefer verketteter Problemkomplexe bedeuten, zu tiefsinnig brodelnden Erkenntnissen emporrankt. Die slawische Seele etwa sieht bei Stratz so aus:

> Auf der Schloßbrücke, die die große Newa überspannt, sausten an ihm die Schlitten vorbei. Petersburg, die Nachtstadt, wurde erst jetzt lebendig, wenn drüben hinter Kronstadt die karge Wintersonne als roter Nebelball im Eis des Finnischen Meers versunken war. Dann erwachten die vom Grau des Tages stumpfen Nerven.

Die slawische Seele *zitterte* in raschen Schwingungen. *Fieberte* die langen dunkeln Stunden hindurch. Fand erst in einer Zeit, wo Westeuropa sich beinahe schon wieder zur Arbeit erhob, die Ruhe und *dämmerte übernächtig* tief in den Tag hinein. Bis neun, zehn Uhr morgens war das Häusermeer an der Newa eine tote Stadt . . .

Aber die in raschen Schwingungen zitternde, fiebernde und dahindämmernde slawische Seele ist nichts im Vergleich zu der asiatischen Welle, welche bis an den Strand der Physiognomik schlägt:

„Ueber Graf Wittekind Herzerodes hochmütige Züge ging wieder die asiatische Welle, das Erbteil seiner mütterlichen Ahnen von reinem Slawenblut . . . .“

Genug nun von dieser russischen Wirklichkeit. Aber mit England steht es nicht viel besser. Das ist natürlich eine Versammlung puzzlespielender Faulenzer und Seelenfänger zu Wasser und zu Lande.

Früher trieben die Franzosen bei uns Seelenfang. Jetzt die Briten! . . . Merkst Du, wie die Rasse auf alles abfärbt? Ich bin überzeugt, die Mäuse unter den Dielen pfeifen hier auf englisch — die Uhr dort drüben tickt englisch — es hat sich um die beiden herum ein englisches Fluidum gebildet . . .“

Wer anders als ein deutscher Gymnasialprofessor kann sich so über seinen Sohn entrüsten. Der, Offizier in der preußischen Armee, hat eine Engländerin zur Frau genommen und im besagten englischen Fluidum, einer Spielart des berühmten Londoner Nebels, mehr und mehr die Lust am Waffentragen verloren, dann aber, nach schweren inneren Kämpfen verläßt er Weib und Kind, kehrt in die Armee zurück, um nicht eher mit sich und den Seinen Frieden zu schließen, als bis sich seine englische Frau rückhaltlos dem Lebenszuschnittt einer preußischen Offiziersfrau fügt. Es handelt sich, wie der Leser bereits erraten hat, um den Vorkriegsroman „Seine englische Frau“, und dieses wirklich mit talentierter Leidenschaft geschriebene Buch offenbart das bis zur Erschöpfung getriebene Stratzsche Schema: Liebende, die durch Standes- oder Rassengegensätze voneinander getrennt, nach vielen Irrfahrten, Prüfungen und läuternden Erfahrungen am eigenen wie am fremden Leibe wieder zueinander finden. Dabei spielt das Problem der unverstandenen Frau weiblichen und männlichen Geschlechts eine hervorragende Rolle. Jeder lebt sein Leben und weiß nichts vom andern. Notwendig für eheliches Zusammenleben aber ist die geistige Bindung zwischen Mann und Frau. Wo sie fehlt, hat die Ehe keinen inneren Bestand, wird entwürdigend und unmoralisch. Der Konflikt zwischen Vernunft- und Liebesheirat, Pflicht und Neigung, Beruf und Freiheit und wie diese alltäglichen Weltspiegelfechtereien sonst noch heißen mögen — das wird mit leidenschaftlich bewegten Charakterpuppen

und vor einem auswechselbaren Hintergrund, der hier Heidelberg, dort England, Rußland oder die Mark Brandenburg darstellt, vorgelebt. Dazu eine glänzende Apparatur von Regen-, Wind- und Donnermaschinen. Die Natur erblüht im bunten Scheinwerferlicht der Metaphern. Es pfeift der Sturm sein Lied, die Föhren bewegen sich leise im Winde, und das Meer ist natürlich eine Riesenschüssel geschmolzenen Silbers, als ob es niemals wesentlicher und wahrhaftiger auf der Welt zugehen könnte.

ALFRED POLGAR

PANZERKREUZER POTEMKIN

Seit Wochen wird in zwanzig und mehr Berliner Kinos „Panzerkreuzer Potemkin" gespielt, viermal im Tag. Der Film ist ein paar tausend Meter lang, die Reihe der Essays über ihn schon viel länger; im großen „Ufa-Palast" wird ein kretinisches Gesellschaftsdrama so entschieden ausgepfiffen und -getrampelt, daß der Projektionsapparat stoppt und die Leute ihr Eintrittsgeld zurückbekommen, Polizei muß den wilden Andrang der Besucher zu „Panzerkreuzer Potemkin" regeln. Das ist Berlin. Dort schlägt das Gute, wenn es einschlägt, wuchtig ein, dort lassen sich die Leute, was ihnen nicht gefällt, nicht gefallen.

Im Jahre 1905 meuterten die Matrosen des „Panzerkreuzer Potemkin", weil man ihnen befahl, madiges Fleisch zu fressen. Sie warfen die Offiziere ins Wasser und bemächtigten sich des Schiffes, wobei ihr Führer, der Matrose Wokitschenku, den Tod fand. Die Meuterei sprang auf die nahe Stadt Odessa über, wo sie von Kosaken blutig erstickt wurde. Der „Potemkin" jedoch entkam den Admiralsschiffen (die sich weigerten, auf den fliehenden Kameraden zu schießen) in rumänisches Gewässer.

Dieses historische Geschehen erzählt der Film wieder, in einer Bildersprache von hinreißender Gewalt. Kein Herz bleibt ihrer Stummheit taub.

Es beginnt mit Orkan und schäumendem Meer. Der gleiche Sturm, der die Welle vorwärts jagt, reißt die Blätter des Protokolls auf, darin die Geschichte vom „Panzerkreuzer Potemkin" verzeichnet steht. — Wir erfahren in drei Sätzen das zum Verständnis Notwendige.

Auf Deck. Die Matrosen schlafen oder schlafen nicht in ihren Hängematten. Enge, Müdigkeit, Gebundensein in harter Lebensform. Der Offizier macht seine Runde. Wie er lauernd die Gesichter der Schlafenden bestiert, wie sie ihm nachschauen, wie sie den Kopf in die Fäuste drücken: Haß, Spannung, Unausgleichbarkeit zwischen

der oberen und unteren Welt, zwischen Befehlenden und Gehorchenden wird offenbar.

In der Küche hängt das große Stück Fleisch für die Mannschaftsmenage. Die Matrosen blicken mit Wut und Ekel auf das weißliche Gewimmel der Würmer. Der Schiffsarzt. Sieht aus wie eine Ratte. Klein, sauer, mit Spitzbart, der Kopf wackelt nervös auf dem dürren Hals im viel zu weiten Uniformkragen. Ein armseliges Häufchen Autorität. Ein giftiger Beamter der Menschenschinderei. Daß er diese starken, muskelschweren Kerle ringsum kujonieren darf, tröstet ihn gewiß über zu viel Magensäure und zu wenig Gage, Hinter'm Klemmer am Band zwinkern zwei kalte, erboste Augen: „Das sind keine Würmer," sagt der Schiffsarzt —, und der Zwicker fällt wie das Basta! zum erbarmungslosen Spruch —, „das sind Fliegenlarven und können weggespült werden."

In der Offiziersmesse wird der appetitliche Tisch gedeckt.

Die Matrosen gehen an ihre Arbeit. Wokitschenku, der mit dem dicken Schnurrbart im runden Kindergesicht, spricht zu ihnen, sie hören ihm gierig zu. Finstere, kleinere, heftige Gebärden. Kleine Gruppen bilden und lösen sich, schließen zum Haufen zusammen, fließen wieder auseinander: ein Topf mit Menschen, in dem es langsam, langsam zu sieden beginnt.

Fleischverteilung. Die Mannschaft ißt nur ihr Brot. Hundert Blechschüsseln, aus denen es dampft, stehen unberührt auf dem Menagetisch. Verlassene Opferschalen des Götzen: Subordination.

Dreimal erscheint der Mund mit der Trompete, die die Leute auf Deck ruft. Da stehen sie in Reih' und Glied. Der Kapitän! Eine Sekunde lang Starrheit und Schweigen. Ich hätte nie geglaubt, daß ein Film, der doch ohnehin stumm ist, noch so verstummen, daß Lautlosigkeit in so tiefes Schweigen stürzen kann. Dann spricht der Kapitän. Es erscheint keine Silbe Text. Der Sprecher deutet auf die Mastspitzen; dort baumeln, für einen Augenblick, Schatten von Gehängten. Jetzt, unter'm Druck solcher Drohung, eine Frage: „Wer ist zufrieden mit dem Essen?" Schweigen. Befehl ergeht, die Wache ins Gewehr zu rufen. Die unzufriedene Mannschaft, einem Wink ihres Führers gehorchend, retiriert zum Geschützturm, zwanzig Matrosen, durch die aufmarschierende Wache abgesprengt von den Kameraden, stehen allein. „Bringt ein Segeltuch!" Das Segeltuch wird gebracht, über die zitternd aneinandergedrängten Zwanzig geworfen. Die Wache legt an, zielt auf das Tuch, unter dem es sich in Todesangst krümmt und windet. Wieder das Gesicht Wokitschenkus, dieses runde Kindergesicht, jetzt durchspielt von tausend Reflexen der Verzweiflung, so bereit, in Tränen auszubrechen, wie bereit, dem Feind die Gurgel durchzubeißen. Ein Säbel blitzt hoch, die

Schützen krümmen die Finger um den Gewehrhahn. Da bricht das Antlitz des Matrosen Wokitschenku auf in den Schrei: „Brüder, schießt nicht!"

Und sie schießen nicht. Die Gewehre, überwunden, neigen sich zu Boden. Als drücke eine unsichtbare Hand sie nieder.

Und nun, im blitzraschen Wechsel von turbulenten Bildern, rast Sturm der Empörung durch das Schiff. Der Führer fällt, der rattengesichtige Doktor — eine Sekunde lang taucht das Fleisch mit den Würmern auf — fliegt ins Meer, die Offiziere sind entwaffnet, die Meuterer Herren des Panzerkreuzers. Hoch oben auf der Flaggenschnur wimpelt ein kleines freudiges Fähnchen. Im Morgenwind sozusagen, obgleich es Abend ist. Ein Balken mit Netzwerk ragt vom Schiffsrumpf in die Luft. Da hängt was an schwarzer Schnur: der Zwicker des Schiffsarztes.

Aus dem nahen Odessa kommen sie mit vielen Booten, bringen Lebensmittel, umschwärmen glücklich den befreiten „Potemkin". Und in der Stadt selbst drängt aus Häusern, Fabriken, Aemtern alles ins Freie, aus allen Toren quillt der Menschenstrom, durch Straßen und Gäßchen, über Brücken und unter'm Bogen, den sie spannen, schreiten endlose Scharen im Feiertagsschritt, vorbei an dem toten Führer, der „um einen Löffel Suppe" sterben mußte. Tausend Gesichter — ein Gesicht! Es ist wie ein Osterspaziergang. Vom Eise befreit sind Herz' und Seelen.

Zum Hafen hinab führt von der Stadthöhe eine gewaltige Freitreppe. Dort machen die Massen halt, schwenken die Hüte, grüßen das glückhafte Schiff. Plötzlich, auf der obersten Stufenbreite: eine Reihe von Stiefeln. Im langsamsten Marschtakt stapfen sie die Stiege hinunter. Kosaken. Sie halten, heben das Gewehr an die Backe, schießen in die Menge. Panik, Tote, Fliehende, Schutzsuchende. Die Stiefel stapfen weiter. Halt! und Feuer! Und von neuem rückt die fürchterliche Stiefelreihe vor, wie von einer Maschine bewegt. Und wieder Halt! und Feuer! Stürzende, auf die Erde Hingewälzte, um Erbarmen Heulende. Kein Erbarmen. Eine Mutter, Augen und Mund in ungeheurem Entsetzen aufgerissen, deckt das Kinderwägelchen mit ihrem Leib. Der Kosakenoffizier schwingt graziös seinen Degen. Feuer! Allein, herzvernichtend allein, rollt der Kinderwagen die Treppe hinab. Und die Stiefel — sie sind das Wesentliche, die Menschen, die in ihnen stecken, nur ein bewegender, seelenloser Apparat — stapfen weiter, weiter im ruhigen Gleichtakt, ein starres System von Stiefeln, eine dickflüssige Welle von Stiefeln, die sich langsam meerwärts schiebt, und immer wieder flitzt das graziöse Säbelchen durch die Luft, und fährt der Tod feuerzüngig aus den kleinen Mäulern der Gewehre.

Der „Potemkin“ hat seine Kanonen auf die mörderische Stadt gerichtet. Ein monumentales Tor, eine Prunkfassade, ein steinerner Löwe, Symbole verfluchter Herrschaft, brechen staubumwirbelt in Trümmer.

Nacht und Stille. Die Stadt muckt nicht mehr, die See ruht schwarz. Meerstimmungen von gleicher Schönheit und Schwermut hat noch kein Filmmacher erfunden. Urmelancholie der Natur- und Menschendinge webt um diese stummen Schiffssilhouetten, schwankend auf zähem, bleischwarzem Wasser, das die tiefen Wolkenzüge streifen. Schlaff und dunkel hängt das einsame Wimpelchen hoch oben an der Flaggenschnur.

Mit dem aufdämmernden Tag zeigt sich am Horizont die Admiralsflotte. Der „Potemkin“ rüstet zum Kampf und Durchbruch. Als ihre eignen Herren üben nun die Matrosen den kriegerischen „Dienst“, den man sie gelehrt hat. Volldampf; die Maschine soll das Aeußerste hergeben. Von Zeit zu Zeit erscheint sie allein im Bilde, und jedesmal jagt der Rhythmus ihrer stampfenden Kolben um Sekunden rascher, rascher, rascher. Und das Herz des Zuschauers nimmt dem Herzen des Schiffes den hämmernden Takt ab! Wahrlich, einem schwachen Menschen könnte die Aorta platzen, wenn das noch weiterginge in dieser wütenden Steigerung. Die filmische Situation hat hier solche Stärke, daß das Politische aus ihr ganz verfliegt. Nicht die revolutionäre Idee mehr ist es, die den Zuschauer greift und ergreift, sondern der *absolute Gefühlsmechanismus* des Geschehens, in den er geraten ist, reißt ihn mit. Wenn ein einzelner zaristischer Dampfer gegen eine übermächtige rote Flotte so anliefe, wäre das Angst- und Wunschfieber des Zuschauers um nichts geringer.

Die Admiralsflotte schießt nicht. Sie dreht ihre Kanonenrohre abwärts und unter'm Jubel der Menschen auf dem „Potemkin“ und der Menschen im Kino (denen zumute ist, als wäre ihnen ein unerträglich spannendes Geschwür am Herzen aufgegangen), flieht das meuternde Schiff in die Sicherheit der neutralen Küste.

Mir wird der Atem und der Platz zu knapp, von allen wundervollen Einzelheiten dieses Films zu berichten, der beispiellos ist in der stummen Beredsamkeit und Gefühlsdichte seiner Bilder, in der Sachlichkeit seiner Phantastik. Viele erblicken im „Geist des Kollektivismus“, aus dem der Film geboren wurde, sein besonderes Wirkungsgeheimnis. Mir scheint dieses Geheimnis doch mehr im Artistischen als im Politischen zu liegen: darin, daß der Schöpfer des „Panzerkreuzers Potemkin“ nicht Erzählung in Bilder umgesetzt, sondern in Bildern gedacht, empfunden, koncipiert hat. Hier *spricht der Film seine Muttersprache.* Oder, um es derber zu sagen: hier erscheint er, ohne Zusatz von Wasser, durchaus in seinem eigenen Saft gekocht.

Ein Menschenfreund und Sammler kurioser Erlebnisse, dabei einer der virtuosesten Stilisten Deutschlands, *Franz Hessel,* hat im Ernst Rowohlt-Verlag einen entzückenden Band heiterer Abenteuer unter dem kuriosen Titel: *Teigwaren, leichtgefärbt,* herausgegeben. Dem reizenden Büchlein (das morgen ausverkauft sein wird), entnehmen wir diesen frohen Beitrag:

Eveline, Geheimratstochter, brünett, gebildet, unerfahren, liebt einen jungen Sportsmann, der nichts ist und nichts hat als gute Manieren. Die Eltern wollen ihn nicht zum Schwiegersohn, und das ist Evelinen eigentlich ganz recht, denn so hindert sie nichts mehr, ihn zum Geliebten zu nehmen. Heut abend erwartet sie ihn, sobald die Eltern, die in Gesellschaft gehen, fort sind. Sie hat schnell Migräne, sonst müßte sie mit. Sie hat sich einfach zu Bett gelegt und ist auf alles gefaßt.

Der Vater, Geheimrat, bindet vor dem Spiegel im Vorderkorridor seine weißseidene Schmetterlingskrawatte, die er durch alle Zeiten und Moden hindurch bewahrt hat wie seinen jugendlichen Idealismus und Sinn für das Wahre, Gute und Schöne. Er könnte die Krawatte ja auch im ehelichen Schlafzimmer binden, aber da steht seine Gattin vor dem Spiegel und verdrängt viel Raum. Auch wird sie nervös, wenn sie ihn binden sieht, und er, wenn er sieht, wie sie sieht . . . Er wäre lieber mit seiner Tochter zu Hause geblieben, möchte sie gar nicht so bald verheiraten, sondern allein mit ihr nach Italien reisen, nur mit dem Rucksack, wie er das kleine Gepäck nennt, immer in echten Osterien und Trattorien essen und sich ganz in Antike, Trecento, Quattrocento usw. versenken. Das ist nicht hübsch von ihm gegenüber der

Mutter, die nun distinguiert und watschelnd herbeieilt. Schließlich ist sie doch immer noch früher mit der Toilette fertig als er. Sie drängt zum Aufbruch und weiß nicht, wo ihr der Kopf steht. Sie findet, daß es sehr unrecht von Eveline ist, gerade heute Migräne zu bekommen, zumal der Haushalt schon darauf eingerichtet war, daß alle Herrschaften fort seien, die Köchin hat Ausgang, morgen ist Waschtag, man hätte das Suppenfleisch usw. Man kann nicht verlangen, daß die Rätin über das Liebesleben ihrer Tochter nachdenke. Die Jugend ist heutzutage selbständig, und eine Hausfrau hat immer Sorgen. Sie bindet nun doch noch die Krawatte des Geheimrats zu Ende, und endlich gehen beide.

Der *junge Mann* stellt sich, wie verabredet, vor dem Hause ein. Er ist blaß und hat rasch ein paar Kognaks getrunken. „Nimm mich hin," hat Eveline zu ihm gesagt, und das ist nicht so einfach, aber er weiß, was er ihr und sich schuldig ist.

Eva, mit Nachnamen (falls es interessiert) Grcezkowiak, das Hausmädchen, öffnet die Tür zum Hinterkorridor und erscheint. Sie ist Evelines Vertraute und soll den jungen Mann heraufholen. Nun hat sie doch Sorge um ihre unerfahrene, junge Herrin, obgleich ihr der junge Mann gut gefällt. Sie hat zur Rettung ihres geliebten Fräuleins ein großartiges Opfer im Sinne. Eva ist eine zu erfreulicher Üppigkeit neigende Blondine mit grauen Polinnenaugen. Sie hat ein Hamburger Häubchen und Erdgeruch. Sie öffnet die Wohnungstür und verschwindet. Als sie nach einiger Zeit in Begleitung des jungen Herrn wieder im Korridor erscheint, hat offenbar das großartige Opfer schon angefangen. Dieser

junge Mann hat nicht viel gelesen, aber in einem Buche, das Eveline ihm jüngst in die Hand gedrückt hat, ist er auf die Stelle gestoßen:

„Die Herzogin im Spitzenhemde weinen lassen,
Und dann der dunkle Weg zur Magd . . ."

Er glaubt es sich schuldig zu sein, auch dies zu erleben, und schleicht hinter Eva auf Zehenspitzen den Vorder- und Hinterkorridor entlang ins Mädchenzimmer.

Nach einer Weile arbeitet ein Schlüssel im Schlosse der Wohnungstür. Dies Geräusch schreckt Eveline aus ihrer wachen Unruhe auf, sie eilt aus ihrem Zimmer herbei. Sie denkt: „Er ist's! Eva hat ihm den Schlüssel gegeben, ist selbst aus Zartgefühl fortgegangen." Sie macht das Licht im Korridor aus, um den Geliebten im Dunkeln zu umarmen. Sie ist in einem bezaubernden, hellblauen Schlafrock. Aber das sieht der *Schupomann* nicht, der nun eintritt. Er ist Evas festes Verhältnis, er hat heute eigentlich Nachtdienst; denn es ist wieder einmal Alarmbereitschaft wegen der zu befürchtenden Unruhen; aber im letzten Augenblick ist Bereitschaft und Dienst abgesagt worden, und der Schupo kann, mit seinem Nachschlüssel bewaffnet, zum Liebchen schleichen. Er ist verblüfft, gleich in dunkler Tür seiden und duftend umarmt zu werden, schrickt aber nach der ersten Wonne befremdet zurück, ebenso die Umarmende, zumal gerade Eva herbeieilt, Licht anknipst und nicht minder erschrickt.

Ehe diese drei sich nun fassen und einander aufklären können, werden sie aufs neue erschreckt durch schleppende Schritte auf der Treppe. Eva flüstert: „Das sind die Herrschaften." Eveline flüchtet in ihr Zimmer, der Schupo in Evas Kammer. Nur die tapfere Eva bleibt auf dem Plan und empfängt aus den Armen des schnaufend eintretenden Geheimrats die Rätin, welche einen Zustand bekommen hat und vor allem aufgeschnürt werden muß.

Eine Weile bleibt es still im Flur. Dann kommt der junge Mann geschlichen. Er muß sich mit dem Schupo verständigt haben. In schneller Erfassung der Lage hat er, wie wir annehmen, ihn zu überzeugen verstanden, daß sein eigener Aufenthalt im Liebesgemach des andern nur eine Flucht aus dem Gelaß seiner Geliebten vor der Gefahr der nahenden Eltern war. Er ist mit des Schupos Nachschlüssel versehen und entkommt.

Nun erscheint der Vater, gefolgt von der Tochter, die ihm vor dem Spiegel die Schmetterlingskrawatte aufmacht. Die Mutter ist wohl inzwischen von der braven Eva zu Bette gebracht worden, und wir wollen hoffen, daß sie schon schläft. Ebenso erhoffen wir angenehme Ruhe auf der anderen Seite des Flures für den Schupomann und seine Eva, die nun für ihr Opfer doppelt belohnt ist.

Eveline aber lassen wir am besten tief enttäuscht sein, daß der Geliebte nicht gekommen ist. Sie hätte es lieber ertragen, von den Eltern in seinen Armen überrascht als von ihm versetzt zu werden. In den Schupoarmen möge sie, einen raschen Augenblick lang, die Abgründe des Lebens gespürt haben und sei nun bereit, mit dem Vater die gebildete Rucksackreise nach Italien anzutreten.

Aus diesem Szenarium hätte ein geschickter Sketschhersteller vielleicht etwas Brauchbareres machen können, als was vorliegt. Die Szene ist immer der Korridor, und die schönsten Momente sind die, in denen niemand zu sehen ist als die Kleiderhaken und der große Spiegel.

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, fünfte Maiwoche.

Von der Kohle ist im „Tage-Buch" jüngst ausführlich gesprochen worden. Es wurde darauf aufmerksam gemacht, in wie weitem Umfange die Kohle ihre alte Bedeutung verloren habe, sodaß bereits von einem Sterben der Kohle gesprochen werde. Dies aber, wurde gesagt, sei wohl zu weitgehend. Denn Kohle sei nicht nur Brennstoff, sondern auch die *Rohstoffgrundlage einer großen chemischen Industrie;* und in gewissen Laboratorien würden schon neue chemische Verfahren studiert, die der Kohle eine Art Renaissance bringen könnten. Unvermutet rasch scheinen diese Hoffnungen sich jetzt verwirklicht zu haben. Die Farbenindustrie A.-G., die neue Trustfirma der deutschen chemischen Industrie, teilt mit, daß die Verflüssigung der Kohle gelungen sei und daß wir damit rechnen könnten, in kurzer Zeit einen erheblichen Teil der flüssigen Brennstoffe, die wir bisher aus dem Auslande beziehen mußten, im Inlande aus Kohle herstellen zu können. Man braucht nicht erst darzulegen, welche Bedeutung dieses Verfahren für die *Ueberwindung der Kohlenkrise* gewinnen kann. Auch die Konsequenzen für die *Handelsbilanz* liegen auf der Hand, besonders wenn man in Betracht zieht, daß die Motorisierung Deutschlands ja erst begonnen hat, der Import von ausländischen Oelen also ganz zwangsläufig immer noch steigen müßte. Aber auch eine privatwirtschaftliche Folge kann nicht unterschätzt werden. Nachdem die *Standard Oil Company* und die *Royal Dutch* sich praktisch zum Herrn des ganzen deutschen Mineralölhandels gemacht haben, war zu erwarten, daß sie in kurzer Zeit dazu übergehen würden, das amerikanische System der Zapfstellen auch in Deutschland einzuführen und damit jeder noch selbständig gebliebenen deutschen Konkurrenz endgültig das Grab zu schaufeln. Sie werden die Farbenindustrie jetzt an ihrem Vertrieb beteiligen müssen, und es wird dann wenigstens ein Teil der Gewinne, die am deutschen Markt erzielt werden können, in Deutschland verbleiben.

Die deutsche Zündholzindustrie, die in den letzten Jahren zu ungefähr 70 Prozent von dem schwedischen Kreuger-Trust aufgekauft worden ist, fordert seit einigen Wochen einen Eingriff des Reichs zugunsten des nicht mehr sehr bedeutsamen Restes von unabhängigen Unternehmungen. Vor dem Kriege bestand eine *Kontingentierung* der Produktion auf reichsgesetzlicher

Grundlage, deren Wiedereinführung jetzt verlangt wird. Ihr Ziel soll sein, die Ausdehnung des schwedischen Trusts zu hindern und die freien Fabriken zu erhalten. Die volkswirtschaftliche Rechtfertigung einer solchen Maßnahme will die Industrie darin sehen, daß der Schwedentrust seine Monopolstellung rücksichtslos mißbrauchen werde, wenn er erst die übrigen Produzenten ausgeschaltet habe. Dabei verschweigt man, daß es auch absolut trust*sichere* Fabriken, nämlich die der Konsumvereine, gibt, die eine völlige Monopolisierung verhindern werden. Auch ist eine wirkliche Monopolisierung so gut wie ausgeschlossen in einer Industrie, die so wenig *stehendes* Kapital erfordert wie die Zündholzindustrie. Jede übermäßig hohe Preisgebarung müßte hier die Konkurrenz neu entstehender Außenseiter hervorrufen, — es sei denn, daß es den Schweden gelänge, auch die Fabrikation der Zündholz*maschinen* in aller Welt zu monopolisieren, was bisher offenbar *nicht* durchgeführt werden konnte. Dagegen würde gerade das von den freien Fabriken vorgeschlagene System der staatlichen Kontingentierung sehr bald zu monopolistischer Preisbildung führen müssen. Denn die Fabriken des Trusts würden ja mit einbezogen werden. Und ein so mit staatlicher Hilfe geschaffenes Produzentenkartell, dem die Kontingentierung das alleinige Recht der Produktion sichern würde, könnte den Zündholzpreis freilich so hoch hinauftreiben, wie es die Konkurrenz der Feuerzeuge überhaupt erlauben würde.

Die Emission der 150 Millionen Vorzugsaktien der Reichseisenbahn ist nun, nach einiger Diskussion, doch beschlossen worden. Bekanntlich soll das Reich die 7prozentige Verzinsung des Papiers garantieren, und es ist an sich ein erfreuliches Zeichen, daß diese Garantie nicht ungesehen geschluckt wurde. Selbst *dieser* Reichstag, dessen Bewilligungsfreude ja weit genug geht, scheint der vielen Garantien und Subventionen allmählich etwas müde geworden zu sein. Schließlich verblieb man bei dem Vorschlag der Regierung. Aber festgestellt muß werden, daß die Emission nun gerade in einem Zeitpunkt erfolgt, in dem die Aufnahmefähigkeit des deutschen Kapitalmarktes sichtbar und entschieden wieder *nachläßt*. Wir haben ja große Emissionszeiten hinter uns; im Monat April ereignete es sich sogar zum erstenmal seit langen Jahren, daß an der Berliner Börse *mehr* Anleihen und Aktien neu aufgelegt wurden als an der Londoner. In den letzten Wochen aber ist ein Wandel eingetreten, man ist zurückhaltender und vorsichtiger geworden, — die Milliarde neuer Emissionen, die während weniger Monate dem deutschen Markt entzogen wurde, beginnt fühlbar zu werden. Außerdem zwingt auch die ganze Lage zur Vorsicht. Anscheinend stehen wir vor einer Konjunkturbelebung, — d. h. über kurz oder lang werden die Zinssätze wieder *steigen*. Das kann

dazu führen, daß die Zinschancen auf anderen Gebieten wieder besser werden als die Verzinsung, auf die sich die letzten Emissionen stellen, so daß viele Anleihebesitzer trachten werden, ihre Stücke zu veräußern, um wieder mit dem Geld zu operieren. Das kann zu einer Deroute auf dem Anleihemarkt führen, die um so fühlbarer werden muß, als auch die saisonmäßige Anspannung des Geldmarktes, die in den Sommermonaten regelmäßig eintritt, vor der Türe steht. All diese Gründe sind es, die die Banken zu größerer Zurückhaltung gegenüber weiteren Emissionen veranlassen, insbesondere, da sie ja auch auf eigene Effektenbestände Rücksicht zu nehmen haben. Man kann also nicht einmal mit Sicherheit sagen, ob die Unterbringung der Eisenbahnanleihe, so günstig sie auch ausgestattet ist, vollkommen gelingen wird. Doch ist anzunehmen, daß alle Mittel angewandt werden, die die Emission zu einem Erfolg gestalten können; denn ein Fehlschlag wäre aus Prestigegründen, besonders dem Ausland gegenüber, schwer erträglich.

In der deutschen Eisenwirtschaft kommt es zu immer neuen Spannungen. Zwischen der Arbeitsgemeinschaft der eisen*verarbeitenden* Industrie (Avi) und der *Schwer*industrie kämpft man neuerdings über die Ausfuhrvergütungen, die die Schwerindustrie an die Verarbeiter zu zahlen hat, — als Entschädigung für den Zollschutz, den sie genießt, der aber den Verarbeitern das Rohmaterial in einer exporthinderlichen Höhe verteuert. Als Ausgleich erhalten die Verarbeiter die Ausfuhrvergütung; und zwar erhielten sie sie bisher gleichmäßig pro Tonne des in den erfolgten Exporten enthaltenen Rohmaterials. Jetzt aber macht die Schwerindustrie den Versuch, die Einheitsfront der verarbeitenden Industrie dadurch zu zerstören, daß sie an Stelle des *einheitlichen* Systems der Ausfuhrvergütungen eine Fülle von differenzierten *Einzelverträgen* zwischen Einzelverbänden setzen will. Ob sie das mit dem geheimen Dolus tut, späterhin mit der unangenehmen Verpflichtung überhaupt aufzuräumen, darüber kann man nur Vermutungen äußern. Gestärkt wird sie jedenfalls dadurch, daß sie sich neuerdings auf heftige amerikanische und französische Angriffe gegen das ganze deutsche System der Ausfuhrvergütungen stützen kann. Auf französischer Seite nämlich macht die eisenverarbeitende Industrie verzweifelte Anstrengungen, die Bedrohungen ihres eigenen Zollschutzes abzuwehren, die sie von einem deutsch-französischen Handelsvertrag erwartet. Es ist verständlich, daß sie da zu jedem Argument greift. Die amerikanischen Angriffe sind merkwürdiger. Denn das System der Preisbindung, das von den deutschen Eisenverbänden geübt wird, würde in Amerika als ungesetzlich betrachtet und gerichtlich verfolgt werden. Ein Angriff auf die Einrichtung der Ausfuhrver-

gütungen, die die Schädlichkeit dieses Systems wenigstens indirekt zugeben, kann also nur zu einer *Stärkung* des schwerindustriellen Preisdiktats führen, d. h. ein Verfahren begünstigen, das der amerikanischen Rechtsauffassung strafbar erscheint. Wenn trotzdem auch die Amerikaner schreien, so legt die Gleichzeitigkeit des innerdeutschen Vorstoßes und der internationalen Hilfsstellung dafür den Verdacht nahe, daß hier keine zufällige, sondern *verabredete* Einheitsfront gegen die Ausfuhrvergütungen geschaffen wird. Sie sind wertmäßig zwar geringfügig. Offenbar sind sie aber dennoch lästig. Und in einer Zeit, in der die Frage des Eisenzolls nicht mehr akut ist, will man sie loswerden.

Den Augenblick der schwersten Depression, die die deutsche Wirtschaft bisher gekannt hat, hält die Reichsregierung anscheinend für geeignet, die Lebensmittelzölle weiter zu erhöhen. Wozu soll die Erhöhung dienen? Die im Herbst eingeführten Zölle haben ihre Schuldigkeit getan: — der geldmäßige Wert der deutschen Brotgetreideernte lag im Erntejahr 1925 um 5—10 Prozent höher als im Erntejahr 1924. Infolgedessen wurden zwar für das Jahr 1926 die gleichen, zum Teil sogar etwas größere Kunstdüngermengen verwandt, sodaß also weiter erhöhte Erntemengen und dadurch gedrücktere Preise erwartet werden könnten. „Glücklicherweise" aber war die Witterung bisher sehr ungünstg, Fachleute erwarten daher ziemlich sicher, daß die diesjährige Ernte keineswegs so reichlich wie die vorjährige ausfallen wird. Da auch international die Aussichten ungünstig sind, kann man damit rechnen, daß das kommende Erntejahr keine den Produzenten ungünstige Preisgestaltung bringen wird. Insbesondere wird das für den Roggen zutreffen, dessen Anbaufläche in Amerika ebenso stark zurückgegangen ist wie in Deutschland, wo man ja mit einer wesentlichen Verkleinerung der Roggenanbaufläche rechnet. Die Prognose für die Getreidepreise überhaupt, insbesondere jedoch für den Roggenpreis, ist also durchaus günstig, soweit man sich an einem so frühen Zeitpunkt schon ein Urteil bilden kann. Dennoch enthält der deutsch-schwedische Handelsvertrag Getreidezollsätze, die eine Verdoppelung der jetzigen Sätze bedeuten würden! Ihre Unterbringung an dieser Stelle ist um so erstaunlicher, als Deutschland mehr Getreide nach Schweden importiert als umgekehrt und ein schwedisches Interesse an den deutschen Getreidezöllen überhaupt nicht besteht. Es kann sich also nur um einen Vortakt für die Sätze handeln, die man auch in Verhandlungen mit anderen, wichtigeren Ländern durchdrücken will. Und es scheint, daß die Regierung entschlossen ist, außerdem auch für eine lange Reihe anderer Lebensmittel die Zollsätze noch beträchtlich zu erhöhen. Warum? Nun, wer hellhörig ist, kann nicht im Zweifel darüber sein, daß wesentlich ein innerpolitischer Zweck beabsichtigt ist —: Lockrufe für die Deutschnationalen!

GLOSSEN

PARISER BILDERBOGEN

1.

Wie ruhig war in Paris der erste Mai! Er war sogar schön und sonnig. Der Frühling, der in diesem Jahr das Gesicht einer griesgrämigen alten Jungfer zeigt, hatte an diesem Tage Rot aufgelegt. Als sei er dem Regisseur des Pariser ersten Mai besonders dankbar. Der Regisseur war Herr Pierre Laval, Justizminister. Vor den Geschworenen des Assisenhofes der Seine standen die Kommunisten Clerc und Bernardon unter der Anklage, an einem Wintersonntag in der rue Damrémont vier Faschisten erschossen zu haben. Am Vorabend des ersten Mai war alles parat zum Urteilsspruch. Pierre Laval hatte es anders verfügt. Das Urteil sollte *nach* dem ersten Mai gesprochen werden; die Hitzköpfe aus den Vororten sollten daran denken, daß zwei ihrer Kameraden vor den Geschworenen um ihren Kopf würfelten, auf die Zähne beißen und von der Straße wegbleiben. Das nennt man „in ein schwebendes Verfahren eingreifen". Eine verruchte Sache! Sie war so verrucht, daß der Ankläger sich sagte: „Fein, fein! Die können doch nicht an sich halten und Clerc und Bernardon müssen dran glauben." Der Justizminister war der bessere Psychologe. Es war beinahe so ruhig in Paris wie an einem Londoner Sonntag. Kleinigkeit, wird man sagen. Mir hats imponiert: ein paar hunderttausend quecksilbrige Franzosen, die einen ganzen arbeitsleeren Tag lang ihr Temperament im Zügel halten, weil sie für zwei ihrer Kameraden die Geschworenen in guter Stimmung halten wollen, — ich mag die Kommunisten nicht gut leiden, aber mir hats imponiert!

2.

Dann kam am 5. Mai das Urteil. Es gibt keine bessere qualifizierte Vertretung des mittleren Franzosen als zwölf Pariser Geschworene. Die haben diesmal den Faschismus glatt erledigt. Sie haben Bernardon freigesprochen und Clerc unter Annahme der Provokation und mildernder Umstände zu drei Jahren einfacher Haft verurteilt, nicht weil sie für den Kommunismus irgendwelche Zärtlichkeit haben.

Sondern weil sie es satt haben, daß ein paar hundert hysterische Jünglinge in der Comédie françaisé ein harmloses Theaterstück so angestrengt niederbrüllen, bis die Autoren es vom Spielplan zurückziehen.

Weil sie es nicht verkneifen können, daß die Camelots du Roy einmal in jeder Woche, die Gott erschaffen hat, im Quartier latin einem würdigen alten Professor oder einem der gemütlichen alten Herren von der Ligue des droits de l'homme das Material zertrümmern.

Weil sie es ungehörig finden, daß ein blaues Hemd zur politischen Ungezogenheit berechtigen soll.

Wie wars schon bei Germaine *Berton:* die hatte einen Polizisten niedergeschossen, am lichten Tag. Sie wurde freigesprochen, weil kurz vor der Verhandlung die Camelots du Roy ein paar politische Greise und eine ältere Dame zu Boden warfen, um ihnen Rizinusöl einzuflößen und sie mit Tinte zu beschmieren.

Das mögt ihr nennen wie ihr wollt: lendenlahme Justiz, Volksjustiz! Der mittlere Franzose hat sich noch immer geholfen, wie er kann.

3.

Ein bißchen Literatur, bitte! Soeben höre ich, daß Fräulein Adrienne Monnier wahrscheinlich ihren feinen Buchladen in der Rue de l'Odéon schließt, ihre Bibliothek verkauft und ihren Verlag aufgibt. Ihr steht anscheinend das Wasser bis an den Hals. Es langt nicht mehr zum durchhalten.

Wer kennt in Berlin Adrienne Monnier? Und, um Gotteswillen, wer kennt sie in Paris? Ein gutes Hundert Schriftsteller, aber es sind die Besten von heute. Sie betreute den kleinen Verlag „Les Amis de Livre", sie betreute die edle internationale Zeitschrift „Le Navire d'Argent". Das Silberschiff! Ist der Name allein nicht ein Gedicht? In dem kleinen Raum der Rue de l'Odéon hat die Elite Jung-Frankreichs ein paar Jahre lang miteinander geplaudert und sich Mut geholt. Bei einer gescheiten jungen Frau! Nur ein Bücherladen, aber es war der letzte Salon Littéraire.

Man wünscht den ganzen faulen Zauber von Montmartre, den ganzen exotischen Plunder von Montparnasse zu allen Teufeln, wenn man sich sagt, daß Adrienne Monnier — der mit einem Hundertausend-Frankenschein geholfen werden könnte — ihr Silberschiff in die Tiefen des babylonischen Meeres versenken muß.

Frantz Clément-Paris

JACOB BURCKHARDT ÜBER BERLIN

„Glaubst Du mir, daß ich am Sonntag nur schon deshalb ungern spazieren gehe, um nicht Berlinern en masse zu begegnen? Drei Vierteile dieser Gesichter sind bittersauer und gedrückt, der letzte Vierteil philiströs gemästet."

Aus einem Brief Burckhardts am Eduard Schauenburg vom 25. März 1847.

VON DER VERGÄNGLICHKEIT DER TAGESSCHRIFTSTELLEREI

Ein Schriftsteller gewahrte eines Tages auf der Straße, just in eine Trambahnschiene eingeklemmt, einen Fetzen Zeitungspapier, von dem ihm unter der gut gegebenen Überschrift eines Feuilletons kühn und klar sein Name entgegenleuchtete. Der Schriftsteller neigte sich ein wenig vor, um seinen Namen besser sehen zu können, und dachte:

„Ah . . ."

Im selben Augenblicke kam eine Trambahn dahergefahren, und der Schriftsteller mußte mit ansehen, wie sie, ein rasendes Sinnbild der Gemeinheit, das saubere Stück Zeitungspapier in ein metallisch graues Stückchen Nichts verwandelte und seinen Namen auslöschte.

*

Die Heldin unserer anderen Geschichte ist die Geliebte des Schriftstellers. Das heißt: zur Zeit, da dies sich ereignete, war sie es schon nicht mehr.

*

Selbst einstige Geliebtinnen von Schriftstellern suchen zuweilen Orte von allgemein menschlicher Bedeutung auf. Es war in der Sommerfrische und der Ort ländlich schicklich mit Zeitungspapier ausgestattet. Die Geliebte des Schriftstellers entdeckte hier unter der weidlich forcierten Überschrift eines Feuilletons den Namen des Schriftstellers. Erst erschrak sie ein wenig. Dann las sie das Feuilleton, soweit es vorhanden war. Dann fand sie es matt, ungleich weniger stark als die Feuilletons, die er zu ihrer Zeit geschrieben hatte. Dann verfiel sie in Träumerei. Szenen in alten Parks, durch die sie mit ihm gewandelt, zogen an ihrem Geiste vorüber, liebe Erinnerungen an kleine Reisen, Theaterbesuche, ländliche Idyllen. . . . Bis sie plötzlich, bitter und wild,

„Der Schuft“ rief und ihre Meditation abbrach.

Sogar hier wurde der Name des Schriftstellers ausgelöscht.

Ossip Kalenter.

DIE ZEHN GEBOTE MARINETTIS

L'Impero, das römische Ultra-Faschistenblatt, welches von zwei bösen Buben namens Carli und Settimelli geleitet wird, veröffentlicht eine Schöpfung des ihm nahestehenden Futuristen-Papstes F. T. Marinetti: den „Imperialistischen Dekalog“. Also lauten Marinettis 10 Gebote:

1. Göttlichkeit Italiens.
2. Die alten Römer haben alle Völker der Welt übertroffen: der Italiener von heute ist unübertreffbar.
3. Der Brenner ist kein Endpunkt, sondern ein Ausgangspunkt.
4. Der letzte der Italiener ist mindestens tausend Ausländer wert.
5. Die italienische Sprache ist die schönste der Welt.
6. Die italienischen Erzeugnisse sind die schönsten der Welt.
7. Die italienischen Landschaften sind die schönsten der Welt. Um die Schönheit einer italienischen Landschaft zu erfassen, bedarf es italienischer Augen, d. h. genialer Augen.
8. Italien hat alle Rechte, denn es besitzt das absolute Monopol auf den schöpferischen Geist und wird es auch weiterhin besitzen.
9. Alles, was erfunden worden ist, ist von Italienern erfunden
10. Jeder Fremde muß italienischen Boden mit religiöser Ehrfurcht betreten.

Wie aber, fragt sich der geistig intakte Leser, soll man vor diesem neuen Moses statt Mitleid Ehrfurcht fühlen?

DIE VERGIRLUNG DER WELT

Wer will leugnen, daß wir allesamt vergirlt sind? Die Weiber mit Herz, Hand, Fuß, besonders Bein, Schritt, Tanz, Lungenflügeln und ihrem Verstandesorgan, das nach Moebius „physiologischer Schwachsinn“ heißt: die Männer mit den diesem Weiblichen korrespondierenden Sehnsuchtsorganen, unter denen sich keineswegs immer der „physiologische Starksinn“ befinden muß.

Wenn Petroleum und Girl nicht so verteufelt unkommensurable Größen wären, müßten weitsichtige und gewissenhafte Nationalökonomen tabellarisch und kurvisch berechnen, welchem von diesen beiden Weltmonopolexportartikeln Amerikas, diesen Hauptwaffen amerikanischer Kolonisation, die größere Bedeutung zukommt. Denn ebenso wie Amerika die Lampen und Motore fast der ganzen Welt unter seinem Machtbereich hält und ihnen den Brennstoff zumißt, so versorgt es jetzt auch die Lampen und Motore der Erotik fast der ganzen Welt mit seinem Brennstoff. Es hat den erotischen Brennstoff amerikanisch standardisiert.

Damit ist natürlich nicht gesagt, daß Amerika mit seinen Girls einen Girlhandel treibt. Es liefert nur das Modell, die Warenmarke. Irgendwo, an einer geheimen, reizenden Stelle, haben die schlanken, shimmytanzenden, shakehands applizierenden jungen Mädels der ganzen Welt ein „Made in U. S. A.“ oder „U. S. A. copyright“ eingestanzt oder eingebrannt. Und eben dasselbe Wasserzeichen trägt die erotische Brille, die dem modernen Manne auf der Nase sitzt und ihm die Menschenweibchen in Helenen verwandelt.

Man nehme den amerikanischen Girltypexport nicht auf die sogenannte leichte Achsel! Man er-

innere sich, daß vor 200 Jahren Frankreich das Hauptexportland des erotischen Typs war, daß die Marke „Rokokodame“ Frankreich ungeheure Gewinne gebracht hat, die es in Form seiner Luxusindustrie, aber auch auf diplomatischen Gebieten (die Diplomatensprache „französisch“ Folge der Vertretung französischer Lebens- und Sexualformen) noch heute einheimst. Man male sich nur aus, welcher Gewinn es für Deutschland gewesen wäre, wenn die erotische Marke „Gretchen“ mit Veilchenblick am Barchentunterröckchen ein Weltartikel geworden wäre. Wie freundlich lachte uns die Welt! Und wie groß wäre unser Barchentumsatz!

Allerdings setzen sich die Amerikaner mit wunderbarem Elan für die Propagierung und technische Vervollkommnung des Girltyps ein. Für den Sachverständigen ist das Studium ihrer Propagandaarbeit geradezu ein Hochgenuß. Gibt es überhaupt eine illustrierte Zeitung in der ganzen Welt, in der nicht Nummer für Nummer irgendeine kleine Herde amerikanischer Girls abgebildet wird? Eine neue Mammutlokomotive wird in Ohio eingeweiht. Schon stehen vorn fünf oder sechs Girls im Badekostüm und in den charakteristischen Posen, die die Mitte zwischen Elfen- und Niggertanz bilden. Die Stadt Syrakus in Massachusetts feiert ihren 50jährigen Gründungstag. 300 Girls im Badekostüm schreiten — halb Elfen-, halb Niggertanz — im Festzug. Ein alter Aztekentempel wird entdeckt. 30 Girls schweben im Badekostüm, halb Elfen-, halb Niggertanz, auf dem Dache und durch die illustrierten Blätter der Welt. In den Badeorten lange Defilierungen von Schönheitskonkurrentinnen. Der schönste Rücken, die schönste Wade, der schönste Nacken steht in Konkurrenz. Es ist geradezu eine von einem ganzen Volke betriebene Zuchtwahl, zur Erreichung der vollkommenen Menschengattung Girl.

Charakteristisch an diesem amerikanischen Erotikexport ist, daß wohl ein Mädchentypus, aber nicht ein Männertypus lanciert wird. Das will sagen, daß trotz aller Vermännlichung der Frau, trotz aller Vergirlung, doch der Mann der maßgebende Faktor, der große Kaufherr und Kunde wie in allem, so auch in Eroticis geblieben ist, und daß sich in der Hauptsache nach seinem Bedarf und nicht nach dem der Frau die Fabrikation und Propagierung neuer Erotikware richtet.

Arnold Hahn.

BACH IN MÜNCHEN

Hat da kürzlich Herr Generalmusikdirektor Professor Hans *Knappertsbusch* uns glücklichen Münchnern die H-Moll-Messe beschert. Im Vertrauen: dies ist nur eine Behauptung, eine solche freilich, für die sich ein schwerbelastendes Indizium ins Feld führen läßt. Die H-Moll-Messe stand nämlich auf dem Programm, und so kann angenommen werden, daß ihr die energiegesättigten Hieb- und Stoßbewegungen, ihr die willenbeugenden Augenblitze und Fingerspreizungen galten, mit denen unser Maestro von seinem Feldherrnhügel herab an jenem denkwürdigen Abend sein Rrrement lenkte. Wars Wirklichkeit? Wars nur eine akustische Fata Morgana? Schwer zu sagen: Stillgestanden, Helm ab zum Gebet! (Kyrie); unser oberster Kriegsherr, hra, hra, hra! (Gloria); Achtung, präsentiert das Gewehr! (Sanctus); rührt Euch! (Dona nobis pacem.) Blasphemie? Ich wage nicht zu widersprechen; fragt sich nur, von wem, an wem sie begangen wurde. Armer Johann

Sebastian! Doch nein, warum arm, du arm? Was geht es dich an, wenn man in der Vermittelung deines göttlichen Werkes eine Gelegenheit sieht, die Macht seiner napoleonischen Persönlichkeit spielen zu lassen, was macht es *dir*, wenn man deine himmlische Kindergläubigkeit erdenhaft auswertet, was interessiert es dich, wenn deine Schöpfung in eine Unzahl musikalischer Aphorismen zerrissen wird? Wem tut dies alles weh? Dir? Du bist ja tot, du hörst und siehst es nicht, brauchst es nicht zu hören und zu sehen! Zudem: Dir kann niemand Abbruch tun, du bist unendlich. Sagte nicht ein anderer Großes von dir: Bach? Meer solltest du heißen!? An das tote oder das steinerne Meer dachte er dabei gewiß nicht!

Arnold Meyer

MARCEL RAVAL

Vor ein paar Tagen sprach Marcel *Raval* in der Galerie Neumann über junge Dichtung in Frankreich.

Ich sah Raval zum ersten Male beim Wintersport in St. Moritz. Zuerst sah ich nicht mehr als einen eleganten Jungen, der gut Ski lief, ritt, Eishockey spielte, tanzte und Bridge liebte. Ein idealer Gefährte, immer liebenswürdig und lächelnd. Das Lächeln — ja, durch sein Lächeln fiel er mir eigentlich erst richtig auf. Er sprach nicht viel und wie um das wettzumachen, wie um seinen verlorenen, fernen Blick zu entschuldigen, lächelte er — es war eine Brücke von irgendwo zu uns anderen! Und dann war es mir nicht mehr verwunderlich, als er mir erzählte, daß er dichte.

Sein erstes Buch *„L'amour en croix“* erschien als er achtzehn Jahre alt war. George Duhamel schrieb voll Liebe und Wärme die Einleitung. Heute ist Raval fünfundzwanzig und gibt seit vier Jahren eine Zeitschrift *„Les feuilles libres“* heraus, wo die Jungen und Jüngsten Frankreichs *mit ihm arbeiten!* Ja, das ist es. Wenn man diese Hefte liest, fühlt man, daß da nicht gewöhnliche Beiträge nebeneinandergestellt sind, sondern daß hier junge Leute sich gegenseitig zu Wort kommen lassen, daß sie gemeinsam, so verschieden sie sein mögen, eine Gruppe bilden voll lebender Kraft.

Alle Mittwochs von 5 bis 7 ist „Empfang“ in der Redaktion. Maler, Schriftsteller, Künstler jeder Art kommen hin. Es wird debattiert, kritisiert, man lernt sich kennen. Jean *Cocteau,* Tristan *Tzara,* Pablo *Picasso,* Jaques *Porel,* der Sekretär Ravals, Guillaume *Apollinaire,* Roger *Vitrac,* René *Crevel* sind Mitarbeiter. Die merkwürdigsten Gedichte von Raymond *Radiguet* sind in den „Feuilles libres“ erschienen.

Jetzt sprach Marcel *Raval,* der in Berlin der französischen Gesandtschaft zugeteilt ist, in der Galerie Neumann über junge französische Dichter. Wieder verblüffte er mich. Diesmal durch seine Stimme. Er, der Schweigsame, sprach hell und klar, freudig und beschwingt über seine Freunde. Er las Gedichte und Skizzen von Paul Léon *Fargue,* den er „illusioniste sentimental“ nennt, — von Guillaume *Apollinaire,* dem Polen, Vorkämpfer der jüngsten Poeten, aus dessen Gedichten „Les collines“ weher Abschied von der Jugend

und Todesahnen blüht. Er sprach „La fenêtre“ und „Le soleil se couche“, beides kurze Skizzen von Kindern, von denen die Dadaisten Anregung nahmen und er verweilte bei der Erinnerung an Raymond Radiguet, dessen Genie in kühnem Bogen aufflammte und sich, zu früh vollendet, zum Kreise schloß. Die Schule des *Surréalisme* war mit einem Male keine „Richtung“ oder „Schule“ mehr, sondern ein, nicht zufälliges, Nebeneinander und Miteinander französisch-europäischer Köpfe einer Generation.

In Deutschland, wo jedes Talent in entsetzlicher Einsamkeit sich durchringen muß, sollte man auf Stimmen wie die Ravals hören, er vermittelt das Denken und Fühlen einer Gemeinschaft, der lebendigsten, die Paris im Augenblick beherbergt. *Josa Morgan*

MAN KANN AUCH ZU STOLZ SEIN

In Max Grubes „Geschichte der Meininger“ (Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart) wird eine Unterhaltung erzählt, die Ellen Franz, damals schon Freifrau von Heldburg, während einer schweren Krankheit ihres Mannes, des Herzogs von Meiningen, mit der Herzogin-Mutter hatte. Auf die Frage der herablassenden Herzogin, was sie tun würde, wenn das Schlimmste eintreten sollte, erwiderte die Freifrau: „Sofort wieder zum Theater gehn.“

Die Herzogin-Mutter, die wahrscheinlich eine Anrufung der Gnade des herzoglichen Hauses erwartet hatte, sagte nach einer Pause: „Meine Liebe, man kann auch zu stolz sein.“

CAPUS-ANEKDOTEN

Cachin, der kommunistische Deputierte, begrüßte Alfred Capus:

— 'Tag, Capus!

— 'Tag, Cachin!

— Was, fragte man Capus, Sie behandeln diesen Bolschewiken wie einen Freund?

— Oh, warum denn nicht, sagte Capus, uns beide trennt nichts als ein Abgrund.

* * *

— Unser Freund B. hat ein bewunderungswürdiges Hotel aufgemacht, erzählt Capus. Ein Komfort, das ist einfach märchenhaft! Stellt euch vor, jeder Toiletteraum hat drei Wasserhähne!

— Warum drei?

— Einen für kaltes Wasser, einen für warmes Wasser und einen für lauwarmes Wasser.

* * *

Im selben Salon stritten sich einige Damen über Capus' Alter. Schließlich hielten sie's nicht mehr aus und eine machte sich an Capus heran:

— Ach, lieber Herr Capus, es ist zwar sehr indiskret, aber wir müssen unbedingt etwas wissen: sagen Sie uns doch bitte: wie alt sind Sie?

— Das kommt auf Ihre Absichten an, meine Damen! sagte Capus.

* * *

Man spricht von einer Schauspielerin der Comédie. Es war noch Vorkriegszeit.

— Sie erklärt, sie könne nicht unter 100 000 Franken pro Jahr leben, sagte der eine.

Darauf der andere:

— Das macht zwei Liebhaber zu 50 000 Franken . . .

— Oder 1000 zu 100 Franken, ergänzte Capus.

* * *

In einem renommierten Salon. Frau X rauscht stolz herein, flankiert von ihrem Sohn und ihrer Tochter.

— Da kommt Frau X, sagte Capus. Sie sucht einen unverheirateten Mann für ihre Tochter und eine verheiratete Frau für ihren Sohn.

* * *

— Was, Sie haben noch keine politische Meinung? Wie lange wollen Sie denn noch warten? fauchte ein alter Politiker den jungen Capus an. Und fährt fort:

— Na, dann entscheiden Sie sich aber schleunigst. Und wenn ich Ihnen einen guten Rat geben darf: eignen Sie sich die meine an!

— Oh, vielen Dank, sagte Capus, aber ich möchte Sie wirklich nicht berauben.

(Nacherzählt von B. F.)

INHALT DES LETZTEN HEFTES

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin SW 19, Beuthstraße 19. Telephon: Merkur 8790, 8791, 8792. Verantwortlich: Stefan Großmann, Berlin W, Budapester Straße 16. — Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin SW 19, Beuthstraße 19. — Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Wien 156 791. Bankkonto: Commerz- u. Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstraße 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Prikopy 6. — Druck von Gehring & Reimers G. m. b. H., Berlin SW 68, Ritterstraße 75. — Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Beuthstraße 19.

Bezugspreis durch die Post in Deutschland pro Monat 2.— Reichsmark, pro Quartal 6.— Reichsmark; unter Streifband im Inlande und nach Österreich monatlich 2.25 Reichsmark, vierteljährlich 6.50 Reichsmark. Für das übrige Ausland nur Streifbandlieferung monatlich 2.50 Reichsmark, vierteljährlich 7.— Reichsmark.

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, erste Juniwoche.

Eines der wirksamsten Agitationsmittel im Kampfe gegen den Volksentscheid ist scheinbar die bange Frage: was wird geschehen, wenn wirklich am 20. Juni zwanzig Millionen Wähler für die Enteignung der Fürsten stimmen? Die Antwort wird zumeist nur angedeutet. Daß die Regierung zurücktreten oder den Reichstag auflösen würde, wäre das Schlimmste nicht. Ohnehin entspricht die Zusammensetzung des Parlaments *schon längst nicht mehr* der gegenwärtigen Stimmung der Wähler. Und daß möglicherweise *der Reichspräsident lieber demissionieren würde,* als das Gesetz zur Enteignung der Fürsten unterzeichnen, — es wäre bedauerlich, doch ein Rücktritt Hindenburgs von seinem Amt würde immerhin nur die Wahl eines neuen Reichspräsidenten notwendig machen. Weit bedenklicher aber ist die hier und da geäußerte Befürchtung, daß die Enteignung der Fürsten, auch wenn sie durch Volksentscheid beschlossen wäre, dem *Widerstand einzelner Länderregierungen* begegnen, ihre offene *Rebellion gegen das Reich,* möglicherweise auch *einen von der Reichswehr geförderten Putsch* gegen die Republik auslösen würde. In der „Germania" wurde sogar den Führern der Sozialdemokratie unterstellt, daß sie, mit diesen Perspektiven vor Augen, am liebsten selber ein Gelingen ihres eigenen Volksentscheids vereiteln möchten. Und der preußische Finanzminister *Dr. Höpker-Aschhoff* hielt kürzlich in einer demokratischen Parteiversammlung eine Rede, in der er gleichfalls auf *„die nicht voraussehbaren Folgen eines Gelingens des Volksentscheids"* hinwies. Man sollte meinen, daß in einer demokratischen Republik ein verfassungsmäßig und gar durch direkte Befragung der Wähler zustandegekommener Beschluß keinerlei Folgen haben könne, die sich nicht voraussehen lassen, daß der Gedanke, ihn nicht zu respektieren, überhaupt nicht zu diskutieren sei. Oder ist vielleicht Deutschland noch immer kein Staatswesen in der Art einer demokratischen Republik? Dann allerdings heißt es, den Dingen ins

Auge zu sehen, die Abwehr von Gefahren vorzubereiten, Maßnahmen zu treffen, die den Respekt aller Instanzen des Reiches und der Länder vor dem ausgesprochenen Willen der Mehrheit der wahlberechtigten Deutschen erzwingen. Unmöglich aber darf sich ein deutscher Minister mit der Feststellung begnügen, daß eine Verletzung der Verfassung, die Anwendung von Gewalt gegen 20 Millionen Wähler geplant sei. Er hat die Pflicht, gegen diese Pläne etwas zu tun. Sonst könnte man ebensogut auf die Durchführung des Volksentscheids verzichten.

Die Gefangennahme Abd el Krims hat eine ständige Lüge der Pariser Chauvinistenpresse aus der Welt geschafft. Es wurde nämlich festgestellt, daß sich *nur zwei Deutsche* im Lager des Rifkabylenführers befunden hatten, beide obendrein Überläufer aus der französischen Fremdenlegion und keineswegs Mitglieder des früheren Generalstabs. Die Behauptung, daß die Erhebung in Marokko von deutscher Seite begünstigt werde und daß Abd el Krim von deutschen Generalstäblern beraten sei, ist somit widerlegt. Man hatte das — offen gestanden — auch in Deutschland nicht überall erwartet. Wer die Reden hörte, die auf den Tagungen der Offiziersverbände und bei den Regimentsfeiern gehalten werden, die kraftvollen Worte vom unauslöschlichen Haß gegen den französischen Erbfeind und von der Sehnsucht nach dem kommenden Tag der Rache, der durfte wohl damit rechnen, daß eine ganze Anzahl früherer deutscher Offiziere mit Freuden eine Gelegenheit ergreifen würde, mit den Franzosen die Klinge zu kreuzen. Man hätte es nicht billigen, aber immerhin menschlich verstehen können — heute kann diese Feststellung nicht mehr als Aufforderung gedeutet werden —, wenn jene deutschen Offiziere, die sich lüstern nach neuem Kriegsruhm gehaben, den Rifkabylen in Marokko geholfen hätten. Aber niemand von ihnen scheint den Weg zu Abd el Krim gefunden zu haben, und selbst die scharfen Augen französischer Journalisten suchten vergeblich das Hauptquartier der Rifkabylen nach Spuren deutscher Offiziere ab. Der Grund? Man wird schwerlich annehmen können, daß den Predigern eines neuen Befreiungskrieges der Weg nach Marokko zu strapaziös erschien. Näher liegt die Vermutung, daß diese Herren in Deutschland selbst genug „nationale Aufgaben" sehen, die zu erfüllen obendrein nicht sehr gefährlich ist. Sie riskieren dabei nicht einmal den Verlust ihrer Offizierspensionen, geschweige denn einen Heldentod im marokkanischen Wüstensand.

Zur Zeit des Abstimmungskampfes in Oberschlesien wurde in Löwen in der Nähe der Neißebrücke der polnische Maschinenputzer Hermann *Frencken* aus Oppeln ermordet aufgefunden. Die polizeilichen Ermittlungen ergaben: der völkische Eisenbahn-

oberingenieur *Torinus* hatte mit Hilfe zweier Gesinnungsgenossen Frencken gewaltsam aus seiner Wohnung geholt und auf eine Lokomotive geschleppt, die sie auf unbesetztes Gebiet brachte; dort wurde Frencken als Anhänger der polnischen Sache durch Torinus erschossen. Die Tochter Frenckens stellte Strafantrag gegen den Mörder. Am 11. März 1926, — also *nach sechs Jahren!* — bekommt sie von dem Oberstaatsanwalt *Dr. Buhl* in Brieg, unter dem Aktenzeichen I. J. 191/1926, die Mitteilung, daß das Verfahren *eingestellt* sei; die Tat falle unter die deutsch-polnische Amnestie (die ebenfalls schon Jahre alt ist!). Von dieser Amnestie werden zwar nur jene Verbrechen betroffen, *deren Schauplatz das besetzte Gebiet war*. Tut nichts! Ein deutscher Staatsanwalt weiß sich in nationalen Dingen zu helfen. Er begründet seine Entscheidung damit, daß die Ausführung der Tat auf besetztem Gebiet *begonnen* habe; daß sie auf unbesetztem Gebiet *endete*, sei unmaßgeblich. Soviel Spitzfindigkeit, um einen Mörder vor der Strafe, vor einem Strafverfahren zu schützen, bedarf einer Erklärung. Der Herr Oberstaatsanwalt Dr. Buhl läßt sie nicht fehlen: der Ermordete — so schreibt er dessen Tochter — „bildete, solange er auf freiem Fuß blieb, eine dauernde große Gefahr für die Sicherheit des deutschen Eisenbahnverkehrs, für deutsches Eigentum und nicht zuletzt für Leib und Leben deutscher Staatsangehöriger". Von dieser Erwägung seien die Täter ausgegangen. Was aus dieser Feststellung zu folgern sei, spricht der Herr Oberstaatsanwalt leider nicht aus; er überläßt es der Tochter des Ermordeten und allen Patrioten, selber den Schluß zu ziehen: nicht der Mörder, sondern der Ermordete ist schuldig. Nämlich, wenn der Mörder ein Deutschnationaler ist und der Ermordete ein Pole.

Der begeisterte Empfang, der dem ersten deutschen Kriegsschiff, das seit vielen Jahren nach Amerika kam — dem Kreuzer „Hamburg" in Los Angelos —, zuteil wurde, fand bekanntlich eine sehr triste Erklärung: durstige Amerikaner konnten auf dem Schiff unter der schwarz-weiß-roten Fahne der deutschen Kriegsmarine *Bier zum Preise von 1 Dollar pro Flasche* erstehen. Das Washingtoner Staatsdepartement nahm diesen unverschämten Verstoß gegen die amerikanischen Gesetze so loyal wie nur möglich. Es begnügte sich mit einer Mitteilung über den Vorfall an den deutschen Botschafter, ohne die Bestrafung der Schuldigen oder die schleunige Abreise des Kreuzers zu fordern. Deshalb gilt die Affäre jetzt als erledigt. Das letzte, was die deutschen Zeitungen darüber meldeten, war ein telegraphischer Auszug aus dem *Bericht*, den der Kommandant der „Hamburg" dem deutschen Botschafter erstattet hat. Es war ein kurzer Auszug, der den Vorfall sehr *harmlos* erscheinen ließ, von *„einigen Besuchern"*

sprach, die entgegen der Vorschrift in die Kantine gegangen seien, wo sie zwar Bier bekommen hätten, aber *ohne daß „ein gewinnbringender Verkauf" stattgefunden* habe. Seltsamerweise steht diese Meldung in krassem Widerspruch zu einer Darstellung, die von der amerikanischen Telegraphenagentur „United Press" zu gleicher Zeit gegeben wurde und die man in deutschen Blättern im allgemeinen *nicht* zu lesen bekam. Danach habe der Kommandant der „Hamburg" in seinem Bericht an Herrn von Maltzahn nicht nur *zugegeben,* daß Bier *in größerem Umfang* zum Preise von 1 Dollar pro Flasche verkauft worden sei, sondern er habe auch noch hinzugefügt, er sei sehr *erstaunt,*

> „daß der Botschaft aus der Angelegenheit so große Schwierigkeiten enstanden seien. Er habe auf Anraten von befreundeter Seite den Verkauf des Bieres zugelassen in dem Glauben, damit *der deutschen Industrie einen Dienst zu erweisen."*

Ein Dementi der amerikanischen Meldung ist nicht erfolgt, und man weiß daher nicht, *wer* gelogen hat. Die Affäre ist ja „erledigt," — dank der Anständigkeit der Washingtoner Regierung. Aber soll diese famose Erledigung *endgültig* sein? Wird man die Affäre mit dem Mantel einer groben Lüge zugedeckt lassen? Wird man weiterhin ein deutsches Kriegsschiff einem Kommandanten anvertrauen, der zu so geistreichen „Dienstleistungen" an die deutsche Industrie imstande ist wie nach dem Bericht der „United Press" der Kapitän der „Hamburg"? Es sollte genug damit sein, daß wir uns die sehr teure Spielerei einer „Kriegsmarine" leisten, daß der deutsche Steuerzahler für den kostspieligen Luxus von deutschen „Kriegsschiffen" und für ihre Vergnügungsreisen aufkommen muß. Die deutsche Republik obendrein von unseren „blauen Jungs" blamieren zu lassen, liegt wirklich kein Grund vor.

Neben der Forderung auf Enteignung der Fürsten und dem Erfolg des Potemkinfilms beweist nach Ansicht deutschnationaler Moralisten auch das Versacken der Kriegsschuldlüge den „sittlichen Verfall des deutschen Volkes". Denn wahrhaftig, es sind schlechte Zeiten für die Spezialisten der Kriegsschuldlüge gekommen. Zwei Zeitschriften, die ausschließlich ihrer Bekämpfung gewidmet sind, finden, wie ein deutschnationales Blatt soeben elegisch feststellt, kaum noch Leser, geschweige denn Beachtung; und die Verleger sträuben sich, weil sich in Deutschland *kein Mensch mehr dafür interessiere,* neue Broschüren zur Kriegsschuldfrage herauszubringen. Und dabei hätten die Kriegsschuldfanatiker, trotz ihrer verzweifelten Aehnlichkeit mit den

Fanatikern des Vegetarismus oder des Häußerbundes, noch vor einem halben Jahre beinahe die Konferenz von Locarno zum Scheitern gebracht, und noch heute verlangen sie, daß ihr Steckenpferd zum Leib- und Staatsroß der deutschen Politik erhoben werde. Aber ihr vorlautes Lärmen paßt so schlecht zu dem Selbstgeständnis ihres Bankrotts, daß sich ihm hoffentlich auch die Ohren der deutschen Außenminister verschließen werden. Die Agitationsphrase der Kriegsschuldlüge ist zu Tode geritten! Sie ist nicht an ihrer Lächerlichkeit gestorben — die ist in Deutschland nicht tödlich. Aber es war zu langweilig auf die Dauer, immer wieder zu hören, daß Deutschland Reparationen zahlen muß, weil die Regierung noch nicht den Artikel 231 des Versailler Friedensvertrages widerrufen habe — und nicht etwa, weil die Regierung Wilhelms II. den Weltkrieg verloren hat.

Es war nötig, daß der preußische Minister für Kunst, Wissenschaft und Volksbildung nach Ungarn reise. Der ungarische Kultusminister Graf *Klebelsberg,* ein über die Grenzen des madjarischen Analphabetenlandes berühmter Mann, berühmt durch seine mit allerhand Freimut zur Schau getragene Homosexualität, war durch den starken Abendverkehr Unter den Linden nach Berlin gezogen worden, ein so würdiger Besuch muß schnell erwidert werden. Herr Dr. B e c k e r ist ein gutes Herz. Die ungarischen Minister, jedenfalls Mitwisser, wenn nicht Mittäter bei der Fälschung von Tausenfranks-Scheinen, sind im Augenblick in Europa vereinsamte, ja gemiedene Leute, man weiß, wie Graf Bethlen in Genf geschnitten wurde, kein Franzose, kein Engländer, kein Tscheche, nicht einmal ein Italiener will jetzt mit einer der Banknotenfälschungs-Exzellenzen umgehen; da naht die unschuldsvolle Professorenseele des ahnungslosen preußischen Ministers dem blutbefleckten Throne Horthys und den mit falschen Franks-Scheinen tapezierten Zellen der madjarischen Exzellenzen . . . . Inzwischen geht's im Berliner Ministerium Beckers wieder lustig zu. Der Hauptkrach wird, wie immer, in der *Kunstabteilung* des Ministeriums erzeugt. Man hat an der ganz unnötigen Blamage im Falle *Schillings* nicht genug — sie hat uns ein Geschenk von etwa *100 000 Mark* an Schillings gekostet —, da muß man die *Akademie-Absage Gerhart Hauptmanns* einstecken. Ein etwas giftiger Pennbruder und Becker-Trabant, der mit energischen Vereinsgründungen Deutschlands literarische Kultur begründen will, Herr Werner *Mahrholz,* hat es gewagt, den Dichter der „Weber" *asozial* zu schelten, weil Hauptmann sich nicht als akademische Wandverzierung des Ministeriums verwenden lassen will. Der kecke Tintenkleckser hat Hauptmann gegen Hauptmann zitieren wollen, weil der schlesische Dichter 1919, also *vor sieben Jahren,*

unter *Hänisch* und *Ebert* über die Gründung einer Akademie für Dichtung verhandelt hat. Nun hat Hauptmann schon damals klipp und klar Bedenken geäußert, freilich in der leisen Form, die diesem herzenshöflichen Manne eignet, er telegraphierte an Liebermann schon im April 1916: „Je mehr nachdenke, je schwieriger scheint mir Problem." Diese Bedenken, die *nie* aus Hauptmanns Kopf wichen, hätte man von 1919 bis 1926 vielleicht vertreiben, vielleicht verstärken können. Aber es fiel Herrn Dr. Becker und seinen ungeschickten Kunstmannen *während sieben langer Jahre* nicht ein, den Plan auch nur *ein einziges Mal mit Hauptmann zu besprechen!* Hingegen hängte man dem Ahnungslosen eines Tages öffentlich den Akademikerkranz um den Hals. 1919 lebte Hänisch, der sich bemühte, Hauptmann innerlich nahzukommen, lebte *Ebert,* der den Dichter mit Freude und Respekt bei sich sah. An Stelle dieser innerlich lebendigen Beziehungen ist die kahle Korrektheit Beckers, die amusische Fernheit Hindenburgs getreten. Ein anderes war es, als die junge Republik sich eine junge Akademie schaffen wollte, ein anderes, wenn es die erstarrte Hindenbürgerei tun will. Aber immerhin, wenn man über Dichter nicht wie über stellungsuchende Gymnasiallehrer einfach verfügen wollte, dann gebot Achtung und gesellschaftliches Gesetz, bei Hauptmann wenigstens *ein*mal nach sieben Jahren anzuklopfen! . . . . Nun ist soeben der greise Max *Liebermann,* offenbar vom Ministerium aufgepulvert, mit einer Erklärung hervorgetreten. Sie bestätigt eigentlich bloß das siebenjährige Schweigen. Wäre Liebermann ein klein wenig jünger, so hätte er, gerade er, Hauptmann zu Hilfe eilen müssen. Das alte, edle Knobeldorff'-sche *Opernhaus* soll gerade jetzt von Beckers unglückseligen Kunstgehilfen zerstört werden. Die Architekten protestierten, die Akademie für bildende Künste, mit Liebermann, schrie auf. Warum sagte Max Liebermann jetzt nicht das Allereinfachste? In seiner schlichten Berliner Sprache hätte er dem blassen Becker (es ist wahrhaftig nicht der rote), zurufen müssen: „Hernse, Herr Becker, wenn Se neie Akademien jründen, dann fangen Se gefälligst ooch mit de alten Akademien was Orntliches an! Warum fragen Se uns denn nich, orntlich, wenn Se umbauen? Warum beraten Sie das nur mit den Landtagsbanausen? Wozu sin wir eijentlich da?" So frisch hätte Liebermann früher geredet. In dem Augenblick, in dem die Kunstschmuser des Herrn Becker es nicht einmal der Mühe wert finden, über den Verhunzungsplan des Opernplatzes die Meinung der Akademie für bildende Künste freiwillig einzuholen und dann streng als Richtschnur zu benutzen, in dem Augenblick, wahrhaftig, haben sie kein Recht, neue und leere Akademiedekorationen zu improvisieren. Oder sie müssen sich mit der Zustimmung derer zufrieden geben, die glauben, der ganze Sinn der Akademien bestehe eben in der Ernennung von Akademikern.

THOMAS WEHRLIN

HUGENBERG, DER GEZÄHMTE JUDENFRESSER

Herr *Alfred Hugenberg,* der Kapp von morgen, ist eigentlich ein sehr stiller, bescheidener Mensch. Sitzt man mit ihm beisammen, so schweigt er lieber als er spricht, und er weiß aus seinem Zuhören zu profitieren. Bescheiden und still war er schon damals, als er, das Urbild des Assessors im „abgerissenen Knopf", an Otto Erich Hartlebens Seite in die Literaturgeschichte eintreten wollte. Er ist über einen Band schlechter Gedichte nicht hinausgekommen. Später erwachte Alfreds Beamten-Ehrgeiz. Hugenberg brachte es bis zum Geheimen Oberfinanzrat. Von hier aus sprang er zu Krupp über, immer noch ein mehr ästhetisch als politisch gerichteter Kopf. Aber er lernte Leute kennen, *Stinnes,* der ihm damals noch wohlgesinnt war, *Stresemann,* der Hugenbergs Stellung bei Krupp nicht gerade befestigte (aus dieser Zeit datiert Hugenbergs Haß gegen Stresemann), er lernt *Hergt,* den preußischen Finanzminister, kennen und den alten *Havenstein* und *Helfferich.* In der Inflation, die auch Hugenbergs „große Zeit" wurde viel mehr als die große Zeit der armen Kriegsgläubigen, sind ihm diese Freundschaften sehr zustatten gekommen.

Ja, die Inflationszeit, das war auch Hugenbergs wahrhaft „große Zeit". Er war von Krupp weg und hatte sich auf Scherls Erbe gestürzt; heute ist er der Hauptbesitzer des „Lokalanzeigers". Dort, im Verwaltungsausschuß der August-Scherl-G. m. b. H. — die Gesellschaft besitzt keinen Aufsichtsrat, der Verwaltungsausschuß hat seine Befugnisse — versammelt Hugenberg seine Getreuen, dort belohnt er sie. Dem Verwaltungsausschuß gehört vor allem, als Vorsitzender, Herr Bürgermeister Dr. *Neumann,* der eben depossedierte Regent von Lübeck, an. (Beiläufig: Wenn die Freie Stadt Lübeck auf die Würde ihres Oberhauptes so bedacht ist, wie konnte sie es dulden, daß ihr Oberhaupt in der Scherl-Gesellschaft Gelder von Herrn Hugenberg schluckte?) Neben Neumann sitzen in Hugenbergs Scherl-Gesellschaft Herr Reichsrat Dr. *Rösener* aus Würzburg, Staatsminister a. D. Johann *Becker* aus Duisburg, Landesökonomierat Dr. Leo *Wegener* aus Posen, Wilhelm *Niemann* aus Barmen. Lauter wichtige Adressen für die Polizei, wenn sie Hugenbergs Putschpläne exakt verfolgen will! In die Tochtergesellschaft *„Vera"* hat Hugenberg den aufgeregten *Hergt* hineingesetzt, neben Direktor *Klitzsch* vom „Lokalanzeiger", dann ist da ein Fregattenkapitän Johann *Mann* und ein Herr Wolfgang von *Dallwitz.* Anderswo hat Hugenberg den Judensprößling und Rathenauvernichter Dr. *Quaatz* untergebracht, auch Herrn Regierungsrat *Pfundtner,* ehemals bei der Reichspapierstelle sehr nützlich tätig. Die wilden Sachsen sind

in Hugenbergs Gesellschaften durch den Amtsrichter *Lindauer von Wildau* gekapert. Hier sitzt auch Dr. Paul *Lejeune-Jung,* der Syndikus.

Hugenberg ist von Haus aus kein Antisemit. Auch bei dem Oberbürgermeister *Adickes* in Frankfurt a. M., der sein Schwiegervater wurde, hat man keinen Juden gefressen. Aber als Hugenberg im Anfang der Inflation den früheren Besitzern der Scherl-Gesellschaft den „Lokalanzeiger" und was dran hängt, für ein Butterbrot abnahm, da entschloß sich Hugenberg mit einem hörbaren Ruck, Antisemit zu werden. Immer, wenn Arier jüdische Geschäfte machen, erzeugen sie dazu antisemitische Musik. Kaum hatte Hugenberg den „Lokalanzeiger" in der Hand, da ließ er sich schon den damaligen Generaldirektor kommen und befahl: „Von heute an wird der „Lokalanzeiger" antisemitisch!" Der Generaldirektor wagte einige Ueberzeugungs-Einwände. Vergebens. Da stieg er hinunter in die Inseratenabteilung des „Lokalanzeigers", ließ sich eine konfessionelle Statistik der Inserenten aufstellen und bewies, daß von den großen Anzeigen des Blattes *elf Zwölftel* von nicht ganz judenreinen Firmen stammten. Diese Statistik las Hugenberg, und sie überzeugte ihn! Der Tagesbefehl wurde abgeändert, der „Lokalanzeiger" muß sich jeder antisemitischen Regung enthalten. (Selbst *Hussong* muß parieren!) Die Juden, die in der Redaktion des „Lokalanzeigers" saßen, mußten konserviert werden, der jüdische Verlagsdirektor Philipp *Goldschmidt* wurde nicht pensioniert, Sally *Breslauer* von den nationaldeutschen Juden blieb Chef vom Dienst, und Herr *Proskauer,* kurz vorher fleißiger Mitarbeiter des „Vorwärts", durfte sogar das jüdische Blut der Redaktion verjüngen. Von *Aros*-Rosental gar nicht zu reden, die Erhaltung dieses früheren Rabbiners ließ sich Hugenberg sogar viel Geld kosten .... Schließlich, man kann nie wissen. Eines Tages wird man mit diesen Schmuck- und Schutzjuden vielleicht wieder paradieren. Antisemitisch war man nach den Inseraten-Argumenten nur mehr in der Provinz. Die Blätter und Blättchen im Reich, die von Hugenbergs Quellen gespeist werden, enthalten einige Prozent Judenfeindschaft, aber, wie gesagt, in der Hauptstadt denkt man vorsichtig-kommerziell. Uebrigens hat der Generaldirektor, der seinerzeit den antisemitischen Tagesbefehl Hugenbergs erhielt, schließlich abgehen müssen. Er hat nicht so prompt Inflationsgewinne erzeugen wollen wie Hugenberg wünschte. Er hatte noch nicht die richtige Uebung in der flinken Ausstellung von Inflations-Akzepten. In der Inflation hatte Hugenberg nämlich die zwei Untergesellschaften *„Mutuum"* und *„Alterum"* gegründet, welche der notleidenden Provinzpresse Papier „zu günstigen Bedingungen" verschaffen sollten. Hugenberg arbeitete nach Stinnes-Rezept mit Akzepten, die mit entwertetem Geld bezahlt

wurden, dazu mit Reichsbankkrediten, er genoß die Wonnen der Markentwertung in vollen Zügen. Die kleinen, ahnungslosen Provinzblätter aber mußten das Papier an ihn zum jeweiligen vollen Marktpreis bezahlen. Herr *Hergt*, Finanzminister a. D., Führer der Deutschnationalen, gab sich zum Vorsitzenden dieser Schröpfgesellschaften her. Wie wär's, wenn wir, statt der ewigen Kriegsschuld-Enqueten einmal eine ins Dunkel leuchtende *Enquete über die Nutznießer der Inflation* veranstalteten? Herr *Hugenberg*, der neue Kapp, oder wenigstens der in Aussicht genommene Finanzminister des morgigen Kapp, käme durch eine solche Enquete erst in die richtige Beleuchtung. Er würde sich dann hüten, in seinen Flugblättern mit fetten Lettern zu fragen: „Wer hat Deutschlands Not verschuldet?" Sein eigener Name schallte dann tausendfach zu ihm.

---

* * *

ALARM!

Einen englischen Offizier haben wir in der vorigen Woche über das schlimme Thema „Reichswehr" reden lassen. Heute ergreift ein *Deutscher* das Wort, ein *hoher Staatsbeamter*, der die Dinge von *innen* her aufs genaueste kennt. Sein Appell ist noch eindringlicher, seine Warnung noch feierlicher. Und wiederum, auch hier, die Schlußfolgerung, daß nur *„eine völlige Umgestaltung der Reichswehr"* helfen kann! Wer hört diese Rufe? Man diskutiert über Flaggen!

Wer da glaubt, die Enthüllungen der letzten Wochen über die von rechts drohende Putschgefahr hätten dem deutschen Bürgertum die Augen über die *Gefahren* geöffnet, die ihm durch seine Vertrauensseligkeit und Passivität *immer ernster* drohen, der ist in einem schweren Irrtum befangen. Das entrüstete Geschrei der Angeklagten in Artikeln, Briefen, Kundgebungen und *Landtag*, dem die gesamte Rechtspresse den nötigen Resonanzboden gab, das freche Leugnen der von den preußischen Polizeistellen offen der Vorbereitung des Hochverrats Geziehenen hat seine Wirkung auf das Leserpublikum, dessen starke Seite das kritische Vermögen nie war, zumeist geübt. Was übrigblieb, ist Hohn und Entrüstung über die Polizeiorgane, die arrogant und brutal in die ehrfurchtgebietenden Wohnräume von Industriegewaltigen eindrangen und über den Presseapparat der Regierung, der pflichtgemäß einige wenige, aufschlußreiche Stichproben dafür zum besten gegeben hat, daß millionenschwere Herren der Großindustrie — zwischen guten Aufsichtsratsdiners und der Ab-

fassung neuer strikter Orders an „ihre" Kartelle, Verbände und Konventionen zur weiteren unentwegten Hochhaltung aller Preise — auch mit ihren wohlmanikürten Händen die Karten für den kommenden Rechtsputsch mischen.

Aber die Herren, die in ihren Geschäften bereits dann Mut haben, wenn sie erst 51 Prozent eines Aktienkapitals besitzen, und die den starken und skrupellos brutalen Mann schon dann unverhüllt spielen, wenn die 75½ Prozent voll sind, arbeiten in politischen Dingen nur mit komplett *100prozentiger Sicherheit* und Deckung! Mißlingt vorläufig etwas und ist die volle Sicherheit des Gelingens noch nicht da, so wird dreist gelogen und mit Hilfe einer völlig bedenkenlosen und eisenstirnigen Presse alles bestritten. So kann Herr *Hugenberg,* der auf Vorrat im Hintergrund gehaltene Diktator, sich öffentlich als das Opfer einer Hetze hinstellen; und Herr *von Lünnink,* der *rechtzeitig vor der polizeilichen Haussuchung Gewarnte,* im Vollgefühl des guten Versteckes seiner Dokumente mit einer Anmaßung auftreten, die ihn in jedem anderen Lande der Welt für einige Zeit seiner erfolglos durchsuchten Häuslichkeit entziehen und seine Einlieferung in unentgeltliche staatliche Pension veranlassen würde. Statt dessen aber darf er ungestört die rheinische Bauernschaft aufhetzen und ihr einreden, in *seiner* (— des um Hochverrat Wissenden —) Person sei *sie* beleidigt worden! Nur Herr *Neumann,* das höchst achtbare Lübecker Staatsoberhaupt, ist auf der Strecke geblieben, weil schließlich selbst die Lübecker Demokraten — oder doch 5/6 von ihnen, — einsahen, daß entweder Herr Neumann, der seit 20 Jahren mit Claß eng befreundet war, um die Pläne dieses gefährlichsten aller kalt-brutalen Intriganten *wissen* müsse und dann nicht mehr Bürgermeister von Lübeck sein dürfe. Oder daß er, wenn er trotz 20jähriger enger Verbundenheit mit ihm wirklich *nichts* von den „trockenen" Putschplänen Claß gewußt habe, so *dumm* sei, daß er dann erst recht nicht einen Tag mehr auf seinem Regierungsstuhl bleiben dürfe.

Das ist aber auch alles!

Die Linkspresse hat gewiß scharfe Worte gefunden, aber sie vermag — aus tausendundeinem Grunde — nicht, dem deutschen Bürgertum zwingend klar zu machen, daß nur der *Zeitpunkt* des Ausbruchs rechtsradikaler Wahnsinnspläne *verschoben worden, die Schwere der Gefahr selbst aber nicht gemindert ist.*

Die Schwierigkeiten liegen einmal darin, daß es ein wirklich republikanisch-freiheitliches Bürgertum mit politischen Instinkten und politisch-kritisch-historischer Schulung in genügend großem Ausmaße nicht gibt oder noch nicht gibt. Und daß selbst die gut republikanischen Kreise, die im Bürgertum vorhanden sind, nicht daran glauben wollen, daß „die anderen", die auf der Rechten, eine solche *„Riesendummheit"* machen könnten.

XV.



MINISTERPRÄSIDENT BRAUN

Sie halten alles Putschgerede für „übertrieben“ und „aufgebauscht“, solange, bis eines Tages der Bürgerkrieg mit seinen grauenhaften Folgen wirklich da sein wird! Dann allerdings wird geschimpft und in Angst und Verzweiflung die alte republikanische Regierung angeklagt werden, die „das alles hätte wissen und voraussehen müssen“.

Die alte republikanische Regierung! Nun, eine solche haben wir eigentlich heute nur noch in Preußen, Hamburg, Hessen und Baden. Aber wenn sie — beispielsweise in Preußen — einmal zupackt, dann fällt ihr in den meisten Fällen die *Justiz* dadurch in die Arme, daß sie die Verhafteten sofort wieder laufen läßt und tausend Gründe für ihre Reinwaschung findet. Oder man stößt sich den Kopf ein an der ehernen Mauer gewisser Stellen der *Reichswehr, die sich immer wieder schützend vor die „verlorenen Söhne“ auch der gefährlichsten Rechtsverbände stellen. Nur um den Preis der Entfesselung eines europäischen Skandals und schwerer innerpolitischer Folgen könnte die Preußische Regierung das tun, was die Staatsnotwendigkeit ihr als einziges Mittel der Prophylaxe eigentlich gebieterisch vorschreibt!*

Nun aber die „Riesendummheit“!

Das gute, brave Bürgertum begeht hier den entscheidenden psychologischen Fehler, gegen den eigentlich schon *der* gefeit sein sollte, der ein paarmal in seinem Leben in einem Offizierskasino mitgesessen oder auch nur jetzt in gewissen Kreisen ehemaliger aktiver Offiziere der alten Armee die engstirnige, geradlinige und sture Denkart eines erheblichen Teils dieser Männer hat kennenlernen können. *Das bürgerliche liberale Publikum denkt immer, alle Leute seien wie es selbst,* hätten tagsüber stramm zu tun, amüsierten sich abends und wünschten nur, daß alles schön und ruhig und ordentlich bliebe, und daß die Geschäfte besser würden.

Dieser durchaus homogenen Spießerdenkart des Bürgertums steht aber eine ganz andersartige in den entschiedenen Rechtskreisen gegenüber. Mit absoluter Zähigkeit und Verbissenheit wird hier *alles* darangesetzt, um die große Abrechnung mit der Revolution vorzunehmen, mit der man sich auf *keinen Fall* abzufinden oder gar auszusöhnen gedenkt. *Außenpolitik* oder der Gedanke an wirtschaftliche und andere Folgen des Bürgerkrieges spielen hier *gar keine* Rolle. Selbst den *Verlust* des *Rheinlandes* nähme man mit in den Kauf, wenn es gelingen sollte, wenigstens das übrige deutsche Land — das ihnen richtig wertvoll erst östlich der Elbe ist — abzukapseln und *radikal diktatorisch zu beherrschen.*

Diejenigen, die in den Dingen mittendrinnen stehen und wissen, was vorgeht, haben oft das Gefühl, als ob die Ereignisse

nicht mehr aufzuhalten seien und als ob wir unaufhaltsam den schwersten und gefährlichsten Wirren entgegentorkelten!

Nichts geschieht von den verantwortlichen Reichsstellen, um der Gefahr zu steuern. Seit Jahren hat *kein* Reichskabinett den Mut gehabt, *das Problem Geßler anzurühren.* Das *eine*, was zunächst hätte geschehen müssen, ist nie geschehen, daß nämlich *die Staats- und Ministerpräsidenten der noch republikanisch regierten Länder* in Deutschland den Reichskanzler gezwungen hätten, *in einer gemeinsamen Sitzung mit dem Reichskabinett Herrn Geßler vor die Notwendigkeit zu stellen, sich einmal klipp und klar, ohne Mätzchen und Täuschungsversuche, zu dem gesamten Material „Vaterländische Verbände" eindeutig zu äußern!*

Gewiß wäre das, *wenn* man die nötigen Konsequenzen daraus sofort gezogen hätte, der kritischste Moment des neuen Deutschland seit 1918 gewesen. Aber er wäre überstanden worden, wenn die ganze Autorität des Reichskabinetts und sein Wille, gegebenenfalls die gesamte republikanische Bevölkerung gegen die zu erwartenden Widerstände gewisser Militärs aufzurufen, hinter der Aktion gestanden und ihre Durchführung restlos ermöglicht hätte! Solange sich *zwei Welten* derart gegenüberstehen — auf der einen Seite die gewiß engstirnige, aber eben in ihrer Engstirnigkeit, Einseitigkeit, strengen Beharrlichkeit und fanatischen Zielbewußtheit doppelt und dreifach gefährliche Offiziersgruppe mit dem großen Apparat der ihren Führern kritiklos, verständnislos, aber treu ergebenen Verbände, — auf der anderen Seite die uneinheitlichen, jede wieder in verschiedene Flügel gespaltenen Regierungsparteien mit zumeist von ihren alten Beamten beherrschten, zu jedem energischen republikanischen Handeln vielfach unfähigen *Versagern von Reichsministern* an der Spitze —, solange die Partie so steht, sind immer die zielbewußten, emsig und kontinuierlich arbeitenden Rechtsradikalen im Vorteil. *Ihre* Arbeit lähmt keine Regierungskrise, keine wochenlange Etatsdebatte. Sie wühlen durch die Presse und holen die Menschen auf dem Lande draußen durch *alle* Mittel der Seelenfängerei, von der historischen Romantik der Kaiserzeit angefangen bis zum *krassen wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Boykott*, herein in die Verbände.

In den Parlamenten geht die *Deutsche Volkspartei* durch dick und dünn mit der äußersten Rechten, weil ihre Geldgeber die Diktatur begrüßen würden, um endlich mit den Resten der den Arbeitern gewordenen neuen Rechte aufräumen zu können und um wieder ganz — *noch* mehr als heute, in der Zeit brutalsten wirtschaftlichen Druckes auf Arbeiter und Angestellte — *Herr im Hause* sein zu können. Das italienische Muster lockt zu sehr! *Einsam fast kämpft die Preußische Regierung den immer schwerer werdenden Kampf gegen die Putschgefahr,* indes alle Verbände,

die sie als bewaffnet und militaristisch-putschistisch auflöst, in den benachbarten Ländern *Mecklenburg, Thüringen, Braunschweig* ungehindert und frei sich entfalten können. Kein Oberreichsanwalt, kein Reichsministerium des Innern, kein Reichskommissar für öffentliche Ordnung (Herr Kuenzer!!) stört sie. Es ist ein Idyll *oder* ein Narrenhaus — wie man will!

Man muß der Gefahr ins Auge sehen.

Die Rechtsradikalen *wollen* den Umsturz — um *jeden* Preis.

Die Reichsregierung verkennt die Gefahr dauernd, *wagt* es nicht, mit Geßler Fraktur zu sprechen, *wagt* es nicht, die Länder mit Rechtsregierung zu zwingen, gegen die Verbände vorzugehen, *wagt* es nicht, den Oberreichsanwalt mit scharfen Anweisungen zu versehen, *wagt* es nicht, Herrn Kuenzer zum Teufel zu jagen; wird aber dafür — man faßt sich immer wieder an den Kopf — Herrn *Werner* und nicht einen guten, mutigen Republikaner zum Oberreichsanwalt machen! Alles nicht eigentlich nur aus Mangel an Mut, sondern auch aus glatter *Unfähigkeit* der leitenden Männer, *sich durch den Wust von Phrasen und Täuschungen hindurchzuwinden, der seit der Errichtung der ersten Grenzkorps aufgetürmt worden ist,* und weil sie sich — in falscher Arbeitseinteilung — von laufenden Geschäften und Dingen von tertiärer Wichtigkeit so erdrücken lassen, daß ihnen *nie Zeit für das politisch Wesentliche* bleibt. Dann aber auch, weil man in göttlicher Naivität hofft, daß sich alles schon ganz von selber einmal erledigen wird, auch ohne daß man ausgerechnet sich selbst die Finger daran verbrennt. Das sind unsere Führer, das die Torwächter der Republik, das die vereidigten Hüter der Verfassung und Ordnung!

Was tun? In der *Justiz* bleibt alles beim alten. Kein Richter fliegt an die polnische Grenze oder in die letzte Ehescheidungskammer, der frisch und fröhlich diejenigen als „gutgläubig" laufen läßt, die auf den Sturz der Verfassung hinarbeiten; *keine Reichswehrstelle, die eng mit Rechtsradikalen zusammenarbeitet, wird bestraft;* nichts wird geändert, — höchstens die Preußische Regierung läßt sich für ihr verfassungstreues Vorgehen von der ganzen „rechten" Pressemeute im Lande mit Kot bewerfen.

Der *einzige Ausweg* ist der, daß die republikanischen Parteien endlich — und dazu wird hoffentlich die Verhandlung vor dem Reichsgericht gegen *Claß,* v. Luck und Konsorten wenigstens *etwas* beitragen — *den ganzen Ernst der Lage und die Absichten der Rechtsradikalen in vollem Umfang erkennen.* Dann aber *darf* es für Zentrum, Demokraten und Sozialdemokraten *keinen* Beitritt zu einer Koalitionsregierung im Reich mehr geben, bis *endgültig* eine *völlige Umgestaltung der Reichswehr* in eine Volksmiliz nach dem Muster Deutsch-Oesterreichs erzwungen ist. *Ohne diese keine Koalitionsregierung, — keine Mitverantwortlichkeit* für Dinge, die nicht länger zu verantworten sind, sondern *schärfste Opposition* bis zum vollen Erfolg. *Es gibt keinen anderen, friedlichen Weg!*

THEODOR LESSING (Hannover)

WARENHAUS FÜR SEELENKUNDE

Berlin, Kantstraße 152; zweiter Stock: „Charakterologisches Institut Bios." Die Empfangsdame öffnet. „Ist der Herr Direktor zu sprechen?" „Herr Direktor hat gerade eine Konferenz. Aber der Herr Oberarzt oder einer der Herrn Assistenten wäre frei." Ich gebe meine Karte ab und erkläre warten zu wollen. Im Wartezimmer sitzen vier Personen: ein Herr (Rennstall), zwei Damen (Kurfürstendamm), ein Jüngling mit Hornbrille (Romanisches Café). Der Jüngling mit Hornbrille doziert: „Wofern man die Spitzen eines Zirkels auf die nackte Haut des Rückens setzt, so schätzt der Ungeübte die Entfernung der beiden Zirkelspitzen von einander ganz falsch ein. Es hat darin seinen Grund, daß nicht alle Stellen der Haut gleich empfindlich sind. Der Physiker Weber hat zuerst solche Experimente gemacht. Man nennt nach ihm die stärker reizbaren Stellen Webersche Druckpunkte. Nun hat Isidor Bissky, der rumänische Arzt, küzlich entdeckt, daß, wenn man die Schädeldecke mit einer Elektrode abtastet, die verschiedenen Regionen des Gehirns verschieden reizempfindlich sind. Und zwar ist das ganz individuell. „Woran liegt das?" fragte sich der große Bissky. Und er entsann sich sogleich an Joseph Gall. Gall nämlich erkannte schon vor hundert Jahren die Lokalisation unserer seelischen Fähigkeiten. Sollte nicht, so sagte sich Bissky, ein Mann, der besonders begabt ist, na sagen wir mal für das Geschäftliche, auch besonders leicht reizbar sein am Rechenzentrum? Und eine Frau, die ihre Kinder vergöttert, dürfte sie nicht besonders empfindlich sein am Sitz für Mutterliebe? Und so war es. Sie werden es bestätigt sehen am Bisskyschen Elektrodiagnoskop." . . Das Empfangsfräulein erscheint. Man bittet mich zum Direktor. Da sitzt er in seinem Studiersalon; der vertrauenerweckende und repräsentative Mann. Ich sage ihm, weswegen ich gekommen bin. „Seit zwanzig Jahre lehre ich Charakterologie. Nun habe ich von der neuen Entdeckung gehört; ich möchte sie sehen und nachprüfen dürfen." Der Direktor kennt meinen Namen nicht. Er kennt auch nicht die Namen Piderit, Carus, Klages. Er scheint auch von Gall und von Gehirnanatomie eine verkehrte Vorstellung zu haben. Aber er überschüttet mich sofort mit Literatur. Kennen Sie die Arbeit vom Sanitätsrat Mißmahl in Düsseldorf über Bisskys Entdeckung? Wissen Sie, was Professor Paulcke in Karlsruhe über Bisskys Apparat geschieben hat? Und sehn Sie hier: der berühmte Professor Verweyen in Bonn hat dies Buch über Bissky geschrieben; lesen Sie hier: „Ein epochemachender Markstein in der Geschichte der Seelenergründung." Auch im „Menschenkenner", Jahrgang eins, Heft 5 . . . „Herr Direktor," sage ich, „eben darum bin ich nach Berlin gekommen, um selber die Experimente zu sehn." „Gut," sagt der Direktor, „sehn Sie

hier unsre Psychogramme." Er bringt mir einen Haufen vorgedruckter Formulare, in denen auf Grund der „Anzahl der Punkte" die Seeleneigenschaften der Untersuchten eingetragen sind. „Dieses hier ist das Psychogramm Emil Ludwigs, Sie wissen, der bekannte Schriftsteller." „Großer Gott," denke ich im Lesen, „welche Banalitäten"; aber schon zeigt mir der Direktor ein Gutachten Emil Ludwigs; er preist die Durchleuchtung seiner Seele im Biosinstitut als eine der großen Stunden seines Lebens. Es folgen weitere Psychogramme und Atteste. Paul Morgan, der Kabarettist, schreibt, er sei einfach paff gewesen; Konrad Veidt, der Filmstern, war ebenfalls ganz hingerissen. Franz Lehár, der Komponist, hat durch den Bisskyschen Apparat die wunderbarste Durchleuchtung seiner Seele erfahren. Am erstaunlichsten aber äußert sich Alexander Moszkowski, Mathematiker und Humorist. Welche wunderliche Begriffe von Seele und Seelenkunde doch in allen diesen klugen Köpfe geistern. Nachdem ich ein Dutzend solcher Analysen und Anerkennungsschreiben gelesen habe, hält mich der Direktor wohl für genügend präpariert. „Heute abend um acht", so sagt er, „soll einer Versammlung von Aerzten und Psychologen der Apparat vorgeführt werden. Sie können sich anschließen."

Abends acht bin ich wieder zur Stelle. Ein halb Dutzend Herren macht sich einander bekannt. Es beginnt ein wissenschaftliches Gespräch. Dabei geht es zu wie im Jahrbuch des Professors Utitz. „Charakterologie" ist Mode. Intuition ist Mode. Goethe ist Mode. Man kennt a l l e s. Kretzschmarsche Konstitutionsforschung; Husserlsche Phönomenologie; Freudsche Psychoanalyse; Klagessche Graphologie, Adlersche Individualpsychologie, Lomersche Cheirologie; Künkelsche Horoskopie, . . . dies und noch vieles andere nennt man eben: „Charakterologie". Feierlich betreten wir den Versuchsraum. Demonstrator ist ein alter Sanitätsrat. Ihm zur Seite stehen zwei Assistenten, ebenfalls Aerzte. Ein kindliches Vergnügen! Ein Rühmkorffscher Schlitten mit Induktionsstrom. Der alte Herr betastet Punkt nach Punkt der Schädeldecke und fragt dabei: „F ü h l e n Sie das?" Je nachdem man's fühlt, wird der Strom stärker oder schwächer eingeschaltet und brummt daher auch stärker oder schwächer. Und dies Brummen ist dann das Maß für die „spezifische Reizschwelle". — „Man sollte", sag ich, „die akustischen Signale in optische umsetzen, etwa in das Stärker- oder Schwächerleuchten einer Farbe." „Ja," sagen die Herren, „diese Verbesserung bleibt der Zukunft vorbehalten." Sie sprechen alle wissenschaftliches Hochdeutsch. Sie sagen nicht: „gereizt", sondern irritabel; nicht „zwiespältig", sondern schizothym, nicht „körperlich", sondern somatisch. Neben dem Apparat des großen Bissky steht der „Phrenologische Schädel". Man hat die Schädelfläche in [illegible]her

hundert numerierte Felder eingeteilt. Auf jedem Felde wohnt eine Charaktereigenschaft. Ueber der Nase wohnt die Logik; nahe der Schläfe die Musik. Die kühnsten Nomenklaturen Kretzschmars oder Kraepelins sind im Vergleich mit dieser Art Psychologie strenge und methodische Wissenschaft. Auf Feld 49 wohnt bei Kaufleuten der Diebsinn, bei Künstlern das Plagiat; auf Feld 32 die Mathematik, auf Feld 59 die Weltanschauung und auf Feld 60 der Pessimismus. Und so hat man hundert Seelengefilde herausgefunden, körperliche, logische, axiologische, alles in schönem Verein: Seele: die chemische Verbindung, nein, das mechanische Gemenge aus hundert Ingredienzen. Das Geschäft aber blüht. Hunderte, Tausende haben sich vom Bisskyschen Apparat Seelenauskünfte geholt. Der Preis des Psychogramms ist 30 Mark; Schulklassen und Vereine bekommen ermäßigte Preise. Ich stelle ein paar naive Fragen. Wie stellen Sie sich denn eigentlich vor: einen „Sinn für Mathematik"? Glauben Sie nicht, daß Zahlenvermögen, Raumsinn, Kombinationsvermögen ganz getrennte, einander feindliche Funktionen sind? Oder wie denken Sie sich eine Lokalisation von „Weltanschauung"? Oder einen „Sitz des Pessimismus"? — Man erwidert: „Ja, das sind nun eben mal empirische Befunde. Ueberzeugen Sie sich." Gern diene ich als Versuchskaninchen, und die Elektrode wird mir an die Schläfe gesetzt. Aber ich habe mich durch vorlaute Fragen bereits unbeliebt gemacht, und so gerät mein Charakterprogramm genau so, wie ich es voraussah: ich bin ein kalter Logiker, Skeptiker und Kritiker. Ich bin reizbar am Felde der Bosheit, habe aber kein Organ für Tiefsinn, und es fehlt mir der Sinn für das blühende Leben und für das deutsche Gemüt. Nach jeder Konstatierung fragte der gute alte Sanitätsrat: „Nun, stimmt es?" worauf ich genau so reagiere wie Paul Morgan und Emil Ludwig und immer sage: „Ich bin paff, meine Herren." Die Charakterogramme der anderen Herren geraten gerade so geistreich wie das meine; nämlich so vieldeutig allgemein, daß irgend etwas immer daran stimmen *muß*. Und das also wäre der Gewinn meiner Lebensarbeit? Vor zwanzig Jahren habe ich an den Universitäten Berlin, München, Wien vergeblich versucht, als Privatdozent, also unentgeltlich, Charakterologie lehren zu dürfen; man sah noch nicht einmal, daß solche Wissenschaft möglich und nötig ist. Heute ist Charakterologie Modesache. Ein Geschäft für Erwerbstüchtige, eine Belustigung für Müßige, ein Begriffsspiel für Wissenschaftler, die, was ich bin und lebe, Phantastik, Literatur, Feuilleton nennen, und doch nur unfähig sind: verantwortlich, das heißt nur der Sache hingegeben, also wissenschaftlich zu denken . . . Ich wollte gerne gerecht sein. Darum bat ich, mir die Nachprüfung der Bisskyexperimente zu gestatten. Ich schlug vor, einen Apparat an das Psychologische Institut der Stadt Hannover

zu entleihen; dann wolle ich gemeinsam mit dessen Direktor die Methode prüfen. Ich ließ dem Biosinstitut mein Buch „Prinzipien der Charakterologie" senden und anfragen, ob zwei meiner Schüler, ein Neurologe und ein Psychologe, beide erfahrene Charakterologen, eine Zeitlang ohne Entgelt bei den Arbeiten des Instituts assistieren dürften. Von dem Augenblick an, wo es ernst wurde, kam der Schwindel zutage. Ein klug aufgemachtes, mit Wissenschaft verbrämtes Geschäftsunternehmen. Die Blase ist geplatzt. Aber ich weiß es sicher: morgen, übermorgen wird unter einem anderen Namen dasselbe Unternehmen erneuert. Wieder werden sich Gelehrte und Schriftsteller finden, die lobende Worte schreiben; wieder wird von wissenschaftlicher Entdeckung die Rede sein. Charakterologie, Astrologie, Parapsychologie, das ist gegenwärtig die große Mode. Es können noch viele davon leben.

HANS SAHL

KLASSIKER DER LEIHBIBLIOTHEK

III.

Der Scherl-Stratz.

Die Revolution kam. Und Herr Stratz, dem der Boden der Situation noch ein wenig unter der Feder schwankt, flieht in die deutsche Vergangenheit. Hier gibt es noch allerlei zu exemplifizieren. Hier kann man vorerst einmal in Ruhe Atem schöpfen und Zeit für die Distanz gewinnen, die man der Zeit schuldig ist. Man schreibt eine große Romantrilogie: *„Deutschlands Aufstieg und Niedergang"*. Der erste Band ist allein 600 Seiten stark. Er heißt: Der Väter Traum. Nämlich von einem einigen deutschen Reich und einem deutschen Kaiser. Geträumt im Revolutionsjahr 1848. Mittlerweile soll dieser Traum, wie uns von zuverlässiger Seite berichtet wird, bereits in Erfüllung gegangen sein. Näheres erfährt man aus den beiden folgenden Bänden „Das Schiff ohne Steuer" und „Der Platz an der Sonne". (Jeder Band ist in sich abgeschlossen und kostet geheftet 5 Mark.) Stratz schildert. Stratz entrollt. Und so entrollen die ersten Jahre nach dem Kriege. Dann aber . . . . dann meldet sich plötzlich ein ganz anderer zum Wort. Ein dämonischer, mit Pech, Feuer und Schwefel vulkanisierter Stratz. Der *Scherl-Stratz.*

Das ist nicht mehr derselbe Mann. Der Sprung von der Koch- in die Zimmerstraße, vom komfortablen Ullstein- ins trutzig-verwegene Scherl-Haus hat ihn ganz und gar umgekrempelt. Nichts mehr von einem weltanschaulich verhaltenen Patriotismus! Aus dem, geistige Ueberlegenheit posierenden Unterhaltungsschriftsteller ist ein subaltern belfernder Revolverheld geworden, dessen grobschlächtiger Teutonismus hemmungslos hinwegschreibt über

alles, was deutsche Politik heißt. Es sind drei Romane, aus den Jahren 1923 bis 1925, welche den Verkalkungsgrad einer im Untergehen delirierenden Schreibkraft demonstrieren. Die ersten beiden, *„Und wenn die Welt voll Teufel wär"* und *„Kinder der Zeit"*, sind noch nicht exzessiv gewalttätig. Das übliche nationalistische Potpourri rund um die Dolchstoßlegende, noch etwas tastend und gedämpft — die gute Erziehung läßt sich nicht im Nu abstreifen —, jedoch schon mit Nachdruck hinführend zu dem dritten, dem *„Drachentöter"*-Roman, der offensichtlich unter dem sensationellen Eindruck von Herzogs „Wieland, der Schmied" entstanden ist. Der Roman „behandelt" die bekannten Separatisten-Unruhen vom Ende 1923 bis Anfang 1924. „Ein Monumentalgemälde unserer nationalen Erneuerung." So schreibt die Hessische Landeszeitung, Darmstadt. „Drachen aber hausen noch in unserer Mitte: Spione und Separatisten. Aus Gefängnishaft befreit sich ein deutscher Held, bricht als Drachentöter auf zum Kampf gegen Pfälzer Separatistenbrut." — Monumental aber ist in Wahrheit nur der Aufwand an Verkleidungen, Verfolgungen, Pistolenschüssen, Giftmordversuchen und Massenschlächtereien — das rasende Mobiliar des alten Verbrecher- und Detektivromans, nun im Dienst der vaterländischen Sache. Der deutsche Michel als Sherlock Holmes, mit Blendlaterne, Browning und fünfzig und mehr rasselnden Pferdekräften im Stall. Jede Zeile stratzt von Gemeinheiten. Aber nicht von jener direkten, plumpen Gesinnungssimpelei, wie sie bei Herzog tölpelhaft einherstampft, sondern von einem hinterhältig bohrenden, pseudonymen Machinationseifer, der auf dem Umweg über eine vorgetäuschte „Gestaltung" seine agitatorischen Sinnbilder in klug gewählten Dosierungen unter die epische Masse mischt.

Hiervon ein paar Beispiele.

Es wird ein deutscher Pazifist geschildert, im Gespräch mit einem französischen Spion, der sich als amerikanischer Reporter in die Villa des Pazifisten eingeschlichen hat.

> „Das Breakfast — der Hausherr vermied es, dem Gast zu Ehren, dieses Stillleben von Steaks und Toast, Ham und Eggs, Jam und Porridge, ein simples, deutsches Frühstück zu nennen — das Breakfast wurde eben abgetragen. Die Gentlemen waren allein.
>
> Der Gast rauchte und meinte, während er sein Notizbuch herauszog, auf Englisch:
>
> „Man könnte in der Tat glauben, sich auf einem britischen Landsitz zu befinden, Herr Dr. Splittgerber! Wie weise von Ihnen, Ihr Haus ganz in insularem Stil zu führen!"
>
> „Oh — sagen Sie nicht, daß ich das tue, Mr. Mirander! Mein Haus ist international — ist elastisch! Paßt sich der Nationalität seines jeweiligen Besuchers an! Kürzlich war ein spanischer Friedensfreund bei mir! Er hatte morgens seine Schokolade wie in Madrid. Der Moskauer Professor, der Jünger Tolstois, der vorgestern abreiste, erhielt seinen russischen Tee! Die deutschen

Gäste, die jetzt hier sind, bekommen jetzt eben ihren gewohnten Kaffee zum Frühstück! Es sind Kleinigkeiten — gewiß! Aber diese Kleinigkeiten, mein verehrter amerikanischer Freund — so darf ich Sie doch nennen! — sind mir ein Gleichnis für den Daseinsberuf Deutschlands, im Herzen Europas, und selbst Europas Herz, alle Völker zu verstehen — allen Völkern mit seiner Kultur zu dienen! Warten Sie! Ich werde das Kaminfeuer anstochern! Sie sind das als Angelsachse gewohnt!"

Sie „plaudern" weiter. Der Interviewer erkundigt sich nach dem Befinden seines Wirtes.

„Der große Krieg hat Ihnen nichts gemacht? Sie wurden niemals verwundet?"

„Oh nein!"

„Da hatten Sie Glück! Wo kämpften Sie?"

„In der Heimat! ..... Der Gedanke, auf meine Mitmenschen zu knallen — ich, der ich seit Jahren für die Völkerverbrüderung eintrat — ich wäre da draußen in wenigen Tagen unter diesem Gewissenzwiespalt mit den Nerven zusammengebrochen! Ich hatte ja auch nie gedient! Also wozu dieses unnütze Opfer meiner geistigen und leiblichen Persönlichkeit? .... Da macht man sich lieber daheim nützlich! Ich widmete mich den ganzen Krieg hindurch der Fürsorge für die Kriegsgefangenen!"

„Sie taten wohl daran! Nicht in den englischen Lagern, aber in Frankreich — man darf es ja jetzt sagen — wurden die deutschen Gefangenen grausam und schmählich behandelt! Diese Unglücklichen hatten Furchtbares zu erleiden!"

Dr. Otto Splittgerber machte ein erstauntes Gesicht. Er beugte sich betroffen vor. Er versetzte eifrig:

„Nicht doch, Mr. Mirander! Meine Fürsorge galt den feindlichen Kriegsgefangenen in Deutschland — besonders auch Ihren Landsleuten! Das Herz konnte einem ja bluten .... Wo waren sie überall hergekommen — von allen Enden der Welt — fern von der Heimat und ihren Lieben — in unserm rauhen, nordischen Klima — der ungewohnten, derben, deutschen Kost ... Und auch die oft schmal genug . . .

In diesem Stil geht es lustig weiter. Der Interviewer zückt geschäftig seinen Bleistift.

„Denkt die große Mehrheit Ihrer Landsleute ebenso wie Sie, Mr. Splittgerber?"

„Leider nein! Im Gegenteil! Ich bin ja isoliert! Ich bin geboykottet ...." Der Pazifist wurde leidenschaftlich. Das Antlitz seines Gastes blieb steinern. „Es sind da blinde Kräfte am Werk.... Ihr draußen in Europa seht das bloß nicht in eurer Unschuld! Ihr seid große Kinder ... Ihr von der Entente ... Kräfte, über die ihr euch wundern würdet ...."

„Am Werke, sagen Sie! ... Wogegen?"

„Gegen das Einzige, was uns retten kann." Otto Splittgerber machte große, besorgte Augen und legte zutraulich wie ein Kind seine Hand auf den Arm des andern. „Gegen die freudige Erfüllung des Friedens von Versailles, durch die allein wir Deut-

schen uns die allmähliche Wiederzulassung in die europäische Völkerfamilie verdienen können!"

„Die Stimmung in Deutschland ist dagegen?"

„Leidenschaftlich!" Der Pazifist seufzte.

„Kennen Sie solche, in den falschen Gedankengängen Bismarckscher Machtpolitik befangene deutsche Ideologen?"

„Leider genug!"

„Und auch ihre offenen und geheimen Umtriebe?"

„Na — ich könnte Ihnen da Geschichten erzählen . . . Geschichten."

„Bitte!"

„Namen könnte ich Ihnen nennen . . .! Sie würden staunen!"

„Ich wäre dankbar!"

„Na, dann hören Sie mal! . . . Natürlich ganz unter uns! — Nur so ein paar Beispiele! . . . ."

Der Pazifist schwatzte vertraulich und geheimnisvoll. Drüben kritzelte aufmerksam der Spion. Die Liste für die französische Geheimzentrale in Basel füllte sich. Es waren da auch Namen aus dem besetzten Gebiet. Ein Kreuz dahinter: Ausweisung . . . Verhaftung in den nächsten Tagen . . . ."

Demagogie auf Gummisohlen! Und dieser selbe Mann, dessen verschlagener Lokal-Anzeiger-Reportage keine noch so perfide Denunziation ehrlich bemühter Volksgenossen fremd ist, dieser Mann schreibt ein Jahr später — in seinem, übrigens weitaus gemäßigteren, „Frauenlob":

„Glauben Sie mir: ein Deutscher ist niemals deutscher, als wenn er sich für einen Weltbürger hält."

Rückkehr zur Vernunft? Wir sind nicht dazu da, einem bis auf die Knochen Kompromittierten unverdrossen Glauben zu schenken. Die Peinlichkeiten von gestern sind noch frisch in unserer Erinnerung, Peinlichkeiten wie diese:

Man war schon halb aus Straßburg heraus . . . der alten, deutschen Stadt . . . Es läuteten Totenglocken im Ohr des Hauptmanns Kettrich: — Darinnen liegt begraben — manch tapferer Soldat . . . Ach — überall liegt ihr begraben — zu Hunderttausenden und Millionen — ihr wackeren Kameraden — von Bagdad bis Lille — von Kiautschou bis Mozambique — ihr . . . ihr könnt nichts dafür, daß es so kam . . . daheim schliffen sie den Dolch! Von hinten stießen sie zu! Nicht auf der Wahlstatt fiel Deutschland, sondern in Weimar. Nicht im Trichterfeld ward deutsche Ehre eingescharrt wie ein räudiger Hund, sondern in Versailles . . . ."

Oder ein Stimmungsbild vor der Feldherrnhalle in München:

„Der blonde Siegfried ging inmitten seiner Freunde, sie um Kopfeslänge überragend, mit den langen, federnden Schritten des Sportplatzes durch das friedliche, halb stehende, halb bummelnde Gedränge. Ein paar Krankenschwestern, mit dem Hakenkreuz als Brosche, schauten ihm verklärt nach. Das Hakenkreuz war

überall. In den Knopflöchern der Herren. An den Hüten. Das Hakenkreuz als Krawattennadel. Das Hakenkreuz als Damenarmband. Das Hakenkreuz als einendes Kabbalazeichen über diesem dutzendfach in einzelne Parteien und Richtungen gegliederten nationalen Aufmarsch der blau-weißen und schwarz-weißroten Sehnsucht, in dem jeder wußte, wer der andere war — ihm über die Köpfe weg zuwinkte — ihn beobachtete . . ."

Nicht etwa auf seinen Geisteszustand. Bewahre! Denn der dürfte bei allen der gleiche sein. Wohl aber, ob jeder vorschriftsmäßig sein Hakenkreuz an die polygonal gebrochene Innenarchitektur einer Schwabinger Bedürfnisanstalt gemalt hat. Geschäft ist Geschäft! Auch im Kleinen! Man höre etwa den Bericht über einen Besuch in Baden-Baden:

„. . . . In der Palmenhalle innen spielte das Balalaika-Orchester der unvermeidlichen russischen Fürsten und Prinzessinnen in rotem Männerhemd und buntem Frauen-Kakoschnik zum Beginn des Fünf-Uhr-Tees und Tanzes, und tummelten sich Mynheers und Yankees, Tschechen und Franzosen, Sarmaten, Japaner, Dänen wohlgelaunt im Sprachgewirr des Turmbaus zu Babel — seelenzufrieden mit dem neuen Deutschen Reich, dessen Tag und Nacht stampfende Noten-Guillotine seit Jahren die Witwen und Waisen, die Alten, die Sparer und die Opferwilligen zu Millionen köpfte, um den Schuhputzern von New York und den Straßenbahnschaffnern von Kopenhagen das Dasein eines Millionärs innerhalb der schwarz-rot-goldenen Grenzpfähle zu verschaffen . . . ."

Also die Noten-Guillotine hat . . . geköpft, um . . . dem Schuhputzer von New York . . . das Dasein eines Millionärs . . . zu verschaffen. Eine kleine stilistische Verschiebung, ein leiser Druck nach rechts — es ist noch keine offenkundige Fälschung, o bitte, nur eine eben noch spürbare Wendung von der Sache fort in einen allgemeinen Stimmungsnebel. Das bekennt sich zum „Querschnitt durch die Zeit" und so, intoniert im Falsett eine mißtönende Vox populi und nennt deutsch sein: eine Sache um ihrer selbst willen tun. Aber von sachlicher Mitarbeit keine Spur, und der Durchmesser, unter dem diese Seismographen öffentlicher Radaustimmungen ihren Schnitt quer durch die Zeit legen, reicht grade von den Bänken der Nationalsozialisten bis zum rechten Flügel der deutschen Volkspartei. Ein System wird bloßgelegt, ein System, voll von Ueberheblichkeit, Sophisterei und Egoismus, ein System, für welches Geschichte nichts weiter ist als eine Angelegenheit der Rasse, des Bluts, und der Tat — ein System ohne Kopf und Idee. „Wieland, der Schmied" und „Drachentöter" — es sind die letzten belletristischen Embleme einer im eigenen Blut ertrunkenen Bewegung. Am Schluß des „Drachentöter"-Romans aber stehen die prophetischen Worte:

„Wir sind noch nicht am Ende unserer Taten."

Wirklich, Herr Stratz, sind Sie nicht doch schon am Ende Ihrer Papierdrachen-Aeronautik?

FRANTZ CLÉMENT (PARIS): COLETTE

Ein Name, der klingt wie der Rufname einer Achtzehnjährigen. Frühlingszauber und Unbefangenheit. Und er ist doch nichts weiter als der gutbürgerliche Familienname dieser Frau, die auch hier liebenswürdiges Versteckspiel treibt. Sie macht's wie die großen Schauspielerinnen. Das ist kein Zufall. Denn sie kann auch hier konkurrieren. So ist sie die Colette wie andere die Lehmann und Rejane, Eysoldt und Desprès sind. Sie ist ganz sie selbst, ruhig, sicher auf ihren Namen beharrend wie eine angesehene Firma.

Wenn der Genius einer Nation sich vor allem in den großen Bahnbrechern, in den alles überragenden Schöpfernaturen äußert, so verkörpern sich ihre intimen Charaktere, ihre verborgene Schönheit und Besonderheit in den Gestalten, die nicht in den höchsten Regionen beheimatet sind. Wer Goethe und Nietzsche kennt, Pascal und Molière, Shakespeare und Dickens, dem sind noch manche Heimlichkeiten der deutschen, französischen und englischen Volksart verschlossen; um denen nachzuspüren, muß er auch um die Nebengötter freien, bis sie ihm ihre Seele aufschließen.

Frau Colette ist keiner der europäischen Schriftsteller, wie Frankreich sie seit ein paar Jahrhunderten der Welt schenkte. Sie wird auch nie die Resonanz finden, die die beiden größten französischen Schriftstellerinnen des neunzehnten Säkulums, Frau von Staël und George Sand, im Ausland fanden. Sie ist so absonderlich rein französisch, daß sich das Ausland bis dahin für sie beinahe nicht interessierte, trotzdem außer der Gräfin Anna de Noailles seit dreißig Jahren in diesem Lande keine Frau die Feder führt, die ihr an Bedeutung und Begabung gleichkommt. Sie ist bis dahin so gut wie nicht übersetzt worden, nicht allein weil sie teilweis beinahe unübersetzbar ist, sondern weil sie nur im Zusammenhang mit französischer Art richtig und als durchaus wertvoll aufgefaßt werden kann. Colette ist mit all ihren Feinheiten und Tücken, mit all ihren Eigentümlichkeiten, Begrenztheiten und kleinen Verruchtheiten ein spezifisch französisches Ding, ein ganz aparter französischer Mensch und Schriftsteller.

Französisch ist vor allem die Leichtigkeit und Unbefangenheit, mit der sie ernste, in Jedermanns und — Jederfraus Leben tief nachwirkende Dinge enthüllt; sie greift dem Liebesfalter nicht in die zarten Farben, so daß ein Scheusal draus wird, sondern läßt ihn gaukeln, bis er in einem Blumenkelch ertrinkt. Französisch ist der Vorwitz für die Geheimnisse der leiblichen Nähe des Geschlechts, die große Weisheit von der immanenten Tragik alles sinnlichen Glücks, das sichere Wissen und das subtile „rendu" der naturnotwendigen Rückschläge in der Geschlechtlichkeit: alles in allem die Beseelung der erotischen Höhen und Niederungen des Daseins; und hier kann ich mir vorstellen, daß ein so schauderhaft großer und exklusiv geistiger Mensch wie Nietzsche an ihr sein Gefallen gehabt hätte. Französisch ist schließlich die heitere, fälschlich als Frivolität ausgegebene Selbstverständlichkeit, mit der sie sich alles — buchstäblich genommen — vom Leibe schreibt, und die Treue, mit der sie auch das Heikelste in erquicklicher Weise sagt.

Ihr schriftstellerisches Werk ist spezifisch französisch; es ist auch spezifisch weiblich. Das will nicht sagen, daß ihm männliche Qualitäten durchaus abgehen. Im Gegenteil: die strenge Zucht im Stil, die

trotz der Plauderhaftigkeit von Colette auch in ihren unansehnlichsten Schöpfungen durchschimmert, die Härte, mit der sie die dunklen bedrohlichen Seiten des Lebens offenbart, sind keine normalen Eigenschaften der Erzählerin, vom englischen Typus beispielsweise. Aber Weib ist sie darin, daß sie Enthüllungen vornimmt, die nur eine Frau vornehmen kann, weil nur sie in so leidvoller Weise die entsprechenden Erlebnisse durchmachen konnte, weil nur sie die physiologische Konditionierung für diese Erfahrungen mitbringt. Und sie ist auch darin Frau, daß sie seelisch-leibliche Reaktionen und Beobachtungen tief nimmt, die der Mann nur von der Oberfläche her sieht. So gelingt ihr eine lebendige, erfreuliche Korrektur des Weltbildes, wie der Mann es gestaltet.

Darf man in ihrem Schaffen von einem Zentralproblem sprechen? Ich glaube wohl. Soweit sie auch von aller Systematik entfernt ist — sie ist ja gerade das Gegenteil eines sogenannten konstruktiven Schriftstellers —, ihr Denken und Empfinden kreist immer um einen Punkt: um das Nichtzueinanderkommenkönnen der Geschlechter. Ihr Romanwerk versetzt der Mär von der absoluten, traumhaft-glückseligen Liebe den Todesstoß. Für sie gibt es in aller Erotik, ob sie rein leiblich oder durchgeistigt ist, eine letzte Kluft, die nicht überbrückt werden kann, und auch dann, wenn die Harmonie vor der Verwirklichung steht, einen unerbittlichen Kampf der beiden Partner. Sie sieht diese Unverträglichkeit gleichermaßen in den brüchigen und in den sogenannten gesunden Naturen, die sich in die Naivität hineinretten möchten. Die Variierung dieses Zentralproblems gibt ihren Büchern den melancholischen Ausklang, und trotz aller heidnischen Heiterkeit ihrer Natur kreist ihr Geist und ihre Phantasie beständig um die herbe Tragik der intensiven inneren Feindschaft der Geschlechter.

Sie hat hier ohne Zweifel eine seelische und soziale Grundwahrheit erfaßt; sie sagt und beschreibt und analysiert und verdichtet diese Wahrheit mit einer Wahrhaftigkeit, die bei weiblichen Dichterinnen selten ist. Wir Männer haben aus unserem Abwehrinstinkt heraus das Empfinden, daß einer der Reize und eine der Gefahren der Frau in ihrer liebenswürdigen Verlogenheit besteht. Sie dürfen uns entgegnen: „Aber was ist Wahrheit?", und dann sind wir mit unserem schnellfertigen und ohne Zweifel einseitigen Urteil am Ende. Colette ist imstande, uns zu einigen. Denn bei ihr hat man den direkten Eindruck der Aufrichtigkeit; sie hat den Mut, zu erkennen und — was schwerer ist — zu bekennen; sie durchlöchert die Heuchelei und auch die Konvention und Augenblickswahrheit. Aber sie hat kein Buch geschrieben, in dem nicht auch die heilende Kraft der Illusion auf den eindringlichsten Seiten durchleuchtet, und sie verdankt es dieser Kraft der Illusionsfähigkeit, daß man den schmerzlichen Pessimismus ihrer erotischen Psychologie verträgt. Das Leben ist gleichzeitig voll von Bitterkeit, aber auch voll von Trost, weil es sich nie bezwingen läßt, weil es gegen Zerstörung, Vergänglichkeit, Tragik immer seine Revanche nimmt.

Die Kritiker haben sich immer angelegentlich mit der Sinnlichkeit von Colette beschäftigt. So wie das unbefriedigte Unendlichkeitsbedürfnis im Leben der Geschlechter das Zentralproblem ihrer Erzählungen und Novellen ist, so ist diese Sinnlichkeit die Basis ihrer Originalität. Denn sie hat eine natürliche Sinnlichkeit zwanglos, aber aufmerksam zu einer realen Fähigkeit ausgebildet; sie wirkt in einer papiernen Literatur, wie der Großstadtehrgeiz sie so leicht erzeugt, frisch, explosiv, beinahe revo-

lutionär und manchmal ländlich-bäuerisch, weil sie unbedenklich „ja" sagt zu ihrer Sinnlichkeit, zu ihrer angeborenen und gepflegten Sinnlichkeit. Ihre Bücher haben Geruch: Colette lebt nicht nur mit ihren Augen, ihren Ohren und den Tenakeln ihrer Hände; sie lebt auch mit ihrer Nase. Der Garten in der *„Retraite sentimentale"*, die Kulissen des Varietés in *„L'Envers de Music-Hall"*, die Speicher und Speisekammern in *„Les Vrills de la Vigne"* bieten Symphonien von Gerüchen. Eine Dichterin, die den bestverachteten und undiszipliniertesten unserer Sinne so verfeinert hat, verfügt über eine ganz andere Skala von Tönen und Farben als die Erzähler, die Psychologie und Geistigkeit auf Kosten der Abstumpfung ihrer Sinnesnerven erreicht haben. Sie ist hier so, wie sie aussieht, wie sie leiblich da ist, derbmassig gebaut wie ein Bauernmädchen und doch von einer überraschenden Eleganz in Bewegung und Miene: kultivierte Animalität ohne falsche Scheu und dadurch köstlich, weil man all ihre Regungen wortwörtlich behaglich kosten kann.

Solche Eigentümlichkeiten und die Wollust, mit der sie dieselben betätigt, erschweren selbstverständlich die Komposition. Alle Gestalter, die von einer ungewöhnlichen Kuriosität getrieben wurden, hatten Mühe, mit der Architektonik, der Gliederung ihrer Romane: so Morcel Proust infolge der Neugier seiner analytischen Leidenschaft, und so auch Colette infolge der rastlos sprühenden Genußkraft ihrer Sinne. Man merkt bei ihr häufig, daß es ihr beinahe gleichgültig ist, wie die Handlung weiter verläuft, wenn sie sich in eine Situation oder Stimmung verliebt hat; in *„Chéri"*, dem Buch, das mit *„Le Blé en herbe"* am meisten Anspruch auf Komposition erheben darf, verliert sie sich an Dinge, die mit dem psycho-physiologischen Gang des Romans nichts zu tun haben, zum Beispiel an die Aeußerlichkeiten im Geplauder der ausrangierten Priesterinnen der Venus. Sie hat eine Eigenschaft ausgebildet, die für den Mangel an Komposition eintreten muß, das ist die Kontinuität. Sie weiß die Schicksale ihrer Figuren schön auszubreiten in entzückender Gesprächigkeit; sie freut sich an ihnen, und sie findet auch immer einen befriedigenden Abschluß, freilich einen Abschluß, der in ein folgendes Buch von ihr hinüberweist. Das ist eine ihrer autobiographischen Gewohnheiten.

So löst Colette auch auf ihre Art das Problem des Stils. Sie fing früh zu schreiben an, als Mitarbeiterin ihres ersten Gatten Willy. Früh und nicht ganz selbstsicher. Aber sie ist relativ spät Schriftstellerin geworden. Als die Not des Lebens sie zum Broterwerb zwang, wurde sie Varietétänzerin, ehe sie Schriftstellerin wurde. Dann kam vor, was ich schon weiter oben als autobiographischen Zwang ausgab und was als Antrieb in der Literatur aller Zeiten und Völker bedeutsam war. Sie griff zur Feder, um die Phasen ihres eigentümlichen Lebens klarzustellen; weil sie eine vertrauliche Natur war, gliederte sich alles Geschriebene von selbst zur Konfession, und erst nach und nach gewann sie die Objektivität, die Distanz. In die Bekenntnisse floß von selbst Lyrismus ein, und dieser feine, etwas wehmütige Lyrismus in der Darstellung verblieb ihr als einer der sichersten Reize ihrer Erzählkunst. Sie wurde in Sympathie und Abneigung sogar manchmal polemisch.

Bei ihrer Evolution vom Autobiographischen zur Objektivität — einer Objektivität, die sogar bei der Dramatisierung einiger ihrer Romane sehr gut standhielt — blieb doch ihre Schreibart dieselbe, von

den *„Claudine“* und *„L'Ingénue libertine“* bis zu *„Chéri“* und *„Le* Blé qui lève“. Sie schreibt diesen klaren, einfachen, gut gebauten, aber doch eidechsenbeweglichen Satz von Anfang ihrer Karriere an; sie ist durch die Güte und den Ton ihrer Phrasierung einer der untadeligsten Prosaschriftsteller des gegenwärtigen Frankreich; sie regeneriert dabei Wörter, die bis dahin im Abraum der Literatur vergraben waren; sie findet Wendungen von jungfräulicher Neuheit; sie hat auch hier keine Vorurteile, weil sie jeder „Verdorbenheit“ gewachsen ist.

So blieb sie, als seltene Erscheinung, außerhalb der sogenannten Bewegungen. Sie ist in der Entwicklung der neueren französischen Literatur beinahe nicht festzulegen. Wenn man für sie nach Geistes- und Schicksalsverwandtschaften sucht, muß man in das siebzehnte und achtzehnte Jahrhundert zurückgehen, zu den wundervollen Damen, die zwischen petit lever und Frühstück, in der einen Hand die Puderquaste und in der anderen die Silberfeder, jene herzerfrischenden Briefchen schrieben, die uns in alle Ewigkeiten unvergeßlich bleiben wie ihre liebe und verständige Lasterhaftigkeit.

COLETTE — DIE HEILUNG

Die graue Katze ist entzückt, daß ich Theater spiele. Theater oder Varieté, sie gibt nicht an, was sie vorzieht. Wichtig ist nur, daß ich jeden Abend, wenn ich mein Kotelett verschlungen, verschwinde, um gegen halb eins wieder zu erscheinen, und daß wir uns dann gründlich zu Tisch setzen, vor einem Schenkel kaltes Huhn oder rosigen Schinken. . . . Drei Mahlzeiten täglich anstatt zwei! Sie denkt, nach Mitternacht, nicht mehr daran, ihr Entzücken zu verbergen. Auf dem Tischtuch sitzend, lächelt sie ohne Verstellung, mit aufgeschürzten Mundwinkeln, und ihre Augen, die von funkelndem Sand durchsät sind, ruhen weit geöffnet und vertraulich auf den meinen. Sie hat den ganzen Abend lang diese kostbare Stunde erwartet; sie kostet sie mit einer siegreichen und egoistischen Freude, die mir sie nahe bringt.

Du liebe Katze in aschfarbenem Kleid! Für die Nichteingeweihten siehst du allen grauen Katzen der Erde ähnlich, faul, abwesend, mürrisch, ein bißchen weichlich, neutral, gelangweilt. . . . Aber ich weiß, wie wild zärtlich und phantastisch du bist, eifersüchtig bis zum Verlust des Appetits, schwatzhaft, paradox ungeschickt und gelegentlich brutal, wie eine junge Dogge. . . .

Nun ist der Juni da, und ich spiele nicht mehr „Das Fleisch“ und ich habe aufgehört „Claudine“ zu spielen. . . . Vorüber, unsere Soupers zu zweien! . . . Bedauerst du die stille Stunde, wo ich, heißhungrig und ein bißchen dösig mit den Nagelspitzen deinen schmalen, flachen Schädel, den eines grausamen kleinen Tieres, kraute, indem ich verschwommen dachte: „Es ist heut Abend gut gegangen . . .“ Nun sind wir allein, sind wir wieder häuslich, ungesellig geworden, fremd gegen beinah alles, gleichgültig gegen beinah jedes. . . . Wir werden unsere Freundin Valentine wiedersehen, unsere „anständige Beziehung,“ und sie plaudern hören, über eine bewohnte, seltsame, von uns schlecht getrennte Welt, die voll ist von Hindernissen, Pflichten, Verboten, eine

furchtbare Welt, wenn man ihr glauben darf, die aber so fern von mir ist, daß ich sie kaum begreife. . . .

Während meinen Abstechern in die Pantomime oder in die Komödie verschwindet meine Freundin Valentine aus meinem Leben, diskret, aufgeschreckt, schamhaft. Das ist so ihre courtoise Art, meinen Lebenswandel zu tadeln. Ich mache mir nichts daraus. Ich weiß, daß sie einen Mann hat, der in Automobilen macht, einen Geliebten, der ein mondäner Maler ist, einen Salon, wöchentliche Tees und zweimal im Monat ein Diner. Sie sehen mich wohl kaum, nicht wahr, „Das Fleisch" oder den „Faun" auf einer Soiree bei Valentine spielen oder „Die blaue Schlange" vor ihren Gästen tanzen? Ich lege mir das zurecht — und darnach ist es mir schnuppe! Ich warte. Ich weiß, daß meine anständige Freundin an einem dieser Tage zurückkehren wird, liebreizend und geniert. . . . Ob wenig oder viel, sie hält was auf mich und bekundet mir es, und das ist genug, um mich ihr zu verpflichten. . . .

Da ist sie ja. ich habe sie an ihrem knappen und präzisen Klingelzug erkannt, ihrem freundlichgeselligen Klingelzug.

— Endlich, Valentine! Wie lang ist's doch her . . .

Irgend etwas in ihrem Blick, in ihrer ganzen Figur tut mir Einhalt. Ich könnte nicht genau sagen, worin meine Freundin verändert ist. Schlechtes Aussehen? Nein, sie sieht nie schlecht aus unter dem gleichmäßigen Samt des Puders und dem rosigen Glatt der Bäckchen. Sie hat stets ihre Fasson, die eines eleganten Mannequins, ihre schlanke Taille mit ihren in einem Rock aus blondem Tüssor gefangen gehaltenen Hüften. Sie hat ihre frischen blau-, grau-, grün-, kastanienbraunen Augen, die zwischen dem doppelten Saum geschwärzter Wimpern blühen, und einen Haufen, einen ganzen Haufen schöner, schwedischblonder Haare. . . . Was ist denn los? Eine Abdunkelung von all dem, eine neue Starre im Blick, eine sozusagen moralische Entfärbung, die verwirrt, die auch meinen Lippen den Bewillkommnungs-Banalitäten Einhalt tut. . . . Trotzdem setzt sie sich nieder, bewegt sich geschickt in ihrem langen Kleid, glättet mit einem kleinen Handstoß ihr Jabot aus feinem Linnen, lächelt und spricht, spricht, bis ich sie undiplomatisch unterbreche:

— Valentine, was haben Sie denn Besonderes?

Sie staunt nicht nur, antwortete ganz einfach:

— Nichts. Beinahe nichts. Wahrhaftig nichts. Er liebt mich nicht mehr. Er hat mich verlassen.

— Wie? Henri . . . Ihr . . . Ihr Geliebter hat Sie verlassen?

— Ja, sagt sie. Es sind heute genau drei Wochen.

Die Stimme ist so sanft, so kalt, daß ich mich beruhige:

— Ah! Sie . . . Sie . . . haben Kummer gehabt?

— Nein, sagt sie, in demselben sanften Ton. Ich habe keinen gehabt, ich habe ihn jetzt.

Ihre Augen werden auf einmal groß, groß, fragen die meinen mit einer plötzlichen Bitterkeit:

— Ja, jetzt. O, ich habe Kummer . . . Sagen Sie mir, wird das so weitergehen? Werde ich lange leiden müssen? Kennen Sie nicht irgendein Mittel? . . . Ich kann mich nicht daran gewöhnen . . . Was soll ich tun?

Das arme Kind! . . . Sie staunt über ihren Schmerz, sie, die sich dessen nicht fähig glaubte. . . .

— Und Ihr Mann, Valentine . . . hat er nichts davon gewußt?

— Nein, sagt sie ungeduldig, er hat nichts gewußt. Es ist nicht das, worum es sich handelt. Was kann ich tun? Haben Sie denn nicht eine Idee, Sie? Seit zwei Wochen stehe ich da und frage mich, was ich tun soll. . . .

— Lieben Sie ihn noch?

Sie zögert:

— Ich weiß es nicht. . . . Ich bin schrecklich bös auf ihn, weil er mich nicht mehr liebt und weil er mich verlassen hat. . . . Ich weiß nicht, ich. Ich weiß nur, daß es unerträglich ist, unerträglich, diese Einsamkeit, dieses Aufgeben von all dem, was man liebte, diese Leere, diese . . .

Beim Wort „unerträglich" steht sie auf und geht im Zimmer auf und ab, wie wenn eine Brandwunde sie in die Flucht triebe, um einen kühlen Platz zu suchen. . . .

— Sie scheinen nicht zu verstehen. Sie wissen nicht, was das ist, Sie . . .

Ich schlage meine Augenlider nieder, ich halte ein mitleidiges Lächeln zurück, vor dieser naiven Eitelkeit im Leiden, besser und mehr als die andere zu leiden. . . .

— Sie regen sich auf, mein Kind. Laufen Sie nicht so hin und her. Setzen Sie sich . . . Wollen Sie nicht Ihren Hut abnehmen und ruhig weinen?

In aufrührerischem Nein läßt sie auf ihrem Kopf ihren gesamten rauchfarbenen Federschmuck tanzen.

— Sicher nicht . . . als ob ich mich amüsieren würde, zu weinen! Danke sehr! Um mir das Gesicht durcheinanderzubringen und doch nicht weiterzukommen, ich bitte Sie? Ich habe gar keine Lust zu weinen, meine Liebe. Ich mache mir nur böses Blut, und damit Schluß . . .

Sie setzt sich wieder, wirft ihren Sonnenschirm auf den Tisch. Ihr kleines, verhärtetes Gesicht ist in diesem Augenblick nicht ohne wirkliche Schönheit. Ich denke daran, daß sie sich seit drei Wochen täglich wie gewöhnlich schmückt, daß sie sorgfältig ihr zerbrechliches Schlößchen von kostspieligen Haaren aufbaut . . . Seit drei Wochen — einundzwanzig Tagen! — verteidigt sie sich gegen die verräterischen Tränen, schwärzt sie mit sicherer Hand ihre blonden Wimpern, geht sie aus, empfängt, klatscht, speist sie... Ein Puppenheldentum, aber Heldentum trotzdem...

Ich müßte sie vielleicht, in einer großen brüderlichen Umschlingung, ergreifen, umwickeln, unter meiner warmen Umarmung dieses kleine, versteifte, aufgebäumte, gegen seinen eigenen Schmerz erboste Wesen zum Schmelzen bringen . . . Sie würde unter Schluchzen zusammenbrechen, ihre Nerven, die seit drei Wochen noch nicht nachgeben mochten, entspannen . . . Ich wage es nicht. Wir sind nicht intim genug, Valentine und ich, und ihre vielfertige Beichte genügt nicht, um eine zweimonatliche Trennung auszugleichen . . .

Und übrigens, wozu durch ammenhafte Einschläferung diese stolze Kraft, die meine Freundin aufrechterhält, erweichen? „Die wohltätigen Tränen", jawohl, ich kenne das Klischee! Ich kenne auch die Gefahr, den Raub der einsamen und endlosen Tränen; — man weint, weil man eben geweint hat, und man fängt wieder an; — man fährt fort aus Gewöhnung, bis zum Ersticken, bis zum nervösen Bellen, bis zum Schlaf

des Trunkenboldes, aus dem man, aufgedunsen, gefleckt, verirrt, beschämt über sich selbst und trauriger als zuvor, erwacht . . . Keine Tränen, nur keine Tränen! Ich habe Lust, meiner Freundin Beifall zu spenden, sie zu beglückwünschen, sie, die da vor mir sitzt, mit großen und trockenen Augen, mit Haaren und Federn bekrönt, mit der steifen Anmut der jungen Frauen, die ein zu langes Korsett tragen . . .

— Sie haben Recht, meine Liebe, sagte ich endlich.

Ich gehe darauf aus, ohne Wärme zu sprechen, wie wenn ich ihr Komplimente über die Wahl ihres Hutes machen würde . . .

— Sie haben Recht. Bleiben Sie, wie Sie sind, wenn es kein Mittel gibt, wenn keine Aussöhnung möglich ist . . .

— Es gibt keine, sagt sie kalt, genau wie ich.

— Nein? . . . Dann müssen Sie warten . . .

— Warten? Auf was?

Was für ein plötzliches Erwachen, was für eine törichte Hoffnung!... Ich schüttele den Kopf.

— Auf die Heilung, das Ende der Liebe warten. Sie leiden ja recht viel, aber es gibt Schlimmeres . . . Der Augenblick kommt — in einem Monat, in drei Monaten, ich weiß nicht, wann — wo Sie anfangen, mit Unterbrechungen zu leiden. Sie werden die Atempausen kennen, die Augenblicke tierischen Vergessens, die kommen, ohne daß man weiß, weshalb, weil schönes Wetter ist, weil man gut geschlafen hat oder weil man ein wenig leidend ist . . . O, mein Kind, wie schrecklich sind die Rückfälle in das Übel! Es fällt über Sie her ohne Warnung, ohne etwas zu schonen . . . In einem unschuldigen und leichten Augenblick, einem wundersamen, befreiten Augenblick, inmitten einer Gebärde, eines Lachens verdorrt d e r G e d a n k e, dies niederschmetternde Andenken an den furchtbaren Verlust Ihres Lachens, hält die Hand an, die die Teetasse an Ihre Lippen führte; und nun sind Sie starr vor Schreck, erhoffen den Tod mit der naiven Überzeugung, daß man nicht soviel leiden kann, ohne zu sterben . . . Aber Sie werden nicht sterben! . . . Sie auch nicht. Die Ruhepausen werden zurückkehren, unregelmäßig, unvorhergesehen, launenhaft . . . Es wird . . . es wird wahrhaft schrecklich sein . . . Aber . . .

— Aber? . . .

Meine Freundin hört mir zu, ist jetzt weniger mißtrauisch, weniger feindlich. . .

— Aber es gibt noch Schlimmeres!

Ich habe meine Stimme nicht genug überwacht . . . Bei der Bewegung meiner Freundin senke ich den Ton:

— Es gibt Schlimmeres. Es kommt ein Augenblick, wo Sie beinahe nicht mehr leiden werden. Jawohl! Beinahe geheilt werden Sie dann, „die Seele in Pein" sein; diejenige, welche irrt, welche sucht; sie weiß nicht, was, sie will nicht sagen, was . . .

In dieser Periode sind die Rückfälle in das Übel harmlos und durch einen seltsamen Ausgleich werden die Ruhepausen abscheulich, von einer schwindelerregenden und faden Leere, die das Herz umkehrt . . . Es ist die Zeit der Stupidität, des Mangels an Gleichgewicht . . . Man fühlt, wie ein geleertes, runzliges Herz in seiner Brust schwebt, die von zitternden Seufzern, die nicht einmal traurig sind, zeitweise geschwellt wird. Man geht aus ohne Ziel, man wandert hin und her ohne Grund, man steht still ohne Müdigkeit . . . Man wühlt mit stummer Gier an der

schmerzenden Stelle, ohne aus ihr den lebendigen und frischen Blutstropfen ziehen zu können, — man kapriziert sich auf eine halb trockene Narbe, man bedauert, — ich schwöre es Ihnen! — man bedauert die klare, scharfe Wunde . . . Das ist die öde, irrende Periode, zu der die Bitterkeit der Skrupeln hinzukommt . . . Ganz sicher die Skrupeln! Die Skrupeln, die schöne, leidenschaftliche, schaudernde, despotische Verzweiflung verloren zu haben . . . Man fühlt sich vermindert, gebrandmarkt, den mittelmäßigen Kreaturen untergeordnet . . . Auch Sie werden sich sagen: „Was! Ich war, ich bin nur das? Nicht einmal so viel wert, wie das verliebte, kleine Mädel, das sich in die Seine wirft?“ Oh, Valentine! Sie werden über sich selbst im Geheimen erröten, bis . . .

— Bis? . . .

Mein Gott, wie sie hofft! Nie werde ich bei ihr wieder so schöne, bernsteinfarbene Augen, so weite Augensterne, einen so angstvollen Mund wiedersehen . . .

— Bis zur Heilung, meine Liebe, bis zur wahren Heilung. Die kommt . . . geheimnisvoll. Man fühlt sie nicht sofort. Aber sie ist wie der allmähliche Lohn für soviel Leid . . . Glauben Sie mir, das kommt, ich weiß nicht, wann. An einem sanften Frühlingstag, oder auch an einem feuchten Herbstmorgen, vielleicht in einer Mondnacht fühlen Sie in Ihrem Herzen ein unaussprechliches Ding sich wollüstig dehnen, — wie eine glückliche Blindschleiche, die immer länger wird — wie eine samtene Raupe, die sich abwickelt, — eine Entspannung, ein seidiger und wohltätiger Riß, wie von einer Schwertlilie, die erblüht . . . Ohne zu wissen, weshalb, werden Sie in dieser Minute Ihre Hände hinter Ihrem Kopf verschränken, mit einem unerklärlichen Lächeln . . . Sie werden mit einer wiedereroberten Naivität entdecken, daß das Licht rosig ist durch die Spitzen der Vorhänge hindurch, daß der Teppich weich ist für die nackten Füße — daß der Duft der Blumen und der reifen Früchte begeistert, anstatt zu erdrücken . . . Sie werden ein furchtsames Glück genießen, frei von jedem Begehren, zart, ein wenig verschämt, eigensüchtig und besorgt um sich selbst . . .

Meine Freundin ergriff meine Hände:

— Noch! Noch! Sagen Sie mir noch etwas! . . .

Ach, was erhofft sie denn noch? Habe ich ihr nicht genug versprochen, indem ich ihr die Heilung versprach? Ich liebkose lächelnd ihre kleinen, warmen Hände:

— Noch! Aber das ist alles, mein Kind. Was wollen Sie denn noch?

— Was ich will? Aber . . . die Liebe, natürlich, die Liebe!

Meine Hände lassen die ihrigen los:

— Ach ja . . . Eine andere Liebe . . . Sie wollen eine *andere* Liebe . . .

Freilich . . . Ich hatte nicht an eine andere Liebe gedacht . . . Ich schaue mir von ganz nahe dieses hübsche, ängstliche Gesicht an, diesen anmutigen, zurechtgemachten, arrangierten Leib, diese kleine, eigensinnige, gewöhnliche Stirne . . . Schon hofft sie auf eine andere Liebe, eine bessere oder schlimmere, oder eine, die derjenigen ähnlich ist, die man ihr eben getötet hat . . . Ohne Ironie, aber ohne Zärtlichkeit gebe ich ihr die Zusicherung:

— Ja, mein Kind, jawohl . . . Sie werden eine andere Liebe finden . . . Ich verspreche es Ihnen.

Verdeutscht von Frantz Clément.

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, erste Juniwoche.

Die deutsche Kohlensubvention hat nicht lange auf sich warten lassen, *sie ist da!* Aber der Weg, auf dem sie eingeführt wurde, ist immerhin bemerkenswert. Es erschien schwierig, auf dem üblichen *parlamentarischen* Wege eine neue Liebesgabe für den Bergbau zu erreichen. Da wählte man halt den sichereren Weg der *Rechtsprechung*. Das Reichswirtschaftsgericht hat prinzipiell entschieden, der Staat sei verpflichtet, die Reparationslieferungen des Kohlenbergbaus *über* Weltmarktpreis zu bezahlen, d. h. ihm einen Teil der Differenz zu ersetzen, die zwischen dem (hohen) Inlandspreis und dem der Bezahlung der Reparationslieferungen zugrunde gelegten englischen Preis besteht. Diese Entscheidung hat fraglos vorzügliche juristische Grundlagen. Ökonomisch betrachtet aber ist sie unsinnig. Denn würde der Ruhrbergbau nicht auf Reparationskonto liefern, so würde er im Exportgeschäft sicherlich keinen höheren Preis erzielen als den am Weltmarkt üblichen. Und schlösse die deutsche Reichsregierung einen neuen Vertrag, der auch die Reparations-*Kohlen*lieferungen, nach Art vieler anderen, im Wege des freien Sachlieferungsverkehrs regulierte, so fiele ebenfalls ihre Pflicht zur Leistung einer Entschädigung fort, ohne daß sich an dem ökonomischen Tatbestand irgend etwas ändern würde. Nun, der schöne Spruch ist, mindestens im Prinzip, jetzt gefällt, und es ist die Frage, welche Konsequenzen sich, abgesehen von den Millionen, die dem Ruhrbergbau zufließen werden, aus ihm ergeben. Bekanntlich sind die Kohlenpreise genehmigungspflichtig und werden vom Reichswirtschaftsministerium kontrolliert. Es ist stets offen zugegeben worden, daß durch die starre Preispolitik im Inland die Verluste am Exportgeschäft soweit als möglich wieder hereingeholt werden sollen. Die Entscheidung des Reichswirtschaftsgerichts *vermindert* nun die Verluste im Exportgeschäft; ihre Konsequenz sollte also eine *Ermäßigung der Inlandskohlenpreise* sein! Dies ist um so mehr zu fordern, als die Lage des Bergbaus gerade jetzt, trotz aller Bemühungen, es zu verschleiern, recht günstig ist. Während sich die arbeitstägliche Kohlenförderung im Mai des Vorjahres auf 336 141 t Kohle stellte, betrug sie in den ersten drei Maiwochen des laufenden Jahres 336 842 t bzw. 352 912 bzw. 352 284 t. Dabei ist die Zahl der im Bergbau beschäftigten Arbeiter seit dem Mai 1925 um über 80 000 zurückgegangen (von 450 000 auf 367 000). Die Lage muß sich also *wesentlich* gebessert haben. Für die Sub-

vention war der gegenwärtige Augenblick sichtbar schlecht gewählt; für eine Preisermäßigung wäre er um so besser geeignet!

Das Institut für Konjunkturforschung ist bekanntlich, trotzdem es in Lokal- und Direktorialgemeinschaft mit dem Statistischen Reichsamt lebt, keine Reichsbehörde, sondern ein von Wirtschaftsverbänden aller Richtungen gegründetes Privatinstitut. Man sollte also annehmen, daß dies Institut keine der „Rücksichten" zu nehmen habe, die von Ämtern zuweilen beobachtet werden müssen. Aber das ist ein Irrtum. Vor einigen Monaten erregte der deutschnationale Reichstagsabgeordnete Reichert nebst Genossen große Heiterkeit, als sie in einer Reichstagsanfrage das deutliche Verlangen zum Ausdruck brachten, die amtliche Reichsstatistik ein wenig zu fälschen. Die Herren von der Schwerindustrie nahmen plötzlich Anstoß an einer statistischen Methode, die sie selbst Jahre hindurch zur Anwendung gebracht hatten. Es war nämlich allgemein üblich geworden, die gegenwärtigen Produktionsziffern aus Landwirtschaft, Bergbau und Schwerindustrie nur mit den *vergleichbaren* Zahlen der Vorkriegszeit zu vergleichen, d. h. nicht mit den Zahlen des ehemaligen, *größeren* Deutschland, sondern mit denjenigen des *heutigen* Reichsgebietes. Als sich nun aber zeigte, daß bei Roheisen und Rohstahl die Zahlen des ersten Halbjahres 1925 schon *über* den vergleichbaren Vorkriegszahlen lagen, wurde die Vergleichsbasis den Herren, die berufsmäßig klagen müssen, unangenehm, sie verlangten, daß den Zahlen des heutigen kleineren Deutschland die Zahlen des früheren größeren gegenübergestellt würden. Während der Präsident des Statistischen Reichsamts damals aber in einigen Artikeln mutig und vollkommen schlüssig den Standpunkt seines Amtes verteidigte, hat sich jetzt derselbe Prof. Wagemann in seiner Eigenschaft als Direktor des Konjunkturinstituts den Wünschen der Schwerindustrie gebeugt. In seinem ersten Vierteljahrsheft sind die der Schwerindustrie genehmen Ziffern eingesetzt, und zwar ohne daß auch nur ein Wort des Kommentars hinzugesetzt wäre, was selbst im Auslande üblich ist. Auch dies Verhalten des Konjunkturinstituts wird man vielleicht als ein „Konjunktur"symptom bewerten dürfen!

Während der ganzen letzten Monate hat der sogenannte „freie Sachlieferungsverkehr" auf Reparationskonto immer größere Bedeutung gewonnen. Ganz überraschend zeigte aber der April plötzlich einen Rückgang in dieser aufsteigenden Entwickelung. Die Erklärung wird jetzt offiziös gegeben —: Belgien und Frankreich waren nicht mehr in der Lage, weitere Verträge abzuschließen, weil sie ihre Guthaben beim Generalagenten erschöpft hatten. Diese Meldung hat bisher keine Aufmerk-

samkeit in der Öffentlichkeit gefunden. Sie gibt aber zu einigem Nachdenken Anlaß. Und zwar nicht nur, weil sie offenbar charakteristisch für die Finanzlage dieser beiden Staaten ist, die anscheinend jeden Pfennig ausländischer Währung dringend brauchen, der ihnen irgendwo zur Verfügung steht. Sondern auch, weil man sich fragen muß, ob nicht im Interesse einer gewissen Kontinuität in den Auftragseingängen der deutschen Industrie Maßnahmen ratsam wären, die solche vorübergehenden Unterbrechungen dieser relativ angenehmsten Form der Reparationsleistung durch wesentlich formale Hemmungen unnötig machen könnten? Belgien und Frankreich verfügen über recht erhebliche *Zukunftsforderungen* an Deutschland. Jeden Monat werden neue Guthaben für sie verfügbar. Schüfe man dafür irgendeine *Diskontmöglichkeit* auch nur kleinen Umfangs, so könnte sich der Sachlieferungsverkehr ungehindert von *zufälligen Augenblickssalden* des Reparationskontos abwickeln. Wenn man sich darüber klar ist, daß Reparationsleitung Export bedeutet, sollte man nicht durch administrative Rückständigkeit dem Reparationsexport Fesseln auflegen, die dem freien Exportgeschäft unbekannt sind und die auch hier mit gutem Willen sich leicht überwinden ließen.

Der Gesetzentwurf über eine durchgreifende Reform des Branntweinmonopols liegt jetzt dem Reichswirtschaftsrat vor. Der Reichsfinanzminister hat ihm ein paar freundliche Worte auf den Weg gegeben. Herr Reinhold sagte, er wolle die *Einnahmen* aus dem Branntweinmonopol *verdoppeln*, obwohl sein Gesetzentwurf auf der Ausgabenseite nur Ersparnisse vorsieht, die sich bestenfalls auf ⅓ der von ihm erhofften Rentabilitätssteigerung belaufen werden. Wie Herr Reinhold also zu seinem Ergebnis kommen will, steht dahin! Gewisse Summen scheint er daraus verfügbar machen zu wollen, daß er die übermäßigen und bisher unabsetzbaren *Bestände* des Branntweinmonopols künftighin auch als *Motor*spiritus absetzen will. Aber bei seiner gegenwärtigen Organisation und bei der heutigen Wirtschaftslage *verliert* das Monopol am Hektoliter Motorspiritus 60 Mark! Tag für Tag finden Verkäufe statt, die objektiv Schleuderverkäufe genannt werden müssen, im Inland wie im Ausland, *täglich* werden für Rechnung der deutschen Steuerzahler über 100 000 Mark zugesetzt. Wie also will man die Überschüsse steigern, wenn man gleichzeitig das Verlustgeschäft noch mehr forcieren will? Herr Reinhold sollte sich besser informieren! Will er wirklich den Motorspiritus popularisieren, so räume er erst gründlich *im* Branntweinmonopol auf. Solange der Motorspiritus in diesem unwirtschaftlichen Rahmen steht, ist es für den Nichtfachmann beinahe unmöglich, die Qualitäten zu erkennen, die ihm von den meisten Kennern der Betriebsstoffwirtschaft zugesprochen werden.

GLOSSEN

BERLIN
oder DIE HEIMKEHR DES VERLORENEN GREISES

— Na, was sagen Sie zu Berlin?

— Gott, wissen Sie, um mit Heine zu sprechen . . .

— *Heine?* Da sind Sie auf 'ne falsche Welle geraten. Heine ist doch nicht sendbar . . .

— Langsam! bitte, langsam! Ich gestehe, daß ich nicht mehr ganz mitkomme. Soviel neue Ausdrücke! Soviel neue Wendungen, Umstellungen, Schaltungen! Soviel neuer achttägiger Weltruhm! Damals war diese Literatur gerade im Entstehen. Man wurde gegen die bartträchtige Ideologie mißtrauisch, riß ihr die Orden- und — Ehrenzeichen ab. Man zog der Gesellschaft das Bett vor dem Kopf weg, auf dem sie saß. Es würde mich interessieren, welche Probleme sich aus diesem intellektuellen Hackepeter, diesem gepfefferten Ideenchaos nunmehr herausgeschmort haben.

— Das hängt ganz davon ab, wie Sie erden. Für moderne Dramatik ist die Klingelschnur zu empfehlen; die Klassik schließt man besser an die Wasserleitung an.

— Aha! . . . Das heißt: lassen wir das! Sie fragten mich, wie ich Berlin finde. Es ist eine durchaus vorschriftsmäßige Großstadt, so beinah schon amerikanisch und beinah nicht mehr direkt preußisch verzopft. So: Droschkenjaul zweiter Jüte mit hinten aufmontiertem Kühler. So: Glänzend organisierte Regelung eines schwach vorhandenen Verkehrs. Mit einem Worte: sachlich bis zur Gefühlsduselei. Früher hingegen hatte es so sympathische Marotten: Die geheimen Nacktlokale in verlasterten Gemüsekellern. Die dunklen Existenzen und plötzlichen Razzien. Hatte was Obskures, was Unirdisch-Unterirdisches. Tanz auf Vulkanen! Gespenst des Bolschewismus.

— *Bolschewismus?* Mensch, Sie reden ja Rokoko! Nächstens sagen Sie noch: Werthers Leiden. Bolschewismus; heute, wo wir die Ostorientierung haben und die Mitteltaxe und Serienautos für jede Gehaltsklasse herstellen . . .

— Ja, ich sehe da nicht die Zusammenhänge. Man kämpfte doch hier einmal für etwas. Man empörte sich, wenn ich mich recht erinnere. Man schrie auf den Straßen: Diktatur des Proletariats! Oder wenigstens: Nie wieder Krieg! Ging denn dieser Freiheitstraum so schnell zu Ende?

— Aha! Sehr interessant! Sie waren auf Ihre Frau Mutter fixiert.

— Ja, was erlauben Sie sich . . .?

— Keine falsche Scham. Im Traum ist Freiheitsstatue immer gleich Mutter. Oedipus! Sphinx! Beruhigen Sie sich! Wir wissen jetzt, daß anarchische Überwertigkeiten völlig heilbar sind. Es gibt da verschiedene Methoden: Coué oder Masdasnan oder selbst Mensendieck.

— *Heilbar?!* Man heilt hier Freiheitsgefühle?! Man suggeriert einem das Rebellische weg? Haben Sie denn nicht die geringsten Konsequenzen aus allem, was damals geschehen ist, gezogen?

— Na ob, wir haben doch die Aufwertung, die Fürstenabfindung und das Funktheater.

— So also sieht das moderne Berlin aus . . .?

— Mensch, nu machen se aber 'nen Punkt! Wo lassen *Sie* denn Ihr Unterbewußtsein herstellen? Keine Komplexe! Keinen Röhrendetektor! Aber revolutionäre Hem-

mungen! Sie und modern? Wissen Sie, was Sie sind? — Eine „ostische“ Existenz! Eine entwurzelte Gruppenseele! Machen Sie schleunigst rechtsum kehrt und wagen Sie es nicht, Sie mit Ihrem *rassisch falsch betonten* Habitus, uns die Aussicht auf die herrliche Kaiser-Wilhelm-Gedächtnis-Zukunft zu verschandeln!

Walther Mehring

DÄNISCHES ALLERLEI

Ornithologie

Im Mai hatten wir hier den Ornithologenkongreß, und alles, was sich gern mit Vögeln beschäftigt, kam nach Kopenhagen. Die Zeitungen schrieben, das sei der Auftakt des Touristenlebens. Aber natürlich kommen nicht alle Touristen nur zu diesem Zwecke, manche kommen auch der Kunst wegen.

*

Die Kopenhagenerin

In Kopenhagen kämpfen die Frauen augenblicklich heftig dafür, daß die Anrede „Fräulein“ abgeschafft wird. Jedes weibliche Wesen über 20 Jahre solle „Frau“ heißen. Wer diese Neuordnung für angebracht hält, wird gebeten, seine Stimme schriftlich abzugeben. Ich mußte der Wahrheit die Ehre geben. Allerdings wage ich zu fragen: warum erst mit 20? Seien wir doch genau: mit 16! Mit 16! Alles was über die Kopenhagenerin zu sagen ist, hat übrigens Holberg schon in dem Titel einer seiner Komödien ausgedrückt: „Pernilles korte Frökenstand“.

*

Kulturpropaganda

Eben lese ich in der Zeitung: Der gestrige Sonntag stand unter dem Zeichen des Massenbesuchs aus Deutschland. Ein Hamburger Dampfer traf vormittags mit 1500 deutschen Touristen ein, die bald alle Straßen Kopenhagens überfluteten und dem sonntäglichen Leben der Stadt, besonders abends im Tivoli, ihre geistiges Gepräge aufdrückten. Die Deutschen sind ein musikalisches Volk, und so hörte man überall das Nationallied „Ein Prosit der Gemütlichkeit“ wie Donnerhall die Lüfte erfüllen. — Ja, wir Deutschen sind ein hochtalentiertes Volk, aber warum werfen wir die Perlen unseres Geistes so vor die Säue, wo man uns doch nicht versteht!

*

Trocken

In Norwegen, das bekanntlich trockengelegt ist, hat jemand ein neues Haarwasser erfunden, das er in den abstinenten Zeitungen inseriert. Ich habe es auch probiert, es schmeckt wie Chartreuse mit Kognak und einem Schuß Maraschino. Die Wirkung auf das Haar, bei reichlicher Verwendung, zeigt sich schon am nächsten Morgen.

*

Ibsen-Forschung

Eine Osloer Zeitung hat jetzt Ibsens alte Köchin, Josine Jacobsen, interveniert. Der alte Herr aß also besonders gern Dorsch, außerdem Lammbraten mit Petersilie gefüllt und Kalbsnierenbraten. Ich halte es für wertvoll, dies weiterzugeben, da man ja auch in Deutschland Ibsen inszeniert.

*

D'Annunzio

Eine römische Korrespondenz enthüllt, daß D'Annunzio beim Dichten immer ein Glas mit Goldfischen neben seinem Ellenbogen auf dem Schreibtisch stehen haben muß. Da die Goldfische nicht lesen können, besteht für die Tierschutzvereine kaum ein Anlaß, einzuschreiten.

Erich Vogeler

LENIN UND POTEMKIN

Als die Unruhen in Odessa ausbrachen und der „Potemkin" die rote Fahne hißte, geriet die ganze russische Emigration in Bewegung; alle brannten, nach Rußland zurückzukehren, die Bolschewiki und Menschewiki beriefen Konferenzen ein, in Genua debattierte Lenin mit den Menschewiki über die Entwicklung der Ereignisse: Lenin war von der Notwendigkeit des bewaffneten Aufstandes überzeugt, die Menschewiki glaubten nur an die Möglichkeit. Als der „Potemkin" ungehindert von der Admiralsflotte wieder in Odessa einlief, war Lenin entschlossen, alles aufzubieten, den Aufstand planmäßig nach Zusammenfassung aller revolutionären Schichten durchzuführen. Damals geschah es, daß die Auslandsdelegation der Bolschewistischen Partei einen Vertrauensmann nach Odessa sandte, um den Aufstand zu organisieren. Dieser Mann hieß *Juschin;* er hat schon vor längerer Zeit das Gespräch publiziert, das er in jenen Tagen mit Lenin kurz vor seiner Abreise nach Rußland hatte.

„Auf Beschluß der Z.-K. sollen Sie, Genosse Juschin, nach Odessa fahren. Sie haben eine ernste Aufgabe. Es ist zu befürchten, daß die Genossen in Odessa den Aufstand auf dem „Potemkin" nicht in der richtigen Weise ausnutzen werden. Sie müssen um jeden Preis auf den Kreuzer gelangen und die Matrosen überzeugen, energisch vorzugehen. Vor einem Bombardement der staatlichen Gebäude dürfen sie nicht zurückschrecken. Die Stadt muß in unsere Hände gelangen. Die Arbeiter müssen bewaffnet werden. Auf dem Lande muß unbedingt Agitation getrieben werden. Wir müssen die Bauern für uns haben. Ratet den Bauern, die Güter zu besetzen und sich mit den Arbeitern zu gemeinsamem Vorgehen zu vereinigen. Schenkt den Bauern die größte Aufmerksamkeit. Ohne sie werden wir nichts erreichen."

Lenin war so ungewöhnlich erregt, wie ihn Juschin noch nie gesehen hatte.

„Ferner muß alles getan werden, um die gesamte Flotte in unsere Hände zu bringen. Ich bin überzeugt, daß es uns gelingen wird. Dann schickt umgehend nach mir. Ich werde sofort nach Rumänien kommen."

„Sie halten diese Entwicklung für möglich?"

„Selbstverständlich! Ich halte sie für möglich, wenn nur schnell und tatkräftig gehandelt wird!"

Juschin war skeptisch, denn er kannte die Verhältnisse in Odessa, Arbeiter gab es wenig, die Bauern waren noch nicht revolutionär. Aber er rechnete auf einen Durchbruch des „Potemkin" nach Batum, wo die Agitation in der Garnison sehr fruchtbar gewesen war. Vor der Abfahrt sprach Lenin noch ein zweites Mal mit Juschin, und wieder betonte er, man müsse vor allem Wert darauf legen, daß die Bauern eingriffen.

Juschin fuhr mit dem Paß eines Generalssohnes nach Rußland, passierte glücklich die Grenze und gelangte nach Odessa. Dort war bereits der Belagerungszustand verhängt. Der „Potemkin" hatte den Hafen verlassen. Statt eines Aufstandes herrschte die Stimmung eines Pogroms. Die Polizei hatte Banden organisiert, die die Stadt an einigen Ecken in Brand gesteckt hatten. Es herschte allgemeiner Wirrwarr und Ratlosigkeit. Die Bauern griffen nicht ein.

Juschin mußte Lenin den Mißerfolg melden und begab sich nach Moskau, wo sich im Herbst die Arbeiter erhoben

Kurt Kersten

WELTGEIST LEHMANN

Seit unsere scharfsinnigen Gelehrten gefunden haben, daß die Atome Sonnen sind, die von Planeten umkreist werden, kann sich ein jeder — Herr Schulze oder Fräulein Vogelsang — mit vollem Rechte für einen Kosmos halten. Denn unser Körper wird ja nach dieser Entdeckung von Milliarden von Atomen, also von Planetensystemen, gebildet. In der Nabelgegend des Herrn Schulze flimmert irgendein Sternbild des Orion, und Fräulein Vogelsang wird sicherlich irgendwo von einer Milchstraße durchzogen. Auf einem Planeten eines Stickstoffatoms zerbrechen sich die Philosophen den Kopf über das Weltbild Schulze, und auf einem Planeten eines Schwefelatoms richten Astronomen ungeheure Fernrohre in die Gegend des Zwölffingerdarms des Fräulein Vogelsang und berechnen an Hand großer Tabellen die Lichtgeschwindigkeit des Kosmos Vogelsang.

Diese Schlüsse sind wohl alle erlaubt, ja, man könnte trotz des Protestes des vielgerühmten, gesunden Menschenverstandes noch weitergehen und behaupten, daß auch jeder der oben erwähnten Philosophen und Astronomen auf den Stickstoff- und Schwefelatomen wiederum einen Kosmos für noch kleinere Sonnen und Planeten bildet. Denn die Unendlichkeit oder, besser gesagt, die Denkbarkeit des Unendlichen erstreckt sich nicht bloß in die Richtung des Großen, sondern auch in die Richtung des Kleinen.

Lassen wir aber unseren strengen, unerbittlichen Denkapparat in die Richtung des Großen arbeiten, so kommen wir um den Schluß nicht herum, daß unsere Erde nichts anderes ist als ein Planet in einem Atome, dessen Kern unsere Sonne ist. Dieses Riesenatom — natürlich nur nach unseren Begriffen riesig! — bildet mit all den anderen Sonnensystemen unseres Weltalls wiederum einen Körper, vielleicht den Körper eines Hundes oder eines Herrn Lehmann, der vom Scheitel bis zur Sohle Billionen Sternweiten mißt. Es ist unnütz, Vermutungen darüber anzustellen, in welchem Körperteile des Herrn Lehmann die Erde schwebt, wahrscheinlich aber schreitet dieser Herr Lehmann seelenvergnügt auf der Erde eines noch größeren Atoms dahin. Vielleicht ist dieser Herr Lehmann sogar eine lächerliche Figur in seinem Bekanntenkreise, vielleicht ein Idiot, vielleicht ein armseliger Landstreicher, der alle Monat einmal ins Kittchen wandert. Wem es Vergnügen macht, der kann sich auch in dem kosmischen Organismus eines Fräulein Dorothea vermuten. Solche Ueberlegungen sind nun sehr interessant, aber höchst gefährlich. Denn bekanntlich ist außer der Verdauung nichts für unsere Glückseligkeit so unbedingt nötig wie eine solide, festverankerte, unerschütterliche Weltanschauung. Wie soll man aber bei derartigen Überlegungen zu einer soliden, festverankerten Weltanschauung gelangen? Kaum fühlt man sich in der Richtung des Kleinen als Welt, Weltgeist, Schicksal, allfühlend, sonnenbewegend; kaum hat man das Hochgefühl erklommen, Sonnensysteme ausräuspern zu können, da findet man sich in die andere Richtung blickend in der großen Zehe oder in sonst einem Körperteile eines elenden Landstreichers. Da ist es schwierig, eine Weltanschauung zu gewinnen! Wohin soll man blicken? Der eine zuckt die Achsel; der andere glaubt Gebete zu hören, die zu ihm, dem Weltgeiste, aufsteigen; der Dritte betet selbst zu seinem Weltgeiste: „Lieber Lehmann, trink nicht zuviel Schnaps, auf daß Du Dir keine Magenindisposition holst, unsere Erde nicht

etwa mit einem Kometen zusammenstößt und auf dem Mist endet."

Arnold Hahn

TISCH MIT BÜCHERN

André Gide, nicht allzuweit von jener weichen und passivischen Luft, die um das erste Buch des Marcel Proust webt, gewachsen, ganz den inneren Situationen nachspürend, verleugnet die Kultiviertheit seines Stils auch dann nicht, wenn er sich in Landschaft und Stimmungsmalerei flüchtet. Seine *„Pastoralsymphonie"* (im Verlag Kiepenheuer) hat nichts vom befreienden Scherzo des Beethoven; Gide ist grüblerisch und beinahe einsiedlerisch in seiner Naturauffassung. Sein Buch flattert ein wenig zwischen Zwiesprache und einfacher Kontemplation, zwischen Novelle und Monologie.

Aus einer anderen Welt die beschauliche, heitere, kluge Märchenromantik des Vlamen *Felix Timmermans.* Sein Buch *„Das Licht in der Laterne"* (im Inselverlag) sammelt Lebensbilder aus dem Alltag eines schwerblütigen Nordseevolkes. Er erzählt reizende kleine Geschichten, in denen das Gesicht seines Landes aufsteht. Gestehen wir uns, daß er manchmal ein zu billiges Verfahren wählt. Aber die Anmut des Stiles, die nordische Spitzwegart des Dichters beglückt dann wieder in prachtvoll anschaulichen Bildern.

Ein ganz neuer Name, ein ganz neuer Ton — sonderbar und ohne Vergleich, ein Buch von kühner, man darf sagen: von frecher Anlage — *„Im Tollhaus der Freude"* von *Marcel Arnac* (Allgemeine Verlagsanstalt, München). Verblüffend, wie plötzlich eine nicht näher determinierte Welt dasteht; eine Welt von Bauern, Weibern, Zechern, Eulenspiegeln, Schalksnarren. Eine Brueghel-Welt, bizarr, deftig, urwüchsig. Ein Buch, das mit lausbubenhafter Unverschämtheit auf jeden Sinn, Zusammenhang, Aufbau, Handlung verzichtet. Und doch da ist: Karrikaturen hinschmeißt, wüste Szenen malt, Lebenssaft fühlen läßt. Ein Buch, im Traum geschrieben. Jedenfalls in einer Art von Trance. Manchmal glaubt man: Ausbrüche eines Trunkenen. Dann wieder Genialisches, unerhörte Kraft der Schilderung, Ursprünglich-Humoriges. Ich empfehle das Buch jedem, der Jungenhaft-Starkes und Uebermütig-Schäumendes um seiner selbst willen liebt.

Otto Zarek.

ZUM KAPITEL KUNSTKRITIK

Ist jener Kritiker, der an der Aufführung der *„Tosca"* (mit Joseph Schwarz als „Scarpia") im „Acht-Uhr-Abendblatt" letzhin Kritik verübte, bereits der Teufel, den Stefan Großmann an die Wand gemalt hat? Schnoddrigkeit, Sachunkenntnis, Verantwortungslosigkeit sprechen hier im übelsten Zeitungswelsch folgenden Unsinn: „Beglückendes und *beglücktes* Wiedersehen mit Joseph Schwarz ..... Seine Stimme ist nicht eigentlich weittragend, *raumdurchbohrend und himmelanstürmend* .... Scarpia, der Bösewicht, Tyrann und Lüstling, wird hier fast zu einer *Gestalt im Sinne Kantischer Aesthetik* .... Die Kongruenz stimmlichen und *schauspielerischen Wohlklangs* .... Die musikalische Leitung Hans Zanders *rankte sich* geschickt um die zum Teil hervorragenden Leistungen der Solisten

..... Die *immer noch köstliche Musik Verdis ....*"

Da nun „*Tosca*" immer noch von *Puccini* ist, wäre mit dieser sachlichen Richtigstellung eigentlich genügend gekennzeichnet, wie es mit der fachlichen Legitimation dieses Kritikers bestellt ist. Die Zitierung der anderen Stellen erfolgte bloß deshalb, damit der andernfalls nahliegenden Ausrede auf einen Druck- oder Schreibfehler schon hier begegnet sei! Denn kein Wort der Kritik hat auch bloß den losesten Zusammenhang mit der Musik Puccinis, mit der Aufführung unter Zander, mit der Leistung Schwarz'. *A. D.*

„BEMERKUNGEN"

Im letzten Heft des „Tage-Buch" war ein Aphorismus in den „Bemerkungen" von Arthur Schnitzler durch ein Versehen sinnentstellend wiedergegeben. Es sollte heißen:

„Ob ein Mensch dich betrogen, bestohlen, verleumdet habe, es könnte immer noch die Möglichkeit einer Versöhnung, ja selbst eines späteren reinen Verhältnisses zwischen dir und ihm bestehen. Ja, — wenn es sich praktisch durchführen ließe —: selbst mit deinem Mörder könntest du dich nach geschehener Tat vielleicht trefflich verstehen, am *ehesten* vielleicht mit ihm! Nur zu einem Menschen, der nicht weiß, was er dir getan hat, führt, selbst wenn du dieses Tun persönlich längst verschmerztest, in aller Ewigkeit kein Weg zurück."

Die letzte der Schnitzler'schen „Bemerkungen", die versehentlich fortgeblieben war, lautete:

„Es ist schon oft genug vorgekommen, daß ein Bösewicht aus Klugheit etwas Gutes, aber noch nie, daß ein Dummkopf aus Güte etwas Kluges getan hat."

POLITIKER-ANEKDOTEN

Jean Jaurès hatte keine besondere Meinung von seinem künftigen Lobredner Herriot, denn in der „Humanité" äußerte er einmal:

— Wenn Herr Herriot die Revolution erleben sollte, wird er seinen Geraniumtopf aufs Fenstersims stellen und zusehen, wie sie vorüberzieht.

*

Léon Bérard hatte einen jungen, sehr schönen Kriegsverletzten in den Dienst seines Kabinetts gestellt.

— Und wo sind Sie verwundet worden? fragte er ihn.

— Auf dem chemin des dames, monsieur le ministre.

— Dann nehmen Sie sich in acht, sagte Bérard, auch hier befinden Sie sich auf dem chemin des dames!

*

Bei den Verhandlungen von Cannes riß Lloyd George einmal die Geduld, er strafte das englische Phlegma Lügen:

— Ach, ihr Franzosen seid über alles erhaben! Aber hütet euch: vom Erhabenen zum Lächerlichen ist nur ein Schritt!

Briand erwidert:

— Der über die Straße von Calais.

*

Man sprach in der Kammer von einem der bemerkenswertesten Politiker der Stunde. Ein paar gute Freunde beklagten sich über seinen Egoismus, seine Brutalität, seine eigenwillige Politik.

— Ich kann nichts gegen ihn vorbringen, sagte Bérard, er hat mir stets seine Zuneigung bewiesen.

— I wo, er pfeift auf Sie genau wie auf die andern . . . Er würde die ganze Menschheit umbringen lassen . . ., auch seine Freunde!

— Vielleicht . . . aber mich zuletzt . . .

(Nacherzählt von B. F.)

INHALT DES LETZTEN HEFTES

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin SW 19, Beuthstraße 19. Telephon: Merkur 8790, 8791, 8792. Verantwortlich: Stefan Großmann, Berlin W, Budapester Straße 16. — Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin SW 19, Beuthstraße 19. — Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Wien 156 791. Bankkonto: Commerz- u. Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstraße 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Prikopy 6. — Druck von Gehring & Reimers G. m. b. H., Berlin SW 68, Ritterstraße 75. — Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Beuthstraße 19.

Bezugspreis durch die Post in Deutschland pro Monat 2.— Reichsmark, pro Quartal 6.— Reichsmark; unter Streifband im Inlande und nach Österreich monatlich 2.25 Reichsmark, vierteljährlich 6.50 Reichsmark. Für das übrige Ausland nur Streifbandlieferung monatlich 2.50 Reichsmark, vierteljährlich 7.— Reichsmark.

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, zweite Juniwoche.

Daß die Geschichte mit dem Briefe Hindenburgs an Herrn v. Loebell durchaus anders verlief, als in den Tageszeitungen, den linken wie den rechten, erzählt worden ist, versteht sich für jeden, der nur ein bißchen nachdenkt, von selbst. Unmöglich kann Hindenburg jemals die Ansicht gehabt haben, daß er hier *wirklich nur einen ganz privaten und für kein drittes Auge bestimmten* Brief loslasse, — er hat noch niemals einen Hang zu langen Korrespondenzen gezeigt, er pflegt seine politischen Privatmeinungen auch sonst nicht gerade vor Herrn v. Loebell auszubreiten, und außerdem erkennt der Stilkundige leider auf den ersten Blick, daß dies überhaupt kein *persönliches* Schreiben des Reichspräsidenten sein kann, sondern daß der Text von seinem Amtsvorsteher, dem Staatssekretär Dr. *Meißner,* verfaßt worden sein muß. Außerdem hätte Loebell natürlich niemals den Mut gehabt, ein *wirklich* und *ernstlich* privat gemeintes Präsidentenschreiben der Oeffentlichkeit dennoch preiszugeben; und Herr von Hindenburg hätte sich solch groben Vertrauensbruch seinerseits auch nicht widerspruchslos gefallen lassen. Nach alledem kann man mit großer Sicherheit sagen, daß dieser Privatbrief Hindenburgs das *Ergebnis recht eingehender Besprechungen* zwischen Hindenburg, Herrn v. Loebell, Dr. Meißner und vielleicht noch einigen anderen Herren war. Man wollte Herrn v. Loebell die Kundgebung, um die er ersucht hatte, unbedingt zukommen lassen, wollte andererseits aber auch die Fiktion der Überparteilichkeit nicht verletzen und wollte auch nicht genötigt sein, den Reichskanzler um Gegenzeichnung ersuchen zu müssen. So erfand man die *Kundgebung unter Ablehnung einer Kundgebung,* so erfand man *den zur Veröffentlichung bestimmten Privatbrief,* — eine vollkommen abgemachte Sache und ein geradezu *typisches Produkt neudeutscher Staatsrechtsakrobatik.* Es wird da fast immer mit derselben Methode gearbeitet, mit der ganz banalen Taschenspielerei der Terminologie. Die Verfassung gestattet nicht, ausländische Orden anzunehmen? Gut, für Herrn v. Hindenburg wird das österreichische Ehrenkreuz eben kein Orden, sondern ein *„Andenken"* sein; und Andenken brauchen nicht abgelehnt zu werden! Politische Aeußerungen des Reichspräsidenten bedürfen der Gegenzeichnung? Gut, spalten wir die bisher einheitliche Persönlichkeit

des Reichspräsidenten Hindenburg in zwei Worthälften, in den Amtsträger Reichspräsident und den Privatmann Hindenburg; dann werden für diese beiden Hälften, obwohl sie mit demselben Gehirn denken und mit demselben Mund reden, plötzlich ganz verschiedene Rechtsverhältnisse in Anspruch genommen werden können! In dieser Weise versucht man jetzt sogar schon zu dozieren, es gebe eigentlich gar keine Reichsflagge Schwarz-rot-gold, denn die Verfassung erkläre nur: „Die Reichs*farben* sind schwarz-rot-gold", Reichs*farbe* aber sei etwas anderes wie Reichs*fahne.* Und in dieser Weise wird man von dem Artikel 1 der Verfassung: „Das Deutsche Reich *ist* eine Republik" demnächst vielleicht sagen, daß er lediglich einen bei Abfassung der Verfassung tatsächlich herrschenden *Zustand feststelle,* daß er aber *nicht* bestimme, die Republikform müsse *auch weiterhin* beibehalten werden. Was Herrn v. Hindenburg anbelangt, so hat man ihm persönlich allerdings einen schlechten Dienst erwiesen, als man ihm den Brief nur auf das abgetrennte Privatmanns-Konto buchte. Denn während das *Staatsoberhaupt* Hindenburg selbstverständlich sogar dann mit Ehrfurcht und Reverenz behandelt werden wird, wenn es Fehler macht, ermuntert man die Kritik geradezu, sich den *Privatmann* Hindenburg, den Briefautor, höchst despektierlich vorzunehmen. Niemand wird von dem Staatsoberhaupt Hindenburg zu sagen wagen, daß er ein seniler Greis sei, absolut hilflos, geistig unter Durchschnitt, ohne politische Erfahrung und Bildung, eine Zielscheibe der Witze seiner eigenen Umgebung und für die Meinungsbildung des deutschen Volkes ganz und gar unmaßgeblich. Niemand wird das von dem *Staatsoberhaupt* Hindenburg sagen. Aber was könnte eingewandt werden, wenn in dieser Weise über den *Briefschreiber* Hindenburg geurteilt würde, der selbst ja so großen Wert darauf legt, daß Brief und Amt nichts miteinander zu tun haben? Nichts könnte eingewandt werden! Und in der Tat wollen wir offen zum Ausdruck bringen, daß uns die intellektuellen Emanationen eines Privatmannes, der selbst erklärt hat, seit seiner Kadettenzeit kein Buch mehr gelesen zu haben, unüberbietbar gleichgültig sind, um so mehr, als kein Mensch in Deutschland je im unklaren darüber war, wie die Meinung dieses Privatmannes gerade in der Fürstenfrage aussehe. Aber interessieren die Anschauungen des Privatmanns Hindenburg nur wenig, und hat es keinen Sinn, über den *Inhalt* seines Briefes irgendwelche Betrachtungen anzustellen, so ist um so interessanter und beachtlicher dieser neue Fall von Verfassungsverletzung an sich. Als Unbeteiligter könnte man sich geradezu mit einer Art Sportfreude an den hundert Volten, Drehungen und Schiebungen ergötzen, die eine erfinderische Justizbureaukratie auf dem Gebiete des Verfassungslebens alltäglich veranstaltet. Wir haben ohne Zweifel einen Weltrekord in dieser Beziehung geschlagen, — die Verwahr-

NACH EINEM JAHR

Aus dem „Tagebuch"
vom 16. Mai 1925



„AUSSCHNEIDEN! SIEBEN JAHRE AUFHEBEN!"

losung des staatsrechtlichen Gewissens ist in Deutschland jetzt sicher besser organisiert als irgendwo bei der Konkurrenz. Das einzig Unangenehme ist, daß man eben *nicht* unbeteiligt ist, und daß der Gestank dieser juristischen Feuerwerke und Vernebelungen uns unser eigenes Haus verpestet.

Die Gattin Ludendorffs will sich scheiden lassen. Das ist nicht weiter aufregend, warum sollte im Leben eines Mannes, an dem jeder Zoll eine Niederlage ist, gerade die *Ehe* eine Ausnahme von der allgemeinen Tendenz zum Zusammenbruch bilden? Aber Frau Ludendorff begründet ihre Klage mit der Angabe, der General sei so viel *mit anderen Dingen beschäftigt,* daß er für sie überhaupt keine Zeit mehr habe. Da muß man doch fragen: mit *was* ist Herr Ludendorff eigentlich so furchtbar beschäftigt? Sein Reichstagsmandat übt er nicht aus, irgendwelche parlamentarische Arbeit leistet er nicht. Die nationalsozialistische Bewegung ist dreiviertel tot, und sogar in den kläglichen Trümmern ihrer ehemaligen Größe hat Herr Ludendorff nicht mehr viel zu sagen. Was also, in Dreiteufelsnamen, treibt der Mann eigentlich? Plötzlich erinnert man sich, daß immer behauptet worden ist, er unterhielte ganz *privatim einen Miniatur-Generalstab,* in der Hoffnung, daß dieses Gebilde einmal die Cadres eines neuen „Großen Generalstabs" bilden könne. Nun, da wird ihm zwar Herr *v. Seeckt* schön kommen, der sich solche Sachen auch selber machen kann, und bei dem Ludendorff seit jenem historischen Souper absolut unten durch ist, in dem er schaudernd von ihm feststellte: „Das Schwein frißt ja mit dem Messer"! Immerhin, es gibt noch einige reiche Leute in Deutschland, die für Herrn Ludendorffs Privat-Generalstab ein gewisses Interesse zu haben scheinen. Und so mag das Eheunglück der geschiedenen Frau Peret in der Tat damit zu erklären sein, daß Ludendorff vom frühen Morgen bis zur späten Nacht Kriegspläne gegen Rußland, Frankreich, Japan, Liberia und Mesopotamien ausarbeiten muß.

In Hannover erzählt man sich, daß in der Studentenkundgebung gegen Professor Lessing einer der Diskussionsredner aufs schärfste gegen die deutschen Bühnen protestierte, die noch immer das *Lessing'sche Stück „Nathan der Weise"* spielen, obwohl sein Verfasser Hindenburg geschmäht habe und von der deutschgesinnten Studentenschaft in Acht und Bann getan worden sei. Die Geschichte ist sicher erfunden, aber doch nicht so unwahrscheinlich, wie sie klingt. Denn zweifellos befaßt sich ein großer Teil unserer völkischen Hochschüler mehr mit den „Weisen von Zion" als mit klassischer Literatur, ausgenommen den „Wilhelm Tell". Und Lessing, Gotthold Ephraim, hätte in den Augen der hannoverschen Studenten gewiß nicht mehr Gnade gefunden als Lessing, Theodor. Als die jungen Herren nach Braunschweig zogen,

zum Protest gegen die Schmach, daß man Hochschülern das Recht abspricht, einen Professor zu vermöbeln, kürzten sie sich die lange Bahnfahrt mit kraftvollem Männergesang. „Fest steht und treu die Wacht am Rhein“ und „Frei ist der Bursch“ klang es aus den Kupees. Auf der Rückfahrt war die Stimmung schon weniger kriegerisch, man hatte in Braunschweig zu Abend gespeist und getrunken. „Ein Hoch dem Heilgehilfen Meyer“ dröhnte durch die Fenster des studentischen Sonderzuges; und mit dem schönen deutschen Studentenlied *„Laßt uns den Verstand versaufen! Wozu brauchen wir Verstand?“* ward der Zustand der Hochschüler von Hannover symbolisiert. Es ist bis heute noch nicht geklärt, wer den Exodus von Hannover nach Braunschweig eigentlich *finanziert* hat, der Sonderzug allein kostete 6000 Mark. Solche Ausgaben, ebenso wie die Absicht, eher mitten im Semester nach Braunschweig und Danzig zu übersiedeln, die Unkosten der Reise, doppelter Immatrikulationsgebühren und Miete zu tragen, als die Vorlesung Professor Lessings zu dulden, passen recht schlecht zu den häufigen Klagen über die materielle Notlage der deutschen Studentenschaft. So schlimm scheint es danach gottlob nicht zu sein. Uebrigens sollte man die Studenten von Hannover einmal daran erinnern, daß der Staat für jeden einzelnen von ihnen pro Semester einen Zuschuß in Höhe von 1400 Mark leistet, und daß die Annahme von Geschenken anständige Menschen irgendwie verpflichtet. Vielleicht könnten einmal diese großen Summen, statt zur Ausbildung völkischer Radaubrüder, für *Kulturzwecke* Verwendung finden.

Die Ernennung des Ministerialrats *Werner* zum Oberreichsanwalt wirkte nicht nur deshalb als Ueberraschung, weil ein abgestempelter Antirepublikaner das Amt des höchsten Anklägers der Republik erhielt. Nicht weniger als die republikanischen Laien staunten die Juristen aller politischen Richtungen. Denn das Amt des Oberreichsanwalts war stets einem Juristen von unbestrittener wissenschaftlicher Autorität reserviert. Aber Herr Werner zählt nicht einmal zu den Mitarbeitern eines juristischen Fachblatts, und in den breitesten Kreisen der juristischen Wissenschaftler war sein Name bisher vollkommen unbekannt. Als die Ernennung Werners erfolgte, versuchten einige Neugierige, sich wenigstens aus dem Nachschlagewerke *„Wer ist's?“* über Person und Leistung des neuen Herrn zu informieren. In diesem Buch sind bekanntlich die Namen und Biographien von rund 20 000 Deutschen enthalten, — nicht etwa der „Berühmten,“ sondern aller derjenigen, von denen anzunehmen ist, daß sie irgendwann einmal des Nachschlagens wert erscheinen könnten. Unter dem Buchstaben W gibt es da eine ganze Anzahl von Werners; sogar zwei *Karl Werner* sind verzeichnet; der eine ist Direktor am

Reichsarchiv, der andere zweiter Bürgermeister von Königshütte. Aber den Ministerialrat Werner sucht man vergebens! Ihn verschweigt nicht nur der Sänger, auch das Nachschlagewerk „Wer ist's" weiß nichts von seinen Taten. Zu den 20 000 bedeutenderen Deutschen zählt der von Herrn Marx — oder von Herrn Joel — ernannte höchste Ankläger des Deutschen Reichs erst seit seiner Ernennung.

Bei der Tagung des Pen-Clubs in Berlin gab es Festivitäten aller Art. Es gab Fräcke, Smokings, weiße Krawatten. Man hätte glauben können, Diplomaten versammelt zu sehen. Waren das Dichter? Wo war er, der eine Zeitlang als Urbild des freien Sängers galt, der keinen Smoking hat, weil er bei „Dir" ist, dem weltverteilenden Zeus? Wo waren die Verlaines, die Peter Hilles? Wo war der Bohemien? Er war nicht da. Denn der Bohemien ist ausgestorben — eine vorsintflutliche, d. h. vorweltkriegsliche Gattung. Wo sind sie hin die Männer, die der Mode und Konvention die Zunge herausstreckten, die Wildwestkaffeehausfiguren mit dem verbogenen, verstaubten Feutre, mit der wehenden, verschlissenen Krawatte, dem knopflosen Havelock, dem frisurlosen Schädel? Ausgetilgt, im Diluvium verschüttet! Im Literatencafé sieht man tadellos gehaltene Anzüge, Bügelfalten, Schlipse modernster Musterung, sorgfältig zurückgekämmte, ja gekräuselte Haare. Ein Literat muß heute ebenso eine „repräsentable Erscheinung" sein wie ein in vornehmen Kreisen bestens eingeführter Agent. Seltsam! Sollte man nicht annehmen, daß gerade zur Blütezeit des Bohèmetums, die eine naturalistische und, dem Geiste der Zeit entsprechend, vorwiegend weltanschaulich materialistische war, dem „wirkenden", konkreten Aeußeren besonders viel Bedeutung beigelegt worden sein sollte? Und daß jetzt, in der Zeit, in der alles Dichterische angeblich aus den Tiefen der Intuition, des Unterbewußten, des Innerlichsten hervorgeholt wird, erst recht alles Oberflächenhafte verachtet sein müßte? Hier klafft ein Dilemma. Aber vielleicht macht gerade die materialistische Erkenntnis der „letzten Ursachen" stolz gegen den Firlefanz der Welt. Vielleicht war damals die Begeisterungsfähigkeit, die Hingabe an eine geistige Sache größer. Und vielleicht macht gerade das Intuieren, das Lauschen auf das Unterbewußte, abhängiger von allen äußeren Strömungen, auf die das Innere wie ein Magnet ausschlägt. Freilich darf man auch nicht vergessen, daß vor dem Kriege die Nationalökonomie, der Kurszettel und die Reklame noch nicht so Gemeingut des Volkes geworden waren wie jetzt. Vielleicht ist im Unterbewußtsein des modernen Menschen und Dichters eine Region, in der sich das „Wirtschaftliche" von selbst versteht. Hoffen wir, daß die Muse die herrlichsten Früchte aus dem neuen Dung der Seelen zieht.

LEOPOLD SCHWARZSCHILD

RICHTER ALS VORGESETZTE DES REICHSTAGS?

Es ist nötig, beizeiten darauf hinzuweisen, daß ein *Gesetz von nahezu sensationeller Tragweite in Vorbereitung* ist — : unter dem Signum gerade eines sogenannten Demokraten, nämlich des Reichsinnenministers Dr. *Külz,* wird wieder einmal zu einem überaus heftigen Hiebe wider die Demokratie ausgeholt! Dabei kann ganz unerörtert bleiben, ob Herr Külz, der derzeitige Demokrat, die Unternehmung, der er seine Unterschrift geben soll, überhaupt *versteht,* oder ob er sich schließlich auch hier, wie er es in der Flaggenangelegenheit tat, mit gutgläubiger Beschränktheit entschuldigen wird. Damals erklärte er den rebellierenden Fraktionskollegen: „Meine Herren, ich gestehe offen, ich habe die Tragweite der Angelegenheit *nicht begriffen!*" Wer das Gesicht des Herrn Dr. Külz näher betrachtet, wird gewiß nicht für ausgeschlossen halten, daß er die Tragweite der Angelegenheit auch diesmal nicht begreift. Physiognomien sprechen eine ziemlich deutliche Sprache; und man muß zugeben, daß in derjenigen des Herrn Külz jeder Zug fehlt, der darauf schließen lassen könnte, daß es irgend etwas in der weiten Welt gibt, was er wirklich begreift. Leider aber können wichtige Fragen der deutschen Politik und des deutschen Staatsrechts nicht allein vom Begriffsvermögen des Herrn Dr. Külz abhängig gemacht werden. Darum ist man zu der Unhöflichkeit gezwungen, einen *Gesetzentwurf,* den Herr Dr. Külz persönlich, in einem Leitartikel des „Berliner Tageblattes" vom 2. Juni, hochbefriedigt ankündigt, als politische Borniertheit erster Ordnung zu charakterisieren, — dies um so mehr, als bisher noch von keiner anderen Zeitung und offenbar auch noch von keinem Parlamentarier entdeckt worden ist, *welches* Kuckucksei der Vertrauensmann der Demokratie eben dieser Demokratie wieder einmal ins Nest legen will! (Nebenbei bemerkt, war es bisher nicht üblich, daß die Oeffentlichkeit von bevorstehenden Gesetzesvorlagen durch *private Artikel* eines beteiligten Ministers Kenntnis erhielt. Entweder war ein Gesetzentwurf noch nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt, dann wurde jede Mitteilung darüber unterlassen, oder er war veröffentlichungsreif, dann wurde sein Inhalt auf dem üblichen amtlichen Wege verbreitet. Ein Minister, der sich mit Gesetzentwürfen seines Ressorts selbständig macht und sie gegen Honorar zu Artikeln verarbeitet, war bisher unbekannt.)

Worum handelt es sich also in der Gesetzesvorlage, die Herr Külz für mutmaßlich rund 250 Mark der Oeffentlichkeit bekanntgab?

Ursprünglich um etwas ungemein Richtiges: um die *Ausfüllung einer klaffenden Verfassungslücke,* deren Beseitigung gerade das „Tage-Buch" vor sechs Wochen als dringlich bezeichnet hatte, — und nicht erst vor sechs Wochen, sondern schon vor sechs Jahren! Ende April nämlich erklärte das Reichskabinett (oder besser: der Prophet Joël, der als Staatssekretär im Reichsjustizministerium das Evangelium deutschen Rechtes predigt) — Ende April erklärte die Reichsregierung, die Gesetze über die Fürstenabfindung seien verfassungsändernd, und zwar sowohl der Gesetzentwurf des Volksentscheids wie das vom Reichstag geplante Kompromiß; im Reichstag brauche man also Zweidrittelmehrheit, im Volksentscheid nicht nur die *Teilnahme,* sondern auch die *Zustimmung* der Hälfte aller Wahlberechtigten. Die Begründung war unerhört: es wurde behauptet, die Verfassung gestatte zwar Enteignungen *„zum Wohle der Allgemeinheit"*, jene Ersparnisse an Volksvermögen indessen, die durch Herabminderung der Fürstenforderungen zu erzielen seien, dienten trotzdem *nicht* dem Wohle der Allgemeinheit. (Es fügt sich übrigens trefflich in das Buch Joël, daß der Herr Staatssekretär demselben Gesetz, das er vor sechs Wochen als verfassungsändernd bezeichnete, den verfassungsändernden Charakter heute plötzlich wieder abspricht. Plötzlich paßt es nämlich der Regierung wieder besser in den Kram, *keiner* Zweidrittel-Mehrheit zu bedürfen; und da stellt sie halt dem eigentlichen Gesetz ganz einfach eine neue *„Präambel"*, eine Einleitungsformel, voran und behauptet, durch diese neue *Einleitung* werde auch der *Inhalt* geändert, — nicht auf die Paragraphen also komme es an, sondern auf das Vorwort. So streng sind hierzulande die Bräuche!) Nun, es gab viel Empörung über das Votum der Regierung, von vielen Seiten wurde nachgewiesen, daß die Sache mit dem „Verfassungsändernd" einfach ein Dreh sei. Aber als man sich damit zu beschäftigen begann, was denn nun gegen diesen Dreh geschehen könne, wie die Regierung zu zwingen oder über ihr Votum hinauszukommen sei, stellte sich heraus, daß es tatsächlich kein wie immer geartetes Machtmittel weder zu diesem noch zu jenem gibt. Die Verfassung enthält keine Bestimmung darüber, *wer* darüber entscheidet, ob ein Gesetz verfassungsändernd ist oder nicht. Zur Etablierung einer solchen Instanz forderte das „Tage-Buch" am 1. Mai dieses Jahres auf, und in seinem *begrüßenswerten* Teil enthält der Külzsche Entwurf tatsächlich Bestimmungen dieser Art.

Es darf hier eingeschoben werden, daß die Frage allerdings nicht neu ist. Schon am 15. Mai 1920 hat Jakob Frank, ebenfalls hier im „Tage-Buch", die dringende Notwendigkeit einer solchen Schiedsinstanz nachgewiesen. Leider fand er keinen Widerhall

in Deutschland, — im Gegenteil, Hugo *Preuß*, der Autor der Reichsverfassung, antwortete damals in einer Weise (Heft 18, 1920), die Herr Frank mit Recht „höchst betrüblich" nannte und die in der Tat *weder juristisch noch politisch* ernst zu nehmen war. In juristischer Beziehung sagte Herr Preuß, über die Verfassungsmäßigkeit von Gesetzen habe ja *der Richter* zu befinden, das sei in der Verfassung nicht ausdrücklich ausgeschlossen, also sei es statthaft. Hier war Preuß offenbar in vollem Irrtum. Denn erstens gibt es Fälle, die überhaupt niemals vor einen Richter gelangen können; und zweitens wird wohl kein Jurist behaupten, unter der bisherigen deutschen Gesetzgebung habe ein Richter darüber befinden können, ob ein *ordnungsgemäß verkündetes* Gesetz auch *verfassungsmäßig* sei. Nur die Verfassungsmäßigkeit von *Verordnungen*, nicht aber von Gesetzen, kann der Richter anfechten, das ist theoretisch wie praktisch nie bezweifelt worden. Abgesehen von diesem sachlichen Irrtum war der Vater der Verfassung aber auch *politisch* recht harmlos. Er erklärte: Gewiß lasse sich aus dieser Sache eine Streitfrage machen; aber — so wenigstens stand zwischen den Zeilen —. wann wird denn eine so ausgefallene Geschichte je aktuell werden! Nun, wir haben gesehen, daß sie aktuell geworden ist. Allein in den letzten Wochen stand sie zweimal in Frage: einmal, als die Regierung erklärte, die *Fürsten-Gesetze* seien verfassungsändernd; und zum zweitenmal, als sie erklärte, die berühmte *Flaggen-Verordnung* sei *nicht* verfassungsändernd. Was der Autor der Verfassung übersehen und späterhin etwas obenhin als belanglos bezeichnet hatte, erfordert jetzt tatsächlich ein neues Gesetz!

Das Gesetz des Herrn Külz sieht also vor, daß der *Staatsgerichtshof* die Spruchinstanz sein soll. Der Staatsgerichtshof soll in Zweifelsfällen entscheiden, ob ein *geplantes* Gesetz verfassungsändernd ist oder nicht. Und zwar soll er *dann* in Tätigkeit treten, wenn die Reichsregierung oder der Reichspräsident ihn anrufen.

Hier beginnt schon die erste, noch leise Kritik. Warum denn sollen nur Reichspräsident und Reichskabinett eine Entscheidung verlangen dürfen, warum nicht auch der *Reichstag?* Und warum nicht sogar eine *Minorität* des Reichstages — da es sich doch praktisch stets darum handeln wird, eine Parteigruppe, die weniger als die Hälfte, aber mehr als ein Drittel des Reichstages stark ist, vor Vergewaltigungen zu bewahren? Schon hier muß also eine Korrektur erfolgen. Und eine zweite Korrektur ist — wenn man die Entscheidung schon überhaupt einem Gericht und nicht dem Reichstag selbst überlassen will — insofern notwendig, als der Spruch des Gerichts in diesem Falle keinesfalls nur gut-

achtlich, sondern entscheidend sein soll. Ein Gutachten verpflichtet ja zu nichts, es ist nicht Fisch und ist nicht Fleisch.

Aber nicht nur diese Fehler enthält das Gesetz, sondern plötzlich greift es *mit einem Riesensprung in ein Gelände über, das überhaupt nicht betreten werden durfte.* Mit einem Male nämlich sucht es nachträglich zu verwirklichen, was der Irrtum des Professors Preuß schon früher als gegeben erachtet hatte und was glücklicherweise nie gegeben *war:* mit einem Male soll das Staatsgericht auch zu Urteilen darüber ermächtigt werden, ob irgendein beliebiges, *bereits verkündetes und geltendes* Gesetz mit der Verfassung vereinbar sei oder nicht. Und das Votum, das der Staatsgerichtshof fällt, soll seinerseits Gesetzeskraft erhalten, — das heißt also: *Wenn der Staatsgerichtshof erklärt, irgendein ordnungsgemäß zustande gekommenes und verkündetes Gesetz widerspreche der Verfassung, so ist dieses Gesetz damit erloschen.* Als besondere Verschönerung wird sogar jedem Richter im Lande die Befugnis zugesprochen, irgendein ihm unsympathisches Gesetz vom Staatsgerichtshof auf seine Verfassungsmäßigkeit nachprüfen zu lassen und das Verfahren bis zum Entscheid zu suspendieren. Was heißt das alles praktisch und in nackten Worten? Nichts anderes, als daß die *Gesetzgebung hinfort dem Richter untergeordnet* werden soll. Nicht mehr wird der Richter dem Gesetz, sondern das Gesetz wird dem Richter gehorchen müssen.

Nehmen wir z. B. die Fürstenenteignung. Es ist bekannt, daß die Agitation behauptet, eine Enteignung sei *überhaupt* unmöglich, denn das Eigentumsrecht sei ja in der Verfassung garantiert. Nehmen wir an, das berühmte Kompromißgesetz sei nach tausend Qualen schließlich doch noch durchgegangen. Nehmen wir an, es habe sich daraus irgendein Zivilprozeß zwischen einem Fürsten und einem Land ergeben. Nehmen wir an, dieser Prozeß komme jetzt vor einen deutschnationalen Landgerichtsrat. Dann kann dieser Richter die Verfassungsmäßigkeit des ordnungsgemäß zustande gekommenen Gesetzes bezweifeln. Er kann sich an den Staatsgerichtshof wenden. Und der Staatsgerichtshof kann durch sein Votum *das mühselig zustande gekommene Parlamentgesetz augenblicklich und inappellabel wieder außer Kraft setzen!* Überhaupt gibt es ja nur selten einen Gesetzentwurf, von dem die Opposition nicht nachzuweisen versuchte, daß er verfassungswidrig sei. Mit den unsagbarsten Drehungen und Wendungen wird das in jedem Einzelfall versucht. Die Mehrheitsentscheidung des Parlaments setzte diesen Manövern bisher ein Ziel. In Zukunft aber würde das anders sein. Wenn es sich um ein Thema handelt, in dem die Richter des Staatsgerichtshofes gesonnen sind, an den Manövern

XVI.



KÜLZ

teilzunehmen, wird auf diesem schönen Umweg jeder Reichstagsbeschluß wieder umgestoßen werden können.

Nun, dieser Zustand besteht allerdings auch in *Amerika* als tatsächlich einzigem Lande der Welt. Auch dort kann in jedem schwebenden Verfahren der Einwand erhoben werden, das anzuwendende Gesetz widerspreche der Verfassung. Auch dort muß dann erst von dem Obersten Gerichtshof das Gesetz *selbst* auf seine Gültigkeit untersucht werden; und wir haben erlebt, daß die beklagte Partei mit diesem Verfahren ihren Prozeß jahrelang zu verschleppen vermochte. Immerhin ist Amerika aber ein *gefestigter Staat,* und seine Richter, wenngleich sie im Zivilverfahren nicht immer ganz integer sein mögen, sind *keine organisierte Fronde. Aber was würden deutsche Richter, die wir ja zur Genüge kennen, veranstalten, wenn sie das Mittel in die Hand bekämen, rechtsgültige Gesetze außer Kraft zu setzen, — einfach durch die Erklärung, daß sie der Verfassung widersprechen? Welches Gesetz, das auch nur ein bißchen vorteilhaft für den demokratischen Teil des Volkes wäre, würde noch bestehen bleiben? Welches Gesetz mit dem allerleisesten politischen Charakter würde, wenn es das Mißfallen der Rechten erweckte, aufrechterhalten werden können?*

Die Frage ist eine Frage nach der *Objektivität* der deutschen Richter, — nach der Objektivität jener drei Reichsgerichtsräte und drei Verwaltungsgerichtsräte, die nach Ernennung durch den Reichspräsidenten den Staatsgerichtshof bilden sollen. Nun, es gibt vielleicht Leute, die religiös genug veranlagt sind, auch heute noch, trotz aller Erfahrungen mit unseren Richtern, der Unparteilichkeit dieser Männer Vertrauen zu schenken. Aber man darf wohl sagen, daß die Zahl solcher Vertrauensseliger allmählich ziemlich klein geworden sein wird. Die Mehrzahl, mindestens der Republikaner, ist sich über den derzeitigen Charakter des deutschen Richterstandes und über seine historisch-soziologische Funktion klarer, als der derzeitige Herr Dr. Külz es anscheinend ist. Die Mehrzahl verfällt in panischen Schrecken, wenn sie auf der einen Seite eine wichtige Rechtsfrage, auf der anderen Seite deutsche Richter erblickt. Die Mehrzahl wird kein Verständnis dafür haben, daß ein angeblicher Demokrat einen Zustand schaffen will, in dem der Reichstag praktisch einen richterlichen Vorgesetzten haben wird. Und sie wird hoffentlich mit Schroffheit den Versuch abwehren, zu der richterlichen Diktatur auf dem Gebiete der Rechts-*Anwendung* auch noch eine richterliche Diktatur auf dem Gebiete der Rechts-*Schaffung* zu gesellen, — was in der Wirkung ja wohl vollkommen identisch mit einem reaktionären Putsch sein würde.

KONTO MARX

Der Volksmann Wilhelm *Marx* ist jetzt beinahe einen Monat im Amt; und da wir mit Stolz von ihm sagen können, daß er *unser* ist, haben wir die moralische Verpflichtung, seine Leistungen als Kanzler nicht der Vergessenheit und dem Undank anheimfallen zu lassen. Von Zeit zu Zeit werden wir künftighin daher *Listen* der Regierungstaten unseres Freundes hier veröffentlichen, getrennt nach Handlungen, die *links* und die *rechts* Beifall zu erwecken vermochten. Hier die erste dieser Listen:

Handlungen

zugunsten der Linken:

17. Mai: Uebernahme des Reichskanzleramts.

zugunsten der Rechten:

19. Mai: Erklärung, daß die Luther-Hindenburgsche *Flaggenverordnung* zu Recht besteht und durchgeführt werden wird.

1. Juni: Endgültiger Beschluß, daß der *deutschnationale* Staatssekretär in der Reichskanzlei, Herr *Kempner,* sein Amt behält.

2. Juni: Ein Gesetzentwurf wird abgeschlossen, durch den eine *richterliche* Instanz ermächtigt werden soll, legislative Maßnahmen des *Reichstags zu annullieren.*

4. Juni: Der frühere *deutschnationale* Minister *v. Schlieben* wird zum Präsidenten des Landesfinanzamts von Sachsen ernannt,

5. Juni: Der volksparteiliche Landtagsabgeordnete *Schmidt,* der die Linksparteien öffentlich als *Verbrecher und Verräter* bezeichnete, wird zum *Staatssekretär* im Ministerium für die besetzten Gebiete ernannt.

6. Juni: Erlaß, daß die Flaggenverordnung noch *rascher* durchgeführt werden soll, als sogar von Dr. Luther geplant.

7. Juni: Der *deutschnationale* Ministerialrat *Werner,* der keine wissenschaftlichen Leistungen aufzuweisen hat, wird zum *Oberreichsanwalt* ernannt.

7. Juni: Der *„öffentliche Privatbrief"* Hindenburgs über die

Fürstenenteignung wird trotz fehlender Gegenzeichnung vom Kabinett gebilligt.

8. Juni: Um dem Volksentscheid entgegenzuwirken, wird für das „Kompromißgesetz", für das die Regierung bisher *Zweidrittel*mehrheit als notwendig bezeichnete, plötzlich auch die *einfache* Mehrheit als ausreichend erklärt.

Das Konto wird fortgesetzt. Zwischenfälle ohne besonderes *politisches* Timbre, z. B. das Verfahren bei Ernennung des Nachfolgers Oesers sind nicht darin enthalten.

EIN ALTER SOLDAT

D'ABERNON, DER REICHSWEHR-PROTEKTOR

Antwort an einen englischen Offizier

Die warnenden Worte, die in diesen Blättern jüngst (Nr. 22) ein anonym gebliebener englischer Offizier über die *Gefahren* gefunden hat, die in der Existenz unserer *Reichswehr* liegen, verdienen ungeteilte Zustimmung, soweit sie sich generell auf dieses ungern erörterte Thema oder im Detail auf den General von Seeckt beziehen. Alle jene Erkenntnisse und Befürchtungen sind übrigens nicht neuen Datums. Mindestens seit dem Jahre 1923, als sich während des Ruhrkrieges die Gefahren deutlicher abzeichneten, die die falsch erzogene Reichswehr in sich barg, ist der Kampf um die Lüftung der Schleier um die Armee bewußt geführt worden. Der arme, tapfere *Zeigner wurde um dieses Kampfes willen „kriminell umgelegt"*. Seither hat eine kleine Gruppe von Publizisten Zeigners Kampf aufgenommen. Sie hat ihre Sache — wenn auch äußerlich sichtbare, glanzvolle Erfolge ausblieben und angesichts des doppelgesichtigen Charakters des Problems auch ausbleiben mußten — doch so geführt, daß kaum mehr Zweifel über die antirepublikanische Tendenz der Reichswehrführer bestehen können, daß die heimlichen Rüstungen der deutschen Republik heute eben *nicht mehr „geheim"* sind, und daß die in erster Linie von der Bürgerkriegsgefahr bedrohten oppositionellen Kreise in Deutschland wenigstens wissen, woran sie sind. Der Engländer sagt uns also nichts Neues. Trotzdem ist seine Darstellung allen Lobes würdig, wegen ihrer scharfen Konzision und ihrer brutalen Offenheit.

Das Gleiche ist leider nicht von *dem* Abschnitt der Abhandlung zu sagen, der sich mit lautem, überlautem Wort — will uns scheinen — für die *Unbeteiligtheit gewisser britischer Kreise* an

der deutschen Aufrüstung einsetzt. Diese Passagen sind so wichtig, daß wir sie noch einmal wiederholen müssen:

„Nun gibt es in Deutschland, wie ich selbst wahrgenommen habe, denkende Leute, die, wenn es sich um die Armee handelt, überzeugt davon sind, daß gerade wir Engländer ihnen in heimlichem Einverständnis freundlich zublinzelten . . . Diese Leute meinen also, im Grunde könnte England, nachdem es zur Besinnung gekommen sei, gar nichts daran liegen, wenn in Deutschland Tendenzen kräftig werden, die schließlich so oder so zu einer *Stärkung der deutschen Armee* zu führen versprechen, mit einer Wiederherstellung des europäischen Equilibriums, aber unter Wahrung des englischen „Gesichts" . . . „Es ist nichts geschehen und nichts gesagt worden, was eine solche heimliche Meinung der englischen Regierung und des englischen Volkes wahrscheinlich machen könnte . . ."

Sicherlich, es ist nichts *gesagt* worden, wenigstens nicht von amtlicher englischer Seite.

Aber ob nichts *geschehen* ist?

Englische Journalisten, in Berlin ansässig, haben häufig genug Klage geführt über die *persönliche Politik des britischen Botschafters.* Man hat gesagt, daß die *eigentliche* deutsche Regierung ihren Sitz im Hause Wilhelmstraße 70, nicht in Nr. 76 oder 78, habe, man hat den verhängnisvollen Einfluß des „ewigen deutschen Kanzlers", des Lord-Kanzlers, lebhaft bedauert, und man hat hinter fast jedem ernsthaften Schritt der Reichspolitik die richtungweisende Hand des Lord — nach seinem letzten großen Erfolg Locarno gar: *Viscount D'Abernon* gespürt.

Lord D'Abernon hat der *aktiven* Abwehr an der Ruhr gegenüber im Jahre 1923 ein so seltsames Gebaren an den Tag gelegt, daß die Vermutung nicht ganz von der Hand zu weisen sein wird, er habe diese „aktive Abwehr" ebenso gebilligt wie etwa kurz darauf die *Aufstellung der schwarzen Reichswehr,* die Ausbildung von kurzfristig eingestellten, außeretatsmäßigen „Soldaten" in die reguläre Truppe und die Beschaffung neuer Waffen und neuen Geräts aus gewissen Fabriken des Auslandes. *Auf den englischen Lord bezieht sich nämlich der vielfach mißdeutete Passus in der großen Etatsrede des Wehrministers vom 28. Mai 1925 vor dem Reichstag, der erklärte, daß man seinerzeit „der Entente von den Einstellungen, die durch die innerpolitisch gespannte Lage bedingt waren, Mitteilung gemacht hätte . . ."*

Unter Lord D'Abernons wohlwollender Fürsorge haben ferner auch die jeweiligen *Chefs der britischen Militärmission innerhalb der Interalliierten Kontrollkommission* eine interessante Rolle gespielt.

Der erste dieser drei Herren, General *Malcolm, begünstigte die Anfänge des Baltikum-Unternehmens* derart, daß der Chef der Ge-

samtmission, Nollet, wiederholt beim Obersten Kriegsrat von Versailles, unter Umgehung seiner eigentlichen direkten vorgesetzten Dienststelle, der Botschafterkonferenz, seine Ablösung verlangte. Aber selbst die Tatsache, daß sich Mr. Malcolm während der Kappiade überraschend weitgehend — weitgehend sogar für die sehr großzügigen Begriffe der britischen Botschaft — mit den Herren *von Lüttwitz* und *Ludendorff* eingelassen hatte, vermochte seine Stellung kaum ernsthaft zu erschüttern. Erst kurze Zeit danach, dicht hinter der Konferenz von Spa, wurde der General *nach Singapore versetzt,* weil er in interessanter Verkennung privatwirtschaftlicher und maritimer englischer Interessen für ein umfassendes Verbot des Baues von Dieselmotoren eingetreten war.

Sein Nachfolger im Amt war der General *Bingham.* Der lag in ständigem Streit mit seinem Stellvertreter, dem bekannten Reservegeneral *Morgan,* der im Gegensatz zu seinem Chef darauf bestand, daß den deutschen Militärs gründlich auf die Finger gesehen werden müsse. Bingham pflog enge Freundschaft mit hohen deutschen Offizieren und hat insbesondere dem General von Seeckt manchen Freundschaftsdienst erwiesen. Es gab demgemäß eine Zeit, da alle französischen Blätter hellauf schäumten, wenn nur der Name des alliierten Kontrollchefs genannt wurde. Schließlich wurde Bingham zu Ende des Jahres 1924 abberufen, als selbst das *War Office seine Berichte als zu stark gefärbt* empfand.

Sein Erbe war der Generalleutnant Sir Francis *Waochoupe.* Er kam mit wesentlich verschärften Kontrollaufträgen nach Deutschland. Köln wurde nicht geräumt, weil angeblich geheime deutsche Waffenlager erheblichen Umfanges entdeckt worden seien. (In Wirklichkeit wohl, weil die Räumung zum vorgesehenen Termin die große Linie der englischen Politik gestört hätte.) Aber bald wandelte sich das Bild. Sir Waochoupe ging sehr schnell von der bewährten Praxis der *überraschenden, unangemeldeten Kontrollen* ab. Er hielt es — als Offizier gegenüber dem Offizier — für *nicht fair,* den Partner zu überraschen. Hier zeigte er in der Tat echten britischen Sportsmannsgeist. „Verstecke du, was du willst, kannst und magst. Ich werde suchen. Aber ich will dir die Chance geben, daß ich vorher anzeige, wann und wo und was ich suchen werde."

Im Sommer 1925 hat sich dann der Vorsitzende der Heeresbudgetkommission der französischen Kammer, der radikale Abgeordnete Maurice Bouilloux-Lafont in öffentlicher Sitzung darüber beklagt, daß *jede beabsichtigte Kontrollmaßnahme* des Generals Walch — auch die, bei der allen Mitgliedern der Kontrollkommission strengste Verschwiegenheit zur Pflicht gemacht worden war — *nach längstens einer halben Stunde dem General*

von Seeckt bekannt gewesen sei, wenn auch nur ein einziger englischer Offizier sich unter den Teilnehmern befunden habe.

Dieser Sir Francis Waochoupe, Lieut. Gen. of his British Majesty, ist *heute noch* Chef der englischen Sektion der Interalliierten Kontrollkommission und deren stellvertretender Vorsitzender. Er ist es, weil der Lord-Protektor D'Abernon ihn deckt. Deckt dieser selbe Lord D'Abernon auch das Zwillingspaar von Seeckt-Geßler? Werden die beiden Dioskuren erst ins Wanken kommen, wenn auch der weißbärtige Lord-Protektor der heimlichen deutschen Rüstung, wie es nach Deutschlands Eintritt in den Völkerbund endlich Wahrheit werden soll, endlich in die verdiente Pension gegangen sein wird? Wir wissen nicht, was in Downing Street gesagt und getan wird. Aber das eine wissen wir jedenfalls: In der Beletage Ihres Botschaftshauses in der Wilhelmstraße, verehrter englischer Kamerad, da liegt *auch* ein wichtiger Angelpunkt des Problems Deutsche Reichswehr!

WALTER VON MOLO

SCHUND UND SCHMUTZ

Ich möchte, daß diese Zeilen jedem Verantwortungsvollen vor die Augen kommen. Ich möchte, daß jeder den Inhalt dieser Zeilen genau überlegt.

Seit Jahren spukt in verschiedenen Hirnen der Entwurf eines Gesetzes herum, das sich bieder und hochethisch *„Gesetz zur Bewahrung der Jugend vor Schmutz- und Schundschriften"* nennt. Wir Ernsten haben erst darüber gelacht. Dieses Lachen ist mir allmählich vergangen: der Gesetzentwurf hat die zweite Lesung im Reichstags-Ausschuß hinter sich, es kann sich unter Umständen nur noch um Wochen handeln, daß er zum Gesetz durchgepeitscht wird.

Ich will kurz skizzieren, was der Gesetzentwurf enthält, und ich bitte, zu glauben, daß das die Wahrheit sei. Ich weiß, daß alles unsinnig erscheinen wird, aber dieser Unsinn ist die Ueberzeugung einer großen Mehrheit unserer Reichstagsabgeordneten, dieser Unsinn wird von sehr vielen von ihnen ernst genommen, er wird von ihnen als ein „Anfang zur Wiedergenesung unseres Volkes" angesehen, und er wird, wenn sich nicht endlich ein Sturm dagegen erhebt, Gesetz *werden!*

Die Jugend soll dadurch ethisch gemacht werden, daß man ihr die Schmutz- und Schundschriften entzieht. Dies soll durch die Anlegung eines *Indexes* erreicht werden, eines Indexes, auf den jedes Werk gesetzt wird, das der Jugend schädlich werden kann. Die Verbreitung aller solcher Schriften soll unterbunden und mit Gefängnis bestraft werden. Wie soll dieser Index verfertigt werden? Von *Länder*prüfstellen. Wie sollen diese Länder-

prüfstellen zusammengesetzt sein? Aus „wählbaren Vertretern der Kunst und der Literatur, des Buch- und Kunsthandels, der Jugendwohlfahrt und der Jugendorganisationen, der Lehrerschaft und Volksbildungsorganisationen, und zwar *unter besonderer Berücksichtigung der Vertreter der kirchlichen Behörden in allen Gruppen"!* Das steht im Entwurf und wird mit Hartnäckigkeit von dessen Verfechtern festgehalten. Wir kennen die politischen Einstellungen der verschiedenen Länder und Ländchen, wir wissen, daß in allen Parteien sogenannte Vertreter der Kunst und Literatur, des Buch- und Kunsthandels, der Jugendwohlfahrt und der Jugendorganisationen, der Lehrerschaft und Volksbildungsorganisationen vorhanden sind. Jedes Land kann also höchst parteiische Prüfungsausschüsse ernennen, und es wird sie ernennen, und die *Entscheidung jedes solchen parteiischen Ländchenausschusses ist für das ganze Reich bindend!* Ein Beamter des betreffenden Landes wird der Vorsitzende des Prüfungsausschusses sein, die geistige Blutrache ist fertig.

Das dümmste und maßstabloseste oder bösartigste Ländchen soll also über die Kulturhöhe Deutschlands die Entscheidung haben!

Soll man glauben, daß ein solcher Plan von Männern entworfen werden konnte, daß ein solcher Plan des Wahnsinns, der Blickblindheit und der Verantwortungslosigkeit zum Gesetz erhoben werden soll? Man muß es glauben, denn es ist Tatsache!

Der Dichter in Deutschland soll mundtot gemacht werden, um seiner Gesinnung willen, um seines Werkes willen, denn in irgendeinem Ländchen in Deutschland findet sich sicherlich ein Ausschuß, der ihn und seine Werke, angeblich wegen der Jugend, auf den Index setzt. Der Wertvolle wird gezwungen sein, im Auslande zu veröffentlichen, er wird gezwungen sein, Deutschland zu verlassen, wir werden nur mehr Mist und Rudolf Herzog haben. Und das alles wagt man uns zu bieten! Und dies alles bei den Phrasen der Verfassung über den Wert des Geistes, bei der angeblichen Achtung vor dem Geiste, wie ihn jeder Mann mit Röllchen vor der Tribüne augenverdrehend verkündet.

Ich rufe die Jugend, die angeblich geschützt werden soll, gegen den wahnsinnigen Gesetzentwurf auf! Ich rufe die Jugend auf, ganz gleich, wo sie steht, wenn sie das Wort Jugend nur irgendwie noch verdient, gegen dieses Gesetz loszugehen und denen, die dafür eintreten, mit aller Energie zu sagen, daß sie sich diese jesuitische Ziergärtnerei verbittet, daß sie bei weitem nicht so verkommen ist wie die Hirne, die solchen Gesetzentwurf auszubrüten vermochten, daß sie die Zukunft unseres Reiches ist und für sich Glauben und Vertrauen verlangt, daß sie der Kraft des sich ewig neu reinigenden Lebens verschworen ist, *dem* großen Gesetz! — daß sie es ablehnt, von Männern, die solchen Wahnsinn tun, geschützt, behütet oder gar erzogen zu werden!

Und von jedem Schriftsteller, gleichgültig welchen Satzbau er bevorzugt, gleichgültig, welche politische Gesinnung er hat, verlange ich, daß er zu diesen Dingen Stellung nimmt, daß er in der Oeffentlichkeit dafür eintritt, daß das Wahnsinn ist, daß er mit aller Kraft in der Oeffentlichkeit dafür wirkt, daß uns diese letzte Beschämung und Erniedrigung erspart bleibt.

CHARLIE CHAPLIN

VERFLUCHT, ICH LIEBE!

Die Liebe ist nicht blind. Sie ist nur weitsichtig. In der Tat lassen sich die Defekte erst erkennen, wenn man vom Gegenstand abgerückt ist.

*

Ich vergleiche meine Freundin mit einer andern. — O weh, ich *vergleiche,* also liebe ich nicht mehr!

*

Willst du einer Frau, die in Gedanken versunken ist, eine gute Gelegenheit geben, die Unwahrheit zu sagen? Frage sie einfach, was sie gerade denkt.

*

Die Frau von heute ist dieselbe wie die vor hundert Jahren zur Zeit der Romantik.

Sie hat sich nur der Mode entsprechend geändert, sie hat sich den Forderungen der Zeit angepaßt. Wenn die Frau gegenwärtig nicht liebt, so tut sie das, weil es ihr der Snobismus verbietet. Ihre Liebe ist heute kurz wie der Schauer der Lust. Aber wenn morgen die Romantik wiederkehrte — sie würde sich mit Leib und Seele in die langwährende Leidenschaft, in das aufgeregteste Liebesfieber, in die Tragik stürzen.

Und wenn es sein müßte, könnte sie auch Selbstmord begehen.

*

Die Illusionen, die man sich von der geliebten Frau macht, ähneln ein bißchen den Rheumas: man kann sich nie ganz davon befreien.

*

Wenn es uns reizt, eine Frau zu erobern, kommt uns die Lust an, ihr zuzurufen: „Seien Sie so lieb, Verehrteste, und leisten Sie noch ein bißchen Widerstand, ein bißchen mehr Widerstand!"

*

Du wirst nie in Verlegenheit geraten, deiner Begleiterin sagen zu müssen: „Wenn wir unter uns sind, brauchst du mich nicht zu lieben, aber wenn wir im Restaurant sind, ich bitte dich, dann tu, als ob du mich anbetetest!"

*

Adam erfand die Ehe, aber es war Eva, die sie patentieren ließ.

*

Die beste Erinnerung, die eine Frau an ihre Ehe hat, gilt nicht Dir, guter Gatte!

*

Die Frauen kehren gern wieder zur Ehegemeinschaft zurück, wenn sie erst so gegen vierzig sind: in dem Alter, da die Männer Reißaus nehmen.

*

Es gibt nur zwei Typen von Frauen: die Frau, die kompromittiert wird, und die, die kompromittiert.

*

Was die Frau „recht haben" nennt, ist nur, nicht durchaus unrecht haben.

*

Die Leidenschaft ist ein Parvenu: es fehlt ihr an Geschmack.

*

In der Liebe ist das Herz langsam wie ein Fußgänger, die Sinne dagegen sind schnell wie ein Flugzeug.

*

So viele Frauen, so viele Arten der Liebe.

Für die einen ist die Liebe ein Ritus. Und sie enden damit, sich zu prostituieren.

Für die andern ist sie nur eine Leckerei. Und sie werden bigott.

Für die dritten ist sie nur ein Vorurteil. Und sie enden beim Theater.

*

Frau X besitzt eine zarte Seele, die es nicht zuläßt, daß mehrere Männer ihretwegen gleichzeitig leiden. Sie zieht es also vor, einen einzigen leiden zu lassen.

(Deutsch von B. F.)

EGON ERWIN KISCH
(Moskau)

WIE ES SCHEINT EINE GERICHTSVERHANDLUNG

Das Auditorium, diesmal durchweg aus Frauen bestehend, zwei-, dreihundert Frauen, erhebt sich, da der Gerichtshof eintritt. An dem langen Tisch, über den ein rotes Tuch gespannt ist, nehmen der Vorsitzende, die beiden Beisitzerinnen, der Sachverständige und der Schriftführer Platz, rechts der Verteidiger, links der Staatsanwalt. Aus den Aktenstücken verliest der Vorsitzende, daß Pawel Iwanowitsch Kyselow aus dem Jaroslawskier Gouvernement, neunundzwanzig Jahre alt, nicht vorbestraft, angeklagt ist, die Krankheit seiner Frau verschuldet zu haben und hierdurch auch den Tod des Kindes und den daraufhin verübten Selbstmord der Frau.

Vorgerufen wird der Angeklagte, ein schwarzhaariger Mann von hoher Statur, sorgfältig gezogen ist sein Scheitel, schräg die dunklen Augen gegen die Schläfen gezogen, hochgeschlossen sein Mantel. P. J. Kyselow gibt ruhig seine Personalien an, aber die Lippen pressen sich fest zusammen, wenn er ein Wort gesprochen hat, was darauf hinweist, daß er Aufregung bemeistern will. Es treten die Zeugen ein. Die würdige Matrone, das Spitzentuch um den Kopf geknüpft: Mutter der Toten. Eine blonde, lebhafte Frau: Hausgenossin des Ehepaares Kyselow. Ein Jugendfreund des Angeklagten, sanguinischen Typs. Die Hebamme, eine Rosa Valetti mit Brille. Rechtsbelehrung wird erteilt, die Zeugen unterschreiben die Liste ihrer Personalien, sie können nach der Verhandlung, wie ihnen der Vorsitzende mitteilt, im Zimmer 26 die Zeugengebühr ausbezahlt bekommen.

„Nein," antwortet der Pawel Iwanowitsch auf die Frage, ob er sich schuldig bekenne. — „Bestreiten Sie auch, daß Sie Ihre Frau infiziert haben?" — „Nein, das bestreite ich nicht. Wenn die Aerzte es sagen, wird es wohl so sein." — „Und warum haben Sie das getan?" — „Warum werde ich das getan haben? Absichtlich werde ich das nicht getan haben, wie Sie sich denken hönnen," erwiderte der Angeklagte trotzig. Ein Ordnungsruf wird ihm erteilt, denn er hat die Fragen nicht ironisch zu wiederholen, sondern zu beantworten. „Wußten Sie nicht, Angeklagter, daß Sie krank sind?" — Nein, das wußte er nicht. Damals, als er sechzehn Jahre alt war, merkte er schon, daß er erkrankt sei, aber er hat nichts getan, um sich zu heilen. „Warum nicht?" — „Um zu einem Arzt zu gehen, fehlte mir das Geld, ich war Gymnasiast, und womöglich hätte mir der Doktor verordnet, wochenlang zu Hause zu liegen, dann konnten die Lehrer erfahren, was los ist, und ich wäre erbarmungslos ausgeschlossen worden." — „War Ihnen nicht bekannt, daß es sich um eine leichte Infektion handelt, die sofort

geheilt werden kann, aber chronisch bleibt, wenn man sie vernachlässigt? Was wußten Sie über diese Krankheit?"

Der Gerichtshof, Verteidiger und Staatsanwalt, die wiederholt Zwischenfragen stellten, hatten die Krankheit nicht nur mit dem lateinischen Namen, sondern auch mit dem im Volke üblichen Ausdruck bezeichnet und über die Art der Erwerbung ohne Rücksicht auf den mit Frauen besetzten Saal gleichfalls offen gesprochen, lautlos war das Publikum dem Prozeß gefolgt, aber da der Angeklagte jetzt darüber aussagt, was er von der Krankheit wußte und hierbei drastische und vulgäre Worte gebraucht, brechen zwei, drei Frauen in hüstelndes Lachen aus. Der Vorsitzende schwingt die Glocke und verkündet, daß er unnachsichlich den Saal räumen lassen werde, wenn sich so etwas wiederholen sollte.

Man traut ihm das ohne weiteres zu, sagt er das doch, die Stirnhaut runzelnd, mit ernster, lauter Stimme; das Auditorium zuckt zusammen, — obwohl eigentlich jeder weiß, daß in dem Augenblick, in dem das Publikum den Saal verläßt, das ganze Schauspiel zu Ende wäre. Denn es handelt sich gar nicht um eine wirkliche Gerichtsverhandlung, hier soll nicht Recht gesprochen, sondern Recht verbreitet und sanitäre Aufklärung gegeben werden; es ist eine *„inszenierte Gerichtsverhandlung"*, die in Rußland jetzt allgemein eingeführte Art der Aufklärungspropaganda, wir sind im Saal eines Kinotheaters und die heutige Vorstellung findet für Arbeiterinnen des Bezirkes statt; das nächste Mal wird sie für Männer wiederholt. Andere Stücke des Repertoires befassen sich mit Prostitution und Kuppelei, mit Tuberkulose und dergleichen und sind Paradigmen wirklich vorgekommener Gerichtsverhandlungen; ein Akt aus Brieux „Schiffbrüchigen", nach russischen Gerichtsprotokollen adaptiert, wird gleichfalls manchmal vorgeführt. Einige der Szenen sind im Verlag des Volkskommissariats für Volksgesundheit gedruckt erschienen, die Darsteller halten sich jedoch nicht durchaus an den Wortlaut. *Alle Rollen*, männliche und weibliche, werden von *Aerzten* des Dispensaires (des in jedem russischen Stadtbezirk eingerichteten Prophylaktoriums und Ambulatoriums gegen Ansteckung) dargestellt, nur die Hebamme, die wie Rosa Valetti mit Brille aussieht, von der Manipulantin jener Poliklinik.

Der Vorsitzende des Gerichtshofes käme übrigens gar nicht in die Lage, seine Drohung wahrzumachen, den Saal zu räumen, denn die fieberhafte Aufregung schafft sich in keinem Ton mehr Luft. Die Mutter der Selbstmörderin, sichtlich noch unter dem Eindruck des Todes von Kind und Enkelkind stehend, macht mit erkämpfter Fassung alle Aussagen über die Liebe und die Ehe und den Tod ihrer Tochter, ihre Erregung wächst mit jedem Detail, das sie preisgeben muß, die Zwischenfragen des Vertei-

digers irritieren sie vollends und am Schluß stößt sie hervor, das Gericht müsse diesen Menschen einsperren, wenn es wirklich Gerechtigkeit üben wolle. Streng, doch den Schmerz der Mutter respektierend, weist der Vorsitzende sie zurecht: „Das Gericht hat immer die Gerechtigkeit zu suchen, und Sie dürfen nicht vorschreiben, was es zu tun hat. Setzen Sie sich auf die Zeugenbank." Die nächste Zeugin, die Hausgenossin und Vertraute der verstorbenen Frau Kyselow, erzählt über die Symptome vor und nach der Entbindung, von der Depression, die diese beim Tode ihres Kindes befiel, und schließlich davon, wie Frau Kyselow vom Arzt den Grund ihres Leidens erfuhr und sich erhängte. Der Jugendfreund des Angeklagten, von der Verteidigung als Zeuge geführt, ist bemüht, in heiterem Ton Kyselow zu entlasten. Vor der Eheschließung habe Kyselow sich mit dem Zeugen beraten, ob seine Beschwerden kein Hindernis für Eheglück seien und schließlich habe er sogar fachmännischen Rat eingeholt und gehört, daß tausend Männer an ähnlichen Dingen laborieren und trotzdem gesunde Kinder haben. Allerdings muß der Zeuge zugeben (und der Angeklagte bestätigt es), daß der „fachmänniche" Rat nicht von einem Arzt, sondern von einem Kurpfuscher gegeben worden ist, und auch das Charakterbild, das der Zeuge wider Willen entwirft, spricht nicht zugunsten des angeklagten Freundes. Dann kommt die Hebamme dran, die den Gerichtshof mit „Euer Hochwohlgeboren" und „Euere Vorzüglichkeit" tituliert, trotzdem sie energisch belehrt wird, daß es in Rußland nur Genossen gäbe. Der Richter und der ärztliche Experte fragen sie über Geburt und Tod des Kindes aus, der Vorsitzende teilt mit, daß gegen die Zeugin bei einer anderen Kammer desselben Gerichtes das Verfahren wegen Vernachlässigung der pflichtgemäßen Obsorge und Verletzung der Anzeigepflicht schwebt.

Schon während der ersten Zeugenaussagen hatten Frauen im Auditorium *etwas auf Papierchen geschrieben* und diese Zettel dem Schriftführer auf das Podium gereicht, der sie gelesen und teils dem Vorsitzenden und den Beisitzern, teils dem ärztlichen Sachverständigen, teils den Vertretern der Anklage und der Verteidigung übergeben hat. Es sind Anfragen, die sich auf die behandelte Materie beziehen, und die *Beantwortung* wird nun von den Gerichtsfunktionären in Fragen an die Zeugen vorbereitet und *in den Gutachten, Resumées und Plaidoyers erteilt,* weshalb ja das Ensemble aus Aerzten besteht.

Wenn die Reden beendet sind, die Schuldfragen verlesen, stimmt der ganze Saal ab: 1. Ist der Angeklagte Pawel Iwanowitsch Kyselow schuldig, seine Frau infiziert zu haben? 2. Ist der Angeklagte schuldig, hierdurch den Tod seines Kindes herbeigeführt zu haben? 3. Ist der Angeklagte schuldig, hierdurch den Selbstmord seiner Gattin herbeigeführt zu haben? 4. Verdient der

Angeklagte mildernde Umstände? Die überwältigende Mehrheit hebt bei den ersten drei Fragen verdammend die Hand und nur bei der vierten Frage stimmen die meisten zugunsten Pawel Iwanowitschs. (Ein Forum von Männern pflegt erfahrungsgemäß den Angeklagten nur im ersten Punkt schuldig zu sprechen.)

Der Gerichtshof zieht sich zur Beratung zurück, der Sachverständige liest inzwischen jene Zettel vor, deren Beantwortung noch nicht im Verlaufe der Verhandlung erfolgt ist und die oft nur in losem Zusammenhang mit dem Substrat des Prozesses stehen. In längerer Rede, durch fragende Zurufe unterbrochen, gibt er die verlangten Aufklärungen und verweist auf die Institutionen des Dispensaires. — Der Gerichtshof tritt ein. Unter atemloser Spannung verkündet er, daß der Angeklagte mit Zubilligung mildernder Umstände *zu einem Jahr Gefängnis bedingt* verurteilt wird und sich sofort in die Behandlung des Dispensaires zu begeben hat.

Langsam leert sich der Saal, auch die Mitglieder des Gerichtshofes drängen sich zum Ausgang. Vor Pawel Iwanowitsch Kyselow weicht alles zurück, und es besteht die Befürchtung, daß keiner von den Patienten des Dispensaires sich von ihm behandeln lassen wird.

ADOLF BEHNE

ZWEI SPORTPLÄTZE

Zwei Sportplätze . . . Beispiel und Gegenbeispiel.

Der *Golf-Club* hat in Wannsee ein Beispiel gegeben. Der *Reichsausschuß für Leibesübungen* liefert jetzt in Pichelswerder das Gegenbeispiel.

Der Architekt des Golf-Clubs, Karl *Hoffmann,* hat, gemeinsam mit einem englischen Gartenfachmann, eine landschaftliche Kostbarkeit geschaffen. Vielleicht hat die märkische Landschaft so ausgesehen, ehe systematische Kiefern-Kultur ihren Boden in Wüstensand verwandelte. Jetzt kostet es hier bei sehr vieler Arbeit einiges Geld, Rasen so frisch, Baumwuchs so gesund und die Luft so staubrein zu halten. Es steckt ungeheuer viel Arbeit in der Anlage. Aber man vergißt sie. Mit großem Takt sind die Erdbewegungen ausgeführt worden. Natürliche Anmut entzückt den Besucher, der in eine „ideale märkische Landschaft" hineinsieht: Rasenflächen, Buschwerk, Kiefernbestände, Hebungen und Senkungen und langgezogene ferne Höhenzüge. (Wie unser Wald ohne Pflege zu einem Müllhaufen verkommt, lehrt drastisch ein Spaziergang am Ostufer des Grunewaldsees! Da kann man melancholisch werden.)

Die Club-Bauten der Verwaltung, des Betriebes, der Geselligkeit sind mit erfreulich unsentimentaler Knappheit — die auch

im Innern den mondänen Ton nicht aufkommen läßt — geschickt in die Landschaft gestellt: flache, helle, unbetakelte Bauten mit flachen vorgezogenen Dächern. Besonders nett ist die im Halbrund weit sich vorschiebende, ganz niedrige Terrasse, deren roter Fliesenboden unmittelbar auf dem köstlichsten Rasen liegt, den weit und breit kein Weg, kein Gitter, kein Zaun zerschneidet.

Geben wir zu: ein selten schönes Terrain und ein sehr wohlhabender Club. Der künstlerische Erfolg kam aber nur, weil ein begabter Architekt über das Ganze gesetzt wurde und weil dieser Architekt seinen Bauherrn kannte.

Wer eigentlich für das *Sportforum* im Grunewald Bauherr ist, liegt nicht ganz klar. Mehrere Behörden und viele Personen haben teils mehr, teils weniger mitzureden. Eine einheitliche künstlerische Leitung ist so unmöglich. Man machte — und zwar erst auf Drängen von außen — ein *Preisausschreiben*, gab einer Arbeit der Brüder March den Preis; übernahm aber niemals eine Verpflichtung, sie auszuführen; gab neuerdings den Preisträgern zwar den Auftrag für einen Teilbau, der vorerst finanziert werden kann; macht aber nach wie vor jedes Arbeiten aus einem Guß unmöglich, da man die Sportplätze nach einem ganz anderen Plan anlegen läßt — nach einem Plane, der einmal für das Ganze bestanden hat, aus dem man aber, gezwungen durch den Protest der Oeffentlichkeit, die Architektur gestrichen hat. Wie sieht der Erfolg des sinnlosen Verfahrens aus? Man hat den Leiter der „Spielplatz-Beratungsstelle", der in dem preisgekrönten Architekten seinen Gegner sieht, seit dem September arbeiten lassen, d. h. man hat ihn ein wunderschönes Stück märkischer Landschaft dilettantisch zerschneiden, zerhacken und zersäbeln lassen. Es wirkt tatsächlich erbitternd, daß trotz zahlreicher Warnungen, trotz amtlicher Aufsicht des Reichskunstwarts und des Stadtkunstwarts der Reichsausschuß diese hilflose Arbeit hat ungestört protegieren können. Was auf diesem herrlichen Platz ein Entzücken hätte werden können, die Reihe der Fußball-, der Tennis-, der Lauffelder, ist verurteilt, ein langweiliger Kasernenhof zu werden. An allen Ecken und Enden verrät sich, daß der Verfasser des Planes keine Einheit zu sehen und empfinden vermochte; daß ihm die Verbindung der Plätze, der Wege, der Bauten, der Tribünen zu einem organischen Ganzen unter künstlerischer Ausnutzung der Böschungen, der Niveau-Unterschiede als Aufgabe über den Kopf wuchs; daß er sich zu kleinen Verlegenheitslösungen genötigt sah, zu Verlegenheitstreppchen, Verlegenheitswegen, Verlegenheitsmauern. Das Resultat ist traurig.

Ob hier noch etwas zu retten ist? Viel nicht mehr. Aber wenn das Schlimmste verhindert werden soll, müßten zunächst einmal klare Verhältnisse geschaffen werden. Wer ist der verantwortliche Bauherr? Und wer ist sein Architekt?

VALERIO MARCU
(Rom)

RÖMISCHES KINO

Ganz zufällig, in einem römischen Kino, fand ich den Mann meiner Neugierde. Während der Zwischenpausen verlangt das Publikum italienischer Lichtspiele vom Orchester beliebte Schlager. Schon zweimal mußte der Kapellmeister die „Valencia" dirigieren. Plötzlich, nach dem letzten Ton dieses Liedes, standen in der ersten Reihe der Galerie drei junge Burschen auf, die, mit schwarzem Hemd bekleidet, im Glanze vollendeter faschistischer Uniform, mit langen Peitschen in der Hand, Ruhe befahlen. Der Jüngste des Bundes hatte sicher schon sechzehn Jahre erreicht. Er war der Redner dieser Fraktion der Freundschaft und rief: „Kapellmeister, spielen Sie sofort die *„Giovinezza!"*

Ein Moment beklemmender, eisiger Stille, wie in der Sekunde vor dem Einschlagen des Blitzes.

Die Nachbarn meines Parterres schauten sich verdutzt an. Alle aber wären bereits halb aufgestanden, und in einer Sekunde lösten sich, wie von kaltem Wasser getroffen, die handlichen Geheimnisse kinematographischer Dunkelheit auf. Einer und der andere brummte undeutliche Worte eines sehr schwachen Protestes. Doch von oben, von der Galerie, hörte man die kategorische Wiederholung der Forderung: „Giovinezza, Giovinezza!!"

Und der Kapellmeister gab den ersten Takt: *„Jugend, Jugend, Frühling der Schönheit!"*

Das Publikum erhob sich nun endgültig und hörte fünf Minuten lang stehend das Lied. Diejenigen, die sich beleidigt fühlten, einem fremden Willen zu gehorchen, protestierten in einer ziemlich anonymen Weise, um der allgemeinen Idee des Muts entgegenzukommen. Sie standen nicht ganze fünf Minuten, sondern setzten sich schon nach viereinhalb, noch bevor der letzte Takt des Liedes verklang und noch bevor die drei politischen Musikfanatiker der Galerie zu applaudieren anfingen.

Der Mann, der dem Publikum befahl, hatte im ganzen Saal am spätesten das Licht römischer Welt erblickt. Ich war neugierig, einen Knaben kennenzulernen, der imstande war, dreihundert Menschen und eine ganze Musikkapelle zu besiegen. Ich wußte aus italienischen Erfahrungen, daß die Faschisten jeglichen Alters mit Fremden sehr freundlich sind, und wartete am Kinoausgang auf die sicherlich sehr entschlossenen Anhänger und Vertreter Benito Mussolinis.

Der Jüngste kam leider allein. (Die anderen blieben auch bei der nächsten Vorstellung, denn in Rom kann man, da die Vorstellungen ununterbrochen laufen, mit derselben Karte von 2 Uhr mittags bis 1 Uhr nachts im Kino bleiben.) Ich stellte mich als lateinischer Bruder vor, versicherte, von der Initiative, die die drei Politiker im Saale ergriffen, schier begeistert gewesen zu sein, und bat um allgemeine Auskünfte über allgemeine Politik.

„. . . Selbstverständlich hatten Sie recht," sagte ich nach zehn Minuten des Dialogs, „die ‚Giovinezza' zu befehlen. Erlaubt sei mir nur die Frage, warum Sie von diesem Recht so plötzlich Gebrauch machten."

„Weil," antwortete der Politiker, „man zuviel Schlager, zuviel Liebeslieder, zuviel Tangos spielt. Die Leute sollen unsere Kriegslieder hören, vor allem wollen *wir* sie immer hören, um uns stets unserer Mission in der Welt zu erinnern."

„Es hat aber den Anschein," bemerkte ich mit wirklich empfundener Schüchternheit, „daß nicht alle Anwesenden mit derselben Begeisterung wie Sie und Ihre Freunde aufgestanden sind."

„Ja, das wußten wir," entgegnete der Jüngling, „deshalb *mußten* sie sich erheben! Wissen Sie, die alten Leute sind gegen den Faschismus; ein alter Mann wird nie ein richtiger Faschist werden können. Die Alten haben kein Tempo, sind nicht frei, lächeln, wenn wir glauben; ja, sie haben sogar vor dem Krieg Angst. Sehen Sie, vorigen Sonntag sah ich mit meinen Kameraden von der Legion bei der Ovation auf der Piazza Colonna den Duce. Ich sah ihn vielleicht fünf Minuten lang. Ich erzählte das zu Hause, und mein Vater brummte: Was ist schon weiter dabei, du dummer Junge! Können sie sich so was vorstellen?" schloß fragend der Politiker.

„Sicherlich, Ihr Vater übertreibt und drückt sich zu wenig relativ aus. Doch kann er nicht auf ihre Art beschäftigt sein und nicht an jeder Ovation teilnehmen. Sie und Ihre Freunde müssen sicherlich viel zu tun haben."

„Ja, wir sind sehr beschäftigt," meinte der junge Mann, „nach dem Schulschluß machen wir zumeist Übungen und Ausflüge; wir besuchen wöchentlich das Forum, die Via Appia, die Gräber der Cäsaren. Dann sind wir bei jeder offiziellen Feier dabei, und oft *helfen wir noch der Miliz.* Am 1. Mai zum Beispiel waren wir den ganzen Tag mobilisiert."

„Sie haben wohl wenig Zeit zum Lesen," bemerkte ich.

„Wir lesen nicht. Die Zeiten sind zu ernst und stürmisch dazu. Und dann, wir Römer, fühlen die ganze Vergangenheit, wir sehen doch den Adler der Legionen, und unser Duce weiß schon, wohin er uns führt. Wissen Sie, ich glaube überhaupt, daß das alte Rom an zuviel Lesen zugrunde gegangen ist. Noch diese Woche meinte unser Geschichtsprofessor, die Senatoren des Augustus lasen zuviel und turnten zuwenig."

Der junge Mann erzählte mir in diesem Ton noch eine Stunde denselben Inhalt. Und dies ist die Mentalität einer ganzen Generation. Der Sekretär der faschistischen Partei hätte auch nicht viel anders gesprochen. Was der Sechzehnjährige sagte, ist das Typische, das Platonische, der kristallisierte Gedanke herrschender Gesinnung. Man muß nur diese Schar begeisterter Turner, Wandervögel, Sänger, Boxer, Radfahrer und Schwimmer eines erträumten Imperiums im langen Zuge sehen, um zu erkennen, wie es dem Faschismus gelungen ist, große Teile der Jugend zu mobilisieren. Und bei weitem nicht nur die Jugend der Bourgeoisie, nicht nur die Söhne römischer Reicher.

Der italienische Boden hat in Jahrhunderten der Menschheit soviel Intelligenz geschenkt, in allen Städten der Halbinsel wurde soviel Intelligenz geboren, daß es beinahe den Anschein hat, als ob die Epigonen großer Vergangenheit, der Gedanken, Bücher und Erinnerungen müde, jetzt eine Rebellion gegen den Skeptizismus und gegen das Gehirn durchführten. Diese Rebellion offenbart sich auf den schönsten Plätzen und Straßen der Welt in einer himmelstürmenden Gewißheit. Nie noch sah ich eine so begeisterte Jugend, einen solchen Enthusiasmus der Erwartung wie an drei römischen Tagen: ein Radfahrer kam als erster unter dreißig aus Amsterdam vor dem Kollosseum an; Douglas Fairbanks und Gemahlin aus New York betraten das Kapitol, und ein Parteisekretär aus Apulien überbrachte auf der Piazza Colonna die warmen Brüdergrüße der Organisation aus Bari . . .

Liebster, Bester!

Ach, denken Sie nur, ich empfinde es gar nicht als ein Wagnis, daß an dem kleinen Veilchenstrauß, den ich Ihnen in wenigen Stunden, ganz vorn am Podium stehend, zuwerfen werde, daß an diesem kleinen, duftenden lila Bündelchen dieser leichte, weiße Brief hängen wird, der doch über Ihr und mein Leben entscheidet. Ich sehe Sie im Geiste schon vor mir stehen: nicht groß, schmal, mit dem zarten, weichen, abgewandten Kopfe, dessen Haare nun bald ganz weiß geworden sind. Sie haben eben, als letzte Zugabe an die rasende, brausende, heranströmende Menge, das „Caprice venoise“ gespielt, dieses Stückchen Virtuosentum, dessen letzte, zierlichste Vollkommenheit Sie so zu lieben scheinen. Denn Sie wissen, wie alle ganz Großen, daß das Vollkommenste leicht, mühelos und von gläserner Heiterkeit erscheint, wie eine Oper von Mozart oder ein Tanz der Pawlowa. Da also stehen Sie, die Geige hängt an Ihrer schmalen, kräftigen Hand, und Sie verbeugen sich, noch einmal und noch einmal, vor dem Jubel, vor dem Glück, vor der göttlichen Freude, in die Sie uns für zwei süße Stunden tauchten und die nun, zur Raserei geworden, aus uns allen herausbricht. Denn die Süßigkeit Ihres Spiels, die Wonne Ihrer Vollendung, der Rausch Ihrer himmlischen Passagen hat nicht seines Gleichen. Und da fliegen auch schon die ersten Blumen zu Ihnen herauf, erst die großen, wohlvorbereiteten Sträuße, Chrysanthemen, Orchideen und rote Rosen. Ach, wie sind sie uninteressant, diese großen, organisierten, gewohnten Sträuße, die schon in der Garderobe zu welken beginnen, und nie würde ich so gefühllos, so unpsychologisch und so töricht sein, Ihnen einen solchen Strauß zu schicken. Aber da beginnen auch schon die anderen Blumen zu fallen, die, nach denen Ihr sanftes Auge einen Augenblick hinschauen muß; die Dame in der rechten ersten Loge wirft Ihnen die Teerose zu, die sie an ihrem Kleide aus zartlila Crepe Georgette trug, da kommt eine blaßrosa Nelke aus kleinen Mädchenhänden, — und da also, da haben Sie auch meinen Veilchenstrauß, mit dem ganz kleinen, zusammengefalteten Briefchen, das Sie im ersten Augenblick gar nicht zu sehen vermögen. Da fliegt er, mit einem kleinen, pikanten Klatsch auf das Podium, Sie nehmen ihn auf wie all die andern, Sie lächeln einen Augenblick, müde und sacht, und sehen mich an, aus deren Händen die Blumen kamen und die ich direkt vor dem Podium, Brust an Brust fast, Ihnen gegenüberstehe. Sie werden mir glauben, Liebster, daß ich auf den Augenblick, da Sie mir voll ins Gesicht schauen werden, gefaßt war und daß ich mich auf ihn vorbereitet habe. Da also stehen Sie, und da stehe ich. — — ich weiß, Sie haben schon schönere Frauen gesehen, prächtigere und

weit elegantere. Aber ich sehe, daß meine kleine, zarte Gestalt Ihnen gefällt, und daß Sie, fast mit einer Art schläfrigen Interesses, mein unregelmäßiges, ovales und anziehendes Gesicht betrachten. Ich habe mir diesen süßen, ängstlichen Augenblick oft genug vorgestellt, und so, wie ich es schon oft in der Phantasie geprobt habe, so hebe ich nun meine großen, grauen Augen zu Ihnen auf und sammle in ihnen alles, was ich an Energie, Kraft, Vitalität und Liebe zu geben habe. Da also haben Sie meine Augen und da haben Sie meinen Brief, und nun hören Sie, was ich Ihnen zu sagen habe.

Ich weiß ein wenig von Ihrem Leben. Ich weiß, daß Sie früher ein wunschloser Vagabund, ein zielloser Bohemien waren, dessen geniales Gefiedel so weit von der blendenden Vollkommenheit Ihres heutigen Spiels entfernt war, daß es kaum mehr möglich ist, auf den Weg zurückzublicken. Ich weiß, daß Sie den mühseligen, langweiligen, zeitlosen Weg zur Vollendung erst zu gehen begannen in dem Augenblick, da jene reife, harte und mit einem phantastischen Reichtum begnadete Frau Ihr holdes Leben in ihre strengen Hände nahm. Ich weiß, daß Sie ohne diese Frau nichts wären, nichts wenigstens im Vergleich zu jetzt, ich weiß, daß eigentlich *sie* es ist, der wir dieses Einmalige, dieses Kalt-Göttliche zu verdanken haben.

Wie aber, wenn ich diese Ihre Vollendung nicht will? Wie, wenn ich sie zerbrechen möchte, diese gläsernen, zitternden, heißen und doch unirdisch kühlen Passagen, die noch vor wenigen Sekunden diesen Raum durchströmten? Denn, ach, was ich nicht vergessen kann, ist Ihr Gesicht, Ihr abgewandtes, müdes Gesicht mit dem groß aufgeschlagenen, sanften und verklärten Auge. So blicken keine Menschen, so blickt kein Mann auf der Höhe seiner Jahre, — — denn es ist ein Blick, der nichts mehr spiegelt, keine Landschaft mehr, kein Tier und das Bild keiner Frau. Es ist ein Blick, der blind geworden ist für die Schönheiten eines Herbstmorgens, für das abendliche Gesicht einer rasenden Großstadtstraße und für die glatte Rückenlinie eines jungen Mädchens. Es ist ein Blick, der nichts Schönes mehr sieht und kein Elend, ein Blick, der, ohne die leichteste Trübung durch irgendein Gefühl, den Hunger sieht und die Krankheit, das Laster und die Vollendung, die Liebe und die Tat. Es ist ein Blick, den man erloschen nennen muß, so schmerzlich es auch ist, von Ihrem guten Auge so etwas zu sagen. Vielleicht ahnen Sie nicht, was alles dieser Blick enthält, wenn Sie ihn, einen Augenblick, ehe Sie Ihr Spiel beginnen, groß, voll und leblos zur Decke aufschlagen. Der Blick erzählt von Einteilung, er erzählt von Tagen, die eingeteilt sind von der morgendlichen Tasse Tee mit Sahne um 9 Uhr früh an — oder irre ich mich, mein Freund, ist es Kaffee? — über den kleinen Vormittagsspaziergang und die Übungsstunden zu dem ganz leicht zubereiteten

Lunch hin, das so nahrhaft, delikat und schaumgleich leicht sein muß, daß es den Nachmittagsschlaf entbehrlich macht. Er erzählt von den kleinen rhythmischen Übungen des Nachmittags, von erneuten Arbeitsstunden und endlich von dem geölten Mechanismus des Fracks, des Autos und des großen Auftretens am Abend. Er erzählt von wohldisponierten Banketten, von Festen, die man nur für Sie gab und bei denen noch jedes Glas zauberischen Weines, jeder holde Augenblick mit einer gefälligen Frau, seinen streng korrekten und wohlangebrachten Platz hatte, den er nicht überschreiten durfte.

Wie lange, mein Guter, haben Sie so gelebt? Wann haben Sie das letztemal, fluchend und verstimmt, nach ihrem Kragenknopf gesucht, wann haben Sie das letztemal in strömendem Regen auf Ihre neue Geliebte gewartet, wann ist Ihnen das letzte Mal die sanfte und brennende Röte der Verlegenheit ins Angesicht gestiegen, wann haben Sie das letztemal das ungestüme, unmotivierte und nicht zu bändigende Klopfen Ihres Herzens gehört? — Wann waren Sie das letztemal betrunken, — o nein, nicht etwa so leicht und süß berauscht, sondern ehrlich, groß und verzweifelt betrunken? Wann haben Sie das letztemal die dampfenden Rücken einer Rinderherde gesehen, die auf den glatten, abendlichen Wiesen im Nebel zu waten scheinen? Wann haben Sie zum letzten Male die ganze schreiende, böse, süße, holde Ungerechtigkeit dieser Welt gespürt, — wann, o wann haben Sie zum letzten Male gelebt?

Kommen Sie, mein Guter, ich will Sie wieder lebendig machen! Es wird ein langer Weg werden, ebenso lang, fürchte ich, wie der war, der zur Vollendung führte. Manche Stationen werden Sie noch vom Hinwege wiedererkennen und an manchen Kreuzwegen werden wir die Richtung ändern. Sie werden aufhören, gelebt zu werden, und Sie werden leben. Das wird Ihnen zuerst sehr mühselig erscheinen, und es wird Sie machmal schwer ankommen, wenn der geölte Mechanismus fehlt. Es wird viel Bitteres darinnen sein und viel Süßes, es wird eben ein richtiges Leben sein. Und ich glaube, daß die Menge, atemlos und erschüttert, lauschen wird, wenn Sie nach einigen Jahren der Pause wieder mit dem großen Aufschlag Ihres sanften Auges zur Decke den Bogen erheben werden.

Mein Lieber, ich bin zu Ende, und die Zeit ist auch da, denn unser Nachtschnellzug nach Paris fährt noch vor Mitternacht. Schauen Sie, ich zweifle so wenig an dem Ausgang dieses kleinen Duells in Ihrem Herzen, daß ich schon mein blaßrotes Kleidchen mit einem Reisekostüm vertauscht habe und hier, im Vestibül des Hotels Continental, zwei Minuten von Ihnen entfernt, auf Ihr Kommen warte. Die Schlafwagenkarten sind in meinen Händen, Ihr Diener ist von mir angewiesen, Ihr Gepäck Ihnen nachzusenden,

und ich selbst habe für meine Bedürfnisse aufs beste und ausführlichste gesorgt. Sie sehen, mein Plan ist nicht so phantastisch, wie er im ersten Augenblick einem ungeübten Auge erscheinen mag, und ich bitte Sie, zu erlauben, daß ich das letztemal für lange Zeit die Sorgen des Äußerlichen auf mich nehme, und daß noch einmal, und zum letzten Male, der geölte Mechanismus funktioniert.

Voila tout, mon chéri, es ist sehr einfach, und vielleicht haben Sie ebenso sehr darauf gewartet, wie ich. Ich küsse Sie und nenne Sie zum ersten Male in meinem Leben „Du", indem ich bis auf Wiedersehen bleibe

Deine Claudia.

HELLMUTH KRÜGER

RUNDFRAGE

Was machen Sie am Wochenende?
Wen wählen Sie in die Dichter-Akademie?
Wie stehen Sie zur Eckener-Spende?
Was halten Sie von der Astrologie?
Sind Sie gegen die Republik oder für die Monarchie?
Zieht es Sie mehr in das Gebirge oder mehr an das Meer?
Schlafen Sie gerade? Liegen Sie schief? Oder liegen Sie quer?
Wo hast du denn die schönen blauen Augen her?
Sind Sie für Mathematik oder für seidene Wäsch',
Oder für die Verkleinerung der schwarz-rot-goldenen Gösch?
Was muß der junge Homosexuelle vor der Ehe von der Ehe versteh'n?
Haben Sie das Fräulein Helen baden seh'n?
Wir wüßten gern, was Sie vom Couëismus halten?
Wohnst du denn bei deiner Alten?
Wo mag die Berlinerin am schönsten sein?
Oder wohnst du ganz allein?
Wird Ihnen im Flugzeug gut oder schlecht?
Sind Sie für vermännlichte weibliche oder für das verweiblichte männliche Geschlecht?
Welche Phrase hassen Sie am meisten?
Wofür sind Sie voll und ganz?
Falls Sie, wenn Sie, wann Sie, und wohin Sie dann verreisten?
Und was machst du mit dem Knie, mein lieber Hans?
Jeden Sonntag können wir es in der Presse lesen,
Welcher Meinung unsere prominenten Dichter und Denker über diese Fragen gewesen:
Was Paul Morgan, was der Reichskunstwart, und was Frau von Oheimb meint,
Wie die Sache dem Professor Orlik oder Lya Mara erscheint,
Was Herr Stresemann hofft, was Professor Saltenburg denkt,
Und was der Damenfriseur des Berliner Westens, Herr Carstens, diesem Thema für eine Beachtung schenkt.
Die Ungefragten denken, während sie sich an dieser Weisheit erlaben:
Ihre Sorgen möcht' ich haben.

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, zweite Juniwoche.

Die Lage am deutschen Geldmarkt ist immer *unerfreulicher* geworden. Seit Monaten herrscht eine außerordentliche *Geldflüssigkeit,* die selbst von dem starken Emissionsgeschäft nicht gemildert werden konnte. Deutsches Geld fließt in wachsenden Beträgen nach London. Gleichzeitig hält aber die *Kreditnot* der einzelnen Unternehmungen an. Es steht hinter all diesen Erscheinungen die Tatsache, daß man von einem deutschen Geldmarkt zur Zeit überhaupt kaum noch sprechen kann, wenigstens soweit mit dem Worte „Markt" der Begriff der freien Konkurrenz verbunden ist. Stünde nicht beherrschend und ungebrochen das *Bankenkartell* hinter den Kreditkonditionen, so wäre das raffinierte System von *kreditverteuernden Provisionen* — Bereitstellungsprovision, Umsatzprovision, Ueberziehungsprovision — längst zusammengebrochen. Aber wie alle übrigen großen Kartelle ist auch das Bankenkartell bisher unangefochten geblieben, und die Reichstagsoffensive gegen die Kreditverteuerung hat das Bankgewerbe soeben mit einer Denkschrift beantwortet, die ebensosehr von Machtbewußtsein wie von Mangel an Verständnis zeugt. Vielfachem Drängen folgend hat jetzt die Reichsbank den *Diskontsatz um ½ % ermäßigt,* offenbar im Einverständnis mit der Bank von England. Gleichzeitig haben auch die Banken ihre Debetzinsen um ½ % herabgesetzt. Da jedoch die *Provisionen* unverändert geblieben sind, haben sie de facto ihre Konditionen keineswegs der Herabsetzung des Reichsbankdiskonts angepaßt, sondern sind vielmehr, wo die Reichsbank einen halben Schritt tat, ihrerseits nur um einen Viertel-Schritt zurückgegangen. Der große Einlagenzustrom, den die Liquidation der Warenbestände noch immer in die Kassen der Banken leitet, wird jedenfalls dafür sorgen, daß auch weiterhin im Kampf um den Inlandswechsel die Reichsbank unterliegt, während die Banken auch noch Auslandswechsel erwerben werden. Die Reichsbank hat das Konto der rediskontierten Wechsel aufgelöst, ohne ihren Wechselbestand zu vergrößern, so daß, privatgeschäftlich gesehen, ihre Lage keineswegs beneidenswert ist; man wird bezweifeln dürfen, ob sie zur Zeit auch nur ihre Unkosten herauszuwirtschaften vermag. Doch eröffnen sich ihr jetzt *zwei neue Geschäftszweige,* von denen der eine altgewohnt, der andere neu und zukunftsreich ist. Der Gesetzentwurf, der der Reichsbank erlaubt, *Reichsschatzwechsel bis zu 400 Millionen Reichsmark* zu diskontieren, hat Gnade vor den Augen der Reparationskommission gefunden. Eigentümlich ist

dabei die Bestimmung, daß die Reichsschatzwechsel *von einer Großbank giriert* werden müssen, so daß hier den privaten Banken ein neuer Provisionsgewinn ermöglicht wird. Offenbar hofft man, mit den 400 Millionen am Geldmarkt erfolgreich operieren zu können, wie ja die Schatzwechseltransaktionen stets der Regulierung des Geldmarktes dienen sollten. Die Kassenverhältnisse des Reiches sollten einen solchen Kredit zunächst noch nicht notwendig machen, wenngleich nicht übersehen werden soll, daß die wirtschaftliche Depression die Steuereingänge ungünstig beeinflussen muß, während die Erwerbslosenfürsorge immerhin an 30 Millionen monatlich aus Steuermitteln des Reichs erfordern dürfte. Hinzu kommen die Extrakosten der Kohlensubvention, ein Betriebskredit, den man dem Branntweinmonopol nach der Reorganisation in Höhe von 75 Millionen geben will, so daß von vielen Seiten an den Kassenbeständen von rund 700 Millionen gezehrt wird. Das zweite, *neue* Geschäft der Reichsbank wird der *Getreidelombard* sein, den der Reichsbankpräsident neulich der Landwirtschaft versprochen hat. Ueber seine Formen steht noch nichts Näheres fest. Da jedoch allein die Mittel der halböffentlichen Getreidehandelsgesellschaft ausreichen werden, um über 200 000 t Getreide aus der neuen Ernte aufzunehmen und zu lombardieren, ist damit zu rechnen, daß sich hier ein recht expansiver und gewinnbringender Geschäftszweig ergeben wird. Das Problem des deutschen Geldmarktes wird freilich so nicht gelöst werden. Nur ein sehr viel *stärkeres Emissionsgeschäft,* als wir es in den letzten Wochen hatten, wird hier helfen können. Vermögen doch allein die deutschen Sparkassen monatlich rund 100 Millionen Mark neue Mittel dem Kapitalmarkt zuzuführen.

Der Mangel einer zentralen Elektrizitätspolitik des Reiches wird immer wieder fühlbar. Der Kampf, den Preußen einige Zeit so laut und lärmend gegen die Elektrowerke des Reiches und gegen das Rheinisch-Westfälische Elektrizitätswerk geführt hat, ist noch nicht vorbei, wenngleich die preußische Geschwätzigkeit ein wenig nachgelassen hat. Mit der Stadt Berlin scheinen sich die Elektrowerke hinsichtlich des neuen Rummelsburger Kraftwerkes jetzt endgültig geeinigt zu haben. Da entsteht ein neuer *Konflikt zwischen Berlin und der Reichsbahn.* Statt sich bei der Elektrifizierung der Stadtbahn der bereits bestehenden Kraftwerke der Stadt oder des Fernstroms der Elektrowerke zu bedienen, will die Reichsbahn ein *eigenes* Kraftwerk bauen. Dabei muß sie selbst zugeben, daß dieser Bau nur dann rentabel sein wird, wenn sie die Kosten der Kohlenbeförderung nicht mit ihren allgemeinen Frachtsätzen, sondern mit ihren Selbstkosten einsetzt. Da Selbstkostenkalkulationen beim Eisenbahnbetrieb bekanntlich rein willkürlich sind, heißt

dies, daß die Selbstkosten mit *dem* Satz eingesetzt werden, der den Bau eines Kraftwerkes eben noch rentabel erscheinen läßt. Sachliche Gründe für diese neueste Verselbständigung auf dem Elektrogebiete hat die Reichsbahn bisher nicht angeführt. Warum soll es aber schließlich nicht auch einen *Eisenbahnpartikularismus* geben?

Für die Düngemittelindustrie erschließen sich ganz *neue Möglichkeiten.* Zunächst hat die letzte *Preisermäßigung* des deutschen Stickstoffsyndikats den hart bedrängten Chilesalpeter von neuem in eine schwierige Situation gebracht. Er hat sich dem deutschen Preisdiktat fügen müssen. Die chilenische Regierung hat jedoch die Ausfuhrabgaben nicht entsprechend ermäßigt, so daß mit neuen Stillegungen zu rechnen sein dürfte. Außerdem aber hat die *I. G. Farbenindustrie* der deutschen *Superphosphatindustrie ihr Sterbelied gesungen.* Sie hat mit den Bayerischen Stickstoffwerken, die ihr sehr nahestehen, die Piesteritzer Werke des Reiches gepachtet und will dort Anlagen errichten, in denen in großem Maßstabe ein Düngemittel erzeugt werden soll, das Stickstoff und Phosphorsäure *zusammen* enthalten wird. Auch für eine Kalistickstoffverbindung ist man eifrig an der Arbeit. Das Ergebnis dürfte weitere Verbilligung der Düngemittel sein. Daß die Phosphatindustrie sich der neuen Konkurrenz gegenüber wird behaupten können, ist kaum anzunehmen; die Vertrustung der chemischen Industrie wird damit einen weiteren Fortschritt machen. Andererseits sind diese Düngemittelkombinationen im Interesse der Landwirtschaft zu begrüßen. Sie werden dazu führen, die Düngetechnik zu vereinfachen und die bisher völlig chaotische Propagandaarbeit für die verschiedenen Düngemittel beim Stickstoffsyndikat zu konzentrieren.

Schon seit Wochen wird von einer Subvention für den Siegerländer Erzbergbau gemunkelt. Jetzt hat Preußen mit einer Prämienzahlung von 1.— M. pro t den Anfang gemacht. Aus welchen Mitteln diese Subvention gezahlt wird, von deren Bewilligung durch den Preußischen Landtag man bisher nichts erfahren hat, ist allerdings noch unklar. Zu den preußischen Zahlungen soll aber in gleicher Höhe auch eine *Reichs*-Subvention kommen, die bisher die parlamentarischen Körperschaften ebenfalls noch nicht beschäftigt hat. Nun sollte man denken, da doch das *Erz* durch die Subvention verbilligt ist, werde auch der Roh*eisen*preis alsbald zurückgehen. Aber weit gefehlt! Im Gegenteil fordert die Schwerindustrie neben dieser Subvention noch eine *weitere* Unterstützung durch die Reichsbahn in Gestalt einer Frachtermäßigung für die französisch-luxemburgischen Minetteerze. Der Hintergrund dieser Maßnahmen wird durch die *internationalen Eisenverhandlungen* gebildet. Seit

Monaten tobt der *Quotenkampf* am Weltmarkt, und die neuen Subventionen sollen offenbar dem Zwecke dienen, der deutschen Schwerindustrie eine höhere Quote in dem erhofften Eisenkartell zu verschaffen.

Am deutschen Fleischmarkt haben die Zollgesetzgebung des vorigen Jahres und administrative Willkür zu einer unhaltbaren Situation geführt. Das Gefrierfleischkontingent war ein Verlegenheitszugeständnis des Zentrums an die Arbeiterschaft Westfalens und des Rheinlands. Das Reichsernährungsministerium hat es willkürlich und widerrechtlich *niedriger* festgesetzt, als dem Wortlaut des Gesetzes entsprochen hätte; außerdem aber ging man bei der Verteilung des Kontingents über das Kontingentsjahr von der falschen Voraussetzung aus, der Gefrierfleischverbrauch sei im Winter größer als im Sommer. So wies man dem Wintehalbjahr 3/5, dem Sommerhalbjahr 2/5 des Kontingents zu mit dem Erfolg, daß jetzt in vielen deutschen Städten eine scharfe *Verknappung und Verteuerung auf dem Gefrierfleischmarkt* eingetreten ist. Zahlreiche Verkaufsstellen in Berlin waren in den letzten Tagen völlig unversorgt. Das Ministerium für Ernährung und Landwirtschaft sieht sich mit gekreuzten Armen ruhig an, was seine ungesetzlichen und unsachlichen Handlungen angerichtet haben. Das alles in der Zeit der schwersten Depression!

Der Kampf, den Hamburg und Triest um den *tschechoslowakischen Export* führen, ist jetzt Gegenstand von internationalen Verhandlungen, die noch immer wenig hoffnungsvoll aussehen. Bekanntlich führt die deutsche Reichsbahn einen heftigen Tarifkampf mit den tschechischen, österreichischen und italienischen Bahnen, der zu so grotesken Tarifbildungen geführt hat, daß sächsische Textilindustrielle es für vorteilhafter erachten, ihre für Hamburg bestimmten Exportwaren erst nach der Tschechoslowakei zu verfrachten, um von dort aus in den Genuß der billigen Durchfuhrtarife zu kommen. Sie stellen sich dabei noch immer billiger, als wenn sie ihre Ware direkt nach Hamburg verlüden. Keiner der Beteiligten hat bisher an diesem Kampfe nennenswert verdient, obwohl natürlich der größte Teil des tschechischen Exports über Hamburg geht und Triest beträchtlich an Verkehr eingebüßt hat. Trotz aller Anschluß-Bekenntnisse hält übrigens auch *Oesterreich* an seinen Kampftarifen zugunsten Triests fest, und es ist nicht recht ersichtlich, wie hier ein Kompromiß getroffen werden soll. Der Kampf um die Fracht ist jedenfalls ein interessantes Symptom für das, was die Balkanisierung Europas praktisch bedeutet! Daß die deutsche Industrie mit dieser Art Tarifpolitik nicht sehr zufrieden ist, kann man ihr jedenfalls nicht verübeln.

GLOSSEN

GEORGE SAND

(Zum fünfzigjährigen Todestag.)

Für diese Figur ist der fünfzigjährige Todestag ein willkommenes Kriterium. Sie wurde bereits Zeit ihres Lebens — als sie auf ihrem reizenden kleinen Berrichoner Gut Vorsehung für die Mühseligen und Beladenen und für die kleineren und großen Kinder spielte — hartnäckig totgesagt. Dann lebte sie im französischen Urteil schemenhaft weiter, weil kein Realist und Symbolist etwas mit ihr anzufangen wußte, und im deutschen Urteil figurierte sie als eine der „Unmöglichen" Nietzsches: „Die schreibende Milchkuh mit dem schönen Stil". Was ist dagegen ein feministischer Nachruhm, der ja immer nur ein Cliquenruhm bleiben kann! Aber sie wurde doch noch gelesen, in Frankreich sicher, in Deutschland spärlich genug. Sie wird heute auch noch ein wenig gelesen; es lohnt sich vielleicht, kurz zu untersuchen, weshalb sie trotz der geringen Verbreitung ihrer zahlreichen Bücher immer noch eine bedeutsame und wirksame Erscheinung geblieben ist.

Nachruhm und kulturelle Bedeutung einer literarischen Persönlichkeit lassen sich in drei Richtungen eingrenzen: nach der Richtung des persönlichen Ewigkeitswertes, nach derjenigen der Ideen- und Formwerte des Wertes und schließlich auch nach derjenigen der allmählich in der Zeit und in der Menschheit aufgegangenen seelischen, gedanklichen und sittlichen Wirkungen.

Die Individualität und das Werk der George Sand haben in den fünfzig Jahren nach ihrem Tode und schon Zeit ihres Lebens so starke kritische Heimsuchungen erlitten, daß sie den größten Teil ihres direkten immanenten Wertes einbüßten. Von der romantisch-schwelgerischen Liebschaft von Venedig bis zur mehr sinnvollen als sinnlichen Bemutterung Chopins hat die solide Erotik der Sand allerlei Etappen durchlaufen, die uns heute nichts mehr bedeuten als andere Kuriositäten einer Zeit, die sich maßloser gebärdete, als sie wirklich war. Aber das Werk! In ihm finden wir etwas, was sich in der französischen Literatur ziemlich selten findet (vielleicht nur mehr bei Balzac und Zola): l'abondance, d. h. die Reichlichkeit, die Fülle, die Vergeudung von Figuren, Einfällen und Landschaften.

George Sands repräsentative Bedeutung liegt jenseits ihrer massigen Persönlichkeit und auch jenseits ihres Romanwerkes; sie liegt zwischen den Menschen und zwischen den Zeilen. Was in Nohant sich an Persönlichkeiten einfand, was hier an Ideen durchgehechelt wurde, ergibt eine Ideologie, die von ihrer Durchschlagskraft auch heute noch nicht alles eingebüßt hat. Es ist die Ideologie der sozial aufrührerischen Achtundvierziger, die mit einer divinatorischen Intelligenz und einem lauteren Willen Entwicklungslinien vorzeichneten, die erst am Ende des neunzehnten Jahrhunderts volle Klarheit gewannen. Achtundvierzig ist mehr als ein historisches Datum; es ist die Wiege einer Soziologie, die aus dem Staatsgedanken der großen Revolution die sozialen Konsuquenzen zog. Das Landgut der Sand war das Stelldichein aller Männer, die an der Vertiefung dieser zukunftsträchtigen Doktrinen arbeiteten. So wie Port-Royal sich im siebzehnten Jahrhundert gegen Versailles aufrichtete, so

richtete Nohant sich dreißig Jahre lang auf gegen die hartnäckig wuchernden Wurzelschossen des nur oberflächlich ausgerodeten Absolutismus. Das ist ein kultureller Wert, der auch durch die unbescheidenste Pathetik der Gefährten von Nohant nicht kompromittiert werden konnte.

Mit dem Feminismus der Sand ging es ebenso. Wie wurde er verlacht und wie ist er doch heute so aktuell! In der Zeit des Frauenwahlrechts muß der Kulturanalytiker doch nachsehen, wo die rein menschliche, geschlechtliche und politische Emanzipation der Frau zuerst systematisch, konsequent und schöpferisch vertreten wurde. Es war bei George Sand. Hier findet sich daneben auch schon alles, was seit Jahrzehnten die Karikatur und den Spott provozierte, d. h. der gesunde Extremismus, der seinen Schwung nicht mäßigt, um nur nicht vom Ziel abzukommen.

Und wenn man den Menschen George Sand näher betrachtet, so treten die Lächerlichkeiten hinter den blanken Schönheiten zurück. Sie hat zweifellos eine Virtuosität besessen, die man äußerst selten bei literarischen, bei sogenannten interessanten Frauen findet: sie wußte zu altern. Auf ihre dunkle Schönheit legte sich zwischen 1850 und 1876 die anheimelnde Patina der Nächsten- und Fernstenliebe, der Altruismus. Ihr erotisches Feuer hat sie schnell verpulvert, in fünfzehn Jahren; aber sie war nicht ausgebrannt. Denn so dionysisch sie auch die schwächlichen Männer verbrauchte, auf die ihre wacheren, kampfgestählten Sinne sich stürzten, sie machte Halt, als der Herbst kam und fand die würdigste Verwendung für ihre Zärtlichkeit. Sie hat ein paar Bauerndörfer mit ihrer klugen Hilfsbereitschaft betreut und bis zu ihrem seligen Ende die ernstesten Männer ihrer Zeit mit ihrer nur christlichen Heiterkeit geläutert. Sie würde noch ein anderes Denkmal verdienen, als das im Luxembourggarten — das mit den wunderschönen Armen und Händen — drei, vier Bände ihrer Briefe und Kundgebungen, in denen die unheimlich starke und sichere Frau ausstrahlen würde.

Frantz Clément, Paris

DIE DUSE ÜBER CLAUDEL

Bei Grasset, Paris, gibt *Edouard Schneider* ein sehr schönes Buch über die letzten Jahre der Duse heraus. Er gibt einige unvergeßliche Aussprüche der Duse über heutige Dichter wieder. Sie liebte die großen Russen, Tolstoi, Dostojewski, sie liebte Jack London um seines Mitleids willen und sie setzte über *Claudel* die christlichsten ins Zentrum treffenden Worte:

> „Vor sechs Jahren hatte ich eine Art von Claudelitis. Das ist heute zu Ende. Gewiß, ich liebe seine Werke noch immer, besonders die „Verkündigung", aber von der literarischen Qualität abgesehen, ist darin eine zu strenge und harte Religiosität. *Dieses Christentum tut mir weh.*"

*

Francisco von *Mendelssohn* und Bianca Segrentine haben (im Verlag *Rudolf Kammerer)* soeben das schönste Denkmal für die Duse errichtet. Sie geben die Photographie-Bildnisse der Duse heraus, angefangen von dem großäugigen runden Italienerkopf der zwanzigjährigen, ungebrochenen Venezianerin, bis zu dem geisterhaften Altersbildnis der Duse, knapp vor ihrem Tode. Es ist der Weg der Schönheit, der Weg der Verklärung, der hier in Porträts eines sich fortwährend veredelnden Hauptes gezeigt wird. Ich kenne kaum ein erschüt-

ternderes und beseligenderes Buch als diesen Lebensroman in Bildnissen. Daneben stehen in dem Buch Worte ... Worte von H. Behr, Hofmannsthal, Shaw, Alfred Kerr. Sie sind neben den Bildnissen nichtig.

DIE MEMOIREN EINER DROHNE

Werden galante Damen im Alter Betschwestern, so neigen männliche Mitglieder der jeunesse dorée dazu, in reiferen Semestern Memoiren zu schreiben. Das tut auch der im Jahre 1867 geborene Graf *Boni de Castellane,* dessen Erinnerungen in zwei Bänden mit den Titeln „Wie ich Amerika entdeckte" und „Wie ich als armer Mann Paris entdeckte" in deutscher Sprache erschienen sind. (Verlag für Kulturpolitik, Berlin 1926.)

Der Marquis de Castellane war so etwas wie ein Wahrzeichen von Paris, oder richtiger der Pariser Welt, in der man sich nicht langweilt. Für die Gazetten war der adelsstolze Lebemann, der „Kreuzfahrer, Troubadours und Diplomaten, einen Marschall Frankreichs und andere treue Diener eines untergegangenen Königtums" zu seinen Vorfahren zählte, ein gefundenes Fressen. Seine Vermählung mit der amerikanischen Erbtochter Anna Gould, seine Scheidung, seine Feste, seine Duelle, seine Pferde, seine Bilder und seine Keilerei mit dem Prinzen von Sagan, dem zweiten Mann seiner Frau, füllten einige Quadratkilometer unschuldigen Papiers.

Der gute Boni, den in Paris die Droschkenkutscher kannten — das ist bekanntlich der Mount Everest der Volkstümlichkeit — hat in God's own country, das damals noch gar nicht „trocken" war, mit Milliardären getrunken, er hat Londoner und Pariser Antiquare bereichert und unzähligen Damen und Dämchen den Hof gemacht, er hat als nationalistischer Deputierter im Palais Bourbon gesessen, er hat mit Großfürsten im Hotel Ritz gespeist, er hat eine rechtsradikale Zeitung finanziert, für die er sich einen papsttreuen Juden als Redakteur hielt, er hat über hohe Politik etliche Reden und Artikel von sich gegeben, er hat mit dem letzten Kaiser von Oesterreich, mit d'Annunzio und Pierre Loti geplaudert, er hat Dekorateure, Juweliere und Köche beschäftigt und sehr viel Geld unter die Leute gebracht, er hat den Schah von Persien und den Marschall Joffre bewirtet, er hat Geschäfte und Schulden gemacht und während des Krieges seinem Vaterlande als Dolmetscher zu dienen versucht. Nur eines hat der naive Allerweltsliebling nie getan: gearbeitet.

Sollen wir ihm deshalb grollen? Es wird ja ohnehin viel zu viel gearbeitet auf unserem Planeten. Castellane hat sich und andere amüsiert. Wenn man ihm vorwerfen würde, daß er es auf Kosten unzähliger Namenloser getan hat, so würde er diesen Einwand gar nicht begreifen. Sein Genießerauge ist von keiner sozialen Erkenntnis getrübt. Andere mögen Krankenhäuser bauen oder Heime für gefallene Mädchen, Castellane hat andere Ambitionen. Daß er zur Wohltätigkeit keinen Hang hat, bekennt er in seinen Erinnerungen, die ihn gerade dann am stärksten belasten, wenn er sich rechtfertigen will. Wer ihm Verschwendungssucht vorwirft, ist — so glaubt er — ein Neidhammel und filziger Puri-

taner; sein blaues Blut heischt kostspielige Schönheit. Selbstverständlich haßt er die Republik, die für Repräsentation nicht so viel ausgibt wie der Sonnenkönig.

Castellane mag besser sein als der Ruf, den ihm die Sensationspresse geschaffen hat. Seine Memoiren, die eine amüsante Eisenbahnlektüre sind, zeigen einen Hans Dampf in allen Gassen, der vielleicht als Angestellter, nicht als Geschäftsführer, eines Kunst- und Antiquitätengeschäfts Gutes geleistet hätte. Den Marquis, der die Rotationspressen beider Welten in Bewegung setzte, Rennen gewann und Frau und Vermögen verlor und auf dem Jahrmarkt der Eitelkeiten lärmend und unverwüstlich mitspielte, wird die Nachwelt bald vergessen. „Manche Menschen gleichen den Gassenhauern, die man nur eine Zeitlang singt“, sagt De la Rochefoucauld.

Paul Mayer

FILM

Das Zeichen des Zorro

Dieser vor sechs Jahren gefertigte amerikanische Abenteuerfilm überrascht durch seine Lebendigkeit. Weil in der spanischen Operettenhandlung Douglas Fairbanks eine im Film noch nie gesehene Geschmeidigkeit und Grazie im Springen, Reiten und Fechten zeigt. Diese höchst elegante Beweglichkeit wird noch gesteigert durch den Kontrast zum pomadigen Phlegma, mit dem derselbe Douglas Fairbanks den anderen Part seiner Doppelrolle spielt. Er ist nämlich eines Granden schläfrig-verweichlichter Sohn und zugleich insgeheim der Abenteurer Zorro, der den Erniedrigten und Beleidigten blitzschnell hilft, Jungfrauen, die es dortzulande gibt, vor Wüstlingen rettet, schwarzmaskiert und aal-

glatt immer zur Stelle ist, um für die Freiheit gegen Tyrannen zu fechten . . ., und zwar so fabelhaft gelenkig zu fechten, daß des Zuschauers Auge vor Wollust jauchzt, der Betroffene aber von Zorros Zeichen Z geritzt ist. Trotzdem dieser Film bereits ein halbes Jahrzehnt alt ist, und trotzdem es in ihm einige schwachbesetzte Nebenrollen und schlechtgeklebte Bärte gibt, ist er bildmäßig (besonders wenn Reiter durch die rahmenhafte Landschaft rasen), im Tempo und in der wirklich abenteuerlichen Springlebendigkeit Dougs so meisterhaft, daß man im Vergleich mit ihm erst die schwerflüssige und monotone Plumpheit der in Deutschland hergestellten Abenteuerfilme erkennt.

Kurt Pinthus

DER UNGAR UND SEIN VATERLAND

In dieser Zeit, da die Patrioten von Ungarn Banknoten fälschen und Eisenbahnwagen wegschwindeln, darf an ein altes edles Ungarwort erinnert werden, das im österreichischen Abgeordnetenhaus anno 1900 oft zitiert wurde: *„Der Ungar verkauft sein Vaterland, aber — er liefert es nicht ab!"*

WIE MUSSOLINI BEINAHE EINGEFANGEN WURDE

Die gute alte Frau *Elisabeth Förster-Nietzsche* hat gehört, daß Mussolini für Nietzsche schwärmt, also schwärmt „das Lama" für Mussolini.

Sie schreibt aus Weimar begeisterte Briefe an Mussolini.

Das dringt zu Ohren der nationalistischen Regierung Thüringens. Eines Tages erscheint nun ein dem Ministerpräsidenten nahestehender Herr im Nietzsche-Archiv, um der alten Dame zu erklären, daß und wie deutschfeindlich Mussolini sei: „Sie müssen auch auf die deutsche Politik Rücksich nehmen". „Oh!," erwidert das Lama mit schlauem Gesichtsausdruck, „das ist ja gerade meine Politik. Ich schreibe ihm begeistert, er antwortet sehr freundlich, da aber komme ich hervor und rufe ihm zu: *‚Südtirol!!'."*

Der Abgesandte gab jeden Versuch auf.

INHALT DES LETZTEN HEFTES Nr. 23

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin SW 19, Beuthstraße 19. Telephon: Merkur 8790, 8791, 8792. Verantwortlich: Leopold Schwarzschild, Berlin SW 19, Beuthstr. 19. — Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin SW 19, Beuthstraße 19. — Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Wien 156 791. Bankkonto: Commerz- u. Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstraße 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Prikopy 6. — Druck von Gehring & Reimers G. m. b. H., Berlin SW 68, Ritterstraße 75. — Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Beuthstraße 19.

Bezugspreis durch die Post in Deutschland pro Monat 2.— Reichsmark, pro Quartal 6.— Reichsmark; unter Streifband im Inlande und nach Österreich monatlich 2.25 Reichsmark, vierteljährlich 6.50 Reichsmark. Für das übrige Ausland nur Streifbandlieferung monatlich 2.50 Reichsmark, vierteljährlich 7.— Reichsmark.

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, dritte Juniwoche.

Da es nun einmal Tatsache ist, daß die Geschichte sich nicht nachträglich revidieren läßt, so würden, auch wenn der Volksentscheid 20 Millionen Stimmen erhielte, die ehemaligen deutschen Fürsten nicht fürchten müssen, daß ihnen 1926 etwas geschieht, vor dem sie 1918 verschont geblieben sind. Sie würden keinesfalls die Freuden und Leiden der Märtyrerkrone lange genießen können. Es würde nicht an Versuchen fehlen, ihnen durch Landesgesetze und auf anderen Umwegen wiederzugeben, was ihnen etwa das Plebiszit genommen hätte, und man sieht nicht, wie sich eine solche Verfälschung des Volkswillens verhindern ließe. Ohnehin wird das zahlenmäßige Ergebnis des 20. Juni nur das Resultat einer Abstimmung widerspiegeln, die in großen Teilen Deutschlands unter dem terroristischen Druck der Rechten stand. Aber wichtiger ist anderes! Wichtig ist, daß man die große republikanische Volksbewegung, die durch die Forderungen der Fürsten entfacht worden ist, nicht in einem großen Katzenjammer versanden läßt, ohne politische Folgen, ohne Nutzen für die Republik und ohne Schaden für die Monarchen. Vor und während des Volksentscheids haben die Linksparteien, und nicht nur durch ihre Unentschlossenheit, genug gesündigt; fast so viel, daß es in seiner Wirkung die Forderungen der Prinzessin Jutta von Montenegro und des mecklenburgischen Russenherzogs wieder ausglich. Die Spitzen der beiden Arbeiterparteien, um nur eins zu erwähnen, konnten sich nicht einmal über ein technisches Zusammengehen am Tage der Abstimmung einigen, und dem politischen Kampf, den sie gegeneinander fast intensiver führen als gegen die Fürsten, tat auch der Volksentscheid, den ihre Anhänger sich gemeinsam erkämpften, keinen Abbruch, Und dabei liegt doch vor allem hier die Möglichkeit eines realen Nutzens der gegenwärtigen Bewegung, die große Chance einer *politischen* „Fürstenenteignung," die den Monarchen mehr Anhänger nimmt als Geld.

Man las in den letzten vierzehn Tagen in allen Zeitungen, bald rechts, bald links, Mitteilungen über den Aufenthalt des Staatssekretärs Dr. Meißner. Recht oft und recht eindringlich sollte dem Deutschen jeder Richtung beigebracht werden, daß der erste politische Berater des Reichspräsidenten gerade jetzt unter wolken-

losem Himmel weile. Herr Meißner brauchte sein Alibi! Hier im Tage-Buch ist dieses Unschuldsalibi bestritten und ziemlich deutlich ausgesprochen worden, daß Herr Meißner, der unter Eberts Wirtschaft republikanisch gefärbt schien, der Vater des Hindenburg-Briefes an Loebell ist. In einer Frankfurter Versammlung hat Philipp *Scheidemann* diese Vermutung bestätigt, er sagte:

> Ich spreche absichtlich von einer Kamarilla; denn *niemand von Ihnen nimmt an, daß Hindenburg den Brief selbst geschrieben hat. Man weiß positiv, daß er Derartiges nicht produzieren kann.* (*Zuruf:* Wo war Meißner?) Wenn das, was mir mitgeteilt wurde, wahr ist, dann hat *Meißner* den sogenannten *Brief Hindenburgs nicht nur selbst geschrieben, sondern auch seine Veröffentlichung gebilligt.*

Da der Volksentscheid am Sonntag erfolgt, kann Herr Dr. Meißner am Montag wieder den Boden der Heimat, fast hätten wir gesagt: der deutschen Republik betreten. Er wird nicht umhin können, zu erklären, ob er wirklich, wie Scheidemann sagt, der Verfasser des Hindenburgbriefes ist, und ob er sogar, was allerdings der Höhepunkt der jesuitischen Burschenschaftlerei wäre, die Veröffentlichung des „Privatbriefes" gebilligt hat. Eine solche Erklärung ist er auch seiner Zukunft, nämlich dem dritten Reichspräsidenten schuldig, der wahrscheinlich wieder den republikanischen Gesinnungskomplex des Vielseitigen und Vielgewandten wird verwenden wollen.

Je kausaler der erkennende Mensch denkt, desto schwächer wird sein Rache- und Strafbedürfnis. Kein Wunder also, daß die alte, zur Abschreckung geschaffene Strafjustiz Tag für Tag ihre Niederlage erlebt. In der vergangenen Woche wurde Polizeiwachtmeister G e r t h, obwohl des Mordes an zwei Frauen geständig, auf Grund der Gutachten der Psychiater freigesprochen. Ein gutmütiger, weibischer, abnormer Mensch, der schon nach geringer Alkoholzufuhr nicht mehr für sein Tun verantwortlich gemacht werden kann. Man sprach ihn frei, aber was fängt man mit ihm an? Eine himmlische Seele, wie entsprungen aus einem russischen Roman, hat den armen Teufel, der so fürchterlich werden kann, im Untersuchungsgefängnis geheiratet, mit Zustimmung ihres greisen, reinchristlichen Vaters, der dem skeptisch blinzelnden Auditorium in Moabit mit leuchtenden Augen verkündete, es sei Christenpflicht der Tochter gewesen, den Taumelnden nicht bloß einmal zu stützen, sondern zu halten. Wird die schmächtige Helferin siegen? Wird das rasende Tier in Gerth eingelullt und abgetötet werden können? Der Staat, der den Krankhaften freispricht, tut nicht nur für den Entlassenen zu wenig, er zieht aus dem Bankrott der Strafjustiz nicht die notwendige Konsequenz, er spricht frei und läßt los. Was kann der durch einen Mordprozeß Gebrandmarkte in dieser bürgerlichen Welt beginnen, wo soll der Arbeitslose, vor dem alle zurück-

schrecken, ein schaffendes Leben beginnen? Bettelarm hat der Psychopath Moabit verlassen. Die Schupo, Gott sei Dank, ist ihm verschlossen. Aber wenn diese Demokratie nicht steril wäre, so hätte sie längst für diese, sich und andere gefährdenden Existenzen *Bewahrungsanstalten* aufbauen müssen. Wir können, als kausal Denkende, unsere Zuchthäuser nicht mit irre Handelnden bevölkern, aber, zum Teufel, es ist doch unverantwortlich, diese zum Mord Disponierten frei und wieder schuldig werden zu lassen! Gibt es denn in diesem Reichstag der geistig Armen keine Fraktion, keine Gruppe, keinen Einzelnen, der die notwendige Lex Gerth gebieterisch verlangt? . . . . Aber in diesem verkalkten und vermarxten Hause sieht ja keiner, daß wir am Ende einer geistig längst abgetanen Strafjustizepoche stehen. Der lebendige Laie ahnt es, der erfrorene Jurist ist stumpf geworden. Da ist in derselben Woche Herr *von Lützow* freigesprochen worden, jener Schüler des schwarz-weiß-roten Reformpädagogen *Lietz,* der auch Wynekens Befruchter gewesen. Er hat seine Schüler geprügelt und geküßt. Den Richtern schien das nicht strafwürdig. Schön. Das Bitterste ist nicht dem grausam-zärtlichen Lehrer, das Drückendste ist den 75 Schülern zugefügt worden, die im Gerichtsverfahren schlimmer und öffentlicher abgetastet wurden, als in der Stube des Hieb- und Kuß-Pädagogen. Als Lützow freigesprochen wurde, meldete der Staatsanwalt die Berufung an und zwar, vorsichtshalber, für alle 75 Fälle. Trotzdem vier Fünftel der Anklagepunkte, trotz anderthalbjähriger Untersuchung, gar nicht ernsthaft in Erörterung stehen. So bleibt auf 75 Jungen ein weiteres Jahr das erotische Erlebnis mit dem Lehrer, die plumpe Abfragung vor Gericht, das Beschwatzen des Problems im Zentrum der Entwicklung. Was schierts den rasenden Anwalt des Staates? Des Staates? Nein, einer selbständig wütenden Strafjustiz. Ein paar Tage nach dem Beschluß jenes jugendfeindlichen Staatsanwalts traten die Eltern der 75 Kinder zusammen und erklärten: „Nein, wir wollen unsere Jungen nicht länger der Zeugenqual aussetzen, wir wollen den Druck dieses Erlebnisses von ihnen nehmen, endet das Verfahren — gegen unsere Söhne!" Die Eltern werden sich an den preußischen Justizminister wenden. Vielleicht hilfts. Wir glauben es nicht. Eher könnte ein *Streikbeschluß* helfen, die bündige Versicherung: Wir haben genug, wir verweigern die Zeugenschaft der Kinder! . . . Das zwanzigste Jahrhundert muß sich gegen das sechzehnte zur Wehr setzen. Wir brauchen, an allen Ecken und Enden, den *Streik gegen die Justiz!*

Der preußische Justizminister Am Zehnhoff hat kürzlich bei der Beratung seines Etats im Preußischen Landtag ein Kompliment bekommen, das ihm wahrscheinlich um so wohler tat, als sonst kaum jemand etwas Rühmliches über seine Amtsführung zu sagen fand. Der Staatssekretär *Fritzsche* gab nämlich

in einer Polemik gegen Angreifer seines Chefs die bemerkenswerte Tatsache preis, daß er in den 30 Jahren seiner Tätigkeit im Justizministerium noch keinen Minister gesehen habe, der so *pünktlich jeden Tag um 9 Uhr früh* seine Herren zu sich berief, wie Herr Am Zehnhoff. Der stillste unserer Minister ist also ein Muster preußischer Pünktlichkeit. Aber leider ist er nicht in gleichem Maße ein glückliches Beispiel für das alte Wort von der goldenen Morgenstunde, und obwohl gewiß gerade das Ressort des Herrn Am Zehnhoff ein Augiasstall ist, der auf seinen Herkules wartet, hat noch niemand hinter der preußischen Justizverwaltung einen unruhigen Geist gespürt, den es im Morgengrauen an seine Arbeit treibt. Vielleicht ist es mit dem frühen Aufstehen allein noch nicht getan. *Bismarck* zum Beispiel kam niemals vor 11 Uhr in sein Bureau und war sehr böse, wenn man ihn früher störte. Herr Am Zehnhoff sollte es einmal auf Bismarck'sche Art probieren

Graf Bethlen, dessen staatsmännische Toilette seit dem Frankenfälscherprozeß neben allmählich verblassenden Blutspritzern auch unverkennbare Flecken von Banknotendruckerschwärze aufweist, war nach Genf gefahren, um sich seine blütenweiße Weste bestätigen zu lassen. Er hoffte auf die Aufhebung der Finanzkontrolle, er hoffte auf die Ausfolgung der Kreditreste. Die Finanzkontrolle wurde nicht aufgehoben, sie wurde verlängert. Da schrieb die außerungarische Presse, soweit sie nicht von Ofen aus unter Geldstrom gehalten wird: Graf Bethlen habe in Genf eine Ohrfeige bekommen. Die ungarischen Zeitungen aber und die außerungarischen der vorbehandelten Kategorie schrieben: Graf Bethlen habe in Genf ein Kompromiß zustande gebracht. Dann wurden die Kreditreste nicht ausgefolgt, sie wurden zurückbehalten. Da schrieb die außerungarische Presse, soweit sie nicht (siehe oben): Graf Bethlen habe in Genf eine Ohrfeige bekommen. Die ungarischen Zeitungen aber und die außerungarischen (siehe oben) schrieben: Graf Bethlen habe in Genf ein Kompromiß zustande gebracht. Dann wurde, nach dem Muster der Konvention gegen den Mädchenhandel, eine internationale Konvention gegen Falschmünzer abgeschlossen, deren keineswegs kaschierte Spitze auf Ungarn wies. Presse Nummer eins schrieb: Graf Bethlen habe in Genf eine Ohrfeige bekommen. Presse Nummer zwei schrieb: Graf Bethlen habe in Genf ein Kompromiß zustande gebracht. Drei moralische Ohrfeigen waren nacheinander durch die Luft von Genf gesaust, drei offiziöse Wegdeutungsversuche hatten sich ihrer sofort, nicht ohne Erfolg, bemächtigt! In diese Atmosphäre der Halbheit schallte *die vierte Ohrfeige* hinein. Iwan von Justh, ein ungarischer Emigrant, hatte sie Bethlen „im Namen des ungarischen Volkes" gegeben. Was geschah? Presse Nummer eins sprach von einer Ohrfeige, Presse Nummer zwei immerhin von einem Attentat. Die Fläche, die *diese* Ohrfeige offiziöser

Interpretationskunst darbot, war eben nicht breiter als eine Handfläche. Drei moralische Ohrfeigen waren danebengegangen, die vierte, die physische, saß. Die Luft, soeben noch verpestet durch Bethlens Meinungsapparat, schmeckte plötzlich nach Ozon. Die physische Ohrfeige in ihrer frischen Eindeutigkeit hatte sie gereinigt. Und obschon diese Reinigung nur vorübergehend war und wohl auch nicht anders sein konnte, fühlt man sich doch zu einem Bekenntnis aufgerufen: Es gibt im Menschenleben Augenblicke, wo nichts als eine Ohrfeige am Platze ist. Nicht als Gleichnis: als Kraftverwandlung. Wir loben uns die Ohrfeige im richtigen Moment und am tauglichen Objekt. Durch das anständige Europa ging ein Uff! der Erleichterung, und dieses Europa hat auch das Aufatmen des ungarischen Volkes, ein zitterndes Aufatmen aus schwerbeladener Brust, vernommen. Von wenig Ohrfeigen lassen sich so schöne Dinge sagen.

Der Völkerbundsrat hat die Einberufung einer Kommission von Vertretern der internationalen Nachrichtenagenturen beschlossen, die über eine Vereinfachung und Verbesserung des Nachrichtendienstes beraten soll. Auch diese Aktion des Völkerbundes begegnet in Deutschland einiger Skepsis. Dabei aber ist gerade für die deutsche Presse, die unter dem *schlechtesten und unbrauchbarsten Nachrichtenapparat aller westeuropäischen Länder* leidet, die Frage von besonderer Wichtigkeit. Wäre sie an Genfer Völkerbundstischen und überhaupt mit technischen Mitteln zu lösen, so würden 90 Prozent der deutschen Journalisten von einem Anlaß ständiger Ärgernis endlich befreit. Aber nicht die mangelhafte Technik der Nachrichtenübermittlung ist das schlimmste. Das Unglück ist vor allem die Tatsache, daß die beiden Unternehmungen, die in Deutschland das faktische Monopol des Nachrichtendienstes besitzen, das *Wolffs'sche Telegraphen-Bureau* und die *Telegraphen-Union* — beide werden in der projektierten Kommission vertreten sein — nicht der Versorgung der Presse mit objektivem Material, sondern mehr oder minder dunklen politischen und wirtschaftspolitischen Interessen dienen. Das „amtliche" Wolffbureau wird auch in Genf jenes sonderbare Geschäftsunternehmen bleiben, das ohne Gegenleistung vom Reich mit riesigen Summen subventioniert wird, angeblich trotzdem mit großem Defizit arbeitet, und dabei doch von dem Besitzer seiner Aktienmajorität, dem Bankhause *Bleichröder,* um keinen Preis verkauft wird. Und die Telegraphen-Union wird auch weiterhin der Schwerindustrie gehören. Aber da man nun schon einmal international über die Nachrichtenagenturen berät, sollte es vielleicht auch an der Zeit sein, endlich in Deutschland selbst die Frage ernsthaft zur Debatte zu stellen. Und vor allem den ewigen Skandal des gleichzeitig amtlichen und Bleichröder-Schwabach'schen Wolff-Bureaus!

Der große Mensch, der Physiker, Physiologe, Psychologe, Philosoph, der Polyhistor und Polyurg Ernst Mach hat im Rathauspark zu Wien ein Denkmal erhalten. Immer wieder glänzt von dieser Stadt Wien ein Strahl freiesten Menschentums auf, unglaubwürdig in unserer Zeit und rührend. Welche Stadt Deutschlands hätte das Denkmal eines Mach mitten unter das Volk gestellt? In Universitätshöfen und -gärten duldet man zur Not einen steinernen „freien Wissenschaftler", selbst den friedfertigen Helmholtz vor der Berliner Universität wollte man zugunsten eines politischen Historikers oder eines Altphilologen in eine Ecke verdrängen. Man duldet einen Koch oder Virchow, aber nur, weil sie durchaus „greifbare Resultate" erzielten. Ernst Mach aber ist — trotz greifbarer Resultate — vor allem ein Mann freiesten unbekümmertesten Denkertums. Ein Mann, der aus der exakten, exaktesten Forschung vor allem die *Idee* schöpft. Ein Vielwisser fast göttlicher Art, von einer in Deutschland ausgestorbenen Unparteilichkeit des Betrachtens und Forschens, ohne Zwecke, weil sich für sein Auge jeder bornierte Zweck in einem umfassenden Begriffe auflöst. Unerreichbar weit von den Vielwissern unserer Zeit, von dem leeren Feuilletonisten, dessen Vielwissen sich nie zu einem Tropfen Produktivität kondensiert oder gar kondensieren darf, und von jenen Spenglern, deren Vielwissen in einem engen Zweck erstickt. Ernst Mach hatte die Naivität der Weltbetrachtung, die höchste Weisheit ist; er war vom Geschlecht des Sokrates, der den Schierlingsbecher trinkt und dann sein eingeschlafenes Bein beobachtet und Betrachtungen darüber anstellt. Am schönsten hat er sich selbst charakterisiert („Analyse der Empfindungen"):

> „Daher meint jeder nur sich selbst zu wissen, indem er sich für eine untrennbare und von anderen unabhängige Einheit hält. Bewußtseinsinhalte von allgemeiner Bedeutung durchbrechen aber diese Schranken des Individuums und führen, unabhängig von der Person, durch die sie sich entwickelt haben, ein allgemeines, unpersönliches, überpersönliches Leben fort. Zu diesem beizutragen, gehört zu dem größten Glück des Künstlers, Forschers, Erfinders, Sozialreformators usw."

In diesen Worten enthüllt sich Mach als einer der besten Repräsentanten der „liberalen Epoche", deren Sehnsuchtsweg der Weltanschauung von Individualität über Kollektivismus zur Idee führt. Deshalb ließ sich der kranke Greis zweimal zu Abstimmungen ins Herrenhaus tragen, als es um die Arbeitszeit der Bergarbeiter und um das allgemeine Wahlrecht ging. Deshalb konnte sein Schüler Friedrich Adler immer wieder den Versuch machen, die Lehre Machs mit der Lehre Marx' zu verbrüdern. Und deshalb setzt dem Böhmen Mach Wien ein Denkmal. Wien, eine der wenigen deutschen Städte, in denen es eine Schopenhauer-Gasse gibt, Wien, wo noch immer eine feine letzte Aura des Liberalismus die harten Konturen der Gegenwart mildert.

* * *

ARMES ZIVIL!

Im Heft 23 des „T. B.“ hatte ein hoher Staatsbeamter in dem Aufsatz „Alarm“ auf die Gefahr der Reichswehr und ihrer Verbindung mit den Vaterländischen Verbänden hingewiesen. Hier kommt, von ebenso berufener Seite, eine Ergänzung. Sie zeigt, wie es zu der gegenwärtigen gefährlichen Lage gekommen ist, und sie drängt zu der gleichen Folgerung: daß eine radikale Umwandlung der Reichswehr eine Lebensfrage der Republik ist.

Insofern ist wirklich bei den Haussuchungen, die letzthin in Preußen stattgefunden haben, nicht viel herausgekommen, als die dabei aufgedeckten Verbindungen zwischen Umstürzlern und der Reichswehr bekannt, die ermittelten Methoden alt und die enthüllten Spekulationen seit den Anfängen der Reaktion unverändert sind. Aber die Ausbeute genügt, wenn sie die Erkenntnis über die mögliche Rolle der Reichswehr in der Geschichte der Republik vermehrt. Freilich, da selbst die akute Gefahr, die der Küstriner Putsch von 1923 zeigte, nicht behoben worden ist, scheint wenig Aussicht, daß angesichts einer latenten Gefahr etwas Entscheidendes geschehen könnte.

Woher stammen die Beziehungen der Reichswehr zu den vaterländischen Verbänden? Wenn sie nur auf der Gesinnungsgemeinschaft zwischen gewissen aktiven und ehemaligen Offizieren beruhten, wäre es nicht so schlimm. Aber eine Reihe von wichtigen Umständen in der Entwicklungsgeschichte der Wehrmacht hat weit über Persönliches hinaus die Richtung festgelegt. Dabei soll von der Grundtatsache gar nicht die Rede sein, daß die Reichswehr ja kein neues Heer, sondern von allem Anfang an ein Rest der alten Armee, und zwar gerade ihrer aktiven Kerntruppe, gewesen ist.

Der Reichswehr steht, selbst wenn sie anders wollte, nur ein sehr begrenztes Reservoir für ihren Ersatz zur Verfügung: jene Gruppe des neuen Proletariats aus dem wirtschaftlich und gesellschaftlich entwurzelten Kleinbürgertum, das den Hauptstamm der begeisterten Untertanen mit den starren Schnurrbärten bildete und heute seine Söhne noch gerne in die Uniform steckt — ergänzt durch den Nachwuchs des Kleinbauerntums, der nicht auf der Scholle bleiben kann und der Reichswehr nachläuft wie die Väter dem Landbund. Denn der weitaus größere Teil der deutschen waffenfähigen Jugend hat sich zunächst überhaupt vom Wehrgedanken, dann dauerhaft von seiner Verwirklichung in der Reichswehr abgewandt. Tatsächlich haben sich Schwierigkeiten ergeben, den Mannschaftsbestand zu erhalten. So sucht sich die Reichswehr den Nachwuchs zu sichern und stößt dabei naturnotwendig immer wieder auf die Kreise, wo nach dem Soldatenspiel das Soldatsein noch als etwas Schönes gilt.

Infolgedessen sind denn auch längst alle anders Gesinnten oder anders Gearteten, die aus dem Kriege zurückgeblieben waren oder sich in Zeiten der Not eingefunden hatten, wieder aus der Reichswehr verschwunden. Es gibt sicher ebenso viel aufrichtig Unpolitische wie unbestreitbar Dumme im Heer. Daß es aber intelligente Leute republikanischer Gesinnung gäbe, ist nirgends beobachtet worden. Gleichzeitig sind die früheren Subalternoffiziere, von denen es einige bei guter Zeit doch zu höheren Offiziersstellen gebracht hatten, völlig verschwunden. Sachliche Gründe waren nicht schwer beizubringen. Die lange Dienstzeit mit ihren erhöhten Ansprüchen, die gesellschaftliche Enge der aufeinander angewiesenen Offiziersgruppen mit den vermehrten Reibungen machten den aufgerückten Unteroffizieren tatsächlich die Stellung schwer; bei irgendeiner günstigen Gelegenheit konnte das Korps sie leicht ausstoßen.

Auch die Aufgaben drängten die Wehrmacht immer zu den rechtsradikalen Verbänden. Daran hat die seinerzeit auf Drängen der Entente unternommene *Entwaffnungsaktion* ihren wesentlichen Anteil. Denn damals zuerst brachte es die Regierung über sich, mit den außenpolitischen Notwendigkeiten einen innenpolitischen Zweck zu verbinden. Das Gesetz gegen die bewaffneten Verbände, das lange die einzige Waffe gegen die rechtsradikalen Verschwörer war, hat dieses peinliche Doppelspiel im Kampf der Republik um ihre Existenz zu einer ständigen Einrichtung gemacht. Selbst wenn es damals die Absicht gewesen wäre, ohne Ansehen der politischen Richtung jedermann seine Waffen wegzunehmen, so konnte das nicht gelingen, weil natürlich die Reichswehr, die ja jene Aktion durchführte, nur gegen links kräftig zugreifen konnte; ferner allerdings auch, weil die Waffen in der Stadt, also bei der Arbeiterbevölkerung, sehr viel leichter zu finden waren als auf dem Lande. Die leitenden Stellen der Reichswehr merkten das auch und beschlossen, an die derart nicht entdeckten Waffen nicht zugunsten der Entente, sondern zum besten der eigenen Bestände auf andere Weise heranzukommen. Es wurden *Waffenbeschaffungsoffiziere* ernannt; deren Aufgabe war es, alle vorhandenen Waffen aufzustöbern, vor dem Verderb zu schützen und für die Reichswehr sicher zu verwahren. Sie konnten nur Erfolg haben, wenn es ihnen gelang, das Vertrauen der rechtsradikalen Kreise und Personen zu gewinnen, bei denen die Waffen versteckt waren. Sie wurden also die eigentlichen Knüpfer der Verbindung zwischen der Reichswehr und den Rechtsverbänden.

Aber die maßgeblichen Offiziere setzten sich von Anfang an eine höhere Aufgabe, als ein paar tausend oder hunderttausend überzählige Waffen zu putzen und zu verbergen. Der Gedanke des Grenzschutzes war nach den bitteren Erfahrungen in Schlesien nicht nur im Heere lebendig. Der Aufbau einer Organisation, die notfalls den erlaubten Mannschaftsbestand ergänzen und be-

sonders den Osten gegen Einfälle erfolgreich verteidigen könnte, brachte die Reichswehr erst recht in enge Beziehung zu den vaterländischen Verbänden. Als nun gar der Kanzler Cuno während des Ruhrkampfes den Befreiungskampf gegen den Westen ausdrücklich vorbereiten ließ, da vereinigten sich mancherlei Einzelversuche und Pläne loser Gruppen zu einer großen, ausschließlich auf die radikalen Rechtskreise gestützten Nebenarmee.

Inzwischen aber war das geschehen, was bis heute die Klärung der Verhältnisse nahezu unmöglich macht: zwischen den preußischen Zentralstellen und dem Reichswehrministerium, die natürlich fortwährend aneinander gerieten, war aus mißverstandenem Volksgemeinschafts- und Burgfriedensstreben ein Akkord zustande gekommen, demzufolge die preußischen Behörden bestimmten *Erweiterungsabsichten und Rüstungsarbeiten der Reichswehr keine Schwierigkeiten* mehr machen wollten. Andererseits konnte nach Lage der Dinge die preußische Regierung die Reichswehr mit den rechtsradikalen Kreisen nicht einfach schalten lassen. Aber jeder Versuch, eine klare Grenze innerhalb unklarer Geheimnisse zu ziehen, mußte vergeblich bleiben. Das große Zugeständnis hat der Republik daher nur unendlich schwer geschadet. Die Vereinbarung mag außerdem in Provinzstellen nicht recht bekannt geworden oder unbegreiflich geblieben sein. Jedenfalls griffen fortwährend die Zivilbehörden in Fällen ein, wo die Reichswehr sich in ihrem zugestandenen Recht fühlte, während die Verwaltungsstellen sie im Unrecht fanden, und wo beide Seiten im wahren vaterländischen Sinne zu handeln meinten, nicht ohne natürlich bei der Gegenseite das Gegenteil zu behaupten. Die Offiziere, denen der kleine Finger gereicht worden war, griffen nach der ganzen Hand; und als die Regierungs- und Polizeipräsidenten die Faust ballten, wurden sie für wortbrüchig erklärt. Es häufte sich eine Erbitterung an, die noch heute für sich allein den Zündstoff zu einem Bürgerkrieg bilden kann. Beide Seiten aber wagten kein offenes Wort zu sagen; denn sie hatten nach außen wie nach innen beide ein schlechtes Gewissen.

Die schlimmste Folge blieb nicht aus. Im Nu waren die anfangs sicherlich gegen den äußeren Feind gerichteten völkerrechtlich illegalen Anstrengungen der Reichswehr verwandelt in staatsrechtlich illegale Umtriebe gegen den inneren Feind. Daß inzwischen die für den Kampf gegen Frankreich oder Polen vorbereiteten Mitglieder des „*Stahlhelms*" und des „*Wehrwolfs*" heimlich *in die Reichswehr eingestellt* worden waren, um gegen Sachsen und Thüringen zu marschieren, erhöhte die Verwirrung. Erst durch diese Umkehrung bekamen all die zunächst psychologisch begreiflichen, außenpolitisch zwar bedenklichen, kriegstechnisch aber fast rührend lächerlichen Bemühungen der Wehrmacht ihre böse Bedeutung. Denn nun muß man es ganz anders werten, wenn die

Jünglinge eines Sportvereins Kleiderhaken in einer Reichswehrkaserne haben, an denen sie ihre Monturen vorfinden; oder wenn ein rechtsradikaler Verband mit einem Garnisonkommando das gleiche Postschließfach benutzt; oder wenn die Mitglieder bestimmter Rechtsverbände formularmäßig in die freien Stellen der Reichswehrregimenter einberufen werden. An sich mag es harmlos scheinen, wenn sich auf dem Lande Reitervereine bilden, um die Bauernjugend reiten und Pferdepflege zu lehren, was früher die Kavallerie besorgte; es mag selbstverständlich scheinen, daß die kleinen Kavalleriegarnisonen auf dem Lande ihr sachkundiges Personal und ihr abgehärtetes Material für solche Übungen zur Verfügung stellen. Aber wenn im Hintergrunde eine gemeinsame Kampfgesinnung gegen den Staat steht, der seine internationalen Verpflichtungen erfüllen soll — und doch selber der Reichswehr erlaubt hat, sie ein bißchen zu brechen — sieht das ganz anders aus. Gewiß ist es nicht aufregend, wenn außer den Kegelklubs auch die *Kleinkalibervereine* ihre nachmittäglichen Bierfahrten durch einen Nebenzweck verschönen, und nicht schlimm, daß ihnen die Reichswehr Schießplätze und Schießkundige zur Verfügung stellt. Aber wenn auf der Scheibe allen symbolisch *die Sozialisten* erscheinen, *die erschossen werden müssen,* bekommt jeder Knall einen gefährlichen Widerhall. Sicherlich wollen der Metzgermeister X oder der Stadtschreiber Y nicht auf die Barrikade, auch wenn sie bei Reichswehrunteroffizieren reiten oder schießen lernen. Aber eines Tages sind sie *gebunden,* gewohnheitsmäßig, geschäftlich und moralisch, und wenn dann gerufen wird, rücken sie ein — wie wir alle eingerückt sind. Aus den Zeiten der Selbstschutzorganisationen ist ohnehin der Bürgerkrieg auch für Bierbauchträger eine vertraute Vorstellung geblieben. Anziehungskraft und Beharrungsvermögen sind es, auf die wohl die Reichswehr, nicht aber die Republik rechnen kann.

Nicht am wenigsten schlimm ist es, daß sich die Offiziere inzwischen gewöhnt haben, den inneren Feind als nicht satisfaktionsfähig anzusehen. Das Ehrenwort gilt nur noch Kameraden gegenüber — und selbst da mit vaterländischem Vorbehalt! Sonst darf man lügen. Gemeinsame und gegenseitige Täuschungen und Enttäuschungen haben Treu und Glauben zerstört. Was noch hemmt, ist nur die Kompliziertheit dieses Systems schichtenweisen Schwindels, das durch alle Dienstgrade und Ressorts geht. Denn dank seiner wird keiner des vermuteten stillschweigenden Einverständnisses mit dem anderen froh, und jeder fürchtet, daß plötzlich ein lauter Konflikt die ängstliche Stille störe. Das zeigt sich auch in der Verwirrung der vaterländischen Verbände, die der letzte Trost der Republik ist. Noch hemmt natürlich auch Hindenburg, der den Eid auf die Republik geleistet hat. Aber das ist bisher nicht entscheidend gewesen und braucht es erst recht nicht zu bleiben.

ERNST LORSY

REFORM DER DEBATTE — REFORM DER DEUTSCHEN

1.

Die deutsche Debatte reformieren heißt ihr überhaupt erst eine Form geben, denn sie hat noch keine außer der Formlosigkeit. Die deutsche Debatte gehört zu den ungeprägten Partien deutschen Lebens: die Persönlichkeit, die ihr eines Tages ihren Stempel aufdrücken wird, muß dadurch unter die großen Erzieher des deutschen Volkes treten. Diese Persönlichkeit will Herr Loebe nicht sein. Der Präsident des Reichstages will den Reichstag reformieren nach einem lange erwogenen, auf Erfahrung gegründeten Plan, aus einem praktisch-politischen Bedürfnis heraus. Aber dieses praktisch-politische Bedürfnis reicht tief, reicht bis zur Problematik des Deutschtums hinab. Am Tage, da dem Präsidenten des Reichstages nur die Hälfte dessen, was er heute anstrebt, gelungen sein wird, an dem Tage ist er, ob er will oder nicht, *Praeceptor Germaniae.* Wer den Reichstag erziehen will, muß die Deutschen erziehen, was ja unter anderm durch den Reichstag geschehen kann. Aber der Reichstag besteht aus Deutschen.

2.

Aus zu vielen Deutschen, findet Präsident Loebe, der schon immer über die schwerfällige Maschinerie des Reichstags geseufzt hat. Er hat, vor Jahren schon, Verminderung der Mitgliederzahl durch Erhöhung der für die Wahl erforderlichen Wählerzahl empfohlen. Die Parteiführer, bis zu Hergt, stimmten ihm grundsätzlich zu; vor der Ausführung drückten sie sich.

Aber etwas mußte geschehen. Jeder weiß, daß die große, kostspielige, geräuschvolle Mühle allzuoft leer läuft und der Präsident, der ihr Räderwerk überschaut, weiß besonders gut, wie wenig und wie schlechtes Mehl hier gemahlen wird. Die Kargheit der Ausbeute, die Sinnlosigkeit der Bewegung, die Trägheit der Masse ärgert den quicken, beweglichen, tätigen, ökonomisch arbeitenden und denkenden Mann. Er weiß, daß der Reichstag nicht leistet, was er leisten könnte und sollte. Er weiß, daß das einzelne Mitglied im Reichstag nicht leistet, was es außerhalb des Reichstags, in der Volksversammlung, in der Gewerkschaft, im Interessenverbande leistet. Er weiß, daß es sogar in der Vollsitzung nicht leistet, was es im Ausschusse leistet. Der Grund? Von seinem erhöhten Sitze glaubt er ihn besser sehen zu können als andere. *Der Grund ist das Manuskript.*

3.

Eine Partei ist besonders heftig angegriffen worden und nun besteigt ihr Gegner die Tribüne. Er wird die Argumente des Vorredners zerpflücken — denkt der naive Galeriebesucher, eine

Spezies, die übrigens im Aussterben begriffen ist. Aber der Mann auf der Tribüne macht keinen Versuch, Argument gegen Argument zu setzen, zu widerlegen, zu überzeugen. *Aus dem Manuskript redet er an dem Manuskript seines Vorredners vorbei.* Und so redet er auch an dem Zuhörer vorbei, an seiner Aufgabe vorbei, an dem Volke vorbei. Wie soll es da parlamentsfreudig werden? Wie soll es, in einer schweren Krise des Parlamentarismus, nicht irre werden an seinem Parlamente, das sich so kraftlos bejaht? Dieses Parlament hat den Hang, sich gehen zu lassen — beiläufig die entnervendste aller Gangarten, die noch niemand mitgerissen hat. Dieses Parlament ist schläfrig vom vielen Reden und wieder nervös vor Langerweile. Dieses Parlament braucht eine Verjüngungskur.

4.

Ein Gläubiger des repräsentativen Parlamentarismus, denkt Präsident Loebe an die bessere Ausfüllung eines für ihn feststehenden Rahmens. Von einem Punkt aus will er den Reichstag kurieren, aus dem schwarzledernen, abgegriffenen Büchlein, das auf seinem Pult liegt, soll neuer Inhalt in die abgegriffene lederne Debatte fließen: aus der Geschäftsordnung.

Das große, verworrene Spiel war neuzuordnen. Der Regisseur möchte für rascheren Ablauf und rascheren Wechsel der Szenen sorgen. Möchte die Redezeit auf dreißig Minuten beschränken: erquickend. Die Abgeordneten von ihren Plätzen reden lassen: vortrefflich. Ihnen das Recht auf Unterbrechung des Redners, nicht durch bloßen Zwischenruf, sondern durch eine kurze Ausführung, geben: der kühne, der entscheidende Schritt der Reform, mit dem sie glücken oder scheitern muß.

Es würden sich, wenn die neue Geschäftsordnung eingeführt wäre und klappte, zwei Menschen gegenüberstehen und nicht zwei Manuskripte. Was diese Menschen sagen würden, das müßten sie aus sich selbst und aus dem Augenblick schöpfen. Ihr Gegenüberstehen wäre dramatischer Art, die Szene hätte dramatische Spannung. Das Haus würde (würde es?) allmählich wieder zuzuhören beginnen, denn es müßte sich nicht fragen: was hat der Mann zu Hause geschrieben? — neugierig und beteiligt dürfte es dem lebendigen Spiele von Frage und Antwort, von Einwand und Gegeneinwand, von Angriff und Abwehr folgen. Es würden nicht einfach Dialoge geführt werden; reichere, mannigfaltigere Formen der Aussprache würden sich entwickeln, die Verhandlung müßte lebhafter, zugespitzter, straffer und gegliederter zugleich werden. *Durch Kürze zur Unmittelbarkeit, durch Lebhaftigkeit zur Lebensnähe* — das etwa wäre die Formel von Loebes Debattenreform.

Er ist sich klar darüber, daß die strenge Nötigung, kurz und plastisch sprechen, für jedes seiner Worte einstehen zu müssen, als *Ausleseprinzip* wirken wird. Aber gerade diese Auslese will

XVII.



STAATSSEKRETÄR JOËL

er. Die reformierte Geschäftsordnung wird, wenn es nach ihm geht, als ein Sieb wirken, in dessen Maschen *Menschen* hängen bleiben. Daß nach den kürzeren Sitzungen mehr Zeit zum Durchdenken der Materie bleiben, daß der aufgerüttelte Reichstag intensivere Arbeit leisten werde, ist wichtigste, erhoffte und erwünschte Nebenwirkung. Die Hauptwirkung soll jene Auslese von Menschen sein. Sie soll das Parlament erst zu jener großen, weithin hörbaren und sichtbaren Einrichtung des deutschen Volkes machen, in der es den Ausdruck seines Wesens erkennt.

Es handelt sich um mehr als um einen Versuch zur dramatischen Gestaltung der Debatte durch methodischen Ausbau des kontradiktorischen Verfahrens. Es handelt sich um das Training eines Organs, das die Deutschen bisher nur in verkümmerter Form besessen haben: des Organs des Parlamentarismus.

5.

Wenn die Mehrzahl der Deutschen dieses Organ besäße, dann wäre Präsident Loebes Debattenreform überflüssig, die wäre dann eben längst schon Tatsache geworden. Die Mehrzahl der Franzosen und Engländer, dieser zwei großen Parlamentsvölker moderner Zeiten, besitzt dieses Organ. Parlament kommt von parler = sprechen, und Präsident Loebes Reform, die die Abgeordneten sprechen lehren will, kommt ohne Zweifel vom Palais Bourbon her. Die Würde von Westminster und die Lebhaftigkeit des Palais Bourbon schweben ihm vor, aber er weiß, daß Würde und Lebhaftigkeit nicht notwendige Gegensätze sind, daß die Würde des deutschen Parlaments nur auf dem Umwege über seine Lebhaftigkeit gesteigert werden kann, daß nichts eines großen Parlaments unwürdiger ist als ständige Langeweile, die es verbreitet und fühlt. Die Kernfrage ist, ob der deutsche Abgeordnete sich zu jener Selbstdisziplin, die die Reform der Debatte erfordert, wird erziehen lassen oder nicht. Heute wird, darüber gibt sich niemand Illusionen hin, nur eine Minderzahl sie aufzubringen vermögen.

Die Franzosen sind Meister darin. Während der Redner spricht, erhebt sich ein Abgeordneter von seinem Sitze und deutet durch eine Geste an, daß er eine Bemerkung einzuschalten wünscht. Es steht dem Redner frei, ihm das Wort freizugeben oder nicht. Wenn er in der Entwicklung eines längeren Gedankenganges begriffen ist, wird er den wartend ihm gegenüber Stehenden wohl durch eine höfliche Bewegung bitten, daß er ihn zu Ende reden lasse. Am Schluß seiner Rede aber wird er sich meist sicher genug fühlen, um ihn mit einer artigen Wendung selbst aufzufordern, seine Bemerkung jetzt vorzubringen.

Diese Zwischenreden sind oft kleine Wunder klarer, scharfer, konzentrierter Formulierung. Bei aller Geprägtheit fehlt es ihnen selten an Verbindlichkeit. Briand ist ein Meister der Zwischen-

rede, die Wolken zerstreut und Wogen glättet. Clemenceaus Zwischenreden waren oft Blitze aus heiterem Himmel, die Kabinette fällten. Léon Daudet ist ein Zwischenredner von elegantem Format. In der Zwischenrede gibt sich der französische Charakter beinahe stärker als auf dem Mahagonipferd. Mathematischer Geist, formale Geschlossenheit der Beweisführung, pathetisch herausgetriebene Antithetik ist in den Zwischenreden und jener Hang zum mot propre, dem einzigen, richtigen Wort (immer ist nur ein einziges Wort das richtige, das das Wesentliche bezeichnet), der französische Redekunst mit französischer Literatur so bedeutsam verbindet.

Das Wort, daß eine Rede keine Schreibe sei, stammt selbstverständlich nicht von einem Franzosen, sondern von einem Deutschen. Es war ein Wutschrei in den rauschenden Papierwald deutscher Reden. Der Franzose würde diese Selbstverständlichkeit nicht betonen, doch wenn er es täte, würde er die These einschränken, weil seine geschriebene Prosa oraler und seine gesprochene literarischer ist als es bei den Deutschen der Fall sein kann. Es sind eben sehr viel französische Autoren gute Redner und sehr viel französische Redner bedeutende Literaten gewesen. Das Verbindende zwischen den beiden großen Typen der Mitteilung ist wohl der französische Salon der Vergangenheit, wo große Konversation gemacht wurde. Die Art, wie der französische Abgeordnete zur Unterbrechung des Redners schreitet und wie dieser sich die Unterbrechung mit guter Miene gefallen läßt, atmet noch XVIII. Jahrhundert. Das Mahagonipferd ist Konvent, die Zwischenrede Ancien régime.

6.

Was soll in der Praxis des deutschen Parlaments an die Stelle der nicht immer bewußten, aber immer starken Tradition des französischen treten? Das ist eine dornige Frage. Man kommt ja doch immer wieder auf die *zwei Jahrhunderte* historischer Entwicklung zurück, um die die Deutschen, nach Nietzsche, hinter ihren westlichen Nachbarn zurück sind. Die neue Traditionsbildung sollte dort anknüpfen, wo es eine ungebrochene Tradition gibt: beim deutschen Geschäftsleben. *Urbanität* ist ein schätzbares praktisches Ideal. Den Gegner anhören aus Elastizität, ihn zu überzeugen suchen aus innerer Sicherheit, an die Macht des Argumentes glauben, immer eins sein mit seiner Beweisführung, ja, in jedem Augenblick über Hemmungen aller Art hinweg den Ausdruck seiner Meinung darstellen, identisch, greifbar, unübersehbar, unverwechselbar darstellen durch Wort und Haltung, durch Geste und Ton — das heißt, für einen Deutschen, mehr als sich umstellen, das heißt sich wandeln. Einen Willen zu solcher Wandlung wenigstens beweist die Initiative zur Debattenreform. Sie liegt im Zuge der Zeit, weil die Reform der Deutschen in diesem Zuge liegt.

EGON ERWIN KISCH
(Leningrad)

RECHERCHEN IN RUSSLAND II

Die Hunde des Professors Pawlow

„Meine Herren", schrie Professor Pawlow und schlug mit der Hand auf den Tisch, daß das Katheder wackelte, „meine Herren", schrie Professor Pawlow in Erregung, weil einer seiner Angriffe auf die Sowjetregierung von etlichen Hörern mit Protest aufgenommen worden war, „meine Herren", schrie Professor Pawlow mit dem ganzen jugendlichen Temperament eines verbissenen Greises — aber auch im ruhigen Teil der Vorlesung pflegt er immer „meine Herren" und niemals „Genossen" zu sagen — „meine Herren, die Wissenschaft hat ein Recht, auch das auszusprechen, was der herrschenden Staatsform zuwiderläuft!"

Dazu hat die Wissenschaft freilich ein Recht. Aber seit es Universitäten in der Welt gibt, hat kaum jemand auf einem Lehrstuhl in fortschrittlichem Sinn von diesem Recht Gebrauch gemacht, denn die reaktionären Regierungen schützen sich dadurch, daß sie niemanden zum Professor machen, der nicht auf dem Boden der Staatsform steht, und daß sie demjenigen, der sich als Feind entpuppt, unter ausgezeichneten Vorwänden das Lehramt zu entziehen wissen. Als Professor Iwan Petrowitsch Pawlow, der größte Gelehrte Rußlands und größte Biologe überhaupt, in einem öffentlichen Vortrag die Sowjets wieder einmal in maßloser Weise angegriffen hatte, antwortete ihm Bucharin in der Presse: „Es ist wahr, wir können gegen Iwan Petrowitsch nichts unternehmen, denn wir sind der einzige Staat der Welt, der sich nach einer wissenschaftlichen Theorie konstituiert hat, und wir müssen jeden ernsten Vertreter der Wissenschaft respektieren, auch wenn er uns feindlich gesinnt ist. Es ist wahr, wir können gegen Iwan Petrowitsch nichts unternehmen, denn wir sind der einzige Staat der Welt, dessen Regierung keine Männer von aristokratisch angeborenem oder militärisch erdientem oder beamtlich ersessenem „Verdienst" innehaben, sondern Vertreter der Wissenschaft und der Arbeit, und wir müssen daher in Iwan Petrowitsch den verdienten Vertreter der Wissenschaft und der Arbeit ehren. Es wäre jedoch ein alter und unwürdiger Trick, wenn wir unsere Ohnmacht nun dahin ausmünden lassen wollten, daß wir das Ergebnis seiner Forschungen einfach legendarisch verdrehen und als ein uns günstiges bezeichnen, auch wenn es das nicht wäre. Wer sich aber je mit der Reflexologie befaßt hat, muß trotzdem sagen, daß es niemals eine eindeutigere, experimentell exaktere Beweisführung für die Richtigkeit der materialistischen Geschichtsauffassung, für den Marxismus gegeben hat, als die Lebensarbeit Iwan Petrowitsch Pawlows. Dieser große Gelehrte ist ein politisches Kind und sieht nicht, daß alles, was er schafft, Wasser auf unsere Mühle ist."

Meine Herren, schlage ich auf das Pult, verlassen wir das Gebiet der Politik und bewegen wir uns zu Professor Pawlow ins Laboratorium. Es ist nicht mehr im Haus der Akademie, wo er zur Zeit, da seine Freunde herrschten, sechs dunkle Zimmerchen innehatte, sondern in einem riesigen Gebäude auf dem Wassiljewski Ostrow mit achtzehn Arbeits-, Laboratoriums- und Operationsräumen und neuen Instrumenten aus Deutschland, und gut untergebracht sind alle Mitarbeiter, vom Hunde ganz zu schweigen, der in fünfzig Exemplaren vertreten ist, und für den im Hof ein eigenes Haus mit Bedienung errichtet und erhalten wird.

Das ganze Institut dient dazu, die Großen Hemisphären physiologisch zu erforschen, den obersten Teil des Zentralnervensystems, den in unserem Kopf befindlichen Teil des Gehirns, von dem alle unsere psychischen Erscheinungen abhängig sind. Bis zum Jahre 1900 hatte sich Professor Pawlow mit der Physiologie des Verdauungskanals befaßt, mit dem Beginn des neuen Jahrhunderts widmete er sich ganz der Untersuchung der bedingten Reflexe, eine Methode, die eine Revolution in vielen Zweigen der Medizin und der Naturwissenschaft und darüber hinaus in der Erkenntniswissenschaft hervorgerufen hat. Durch sie erhielten Psychiatrie, Psychologie, Pädagogik usw. exakte Grundlagen und hörten auf, reine Grenzwissenschaften zu sein. In der Reflexologie ist jede Subjektivität ausgeschaltet, und nur objektive Feststellungen gelten. Pawlow mag wohl schon während seinen Arbeiten am Verdauungskanal zur Meßbarkeit des Gefühlsmäßigen gekommen sein, vielleicht dadurch, daß er für die Redensart „Das Wasser läuft einem im Munde zusammen" die praktische Bestätigung fand, (ebenso wie Siegmund Freud unbewußt durch die Phrase „er kann ihm nicht auf den Namen kommen" zu seinem System der Fehlleistungen veranlaßt wurde). Jedenfalls sah Pawlow, daß das Wasser, das bei dem Wunsch nach einer Speise (Appetit, nicht Hunger) im Mund zusammenläuft, quantitativ verschieden ist, ähnlich wie sich auch bei Erregungen von Angst oder Erotik die bekannten physiologischen Wirkungen ergeben. Von diesen Feststellungen war nur ein Schritt zur *Messung des Gedankens durch Messung der physiologischen Veränderungen,* die er hervorruft.

Zum Unterschied von den angeborenen Reflexen, zum Beispiel dem Zusammenzucken beim Empfang eines Schlages, dem Gähnen im Falle physischer Ermüdung, dem Aufschrei bei einer Verletzung usw. nannte er jene gedanklich ausgelösten Wirkungen: bedingte Reflexe. Die sind nicht fertig bei unserer Geburt, sie stellen eine Summe unserer Erfahrungen dar und werden von den Großen Hemisphären bewirkt, die keine geheimnisvolle Psyche sind, sondern das Organ der Reflexe: der Futterreflexe, der Geschlechtsreflexe und der Schutzreflexe. Tatsächlich läßt sich also schwerlich etwas Anti-Idealistischeres, etwas Anti-

Individualistischeres, etwas Materialistischeres denken, als die Lehren des fanatischen Anti-Materialisten Pawlow.

Zur Messung der aus der Erfahrung stammenden Wirkungen konstruierte Pawlow Erregungs-Apparate und nahm mit ihnen an Hunden die sogenannten chronischen Experimente vor. Diese Hunde stehen schon zwölf bis fünfzehn Jahre in seinem Dienst, es sind Hofhunde, Zufallsbastarde aller Rassen, — je unkomplizierter ein Wesen, desto leichter sind seine Differenzierungen meßbar. Jedem dieser Köter ist unterhalb des linken Ohres ein Fistel eingeschnitten, so daß die Sekretion der linken Ohrspeicheldrüse nach außen erfolgt. Sie leben im hygienisch erbauten, gut gelüfteten Kotter in achtundvierzig geräumigen Boxes, weil sich dies einerseits für langjährige Mitarbeiter des Instituts geziemt, andererseits aber auch, weil das Leben dieser Hunde für die Reflexologie von Wichtigkeit ist, der Überbau ihrer Erfahrung ist ja pragmatisch genau verzeichnet.

Wenn die Arbeitszeit beginnt, werden sie über Hof und Stiegenhaus in das Laboratorium geführt und dort in einem Raum angebunden, wo sie ungeduldig auf den Beginn der Experimente harren; hie und da kommt ein Angestellter, spielt mit ihnen und sagt zum Pudel Wodka: „Wie lacht der Mensch?“, worauf Wodka seinen Mund zu einem Grinsen verzieht. Sind aber in den Kabinetten die Operationstische hergerichtet und die Futternäpfe gefüllt und die Skalen und das Schreibzeug bereit, dann bindet man die Hunde los, und sie jagen davon, jeder in sein Kabinett, springt auf den Operationstisch, steckt Kopf und Rumpf selbst in die Verschnürung, die ihn festhält und wartet ungeduldig darauf, daß man ihn noch fester bindet, in die Fistel seiner Backe einen kleinen Glasballon drückt und hermetisch fixiert, und die Tür schließt. Jetzt ist die Hündin Erda allein im Kabinett. Vor dem Experimentator draußen ist ein horizontales Röhrchen mit geröteter Flüssigkeit befestigt, er hält Gummibälle in der Hand, mit denen er Chronometerglocke und Futternapf in Bewegung setzt.

Durch eine Öffnung kann er Erda beobachten, die ruhig auf dem Tisch steht. Er läßt das Glöckchen einmal schnurren, zweimal, dreimal, fünfzehnmal und die rote Wassersäule bewegt sich schnell entlang der Skala. Erda weiß: das Schnurren der Glocke ist ein Zeichen nahenden Essens, sie sondert Speichel ab, durch die Fistel in die kleine Glaskugel, von der in den Schlauch, und von dort drückt die verdrängte Luft auf die Flüssigkeit. Plötzlich dreht sich ein Teller mit Brei der Hundeschnauze zu, und Erda stürzt sich gierig auf den Fraß, das ist ein unbedingter Reflex, der uns nichts sagt. Dann wird der Futternapf wieder mechanisch entfernt und Erda erhält neue Signale; wieder läuft ihr das Wasser im Mund zusammen, das Uhrwerk schnurrt wieder fünfzehnmal, jedoch sie bekommt nichts. Pause. Von neuem die zweite Art

des Tickens, jetzt ist Erda nicht mehr so dumm, darauf hineinzufallen, sie weiß schon, das ist blinder Alarm und sie denkt gar nicht daran, durch Speichelabsonderung darauf zu reagieren. Kaum aber wird Signal Nummer sechzehn eingeschaltet, kriegt sie von neuem Appetit und die rote Wassersäule rückt immer weiter, je näher das Signal Fünfzehn heranrückt, das den Futternapf bringen wird; Hunde unterscheiden Geräusche ganz scharf, sie differenzieren Achteltöne, besitzen das absolute Gehör, das beim Menschen so selten anzutreffen ist. Ebenso arbeitet ihr Geruchsinn und ihr Gefühl, sie analysieren viel genauer als Menschen, aber sie haben keinerlei Fähigkeit zur Synthese, nur Einzeleindrücke, keine Summe von Eindrücken, wie man experimentell erkannt hat, indem man Lichtreize gleichzeitig mit Farben- und Tonreizen einschaltete, wobei die Tiere niemals einzelne Unterschiede merkten. Je stärker der Reiz, desto stärker der Reflex beim Tier, das analysiert, wie beim Menschen, der synthetisiert. Nur bei abnormalen Typen, beim Neurastheniker, beim Kastraten, beim Kranken ist die Wirkung verkehrt, bei ihnen kann ein kleiner Reiz größere Erregungen hervorbringen als wirklicher Schmerz.

Wenn man mit Menschen die gleichen Versuche anstellte, würde man konstatieren, daß sich *jedes Wort in einem anderen meßbaren Reflex äußert.* Aber mit Menschen experimentiert man nicht, ebensowenig wie man mit Geschlechtsreflexen experimentiert. Zur Prüfung der Schutzreflexe erhält das Tier nach einer Reihe von Signalen einen elektrischen Schlag. Es heult entsetzt, will sich losreißen und stößt mit den Füßen aus. Nach derselben Reihe von Signalen kommt der zweite Schlag, dieselbe Wirkung. Zum drittenmal wird die gleiche Reihe von Signalen gegeben, wieder bellt der Hund entsetzt, wieder will er sich losreißen und wieder stößt er mit den Füßen aus — obwohl diesmal gar kein Schlag erfolgt ist. Es ist die Macht der Einbildung, die solcherart exakt gemessen werden kann. Damit Beobachter und Beobachteter nicht abgelenkt werde, arbeitet der physiologische Chef vor einer geräuschundurchlässigen Kammer, in der der Hund ist, und es gibt Apparate zur Aufnahme der reinen Töne.

Einigen der fünfzig Hunde ist die Fistel in den Verdauungskanal geschnitten worden, bei Beginn des Versuchs führt man eine Kanüle ein und kann Störungen des Verdauungsprozesses und deren geistige Wirkungen, Reflexe messen: Entstehung der Neurose aus ökonomischen Gründen. Auch an Fischen werden chronische Experimente vorgenommen, deren Reaktion ein Physiologe prüft, indem er sie u. a. mit einem Glöckchen zur Fütterung ruft, was die Chinesen schon vor vielen hundert Jahren getan haben.

Den Hunden des Professors Pawlow, den ständigen, geht es gut. Die Fistel ist nicht schmerzhaft, das Experiment angenehm,

denn es bringt Essen. Wir wissen, daß der Hund selbst in die Kammer jagt und sich in die Schlinge zwängt, die ihn festhält, und wir haben sogar den Hund Wodka lachen gesehen. Das gilt bloß für die ständigen Hofhunde. Doch es gibt andere, das sind Hofhunde von irgendeinem fremden Hof und an ihnen vollzieht man nicht mehr die chronischen, sondern die scharfen Experimente, Vivisektion. Auf einem Operationstisch, der — was hilft's dem armen Hunde? — mit allen Finessen von Hygiene und Antisepsis eingerichtet ist, wird das Tier nach erfolgter Narkose seiner Testes oder seiner Eierstöcke oder anderer Organe der inneren Sekretion oder bestimmter Gehirnpartien entkleidet, man prüft nun, nach welcher Amputation es nicht auf optische, nach welcher Amputation es nicht auf akustische Erscheinungen reagiert, man prüft seine Erregungen bei Hunger und Durst. Obwohl diese wissenschaftlichen Übungen in vielem den unwissenschaftlichen Übungen ähnlich sind, die seit eh und je an Menschen, an ganzen Völkern unternommen wurden, nicht nur an Haremswächtern, Chorknaben, Schwertschluckern und Sechstagefahrern, nicht nur an Pyramiden-Kärrnern, Galeerensklaven und Kriegern, und obwohl die Wirkungen der scharfen Experimente am einzelnen Tier denen an ganzen Volksschichten gleichen, lehnt Professor Pawlow diese Analogie ab, er will nicht, daß man in diesen Dingen vom Tier auf die Menschheit schließe, und wir müssen schließen.

EIN RICHTER

JUSTIZ-TAGEBUCH

Justizärzte.

Mit wachsender Wucht erneuert die Medizin in jedem Prozeß ihren Sturm auf die Strafjustiz. Im Prozeß gegen den Freiherrn *v. Lützow* wegen Vornahme unzüchtiger Handlungen hatten *vier Richter* zu urteilen, und *acht Ärzte* wurden als Sachverständige vernommen. Im Prozeß gegen den Schupowachtmeister *Gerth* wegen Doppelmordes amtierten *neun Richter*, und als Sachverständige wirkten außer *drei Ärzten* noch *zwei Medizinalkollegien*, die aus den bedeutendsten ärztlichen Gelehrten und Praktikern zusammengesetzt waren: der gerichtsärztliche Ausschuß der Stadt Berlin und der Preußische Landesgesundheitsrat. In beiden Prozessen wurden die Richter von den Ärzten erdrückt. Die Sachverständigen waren nicht mehr die Gehilfen der Richter, die Deutschlands Prozeßordnung vor 50 Jahren in ihnen sah, sie waren zu *Meistern der Richter* geworden. Ärztliches Erkennen wurde für richterliches Erkenntnis maßgebend.

Dem Rachegott ähnlich sich dünkende Kriminaljuristen sehen seit den letzten Jahren ihre Macht schwinden. Sie führen einen verzweifelten Abwehrkampf. Da der Richter die Ansicht des Mediziners

nicht mehr beiseite schieben kann, muß der Mediziner die Ansicht des Richters haben. Der *beamtete Arzt* ist zu entsprechender Begutachtung besonders geeignet. Über ihn kann erforderlichenfalls „wegen *unangebrachter Milde*" Beschwerde erhoben werden. Wenn sein Gutachten der meist unausgesprochenen Intention seines richterlichen oder staatsanwaltlichen Auftraggebers nicht entspricht, wird im nächsten Falle ein anderer Amtsarzt zugezogen, der ebenfalls gern durch Sondergutachten seinen Gehaltsstandard aus Gruppe 10 oder 11 um beträchtliche Summen erhöht. Jeder Berliner Strafrichter weiß, welche Mediziner in zweifelhaften Fällen zugezogen werden müssen, um eine gutachtliche Äußerung auf Haft- oder Verhandlungsfähigkeit zu extrahieren. *Der Militärreligion entspricht die Justizmedizin.* Ihre Vormachtstellung wird durch § 73 der Strafprozeßordnung begünstigt:

> „Sind für gewisse Arten von Gutachten Sachverständige öffentlich bestellt, so sollen andere Personen nur dann gewählt werden, wenn besondere Umstände es erfordern."

Der beamtete Mediziner, Gerichts- oder Gefängnisarzt, beherrscht daher auch „von Rechts wegen" die Strafkammersäle. Er muß den verwundeten Angeklagten verbinden, dem ohnmächtigen Zeugen Hilfe leisten, Haft- und Verhandlungsfähigkeit konstatieren. Der gleiche Gerichtsarzt muß als *Pathologe* die Leichen der von Gerth getöteten Frauen obduzieren, Gerths Geisteszustand als *Psychiater* untersuchen, Lützows Prügel als *Sexualwissenschaftler* begutachten und Jaffés Wunde als *Chirurg* betrachten.

Der Geisteszustand des Moabiter Untersuchungsgefangenen wird oft von einem Gefängnisarzte begutachtet, der Facharzt für Frauenkrankheiten ist.

*

Die gewohnheitsmäßige Zuziehung bestimmter Justizärzte durch Richter und Staatsanwälte hat zur Folge, daß die notwendige Fachbegutachtung fast ausnahmslos ein *Privilegium der Reichen* geworden ist. Wer als Angeklagter nicht in der Lage ist, den für die Ladung des Spezialisten erforderlichen Betrag zu hinterlegen, kann dem Gericht kein Gutachten vorweisen, das gegebenenfalls die Autorität des Gerichtsarztes erschüttert, der Beschuldigte müßte denn gerade ein so „interessanter Fall" sein, daß namhafte Fachärzte sich auch ohne Geldentschädigung für ihn einsetzen.

Dieser Zustand muß beseitigt werden. Angesichts des kommenden Strafgesetzes, das dem richterlichen Ermessen weitesten Spielraum gibt, muß jedem Angeklagten entscheidender Einfluß auf die Auswahl des Gerichtsarztes gewährt werden. Wenn eine Einigung über einen bestimmten Gerichtsarzt nicht erzielt werden kann, muß dem Angeklagten seinerseits die Ladung eines zweiten von ihm benannten evtl. auch außergerichtlichen Sachverständigen ermöglicht werden.

„HAST DU DIE PRÜGEL VERDIENT?"

So fragte im *Lützow-Prozeß,* der dieser Tage mit einem Freispruch endete, der Vorsitzende einen „Zeugen" um den anderen: „Hast Du die Prügel verdient?" Ein zwölfjähriger Junge, der von der Welt nichts kennt als Schule und Elternhaus, steht vor einem großen Auditorium. Er hat Prügel bekommen, im geheimen Kämmerlein, Schande genug, nie hätte er geahnt, daß hundert fremde Menschen es erfahren würden. In einigen Jahren wird er verstehen, um was dieser Prozeß ging, und daß er nicht als Angeklagter vernommen wurde, weil ihm eine Schularbeit mißlang. Bis dahin hat das beschämende Erlebnis Zeit, eine tiefe Gangräne in seine Seele zu fressen. Zeit hat er, sich mit seinem geschändeten Selbstbewußtsein auseinanderzusetzen, wie er will und kann. Wer könnte sich darüber Sorgen machen? Man brauchte doch seine Zeugenaussage, mußte genau wissen, unter welchen Umständen geprügelt wurde — und vor allem: ob die Prügel verdient waren!

Hat man denn nicht gerade ihm zuliebe diesen ganzen Prozeß mit seinem großen Aufwand von Zeit und Geld inszeniert? Um ihn und seine Kameraden von einem Quälgeis zu befreien? Von einem Quälgeist, der sie nicht nur gelegentlich schlug, sondern auch vor dem Schlafengehen küßte? Denn nur wegen ihres vermuteten Zusammenhanges mit diesen Küssen — wie sagts der Vorsitzende bloß dem Kinde? — interessieren ihn die Prügel. An sich kann ein Kind, das ja wehrlos ist, das keine Ehre hat, die vor dem Gesetz beleidigt werden kann, bloß ein unendlich empfindliches Ehrgefühl, das gerade aus seiner Schwäche heraus zehnfach unter einer Demütigung leidet, an sich kann ein Kind, das zu seiner geistigen Entfaltung des Selbstbewußtseins und der ständigen Ermunterung so dringend bedarf wie der Nahrung zur Entwicklung seines Körpers — an sich kann ja ein solches Kind Prügel verdienen!

Es ist *nicht eine Stimme,* nicht eine einzige laut geworden, im Namen dieser Knaben, die weit weniger geschändet wurden durch die Verirrungen eines Neurotikers, als durch die nüchterne bornierte Annahme des Gerichtshofes, daß es verdiente Prügel gäbe. Während man mit der Rechten ein paar Jungen vor einem vermeintlichen Perversen in Sicherheit brachte, gab man mit der Linken die gesamte deutsche Jugend dem pädagogischen Unverstand der Lehrerschaft preis. Denn mit dieser Frage: „Hast Du die Prügel verdient" und damit, daß keine der Sprechstellen öffentlicher Meinung zu ihr Stellung nahm, wurde wieder einmal die Prügelstrafe in der deutschen Schule sanktioniert.

Es sind wohl noch immer nicht genug Rückgrate von der gepriesenen „starken Hand" gebrochen worden; es ist noch immer

nicht genug Lebensmut in der Autoritätsschule vernichtet worden. Seit dreißig Jahren weisen Nervenärzte und Psychologen die unendliche Empfindsamkeit und Verletzbarkeit der kindlichen Seele nach an den unheilbaren Schäden, die frühe Demütigungen fürs ganze Leben zurücklassen. Längst ist jedem ernsten Pädagogen der enge Zusammenhang zwischen autorativer Erziehung und unselbständiger lebensunfähiger Charakterentwicklung klar. Längst wissen wir, daß die vielbeklagte Misere unseres öffentlichen Lebens zum guten Teil ihren Grund hat in einer Drillerziehung, die mit Befehl und Backpfeifen unselbständige denkunfreie Untertanen heranzieht an Stelle von freien selbstbewußten Staatsbürgern. Psychopathen und Kriminelle bilden die äußersten Flügel dieser großen Armee, die „geschlagen" wurde, ehe sie an die Front des Lebens rückte und die deshalb mit tiefer unheilbarer *Mutlosigkeit*, anstatt mit freudigem Selbstzutrauen an die sozialen Aufgaben des Lebens herantritt. Streberei nach oben, Unterdrückungstendenz nach unten. Bureaukratismus, Militarismus und starre Parteifrömmigkeit bilden den großen Tümpel, in den alle diese, an der Quelle vergifteten traurigen Rinnsale münden.

Alles das ist nicht mehr neu, es dürfte sogar dem Gerichtshof schon zu Ohren gekommen sein. Auch daß, wer die Jugend verdirbt und in ihrer Lebensfähigkeit schädigt, sich nach dem Gesetz strafbar macht, dürfte in der Sphäre des Lützow-Prozesses ein naheliegender Gedanke sein. Trotzdem gibt der Vorsitzende mit seiner Frage die Prügelstrafe frei — vorausgesetzt, daß sie dem Exekutor kein Vergnügen bereitet.

Denn dies ist der zweite krasse Irrtum, der verborgen liegt in dieser Frage: „Hast Du die Prügel verdient?" Der Irrtum nämlich, daß bloß unverdiente Prügel von Sadisten verabfolgt werden. Wie kommt der Vorsitzende zu der grotesken Annahme, daß nur der Schlag auf das Hinterteil eines Unschuldigen sexuelle, der „verdiente" aber bloß moralische Befriedigung vermittle? Das dürfte wohl so zugehen, daß er den Sadisten für unbedingt schlecht, gerechte Prügel aber für unbedingt gut hält, so daß er an die Kompatibilität zweier Dinge von solcher ethischer Divergenz einfach nicht glauben kann. Ich weiß nicht, ob er annimmt, daß dem garstigen Sadisten, kommt er zufällig mal zu gerechtem Richteramt (als Lehrer hat er ja gewisse Chancen) ob solcher edlen Aufgabe die böse Lust vergehe, oder ob diese in solchem Fall für das Gericht eine quantité négligeable darstellt. Darf also der Lehrer, der bloß schlägt, wenn was vorliegt, dabei empfinden, was er mag, oder darf er auch gerechte Prügel nur austeilen, wenn ihm dies eine lästige körperliche Anstrengung bedeutet und sonst nichts? Es ist klar, daß dem Wolf im Schafspelz, dem Sadisten am Katheder, die Gelegenheit zum Vergnügen nie ausgehen kann, solange es behördlich-anerkanntermaßen ver-

diente Prügel gibt. Um hier zu kurz zu kommen, müßte er ja geradezu ein noch nie dagewesenes Genie von einem Pädagogen sein, der eine Klasse so zu leiten versteht, daß nie ein Grund zur Strafe da ist — obwohl die Schulordnung solche Gründe anerkennt. Solange dies der Fall ist, solange es „verdiente" Prügel gibt, besteht gar keine Möglichkeit, den Sadisten vom strengen aber gerechten Lehrer zu unterscheiden — und es hat sich ja auch Lützow nicht durch die Schläge, sondern durch die Küsse verdächtig gemacht, mit denen er seine Schüler obendrein bedachte.

Was ist *Sadismus?* Ein Wort, gebildet aus dem Namen des berüchtigten Marquis de Sade, zur Bezeichnung jener Sexualverirrung, die Lust schöpft aus den Qualen anderer. Woher stammt diese Lust? Ist sie angeboren? Das nahm man ursprünglich an (Krafft-Ebing). Man sah im Sadismus einen in biologischer Rätseltiefe verankerten unwiderstehlichen Trieb. Aber in den wenigen Jahrzehnten, die seit der Aufstellung des Begriffes vergangen sind, sahen sich die Sexualforscher immer mehr genötigt, von einer rein pathologischen Formulierung zurückzutreten, denn sie fanden „sadistische Komponenten" auch beim Großteil der „Normalen". Und in dem gleichen Maße, als die Sexualität überhaupt aus ihrer geheimnisvollen Triebdomäne vertrieben und unter den gleichen Gesetzen erfaßt wurde, die für den Aufbau eines Charakters im allgemeinen gelten — sehen wir heute auch die Heimat des Sadismus nicht mehr in der Biologie, sondern in der Biographie. Genau solche belanglose Schulerlebnisse sind es, verdiente oder unverdiente Prügel, erlittene Demütigungen aller Art, Schädigungen des Selbstbewußtseins — die gebieterisch nach einem Ausgleich verlangen und die ihn oft finden — in der Unterdrückung Schwächerer, in Strenge, im Willen zur Autorität. Manchmal erscheint der Sadismus libidinös maskiert — der Wille zur Unterdrückung anderer wird auch auf das Sexualprogramm ausgedehnt —, manchmal unmittelbar, wie im Falle aller jener Pädagogen, die ohne Rohrstock nicht auskommen können, weil nur dieser ihnen jenes Herrschaftsverhältnis zur Klasse garantiert, nach dem ihr Machtwille dürstet.

Denn weitaus wesentlicher für den Habitus des Sadisten als die sexuelle Lustbesetzung ist der *Unterdrückungswille,* dem jene gelegentlich zur Verstärkung dient. Und dieser Unterdrückungswille fehlt nirgends, wo für die Prügelstrafe Propaganda oder von ihr Gebrauch gemacht wird. Alle Schläge, die einen Kinderkörper treffen, „verdiente" und unverdiente, sind sadistische Schläge! Kein Schlag hat zur wahren Ursache eine Verfehlung des Schülers — jeder den verschleierten Machtdurst des Lehrers. Kein Schlag dient erziehlichem Zweck — jeder dient zur Demütigung, zum Revanchebedürfnis: zur Züchtung neuer Sadisten.

IV.

Skowronnecke und Zobeltitze.

„. . Und wie hübsch war alles gemacht! Der Damast glänzte, es blitzte das Silber, im Kristall der Gläser sprühten die Funken des Lichts, rote Rosen blühten in der Mitte des Tisches . . ."

(Fedor von Zobeltitz, „Eine junge Dame von Welt").

„Das Dragonerregiment Graf Schmettau, drittes ostpreußisches Nr. 17, feierte die hundertste Wiederkehr des Tages, an dem es in glorreicher Zeit gestiftet worden war."

(Richard Skowronneck, „Das große Feuer").

Schreibende Militärs, schreibender Hoch-, Nieder-, Ur- und Briefadel, in der Diaspora verstädtert und nun für die schönen und zierlichen Wissenschaften des Schreibens, Lesens und Denkens mobil gemacht, gaben um die Jahrhundertwende dem deutschen Unterhaltungsroman seine bis auf den heutigen Tag lebendige, militaristisch-junkerliche, seine wilhelminische Prägung. Der geräuschvoll-opernhafte Habitus einer in und um Berlin stationierten Hof- und Galagesellschaft verursachte auch auf dem Gebiet der Romanfabrikation Siegesalleen patriotischer Begeisterung. Immerhin: schon ein Fontane hatte von dieser Welt einen tiefen und nachhaltigen Eindruck empfangen. Er liebte den „trotz Egoismus und Quitzowtum ganz eigentümlichen Charme" jener besonderen Gattung Mensch, und der durch ihn auf ein künstlerisches Niveau gehobene, märkisch-preußische Offiziers- und Feudalroman zeigte denn auch die Gestalt des liberalen Junkers in ihrer relativ vornehmsten und schätzenswertesten Aufmachung.

Aber was nach ihm Romane schrieb und sich an der Literatur verging, blieb nur selten dem fontaneschen Typus treu. Vollends, als die mit Harnisch, Schwert und Schild dekorierten Mauern, welche die Kaste der Adligen von den Bürgerlichen und „Proleten" trennte, einzustürzen drohten, wurde der märkisch-preußische Offiziers- und Feudalroman mehr und mehr dem allgemeinen Familienblattbedürfnis geopfert. Man glaubte, die Vertreter einer reaktionär gesinnten Gesellschaftsschicht der zuschauenden Volksmenge näherzubringen, indem man ihre menschlichen Qualitäten sentimental aufweichte und dem bürgerlichen Empfinden anpaßte, die literarische suchte mit der industriellen Massenproduktion Schritt zu halten, und so scharte sich denn eine Generation, welche den Krieg 1870/71 als Kind oder gar noch im Mutterleib erlebt hatte, um des Freiherrn *von Omptedas* harmlos dreiteiligen Romanzyklus *„Deutscher Adel um 1900"*, der, obwohl

er es in diesem Maße zweifellos nicht verdient hatte, wahre Heuschreckenschwärme adelsgeschlechtlich reagierender Belletristen auf den Plan rief.

Daß es nicht immer nur zur Plage der Bevölkerung geschah, sei um der Gerechtigkeit willen zugegeben. Denn unter dem schwirrenden Geziefer, welches zwischen Himmel und Erde seine Schulweisheiten unentwegt träumen ließ, befand sich auch manch stattliches Exemplar von wohlgelungener Gestalt und angenehmer Färbung, das sich nur mit Mühe und Einschränkung der hier vorgesehenen Sammlung niederer, wenn auch zu ansehnlicher Popularität vorgedrungener Plagegeister einverleiben ließ, wir meinen die Gattung der *Skowronnecke* und *Zobeltitze,* und da jene in der Mehrzahl, sind wir im Recht, denn das Recht des Stärkeren gilt nicht für das Reich des Geistes. Die Skowronnecke, das sind also im ganzen zwei, *Fritz* und *Richard,* zwei Brüder, aber Richard ist zweifellos der begabtere und innerhalb seiner begrenzten Bedeutung nicht ohne eindringliche originale Kraft. Beide schreiben Masuren- und Romintenromane, Richard aus dem Vollen einer landsässigen Existenz höherer Ordung, indessen Fritz, der sich mit Förstern, Gutsbesitzern und allerlei Stadt- und Landvolk jeglicher Herkunft vorzüglich versteht, im *„Musterknaben"*, im *„Polenflüchtling"* und vielen andern das ostmärkische Lokalkolorit in eine gröbere und konventionellere Sphäre volkstümlicher Feld-, Wald- und Wiesenaffären herabdrückt. Auch die Zobeltitze sind ein brüderlich schreibendes Paar, *Fedor* und *Hans,* und auch hier schlägt die emsig und mit fabelhafter Geschwindigkeit funktionierende Schreibarbeit Fedors die spärlicher fließenden Erzeugnisse seines jüngeren *„Daheim"*-Bruders.

Unter diesen vier Korybanten aber steht Richard Skowronneck an erster Stelle. Seine Romane sind ohne Zier, gesund und mit erzählerischem Behagen geschrieben, dessen darstellende Kraft sich einer durchaus nicht immer kunstlosen Primitivität des Schauens, Fühlens und Genießens erfreut. Wir haben bisher an dieser Stelle immer nur die Stilblüten vertrockneter Rhabarberstauden zerzausen dürfen. Hören wir einmal, zur Versöhnung, ein Stück normaler Unterhaltungsprosa:

„. . . Auf einer kleinen Wiesenkuppe, vielleicht zweihundert Schritte vom Rande der Erlenschonung, saß ein ganz braver Hirsch mit etlichen Geringeren zusammen, einem Alttier und einem Kalb. Ließ sich behaglich die wärmende Morgensonne auf die Decke scheinen, der „Aeser" bewegte sich hin und her in schmeckendem Wiederkäuen. Die Lauscher wehrten zudringliche Fliegen ab, und das Geweih, das zwölf gut vereckte Enden trug, prahlte ordentlich im klaren Licht. Nur an den Rosenstöcken hingen noch ein paar Bastfetzen herab, wie einem ungekämmten alten Weib die Haarzotteln, aber das machte nichts aus, das Geweih war gut. Ein paar Striche

mit einem saftstrotzenden Erlenzweig, und die hellen Flecke waren braun gefärbt wie das übrige . . ."

Man muß wissen, daß diese sachliche Schilderung mit gutem Grund an eine Stelle (des Romans *„Das Bataillon Sporck")* gesetzt ist, da die Erregung der beobachtenden Person, es handelt sich um einen wildernden Offizier dieses Regiments, durch den Anblick des Wildes gleichsam verklärt und in eine ruhige und körperliche Form gedrängt wird. Bald darauf wird der Offizier, wie er es erwartet und veranlaßt hatte, von einem Forstbeamten niedergeschossen. Und dies ist nun das Bezeichnende für die epische Technik Skowronnecks: Er ist einer von den ganz wenigen Unterhaltungsschriftstellern, welche den Mut zur Tragödie aufbringen. Fast alle seine Romane haben ein tragisches Gesicht. Der *„arme Henner"*, der durch unglückliche Hemmungen und Irrtümer den Weg zur Liebe nicht mehr findet, fällt in Afrika, von einer Kugel getroffen. In den *„Liebschaften der Käte Keller"* verbrennt das abenteuerliche Mädchen in dem Augenblick, da sie in die Freiheit, nach Berlin, fliehen wollte, und der Landrat in dem Roman *„Der weiße Adler"* wird irrtümlich im Dunkel von polnischer Hand erstochen. Eine unverfrorene Beugung des unterhaltenden Prinzips, wonach Menschen, denen der Autor die Liebe eingehender Betrachtung geschenkt hat, ein für allemal gegen die Unbill des Schicksals geschützt werden und am Leben bleiben, lieben, heiraten und Geld und Titel scheffelweise ernten müssen. Ich fürchte, daß Skowronneck diesen Verstoß gegen die guten Sitten der Leihbibliothek mit einer wesentlichen Verringerung seines Klassikerruhms hat büßen müssen.

Fedor von Zobeltitz dagegen ist ein konziliianterer Charakter und als Begründer und Herausgeber der *„Zeitschrift für Bücherfreunde"* zu harmonischen Aktschlüssen gern geneigt. Er schreibt als Bibliophile. Seine Freude am Buch wird produktiv bis zur literarischen Selbstversorgung. Ich denke mir die Entstehung eines Buches von Zobeltitz etwa folgendermaßen: Zuerst werden Farbe und Zeichnung des Einbands, das Papier, der Satzspiegel und der Umfang des Buches bestimmt. Alsdann der Titel, und der ist immer sehr geschickt gewählt. Dann kommt das Schreiben, na, und das macht entschieden am wenigsten Arbeit. Denn Zobeltitz hat eine leichte Hand, Dinge hinzuschreiben, die dem schlechten Gedächtnis seiner Zeit entgegenkommen, etwa so:

> „Lebt nicht der junge Wein wie der Mensch und muß die Zeit seiner revolutionären Torheit überwinden?"

Leider — oder soll man besser sagen: zum Glück? — hatte sie Zobeltitz bereits vor seinem Eintritt in diesen großen Weinkeller Welt überwunden. Das kleine Aperçuchen steht übrigens in einem anspruchslosen, leichtwiegenden Vorkriegsroman *„Friedel*

halbsüß", der Papachens Vorliebe für einen kräftigen Schluck aus der Champagnerpulle mit pastoser Gemütlichkeit ausmalt. Ein Sektroman. Und die halbsüße Schaumschlägerei, welche um den Konkurrenzkampf zweier Sektfirmen von Weltruf, einer deutschen und einer französischen (ihre Namen sind leicht zu erraten), getrieben wird, offenbart, neben einer nicht unbeträchtlichen Fähigkeit, sich in fremde Manufakturen einzuarbeiten, den sybaritischen Hang eines von allen Weinmarken der fünf Kontinente benetzten Kellermeisters des Ancien régime. Zobeltitz hat eine große Menge erfolgreicher Romane geschrieben, deren Titel noch heute nicht in Vergessenheit geraten sind: „*Der Herr Intendant*", „*Das Gasthaus zur Ehe*", „*Das Geschlecht der Schelme*", „*Das Expreßkind*", „*Eine junge Dame von Welt*" usw. usw., Erzeugnisse eines belesenen und nicht sonderlich differenzierten Geschmacks, der sein Handwerk versteht, ohne tiefer, als eben gerade erforderlich, in die Materie einzudringen, und mit Anstand und Takt hin und wieder ein paar Stichworte über Im- und Expressionismus, Monet und Ingres, Balzac und Dostojewski in die Debatte — nicht zu schleudern, sondern sanft zu lancieren versteht. Auch muß man einmal seinen dickbändigen Romanwälzer „*Die Junker*" gelesen haben, der um das Jahr 1918 bei Ullstein erschien, um den Ernst und die fachliche Anstrengung zu bestaunen, mit der ein Problem wie dieses im Jahre der Revolution, als, weiß Gott!, andere Dinge zur Diskussion standen als die Reformierung der Adelsgeschlechter, entwickelt und in breiter Front abgeschritten wird. Zobeltitz schildert den Zersetzungsprozeß innerhalb der Junkerschaft, den Einbruch liberaler Anschauungen in die Standesgenossenschaft kurz vor und nach Kriegsbeginn. Er schildert ein künstlerisch infiziertes Mitglied dieser Gesellschaft, und man kann, bei einigem guten Willen, in diesem hoffnungsvollen Sprößling ein jugendliches Konterfei des Junkers Fedor erblicken. Darüber hinaus aber verdient der Roman in seiner verschollenen und verschütteten Problematik kaum noch irgendein Interesse, und Zobeltitz selbst hat sich als echter und rechter Schreibtischler nach diesen Versuchen durchaus wieder dem Lesebedürfnis einer neuen Zeit anzupassen versucht. Sein letzter Roman, „*Das Fräulein und der Levantiner*", ist nun freilich von einem so rührenden Willen zur Modernität getragen, daß wir uns nicht versagen können, einige Proben dieser, an expressionistischer Knittelprosa intensiv gebildeten Erzählungskunst zum besten zu geben.

„. . . Seiner indolenten Kraft behagte das deutsche Klima sowieso nicht . . . Sentimental war er nicht, und wenn so eine zache Sonnensehnsucht kam, entsprang sie nur einer geistigen Faulheit, die sich episodisch in das Ausgeturnte und Gewohnheitsmäßige seiner Tätigkeit schob . . ."

Auch wenn die zache Sonnensehnsucht einmal ausbleibt, sieht es noch kurios genug in dieser Menschenseele aus.

„Die Niedrigkeit seiner Gesinnung in ihrem fast rhythmischen Schwunge war unterhaltend für sie . . .“.

Oder:

„Sie fand nicht gleich die rechte Art, ihm zu antworten, ihr Auge rätselte über sein Gesicht, als suche sie da nach Spuren einer verwilderten Psychologie, aber seine Züge waren gelassen . . .“

Jetzt fängt sogar schon die Gesinnung an, zu mensendiecken! Doch hören wir weiter.

„Sie ließ ihren gewaltigen Schoß auf einem Stuhle nieder und äugelte fragend das Mädchen an . . .“

Ein Akrobatenstückchen von besonderer Fertigkeit! Nun, der gewaltige Schoß, wo auch immer, er sei uns willkommen! Lieber Herr von Zobeltitz! Sie haben da einmal eine recht hübsche Geschichte geschrieben, die Geschichte von dem *„vorschnell vermählten Ehepaar“*. Ich will sie kurz erzählen. Zwei Menschen, auf einem Ozeandampfer. Ein Deutscher und eine Engländerin. Beide von Jugend an Freunde, nun auf einer gemeinsamen Reise nach Deutschland, sie, Daisy, um ihren Bruder in einer wichtigen Mission aufzusuchen. Da wird die Kriegserklärung Deutschlands an Bord bekannt, man fährt in einen neutralen Hafen. Daisy ist nun sehr unglücklich, sie kann nicht nach Deutschland, es sei denn als Gattin eines Deutschen, und so beschließen beide, sich unverzüglich trauen zu lassen, vorläufig nur auf vier Wochen. Es geschieht, und das improvisierte Ehepaar setzt, in getrennten Kabinen, seine Reise nach Deutschland fort. In Berlin werden sofort die nötigen Schritte zur Scheidung unternommen. Mittlerweile aber haben sich beide gegenseitig schätzen und lieben gelernt, ohne daß es der eine dem andern eingestehen möchte. So kommt es zu einigen hübsch gestellten Situationen. Schließlich nimmt Daisy Alexander und Alexander Daisy, nun für immer und unter Anerkenntnis aller aus dem Ehevertrag entstandenen Verpflichtungen.

Zugegeben: es ist eine konstruierte, auf lachtechnischem Wege lustspielhaft zurechtgestutzte und approbierte Heiterkeit — aber man ist schon froh, so etwas im Deutschland der düsteren Herzöge zu finden. Es ist die großväterlich-schmunzelnde Heiterkeit offizieller Instanzen, Humor der vorschnell vermählten Ehepaare, fabulös, unverbindlich und ohne tiefere menschliche Realität, es ist eine gar nicht grimmige, gar nicht eindringlich existente Heiterkeit, ein Humor unter Vorbehalt des Letzten und Absoluten, gelassen, ausgeruht und im Innersten zufrieden mit dem „Wahren, Edlen und Schönen“ auf diesem manierlichsten aller schriftstellerisch zu erfassenden Planeten.

Zum Loben braucht der kritische Schriftsteller mehr Mut als zum Tadeln. Denn die Natur des zivilisierten Menschen bringt es mit sich, daß er sich freut, wenn ein anderer getadelt, aber daß er sich ärgert, wenn dieser andere freimütig gelobt wird. Deshalb dringen jedesmal, wenn ich irgend etwas oder irgendwen lobe, Gerüchte und Anwürfe zu mir, daß ich bestochen sei.

Ich will mich nicht dünkelhaft in die Brust werfen, daß ich unbestechlich sei. Wohl aber kann ich beeiden, daß ich unbestochen bin. Denn es ist wirklich und wahrhaftig noch niemals in meinem Leben jemand an mich herangetreten, um mich zu bestechen.

Nun sage ich mir allerdings: vielleicht ist meine Schreiberei zu unbedeutend, als daß es sich für jemand überhaupt lohnt, mich bestechen zu wollen. Aber eine diskrete Umfrage bei den bedeutendsten meiner schriftstellerischen Kollegen ergab, daß auch bei ihnen noch niemand bestechungshalber vorstellig geworden ist. Die nachprüfbare wirtschaftliche Lage jedes einzelnen von ihnen wird auch auf den Skeptiker als Beweis wirken.

Man muß sich, scheint's, an den Gedanken gewöhnen: die ganze Sache mit der Bestechlichkeit ist ein loses Märchen; eine Fata Morgana, die nicht greifbar ist; ein Verlegenheits-Gesprächsthema, herbeigeholt aus dem berüchtigten Reich der Fabel.

Es wird leider heutzutage nix mehr bestochen. Außer, wenn man den Zeitungen glauben will, in höheren Beamten- und Parteikreisen. Niemand aber nimmt sich noch die Mühe, einen Schriftsteller zu bestechen. Höchstens durch Liebenswürdigkeit. Und dafür kann man sich nichts kaufen.

Dieser Tatbestand hat jedoch eine furchtbare ethische Folge: Welcher Schriftsteller darf sich heute noch rühmen, unbestechlich zu sein, wenn gar nicht mehr die Möglichkeit besteht, daß er überhaupt bestochen werden könnte? Wer niemals vor der Alternative „bestechlich oder unbestechlich" stand, kann doch niemals mit Fug und Recht behaupten: ich bin so moralisch, daß ich mich nicht bestechen lasse.

Gesetzt der Fall jedoch, es würde heute wirklich noch der Versuch gemacht, einen Schriftsteller zu bestechen — so könnte dieser Mann sich gar nicht mehr den Luxus erlauben, bestechlich zu sein. Denn jeder Schriftsteller, der bestechlich ist (sei es, daß er für seine eigene Zeitschrift, für einen Verlag oder eine Zeitung schreibt), wäre, falls die Bestechung herauskäme — und angesichts des heutigen Trainings im Spitzeln und Enthüllen käme es todsicher heraus —, er wäre alsbald so erledigt, daß kein Hund mehr

von ihm das Stück Brot annähme, das der Betreffende oder Betroffene dann selbst nicht mehr zu beißen haben würde.

Ich wäre — ließe ich mich bestechen — ohne Existenz, in doppelter Hinsicht. Denn, falls ich infolge Bestechlichkeit meine schriftstellerische Existenz verlöre, würde ich dem Hungertode preisgegeben sein. Zweitens aber stellt gerade die Schriftstellerei jenen moralischen Sinn, die sogenannte höhere Mission meines Lebens dar, die ein jeder in seinem Beruf sieht, ob er nun lediglich für Weib und Kind arbeitet, ob er Kapital akkumuliert oder es verjuxt, oder ob er, wie eben der Schriftsteller, um die Klärung und Bereicherung des Wissens und Bewußtseinsinhalts seiner Mitmenschen bemüht ist. Dieser höheren Mission, dieser moralischen Existenz aber würde ich durch Bestechlichkeit und der daraus erfolgenden Enthebung von meiner beruflichen Existenz völlig verlustig gehen.

Ich bin also, selbst wenn die Möglichkeit vorhanden wäre, bestochen werden zu können, aus materiellen und ideellen Erwägungen genötigt, so moralisch zu sein, daß ich unbestechlich bin. Und wiederum erhebt sich die furchtbare Frage: Handelt ein Mensch, der moralisch handelt, wirklich moralisch, wenn er in jeder Hinsicht gezwungen ist, moralisch zu handeln, also überhaupt nicht unmoralisch handeln kann? Ist es verdienstlich, unbestechlich zu sein, wenn *der* Verdienst der Bestechlichkeit ein so vernichtendes Danaergeschenk wäre, daß *das* Verdienst der Unbestechlichkeit eine unausweichbare Notwendigkeit ist?

Und die letzte zwangsläufige Schlußfolgerung: Hätte ich wirklich die Energie, so unmoralisch zu sein, daß ich mich einmal bestechen ließe, so wäre ich gezwungen, mich derartig bestechen zu lassen, daß ich, auch unter Verlust meiner bisherigen Existenz, in der Lage wäre, mein materielles Dasein: das Leben fortsetzen zu können, zwecks meiner moralischen Mission: zu schreiben. Müßte also aus der Moral des Selbsterhaltungstriebs derart unmoralisch sein, eine Summe zu fordern, die so hoch ist, daß ich bis ans Ende meiner Tage von ihren Zinsen unbestechlich leben und schreiben könnte.

Da ich es liebe, gut zu wohnen, gut zu essen, gut zu reisen — und gut zu schreiben, so würde diese, ganz präzis zu berechnende Summe eine Höhe erreichen, die in unserem verarmten Vaterland nicht einmal auszusetzen vermag, wer mit dieser Summe (oder wegen ihr) zugleich seine Tochter dreingibt.

Auch mein härtester Feind wird nunmehr einsehen, daß für mich keinerlei Hoffnung besteht, jemals bestochen werden zu können. Es bleibt mir nichts übrig, von welcher Seite ich es auch betrachte, als, wie bisher, immerdar unbestechlich zu bleiben.

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, dritte Juniwoche.

Die deutsche Wirtschaftsenquete ist jetzt zusammengetreten, und man kann wohl sagen, daß niemand mit ihren ersten Schritten so sehr zufrieden ist. Die Zusammensetzung des Präsidiums ist geradezu vorbildlich, wenn man sie als *politisch-taktische* Leistung bewerten will; Herr *Lammers* als Vertreter der Industrie, Herr *Hilferding* als Vertreter der Arbeiterschaft, Graf *Keyserlingk* als Vertreter der Landwirtschaft und Professor *Harms* als Repräsentant der Wissenschaft geben ein Viergespann, in dem zweifellos alle Interessen vertreten sind. Ob freilich auch eine sachliche Arbeit dieses lebenden Kompromisses verbürgt ist, ist eine ganz andere Frage. Die meisten der Herren dürften durch andere Tätigkeiten kräftig in Anspruch genommen sein; die einzige Ausnahme in dieser Hinsicht ist eigentlich Graf Keyserlingk, den man aus der vorjährigen Agrarenquete nicht gerade in allzu gutem Gedächtnis hat. Auch die Kooptationen konnten keine reine Freude erwecken. Als Gegengewicht gegen die beiden Agrarwissenschaftler *Sering* und *Beckmann* bewilligte man der Landwirtschaft noch Herrn *Schiele,* und für den Betriebswissenschaftler *Schmalenbach* und den Sozialpolitiker *Zwiedineck-Südenhorst* mußte man schon den Verlegenheitsausweg der „ständigen Sachverständigen" wählen, weil die Liste der Kooptierten keinen Platz mehr für ihre sachlichen Qualitäten hatte. Wie der Ausschuß im einzelnen zu arbeiten gedenkt, ist noch nicht bekannt. Zunächst ist er jedenfalls schon eine Waffe in den Händen derer geworden, die gern an gewisse Fragen nicht rühren lassen. Als im Volkswirtschaftlichen Ausschuß des Reichstags die *Kartellfrage* behandelt werden sollte, stellten sich die Vertreter der Rechten auf den Standpunkt, man müsse die Behandlung dieser Frage hinausschieben, bis die Enquete berichtet habe. Da einige Mitglieder des Enqueteausschusses sich schon auf die Festlichkeiten freuen, die anläßlich der 25 jährigen Wiederkehr seiner Gründung stattfinden werden, kann man sich vorstellen, was eine solche Auffassung bedeutet. Die deutsche Aktenpublikation über die Außenpolitik von 1871—1914 hat 7 Jahre gebraucht und hatte nur 52 Bände Akten zu reproduzieren. Die deutsche Wirtschaftsenquete hat zunächst einmal *die Akten zu schreiben* — man kann sich vorstellen, daß dies einigermaßen langwierig sein wird. Das ist kein Fehler; denn es schadet der amtlichen Wirtschaftspolitik nichts,

wenn sich hier einmal zeigt, wie kompliziert eigentlich ökonomische Probleme sind und wie unzulänglich die Methoden, mit denen man an sie heranzugehen pflegt.

Der Russenkredit und das Rußlandgeschäft sind in letzter Zeit wieder recht problematisch geworden. Die Banken haben sich noch immer nicht mit den maßgebenden russischen Stellen in der Zinsfrage geeinigt. Sie behaupten, daß der kleinere Kredit des vorigen Jahres kein sehr glänzendes Geschäft gewesen sei, und haben offenbar gar keine Neigung, Konzessionen zu machen. Das Verhandeln mit den Russen ist gewiß keine reine Freude. Seltsam ist es aber, daß das *Reichswirtschaftsministerium,* in dessen Wirtschaftsprogramm der Russenkredit einmal eine große Rolle gespielt hat, sich nicht zu einem energischen Druck auf die Banken entschließen kann, sondern sich mit Ruhe ansieht, wie sein und des Reichstags Wille unausgeführt bleibt. Sollte nicht auch die Subvention der deutschen Gesamtwirtschaft durch die Wiedererschließung des russischen Marktes einige Mühe wert sein, zumal in einer Zeit, in der deutsche Gelder gegen geringes Entgelt auf dem englischen Geldmarkt arbeiten?

Das amerikanische Vorgehen gegen die deutsche Eisenausfuhr scheint in England gelehrige Schüler zu finden. Der englische Handelsminister wenigstens hat in der Antwort auf eine Anfrage im Unterhaus die englischen Interessenten darauf hingewiesen, daß es ihnen freistünde, vor einem Zollkomitee den Nachweis anzutreten, daß deutsches Eisen unter dem Selbstkostenpreis in England verkauft werde, um sich auf diese Weise einen Zollschutz zu schaffen. Der erste Antrag auf einen englischen Eisenzoll war bekanntlich *nicht* vor einer dieser Zollenqueten behandelt worden, sodaß hier geradezu *eine Aufforderung* an die Interessenten vorliegt, auf einem anderen Wege das Zollglück zu suchen, das ihnen bisher versagt blieb. Sollte dieser Ratschlag ernst gemeint sein, so würde sich als Resultat der eigentümlichen deutschen Eisenpolitik eine *allgemeine Erhöhung der Zollmauern für Eisen* ergeben. Gleichzeitig zeigt sich immer deutlicher, daß das eigentliche Ziel dieser Politik, das *internationale Eisenkartell,* noch in weiter Ferne liegt. Nicht einmal das Schienenkartell ist wirklich perfekt. Zwischen Deutschland und Frankreich soll jetzt abermals ein Provisorium abgeschlossen werden, weil die Privatverhandlungen der Schwerindustrien beider Länder noch nicht zu Ende geführt sind. Und in diesem Augenblick fordert die Schwerindustrie eine weitere Erhöhung der Eisenzölle! Der Erfolg der ersten anderthalb Jahre Eisenzollpolitik nach dem Kriege läßt eine solche Forderung fast lächerlich erscheinen. Man hat mit dem Eisenzoll nichts erreicht, außer daß die deutsche Wirtschaft unter hohen

Eisenpreisen und einem außerordentlich straffen und brutalen Kartellsystem leidet, während auf dem Weltmarkt das Eisendumping von allen Ländern zum System erhoben wird. Was wäre da näherliegend, als den Fehler zu verdoppeln?

Der erste Reichsbahnabschluß ist nicht gerade glänzend, wenn man berücksichtigt, daß die Periode, die er umfaßt, sich über 15 Monate erstreckt. Für 12 Monate ergibt sich nach seinen Ziffern ein Ueberschuß, der nur gerade ausreichen würde, den vollen Dienst der Reparationsschuldverschreibungen zu decken (ca. 650 Millionen gegenüber einem Erfordernis von 660 Millionen für Tilgung und Verzinsung der Obligationen). Trotzdem war die *Vorzugsaktienemission* ein voller Erfolg, nicht zuletzt, weil das Ausland sich lebhaft an der Subskription beteiligte und weil die Ausfallgarantie des Reichs für die Zeichner jedes Risiko beseitigte. Im laufenden Jahr war die Entwickelung bisher bekanntlich ungünstiger, obwohl die Wagengestellungsziffer in den letzten Wochen scharf anstieg, dank des gesteigerten Bedarfs für *Ruhrkohlen,* die infolge des englischen Streiks jetzt 5000 Waggons arbeitstäglich mehr erfordern als vor dem Beginn des großen Konflikts. Als Belastung nicht unwesentlich wird auch die Auswirkung des Schiedsspruches sein, den jetzt das Reichsbahngericht als zu Recht bestehend anerkannt hat. Das Urteil dürfte der Reichsbahn *20—30 Millionen jährlich* kosten, in einem so knapp balanzierten Wirtschaftsplan eine nicht unerhebliche Summe. Jedenfalls ist es von Wichtigkeit, sich diese Lage der Reichsbahn klarzumachen. Aus ihr ergibt sich, daß die Aussichten auf neue Tarifherabsetzungen recht schlecht sind.

Als der *englische Generalstreik* ausbrach, wurde an dieser Stelle darauf hingewiesen, daß der Rückgang des deutschen Exports nach England wahrscheinlich den Gewinn des deutschen Bergbaus voll aufwiegen würde. Genaue Zahlen liegen bisher noch nicht vor. Immerhin wird soeben bekannt, daß die englische Einfuhr im Mai *um 20 % hinter der Einfuhr des April zurückgeblieben* ist. Wieviel dabei auf Deutschland entfällt, ist noch nicht festgestellt, aber jedenfalls dürfte sich die Schädigung des deutschen Exports monatlich auf eine achtstellige Ziffer belaufen. Dabei sind die Aussichten auf eine baldige Beilegung des Kohlenkonflikts noch immer gering, und die Schädigung der englischen und damit der europäischen Wirtschaft durch seine Folgen ist eher noch in Zunahme begriffen. Auch hier zeigt sich wieder, wie innig die Volkswirtschaften in der Weltwirtschaft verflochten sind. Wenigstens zum Teil dürfte der neue Rückgang des Beschäftigungsgrades in der deutschen Fertigindustrie hier seine Ursache finden.

GLOSSEN

ORDNUNGSLIEBE

Ich habe jüngst ein Beispiel von amtlicher Ordnungsliebe erlebt — von ungeheurer Präzision des preußischen Verwaltungsapparates — ein Beispiel, das, scheint mir, verdient, aufgezeichnet, erzählt und belehrsam angewandt zu werden:

Im Jahre 1904 lernte ich zu Berlin eine hübsche Frau kennen; sie war Witwe und hatte ein zweijähriges Söhnchen. Sie gefiel mir. Wir heirateten — oder auch nicht — und zogen zusammen fort.

Das zweijährige Söhnchen wuchs und gedieh, wurde — dank einem verfrühten Kriegsabitur — schon mit 21 Jahren Maschineningenieur; ging nach Amerika; trieb sich Jahre da herum bei Yankees und Squatters, bei Weißen und Mohren — kam als 24-jähriger zurück — wollte sich mal auch Berlin ansehen und stieg da im Gasthof ab.

Man legte ihm den Fremdenzettel vor zur Ausfüllung. Der junge Ingenieur verstand nicht gleich, was er sollte. In Amerika nämlich kennt man die Zeremonie der polizeilichen Meldung nicht; dort gibt im Hotel Office seine Karte nur ab, wer Briefe oder Besuche erwartet. — Gut: andere Länder haben andere Sitten — in Berlin muß man einen Zettel schreiben; und der Herr Ingenieur schrieb ihn.

Andern Tags bekam er eine Vorladung auf das Polizeipräsidium.

„Sind Sie schon vordem einmal in Berlin gewesen?“ fragte man.

„Nein —— doch: ja — vor 22 Jahren. Als kleines Kind.“

„Wie kommt es, daß Sie damals als Ihren Geburtstag den 6. Februar bezeichnet haben — und diesmal den 19. Februar?“

„Ich bin im Baltikum geboren — meine Mutter wird meinen Geburtstag nach russischem Kalender berechnet haben, ich nach dem neuen Stil.“

„Die Sache ist aufgeklärt — Sie können gehen!“

— — Preisfragen:

Warum, wozu, cur, quando, quomodo, qua de causa, quibus auxiliis et cui bono mag sich die Behörde für den Geburtstag des Herrn Ingenieurs interessiert haben?

Welche Folgerungen wären abzuleiten gewesen aus der Feststellung, daß der Ingenieur von Anno 1926

a) identisch,
b) nicht identisch

ist mit dem vor 22 Jahren weggezogenen zweijährigen Kind?

Gibt es nur einen Beamten, der sich mit derlei Untersuchungen befaßt — oder gibt es ihrer in Deutschland mehrere? Wenn es mehrere gibt: leiden sie nicht an Arbeitsüberhäufung? Sollte man sie nicht durch Einstellung neuer Kräfte etwas entlasten?

— — Doch das sind schon Fragen der inneren Verwaltungspraxis — ich verstehe das nicht, ich menge mich da nicht ein.

Roda Roda

DER VOLKSENTSCHEID UND DIE KOMIKER

In einem Flugblatt der Deutschnationalen wird folgendermaßen geschildert, welche Schrecknisse bei einem Gelingen des Volksentscheids eintreten würden:

„Sind die Fürsten erledigt, kommt der Haus- und Grundbesitz heran. Die Kirchen werden ge-

schlossen, das Kirchenvermögen eingezogen, die Diener und Dienerinnen Gottes vertrieben. *Was früher ein Gotteshaus war, wird Kientop oder Kneipe; wo man früher den Namen Gottes pries, reißt dann ein Komiker seine Witze.“*

MUNI oder DER HERABGELASSENE VORHANG

Diese wahre Geschichte verdient erzählt zu werden:

Nicht weit von uns liegt ein Bauernhof, im Normalausmaß des größeren Gehöftes unserer Gegend: Dreißig bis vierzig Tagwerk Land, zehn Stück Rindvieh, zehn Kinder im notwendigen Altersabstand zwischen 25 und 10 Jahren. Als Stütze der Aufzucht im Stall kommt logischerweise noch das Paradetier der Bullen, auch Muni genannt, dazu.

Dieser muß nun Werktags wie Sonntags, je nach Bedarf des eigenen Stalles und den Wünschen der Nachbarschaft, seine Pflichten als Erhalter der Art erfüllen.

Nun geschah es, daß an einem Sonntagnachmittag eine rindrige Kuh „angeführt“ werden sollte. Auch der Doppelsinn dieses Wortes nötigt uns ein Lächeln ab!

Diese Handlung spielt sich meistens auf einem Wiesenplan unweit des Hauses ab. Unglücklicherweise war die Mehrzahl der jüngeren Geschwister beim Vesperbrot in der Stube versammelt, deren Fenster einen günstigen Ausblick boten auf die bereitgestellte Kuh, zu der man eben den Muni auftreiben wollte.

Da überblickte Viki, die Achtzehnjährige, die furchtbare Situation. Puterrot im Gesicht konnte sie noch retten, was zu retten war. Mit zwei Sätzen war sie am Fenster, löste eine Schnur, und rasselnd senkte sich der Vorhang über der anstößigen Szene. Mit einem Seufzer der Erleichterung setzte sie sich wieder zu ihrem angebissenen Käsebrot hin.

Glückliche Landkinder!

Während wir Städter uns bemühen, unsern Kleinen das Geheimnis des Lebens, sobald es sich auf natürliche und redliche Weise machen läßt, zu enthüllen — geht auf eurer grünen Wiese ein Schöpfungsakt vor sich, urhaft und mächtig, und ihr dürft statt dessen auf herabgelassener Leinwand den angemalten Trompeter von Säckingen bewundern, der in sein Horn stößt und bläst: So leb denn wohl, es wär so schön gewesen . . .

Grete Jacques

IN SCHWINGUNG SEIN!

Gustave *Flaubert* schrieb (1866) an *George Sand:*

„Was Montaigne von der *Keuschheit* sagt, ist genau auch meine Auffassung. Das Bestreben ist schön, nicht die Enthaltsamkeit an sich. Sonst müßte man, wie die Katholiken, das Fleisch verfluchen. Also, auf die Gefahr hin, wiederzukäuen und als ein Spießbürger zu erscheinen, wiederhole ich, daß Ihr junger Freund unrecht hat. Wenn er mit zwanzig Jahren enthaltsam ist, wird er mit fünfzig ein gemeiner Wüstling sein. Alles rächt sich! Die großen Naturen, zugleich die guten, sind vor allem verschwenderisch und nehmen es nicht so genau mit ihrer Hingabe. Man muß lachen und weinen, arbeiten, genießen und leiden und überhaupt soviel wie möglich nach dem Maße seiner Kräfte *in Schwingung sein.* Das ist, glaube ich, das wahrhaft Menschliche.“

Amen.

BRIEFE AN DAS TAGEBUCH

I.

Zur Opernfrage

Wannsee, Große Seestr. 24.

Ich bedauere lebhaft, Ihrer Aufforderung; mich im „Tage-Buch“ über den Opernhaus-Umbau zu äußern, nicht nachkommen zu können: Was darüber zu sagen ist, haben Kompetentere gesagt.

Ich glaube, es gibt nur eine Lösung: Das Opernhaus zu lassen, wie es ist, und die „großen Opern“ wo anders, im Charlottenburger Opernhause oder bei Kroll, aufzuführen. Daß sich gegen diese einfache Lösung sehr viele sträuben, ist natürlich. Denn Kunstfragen sind nur zu oft Magenfragen.

Max Liebermann

II.

„Potemkin“ in Köln

Ort der Handlung: Ein Kino in Köln, Hohe Straße. — Spielplan: Panzerkreuzer Potemkin. — Obwohl ich den Film in Berlin zweimal gesehen habe, konnte ich es mir nicht versagen, mir dieses packende, herrliche Werk zum dritten Male anzuschauen. Es hat sich „gelohnt“. Auch eine ganz willkürlich gewählte, geradezu scheußliche Musik konnte es nicht verhindern, daß dieser Film das Publikum mächtig ergriff, und durch den dunklen Kinoraum knallten des öfteren Backpfeifen, von denen niemand wußte — außer den unmittelbar Beteiligten natürlich —, ob sie nun von „rechts“ oder von „links“ kamen. Da fand dann zum Schluß der Kapellmeister eine Kompromißlösung: In dem Augenblick, in dem das meuternde Schiff ungestört von der zu seiner Verfolgung entsandten Admiralsflotte das offene Meer gewinnt, spielt die Musik — — den Radetzky-Marsch. Da lachten *alle*. *Dr. B.*

III.

Vom Erhabenen zum Lächerlichen

Das „Tagebuch“ Nr. 23 brachte eine Anekdote, die Lloyd George und Briand in den Mund gelegt wird. Die Anekdote ist sehr alt und wird, je nach der Zeit, diesen oder jenen englischen und französischen Politikern zugeschrieben.

In deutscher Sprache erzählt, wirkt sie aber ziemlich sinnlos, während sie in französischer Sprache einer der besten Witze aller Zeiten ist. Also:

„Du sublime au ridicule il n'y a qu'un pas!“

„Oui, le Pas de Calais!“

Arthur Seiffhart.

DER SCHLAFENDE RICHTER

Der schlafende Richter, den das Reichsgericht so warm in Schutz nimmt, scheint eine uralte Erscheinung aller Gerichtsbarkit zu sein. Eine Rokokoanekdote erzählt:

Ein Richter, der gewohnt war, auf alle Vergehen Todesstrafe zu beantragen, war während einer Verhandlung über den Besitz einer Wiese eingeschlafen. Als es zur Urteilsfällung kam, wurde er geweckt. „Man soll ihn köpfen!“ sagte er mit strenger Miene. „Aber es handelt sich doch um eine Wiese!“ „Das schadet nichts. Dann soll man sie mähen!“

ROGER CASEMENTS LETZTER BRIEF

Sir *Roger Casement,* der irische Rebell, der mit seinem Leben für den Versuch büßte, mit deutscher Hilfe Irland zu befreien, hat vor seiner Hinrichtung einen Brief geschrieben, den eine amerikanische Zeitschrift vor kurzem ausgrub. Während des Krieges hatte das Britische Kriegsamt eine Veröffentlichung des Briefes verboten: man fürchtete, daß sein menschlicher Ton dem „Landesverräter" gefährliche Sympathien werben würde. Das Schreiben lautet:

„Brixton, 17. Mai 1916

Lieber Superintendent Sandercock!

Bevor ich das Mißgeschick habe (ich will es nicht anders nennen) Ihrer Obhut entrissen zu werden, möchte ich Ihnen aufs wärmste und herzlichste für Ihre unvergleichliche Höflichkeit, Freundlichkeit und Güte danken. Seit ich in Euston am Ostersonntag in Ihre Hut kam, zeigten Sie mir die schönste Seite des englischen Charakters: seine natürliche Gutherzigkeit. Was Sie auch immer von meiner Haltung gegen Ihre Regierung denken mögen, ich bitte Sie, von *einem* tief überzeugt zu sein, — daß man ein Land und seine Macht bekämpfen kann, ohne ein einziges Individuum dieses Landes zu hassen.

Robert Louis *Stevenson* hat einmal gesagt: „Der Haß eines Iren gegen England ist natürlich, berechtigt und ehrlich — es richtet sich gegen ein Regime und eine Regierung — und er basiert nicht auf Persönlichem. Er ist unpersönlich und so unegoistisch wie nur möglich." Ich hoffe, auch mein Gefühl ist etwas dieser Art, und jedenfalls fühle ich, daß Sie (und manche andere, die mich seit meiner Verhaftung behüteten) mich mit höchster Ritterlichkeit und in hochherzigster Weise behandelt haben; und ich kann Ihnen nur sagen, daß ich Ihnen aus tiefstem Herzen danke.

Ihr ergebener
Roger Casement.

Ich hoffe, daß Ihr Leben glücklich und erfolgreich sein wird, und daß Sie bald höhersteigen und fähig sein werden, noch manchem anderen in seinem Leid zu helfen."

TISCH MIT BÜCHERN

Felix Braun: Das innere Leben. Gedichte. Insel-Verlag, Leipzig 1926.

Felix Braun sammelt hier seine Gedichte aus den Jahren 1913 bis 1925. Gedichte eines Schläfers am Lebensquell. Die Wasser des Da-

seins stürzen und quellen, dem Schlafenden kommt es hauchhaft nahe. Näher ist ihm der Traum. „Die Augen dunkeln mir — ich gleite traumein.“ Viel Herbst, viel Innigkeit, viel Süße, viel Stiefkindschmerz, viel Verzicht, viel Mönchtum. Ein reiner Dichter. Manchmal faßt ihn Erschauern, daß die Tage für solchen Harfenklang Träumender vorüber, daß sich neu „ein *männliches Gewissen*“ gebiert. Da ringt sich in rührender Weise der Elegiker, immer in Abschied, ein grüßendes Willkommen ab. — Bestätigung für die Echtheit seines Schaffens.

Dr. Ernst Kretschmer: Medizinische Psychologie. Verlag Georg Thieme, Leipzig.

Der Tübinger Psychiater Ernst Kretschmer ist durch sein Werk „Körperbau und Charakter“ berühmt geworden, seine Gruppenteilung in Zyklothyme und Schizothyme ist fast schon so Mode geworden, wie gewisse Kennworte Freuds. Kretschmers „Medizinische Psychologie“ ist neben seinem „Körperbau und Charakter“ nur das, was man ein Nebenwerk nennt. Aber dieses „Nebenwerk“ ist für solche, die zu dem Wissen ihrer Zeit einen Weg suchen, ein Hauptwerk. Kretschmer stellt hier in einer das Wesentliche immer erreichenden, äußerst lebensvollen Weise jene immer wieder gleichen Grundmechanismen dar, „die hier im Traum, in der Künstlerphantasie und in der Völkerpsychologie, dort in Schizophrenie und Neurose, hier in den tierischen und kindlichen Reaktionsweisen, dort in Hysterie und Ratatonie

wiederkehren." Das Erregende von Kretschmers Darstellung liegt zuerst darin, daß er sich nicht in Zergliederung und Analyse höherer Intelligenzleistungen verliert, sondern daß er dem bewegten und bewegenden Menschen mit seinen Affekten und Trieben und Willensvorgängen ins Zentrum seiner Betrachtung setzt. Welche Lebensnähe, welches Temperament und welche geistige Gesamtbeherrschung hat diesen Querschnitt gezogen. Ein Buch, dem wir ewigen Studenten viel verdanken können. Wenn doch von seiner Lebensfülle und Prägnanz unsere Romanschriftsteller lernen wollten!

Oskar Maurus Fontana

ANEKDOTEN

Eines Abends hatte Anatole France, obwohl er kränklich war, eine kleine Gesellschaft in die Villa Saïd geladen. Mitleidig drehte sich das Gespräch um den Zustand des Hausherrn. Bis Charles Rappaport erklärte: „Der Arme, kein Schlafmittel hilft ihm. Jetzt versucht er's mit Gästen."

*

Als Paul Levi Gymnasiast in Stuttgart war, passierte es in der Lateinstunde, daß er „ut" mit dem Indikativ konstruierte. Der Professor, ein biederer Schwabe, hielt ihm erschüttert die Folgen vor: „Ich hab schon einmal einen gehabt, der ‚ut' mit dem Indikativ konschtruierte. Und was is aus ihm geworde? *Drübe, im Badensche,* is er gestorbe!"

*

Paul Morgan erzählt: Mussolini sollte nach Budapest kommen, und die ungarische Regierung setzte ein Komitee ein, das seinen Empfang vorbereiten und sich dafür etwas ausdenken sollte, das

1. für Mussolini eine Ueberraschung wäre;
2. die ungarische Nation mit Freude erfüllen und
3. nicht viel kosten würde.

Das Komitee habe vorgeschlagen, Horthy vor den Toren Budapests zu hängen. Das würde für Mussolini eine Ueberraschung sein, die ungarische Nation mit Freude erfüllen und nicht viel kosten.

INHALT DES LETZTEN HEFTES

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin SW 19, Beuthstraße 19. Telephon: Merkur 8790, 8791, 8792. Verantwortlich: Leopold Schwarzschild, Berlin SW 19, Beuthstr. 19. — Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin SW 19, Beuthstraße 19. — Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Wien 156 791. Bankkonto: Commerz- u. Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstraße 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Prikopy 6. — Druck von Gehring & Reimers G. m. b. H., Berlin SW 68, Ritterstraße 75. — Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Beuthstraße 19.

Bezugspreis durch die Post in Deutschland pro Monat 2.— Reichsmark, pro Quartal 6.— Reichsmark; unter Streifband im Inlande und nach Österreich monatlich 2.25 Reichsmark, vierteljährlich 6.50 Reichsmark. Für das übrige Ausland nur Streifbandlieferung monatlich 2.50 Reichsmark, vierteljährlich 7.— Reichsmark.

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, vierte Juniwoche.

Nicht nur von jenen Allzu-Bescheidenen, die noch in Herrn Geßler einen Hort der Republik mit kleinen Schönheitsfehlern und noch in der „Derzeitigkeit" des Hern Külz eine Stütze der Demokratie erblicken, ist das Ergebnis des Volksentscheids als ein Sieg über die Monarchisten gedeutet worden. Acht Jahre deutscher Republik haben gelehrt, die Dinge hierzulande in ihren besonderen „*deutsch*-republikanischen" Proportionen zu sehen. Und da ist es ohne Zweifel ein Großes, daß sich immerhin 14,4 Millionen Wähler fanden, die zu dem Fürstenenteignungs-Gesetz ihr „Ja" gegeben haben. Aber man kann es, abstrahiert von den deutschen Absonderlichkeiten, auch anders betrachten. Man kann daran denken, daß es für normale Republiken noch niemals ein Problem war, was mit dem Vermögen ihrer ehemaligen Fürsten geschehen solle. Man kann sich erinnern, daß im benachbarten *Österreich* die entschädigungslose Enteignung des Habsburgerhauses durch ein Parlament, das zur Hälfte aus Christlichsozialen bestand, *einstimmig* beschlossen wurde, und man kann sich das Hohngelächter vorstellen, in dem etwa in Wien eine Forderung der Kaiserin Zita, sie „abzufinden", erstickt worden wäre. *Wir* machten, so könnte man sagen, um dieser Abfindung willen ein Plebiszit und obendrein noch ein Plebiszit, das am Tage darauf die groteske Möglichkeit folgender Zeitungsmeldung schuf:

> „Gegen Mitternacht hatte der Exkaiser seinen gewohnten Optimismus wiedergewonnen . . . Am Morgen darauf verlas er die inzwischen eingegangenen Glückwunschtelegramme — — — Entgegen den sonstigen Gepflogenheiten wurde sodann zum Lunch Sekt gereicht . . ."

Wir also, wir brachten es nicht einmal fertig, trotz der Prinzessin Militza und des Mecklenburger Russenherzogs, trotz der aufreizenden Forderungen der Hohenzollern, daß auch nur 50% der Stimmberechtigten zur Urne gingen, um gegen die Hergabe von Volkseigentum an die früheren Fürsten zu protestieren. — Vom Boden der existierenden *deutschen* Republik gesehen, statt unter dem Gesichtswinkel eines „Republikaners", liegen die Dinge natürlich anders. Da kann man die Tatsache, daß 14½ Millionen für das unglücklich formulierte Enteignungsgesetz ihre Stimme gaben, als einen imposanten Erfolg bezeichnen, und dies um so mehr, als sie trotz des monarchistischen Terrors, trotz der Mängel der Propaganda, trotz der törichten Vorstellung der Kommunisten,

gleichzeitig mit der Agitation gegen die Abfindung der Fürsten gegen den lieben Gott, die katholische Kirche, den Völkerbund, die Sozialdemokratie u. a. m. agitieren zu müssen, und trotz der anfänglichen Unlust der sozialdemokratischen Führer, den Kampf außerhalb des Reichstags zu führen, erreicht worden ist. Aber wo bei einem Kampf der Sieg, wo die Niederlage ist, das wird schließlich durch nichts als die Wirkung entschieden, und von der Wirkung des Volksentscheids ist vorläufig nur wenig zu spüren. Herr *Marx* hat es keineswegs eilig, sein Kompromißgesetz wenigstens in einigen Kleinigkeiten dem Willen der 14,4 Millionen Wähler anzupassen, die eine radikale Enteignung der Fürsten gefordert hatten; und die Deutschnationalen, trotz des Katzenjammers, den sie sichtlich empfinden, haben anscheinend ebensowenig Neigung, dem Kompromiß zur Annahme zu verhelfen wie vor dem 20. Juni. Von dem „Druck“ der 14½ Millionen ist in der Regierung so wenig wie im Reichstag etwas zu spüren; es scheint, daß beide unempfindlich geworden sind, und daß eine „Wirkung“ des 20. Juni nur eintreten könnte, wenn die Sozialdemokratie mit allen Mitteln *die Auflösung des Reichstags* und seine schleunige Neuwahl betreibt. Die am 20. Juni für das Fürstenenteignungsgesetz ihre Stimme gaben, würden 240 Reichstagsmandate besetzen! Aber noch verhandelt man, und wer weiß, ob nicht doch noch die Parteikassierer angesichts der durch den Volksentscheid geplünderten Kassen eine Einigung zwischen Hilferding und Marx erzwingen. Es gibt Parteien, die sich nicht danach reißen, Macht zu gewinnen.

Was man doch mit Hilfe von Druckerschwärze den urteilsfähigsten Menschen alles einreden kann. Zum Beispiel kann man jetzt in den liberalen Zeitungen ein Langes und Breites über den Sieg des Ministeriums und der Dozentenfreiheit im Falle Lessing lesen! Und es gibt gläubige Gemüter, die nicht bemerken, daß die Herren Gassenjungen, Professoren und Studenten der Technischen Hochschule in Hannover in Wahrheit einen glanzvollen Sieg errungen haben. Die Gassenjungen verlangten, daß Professor Lessing in Hannover nicht mehr lesen dürfe. Von Beginn des nächsten Semesters an wird Lessings Name im Vorlesungskatalog der Hannoverschen Hochschule nicht mehr zu finden sein. Um die *vollkommene Niederlage des Herrn Ministers Becker* zu kaschieren, gestatten die Herren Gassenjungen, daß Herr Lessing schandenhalber noch ein paar Vorlesungen in diesem Sommersemester liest. Dann aber muß er, ganz wie die regierenden Gassenjungen verlangten, von der Hochschule verschwinden. Um dieses Weggejagtwerden zu kaschieren, teilt das Ministerium des Herrn Becker den kritiklosen Zeitungen — und Abgeordneten? — mit, daß Herr Lessing einen „Forschungsauftrag“ erhalten werde. Forschungsauftrag für einen

Philosophen und Psychologen? Ein Arzt, der die Schlafkrankheit in Afrika studieren will, kann durch einen Forschungsauftrag in Tanganika erfreut werden, ein Zoologe kann in Teneriffa Affen studieren. Aber was soll der Philosoph Lessing erforschen? Die Psychologie der deutschen Hochschulprofessoren oder gar der Ministerialdiplomaten? Dazu hatte er in Hannover reichlich Gelegenheit. Nun hat ja freilich Professor Lessing zu seiner Preisgabe Ja und Amen gesagt. Aber ein so lärmend, mit Pfeiffen und Knütteln, monatelang verfolgter Mann bekommt natürlich ein Gefühl des Ueberdrusses an so ungeistigen, so stupiden Gegnern, Herr Lessing hatte sozusagen ein Recht auf Uebermüdung. Dieser im Grunde nicht zum Kämpfer geschaffene, aus zu weichem Seelenstoff geschaffene Mann hat nicht das Zeug zum erbitterten Streiter, er ist ein Mann der reinen Anschauung, der psychologischen Reflexion, er sah mit einem gewissen Erstaunen dem Trubel zu, der um ihn arrangiert worden ist. Herr *Becker* aber, der Minister voll Gesinnung und Haltung, durfte nicht nachgiebig sein, er mußte den ausgepfiffenen Dozenten schützen, er durfte nicht zulassen, daß Gassenjungen statt des Ministeriums die entscheidende Instanz über die Zulassung oder Fortweisung eines deutschen Hochschullehrers werden. Es ist die kläglichste Niederlage, die je eine, mit Respekt zu sagen, geistige Instanz gegenüber einem Eichenknüppelpöbel erlitten hat. Und das Allerdümmste an der Geschichte ist, daß dieses Ergebnis dem liberalen und sozialdemokratischen Spießer in so verdrehter Form eingeflößt wurde, daß er nicht einmal wahrnimmt, wie gründlich der Rückzug seines Ministers gewesen ist. Mit Schluß des Sommersemesters ist Theodor Lessing aus Hannover für immer verjagt, Herr Becker aber nimmt Glückwünsche für sein mannhaftes Eintreten gegen die siegreichen Studenten entgegen!

Am gleichen Tage, an dem die Herren Studenten von Hannover sich gütigst bereit erklärten, dem Vergleich, den der Kultusminister mit ihren Vertretern geschlossen hatte, ihre Zustimmung nicht zu verweigern, fanden in der Sorbonne die Kandidaten, die ihr schriftliches Examen ablegen sollten, die Türen und Fenster des Hörsaals von einem Trupp uniformierter Polizeibeamter besetzt. Die Studenten der Sorbonne hatten nicht etwa, nach dem Muster ihrer Kollegen von Hannover, ihren Dozenten mit Prügeln eine passende politische Meinung beizubringen versucht; es bestand lediglich die Gefahr, daß sie bei dem Examen zu schummeln versuchen würden, und daß die Autorität oder die Moral der Pedellen nicht ausreichen würde, um sie daran zu hindern. Der Professor verlas einen Strafkodex, in dem für Abschreiben, Schummeln, gegenseitiges Zuflüstern Karzer und Relegation angedroht wurden, und er kündete an, daß

jeder, der bei einem solchen Verbrechen ertappt worden sei, sofort von zwei Beamten aus dem Saal geführt werden würde. Da das Examen in Ruhe verlief, dürfte bei den Hannoverschen Studenten die Ansicht herrschen, daß man an der Sorbonne kein Ehrgefühl habe. In Hannover hätte selbst der „forsche" Noske nicht gewagt, einen völkischen Lausbuben, der einen Professor seiner Hochschule prügelt, durch einen Polizeibeamten berühren zu lassen. Bei uns hat man eben noch Respekt vor der akademischen Freiheit!

Die Winzer von Berncastel, die seinerzeit ihr Finanzamt gestürmt, die Steuerakten vernichtet und Beamte mißhandelt hatten, kamen vor milde Richter. Die höchste Strafe, die einer ihrer Rädelsführer bekam, waren acht Monate Gefängnis. Noch in keinem Aufruhrprozeß haben die Gerichte soviel Verständnis für die Angeklagten gezeigt. Nicht nur wurde ihre und ihrer Familie Notlage bei der Strafzumessung besonders berücksichtigt, auch der Aufruhrparagraph kam nicht zur Anwendung. Denn das Gericht sah ein, daß sich die Angeklagten zu ihren verdammenswerten Exzessen nur in einer begreiflichen Erregung hinreißen ließen, ohne „bewußte Absicht, gegen den Staat zu demonstrieren". Aber die Winzer haben nicht nur milde Richter, sondern auch gute Freunde gefunden. Die Zentrumsfraktion des Reichstags hat sich an das Preußische Justizministerium mit der Bitte gewandt, die Verurteilten zu amnestieren. Niemand wird bei dieser Gelegenheit dem Zentrum vorwerfen wollen, daß es sonst nicht sehr amnestiefreudig ist und der Gnade den Gedanken der Staatsautorität oft vorgehen läßt. Aber warum ist man so kleinlich, sich in Bitten um Amnestie auf Kreise zu beschränken, die als Wählerreservoir für das Zentrum in Frage kommen? Warum hat die Zentrumsfraktion nicht, um der ausgleichenden Gerechtigkeit willen, auch einige kommunistische Landfriedensbrecher und Aufrührer in ihre Bitte eingeschlossen? Auch ihre Familien leiden Not — und sie hatten keine so milden Richter wie die Winzer.

Europäische Gesinnung, Völker-Annäherung und -Verständigung, das alles ist sehr schön und der Förderung wert. Nur muß sich dieser Internationalismus eines Lasters enthalten: der inhaltslosen Phrase. Was, zum Teufel, soll eine internationale Schauspielertagung anderes bringen als leerste Redensarten? Es ist schon der einzelne Künstler, weil er mehr von seiner Phantasie als von logischer Nüchternheit abhängt, schwer organisierbar. Immerhin mag die Schauspielerschaft einer Nation sich noch, mit Ach und Krach, zur Nachahmung einer gewerkschaftähnlichen Vereinigung zusammentun. Was aber kann dabei herauskommen, wenn die russischen Schauspieler mit den franzö-

sischen oder italienischen über ihre soziale Lage gemeinsam beraten und beschließen? Ein deutscher Schuster kann auch in England Stiefel erzeugen, ein schwedischer Arzt kann auch in Amerika sezieren, amputieren und Rezepte schreiben. Es kann eine Tischler-Internationale, einen Aerzte-Weltbund geben, und auch die Bergarbeiter der Welt haben etliche gemeinsame Sorgen — obwohl die Wirklichkeit leider auch in den internationalen Wein des Proletariats viel rhetorisches Wasser geschüttet hat. Aber wie soll Pirandellos Wandertruppe, die mit einem Italien ohne ständige Bühnen rechnet, mit den subventionierten Staatstheatern Sowjetrußlands über gemeinsame Forderungen und Verwirklichungen beraten? Noch dazu beraten, ohne daß auch nur drei deutsche Schauspieler Englisch und zwei Russen Deutsch sprechen: Jede Schauspielkunst gehört nur ihrer Nation, die paar Ausnahmen bestätigen das Grundgesetz. Herr Moskwin wurzelt und blüht in Moskau, Frau Abba in Mailand, Rom oder Genua, Frau Höflich in Berlin. Wozu also dieser dumme Schwatz von der Schauspieler-Internationale? Bloß weil ein pfiffiger Agent, der augenblicklich nicht mit alten Hosen, sondern mit europäischer Verständigung handelt, bloß weil Herr *I. Chapiro,* der weder Deutsch noch Russisch kann, mit seinen Redensarten in Paris und Berlin Geschäfte machen will? Die Deutsche Bühnen-Genossenschaft sollte sich für derlei albernen, von Anfang ergebnislosen Schwatz viel zu gut sein. Gerade weil wir gute Europäer sind, wollen wir uns mit nichts als rhetorischen Uebungen nicht überfüttern. Derlei Dauerschwatz kompromittiert die Idee der internationalen Verständigung, die längst schon aus dem nichtssagenden Bankettstadium herausgewachsen ist.

Reichswehrsoldaten, die heiraten wollen, müssen dazu laut Reichswehrgesetz auf dem Dienstweg um Erlaubnis ersuchen, die ihnen, je nachdem, gewährt oder verweigert wird. Dem Gefreiten Mende vom 2./A.-R. 2 war sie verweigert worden. Sein künftiger Schwiegervater, der Eisenbahnoberschaffner G. F. in Neiße, sandte deshalb eine Petition an den Reichstag, von der in den Reichstagsdrucksachen gleichzeitig mit der Antwort der Reichsregierung Notiz genommen wird. Die Antwort lautet:

> „Erneute Ablehnung des Gesuchs um vorzeitige Heiratserlaubnis. Nach Wehrgesetz § 31 und nach der Heeresordnung vom 5. Januar 1922 kann die Erlaubnis zur Verheiratung nicht vor Vollendung des 27. Lebensjahres oder einer achtjährigen Dienstzeit erteilt werden. Diesen Bedingungen entspricht der Gefreite Mende der 2./A.-R. 2 noch nicht. *In dem Vorhandensein von drei unehelichen Kindern kann ein besonderer Ausnahmefall nicht erblickt werden.*"

Vielleicht wird man ihn als Ausnahmefall betrachten, wenn er seine Braut mit drei weiteren Kindlein gesegnet hat.

FRANZ CARL ENDRES
Major a. D.

DER UNSTERBLICHE UNTERTAN

Im Heft 23 des „Tagebuches“ schrieb ein hoher Staatsbeamter in einem Aufsatz „Alarm“ unbedingt Richtiges über die innenpolitische Gefährlichkeit der Lage.

Das gefährlichste Moment liegt wohl darin, daß wir eine Republik, aber keine oder viel zu wenig republikanische Bürger haben. Wir haben eine Form, aber keinen Inhalt, ein Faß, aber keinen Wein.

Die Reichswehr ist eine durchaus bürgerliche Angelegenheit. Das könnte sie auch ohne Schaden sein, wenn das Bürgertum darnach wäre. Die Schweizer Miliz ist eine bürgerlich-bäuerliche Institution, ohne jede sozialistische Komponente und doch ist sie ein Hort der Freiheit. Der Schweizer Bürger will frei sein, der deutsche Bürger nicht. Hinc illae lacrimae!

Der deutsche Bürger hat seit dem Dreißigjährigen Kriege keine Geschichte mehr. Während die Schweizer Geschichte vom Leben, Arbeiten, Sichentwickeln des Bürgers und Bauern erfüllt ist, ist die deutsche Geschichte seit jener unseligen Caesur alles politischen Geschehens, die der Dreißigjährige Krieg darstellt, eine *Geschichte der Fürsten.* Das deutsche Heer, in welchen Formen es auch immer auftrat, ist ein Instrument der Dynastien gewesen. Das Volk war stets *Material* seiner Herren. Diese Herren haben 1918 gewechselt. Aber das Volk ist Material geblieben.

Wie soll der, der jahrhundertelang Untertan war, in wenigen Jahren ein freier Staatsbürger werden? Die Kirchen haben — aus eigenem Interesse — die Untertaneneigenschaft des Deutschen sorgfältig gepflegt, ja, wenn es ihnen notwendig erschien, mit Gewalt erhalten. In den Tagen der größten deutschen Revolution, im Bauernkrieg, hat Luther sein asoziales und durchaus reaktionäres Herz bewiesen, als er sich zu den Fürsten und gegen die Bauern stellte. Er war ein Vorläufer jener christusfernen Stahlhelmpastoren, als er sein „Schlagt die Bauern tot!“ den blutgierigen Fürstenknechten zurief. „Schlagt die Bauern tot!“, das war damals soviel als „Schlagt die deutsche Freiheit tot! Schlagt das deutsche Volk tot!“

Und man hat beide gründlich totgeschlagen. Wo steht heute die protestantische Kirche in Deutschland? Auf der Seite der Freiheit etwa? Und unsere bürgerliche Erziehung durch Jahrhunderte? Wovon war die Rede in unseren Schulbüchern und in denen unserer Väter, Großväter und Ahnen? Es ist wohl nicht notwendig, auf Einzelheiten an dieser Stelle hinzuweisen. Niemals war der „freie Mann“, sondern stets nur der „loyale Untertan“ deutsches bürgerliches Ideal und höchstes staatsbürgerliches Erziehungsziel der Schule. Dann trat der junge Deutsche

in die Welt. Das heißt, er trat leider nicht in die Welt, sondern in die Enge seiner Berufstätigkeit. Hier wurde der übertriebene Autoritätsglaube der Erziehung in die praktische Angst vor dem Vorgesetzten umgewandelt. Nicht der Charakter, ja meist nicht einmal die berufliche Leistung entschieden über die „Karriere" (jenen deutsche Träume bealpdrückenden Begriff!), sondern Gefügigkeit, Gehorsam, bereitwillige Aufgabe der eigenen Persönlichkeit. *Der Untertan siegte in jedem Wettlauf um den Erfolg in Deutschland!*

So war es bei der Armee, in der Beamtenschaft, ja selbst in kaufmännischen und technischen Berufen. Ein Gefühl für Freiheit hatte schließlich nur mehr der Proletarier. Aber auch der nur, weil und solange er nichts zu verlieren hatte.

Auf der proletarischen Antithese zum Besitz läßt sich aber eine demokratische Republik nicht aufbauen.

Das Bürgertum versagte in Deutschland immer. Es hatte in Dutzenden von Kriegen wohl den Mut zum Sterben, aber es hat noch nie den Mut zum Leben gehabt. Und das, weil es aus Untertanen besteht. Auch heute noch. Der Untertan ist in Deutschland unsterblich. Und solange er das ist, werden wir keine richtige Republik haben.

Natürlich gibt es Ausnahmen. Solche Ausnahmen haben sich 1848 auf die Barrikaden gestellt, als ein bürgerlicher Frühling in Deutschland anzuheben schien. Das Bürgertum lief mit und das gab einen ersten Erfolg. Und dann brach alles kläglich an dem Untertanengeiste des Deutschen zusammen. Die revolutionären Geister (es waren brave Girondisten) flohen nach Amerika, nach der Schweiz, und der deutsche Bürger beugte sein loyales Haupt unter das viertelhundert Peitschen seiner ihm von Gott geschenkten Fürsten.

Darum, weil Deutsche Untertanen sind, fehlt ihnen auch das gesunde nationale Empfinden anderer Völker. Beim Deutschen ist nationales Empfinden stets mit Fürstenanbetung und in den letzten Jahrzehnten mit zivilem Militarismus verwechselt worden. Die heutigen Nationalisten sind Kriegsfreunde und Monarchisten! Eine friedfertige Freude an der kulturellen Entwicklung eines freien deutschen Volkes . . . ach, wer hat denn die?

Darum, weil Deutsche Untertanen sind, können sie sich auch nicht selbst regieren. Das ist so selbstverständlich, wie nur irgend etwas selbstverständlich sein kann. Der Bürger hat die Revolution nicht gemacht. Er wachte plötzlich in einer Republik auf. Und hatte große Angst! Und aus Angst wurde er Demokrat. Rosa, damit die Roten ihm nichts tun. Ich habe in München sogar viele Leute der „guten" Gesellschaft gekannt, die U. S. P.-Mitläufer wurden. Nur aus Angst! Später wurden sie Hitlerianer. Auch aus Angst. Der deutsche Bürger stellte sich mit zittrigen Beinen auf jeden der nacheinander kommenden Böden der Verhältnisse. Und

wurde nur wirklich böse, wenn ihm Einer ans Portemonnaie ging, ein Einzelner, den man erschießen konnte. Aber als der sogenannte Staat in der Inflation das tat, da weinte der Bürger nur, anstatt sich zu wehren, und fiel auf alle Bären herein, die man ihm aufhängte.

Warum auch nicht? Hat ein Untertan etwa zu denken gelernt? Wozu brauchte er das? Die Tochter des Denkens ist die Kritik, und die ist für den Untertanen die größte Sünde.

Es war ja sehr traurig, als der Bürger regieren mußte. Auch der Sozialist verstand es nicht, weil er in Deutschland zu 70% seiner Seele auch Untertan ist. Würde er, wäre es anders, als ausgesprochene Feldwebelnaturen die große Parteikarriere eröffnet haben, wie es doch gelegentlich der Fall war? Der regierende Untertan ist eine contradictio in adjectum. Und was er schafft, wird ein nonsens. Der deutsche regierende Untertan schuf sich antirepublikanische Richter und Staatsanwälte, eine antirepublikanische Reichswehr, antirepublikanische Gymnasial- und Universitätsprofessoren, einen zu 80% antirepublikanischen Beamtenapparat. *Er schuf eine antirepublikanische Republik!* Er schuf sie, weil er die antirepublikanischen Personen nicht abschaffte. Wo zeigte sich ein bürgerlicher Wille zur Republik? Wo zeigte sich der Mut, an die Feinde der Republik heranzugehen und sie kopfüber aus allen Ämtern und Stellen hinauszuschmeißen? Und wenn der Verwaltungskarren ein paar Jahre holprig gegangen wäre, was hätte es geschadet? Besser auf der holprigen Straße eines politisch ehrlich gewollten Zustandes als im sofaweichen Dreck, wie wir bisher gefahren sind.

Ich lebe hier in Holland in einem monarchisch regierten Lande. Aber diese Monarchie regiert demokratischer als unsere Republik. Diese kluge, liebenswerte Königin weiß, daß der freie Bürger Hollands Stütze ist. Dieser Bürger hat die große Tradition des bürgerlichen Kampfes um die Freiheit gegen die spanischen klerikalen und aristokratischen Unterdrücker. Und seine Regierung weiß, wie man freie Männer zu behandeln hat.

Hier gibt es keine Untertanen, wenngleich es große Liebe zur Königin gibt. Aber es gibt keine Furcht vor ihr. Sie ist die erste freie Bürgerin des Landes!

Das tut einem als Deutschen fast weh. Namentlich wenn man sich überlegt, daß mit dem besten Willen der Besten die Verhältnisse in Deutschland nicht besser werden. Erworbene Eigenschaften vererben sich. Der Untertanengeist ist in jahrhundertelanger Züchtung erworben und vererbt sich fort. Man sehe unsere Studenten an. Daß sie nicht rot werden, wenn sie sich an ihre Großväter erinnern, die mit Hieber und Büchse 1848 für die Freiheit starben?

Wie wird es erst in Deutschland aussehen, wenn diese junge Generation zu Richtern und Beamten wird?

XVIII.



KOCH

Also? — Es kommt die Monarchie in Deutschland? Vielleicht! Wahrscheinlich. Vielleicht ist sie erst dann ganz tot, wenn sie noch einmal kommt. Vielleicht kommt auch eine nationalistisch-militaristische Diktatur. Das ist ja jetzt, seit Mustapha Kemal, in der alten Welt Mode geworden.

Es wird das zu verhindern sein durch engsten Zusammenschluß der drei republikanischen Parteien und kompromißlose politische Taktik dieses Blocks gegen rechts. Das labile Gleichgewicht unserer Republik in ein stabiles zu verwandeln, halte ich aus den oben angegebenen psychologischen Gründen noch für Jahre hinaus unmöglich. Die Reichswehr ist das Produkt der bürgerlichen Gesinnung Deutschlands. Sie ist, so wie sie heute ist, mit ihrem wahnwitzigen und ruhig vom Parlament geschluckten Etat, mit ihrem reaktionär-volksunfreundlichen Sonderleben und der Mehrzahl ihrer Offiziere genau das, was *der Untertan* sich unter einer Reichswehr vorstellt.

Sie ist nur der *sichtbar* gewordene Teil der immanenten deutschen Gefahr: die Gefahr beruht darin, daß dieses große Volk noch innerlich zu wenig frei ist, um Subjekt seiner Politik zu sein. Und deshalb wird es Objekt, Material bleiben und dem gehören, der mit stärkster (nicht wertvollster) Hand nach ihm greift.

Und leider haben in Deutschland die stursten Köpfe den härtesten Willen! Wir können also noch Einiges erleben.

ROLF JUNGEBLUT
(Newyork)

PREUSSENSTIEFEL IN AMERIKA

Professor *Barnes,* der hervorragendste Kopf aus der Reihe bedeutender amerikanischer Soziologen, hatte den Mut, in einem Vortrag an der Universität Pennsylvania zu den Ursachen des Krieges sich zu äußern:

> „Der Geschichtslehrer ist in dieser Beziehung kein so großer Sünder wie der Zeitungsmann und der Prediger. In jedem zivilisierten Lande ist ein *Kriegskult* erwacht. Das Geschwätz über die nationale Ehre, die geschützt werden muß, Bilder der Nationalhelden, Generale in goldbedeckten Uniformen, vierte Juli-Feiern und Berufspatrioten gehören allesamt in diese Kategorie. Anführer dieses Kriegskultes sind die *Geistlichen.* Auf ethischem und theologischem Gebiet finden wir das Dogma von der *Läuterung des Menschen durch den Krieg.* Im letzten Kriege war die Geistlichkeit auf beiden Seiten, mit wenigen Ausnahmen, die blutdürstigste Advokatie des Krieges."

Daraufhin wurde die jingoistische Meute entfesselt und auf Barnes losgelassen, unter Anführung des halboffiziellen *„National Spectator"*, der in routinierter Demagogie unter der Ueberschrift *„Hochschulblödsinn"* erklärt:

„Die Gründe für unsere Beteiligung in diesem Kriege sind jedermann klar, ausgenommen einigen Professoren der Soziologie, denen wir die Erziehung unserer Jugend anvertrauen. Was augenblicklich notwendig ist im Verlauf des Kampfes, ist der *Ausrottungskrieg gegen jene Hochschulprofessoren, die Verallgemeinerungen herumspritzen* (who plash into generalizations), wie Professor Barnes."

Das ist ziemlich deutlich und unflätig zugleich. Kennen wir nicht diesen Ton zur Genüge? Was ist es anders als das Knarren des Preußenstiebels, der jetzt auf den Universitäten des Landes der Freiheit auftritt? Es liegt mir fern, mich darüber moralisch zu entrüsten. Warum sollte gerade Amerika der Hort der Lehrfreiheit sein? Verachtungswürdig und bekämpfenswert ist nur die Ummäntelung des Gewissenszwanges, unerträglich und beschämend die Heuchelei, mit der er abgeleugnet wird.





Gehen wir auf die Tatsachen ein. Weswegen stimmt die amerikanische Presse einstimmig ein Wutgeheul an, wenn das peinliche Thema des *Militarismus* berührt wird? Weil sie das Fell juckt. Weil es peinlich ist, sich vorwerfen zu lassen, man habe den Kreuzzug um den Weltfrieden geführt, und dann Gewehr, Parademarsch und Preußendrill nach Hause gebracht! Sehr wohl wissen wir, warum Amerika in den Krieg gezogen ist. Wir sind nicht vergeßlich! Und darum ist es Sache der amerikanischen Nation zu entscheiden, ob die Regierung das moralische Recht hat, die *Jugend zwangsweise mit der Waffe und der Bibel zu drillen.*

Als Bürger der Vereinigten Staaten, der vor dem Kriege und während des Krieges in Deutschland gelebt hat, habe ich die Spuren des Preußenstiefels genugsam in Schule, Kirche und Gesellschaft bemerken können. Wenn Spuren schrecken, — mich haben sie geschreckt. Gehen Sie nach *City-College*, gehen Sie nach *New York University*. Ich war entsetzt über den Betrieb, der dort herrscht. Es sieht nicht viel anders aus als in einer *Garnison*. Neben der Bibliothek, auf einem kleinen Hügel, sind vier mächtige

---

Kanonen aufgepflanzt. Die dickste ist ein Beutestück und stammt aus Krupps Etablissement. Dazwischen laufen die Studenten herum, *in Militärzeug*. Ab und zu bemerkt man Aeltere: höhere Ränge mit Ordensschnallen. An vielen Tagen erblickt man *keinen einzigen Zivilisten*. Die Colleges machen den Eindruck einer Instruktionsstunde, nicht einer wissenschaftlichen Vorlesung. An den zahlreichen Feiertagen werden *Militärparaden* abgehalten, die von der alt-preußischen Tradition nicht um ein Jota verschieden sind. „Der greise Feldmarschall" würde seine Freude haben an der schnurgeraden Front, an dem Stechschritt der paradierenden Studenten-Soldaten. Wie sich dieses moderne Einjährig-Freiwilligen-System mit Wissenschaft verbindet, ist mir unklar. Offenbar sind die amerikanischen Colleges und Universitäten mehr dem Ziele zugewandt, eine *wehrfähige* und *nationale* Jugend (national im Sinn von Macht und Autoritätsglauben) heranzubilden, als Studierenden der Wissenschaft die Wege zu ihrer Ausbildung zu ebnen.

Dieses System des Militärdrills ist aber nicht nur auf den Universitäten, sondern auch auf vielen *Schulen* in Blüte. Jungen, urteilslosen Menschen von 15 und 16 Jahren preßt man Säbel und Gewehr in die Hand. Der Ungeist der *Jugendkompagnien*, der in Deutschland während des Krieges wütete, macht sich jetzt hier auf Schulhöfen breit, die zeitweilig in Exerzierplätze verwandelt scheinen!

Es ist ein müßiges Beginnen der allzu eifrigen Presse, an diesen Tatsachen mit Wutgeheul vorbeizureden. Wäre gar nichts daran, so wäre es in der Tat seltsam, daß dem Kongreß augenblicklich die *Welch Bill* vorliegt, die die zwangsweise militärische Ausbildung als *ungesetzlich* erklärt!

Jeder Staat wird besorgt sein, einen körperlich *gesunden* Aufwuchs heranzuziehen. Die amerikanische Jugend ist ohnehin schon das Urbild von Gesundheit. Alle Arten des Sports werden vom Fabrikarbeiter bis zum Collegeboy in solchem Ausmaß betrieben, wie in keinem andern Lande der Welt. Die hinkende Rechtfertigung, daß militärische Ausbildung den *Körper stähle*, die ich so oft von Verteidigern des deutschen Militärdienstes gehört habe, fällt für Amerika also völlig fort. Hier sind Military Training Camps und Reserve Training Corps einzig und allein Mittel zur Schaffung einer *militärisch* durchgebildeten, kriegsbereiten, kriegswillfährigen Jugend. Jede offizielle Verdunkelung dieser Tatsache ist eine bewußte Unwahrheit. Und diese Unwahrhaftigkeit ist es, die entlarvt werden muß.

Militarismus ist keine Frage von Stärke und Ausbildung der Armee. Ob im Sommer 1924 300 000 Mann in den amerikanischen Militärlagern ausgebildet worden sind oder weniger, spielt gar keine Rolle. Militarismus ist eine *geistige* Einstellung. Militarist ist nicht, wer den Säbel trägt und den Befehl gibt, sondern wer

den Säbel *verehrt* und den Befehl *bewundert!* Die Ausrottung dieser verächtlichsten Kreaturen, denen wir die Erziehung unserer Jugend anvertraut haben, sollte das Ziel eines jeden vaterlandsliebenden Bürgers sein.

BRIEFWECHSEL ÜBER RICHTER UND REICHSTAG

I.

Königsberg i. Pr., 12. Juni 1926.

Liebes Tagebuch!

Leopold Schwarzschild schreibt in Heft 24 in seinem Artikel „Richter als Vorgesetzte des Reichstags" wörtlich: „. . . . und zweitens wird wohl kein Jurist behaupten, unter der bisherigen deutschen Gesetzgebung habe ein *Richter* darüber befinden können, ob ein ordnungsgemäß verkündetes *Gesetz* auch verfassungsmäßig sei."

Diese Ansicht ist unrichtig. Die überwiegende Mehrheit steht in Rechtsprechung und Wissenschaft auf dem Standpunkt, daß *jedes* einzelne Gericht die Verfassungsmäßigkeit von Gesetzen zu prüfen und Gesetze, die gegen die Verfassung verstoßen, nicht anzuwenden habe. (Jellinek in DJZ. 1921 S. 753; Thoma in Arch. d. öffentl. Rechts 43 S. 267; Stoll in Jherings J. 76, S. 195 ff.) Auch das Reichsgericht nimmt diesen Standpunkt wie die übrigen deutschen Gerichte ein und prüft z. B. in dem bekannten Urteil vom 4. 11. 1925 (621/24 V), veröffentlicht in JW. 1926, S. 142, ein verfassungsmäßig verkündetes Gesetz, nämlich das Aufwertungsgesetz, auf seine Gültigkeit hin.

Da mithin jedes Gericht die Verfassungsmäßigkeit eines jeden Gesetzes prüfen und verneinen konnte, bedeutet der Gesetzentwurf von *Külz* einen *Fortschritt,* weil nach diesem das die Verfassungsmäßigkeit eines Gesetzes verneinen wollende Gericht das Verfahren aussetzen muß und die Entscheidung dieser Prüfung nur dem obersten dort bezeichneten Gerichtshof zusteht.

Dr. Ernst Wechselmann,
Rechtsanwalt bei dem Oberlandesgericht.

II.

Bagni di Montecatini
21. Juni 1926.

Sehr verehrter Herr!

Sie haben die Freundlichkeit, mich auf zwei Irrtümer aufmerksam zu machen. Ich akzeptiere Ihre Korrekturen mit Vergnügen, — um so mehr, als es mir hier, fern allen Büchern, unmöglich sein würde, die Sachlage nochmals nachzuprüfen. Andererseits werden Sie mir zugestehen, daß es sich um zwei Details handelt, die den *eigentlichen* Gedankengang meines Artikels nicht berühren.

Die Ausdrucksweise „ . . . . *kein* Jurist wird behaupten . . . ." war also eine Hyperbel. Während z. B. *Anschütz* entschieden auf dem Standpunkt steht, daß der Richter kein Recht hat, die Verfassungs-

mäßigkeit ordnungsmäßig verkündeter Gesetze zu bestreiten, führen Sie andere Autoritäten mit gegenteiliger Meinung an. Und Sie führen ferner das bekannte Reichsgerichtsurteil vom November 1925 an, das ich in der Erinnerung auf die 3. Steuernot*verordnung* bezog, während es sich in Wirklichkeit mit dem Aufwertungs*gesetz* befaßte.

Aber gerade *daß* das Reichsgericht jetzt — zum ersten Male seit Bestehen des Deutschen Reiches! — plötzlich ein Recht des Richters proklamiert, ordnungsmäßig verkündete Gesetze anzufechten und außer Kraft zu setzen, gerade *dies* zeigt besonders klar, daß ein Gesetz notwendig ist, in dem dieser gänzlich neue richterliche Anspruch endgültig und eindeutig *zurückgewiesen* wird.

Denn der wesentliche Zug unseres gegenwärtigen öffentlich-rechtlichen Lebens besteht gerade in dem erbitterten *Kampf*, der zwischen den beiden Gewalten *Legislative* und *Jurisdiktion* ausgefochten wird. Es ist ein Machtkampf erster Ordnung, obwohl man auf den Straßen nichts von ihm bemerkt. Die Jurisdiktion sucht auf einer Reihe wichtiger Gebiete den Willen der Legislative zu sabotieren, — teils, indem sie die Tatbestände so interpretiert, daß sie nicht mehr in den eigentlich zuständigen Paragraphen passen, teils, indem sie die Paragraphen so interpretiert, daß sie nicht mehr auf die wirklichen Tatbestände zutreffen. Verleiht man, während ein solcher Machtkampf tobt, der Jurisdiktion nun gar noch den einwandfreien Rechtstitel, irgendeinen Paragraphen *nicht nur falsch zu interpretieren, sondern überhaupt zu annullieren,* so senkt man die Wage um ein weiteres Stück zu ihren Gunsten und nimmt der Legislative ein weiteres Stück ihres Einflusses. Darüber kann wohl kein Zweifel bestehen.

Darum würde der Külz'sche Entwurf, wenn er durchginge, nicht etwa ein Fortschritt, sondern eine Kapitulation sein. Es ist gewiß richtig, daß das Reichsgericht im November vorigen Jahres zum ersten Male einen Grundsatz aufgestellt hat, der *noch* schlimmer ist als der Külz'sche Entwurf. Aber gerade dieser erste Versuch mußte ein Ansporn sein, solchem Spuk sofort und ein für allemal ein Ende zu machen. Hätte das Reichsgericht anno 1913 sich unterfangen, dem Richter das Recht zuzusprechen, ein mit der Unterschrift Wilhelms II. verkündetes Gesetz für ungültig zu erklären? Es hätte sich gehütet! Heute, obwohl die Rechtslage sich nicht geändert hat, proklamiert es auf einmal dieses Recht! Das zeigt deutlich genug, woran wir sind. Ein neues Messer wird von der Jurisdiktion gegen die verhaßte, parlamentarische Legislative gewetzt. Und da genügt es nicht, daß Herr Külz nur *einigen* Richtern (statt *allen*) erlauben will, das Messer zu benutzen; da muß man schon *das Messer selbst* konfiszieren, — d. h. man muß ein Recht, das die Richter nur deshalb, ganz plötzlich, für sich in Anspruch nehmen zu können glauben, weil die Verfassung darüber *schweigt,* durch ein nachträgliches, klares Gesetz ihnen *ausdrücklich aberkennen.*

Diese Forderung war der Sinn meines Artikels; und er ist, wie Sie sehen, durch Ihre Richtigstellung nicht abgeschwächt, sondern im Gegenteil noch verschärft worden. Denn eben das angezogene Reichsgerichtsurteil zeigt, daß die Gefahr *noch weniger theoretisch* ist als ich dachte, daß sie vielmehr schon *brennend akut* ist!

Mit verbindlichstem Dank

L. S.

Das, was ich hier sagen werde, ist so kühn und sittenlästerlich, es rüttelt so ketzerisch und subversiv an den „Grundpfeilern" aller heiligen Überlieferungen, aller Staats- und Gesellschaftsordnung, daß ich nicht daran zweifle, daß mich alle „Guten" im Lande — wenn es noch ginge — am liebsten unter Halleluja zum Scheiterhaufen werden führen wollen. Die Aufgeklärten aber werden sprechen: „Es ist eine seiner Grotesken." Diesen zweiten erwidere ich: „Nein, es ist keine Utopie. Es ist einer jener Gedanken, der heute utopisch scheint und morgen Wirklichkeit ist."

Ich schlage vor, die Schwangerschaft zu therapeutischen Zwecken zu verwenden, sie zu qualifizieren und zu dosieren.

Daß die Schwangerschaft in vielen Fällen therapeutisch wirksam ist, ist eine alte Erkenntnis. Wie vielen bleichsüchtigen oder hysterischen Mädchen rät der Arzt: Sie müssen heiraten. Tausend- und abertausendmal erlebt man es, daß eine schwächliche, kränkliche Frau nach dem ersten Kind wie verwandelt ist. Kopfschmerzen, Magenschmerzen, Melancholie sind weggeblasen. Die Schmale, Engbrüstige wandelt sich in die blühende Matrone, die Dicke, die unter der Last ihres Fettes gelitten, wird schlank, beweglich, lebenssprühend. Daß da seelische Momente mitspielen, ist zweifellos. Aber daß sie die Hauptrolle spielen, ist mehr als unwahrscheinlich. Die moderne Drüsen- und Schwangerschaftsforschung zeigt uns die wahren Gründe. Die Schwängerung bedeutet eine wahre Umstimmung des weiblichen Organismus. Die Frucht, die sich im Mutterleibe bildet, ist diesem Leibe körperfremd. Der männliche Same hat den ganzen vegetativen Lebenskomplex des Mannes in den weiblichen Körper eingepflanzt. Eine Bluttransfusion ist dagegen ein Kinderspiel. Hier wird Blut, Lymphe, alle übrigen Körpersäfte in den Leib der Frau transfundiert. Es ist so, als ob man den ganzen männlichen Körper zerrieben und daraus einen alles enthaltenden Extrakt gezogen und diesen dann der Frau einverleibt hätte. Noch mehr! Es ist ja auch das Getriebe dieses männlichen Körpers, das ganze individuelle Wirken dieses ungeheueren Zellenkomplexes mit zu übertragen. Mutter und Embryo bilden eine Lebensgemeinschaft, ihre Säfte und Kräfte müssen sich aneinander angleichen. Wenn das Embryo den Mutterleib verläßt, hat dieser wohl für immer irgendeine neue durch Mann und Kind bestimmte Komponente erhalten. Zieht man noch hinzu, daß durch die Schwängerung der Körper gewaltig mobilisiert wird, daß noch nie gebrauchte Kräfte in Tätigkeit treten, so wird man verstehen, daß eine mächtige Umstimmung bewirkt wird, die die Konstitution der Frau und infolgedessen ihre Disponibilität für Krankheiten ändern kann.

Hat man also erkannt, daß der befruchtende männliche Samen das wirksamste „Organpräparat" ist, so ist eigentlich der Weg selbstverständlich, diese Medizin in ihrer Anwendung und Wirkung genau zu studieren, ihre Abarten zu unterscheiden und ihre Quantität vorzuschreiben. Die Möglichkeiten, die sich hier eröffnen, sind ungeheuer. Voraussetzung für dies alles allerdings wäre, daß die Schwängerung in diesen Fällen einen durchaus wissenschaftlichen und therapeutischen Sinn bekäme, daß ihr Sinn also nicht das Kind, sondern die Gesundheit wäre. Dadurch müßte natürlich auch der Sinn des Beischlafes geändert werden. Zwischen dem lustbetonten und absichtlich erfolglosen Beischlaf und dem Beischlaf mit dem Sinne der Fortpflanzung müßte sich der therapeutische einschieben. Der Zweck der Heilmethode ist ja nicht das Kindergebären, sondern das Schwangersein. Es müßte also, um in groben Umrissen einen Plan zu entwerfen, einmal je nach der Krankheit und der vorhergehenden Konstitution der Frau eine verschiedene Dosis „Schwangerschaft" verordnet werden. Das heißt, der Arzt müßte eine zwei- oder dreioder einmonatliche Schwangerschaft verordnen und sie nach Erreichung des therapeutischen Zieles unterbrechen dürfen. Auf diese Weise würde die Heilmethode keineswegs bloß ein Vorzug der verheirateten Frau sein. Aber noch mehr: bei weiterem Fortschreiten der Konstitutionsforschung wird man einer bestimmten kranken Frau Schwängerung durch einen bestimmten Mann bestimmter Konstitution anraten. Es ist ja bekannt, daß viele Ehen steril sind, daß aber beide Ehegatten nach Scheidung und Wiederverheiratung mit Anderen Kinder zeugen können. Dies ist schon ein Fingerzeig, daß tatsächlich die beiderseitigen Konstitutionen bei der Schwängerung eine große Rolle spielen. Es ist aber sehr wahrscheinlich, daß die Frau, nachdem sie einem anderen Manne ein Kind geboren, derartig konstitutionell durch die Schwangerschaft umgestellt wurde, daß sie nunmehr auch *dem ersten* ein Kind gebären könnte. Dies wäre ein neuer, allerdings nicht von jedem beschreitbarer Weg zur Bekämpfung der Sterilität. Man könnte sich hier sehr leicht in eugenische Phantasien verlieren. Wie oft tritt z. B. der Fall ein, daß ein Mann und eine Frau einander heiraten wollen, daß aber infolge der Ähnlichkeit ihrer Konstitutionen, infolge der Gleichheit gewisser körperlicher Minderwertigkeiten zu erwarten ist, daß eine Degeneration der Kinder eintritt. Hier könnte sehr wohl durch Verordnung einer dosierten Schwängerung durch einen Mann ausgleichender Konstitution der Körper der Frau sehr wohl umgestimmt, die gewünschte Ehe ermöglicht und undegenerierte Kinder erzielt werden.

Utopien, Utopien! hör ich es von überall rufen. Ja, gewiß, Utopien, wenn man Utopie etwas nennen will, was durchaus mög-

lich ist und nur — wer weiß wie lange noch? — an der Meinung der Menschen scheitert. Ich nenne es Samenkorn eines neuen Gedankens.

ERNST LORSY

DIE STUNDE DES KAUGUMMIS

Als der große Wrigley 1925 in Frankfurt a. M. seine Kaugummifabrik eröffnete, prophezeiten ihm manche einen Mißerfolg. Es habe in Deutschland schon immer Kaugummi gegeben, aber ein richtiger Massenartikel habe es niemals werden können. Und jetzt, nach einem Jahre, ist es offenbar, daß die Schlacht gewonnen werden wird. Im Zeichen des Volksentscheids entzweit, scheinen die Deutschen im Zeichen Wrigleys ein einig Volk von Gummikauern werden zu wollen. Es gibt vielleicht keinen Artikel, dessen Absatz hier während der Stabilisierungskrise so schnell gestiegen wäre wie der des Kaugummis. Der Fordson-Traktor bleibt hinter Wrigleys „Spearmint" weit zurück. Gummikauen ist die wohlfeilste Art, sich zu amerikanisieren, darum haben die Deutschen von heute, die eine starke Amerika-Sehnsucht in sich tragen, sie eben gewählt. Das heißt: sie sind von den Herren des Kaugummis als ein prädestiniertes Volk auserwählt und erfolgreich behandelt worden. Und heute sind sie kaugummireif.

Dies, daß ein Ladenhüter zum Modeartikel werden, daß eine stille kleine Sekte, die unauffällig an einer alten Gewohnheit klebte, zu einer von der Neuheit ihres Tuns überzeugten Massenbewegung anwachsen konnte, zeugt mehr als anderes für die Macht der Reklame. Die Geschichte des Kaugummis ist die Geschichte seiner Ankündigungen und liefert das schlagendste Beispiel für die bedürfnissuggerierende Rolle der Reklame. Augenblicklich steht es wohl noch fest, daß niemand, der nicht will, Gummi kauen muß. Immerhin können in Amerika schon wenig Leute umhin, es zu wollen. Warten wir bloß, bis die deutsche Kaugummireklame, die heute in den Kinderschuhen von drüben halbfertig bezogener Texte steckt, die Höhe der amerikanischen Reklame, nicht ihr irrsinniges Ausmaß, wohl aber ihre Anpassungsfähigkeit und Sicherheit, erreicht hat: es wird dann schwer sein, nicht Gummi zu kauen.

Der Weg, auf dem Kaugummi unaufhaltsam zur modernen Massenseele vordringt, führt über die Eselsbrücke der Weltkriegstrategie: über Massenhaftigkeit, über rein zahlenmäßige Häufung. Lange vor Joffre haben die Broadway-Strategen der Lichtreklame um die unwiderstehliche Wirkung eines Trommelfeuers gewußt, vor dem es kein Entrinnen gibt. Die Großstadt

wurde ihnen zum Schlachtfeld, auf dem das Publikum, nach der begründeten Erwartung der Reklame-Hindenburge, mit seinen notwendig schlechteren Nerven schließlich unterliegen muß. Der Großstädter hat sich an manches gewöhnen müssen, seine Reizschwelle rückt zusehends höher und höher hinauf, aber so stumpf wird er niemals werden wie das Wrigley-Männchen, das überhaupt keine Nerven hat. Das Wrigley-Männchen, dessen verschmitzter Trollblick uns neuerdings in unsere Träume verfolgt, tritt den Amerikanern schon seit vielen Jahren von den Glühbirnendächern ihrer Avenuen als nächtlicher Turner in den Weg. Hat man vor einem den Blick gesenkt, schneidet sein Kamerad das Blickfeld. Die Zahl der Wrigley-Männchen beträgt eine kriegsstarke Division, und der Herr dieser Truppe, der Mann Wrigley, ist ein bedeutender Feldherr.

Nicht Wrigley hat das Gummikauen erfunden. Hätte er das, so wäre er vielleicht das Genie, als das Humoristen ihn preisen. Er hat aber die ganzgroße Kaugummireklame erfunden, und schließlich ist ja die Reklame das wesentlichste am Kaugummi, und Wrigley übt durch seine Reklame einen Einfluß auf das Volk von Amerika aus, wie ihn seit Lincoln wenige ausgeübt haben. Will der Bürger der Staaten in seiner Bundeshauptstadt den Kapitolhügel besuchen, so muß er an einem Wrigley-Männchen vorbei. Bei Nacht ist das Kapitol dunkel, und die breite Pennsylvania-Avenue, die zu ihm führt, ist durchaus beherrscht von einem großen, in gelblichem Glanze zuckenden Wrigley-Männchen. Das Wrigley-Männchen besteht eigentlich aus jenen dicken Pfeilen, die Wrigleys Schutzmarke sind, und aufgeregt müllernd beweist es Amerika, daß es zu seiner Beruhigung Wrigleys Gummi kauen müsse. „Wohltuend und erfrischend," meint die Lichtreklame, „der Duft haftet," deklamiert sie, „parfümiert deinen Atem," schreit sie, „fördert deine Verdauung," brüllt sie, „erhält deine Zähne," keucht sie, „kau' es nach jeder Mahlzeit!", rät sie, mahnt sie, befiehlt sie, droht sie, erpreßt sie. Amerika kuscht und kaut.

Bei einem scharfen Prozeß stellte sich unlängst heraus, daß Wrigley 50 Prozent seines Reingewinnes Jahr für Jahr in Reklame investiere; es lohnt. Das Vermögen William Wrigleys wird auf 140 Millionen Dollar geschätzt. Sein Geschäftsturm am Michigansee ist ein Wahrzeichen Chicagos. Er hat das Gesicht Amerikas mitgestaltet und das Gesicht des Amerikaners mit Schicksalsmächten um die Wette modelliert. Er brüstet sich, in dieses Gesicht den berühmten harten Zug gebracht zu haben, der zwischen den Profilen Cäsars und eines Wiederkäuers glücklich die Mitte hält und den zu haben des Durchschnittsamerikaners Ehrgeiz ist. Trotzki rühmt Wrigley noch ein welthistorisches Verdienst nach. Indem er und seine Konkurrenten die Arbeiter Amerikas Gummi kauen gelehrt hätten, hätten sie

ein Hindernis auf dem Wege zur proletarischen Revolution errichtet. Durch andauernde Kieferbewegung komme man nicht zum Denken, zum Nachdenken über seine Klassenstellung, über die Bestimmung der Arbeit, über den Zweck des Lebens. Wrigley muß, wenn er diese Sätze liest, etwas tun, wozu amerikanische Multimillionäre überhaupt neigen: er muß sich für einen Wohltäter der Menschheit halten.

Ganz bestimmt hält er sich für einen Wohltäter Deutschlands. Er war es, der 1919 dem Senator Johnson von Kalifornien, seinem Freunde, jene Kampagne bezahlte, die Präsident Wilsons Völkerbundsplan vor dem amerikanischen Volke zu Falle bringen sollte. Kaugummifabrikant und Senator reisten dem aus Versailles krank heimkehrenden Präsidenten von Stadt zu Stadt nach, und Johnson mußte jeder für den Völkerbund werbenden Rede Wilsons eine völkerbundfeindliche Gegenrede nachsenden. Nun, vielleicht hat Wrigley damals wirklich etwas Gutes für Deutschland getan. Auf alle Fälle kommt er mit seinen Wrigley-Männchen, den Dank einzukassieren.

Weiß Gott, warum Wrigleys Kaugummi den anderen Sorten, Adams, Parson usw., so oft vorgezogen wird. Alle Kaugummifabrikanten führen eine Hauptsorte, die mit Pfefferminze parfümiert ist. Der angelsächsische Gaumen hat Duft und Geschmack des Minzenkrauts durch alle Geschichte entzückend gefunden. In England reicht man zu Lammsbraten Minzentunke. Aber Wrigley will nicht den Saft des gewöhnlichen Minzenkrauts seinen Gummistängchen zugesetzt haben, er behauptet vielmehr, etwas Besonderes zu verwenden, Speerminzenkraut, dessen Blätter die verdickte Pfeilform der Arme und Beine der Wrigley-Männchen und der Turmspitze seines Chicagoer Wolkenkratzers haben. Es handelt sich nicht so sehr um eine Geschmacksnuance als um einen Talisman. Früher einmal hat man in Amerika aus Whisky, Soda, Zucker und jenem Speerminzenkraut einen Erfrischungstrank gebraut; Wrigleys Talisman hatte dabei die Funktion des Waldmeisters in unserer Maibowle. Man versuche sich doch einen Deutschen vorzustellen, der sich aus Waldmeister einen Wolkenkratzer gebaut hat. Oder auch aus Speerminzenkraut.

Er wird aber kommen, der große Deutsche, er ist im Anmarsch begriffen, er bleibt uns nicht erspart. Heute noch ist Wrigley der Mann, für den Amerika Gummi kaut und für den ich und du und wir alle werden Gummi kauen müssen; doch das kann sich über Nacht ändern. Über Nacht kann Renans genieschaffender Augenblick kommen, da aus der Fülle der Zeiten ihr Vollender geboren wird. Und dann wird das Unvermeidliche Ereignis werden: die Geburt der nationalen Kaugummiindustrie aus dem Geiste der Reklame.

Haus der vergifteten Knaben.

Anders als sonst in Moskaus Kinderheimen öffnet sich das Tor desjenigen im *Denischni Pereulok,* kein Knabe versieht hier mit drolliger Wichtigkeit das ihm von den Kollegen anvertraute Amt des Torhüters, nein, eine alte berufsmäßige Pförtnerin. Es ist eine geschlossene Anstalt: „Haus der jugendlichen Narkomanen".

Kinder haben sich, charakteristische Erben eines verfluchten Zeitalters, an den Genuß von Drogen gewöhnt, mit denen die Erwachsenen sich zur Flucht aus der Wirklichkeit von Kriegsnot und Hungersnot verhalfen.

Noch war die Blockade um Rußland lückenlos geschlossen, noch sperrten die Fronten der Intervention von allen Seiten das Land — und schon waren Schmuggler hereingelangt, aus Polen und Deutschland kamen sie mit Kokain und Morphium und die chinesischen Straßenhändler, von denen es in Rußland wimmelt, boten öffentlich Spielzeug und geheim Opium zum Verkauf; fast alle Chinesen Moskaus sind leidenschaftliche Opiophagen und hatten genügende Mengen aus der Heimat mitgebracht, gegen Bezahlung davon abgeben zu können. Die Kokainhändler verschenkten in den Spelunken und auf der Straße eine Dosis des weißen Pulverchens an fremde Leute — sie wußten, morgen werden die fremden Leute wiederkommen, die neue Dosis um so besser bezahlen, ständige Kunden bleiben. Die Seuche entstand, verbreitete sich rapid, da jeder Narkomane bemüht ist, den Nebenmenschen des gleichen „Glückes" teilhaftig werden zu lassen, Proselyten zu werben. Und so gelangten auch die Straßenkinder zu dem weißen Gift; in einem einzigen Heim für verwahrloste Jugendliche Moskaus erwiesen sich von fünfhundert Insassen sechsundvierzig als Kokainomane oder wenigstens als Kokainisten. Es gibt noch jetzt zehnjährige Kinder, die täglich drei Flaschen Wodka konsumieren, was gleichfalls ein starkes Budget erfordert, vermehrt um das für „Papyrosy"; hundert Prozent der Moskauer Straßenkinder sind Zigarettenraucher, es gibt Sechsjährige, die oft dreißig Stück am Tage verpaffen, also stehlen oder von gestohlenem Geld kaufen müssen. Die strengen Maßnahmen der Behörden waren nicht bloß von sanitären Gründen diktiert, sondern auch von solchen der öffentlichen Sicherheit.

Auf dem Denischni Pereulok, in jenem Haus, dessen Tür sich anders als sonst in Moskaus Kinderheimen öffnet, sind die vergifteten Kinder untergebracht, hierhergeführt von der Polizei, die sie berauscht in einem Winkel fand, vom Jugendgericht, dessen ärztliche Experte in dem kleinen Angeschuldigten einen Narkomanen diagnostizierte, oder aus dem Kindernachtasyl, wo es das Personal war, das die Feststellung machte.

Im Narkomanenheim bekommt jeder Junge täglich nach dem Mittagessen und nach dem Abendbrot zwei Zigaretten — eine Verminderung dieser Ration würde ihn das Rauchen noch begehrenswerter und die Internierung noch schwerer empfinden lassen. (Die angestellten Pädagogen und Ärztinnen dürfen übrigens im Hause nicht rauchen, damit gezeigt werde, daß sie nicht selbst einer Gewohnheit rettungslos verfallen sind; und so ergibt sich das Faktum einer Wohnstätte, in der Kinder *rauchen dürfen und Erwachsene nicht.)* Von Alkohol, Kokain, Morphium oder Opium werden die Kleinen keineswegs durch eine allmähliche, sondern durch eine radikale Entziehungskur zu heilen versucht, es gibt kein Narkotikum in der Anstalt. Das hat zur Folge, daß die Kinder in den ersten drei bis vier Wochen ungebärdig, *wütend* sind, stundenlang schreien, im Affekt die *Fensterscheiben zerschlagen* und *ausbrechen* wollen; wiederholt ist ihnen auch trotz aller Vorsichtsmaßregeln die Flucht gelungen. Nach einem Monat Aufenthalt pflegen sie zumeist das Gift zu vergessen und können nach Verlauf eines weiteren Monats einer Arbeitskommune für Jugendliche zugewiesen werden — wenn nicht die Abgabe in die neurologisch-psychiatrische Kinderklinik notwendig erscheint. Die Halbgeheilten kommen während des Sommers nach dem Ort Talgren, der dreißig Kilometer nördlich von Moskau, nahe der Kinderstadt Puschkino, gelegen ist und ein Dorf der jugendlichen Narkomanen bildet; hier, bei autonomer Werkstätten- und Landarbeit in schönem Terrain, verlieren sie auch den Rest ihrer Sehnsucht nach dem praecox erworbenen Koks und den anderen Lastern typischen Großstadtcharakters.

Im Haus auf dem Denischni Pereulok würde man den Bewohnern die Heilungsmöglichkeit schwerlich ansehen — das sind nicht Insassen von Kinderheimen, mit denen der Staat Staat machen kann. Hier gibt es keinen Pionierklub (die russischen Pfadfinder sind ebenso wie die Jünglingsorganisationen gegen Alkohol und Nikotin verschworen), hier gibt es keine Selbstverwaltung, hier gibt es wenig Schul- und wenig Werkstättenunterricht. Die Knaben laufen oder lungern umher, den Rauch der Zigarette inhalierend, manche haben einen Verband auf beiden Händen — verletzt, als sie im Sehnsuchtsaffekt die Fensterscheibe zertrümmerten, oder haben sich selbst gebissen. Man kann wenig mit ihnen anfangen, selbst zur experimental-psychologischen Prüfung, die einmal wöchentlich vorgenommen werden soll, bequemen sie sich nicht. Ungeniert betteln sie den Besucher um Zigaretten an oder um seine Handschuhe, und man muß acht geben, nicht bestohlen zu werden. Dabei stellen die Narkomanenkinder in einem hohen Prozentsatz die begabteste Schicht des russischen Vagabundentums dar, was zum Teil eine Folge der nervenreizenden Toxine ist, zum Teil darauf zurückzuführen, daß der unbezähmbare Trieb, sich die teuren Drogen zu verschaffen,

erfinderisch und geschickt und waghalsig macht. Diese Begabung ergibt sich nicht bloß aus den experimentalpsychologischen Versuchen, sondern auch die Bilder beweisen es, die an der Wand hängen, meist Motive aus der Lebensweise der Obdachlosen, aber in originellerer Art dargestellt als sonst derartige Kinderzeichnungen zu sein pflegen. Etlichen Gemälden merkt man schon den Einfluß der Erziehungsarbeit an, auf einem ist das Elend im Asphaltkessel dem Glück des Kindes gegenübergestellt, das im Entgiftungsheim Aufnahme gefunden hat. Darunter steht: „Wer ein guter Bürger der U. S. S. R. werden will, der muß das Kokain wegwerfen und sich im Narko-Dispensaire heilen". Auch ein Dichter ist da, der zwölfjährige Beglow, genannt „Zigeuner", von dem bereits Verse veröffentlicht worden sind, u. a. in der vom Moskauer Kommissariat für Gesundheitswesen herausgegebenen Zeitschrift „Für neues Sein". In der Kanzlei lese ich die Gedichte und äußere den Wunsch, eines davon mit persönlicher Autorisation des Dichters ins Deutsche zu übertragen. Die Erzieherin ist gleich bereit, den Jungen zu holen, aber sie kommt allein zurück. Beglow hat sich ins Bett gelegt und denkt gar nicht daran, aufzustehen; wenn jemand etwas übersetzen wolle, so brauche er den Verfasser nicht dazu. Das flößt mir Respekt ein, denn es gibt kaum einen Literaten auf der Erde, der nicht herbeiliefe, wenn sich die Chance bietet, in einer Weltsprache berühmt zu werden. Ich muß selbst ins Schlafzimmer zu Beglow gehen, schwarzhaarig liegt der Knirps im Bett, sein Gesicht ein quittenfarbenes Dreieck mit zwei hellblauen Kugeln, und rät mir ab, das Poem zu übersetzen, das ich mir ausgesucht hatte. „Nehmen Sie lieber den Njuchoder (Der Schnupfer), der ist, unter uns gesprochen," die hellblauen Kugeln blinzeln, „viel ehrlicher." Als Honorar möchte er drei Zigaretten, die ich ihm leider nicht geben darf, und so muß das Gedicht hiermit unbefugt publiziert werden:

Der Schnupfer.

Den ganzen Tag hab' ich mich heut' herumgetrieben,
Ich lief und stahl und stritt mit anderen Dieben,
Ich fror fast nicht, erst abends ward mir kalt,
So kroch ich denn in meinen lieben Kessel für Asphalt.
Rund rollte ich mich ein in meinem runden Haus,
Auf meinem alten Stroh schlief ich mich aus.
Doch jetzt bin ich erwacht, darf mich nicht länger freuen,
Auf Diebstahl geh' ich aus von neuem;
Ich habe gut geschlafen, neue Kraft,
Fünf Rubel sind für Beglow leicht geschafft.
Ich kaufe Koks und schnupfe mit Gefühl.
Ist es vorbei, beginnt das Kartenspiel;
Und ist die letzte Kopeke verschwunden,
Geh' wieder ich zu meinem Haus, dem runden.

Gregor Beglow, genannt „Zigeuner."

SAINTE-BEUVE ODER DER KRITIKER

Sainte-Beuve, Mes Poisons, cahiers intimes inédits, publiés par Victor Giraud, Paris, Plon 1926.

Sein Bild nach dem Tagebuch der Goncourt, das nicht ohne die Ranküne zu wenig gehätschelter Literaten ist: Klein, rund, mit kahlem, blinkendem Schädel, darauf eine schwarze Seidenkappe gegen die Zugluft, Sakristan oder Provinzbibliothekar. Rote Bäckchen, eine fette, weiche Hand. Er schwatzt gern, lispelnd, mit häufigen Bosheiten. Unten, im Erdgeschoß, an der Rue Montparnasse, ein Salon mit Plüschmöbeln und das Speisezimmer eines Junggesellenhaushaltes. Oben sein Schlaf- und Arbeitsraum, Bücher, Bücher, Zeitschriften, Zeitungen auf den großen Tischen und hinan bis zum Plafond. Wollpantoffeln, Wollsachen wie ein gichtischer Portier. Dumme Mätressen, die öfters wechseln, ein epikuräischer Spießer, verärgert, blasenkrank. Dazu die Erinnerungen seines treuen Sekretärs Troubat. Der Montagartikel. Diktat von Dienstag bis Donnerstag. Am Freitag, eingesperrt, mit verstopften Ohren, Studien für den neuen. Samstag und Sonntag Korrektur, Revision, Pause am Montag. Vom Dienstag ab wiederum Diktat. Also ein Leben fast wie Balzac, den er nicht leiden konnte („ein Genie, ja, aber ein Ungetüm"). Das Weib, die „Odaliske", „um den Tintengeruch zu verjagen." Die Gegenwart von Alzyre muß ihm helfen, über Terenz und über Gavarni zu schreiben. Ein universelles Hirn. „Le dernier critique" sagt, als er tot ist, George Sand. Die Goncourts berichten noch, wie er bei Mathilde Bonaparte, der liberalen kaiserlichen Prinzessin, klagt, er habe da in seinem Kopf ein Fach und fürchte sich immer, es zu sehr zu öffnen. Daher seine Exzesse in der Arbeit. Es ist das Bewußtsein, nie geliebt zu werden, „weil man alt ist und sich lächerlich machen würde . . . und weil man häßlich ist." Oder die Goncourts schildern ein Diner, das er zwei Jahre vor seinem Tode gibt. Er ißt nichts, steht auf, schleicht herum, und dann spricht er von seiner Medizinermisere, als in sieben Monaten nur einmal seine Mutter zu ihm kam, von seiner entbehrenden Freudlosigkeit.

Er ist noch immer, nach sechs Dezennien, ein Mittler und Lehrer der europäischen Ueberlieferungen. Als ein „großer Kenner der menschlichen Natur", wie ihn Taine vor den Exzellenzen der Akademie genannt hat. Als einer, der nicht generalisierte, sondern darauf ausging, „das Individuum zu entdecken." Die Kritik ist ihm das Vergnügen, die Geister „zu erforschen, nicht zu schulmeistern." „Das letzte Wort, ich würde es noch suchen, eher es erraten lassen, als daß ich mich entschließen könnte, es zu schreiben, ich würde es nur im äußersten Falle riskieren." Die

Kritik ist ein breiter, lichter Strom, der sich um die Werke und Denkmäler der Poesie schlängelt, sie widerspiegelt, „les embrasse, les comprend." Die Kritik ist eine „halbe Schöpfung." Eine halbe.

* * *

Er hat allmählich, zaudernd und doch mit der Ungeduld der Eitelkeit sich selbst enthüllt. Nachdem er zuerst an den Dichter in sich geglaubt hatte, (das Pseudonym Joseph Delorme und der Roman „Volupté"), und nach der schlimmen Indiskretion seines „Livre d'amour", das er drucken ließ als Mann von neununddreißig. Das ist das Buch über sein behauptetes Verhältnis zu Adèle Hugo, der Gattin Victors, des Olympiers. Und es greift in Reminiszenzen zurück. Er und Hugo sind Anfänger. Sainte-Beuve hat ein Feuilleton im „Globe" über Hugos „Oden und Balladen" veröffentlicht. Hugo geht in die Rue de Vaugirard, ihm zu danken und lädt ihn zu sich. Intime Freundschaft. Sainte-Beuve ist oft mit Adèle, deren Mann viel fortbleibt, allein. Ein Mädchen, Adèle, wird geboren. Sainte-Beuve ist Pate. Hugos Rausch für die Schauspielerin Drouet entbrennt. Und in dieser Krise gibt Sainte-Beuve seine Gedichte heraus, worin er „Mon Adèle" sagt wie ein Liebhaber und die Vaterschaft ihrer Tochter sich zuweist: „Enfant, mon lendemain, mon aube à l'horizon." Ein Unwetter. Hugo verbietet Sainte-Beuve sein Haus. (Dennoch wird Frau Hugo ihn nicht boykottieren.) Die Tatsache ist, daß der Kritiker über den Olympier nicht mehr schreibt.

Er hat zu dichten aufgehört. Doch er strebt nach einer anderen Art, um sich Produktivität noch vorzutäuschen und über sein Privates nicht ganz stumm zu sein. Jetzt verfährt er dabei sehr zaghaft. Denn er ist „un timide." In den Anhang eines kritischen Werkes schmuggelt er etwa fünfzehn Seiten „verschiedener Gedanken." Nach drei Jahren wagt er es abermals, und er stellt eine „Elegie" hinzu. Ein drittes Mal; nicht in Sonetten, wie er bemerkt, sondern in Maximen. Ein viertes Mal; „vertrauliche Gedanken" aus seiner Schublade. Ein fünftes Mal, ein sechstes. Er hat noch zwei Faszikel vorbereitet. 1876 sind, nach seinem Wunsch, die „Cahiers" erschienen. Den unbekannten und bedrohlichsten Rest veröffentlicht nun Victor Giraud. „Mes poisons", der Titel für dieses „Arsenal der Rache", ist nach Sainte-Beuves Motto gewählt: „Das hier sind Giftfarben. Man verdünne sie, und sie werden Farben sein."

* * *

Gesammelt hat er die schärfsten Analysen der literarischen Charaktere, denen er feind war. Und da er sich nie abgewöhnte, Horaz zu lesen und den Klassizismus zu verehren, sind es die romantisch Aufgeregten, die Pathetiker, Chateaubriand natürlich vor allen. Seine Weltflucht in eine Zelle, „ja, aber in eine Zelle

auf einem Theater." Lamartine, der Dichter des „Sees", dessen Poesien jetzt nur noch Pfützen sind. Der „Paganini der Politik". Der engelhaft Verlogene: „Sein Wort zählt nicht, er vergißt es." Lamennais, der messianische Priester, in dem die dunklen Triebe die Herrschaft gewonnen haben, wie die sich empörenden Ruderer einer Galere: „Lamennias hat keinen Willen über seine Feder, sie kann nur gewaltsam sein und er ihr nur gehorchen. Er kommt mir vor wie ein ungezogenes Kind mit einer geladenen Flinte, die größer ist als es selbst und in seiner Hand jählings losgeht." Cousin, der Popularphilosoph: „Er ist keine Person, er ist ein Element, ein Meteor, das vorüberflammt, ein brausender Gebirgsbach. Wir wollen uns vor ihm hüten und ihn genießen." Cousin, der Redner: „Er nimmt das Wort, ehe er weiß, worüber er debattiert, er faßt eine Meinung, während er spricht, und hat er sie, dann stürzt er sich darauf und findet kein Ende." Die Sand, zwischen einiger Niedertracht über ihre Erotik und ihre Geldgeschichten: „Lange stand ich neben der Frau, die Lelia schrieb, wie neben einem Abgrund, dessen Rand von prächtiger, lachender Vegetation bedeckt ist, und ich lag im hohen Gras und bewunderte. Doch eines Tages neigte ich mich zur Tiefe und sah! O quanta Charybdis!" Balzac, jenes „Ungetüm", der „fort de la halle", der Lastenträger aus der Markthalle. Ein „Arzt für Spezialkrankheiten", ein „Modewarenhändler, der verkauft, zurückkauft und kuppelt." („Balzac ist der Romandichter, der die Korruption seiner Zeit am besten kannte und sogar fähig war, sie zu vermehren.") Michelet: „Er möchte für einen Dichter gelten, und er wird es im Schweiße seines Angesichts" Doch auch Bitteres oder Perfides über andere. „Alfred de Musset, gestorben am 2. Mai 1857. Er hat das Leben nur noch gehaßt, seit es nicht mehr die geheiligte Jugend war." Mérimée; ein Zug von Fashionablem in ihm, der den Künstler hemmt und ihn eiskalt macht." Gautier, parfümiertes Haar, scharlachrote Weste, doch übler Atem; so der Mensch, so seine Poesie, „un petit souffle fétide qui corrompt." Oder die Zeilen über den schroffen Doktrinär Royer-Collard: „Er hat die Unverschämtheit bis zur Majestät erhoben." Ueber Guizot, den liberalen Minister, der anfangs schlecht schrieb: „Man kann sagen, daß er auf dem Marmor der Tribüne seinen Stil geglättet hat." Ueber den Kritiker Planche, Sainte-Beuves banalen Widerpart, der sich nicht literarisch erneuert, der „von seinem Talg lebt." Ein Artikel von ihm gelangt zu spät in die Druckerei. Aber die Setzer wissen, daß der vorige noch nicht abgelegt ist, und sie können ganze Phrasen, die immer wiederkehren, daraus verwenden.

Hier rechnet Sainte-Beuve auch mit Hugo ab. Er befreit sich als einer, der moralisch im Unrecht ist, von Verdrängungen. „Ich kann ihn nicht als Charlatan demaskieren, ohne mich selbst an-

zuschuldigen, daß ich dumm gewesen bin." Die gealterte Juliette, die ihrem Gotte schmeicheln muß: „Du strahlst", sogar wenn es sich um die Wirtschaftskosten handelt. „Sie sind groß, mein Herr, ja; aber die Welt ist größer. Sie ist groß genug, daß man darin leben und Ihnen ausweichen kann." Als junger Lyriker war er ein blonder Polyphem. Er ist es noch heute, doch mit rötlichen Borsten am Kinn. Wie der Zyklop schleudert er Felsstücke von der Insel Jersey. Er ist der Mann, für den der Reim die Allgewalt hat, der hyperbolische, der aufdonnert. „Die Kanonen um den Invalidendom sieht er riesig, ungeheuer; und dabei sind sie lang und schmal, fast Feldschlangen von weitem, die man in die Tasche stecken möchte." Hugo ist Mitglied der Akademie: „Sie hat es hin und wieder nötig, defloriert zu werden." Er ist der hämmernde Vulkan, das Krokodil, der Walfisch, ist Caliban. Jedoch der Abschnitt gegen ihn klingt aus: „Donnerstag, den 27. August 1868 ist Frau Victor Hugo in Brüssel gestorben."

* * *

Das ist die Wunde in Sainte-Beuve, die entscheidende Demütigung. „Mon Adèle", sagt er wieder, indem er ihr Gefühl dem gezierten der Récamier vorzieht. Und kleinlaut: „In der Liebe habe ich einen winzigen, wahren Erfolg gehabt, meine Adèle." Dezember 1840: „Ich will nur sie noch lieben." Aber dann: „Illusion, ich habe sie von neuem verloren und hasse sie. Sie hat kein Herz mehr, und sie war immer geistlos."

Er konstatiert, wie bei jenem Diner: „Ich bin wohl der, der am meisten in der Liebe abgelehnt worden ist, und der am meisten Freundschaften abgelehnt hat." Spärlich, was ihm sonst durch Frauen begegnete. Damals, 1840, bittet er Frédérique Pelletier, die Tochter eines Generals, um ihre Hand. „Ma Frédérique" verschmäht ihn: „Der letzte Traum ist zerbrochen." Er hat Freundinnen, nach der vielgeliebten Hortense Allart de Méritens, gegen die er bald unhöflich werden muß, die Arbouville, die er in dem romanhaften „Clau d'or" skizziert, und der er das „Lütticher Sonett" widmet. Seine Geliebte ist sie nicht. „Eine häßliche Frau ist noch koketter als eine schöne," sagt er von ihr; „sie fordert die Männer heraus, indes die zweite auf sie wartet." Doch als die Arbouville 1850 stirbt, ist mit ihr „alle Grazie des Lebens" für ihn untergegangen: „Sie hinterläßt in meinem Herzen nicht die Leere, aber die Oede." Bald zollt er ihren Manen, die er nicht beleidigen wollte, keinen Tribut mehr. Und es gibt nur noch die „physische Liebe" für ihn.

Klar beobachtet er seine langsame Erstarrung: „Ich habe weder Frühling noch Herbst gehabt, nur einen dürren, heißen, tristen, harten Sommer, der alles verzehrt hat." Er sehnt sich, 1841, nach seiner Jugend, „als ich unglücklich war." „Ich er-

mangle der echten Leidenschaft; mein Leben war nur eine Reihe von hitzigen Launen." Es ist die Armut dessen, der „die Tugend in sich welken ließ." Der keine Quelle ist. „Je mehr man sich den wirklich vornehmen Männern, den großen Geistern nähert, auf desto reichere Quellen in ihnen stößt man. Ich bin anders, ich habe das Bedürfnis, mich zu verbergen. Sobald man aus mir direkt schöpft, versiege ich. Ich brauche Wasserreservoirs." Sein Schutz ist die Kritik, die Kontemplation. Eine fragwürdige Gabe. Aber Sainte-Beuve hehlt nichts von diesen Fragwürdigkeiten. „In meinen Porträts ist oft das Lob nur äußerlich, die Kritik innerlich. Man drücke den Schwamm, und der Essig fließt heraus." Kritik ist das Vermögen und der Zwang, durch die Haut zu sehen: „Bei gewissen Tieren zeigt die Durchsichtigkeit der Gewebe dem bloßen Auge in tausend Nuancen das Geäder und den Lauf des Bluts. Eine sonderbare Geistes- und Augenkrankheit hat mir die traurige Gabe dieses durchdringenden Blicks geschenkt. Für mich ist jeder Mensch ein Chamäleon." Und dennoch ein Ersatz für die von ursprünglicher Qual, ursprünglichem Schmerz geweihte Produktivkraft, die er nicht besitzt: „Inwiefern hat meine Seele die zarten und großen Seelen, die ich aufrief, um sie zu malen, verfehlt? Worin hätte ich Theokrit nicht getroffen, Frau von Lafayette oder den Kardinal Richelieu?" Das ist die Resignation und die Wahrheit dieses posthumen, gegen das eigene Autoren-Ich schonungslosen Notizbuchs.

L. ANDRO.

WIENER FRAUEN.

Ein kleiner Zyklus.

Die Trafikantin.

Im Leben des bürgerlichen Mannes ist sie eine Art Aspasia; sie stellt die Erotik und die Geistigkeit dar, denn sie ist es, die ihn mit Rauchwaren und der Zeitung versorgt.

Ihre große Stunde hat sie zu einer für Frauen ungewöhnlichen Zeit: morgens zwischen acht und neun. Da strömt die ganze Männlichkeit der Umgebung in ihren kleinen engen Laden und jeder bietet ihr eine Freundlichkeit, da sie die erste Frau ist, die er erblickt, wenn er der häuslichen Dumpfheit, sei sie durch Gattin, Mutter oder Zimmerfrau verkörpert, entronnen ist. Natürlich läßt sich unberechtigtes Eindringen der weiblichen Elemente nicht ganz vermeiden, von Hausfrauen mit Milchflaschen oder Dienstmädchen, welche die Zeitung abholen; doch diese werden nicht weiter regardiert. Sie fühlen selbst, daß sie nicht hierher gehören und daß ein Klatschstündchen wie drüben beim „Greisler" hier nicht möglich wäre, darum verschwinden sie rasch mit einem mißtrauischen Blick auf die Circe, die eben die gewünschten „fünf Memphis sehr weich" auswählt. Es kann natürlich auch vorkommen, daß sie alt und häßlich ist, aber die Kriegswitwen und Invaliden, welche die Konzession zur Tabak-Trafik besitzen, wissen ge-

wöhnlich ganz gut, warum sie sich nicht persönlich zeigen und sich lieber durch eine hübsche Verkäuferin vertreten lassen.

Eben weil es eilig hergeht, ist alles intensiv; intensiv die Kurmacherei, intensiv die politischen Streitigkeiten. Zu langen Diskussionen ist keine Zeit. Der Beruf winkt, ausdrucksvolle Blicke vertrösten das Fräulein Lintscherl auf später. Es gibt ja noch ein Abendblatt . . . .

Nachher wird es stiller, was dann kommt, sind Pensionierte oder Ausrangierte. (Ganz Vornehme kaufen nur in der Spezialitäten-Trafik.) Höchstens, daß ein armer Student die Trafik als Lesestube benutzt und die verschiedenen Zeitungen durchblättert, ohne eine zu kaufen, was die Trafikantin lächelnd geschehen läßt. (Ich möchte niemandem raten, dergleichen in einem Berliner Zeitungskiosk zu versuchen.) Allerdings kann man sich revanchieren, indem man ihr beim Auflösen des Kreuzworträtsels in der von gestern übriggebliebenen Zeitung hilft. Ihm macht der ägyptische Sonnengott weiter keine Schwierigkeiten, der unfehlbar in jedem vorkommt. Man wird die Auflösung gemeinsam einsenden und den Preis gewinnen — fünf Millionen! Ja, Fräul'n Lintscherl, dann . . .! Beide seufzen. Aber natürlich gewinnt man den Preis nie.

Ich weiß nicht, ob eine Statistik darüber existiert, was aus den Trafikantinnen später wird: ob sie glänzende Partien machen oder in die große Liebeskarriere eingehen. Wenn es ihnen nicht gelingt, ist es jedenfalls ihre Schuld. Keine hat die Trümpfe so in der Hand wie sie. Keine regiert so über die Schwächen des Mannes: die Zigarre und die Zeitung. In Berlin und anderwärts nimmt man Rauchwaren durch einen Mann entgegen und kauft die Zeitung auf der Straße; der frauenfreundliche österreichische Staat läßt beides zusammen durch eine Mädchenhand verabreichen. Gibt es eine größere weibliche Chance auf Erden? — —

Aber sonderbar: so viele Trafikantinnen ich auch beobachtet habe, den Tigerblick des großen Mistviechs, das alles dur[illegible]setzt, was es will, habe ich auf all' diesen freundlichen Mädchengesic[illegible]rn [illegible]icht gesehen.

*

Die Modeschriftstellerin.

Sie ist ja nicht durchaus eine wienerische Erscheinung. Aber: hier gedeiht die Art der tapferen Frau besonders gut, die sich und ihre Kinderschar recht mühsam durchbringt und dabei aussieht, als wäre sie immer noch die große Dame von einst.

Ihr Lasterchen wurde ihre Rettung: sie liebte schöne Kleider über alles und verbrachte viele Stunden in den Salons der großen Schneider. Sie erwarb die schwere Kunst, einen Crèpe de Chine von einem Crèpe Satin zu unterscheiden und ein Godet von einer gemeinen Hohlfalte. Davon lebt sie jetzt.

Man soll seine Laster pflegen. Man wird immer eher von ihnen leben können, als von seinen Tugenden.

Morgens, wenn sie um halb sieben aus dem Bett stürzt, das Frühstück für die Schulkinder bereitet, fällt ihr der Anfang ihres nächsten Artikels ein: „Die elegante Dame verschmäht bereits den allzu gewöhnlich gewordenen Pyjama und ist reuig zum duftigen Saut-de-lit zurückgekehrt . . . ."

Später, wenn sie beim Gemischtwarenhändler und beim „Greisler" ihren Tagesbedarf deckt, ein Tuch flüchtig umgeschlagen, denkt sie

weiter: „Zum Shopping wird nach wie vor nur der Trotteur getragen. Sehr schick wirkt dazu . . .“

Es heißt rasch mit der Hausarbeit fertig sein, denn nun gilt es, die Modehäuser zu besichtigen. Selbst besitzt man nicht mehr als *ein* Kleid, *ein* Paar Seidenstrümpfe. Aber immer noch sieht man damit so aus, daß die andern vor Neid erblassen. Immer noch so, daß die vorführende Verkäuferin sich an die Modeschriftstellerin wendet, welche die Modelle blasiert durch ihr Lorgnon betrachtet, und sagt: „Aber wenn Gnädigste vielleicht selbst . . . Wir würden natürlich einen besonderen Preis machen . . .“

Die Modeschriftstellerin winkt ab. Der besondere Preis wäre immer noch weit über ihre Verhältnisse. Sie klappt kühl ihr Lorgnon zusammen: „Sie verstehen, ich muß allen Firmen gegenüber neutral bleiben: ich bin keine Agentin.“

Heimgekehrt, erfährt sie, daß der Badeofen läuft und repariert werden muß, Mausis Schuhe sind durch. Der Jüngste kann die brüderlichen Schulbücher älterer Auflage nicht mehr benutzen. Franzi scheint Grippe bekommen zu wollen. Das Fieberthermometer ist zerbrochen. Jeder wartet auf sie, jeder will was von ihr, Flickwäsche liegt in Haufen, die Telephonrechnung muß morgen bezahlt werden.

Sie setzt sich nieder und schreibt ihren neuen Artikel: „Die elegante Dame *kann* in diesem Jahr nur Krokodillederschuhe mit echten Silberschnallen tragen. Alles andere ist unmöglich . . . .“

*

Das Lavendelweib.

Wenn man auf der Straße den langgezogenen Gesang hört: „Lavendel — kaufts an Lavendel — zwei Kreuzer s'Büscherl!“ dann weiß man, es ist Sommer. Dann weiß man, man ist in Wien.

Es ist eine richtige und hübsche Melodie und beim „Büscherl“ schnellt die Stimme eine Quart in die Höhe, um gleich wieder in ihre Lage zurückzukehren. Sollte Susannens „Komm, ach mein Trauter“ im letzten Akt des Figaro einmal von diesem Lavendelruf inspiriert worden sein?

Alt genug wäre er dazu. Er hat auch viele Währungsformen überdauert, denn unnötig zu sagen, daß die „zwei Kreuzer“ nur eine poetische Lizenz sind. Neuerdings wird er von geschäftstüchtigen Händlerinnen oft zweistimmig gesungen: dann sind die Lavendelweiber weniger verhutzelt, sie tragen weiße Kopftücher, gehen Hand in Hand und die musikfreudigen Wiener legen die Ohren um und starren ihnen entzückt nach.

Nur ob man den Sängerinnen auch etwas abkauft, möchte ich gern wissen. Wer, um Himmelswillen, kann heutzutage noch etwas mit Lavendel anfangen? Die moderne Frau legt besser ein Säckchen von Coty zwischen ihre drei Kombinationen und sechs Taschentücher. Und die alte Frau, in der der Lavendelruf noch Assoziationen von einem reichgefüllten Wäschespind hervorruft, besitzt ihn doch längst nicht mehr.

Sollten die Lavendelweiber von einer Denkmalschutz- und Fremdenverkehrskommission subventioniert werden? Ihr Gesang, untermischt mit dem „Fliagenfanger!!“ der kleinen Jungen, die um die gleiche Zeit ihre Kegel aus roter Gelatine darbieten, kontrapunktiert von dem „Handlé“ der östlich Eingewanderten und akkompagniert von der Glocke des

„Mistbauers“ — das ist die sommerliche Wiener Straßensymphonie, die war, ist und sein wird. Frankreich, weit mehr begabt in der Erkenntnis der Rhytmen des Alltags, hat seine Pariser Straßenrufe durch Charpentier in der „Louise“ verewigen lassen. Die Wiener Operette, das Wiener Lied pflegt den klebrigsten, magenumdrehendsten Kitsch, aber auf den Gedanken, die wirkliche Musik des kleinen Lebens darzustellen, die sich ihnen fertig komponiert darbietet, sind sie noch nicht gekommen . . . . .

ERICH VOGELER

ZWEI ESKIMOLIEDER

Steinspecht und Rabe.

Ijah! Ijah!
Hab' verloren meinen Mann,
Den großen Jäger, den, der immer Beute machte,
Böser Mensch fing ihn
In seinen Schlingen — ijäh!
Wen soll ich mir nun zum Mann nehmen?
Einen mit stolzem Kamm! Einen mit großen Borsten!
Mit dicken Haaren am Bauch! Bart und Haare überall!

Kräh Kräh Kräh
Nimm mich doch zum Mann!
Hab' ich nicht einen stolzen Kamm, ich? Und Bart und Borsten!
Und dicke Haare am Bauch, Bart, Bart überall!

Ijäh, ij
So'n eklen Kerl soll ich nehmen?
Mit so'm garstigen Kamm, mit so'm widerlichen Bart,
Mit so'ne dicken eklen Haare am Bauch? Ijäh!

Kräh Kräh Kräh Kräh
Wie du bloß jammern kannst um deinen toten Mann,
Aeks, den Madenesser, den Würmerkratzer,
Kräh Kräh Kräh

Die glückliche Mutter.

Wie er pumpert im Sack
Auf meinem Rücken,
Wie ein Eisklump im Wasser,
Wie er rund ist, wie er prall ist,
Wie er pumpert,
Wie er drall ist,
Wie er — pschsch,
Ach, wie er pinkelt,
Ah — ja jeeq,
Guck, guck,
Eiamátsiaq.

(Aus dem Grönländischen)

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, vierte Juniwoche.

Der Reparationsagent hat über die ersten 9 Monate des laufenden Reparationsjahres einen *Bericht* erstattet, der bisher nur im Auszug vorliegt. Der Bericht ist insofern *täuschend*, als er kaum Beachtenswertes zu enthalten scheint. Dabei sollte man jetzt allmählich beginnen, sich zu fragen, *ob* eigentlich *die gegenwärtige Reparationssituation noch lange anhalten kann?* Als vor vier Jahren die deutschen Delegierten in Genua auseinandersetzten, daß und warum sie keine Reparationen bzw. nur wenig Reparationen leisten könnten, antwortete ihnen Lloyd George: *„We have two millions unemployed"*. Jetzt haben *wir* jene zwei Millionen Arbeitslose, die uns damals die Inflation erspart hatte, während unser größter Reparationsgläubiger bei fallendem Frankwert sich um die Arbeitslosigkeit, dieses europäischen Schicksals, herumdrückt, und uns auf dem Weltmarkt erbitterte Konkurrenz macht, gleichzeitig aber von uns die Eroberung des Weltmarktes fordert, um von uns bezahlt zu werden. Dieser widersinnige Zustand kann nicht lange ertragen werden, zumal dann nicht, wenn breitere Kreise in Deutschland sich seiner bewußt werden. Es wäre nicht nur die Pflicht der deutschen Regierung, sondern auch die Pflicht des Reparationsagenten, hier auf Abhilfe zu sinnen. *Der fallende Frank,* wenn er nicht bald auf der abschüssigen Bahn festgehalten wird, *muß den Dawes-Plan gefährden.* Die Frankreich zustehenden Jahreszahlungen für die Rettung des sinkenden Frank zu verwenden: das wäre der beste Dienst, den man zur Zeit der europäischen Wirtschaft leisten könnte, und man sollte ihn leisten — auch wenn man der französischen Regierung diese Form der Reparation aufzwingen müßte.

Aus den Zeiten der Hochkonjunktur des vorigen Sommers ist noch immer eine Institution stehen geblieben, die schon damals unverständig war: die Beratungsstelle für kommunale Auslandsanleihen. Als wir im vorigen Sommer „nur" eine halbe Million Arbeitslose hatten, erkannten einsichtige Leute, daß diese Zahl eigentlich zu gering sei. Gleichzeitig sahen sie ein, daß die damalige Prosperität zu einem großen Teil ihre Grundlage in dem Einströmen großer Auslandskapitalien hatte, die meistens über Kommunalkredite ihren Weg nach Deutschland fanden. War es nicht vollkommen logisch, die Möglichkeit der Anleiheaufnahme für die Kommunen schwierig, ja fast unmöglich zu machen? War es nicht vollkommen logisch, auf diese Weise die drohende Wirtschaftskrise zu verschärfen, die gleichzeitig die Kreditwürdigkeit der deutschen Industrie in einem zweifelhaften Lichte erscheinen ließ? Man stoppte die Anleiheaufnahme der Kommunen und

erhielt als Resultat eine Arbeitslosigkeit, die immer noch 2¼ Millionen Menschen umfaßt, von denen eine halbe Million aus der Erwerbslosenfürsorge „ausgesteuert" ist. Nach diesem Ergebnis ließ man die Institution der Beratungsstelle für kommunale Auslandsanleihen ruhig weiter bestehen; denn inzwischen hatte sich noch eine besonders nützliche Nebenwirkung gezeigt. Die Beschränkung der Anleiheaufnahme im Auslande wirkte als ein angenehmer *Schutz für die inländischen Banken,* die ihre Kredite noch immer um mindestens ein Prozent teurer hergeben als das Ausland. Nur die Kirchen dispensierte man von der Entrichtung dieses Tributs an die Banken; sie dürfen zweifellos „produktive" Anleihen im Auslande so billig nehmen, wie sie wollen. So steht die Beratungsstelle da, ein Schutzengel sowohl der Wirtschaftskrise und der Arbeitslosigkeit als auch der Emissionsgewinne der deutschen Banken, und niemand denkt daran, sie zu beseitigen, wahrscheinlich weil es der deutschen Wirtschaft noch immer zu gut geht, als das man ihr das befruchtende Auslandskapital gönnen dürfte; oder sind die Emissionsbedingungen für Kommunalanleihen an sich in Deutschland so günstig, daß man sie künstlich verschlechtern müßte?

Als die *A. E. G.* sich in der Inflationszeit ihre „Rohstoffbasis" in recht unorigineller Anlehnung an das Vorbild anderer Konzerne schuf, indem sie sich nicht nur an der Linke-Hofmann-Lauchhammer A.-G., sondern auch an der Oberschlesischen Eisenindustrie A.-G. (Caro) interessierte, konnte niemand voraussehen, wie teuer sie ihre Zeitgemäßheit einmal würde bezahlen müssen. Jetzt hat der Abschluß der Linke-Hofmann-Lauchhammer A.-G. gezeigt, wie verlustreich das oberschlesische Geschäft gewesen ist. Noch immer werden keine zahlenmäßigen Angaben darüber gemacht; mutmaßen läßt sich aber, daß außer dem Passivsaldo der Debitoren und Kreditoren von Caro nicht allzuviel in die Linke-Bilanz eingegangen ist, außer Abschreibungen auf Beteiligungskonto, über deren Ausmaß keine spezifizierten Angaben gemacht sind. Obendrein hat man eine beinahe wertlose Forderung der Großbanken gegen den neuen oberschlesischen Montantrust übernehmen müssen; theoretisch lautet sie auf 5 Millionen, praktisch ist sie jedoch den Krediten des Reichs und Preußens nachgeordnet, die selbst erst nach 15 Jahren zurückgezahlt und nur lächerlich gering verzinst werden sollen. Mit der Linke-Bilanz dürfte die oberschlesische Angelegenheit für den Hauptbeteiligten, die Darmstädter und Nationalbank, erledigt sein; bei der A. E. G. wird sie erst in der Bilanz dieses Jahres ins Licht der Öffentlichkeit treten. Hinzu gesellt sich jetzt gleich noch ein kleinerer Verlust bei der Stahl- und Walzwerks-A.-G. Hennigsdorf, die ihr Kapital um 4 Millionen kürzen muß. Dabei scheint man freilich auf dem Rücken der freien Aktionäre noch einen

kleinen Emissionsgewinn realisieren zu wollen, indem man ihnen die 1925er Obligationen des Unternehmens verkauft, um eventuell junge Aktien zu beziehen, mit deren Ausgabe dem kranken Unternehmen neue Mittel zugeführt werden sollen. Immerhin wird der Nettoverlust recht beträchtlich sein. Die Inflationsfehler rächen sich auch bei denen, die der Stabilisierung nicht völlig zum Opfer fallen.

In einer Reihe von Kali-Generalversammlungen der letzten Wochen kam der dringende Wunsch nach einer Erhöhung der Kalipreise zum Ausdruck. Selbst der Geschäftsbericht von *Wintershall* stellte fest, daß die unterste Grenze der Preise erreicht sei, d. h. daß die Preise eigentlich zu niedrig seien. Seltsam dabei ist nur, daß man recht stattliche Dividenden zahlt und sich an einem geschäftlich so riskanten Unternehmen, wie der Deutschen Getreidehandelsgesellschaft m. b. H., beteiligt. Oft genug hat man die schwierige Lage der Landwirtschaft betont, und diese neue Gesellschaft soll bekanntlich planen, den Roggenpreis auf ein Niveau zu bringen, das nur noch 20% unter dem des Weizens liegt, während die Differenz von Roggen- und Weizenpreis zur Zeit etwa 40% beträgt. Offenbar will man hier ein *Tauschgeschäft auf dem Rücken der deutschen Verbraucher* abschließen: *für den höheren Roggenpreis soll die Landwirtschaft höhere Kalipreise bewilligen.* Bei der Kurzsichtigkeit der Führer der Landwirtschaft kann man ihnen zutrauen, daß sie sich auf ein Geschäft dieser Art einlassen, zumal da die *Bank des Reichslandbundes* direkt *an Kaliunternehmungen interessiert* ist. Für den landwirtschaftlichen Fortschritt ist jedenfalls weder ein höherer Roggenpreis noch ein erhöhter Kalipreis unbedingt wünschenswert oder gar notwendig; ein erhöhter Kalipreis ist vielmehr, zumindest für die Masse der deutschen Bauern, weit gefährlicher als die schlimmste Roggenbaisse.

Die deutsche Kunstseidekonvention ist zustandegekommen. Es war mit ihr zu rechnen, denn eine Zollprämie, deren Ausnutzung die freie Konkurrenz nicht zuließ, lockte auch hier. Gewiß bedroht die *Schwäche der italienischen Währung* die Festigkeit der Preiskonvention, aber man versucht, sich dagegen zu schützen, indem man einen *Treurabatt* eingeführt hat, der den Abnehmer verpflichtet, 90 Prozent seines Bedarfs bei deutschen Firmen zu decken. Sollte der Versuch, die Preise auf diese Weise zu stabilisieren, nicht glücken, so wird man vielleicht auch hier den Versuch einer internationalen Verständigung machen. Da auch die italienischen Firmen bereits kartelliert und die Beziehungen der deutschen wie der italienischen Firmen zu der großen englischen Kunstseidenunternehmung *Courtauld's* recht eng sind, läge die Idee einer solchen Verständigung nahe.

GLOSSEN

MALEN VERBOTEN!

Ich habe Angst für die Pariser Malerei. Diese Angst hat gar nichts mit ästhetischer Bedrängnis zu tun. Ich befürchte einen administrativen Eingriff. Hört nur, was in drei Monaten, in nur drei Monaten geschah: Salon des Indépendants, 4000 Nummern; Salon des Artistes Francais, 2000 Nummern; Salon des Tuileries, 3000 Nummern. Daneben gibt es 70, 80, 90 . . . 120, ich weiß nicht wieviel Galerien, die alle vierzehn Tage einmal ihr Ausstellungsprogramm erneuern. Leute wie Louis Vanxcelles, Florent Fies, André Warnoot sind täglich acht bis zehn Stunden unterwegs, um Bilderfronten abzuschreiten. Daß man dem bedauernswerten Vanxcelles kürzlich ein Festbankett mit 500 Gedecken offerierte, wo der fabelhaft gescheite Minister de Monzie ihm Lorbeeren wand, kann ihn nicht dafür trösten, daß er über Pariser Malerei schreiben muß. Aber man wollte was für ihn tun, ehe er definitiv vom Bilderanschauen verrückt wird, verrückt werden muß.

Es soll in Paris 20 000 Maler geben. Jawohl, ich weiß, die Franzosen können nicht dafür, obschon sie übereifrig mittun. Ich weiß auch, daß es bis dahin kein gesetzliches Mittel gibt, um die Malerei zu verbieten. Aber 20 000 Maler in Paris, ich bitte Sie, Stammelt Entschuldigungen, redet nur vom künstlerischen Knotenpunkt an der Seine, laßt sogar das allerehrbarste aller Motive, das Valutamotiv, gelten; ich kann mir nicht helfen, zuviel ist zuviel.

Ich befürchte einen administrativen Eingriff. Man wird bei aller Lammesgeduld nicht ewig dieser Materialvergeudung von Leinwand, Farben, Pinseln zusehen. Das Argument, das Talent rechtfertigt alles, muß dem ökonomischen Motiv weichen, dabei geht die Nerven- und Augenkraft der Zeitgenossen zum Teufel. Wenn ich abends in meinem Sommerquartier beim Apéritif sage: „Morgen fahre ich nach Paris“, so bemerkt der Schlaueste: „Tun Sie's nicht, Sie müssen wieder einmal Bilder ansehen.“ Dann verspreche ich hoch und heilig, das hätte ich längst aufgegeben. Kaum bin ich da, — das Verhängnis will, daß ich auf Bahnhof Montparnasse aussteigen muß — so halten mir zwanzig Zeitungen, zwanzig Plakate den kategorischen Imperativ entgegen, bei Bernheim gebe es dies und bei Druet gebe es das. Und ich versinke im Farbenchaos.

Glaubt mirs, die Behörden werden eingreifen: Ich weiß noch nicht wie. Die Ateliers konfiszieren? Hilft nichts. Die Leute malen dann im Keller oder unter den Seinebrücken. Farben und ähnliche Malutensilien beschlagnahmen? Dann würde man die ehrsame Zunft der Anstreicher schädigen. Es wird wohl eher zu einem radikalen Verbot kommen. Malen verboten! Ich sehe es schon vor mir im offiziellen Maueranschlag der préfecture de la Seine. Um Montparnasse wird ein Sicherheitskordon gezogen, Rotonde, Dôme und Select werden von Polizeiagenten in Zivil überwacht, wenn nicht als Brutstätten des Verbrechens geschlossen. Es wird ruhig werden im Grand Palais; die Salons werden durch Ausstellungen von Brieftauben, Meerschweinchen und ähnlichen harmlosen Dingen ersetzt. Und es wird still werden

in der Rue de la Boetie und der Rue de Seine; Louis Vanxcelles aber wird seinen Abschied nehmen und sich der Kaninchenzucht widmen.

Dann, nach fünf, nach zehn Jahren, wird es deren geben, die auf abgelegenen Dörfern der Bretagne mit den Farben und Pinseln, die sie den Anstreichergesellen abgebettelt haben, wieder ans Malen gehen. Unter der Gefahr, zu schweren Kerkerstrafen verurteilt zu werden. Das sind dann, gottlob, die Richtigen, die Corot und Renoir, der neuen Aera, die die malerlose, die schreckliche Zeit des Interregnums überstanden haben.

Frantz Clément-Paris

WURDE DER JUNGEN MALERIN KLUGSCHNACK VORGESTELLT

Wenn ich einmal großen Appetit
Auf ein großes Wiener Schnitzel habe,
Und ich esse Käse. Und ein Knabe,
Greller Bettelknabe säße
Weinerlich am Straßenrand;
Und ich drückte ein Stück Käse
In die vorgestreckte Hand.
Und ich zöge magenknurrig
In der Anekdote weiter
Und belöge mich: Wie heiter
Das gewesen sei, wie schnurrig.
Und es käme irgendwie
Wer, dessen fidele Güte
Mich zu einem Schnaps einlüde.
Und dann kämen Sie. —
Ja, dann wollt' ich Ihnen, die ich eben
Kennenlernte, junge Malerin,
Anfangsunterricht im Malen geben,
Ob ich auch daraus kein Maler bin.

Joachim Ringelnatz

„HEUTE"

Im Jahre 1920 richtete eine kulturbeflissene Budapester Zeitung an einen weiten Kreis von Prominenten, der von Politikern und Schriftstellern über Bischöfe bis zu Schauspielerinnen reichte, wo er sich schloß — eine in Anbetracht des noch wütenden weißen Terrors sehr angebrachte, aber ebendeshalb auch nicht ganz gefahrlos zu beantwortende Rundfrage:

„In welcher historischen Epoche möchten Sie gerne leben?"

Die Befragten warfen sich ins Kostüm und strapazierten ihre Phantasie.

Der liebe, feine Eugen *Heltai* aber antwortete: *„Heute, wenn's möglich wäre."*

OTTO UND ERIKA

Das Mädchen geht schneller der Reife entgegen als der Knabe. Von diesem Unterschied der Tempi kommen oft Disharmonien.

Nur ein Beispiel:

Vetter Otto und Base Erika, beide fünfzehnjährig, wandeln aus dem Englischen Garten die Werneckstraße lang.

Frühling. Otto erzählt feurig von seinen Erlebnissen mit dem Griechischlehrer.

Erika beißt sich die Lippen blutig. Plötzlich:

„Hör mal, mein Strumpfhalter ist abgegangen. Komm in den Hausflur und mach ihn zurecht!"

Otto macht höchst sachlich den Strumpfhalter zurecht. — Sie treten ins Freie, und Otto fährt fort:

„Da sag ich ihm: „Herr Professor," sag ich, „für drei grobe Fehler und einen kleinen verdien ich keine Vier mit Fragezeichen — sondern höchstens eine minus Drei."

Erika: „Otto! Meine Untertaille ist rausgerutscht. Komm in den nächsten Flur und schieb sie mir hinein."

Otto schiebt ihr die Untertaille in den Bund. Und fährt fort — im dunkeln Flur:

„Ueberhaupt ist ein Zirkumflex statt eines Akuts kein grober Fehler — das ist doch klar.“

Erika blickt mit flackernden Augen um.

„Otto! Wir sind allein; seien wir mal recht, recht unartig!“

Otto — aufjauchzend:

„Au, fein! Wir schmieren alle Wände voll!“

Roda Roda

FILM.

Von wilden Tieren und Menschen.

Zwei Filme reißen jetzt unsre entzückten Augen in Gefilde, die zauberischer sind als die Zauberreiche der alten Zaubermärchen. Der eine zeigt hauptsächlich Tiere, der andere hauptsächlich Menschen, in Afrika. Aber der Tierfilm führt natürlich auch Menschen, der Menschenfilm auch Tiere vor, und beide die mannigfaltigsten Landschaften dieses immer noch unerkanntesten aller Erdteile von der Wüste bis zum tropischen Urwald.

Der eine heißt „Auf Tierfang in Abessinien“ und ist gefertigt von der Kulturabteilung der Ufa durch Professor Neumann, dem abenteuerlichen Operateur Lieberenz, dem Regisseur Garden und vor allem durch den Tierforscher Dr. Heck und dem Tierwärter Ohlsen, welche diese Expedition nützten, um neue Tiere für den Berliner Zoo zu fangen. Zweierlei erregt uns hier besonders, weil es bisher Menschenaugen noch nicht sichtbar ward. Erstens die Menschen, Siedlungen und Bräuche des geheimnisreichen Kaiserreichs Abessinien, das, seit es Aethiopien hieß, durch die Jahrtausende Rudimente der antiken, jüdischen, christlichen, islamischen Kultur aufsaugte. Zweitens werden, im Gegensatz zu den schautenhaft-neroischen Gesten anderer Forschungs- und Kulturfilme, in geradezu harmlos-heiterer Art wilde Tiere gejagt, nicht „erlegt“, sondern gefangen: schreckliche Leoparden, Hyänen und Schlangen, sowie Gazellen, Affen und Wundervögel. Sie werden so präzis, so exakt, so sanft gefangen, daß die Grausamkeit der exotischen Kämpfe wirkt wie Spiel.

Und ein Spiel ist wiederum dieser Film gegen die Großartigkeit des französischen Films „Das schwarze Geschlecht“, den die Automobilfirma Citroën eigentlich als Propagandafilm für ihre Fabrikate herstellte. Acht tankartige Autos mit Anhängern fuhren von der Küste des Mittelländischen Meeres durch die Sahara, durch Zentralafrikas unerforschte Gebiete, bis zu den Nilquellen und ostwärts durch das frühere Deutsch-Ostafrika bis nach Mozambique und Madagaskar. Kein Hindernis ist für diese Autokarawane möglich; sie fressen sich durch unendlichen, bisher undurchquerbaren Wüstensand, durch Urwald und Prairie, durch Steinmeere, Stromschnellen und verzackte Flußufer. Was gezeigt wird, ist nur eine Auswahl aus dem Filmmaterial, das in achteinhalb Monaten gewonnen ward — und führt doch alles im bewegten Bilde vor, was seit fünfzig Jahren die Afrikaforschung mühselig in Hunderten von Wälzern niederlegte. Diesen Film, seine strotzende Vielfältigkeit und Märchenwirklichkeit zu schildern, erforderte wieder einen Wälzer.

Wir erblicken jegliches Getier und jegliche Art von Menschen, bis zu der Zwischenstufe der bisher sagenhaften Urwaldpygmäen, von denen man nicht weiß, ob hier Tier noch nicht Mensch, oder Mensch bereits wieder Tier ward. Jenes Innerafrika, das Stanley 1875 als Erster erforschte, ist unverän-

dert nun vor den Augen aller zu erblicken, als kleiner Bruchteil des Ganzen. Nichts sei gesagt von den Abenteuern, Landschaften, Tieren und ungeheuerlich-phantastischen Sitten in diesem Film, sondern nur ein Wort über die Menschen, welche die schönst-gewachsenen der Erde sind in ihrer schimmernden hochbeinigen Nacktheit. Sie scheinen alle heiter, freundlich und gut und sind verwurzelt in uralter Kultur, von den Umwohnern weltferner Wüstensäume bis zu denen, welche die entarteten Pharaonenschädel und die Bildnerei Altägyptens bis in unsere Tage trugen. Und sie tanzen und tanzen, tanzen, wenn sie zum erstenmal ein Auto sehen, tanzen zu immerwährenden Festen und zum Abschied; es tanzen die weißgetünschten Jünglinge vor und nach der Beschneidung; es tanzen die Könige, die Zauberer und die Frauen; sie tanzen den vollkommensten Charleston, tanzen nicht nur mit den Beinen, sondern auch mit den Bäuchen und den kegelhaft spitzen Brüsten. Zeitlupenaufnahmen der tanzenden Frauen offenbaren uns das Geheimnis der Harmonie dieser Tänze, deren Rhythmus uns bereits aus dem Schwarzweißbild in Trance versetzt.

Ich weiß kein Buch, das so lesenswert ist, wie diese Filme sehenswert. Ich weiß keine Beschäftigung, die in anderthalbstündiger Frist so viel Wissen, Entzücken, Tier- und Menschenkenntnis vermittelt wie diese Filme. Heimgekehrt überblickt man mit bisher ungefühlter mitleidiger Verächtlichkeit die Bücherreihen an den Wänden, denn so und nicht anders wie diese Filme wird das Lehr- und Bildungsmaterial künftiger, glücklicherer und unbeschwerterer Menschheit aussehen.

Kurt Pinthus.

NOTIZEN

Wie viele Leute wären dazu geboren, miteinander in Frieden zu leben, hätten sie nicht den Irrtum begangen, einander zu heiraten!

*

Die Schwiegermutterschaft ist die letzte erotische Manifestation der Frau: eine entartete Form der Eifersucht.

*

Im Leben der Frau gibt es eine Periode, in der sie die Schönheit der Jugend nicht mehr und die Schönheit der Reife noch nicht besitzt. Es geht ihr wie gewissen Münzen, die keinen Wert mehr haben, weil sie außer Kurs sind, und noch keinen Wert haben, weil sie noch nicht antik sind.

*

Wie Kettenraucher, die ihre neue Zigarette mit dem Rest der alten in Brand stecken, gebrauchen manche Frauen den in Liquidation befindlichen Geliebten als Köder für den neuen Geliebten.

*

Die Frauen betrügen uns nicht, weil wir's verdienen, sonst betrögen sie uns immer, oder sie betrögen uns nie. Indessen betrügen sie uns nur dann und wann, wenn's ihnen gerade paßt.

*

Die Stimme ist mir das liebste an den Frauen. Schade, daß sie reden müssen, damit man jene hören kann.

*

Wie zartfühlend die Frauen doch manchmal sind! Sie wären imstande, einen Fisch abzutrocknen, damit er sich keinen Schnupfen hole!

*

Die Sommerfrische, das heißt die Gewohnheit aufs Land zu gehen,

haben die Ehemänner aufgebracht, die gerne in der Stadt bleiben.

*

Ein Toter wird vorbeigetragen. Du ziehst den Hut. Es ist besser, du grüßt den Toten, als daß der Tote dich grüßt.

*

Die Abwesenden haben immer unrecht, außer sie sind tot. In diesem Falle beginnen sie recht zu haben.

*

Die Kriege sind das Taubenschießen der Götter.

*

Ich liebe Möbel mit vielen Schubladen, Kleider mit vielen Taschen und philosophische Probleme mit vielen Lösungen.

*

Niemand ist Prophet in seinem Lande. Das sagt man oft von denen, die im Ausland ihr Glück gemacht haben. Aber man vergißt, daß sie im Ausland auch ihren Beruf wechselten: die Aerzte sind nach Amerika gegangen, um Spirituosenhändler zu werden, die Anwälte, um als Barbiere ihre Kunden einzuseifen, und die Journalisten, um Schuhe zu putzen. Mit diesen neuen Berufen hätten sie aber auch zu Hause Erfolg gehabt. Wenigstens machen die Journalisten, die sich aufs Schuhputzen verstehen, auch bei uns ihr Glück und brauchen nicht erst auszuwandern.

Pitigrilli
(Deutsch von B. F.)

TISCH MIT BÜCHERN

Henry Barbusse: Kraft. Verlag Die Schmiede, Berlin 1926.

Drei Novellen von dem Dichter des „Feuer", der der Dichter des „Feuer" geblieben ist. Hamsun z. B. schrieb nach dem „Hunger" die „Mysterien" und danach den „Pan" und schließlich „Segen der Erde". Barbusse schrieb das „Feuer". Aber das allein ist schon viel. „Kraft" heißt die umfangreichste der Novellen dieses Bandes. Sie spielt zu Cäsars Zeiten im römischen Reich. Das Kolorit ist unverkennbar Anatole France. Aber schwächer. Einer der Lateiner hat die magische Kraft aus dem Weltall in sich gezogen. Merkwürdigerweise braucht er Maschinen, um sie zu reproduzieren. Die Kraft aber muß in einem sein, die Kraft, zu denken und das Gedachte wirkliche Erscheinung werden zu lassen. Brauchen die Inder dazu Maschinen? Barbusses Kraft-Mensch braucht sie, wahrscheinlich deshalb, weil sie zerstört werden, was wieder beweist, daß man denen, die am Leben bleiben, „die Gewalt lehren" muß. „Wahrheit", die andere Novelle, ist eine Satire auf den Menschentyp, der in der Jugend die Wahrheit sagt und tut, sie aber im Alter und zu einem Amt gekommen verleugnet. Am besten ist die dritte Novelle „Jenseits". Sie ist *erzählt.* Ein Flieger findet die Riviera, über die explodiertes Giftgas hinstrich, als Totenstätte. Der letzte Mensch sieht alle Menschen so erstarrt, in derselben Haltung, die sie zur Zeit der Gasexplosion einnahmen. Er

sieht in alle Häuser, Spelunken, Paläste, Salons, Boudoirs, Schlafzimmer — überall ist das Geheimnis enthüllt. Der Wunschtraum eines Voyeurs, als welcher Barbusse im „Erfa“ begann. Merkwürdig und Material für Freud, wie das sexuell Irritierende Barbusse zu künstlerisch höheren Leistungen treibt, als das soziale Ergriffensein.

*

Arthur Schnitzler: Traumnovelle. Verlag S. Fischer, Berlin 1926.

Wiederkehr aller Schnitzlerstimmen. Aber zusammengefaßt und gesteigert zu einem virtuosen Kammerkonzert. Das klassische Land des Traumes, Oesterreich, hat diese Geschichte genährt, diese Geschichte von dem Arzt, der in der Wirklichkeit bis an die Grenzen des Traumes kommt, und von seiner Frau, die im Traum ihre Wirklichkeit erlebt. Einmündet beides in Erkennen, „daß die Wirklichkeit einer Nacht, ja, daß nicht einmal die eines ganzen Menschenlebens zugleich auch seine innerste Wahrheit bedeutet“ und daß kein Traum völlig Traum sei. Dem Schwebezustand solchen Geschehens, dem Ineinandergehen von Traum und Wirklichkeit ist Schnitzler Meister. Wie die Geschichte ausgewogen ist, wie sie winkelig gebaut ist, wie das Licht verteilt ist mit unsicherem Schein und wechselnden Schatten — das umgibt eine echte Novelle. Schade, daß die chronische Ueberschätzung, der sich das Theater in Deutschland erfreut, und die Interesselosigkeit an Erzählungen den Novellisten Arthur Schnitzler nur in den Pausen zwischen Dramenarbeiten aufkommen ließen. Novellen sind Unterseeboote. Frei-

lich haben sich unsere Flottenbauer auch in die Schlachtschiffe verliebt und mit ihnen den Krieg verloren. Dasselbe Monumental-Dekorative hat die Novelle in Deutschland verhindert.

Oskar Maurus Foetana.

ANEKDOTEN

Die „Action française" griff einmal Henri Béraud an und warf ihm unter anderem vor, „er hasse alles, was die Mittelmäßigkeit überrage." Béraud schrieb dem Verfasser des Artikels: „Sie hasse ich nicht."

*

Als Anatole France sich trauen ließ, sprach der Pfarrer von den großen Denkern, die gläubig gewesen seien. Er führte Corneille, Racine, Chateaubriand und Lamartine als Beispiele an. Er bedauerte, daß ein Talent wie France nicht gläubig sei und er verflocht Schmeicheleien in seinen bitteren Sermon. Anatole France hörte sich alles ruhig an und flüsterte seinem Nachbarn zu: „Dieser Pfaffe versohlt mir den Hintern, aber er tut es mit Lorbeerzweigen."

*

Barbey d'Aurevilly und Coppée saßen einmal im Café zusammen. Barbey brüllte Coppée zu: „Hören Sie mal, man erzählt sich, daß ich Päderast bin." Er sprach so laut, daß alle Gäste es hören konnten: „Ja, die Päderastie entspricht meiner Natur und meinem Geschmack .... und meine Religion verbietet sie mir nicht." Mit einer Geste des Abscheus fügte er hinzu: „Die Häßlichkeit meiner Zeitgenossen hat mir dies Vergnügen schon lange verleidet."

*

Als Michelet sich in Nantes aufhielt, schlug ein Blitz in einer Kirche ein, die in unmittelbarer Nachbarschaft von Michelets Wohnung lag. Auf die Frage, ob er Angst gehabt habe, antwortete der Historiker: „Keine Spur. Gott kennt doch die Seinen."

INHALT DES LETZTEN HEFTES
Nr. 25.

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin SW 19, Beuthstraße 19. Telephon: Merkur 8790, 8791, 8792. Verantwortlich: Leopold Schwarzschild, Berlin SW 19, Beuthstr. 19. — Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin SW 19, Beuthstraße 19. — Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Wien 156 791. Bankkonto: Commerz- u. Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstraße 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Prikopy 6. — Druck von Gehring & Reimers G. m. b. H., Berlin SW 68, Ritterstraße 75. — Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Beuthstraße 19.

Bezugspreis durch die Post in Deutschland pro Monat 2.— Reichsmark, pro Quartal 6.— Reichsmark; unter Streifband im Inlande und nach Österreich monatlich 2.25 Reichsmark, vierteljährlich 6.50 Reichsmark. Für das übrige Ausland nur Streifbandlieferung monatlich 2.50 Reichsmark, vierteljährlich 7.— Reichsmark.